



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

721

Per. 3977 d. $\frac{163}{1809(1-2)}$



J E N A I S C H E
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG
V O M J A H R E
1 8 0 9.

SECHSTER JAHRGANG.

ERSTER BAND.

MIT EINER KUPFERTAFEL.



J A N U A R, F E B R U A R, M Ä R Z.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1 8 0 9.

(Programm nebst dazu gehörigem Kupfer wird nächstens nachgeliefert werden.)

I.

Altes Gemälde.

Das in vorstehendem Kupferstich verkleinert abgebildete Gemälde von seltener Vortrefflichkeit wurde durch ein günstiges Ungefähr vor nicht langer Zeit einem unserer Freunde zugewendet. — Von welches großen Künstlers Hand solches herrühre, mögen wir auszumachen nicht unternehmen, theils weil es schwer ist, die einmal anders Gesinnten in dergleichen Fällen von ihrer Meinung abzubringen, theils weil in der That ein Irrthum leicht kann begangen werden. Überdies hat der wahre Werth eines Kunstwerks mit dem Namen, den es führt, eigentlich nichts zu schaffen; und so soll auch unser Bericht von dem hier in Frage kommenden Gemälde sich ohne Nebenabsicht bloß mit den wesentlichen Verdiensten desselben beschäftigen.

Alt ist das Werk unstreitig, und im Ganzen ziemlich wohl erhalten; wahrscheinlich aber ist der Ton der Farben überhaupt etwas dunkler geworden, als er anfänglich seyn mochte. Geschmack und Behandlung erinnern, das kann niemand leugnen, zunächst an Correggio. Aus dieser Ursache werden wir uns im Verfolg oft auf denselben vergleichend berufen müssen: allein es geschieht keineswegs mit dem Vorhaben, ihm unser Bild bestimmt zuzueignen, sondern allein darum, weil zur Prüfung desselben keines anderen Malers Werke einen so schicklichen und zu gleicher Zeit hohen Maßstab darbieten.

Betrachtet man nun erstlich die Erfindung und Composition überhaupt: so erscheint hier zwar nicht der hohe Grad sentimentaler Innigkeit, wie etwa in Correggio's bekannter Vermählung der heil. Catharine, oder in der Madonna *la Zingara*, oder der Madonna mit dem Kinde, dem ein Engel Früchte bringt; auch ist in den eben genannten Bildern die Anordnung eleganter: indeß fehlt es dem unsern ebenfalls nicht an Zartgefühl und dem freundlichen Beywärmenseyn, welches Correggio in seinen Bildern so gerne darzustellen unternahm, und welches selten einem anderen so gut als ihm gelungen ist.

Die Formen sind so, wie sie diesem großen Meister gewöhnlich waren: weniger ausschweifend und rundlich als im St. Georg zu Dresden, oder in der Kuppel zu Parma u. s. w., gleicht der Geschmack der

Zeichnung in unserm Bilde am besten der Zeichnung im Gemälde vom heil. Sebastian. Nicht ohne Wahrscheinlichkeit würde man sogar muthmaßen können, das junge Mädchen sey mit dem jungen Mädchen in jenem Gemälde, welches eine Kirche in der Hand hält, nach einerley Modell, nur um ein oder ein paar Jahre später gemalt. Ähnlichkeit mit den Zügen des Pfeilschnitzers läßt sich ebenfalls nicht verkennen, und Köpfe, welche mit dem Kopf des Knaben übereinstimmen, sind ohne Mühe häufig in Correggio's Werken nachzuweisen.

Es dürfte fast scheinen, als ob wir hiemit dem berühmten Haupt der lombardischen Schule einförmige Manier in seinen Bildungen vorwerfen wollten: indeß ist der Sinn unserer Bemerkungen durchaus nicht tadelnd. Das Manierirte entspringt nicht daraus, daß ein sehr schönes oder interessantes Gesicht in verschiedenen Bildern öfter erscheint, denn auch im Leben sieht man dieselbe schöne Gestalt gern oft; sondern, wenn derselbe Ausdruck, Gestalt, Motive u. s. w. schicklich und unschicklich bis zum Ueberdruß wiederholt sind, und der Beschauer gleichsam schon zum Voraus weiß, was er zu sehen bekommt. Die größten Meister, Rafael selbst nicht ausgenommen, haben gewisse Favoritgesichter, welche selten in einem ihrer Bilder fehlen, und Kunst und Gemüth hat sich gewöhnlich in denselben am besten ausgedrückt.

Correggio brachte im Ausdruck, besonders bey jugendlichen Figuren, Weibern und Kindern, die ihn eigenthümlichen frohen Minen, ein heiteres Lächeln mit geöffnetem Munde und stark vertieften Seiten desselben an; seine Nachahmer sind darüber fast alleinal ins caricaturmäßige Manierirte verfallen, und zuweilen hat er auch selbst, zumal in seinen späteren Arbeiten, ein wenig die Grenzlinie übertreten. Wir können daher sagen, daß in dem Bilde, von welchem hier die Rede ist, das Verdienst des Ausdrucks vorzüglicher und naiver sey, als es sonst in den meisten Arbeiten des Correggio zu seyn pflegt. In dem Mädchen besonders bemerkt man einen so hohen Grad von jugendlicher, sorgenfreyer Unschuld, von reinem, menschlichem Daseyn ohne Anspruch, ohne Ziererey, daß keine Nachahmung ihn erreichen, keine Worte beschreiben können. Der Knabe, so vortrefflich er auch an sich ist, gleicht schon etwas mehr jener allgemeinen, vorhin angedeuteten, dem Correggio gewöhnlichen Weise, doch dergestalt ge-

mässigt, daß, im Fall das Bild wirklich für eine Arbeit dieses Meisters gelten sollte, man eben daher auch zu schliessen berechtigt wäre, es gehöre nicht zu den späteren Arbeiten desselben, und sey wahrscheinlich verfertigt worden, ehe noch im Fortschritt seiner Kunst einiges Übertriebene sich eingefunden hatte. Bey fernerer Betrachtung des Werks wird der Beschauer von dem höchstbelebten Kopf der Alten angezogen. Man glaubt ihre Stimme, ja das Geschrey zu vernehmen, womit sie das unbefangene blickende Mädchen auf einen ausser dem Bilde gedachten Gegenstand aufmerksam machen will, und, wie der Künstler eben hier als vollendeter Meister gewaltet, verdient unsere höchste Bewunderung; er hat dieser Alten große Formen, edle Züge mitgetheilt, aber nebenher den Adel der Form durch eine große Warze an der Seite, und durch den erwähnten gemeinen Ausdruck des Geschreys wieder daniel gehalten, dem Beschauer gleichsam zum Scherz überantwortet.

In Betreff des Colorits sind wir sehr geneigt zu glauben, unser Bild habe durch Einwirkung von Zeit und Zufällen einige Veränderung erfahren. Zwar ist die Farbe immer noch gut, indem sie harmonisch und in den Übergängen bewundernswürdig in einander fließen; aber eine so blühende Carnation, wie allenfalls von einem Werke erwartet werden dürfte, das, in Gemäßheit seiner übrigen Eigenschaften, die Vergleichung mit den Arbeiten des Correggio nicht scheut, findet sich gegenwärtig nicht mehr, ausgenommen an des Mädchens Ohre, einem der schönsten, welche von moderner Kunst gebildet worden, und wo vielleicht stärkerer Farbauftrag weniger Veränderung des ursprünglichen Tons erlaubte, als an anderen Theilen. Denn daß Veränderung wirklich Statt gehabt haben müsse, läßt sich augenscheinlich an der Stirne des mehr erwähnten Mädchens nachweisen, welche im Verhältniß zu den übrigen Theilen des Gesichts nicht mehr lichtgenug ist. Die Schattenparthieen mögen durchgängig etwas tiefer geworden seyn; doch ist nichts schwarz, sondern alle Gegenstände noch immer vollkommen deutlich, der Ton überhaupt vortrefflich und das Werk, von dieser Seite betrachtet, musterhaft. Wir können dieses um so mehr behaupten, da auch die Anlage von Licht und Schatten im großen Geschmack gedacht ist, so daß breite ruhige Massen entstehen, welche das Ganze in höchster Deutlichkeit und gefällig fürs Auge erscheinen lassen.

Die Falten sind ebenfalls nach dem Princip der Massen gedacht, gelegt und gemalt, mit großen Brüchen, so wie sie in Correggio's Bildern gewöhnlich vorkommen. Der weisse Hemdeärmel des Mädchens hat zwar einige schmalere und tiefere Falten; allein es ist sehr wahrscheinlich, daß verschiedene anfänglich leichte Schatten an dieser Stelle, theils durch die Zeit, theils durch Restauration etwas auffallender geworden sind.

Über die Vertheilung der Farben zur harmonischen Wirkung des Ganzen gestatten uns der geringe

Umfang des Bildes und seine wenigen Figuren keine weitläufigen Anmerkungen; nur so viel ist zu melden, daß auch dieser Theil des Werks zweckgemäss ist, und sich darin wie in allen übrigen bereits abgehandelten Eigenschaften gute alte Zeit, Geschmack und Meisterschaft ankündigen. Der oben gedachte weisse Hemdeärmel des Mädchens ist die zuerst auffallende Farbenmasse; demselben zunächst zeigt sich der Rock dieser Figur von gedämpftem Orangegelb. Der Alten scheint ein ins Grüne fallendes Gewand gegeben zu seyn, welches sich kaum noch vom dunkeln Grunde unterscheidet; das Kopftuch derselben ist sehr niedergehaltenes Weiss. Der Knabe hat ein Kleid von noch mehr geschwächter Farbe, das vielleicht ungebleichte Leinwand bedeuten soll. Durch diese Anlage der Massen entsteht eine schöne Stufenfolge und milde Abweichung derselben aus der hellen Mitte nach dem dunkeln Grunde hin, in der Art wie Correggio, wenn er wirklich Verfertiger des Werks wäre, sie ungefähr würde gemacht haben.

An einem Gemälde von solchen ausgezeichneten Verdiensten, wie das, von welchem hier geredet wird, kann man ganz natürlich auch eine meistermässige Behandlung erwarten. Sie äussert sich indessen nicht in mächtigen auffallenden Strichen, sondern verbirgt sich gleichsam, und will gesucht seyn. Es ist die Eigenschaft hoher Kunstwerke, daß sie durch kein Werkzeug oder mechanisches Wirken hervorgebracht, sondern als Naturproducte erscheinen, und so ist es mit dem unsern allerdings beschaffen. Die Gesichter des Mädchens und des Knaben sind wie durch göttlichen Willen ins Daseyn gerufen, ohne Zuthun des Pinsels. An dem mehr zurücktretenden und im Schatten stehenden Kopf der Alten hingegen lassen sich sehr freye breite Pinselstriche bemerken, wunderbarliche Meisterschaft, Bewegung und Wissen in dem Geflechte der Muskeln und Falten am unteren Theile des Gesichts. Ganz ausserordentlich leicht, frey, weich und wahrhaft sind auch die blonden Haare des Mädchens gemalt.

Man erlaube uns hier die Einschaltung einiger Betrachtungen über Kunsttrichter und Kenner, und über die Schwierigkeit, in Gemälden den Meister derselben auszumitteln. Nichts ist vermessener, als in einer Gemälde-Sammlung jedem Stück bestimmt seinen Meister anweisen zu wollen; denn unter den unzähligen Malern der verschiedenen Schulen, wie sollte eines jeden eigenthümlicher Sinn, Geschmack, Behandlungsweise u. s. w. allemal genau zu erkennen seyn, besonders der Geringeren und Nachahmenden? Aber sowie ganz auffallende Abtheilungen im Geschmack der verschiedenen Jahrhunderte, der verschiedenen Schulen sich bemerken lassen: so haben auch unstreitig die vorzüglichsten Meister einer jeden Zeit und Schule, jeder eine besondere, ihm eigenthümliche Art, die sich aus seiner Individualität, seiner Anschauungsweise der Natur entwickelt hat, also kein Abgeleitetes oder überliefertes Manier ist. Dieser Männer Original-Geschmack,

oder besser gesagt ihr Styl, läßt sich von geübten Beobachtern in den meisten Fällen ohne große Schwierigkeit wieder erkennen, und so können diejenigen Werke, in denen er sich deutlich offenbart, mit hinlänglicher Wahrscheinlichkeit jenen Meistern zugeschrieben werden. Dergleichen anerkannte Werke nun dienen als Maßstab zur Würdigung eines jeden anderen Gemäldes, oder vielmehr, sie helfen jedes vorkommende Gemälde in das Fach einweisen, wohin es gehört. Waltet z. B. in der Erfindung und im Ausdruck ein Geist, welcher an Rubens erinnert; zeigen die Zeichnung, das Colorit, die Beleuchtung, der Pinsel Eigenschaften, wie sie bey diesem Meister gewöhnlich sind: so glaubt man das Werk ihm selbst zuschreiben zu dürfen. Wenn im Gegentheil eine bloß oberflächliche Nachahmung von Rubens Geschmack ohne seinen Geist wahrgenommen wird: dann heißt es gewöhnlich von einem solchen Werk, es sey von seinen Schülern verfertigt; und so giebt es Werke aus der Schule des Rafael, der Carracci, des Tizians u. s. w., d. i. Gemälde, welche zwar an den Geschmack dieser großen Meister erinnern, aber nicht so viel Verdienst haben, als erforderlich ist, um ihrer selbst würdig geachtet zu werden. Wer in besonderer Erforschung des Kunstcharakters der verschiedenen Maler noch weiter geht, erwirbt sich alsdann die Eigenschaften eines Kenners; und obwohl der Kenner und der Kunstrichter in einer Person vereint seyn können, ja sollten: so ist es darum doch nicht minder gut, sie der Sache nach, als verschieden in ihren Obliegenheiten, zu unterscheiden. Uns dünkt, der Kunstrichter müsse in jedem vorkommenden Falle unfehlbar beurtheilen können, ob ein Kunstwerk schlecht, ob es mittelmäßig, gut oder vortrefflich sey, damit ist zum Behuf der Kunst theils genug an ihn verlangt, theils genug von ihm geleistet; der Kenner aber fällt kein Urtheil, oder sollte zum wenigsten keins fällen, er kann bloß eine Meinung haben, und diese Meinung mit Gründen, mit Beyspielen u. s. w. unterstützen; er wird freylich oft irren, allein er ist für den Irrthum nicht verantwortlich, wenn nur die Gründe gut waren, die er zu Gunsten seiner Meinung vorgebracht. Den Fall angenommen, es erschienen ihm alle die guten Eigenschaften Rafaels oder Tizians oder Correggio's, oder irgend eines anderen großen Meisters in einem nicht bekannten Gemälde: was wäre denn Übels daran, wenn er auch irrigerweise gemeint hätte, das Werk rühre wirklich von dem Meister her, dessen Eigenschaften es an sich zu tragen schien? Namen der Künstler, auf Kunstwerke angewandt, sind ja ohnehin nichts als bloße Worte, mit denen man gewisse Begriffe von Kunstwerth und Charakter verbindet. So z. B. denken wir uns bey dem Namen Rafaels das allerlößlichste der neueren Malerey in Erfindung, Zeichnung, Geschmack u. s. w.; an den Namen Tizian knüpfen wir den Begriff des vortrefflichsten Colorits und eines großartigen sinnlichen Auffassens der Naturgegenstände. Zeigt sich nun ein Gemälde durch seine Eigenschaften jener großen Meister oder

nach Beschaffenheit auch irgend eines anderen wirklich werth: so mag es immerhin für ihre Arbeit gelten, ohne daß weder die Kunst noch das Wesentliche der Kenntniß derselben den geringsten Nachtheil erfährt, wenn etwa in der Folge durch historische Nachweisungen die Sache anders befunden wird. Oder litt die Poesie wohl Schaden, darum, weil die homerischen Gesänge sonst für das Werk eines Dichters gehalten; neuerlich aber mit überwiegender Wahrscheinlichkeit dargethan worden, daß sie von mehreren Verfassern herrühren? sind sie etwa deswegen weniger vortrefflich?

Was wir hier nur flüchtig berührt, würde weiter ausgedehnt und vielleicht mit größerer Klarheit dargestellt werden können; allein der gegenwärtige Zweck erfordert solches nicht, und wir finden uns sonach wieder zu unserem Gemälde zurück, von welchem wir nach der oben vorgenommenen Auseinanderlegung seiner Eigenschaften nun glauben frey erklären zu dürfen: — Es ist werth eine Arbeit des Correggio zu seyn — ja man mag füglich behaupten, einige der am vollkommensten gelungenen und erhaltenen Theile, z. B. die Nase, die Augen nebst dem oberen Theil der Wange an der Hauptfigur, seyen von so unübertrefflicher Art, daß in Correggio's anerkannten Werken nirgend etwas Herrlicheres nachgewiesen werden kann. Hier hat die Kunst, nach unseren Begriffen von ihr, ihre Grenze gefunden, kein Bemühen, kein unerreichtes Streben, keine anmaßliche Meisterchaft ist sichtbar, sondern alles Fluß und Guß, Geist und lebendiges Hauch.

II.

Landschaften in Sepia

gezeichnet von Hn. Friederich.

Ein Künstler, der mit Ernst und Treue sich zur Natur hält, der in seinen Werken das eigene Innere entfaltet, nach der Bedeutung strebt, mit einem Wort, der Eigenthümlichkeit und Gehalt der Erfindungen mit charakteristischer Darstellung der einzelnen Theile verbindet, dem kann es nie am Beyfall des Publicums fehlen, weil er Neues vor die Augen bringt, und zugleich die stille Ahndung des Rechten erregt. Aber auch die, welche höhere Anforderungen zu machen pflegen, müssen ihn loben, weil schon das Bestreben, einen eigenen Weg einzuschlagen, nicht gewöhnlichen Muth und Talent erfordert, und weil schon durch die bloße, charakteristisch treue Nachahmung der Natur eine würdige Stufe in der Kunst erreicht worden; sollten auch übrigens die alten bewährten Regeln nicht eben streng beobachtet seyn.

Hiemit möchten wir den Standpunct bestimmen, von welchem wir vier große und drey kleine uns bekannt gewordene, mit Sepia gezeichnete Landschaften des in Dresden lebenden Malers, Hn. Friederich, ansehen und angesehen wünschen, und von welchen wir unseren Lesern Bericht ertheilen wollen.

Auf der ersten von den vier großen Zeichnungen

gen sieht man über hohe, vom Strahl der aufgehenden Sonne beglänzte Hügel und Wipfel dunkler Waldgründe, nach dem Ufer des Meeres, das von gelindem Winde leicht bewegt, kaum merkliche Wellen treibt; in der Entfernung erhebt sich die steile Küste einer Insel. Auf einem der nächsten Hügel ist unter hohen Bäumen, die sich zusammenbiegen, und gleichsam einen natürlichen Bogen oder Tempel bilden, das Kreuz errichtet; mehr in der Ferne steht noch ein anderes Kreuz, und den Vordergrund, gefiel es dem Künstler, mit einer weiblichen Figur zu staffiren, die als Statue auf einem Fußgestelle steht, und vermuthlich das Symbol des Glaubens oder der Hoffnung seyn soll. Die Ausführung zeugt von grossem Fleiß und geübter Beobachtungsgabe; besser haben wir noch nie das Frische, die duftige Kühlung des Morgens in den baumreichen Gründen zwischen den Hügeln, mit einer einzigen Farbe ausgedrückt gesehen. Besser und wahrhafter ebenfalls nie das leichte Kräufeln des kaum bewegten Meeres. Mit nicht weniger Geschicklichkeit ist auch die etwas dunstige Luft behandelt.

In der zweyten großen Zeichnung hat der Künstler seiner Familie ein Denkmal stiften wollen, und sich dazu mystisch religiöser Beziehungen bedient. Diese Zeichnung gehört deswegen zu den allegorischen Darstellungen im landschaftlichen Fach. Der Hauptgegenstand ist eine verfallende öde Kirche, gothischen Styls, ohne Dach; ein Regenbogen steht über ihr, umher liegt der Todtenacker mit verschiedenen Grabmälern von verstorbenen Mitgliedern aus der Familie des Künstlers, und eben wird unter Begleitung noch eine Leiche eingesenkt. Ein heiterer Strahl von oben fällt auf das offene Grab, aus welchem ein Schmetterling emporsteigt, und fünfandere schwingen sich von der Höhe herab ihm entgegen. Die Arbeit an diesem Werk ist in Hinsicht auf Fleiß, charakteristisches Auffassen und Darstellen der Naturgegenstände nicht weniger gelungen als an dem vorigen. Meisterhafter und natürlicher gezeichnete Birken, als die sind, welche neben der Kirche um ein ansehnliches Grabmal stehen, dürfte man schwerlich irgendwo finden; eben so gut gerathen sind auch die hängenden, sanft sich ergießenden Regenwolken.

Die dritte von den großen Zeichnungen stellt ein stürmisches Meer dar. Der Vordergrund ist nur ein schmaler Uferstreif, auf welchem drey alte fast entlaubte Eichen und Buchen stehen, unter diesen Bäumen sind große rauhe Steine und der übrige Raum üppig begraßt, doch ist der ganze Vordergrund, die drey Bäume ausgenommen, nicht ganz vollendet. Die Luft treibt mit schweren zerrissenen Wolken, durch welche hie und dort einzelne Sonnenstrahlen brechen. Sturmvoegel, schwarz und weiß, schweben über den Wellen, sie scheinen theils vom Wind gewaltig fortgerissen, theils mit Schwierigkeit sich demselben entgegen zu bewegen. Die Wahrheit, welche in allen ausgeführten Theilen die-

ser Zeichnung herrscht, die kräftige Wirkung pikanter Gegensätze muß jeden Kunstfreund befriedigen und erfreuen; wer aber mit den eigenen Schwierigkeiten der Arbeit in Sepia bekannt ist, wird noch überdies die Meisterschaft und Freyheit bewundern, mit welcher Hr. Friederich den Schaum überschlagerender Wellen, ohne aufzusetzen, durch bloßes Ausparen darzustellen gewußt hat *).

Die vierte große Zeichnung steht, wenn wir sie von Seiten der fleissigen Arbeit sowohl, als des glücklich dargestellten Charakters der einzelnen Theile betrachten, keiner der anderen nach. Sie thut die größte Wirkung, und ist überdies noch in Hinsicht auf den poetischen Gehalt der Erfindung die vorzüglichste. Hinter die oberste Spitze oder den Gipfel eines Berges mit Rasen und einzelnen Tannen bewachen, ist bereits die Sonne gesunken, und sendet noch gleichsam aus der Tiefe die Pracht ihrer letzten Strahlen durch die dunkel bewölkte Luft, beglänzt noch das Crucifix, welches auf dem gedachten Berggipfel, umschlungen von Epheu, zwischen ragenden Felszacken errichtet steht. Der Effect, den das Ganze thut, ist ungemein auffallend, ja groß, indem die ganze dunkle Masse des Berggipfels gegen die reine Abendhelle auf der Grundlinie des Bildes gewaltig absticht. Die Wolken, wie sie zuweilen auf Gebirgshöhen sofsittenartig hinter einander verschoben sich zeigen, sind sehr gut beobachtet; einige von den Tannen können für unverbesserlich gelten, und eben solches kann man auch von der wahrhaften Darstellung der schroffen Steinzacken rühmen.

Von den drey kleineren Zeichnungen stellt die erste ein Fenster aus der Wohnung des Künstlers zu Dresden dar. Durch die unteren offenstehenden Flügel erblickt man den Mast eines auf der Elbe liegenden großen Schiffs und die anmuthige Aussicht über den Fluß. Durch die oberen geschlossenen Flügel des Fensters ist bloß Luft zu sehen. Der einfache, glücklich gewählte Gegenstand, die Gewandtheit in der Ausführung und besonders die bis zur Täuschung getriebene Wahrheit, womit unser Künstler den Unterschied zwischen der Aussicht in die freye Luft und der kaum merklichen trüberen Durchsichtigkeit des Glases darzustellen gewußt hat, verschafften dieser Zeichnung den ungetheilten Beyfall aller, denen sie zu Gesichte gekommen ist.

Auf der zweyten von den kleineren Zeichnungen ist ein Bauernhaus zu Loschwitz bey Dresden abgebildet, mit reicher Vegetation umgeben, alles, wie Hr. Friederich pflegt, sehr reinlich und deutlich; nur scheint er hier den Standpunct etwas zu nahe und niedrig genommen zu haben, so daß die perspectivischen Linien am Gebäude sich zu sehr stürzen.

Die dritte Zeichnung, ohngefähr von gleicher Größe mit den vorigen beiden, stellt ein Hünengrab dar. Ausser dem interessanten Gegenstand eines Denkmals aus kraftvoller Vorzeit, ist diese Zeichnung

*) Diese Zeichnung befindet sich gegenwärtig in den Zimmern Ihro der Frau Herzogin von Sachsen Weimar und Eisenach Durchlaucht.

auch noch wegen der vortrefflich gelungenen, treibenden, schweren Luft sehr lobenswerth.

Möge Hr. Friederich auf dem Wege, den er mit so glücklichem Erfolg eingeschlagen, ohne Aufhalt ferner fortschreiten! Er hat seit den wenigen Jahren, da wir in diesen Blättern seiner Preiszeichnungen mit Lob zu gedenken hatten, sowohl an technischer Fertigkeit viel gewonnen, als auch seine poetisch-malerische Erfindungsgabe zu mehrerer Eigenthümlichkeit und höherem Schwung ausgebildet. Selbst der Natur scheint unser Künstler sich während dieser Zeit näher befreundet zu haben, denn die Nachahmung derselben in einzelnen Gegenständen ist jetzt um sehr viel wahrhafter, charakteristischer, von größerer Fülle und Kraft, als damals.

III.

Rafaels Gemälde in Spanien.

Spanien, welches durch die gegenwärtigen Ereignisse daselbst lebhaftere Theilnahme erregt, hat nicht nur selbst ehemals eine blühende Malerschule gehabt, und verschiedene große Meister hervorgebracht, sondern auch im 16 und 17 Jahrhundert durch seinen baaren Reichthum eine Menge der herrlichsten Kunstwerke vornehmlich aus Italien an sich gezogen, worunter sich viele Arbeiten der größten Meister befinden. Da nun die Hoffnungen und Befürgnisse aller Kunstfreunde vornehmlich auf das Schicksal dieser köstlichen Denkmale einer schönen vergangenen Zeit gerichtet sind: so dürfen wir hoffen Dank zu verdienen, wenn wir hier ausführlichere Nachrichten über die in gedachtem Reiche sich befindenden Werke *Rafaels* mittheilen. Uns selbst wurden sie als handschriftliche Reisebemerkungen von einer Person gereicht, welche vor wenigen Jahren durch ganz Spanien gereiset war, und den Werken der Kunst mit Sachkenntnis und prüfenden Blicken ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte.

1) Zu St. Ildefons, im Zimmer der Infantin Maria. „Eine sitzende Madonna, auf einer niedrigen Stufe; das Kind vor ihr. Johannes umarmt es. Die heil. Elisabeth, mit einer Spindel in der Hand, steht hinter der Jungfrau. Ein Hirtenknabe läuft hinzu, und bringt Tauben in einem Körbchen. Joseph steht zwischen dem Hirtenknaben und der Jungfrau einen Schritt zurück. Eine andere männliche Figur ist im Begriff mit einem Stier und einem Esel in den Stall hineinzugehen. Die Jungfrau ist roth und blau gekleidet, Elisabeth dunkelblau, Joseph grün, des Hirtenknaben Gewand ist von einer Farbe, die zwischen Grün und Blau spielt, und der hereinkommende Mann hat ein gelbes Gewand mit Roth schattirt. Nachdem ich das Bild heruntergenommen und es ganz genau betrachtet hatte, schien es mir unzweifelhaft aus *Rafaels* früherer Zeit, wo er seine Contoure noch etwas hart, sein Fleisch trocken malte; denn ich begreife nicht, wer solche Physiognomien, wie auf diesem Bildchen, solche einfache Gewänder

und solch eine Composition ihm nachmachen sollte. Das Bild schien mir ein wahres Kleinod.“

2) „Ebendasselbst ist noch ein mit Röthelstein gezeichneter weiblicher Kopf in Lebensgröße, etwas gesenkt, ganz vortrefflich und beynahe mit nichts aufs Papier geworfen.“

3) Im *Escorial - Capitulo prioral*. „Maria sitzend mit dem Kinde, das sie mit unaussprechlicher Innigkeit auf dem linken Arme trägt; sein rechter Fuß ruht auf der Mutter Schoofs, der linke steht leicht auf dem Tische daneben, auf dem eine Rose liegt. Johannes steht der Jungfrau zur rechten Seite, man sieht seinen Körper nur bis unter die Schulter, weil ihn Maria verdeckt. Er hält die Arme in die Höhe, Christus neigt sich zu ihm, und sie beide halten zusammen ein Lamm. Die Knaben blicken sich lieblich mit unbefangener Fröhlichkeit an; doch ist das Gesicht des Christkinds bedeutungsvoller, der Blick seines Auges glänzender und tiefer. Maria sieht mit sanftgeneigtem Haupt auf Johannes, ihr jugendliches Gesicht ist fast ernst; doch umschwebt es bey einer göttlichen Milde ein stiller Zug der Trauer, eine Ahndung der Zukunft. Joseph, der wenig zurück der Maria zur Seite steht, blickt nachdenkend auf sie und die Kinder. Maria ist blau gekleidet, ein grünlicht Oberkleid legt sich um ihren Schoofs. Sie hat die schönsten Hände, die ich je an einer *Rafaelschen* Madonna sah.“

4) In der Sacristey. „Ein kleines Bild, eine schöne schlanke Madonna, welche leicht mit dem linken Knie hingekniet, hebt den rechten Arm und Hand, mit dem andern herunterhängenden Arm berührt sie das Kind, das auf einer Rasenbank sitzt, mit der linken Hand aufgestemmt deutet es mit der rechten auf Johannes und wendet das Köpfchen nach der Mutter. Johannes kniet hinter dem Sitz, und hat die Augen auf das Christkind gerichtet. Dies Bildchen hat etwas unendlich Anmuthiges durch seine rührende Natürlichkeit: es geschieht eigentlich nichts, es ist ein Moment aus einem häuslichen Leben; aber *Rafaels* Genie hat ihm den größten Reiz durch die Anmuth und Naivetät der Kindergestalten zu geben verstanden.“

5) *Iglesia Vieja*. Die sogenannte *Madonna del pez*, oder vom Fische. „Maria sitzt auf einem erhabenen Sessel, und hält das Kind an ihrer linken Seite, das mit dem rechten Fusse aufsteht; sie unterstützt es mit ihrer rechten Hand unter der Brust. Der heilige Hieronymus steht der Jungfrau zur Linken, und hält ein großes Buch, aus welchem er, wie es scheint, vorgelesen hat. Der Engel Raphael bringt auf der anderen Seite den jungen Tobias, er umfaßt ihn mit seinem rechten Arme, und hält in der Linken des Knaben linke Hand bittend in die Höhe. In der Rechten hält Tobias einen Fisch. Des Engels Stellung ist ehrerbietig etwas nach vorn übergebogen. Tobias ist so eben niedergekniet, der Engel redet, man sieht sein beseeltes unaussprechlich schönes Gesicht im Profil. Maria wendet ihm mit einer Hoheit, für die ich keinen Namen kenne, und doch z gleich

mit der schönsten Anmuth, das Gesicht zu. Das Kind reicht in einer fröhlich kindischen Bewegung das rechte Ärmchen nach dem bittenden Tobias und ergötzt sich an dem Anblick des glänzenden Fisches; die Linke hat es in des heil. Hieronymus aufgeschlagenes Buch gelegt, gleichsam um ihn abzuhalten weiter zu lesen: Maria ist mit einem blafs schillernden grünlichten Unterleide bekleidet, der Mantel, der sich um ihren Schoofs und ihre Füße in vortrefflichen Falten legt, ist etwas dunkler, ein weißer Schleyer fließt ihr vom Haupt auf die Schulter. Der heil. Hieronymus ist roth gekleidet, der Löwe liegt neben ihm; der Engel hat ein grünes Gewand mit einem lilagrauen Schleyer; das von Tobias ist gelb und seine Haarlocken blond; hinter dem Sessel der Madonna ist ein dunkler grüner Vorhang gezogen. — Dieß wäre etwa die Zusammenstellung der Figuren auf diesem unnachahmlichen Bilde. Weiter läßt sich aber auch nichts davon sagen. Man muß es gesehen, man muß den Zauber empfunden haben, der gleichsam davon ausströmt, die Harmonie der Farben, die Gröfse und Grazie aller Gestalten vor Augen gehabt haben, um zu begreifen, wie man die lebendigste Erinnerung an dieses Bild auf ewig in der Seele trägt, und sein innerstes Leben, seine tiefste und innigste Empfindung auf das ganze Daseyn dadurch bereichert fühlt.“

6) Sacristey, die sogenannte Perle. „Maria ist mit einem schön rothen Unterleide und blauen Mantel bekleidet. Ein feiner weißer Schleyer, unter dem man das Gewand der Schulter durchschimmern sieht, wällt vom Kopf und bedeckt das hellbraune Haar; sie sitzt und ihr rechter Fuß ist so zurückgenommen, daß der Theil des Beines unter dem Knie gegen die Wiege stößt, die vor ihr steht, ihr linker Fuß ist über die Wiege gesetzt, der rechte Arm und Hand hingegen um den Leib des Christkinds gelegt, das mit seinem rechten Füßchen auf Mariens Schoofse sitzt, mit dem linken aber noch in der Wiege steht, die Hände nach Johannes streckt, welcher eben auf der Jungfrau rechter Seite hinzutritt und Früchte bringt. Kopf und Blick des Christkinds sind nach der Mutter gerichtet, unendlich fröhlich, ja beynahe mit dem Ausdruck des Muthwillens. Maria hat den rechten Arm um den Nacken und auf die Schulter der heil. Elisabeth gelegt, welche links neben ihr kniet. Joseph steht im Hintergrunde, ziehlich entfernt an einen Baumstamm gelehnt. Von allen Madonnen Rafaels ist diese, glaube ich, die blühendste und reizendste, es ist in der That ein zauberisches Gesicht; Hände und Füße sind eben so schön, und obgleich dieß Bild sehr verschmutzt ist und so schlecht hängt, daß es nur eine Stunde des Tages giebt wo man es leidlich sieht: so läßt sich doch atmen, daß es eins der vollkommensten und glänzendsten an Colorit und Farbe der Gewänder dieses großen Meisters seyn mag.“

7) Zimmer der Prinzen von Asturien. „Maria sitzt mit dem Kinde, das mit seinen Armen die Mutter umschlingt, welche es selbst wieder mit den ih-

rigen umfaßt, den Kopf wendet es gegen Johannes, der hinter ihm mit dem Kreuze steht. In dem umschlingenden Armen der Mutter ist Ähnlichkeit mit der *Madonna della Sedia*, und so weit ich dieselbe aus Copieen und Kupferstichen kenne, auch in den Zügen des Gesichts, obgleich jene vielleicht schöner und besonders blühender seyn mag, als diese, deren Gesicht uns Rafael im Profil gemalt hat. Wie fast alle Madonnen Rafaels einen Grundzug von Ähnlichkeit durch ihre hohe einfache Schönheit haben: so hat er doch wieder einer jeden einen verschiedenen Ausdruck zu geben verstanden. Diese Madonna rührt und zieht ganz besonders durch ihre unendliche Einfachheit an. Die beynahe bleiche Gesichtsfarbe trägt auch noch dazu bey, den Zügen etwas höchst Interessantes zu geben. — Dieses Gemälde ist ein Kniestück, und die Figuren haben natürliche Gröfse.“

8) Sacristey. „Mariens Besuch bey der heil. Elisabeth, lebensgroße Figuren. Maria tritt herein, roth gekleidet mit blauem Mantel, der ihre Schultern umhüllt, und auf der linken mit einem leichten Knoten geschnürt ist. Der Kopf ist auf die linke Seite gesenkt, sie hat große, niedergeschlagene, wunderschöne Augen mit langen Wimpern und hellbraunes Haar. Das Gesicht ist unnachahmlich, groß in den Formen, blühend, vollendet im Colorit und von einer Grazie, einem hohen und sittsamen Reiz im Ausdruck, in der liebenswürdigen Verschämtheit über ihren Zustand, für den in der That die Sprache zu arm ist. — Seelig der Glückliche, dem ewig diese Bilder der Schönheit, diese Ideale erhöhter Menschheit, vor der Seele schwebten! Mariens Bewegung ist beynahe noch schreitend, ihre linke Hand liegt auf ihrem Leib, die rechte reicht sie der heil. Elisabeth. Diese, ganz mit der Physiognomie, die ihr Rafael fast beständig auf seinen Bildern giebt, und mit einem grünen Unterleide und braunrothen Mantel bekleidet, ein Tuch um den Kopf gewickelt, umfaßt Marien mit der Linken, und mit der Rechten hält sie der Jungfrau rechte Hand. Sie hat einen schönen, mütterlich frohen, gutmüthigen Ausdruck im Gesicht, und ihre mit dem Obertheil etwas vorgebeugte Stellung ist sehr natürlich. Der ganze Wurf von Mariens Gestalt ist außerordentlich schön, besonders zart und jugendlich sind ihre niedlichen Füße. Das einzige, das mir nicht ganz gefällt, ist die linke Hand, die sie auf ihren Leib gesetzt hat: diese Hand hat nicht die schöne länglichte Form der Rafaelischen Hände, besonders kurz sind mir die Finger vorgekommen. Mariens Kopfputz ist sorgfamer, als man ihn gewöhnlich sieht. Die Haare sind mit einem leichten Band durchflochten. In der Ferne sieht man Christi Taufe durch Johannes, der Himmel ist aufgethan, Engel steigen hernieder.“

9) Neuer Palaß in Madrid. „Das sogenannte *Spasmo di Sicilia*. Ein großes Bild, auf dem alle Figuren natürliche Gröfse haben. Christus ist unter der Last des Kreuzes in die Knie gesunken, die Rechte hält er in die Höhe und um das Kreuz geschla-

gen, mit der Linken stemmt er sich auf die Erde, den Kopf links nach der Mutter gewendet. Sein Gesicht drückt tiefes Seelenleiden, aber noch mehr innige Trauer über den Schmerz der Mutter aus, welche um zwey Schritte hinter ihm auf die Kniee gesunken dem Sohn beide Arme zu Streckt. Sie ist so wie Christus grau gekleidet, ein weißes Tuch umschlingt den Hals unter dem Kinn und verhüllt die Haare, ihr Gesicht drückt den ganzen Schmerz ihrer mütterlichen Seele, all ihre namenlose Angst um den einzigen Geliebten unaussprechlich aus. Johannes, roth gekleidet, unterstützt mit seinen Armen die Leidende. Sein schönes Gesicht, das man beynahe im Profil sieht, auf welches vom Haupt die schönsten braunen Haare herunterwallen, und sein inniger Blick schauet nach dem Erlöser. Nur ganz wenig hinter der Maria kniet ihr zur Seite und am meisten im Vordergrunde auf dieser Seite des Bildes eine weibliche Gestalt; sie hat ihre linke Hand sorgsam um die Mutter Gottes gelegt, sie zu halten; die rechte liegt auf dem Rücken derselben. Hinter dieser Figur steht ein Jüngling grün gekleidet mit hellbraunem Haar und schaut nach Christus. Hinter Johannes steht ein jugendliches Weib, die ihre gefalteten Hände gegen die rechte Wange hält und nach Christus schaut. Die heftige, leidenschaftliche Bewegung ihrer Seele, ihr Antheil, ihre Liebe, ihr Leiden um den göttlichen Dulder sind mit Flammenzügen auf ihrem Gesicht so wie in der ganzen Haltung ihres Körpers ausgedrückt. Diese fünf Personen bilden zusammen die eine linke Hauptgruppe des Bildes. Zu Christus ist ein Soldat getreten, um das Kreuz zu halten, indem er solches mit der Rechten am äußersten Ende, mit der Linken unter Christi Schulter faßt. Die Anstrengung seiner musculösen, entblößten Arme, welche nicht minder vortrefflich colorirt als gezeichnet sind, macht die Schwere des Kreuzes so zu sagen fühlbar; das Gesicht dieses Soldaten ist seinen Cameraden zugewendet, besonders dem einen, von dem ich sogleich reden werde, es ist hart und finster, aber nicht wild, von starkem, doch keineswegs grausamen Ausdruck. Ihm zunächst um ein Weniges zurück steht ein anderer Soldat, der den Kopf neigt, um nach Christus niederzusehen, in der Rechten einen langen Speer trägt, und mit der Linken unter des ersten Soldaten rechtem Arme durchfaßt; um das schwere Kreuz, das dieser unterstützt, auf des Dulders Schulter aufzudrücken. Vor diesem und unmittelbar vor des ersten Soldaten rechter Hand steht, fast mit dem Rücken *en face* gegen den Beschauer gewendet, der dritte Soldat. Noch eben am Rande des Bildes sieht man seine rechte Hand, die er erhoben um seinen Kopf hebt, indem er diesen umwendet, um zu sehen, warum der Zug ins Stocken gekommen ist; in der Linken, die er etwas zurück

und mit der angestregten Bewegung eines Menschen hält, der unvermuthet selbst seine schnellen Schritte unterbricht, trägt er, so wie in der Rechten, Stricke. Seine Füße stehen weit aus einander, der linke fest auf dem Boden, der rechte schon zum Weiterstreiten gehoben und nur noch auf dem vorderen Theile ruhend. Wie keck, wie außerordentlich dreist und kraftvoll dieser Mensch da steht, wie analog das Gewand der Figur ist, wage ich nicht mit Worten auszudrücken. Aus diesen dreien besteht die zweyte rechte Hauptgruppe auf dieser großen Composition. Zwischen dem ersten Soldaten und dem jugendlichen Weibe, von der ich gesprochen habe, als die erste Gruppe beschrieben wurde, steht, aber etwas zurück, noch ein Soldat, er hält seinen Schild vor die Brust. Hinter der Gruppe derer, die den Erlöser begleiten, zeigt sich ein Mann auf einem weißen Pferde, er deutet mit der Rechten, in der er einen kurzen Stab hält, und scheint Befehl zu geben. Hinter ihm sieht man noch zwey Köpfe. Hinter der Soldatengruppe hält ebenfalls ein Reuter auf braunem Pferde; der Kopf dieses Pferdes ist eben zum Weiterstreiten gewandt. Fernerhin öffnet sich die Landschaft weit, und man sieht die Schächer nach der Schädelstätte hinführen. Es ist Morgen.

Was soll ich übrigens von der Zeichnung, dem Colorit, der Harmonie der Farben, sowohl in den Gewändern als in dem ganzen Ton des Bildes, sagen? Alles ist vollkommen. Mit Ehrfurcht und der innigsten Rührung neigt sich der menschliche Geist, dem es gegeben ist, den höchsten Genuß in der Kunst zu finden, vor dem genialischen Wesen, das all diese Gestalten lebendig in sich trug, und dem ein Gott das Vermögen lieh, sie darzustellen. In diesem Bilde scheiden sich alle Figuren mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit vor den Augen dessen, der sie anschaut. Überall ist die reichste Fülle und überall Klarheit und Ordnung.“

10) Ebendasselbst. „Maria sitzt ganz wie die *Madonna della Sedia* gewandt und hält das Kind auf ihrem Schooße mit den Armen umfaßt; das Kind liegt an der Mutter unaussprechlich süß, sein Köpfchen liegt so kindlich auf der Brust, und das rechte Händchen hat es unter ihrem Busenschleier versteckt. Sein rechter Fuß stelit mit der Ferse beynahe auf der großen Zehe des anderen. Maria hat ihr linkes Knie höher gesetzt, und es dient dem Kinde zu einigem Gegenhalt. Die Figuren sind noch etwas kleiner als Lebensgröße, sehr schmutzig und vernachlässigt *).“

11) Ebendasselbst. „Eine heilige Familie: Maria sitzt niedrig, sie ist mit einem schönen rothen Gewande bekleidet, um ihren Schooß schlägt sich ein blauer Mantel; die Hände hat sie gegen einander gelegt, und hält solche betend vor ihrer Brust. Vortreff-

*) Mengs spricht in seinem Schreiben an Dr. Anton Pönz von diesem Gemälde, und hält solches wenigstens zum größten Theil von Rafael selbst übermalt, doch mehr auf Art eines leichten Entwurfs als eines mit Fleiß geendigten Werks. Der Kopf der Madonna soll vorzüglich schön und voll Leben seyn. Es wird ferner bemerkt, daß dieses Bild nicht wie die *Madonna della Sedia* rund, sondern viereckig sey, und, wie schon aus der obigen Beschreibung hervorgegangen, Mose die Mutter mit dem Kinde ohne den heil. Joh. darstelle, auch beträchtlich kleiner.

liche Hände und Finger, die vollendetste längliche Form, die man zu sehen vermag. Ihr heiliges, schönes, jugendliches Gesicht hat einen wehmüthigen Zug, die lichten, braunen Haare umgiebt ein feiner weißer Schleyer, Hals und Nacken sind frey. Das Christkind sitzt mit etwas aus einander gebreiteten Schenkeln auf der Mutter linkem Knie, und lehnt die rechte Seite seines Körpers gegen den höher stehenden rechten Schenkel Mariens; sein linkes Händchen liegt auf demselben, und den rechten Arm hält es segnend in die Höhe gegen Johannes, der vor ihm auf das rechte Knie gesunken ist, die Hand auf der Brust und in der Linken sein Kreuz hält. Des Christ-

kindes blond gelocktes Köpfchen ist ernst, und der Ausdruck der Züge beider Knaben etwas über ihr Alter. Die heilige Elifabeth sitzt neben Marien grün gekleidet, sie berührt mit ihrer Rechten das Christkind am Ellenbogen. Ein wenig hart in den Contouren ist dieses Werk, und die Farben sind weniger verschmolzen als auf anderen Bildern von Raffael; doch sind alle Gesichter in ihren Zügen, vornehmlich das der Jungfrau, schön, und so, wie sie der große Meister in seiner späteren Zeit zu malen pflegte. Die betende Stellung der Mutter, der ernste begeisterte Ausdruck der Kinder geben diesem Bilde im Ganzen einen heiligen erhabenen Charakter.“ *).

*) Auch von diesem Gemälde geschieht in Mengs gedachtem Schreiben an Ponz Erwähnung. Ihm schien es vielleicht nach Rafaels Zeichnung von einem der besten Schüler desselben verfertigt zu seyn.

Weimar, den 1 Januar
1809.

W. K. F.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 J A N U A R , 1 8 0 9 .

S C H Ö N E K U N S T E

TÜBINGEN, bei Cotta: *Goethe's Werke. Erster Band.*
1806. 8.

Dieser erste Band der neuesten Ausgabe von Goethe's Werken enthält Lieder, vermischte Gedichte, Balladen und Romanzen, Elegien, Episteln und Epigramme. Alle diese Poesieen bilden bey noch so großer Verschiedenheit der einzelnen ein Ganzes, als eine Reihe Dichtungen, welche das innerliche Leben des Meisters und die Geheimnisse seiner Kunst in einem Umfange und so vielfacher Beziehung offenbaren, wie keines der grossen Werke.

In dem Gedichte, welches in dem ersten Bande der früheren Ausgabe *Zugzwang* überschrieben ist, und in dem achten der neuesten mit einem anderen unter dem gemeinschaftlichen Namen *der Geheimnisse* verbunden worden, spricht die Muse zum Dichter also:

Empfange hier, was ich dir lang bestimmt.
Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt,
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit
Der Dichtung Schleyer aus der Hand der Wahrheit.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
Am Mittag wird: so wirf ihn in die Luft.
Sogleich umfäufelt Abendwindeskühle,
Umhaucht euch Blumenwürgeruch und Duft.
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,
Befänstigt wird jede Lebenswelle,
Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Unter den Unzähligen, an welchen diese Verheissung erfüllt ist, werden gewiss sehr Viele es weder vermessen noch bedenklich finden, jenen Zauberschleyer zu entfalten, und der ihm inwohnenden wunderthätigen Kraft nachzuforschen. Und wenn es unter diesen Vielen einige giebt, welche entweder unbekannt sind mit den bisher erschienenen Kunsturtheilen über des Dichters Werke, oder, bekannt damit, ihre Begriffe gern unter möglichst verschiedene Gesichtspuncte gebracht sehen, um den aufzufinden, von wo aus sie ihnen im hellsten Lichte erscheinen: so sind es solche, denen man nachstehende Bemerkungen widmet, weniger um zu belehren, als um bessere Gedanken zu veranlassen.

Wer vom Anfange seiner männlichen Jugend an eine Reihe von Jahren unter der freundlichen Einsprache des Dichters verlebt hat, und namentlich mit dieser Sammlung so vertraut ist, daß ein Über-

blick der Inhaltsanzeige genügt, bestimmte Erinnerungen an die darin aufgestellten Gebilde in ihm zu erwecken, wird uns beystimmen, wenn wir sagen, man könne diese durch nichts treffender bezeichnen, als durch des Dichters eigene Worte aus der *Metamorphose der Pflanze* S. 341:

Alle Gestalten sind ähnlich und keine gleicht der andern:
Und so deutet das Chor auf ein geheimes Gesetz,
Auf ein heiliges Räthsel.

Etwas zur Auflösung dieses Räthfels Hinführendes findet sich in einem Aufsatze der *Propyläen* (II, 1, S. 32): „Der Künstler, heisst es dort, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken; bey der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bey Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe, so wie durch die reinste Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geistes-Kräfte immer wieder in's Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Grenzen möglicher Production geführt werden. Das Resultat einer solchen Methode nennt man Styl im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punct, den die Gattung zu erreichen fähig ist, deswegen nähern sich alle grossen Künstler einander in ihren besten Werken. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich seyn konnten; er macht keine Ansprüche an die Menschheit, und so trennt er sich von den Menschen.“

Ogleich das hier Gesagte zunächst der Malerey gelten soll: so hindert doch nichts, es auf die Kunst überhaupt anzuwenden, und nachstehenden Bemerkungen zum Grunde zu legen.

Der Mensch unterscheidet in sich zwey entgegengesetzte Zustände, den der allgemeinen Betrachtung, und den eines bestimmten Gefühls. In jenem sind wir mehr ausser uns thätig, in diesem mehr in uns; in jenem haben wir eine klarere Anschauung des Gegenstandes, der uns beschäftigt, in diesem des eigenen Selbst. Aber nach dem in der ganzen Natur waltenden Gesetze der Stetigkeit giebt es zwi-

schon jeden zwey entgegengesetzten Zuständen ein verbindendes Mittelglied, das keines von beiden ist, aber beides zugleich. Also muß es auch einen Zustand geben, worin wir weder allein empfinden noch allein denken, sondern beides zugleich thun, in welchem die Betrachtung und das Gefühl sich berühren, in welchem wir gleichmäßig nach innen und außen bewegt werden.

Gleichwie es nun Künste giebt, durch die Einbildungskraft in den Zustand der Betrachtung, und andere, in den Zustand eines bestimmten Gefühls zu versetzen: so muß es auch eine Kunst geben, jenen geheimnißvollen Mittelbestand hervorzubringen; dies ist die Poesie, welche daher vor den übrigen Künsten den Vorrang zu behaupten scheint, weil sie, unmittelbarer als andere das Gesammte unseres Wesens umfassend, die Sehnsucht nach dem Höchsten und Besten, dessen die menschliche Natur theilhaftig werden kann, am vollkommensten zu befriedigen im Stande ist.

Indem wir hievon die Anwendung auf die Werke unseres Dichters machen wollen, fällt uns bey'm Umfliegen der Blätter folgende Stelle in die Augen aus dem Gedichte, welches überschrieben ist: *der Besuch*, S. 173:

Da betrachte' ich den schönen Frieden,
Der auf ihren Augenlidern ruht;
Auf den Lippen war die stille Treue,
Auf den Wangen Lieblichkeit zu Hause.
Und die Unschuld eines guten Herzens
Regte sich im Busen hin und wieder.
Jedes ihrer Glieder lag gefällig.
Aufgelöst vom Küssen Götterbalsam.
Freudig faß ich da, und die Betrachtung
Hielte die Begierde, so zu wecken.
Mit geheimen Banden fest und fester.
O du Liebe, da bist ich, kann der Schlummer
Der Verräther jedes falschen Zuges,
Kann er dir nichts schaden, nichts entdecken,
Was des Freundes zarte Meinung stürzt!

Deine holden Augen sind geschlossen,
Die mich offen schon allein bezaubern;
Es bewegen deine süßen Lippen
Weder sich zur Rede noch zum Kusse.
Aufgelöst sind diese Zauberbände
Deiner Arme, die mich sonst umschlingen,
Und die Hand, die reizende Gefährtin
Süßer Schmeicheln, unbeweglich.
War's ein Irrthum, wie ich von dir denke,
War es Selbstbetrug, wie ich dich liebe:
Müßt' ich's jetzt entdecken, da sich Amor
Ohne Binde neben mich gestellt.

Hiemit vergleiche man folgende Poesie von Klopstock verwandten Inhalts (Oden I, S. 126):

Sie schläft! O gieß ihr, Schlummer, gesüßtes
Balsamisch-Leben über ihr sanftes Herz.
Aus Edens ungeprübter Quelle
Schöpfe den lichten krySTALLenen Tropfen.

Und laß ihn, wo der Wange die Röth' entlockt,
Dort duftig hinhaun! Und du o bessere,
Der Tugend und der Liebe Ruhe,
Grazie deines Olymps, bedecke

Mit deinem Fittig Cidli: Wie schlummert sie,
Wie still! Schweig, leiser, leiser!

Es welket dir dein Lorbeerpfirsing,
Wenn aus dem Schlummer du Cidli lispelst.

Bey gleicher Innigkeit des Gefühls in beiden Poesien wird der Leser in der letzten die Klarheit der Anschauung vermissen, wodurch in der ersten der Gedanke die Empfindung völlig durchdringt: so daß sich aus der Vergleichung derselben vielleicht begreifen läßt, was gemeint wird, wenn man sagt, eine Poesie erreiche die Grenze möglicher Darstellung. Klärer noch wird dies vielleicht durch die Wirkung, welche der Dithyrambe (S. 200) thut, da in demselben die außerordentliche Heftigkeit der Bewegung nur hervorgebracht wird durch die Mannichfaltigkeit und den schnellen Wechsel der auf einander folgenden Gestalten, ohne daß die Bestimmtheit dieses im Geringsten darunter litte.

Dasjenige in den Dichtwerken, wodurch die höchste Klarheit der Anschauung hervorgebracht wird, hat man das Plastische darin genannt, ein nicht unbequemer Ausdruck, wenn man sich nur hütet, an eigentliche Zeichnung hieby zu denken. Denn da die Werke der Poesie aus auf einander folgenden Theilen bestehen: so widerstrebt ihr nichts mehr, als eine räumliche Behandlung ihrer Gegenstände. Dieses wesentlichen Bedürfnisses seiner Kunst eingedenk, theilt unser Dichter seinen Werken eine, bis in das Innerste derselben dringende Bewegung und Lebendigkeit mit, so, daß man von ihnen sagen kann, wie vom Homer, nichts darin ruhe, sondern komme oder gehe, und sey in steter Fortschreitung. Am klärtesten wird dies an solchen Gedichten, die sich ausdrücklich als Gemälde ankündigen, wie dasjenige, welches überschrieben ist: *Amor ein Landschaftsmaler*, S. 200.

Vielleicht haben mehrere Leser, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, die sonderbare Bemerkung gemacht, daß, wenn man ein Gedicht von Goethe im Gedächtniß behalten, und aus der Mitte etwas verloren hat, man sich oft die Lücke viel größer vorstellt, als sie ist, und sie nicht selten durch einzelne Zeilen oder unscheinbare Partikeln ausgefüllt findet, wo man ganze Strophen zu missen glaubte. Dies rührt her von der Gewandtheit unseres Dichters in den Übergängen, wodurch der Fortschritt, ohne je überreißt zu seyn, immer rasch bleibt. Bedenkt man nun, daß eine solche unaufhörliche Bewegung, wodurch die Gedanken einander leise anziehen und drängen, musikalisch wirkt, und bringt dies in Verbindung mit dem oben Gesagten, von der Bestimmtheit der Gestaltung in den Werken des Dichters: so werden Leser, die sich gerne Rechenschaft von ihrer Empfindung geben, in dieser nie ruhenden, und doch nie überspannten Regsamkeit seiner Bildungen eine neue, vielleicht noch nicht genugsam erkannte Ursache ihres unsäglichen Reizes entdecken.

In der obengedachten Zueignung klagt der Dichter seiner Muse:

Dich nenn' ich nicht, zwar hör ich dich von vielen.
Aber oft genannt und jeder heisset dich sein,

Bir' jeder Auge glaubt auf dich zu zielen,
 Fast jedem Auge wird dein Strahl zur Pein.
 Ach da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
 Da ich dich kenne, bin ich fast allein.
 Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
 Dein holdes Licht verdecken und verschleiern.

Woher doch, möchte man fragen, rührt die Seltenheit dessen, was das Natürlichste zu seyn scheint, die Empfänglichkeit für das Wahre und Schöne? Ohne Zweifel von dem Mißverhältnisse, worin bey den meisten die Masse ihrer Vorstellungen steht zur Anzahl erkannter Beziehungen unter ihnen. Von Jugend auf vernehmen wir in der Kunst, der Wissenschaft und dem Leben Vortreffliches, Mittelmäßiges und Schlechtes unter einander, wovon ohne unablässige Wachsamkeit und Selbstbearbeitung die Eindrücke einander stören und verfälschen, nicht zu gedenken, wie verstimmend und abstumpfend die Leidenschaften und eine oft unsanfte Berührung des Schicksals wirken. So erhält ein Tag von dem anderen seine Irrthümer und Mißverständnisse, um sie vermehrt dem folgenden zu überliefern, und die letzte Frucht eines langen in den Augen der Welt nicht immer verächtlichen Lebens ist oft eine Einfaltigkeit, die weit unter der Einfalt des Kindes steht. Der Bessere selbst, wenn er von einem Gegenstande sich genugsam angezogen findet, um ihn rein und vollständig auffassen zu wollen, sieht sich nur allzu oft daran gehindert durch eine Menge fremdartiger Vorstellungen, die sich störend aufdrängen und seinen Blick umnebeln. Wenn es nun Einem gäbe, bey welchem mit der Mannichfaltigkeit und Fülle der empfangenen Eindrücke die Elasticität der Seele zunähme, jeden derselben nach seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen, und mit einem energischen Gegendruck zu erwiedern: so schiene der gewiß uns allen sehr beneidenswürdig. Ein solches ist der in der oben angeführten Stelle aus den Propyläen geschilderte Künstler, der unter dem beständigen Wechsel mannichfaltiger Erscheinungen, denkend, empfindend, anschauend, durch jede frühere seinen Sinn schärft für die spätere, und eben dadurch dahin gelangt, die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung auf das Gemüth, in ihren reinsten Verhältnissen zu erblicken. Um sich zu überzeugen, ob diese Schilderung auf unseren Dichter passe, vergleiche man das Gedicht, welches überschrieben ist: *Frühlingsorakel* S. 106 mit *Mahomed's Gesänge* S. 115. So verschieden beide Poesieen sind, durch die liebliche Kindlichkeit des einen und die erhabene Prächtigkeit des anderen: so kommen sie doch in ihrer Wirkung auf das Gemüth in sofern überein, als sie die Erscheinungen, welche sie vor die Seele führen, rein und vollständig übersehen und klar durchschauen lassen. Gäbe es, wovon die Alten fabeln, einen Fluß der Vergessenheit, wen würde nicht gelüsten, daraus zu schöpfen, unter der Bedingung, was selbstsüchtige Bestrebungen jeglicher Art ihm Unlauteres angehängt haben, dadurch zu tilgen, den reinen Ertrag aber dessen, was er als ein der ganzen Menschheit angehöriges Gemeingut

in sich achten kann, zu bewahren. Wie dieser die Gegenstände auffassen würde, so sieht der Dichter sie in der Stunde der Begeisterung, und daher mag das Gefühl der Erfrischung und Verjüngung des innerlichen Lebens rühren, wodurch seine Darstellungen uns erquickten.

Frage Jemand, wodurch denn der Eindruck von der Wahrheit der Darstellung hervorgebracht werde: so wäre zu erwiedern, daß die Antwort hierauf, die sich vollständig überhaupt nicht geben, sondern nur andeuten läßt, aus einer tief eindringenden Untersuchung über das Wesen der Kunst zu schöpfen sey, und folglich hier nicht erwartet werden könne. So viel jedoch läßt sich mit Wenigem klar machen, daß die Beschaffenheit des wörtlichen Ausdrucks ein nicht Geringes dazu beytrage.

In den von Kindheit an vernommenen Worten der Muttersprache bewahren wir jene Menge einzelner chaotisch zerstreuter Begriffe. Vermittelt dieser Worte ehemalige Empfindungen und Gedanken zur Erweckung noch nicht gehabter zu ordnen, darin besteht die Kunst des wörtlichen Ausdrucks. Sobald nämlich nach der ersten Bewegung, worin jeder neue Gedanken versetzt, die Seele sich beruhigt hat, sucht der Dichter ihn in seine Elemente aufzulösen. Während dessen regt ihm die Phantasie schöne Erinnerungen aus der Vergangenheit auf, und läßt sie vorüberfliegen in Tönen, von welchen er die herausborcht, die harmonisch eingreifen in die jetzige Bewegung seines Herzens. Je reicher nun der Schatz seiner Erinnerungen ist, und je lebendiger die Anschauung des darzustellenden Gegenstandes: desto ungezwungener werden sich die Worte an einander reihen in einer Ordnung, woraus jedes Schein der Willkürlichkeit und Künstlichkeit so sehr verschwindet, daß sie einander unterstützend, tragend und hebend sich von selber aus unserer Brust abzulösen, und nach einem Naturgesetze in einander zu fügen scheinen. Man höre S. 176:

Sind es Kämpfe, die ich sehe?
 Sind es Spiele? Sind es Wunder?
 Fünf der allerliebsten Knaben
 Gegen fünf Geschwister streitend
 Regelmäßig, tactbeständig,
 Einer Zaubrin zu Gebote.

Blanke Spielfe führen jene,
 Diese sechten schnelle Fäden,
 Daß man glaubt, in ihren Schlingen
 Werde sich das Eisen fangen.
 Bald gefangen sind die Spielfe:
 Doch im leichten Kriegestanz
 Stiehlt sich einer nach dem andern:
 Aus der zarten Schleife reißt,
 Die sogleich den Freyen hasset,
 Wenn sie den Gebundenen löset.

So mit Ringen, Streiten, Siegen,
 Wechselfucht und Wiederkehren
 Wird ein künstlich Netz geflochten
 Himmelsflocken gleich an Weisse,
 Die vom Lichte in das Dichte
 Musterhafte Streifen ziehen.
 Wie es Farben kaum vermögen

Alle großen Künstler, heisst es in der oft gedachten Stelle aus den Propyläen, nähern sich einander in ihren besten Werken; und in der That ist, was wir bis jetzo den Poesien unseres Dichters nachgerühmt haben, ihnen keinesweges eigenthümlich, sondern mit allen ächten gemein, und zwar desto mehr, je vortrefflicher diese sind. Doch ist nicht zu leugnen, dass jeder große Meister etwas Unterscheidendes habe, das die von ihm ausgehenden Werke als die seinigen kenntlich macht. Denn da jeder einer künstlerischen Darstellung fähige Gegenstand seiner Natur nach etwas Unendliches ist: so lässt er sich in ganz verschiedenen Beziehungen, die ihm alle gleich wesentlich sind, auffassen. Wenn daher so große Dichter, wie Äschylus, Sophokles, Shakespear einen und denselben Gegenstand behandelten: so lässt sich wohl vermuthen, dass ihre Darstellungen gleich schön, nicht aber in allem gleich und ähnlich wären, und es würde Missverständniß seyn, das Charakteristische darin als etwas Fehlerhaftes anzusehen, und für die Wirkung einer Manier zu halten. In dieser Rücksicht also könnten wir getrost versuchen, das Eigenthümliche in dem Geiste unseres Dichters auszuforschen, wenn dies nur nicht in einer anderen desto schwerer würde, je mehr sich die Werke eines Meisters dem Höchsten in der Kunst nähern.

Der Unterschied, den man in der bildenden Kunst macht, zwischen strengem und gefälligem Styl, lässt sich auch auf die Poesie anwenden. Diese zeichnet sich vor den übrigen Künsten aus durch die Bestimmtheit dessen, was sie ausdrücken, und durch die unbegrenzte Fülle dessen, was sie andeuten kann. Je nachdem nun dieses aus jenem sich schwerer oder leichter errathen lässt, bekommen Gedichte den Charakter des Strengen oder Gefälligen. Mit Ausnahme der Ode, die überschrieben ist *Harzraufe im Winter* S. 123, und einiger gleichzeitiger, die sich durch Erhabenheit in den Gedanken, Kühnheit in den Bildern und eine gewisse Härte in den Übergängen hervorthun, belebt die Werke unseres Dichters eine Grazie, die sich zwar nicht anbietet, sondern gesucht seyn will, ohne doch je durch Stolz oder Sprödigkeit abzuschrecken.

Es ist eine oft gemachte Bemerkung, dass seit dem Verfall der alten Kunst das Gebiet der Poesie sich sehr erweitert habe durch die Bereicherung, welche die sittliche Natur des Menschen im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse so vieler und verschiedener Umstände erfahren, und dass es deswegen dem neueren Dichter erschwert sey, die edle Einfachheit und ruhige Klarheit der Alten zu erreichen. Wer also unseren Dichter einen *Darsteller des griechischen Geistes* nennt, meint ohne Zweifel damit, dass er den sehr zusammengesetzten Stoff, den das gegenwärtige Menschenleben darbietet, mit eben der Kraft beherrsche und bildend durchdringe, wie die Alten ihren an Empfindung und Gedanken weniger ergiebigen. Die Elegie, welche überschrieben ist *Euphrosyne*, S. 332, kann vielleicht vor anderen

dienen, deutlich zu machen, worauf sich ein solches Urtheil gründen möge. Die einfachen, in jeder menschlichen Brust wohnenden Gefühle, welche sie darstellt, erhalten dadurch ihr Eigenthümliches, dass sie von der Liebe zum Schönen ausgehen, und sich wieder in sie auflösen. Euphrosyne als Schwester der Antigone und Polyxena, wie sie sich nennt, erscheint als ein hohes überirdisches, durch die Kunst völlig verklärtes Wesen, und dies giebt der Zärtlichkeit, womit sie in dem Dichter den Lehrer, den Freund, den Vater umfasst, der Erinnerung, welche sie den Spielen ihrer Jugend weihet, der Sehnsucht, womit sie nach der Erde zurückverlangt, und ihr Andenken darauf gefirret zu sehen wünscht, eine Innigkeit, die uns ahnen lässt, die letzte und schönste Frucht reiner Kunstliebe sey die Vereinigung zweyer Herzen, welche sie durch die süsse Gewohnheit gemeinsamen Strebens und Wirkens befreundet. Und während durch dieses rührende Spiel der zärtlichsten Empfindsamkeit der innere Sinn vielfach und bedeutend aufgeregt wird, fehlt es dem äusseren nicht an einer Fülle der klarsten Anschauungen, welche harmonisch in dasselbe eingreifen.

Die dreyzehnte der römischen Elegieen, S. 300, fängt so an:

Amor bleibet ein Schalk, und wer ihm vertraut, ist betrogen!
Heuchelnd kam er zu mir: „Diesmal nur traue mir noch,
Redlich meyn' ichs mit dir, du hast dein Leben und Dichten.
Dankbar erkenn ich es wohl, meiner Verehrung geweiht.“

Alles Schöne ist sich verwandt. Je reicher ein Dichter damit in seinem Inneren ausgestattet ist: desto empfänglicher muss er seyn für die Reize des Geschlechts, welches vorzugsweise das schöne heisst. Daher ist Frauenliebe eine sehr poetische Leidenschaft, sofern sie sich auf Gegenstände richtet, die in eine künstlerische Begeisterung versetzen können. Bey unserm Dichter verleugnet sie diesen Charakter nie, und es ist fast unbegreiflich, wie man ihn in den römischen Elegieen einen Augenblick hat verkennen mögen.

Saget Steine mir an, o sprecht ihr hohen Paläste,
Straßen, redet ein Wort! Genius regst du dich nicht?
Ja es ist alles befeelt in deinen heiligen Mauern,
Ewige Roma, nur mir schweiget noch alles so still.
O! wer flüstert mir zu, an welchem Fenster erblick ich
Einst das holde Geschöpf, das mich verlegend erquickt.

Diese Zeilen der ersten unter den römischen Elegieen vergleiche man mit folgenden Strophen aus dem Gedichte, welches überschrieben ist *Ganymed* S. 136:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anläufst,
Frühling, Geliebter!
Mit tausendfacher Liebeswonne
Sich an mein Herz drängt
Deiner ewigen Wärme
Heilig Gefühl
Unendliche Schöne.

Dass ich dich fassen möcht
In diesen Arm.

(Der Beschluss folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 J A N U A R, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Goethe's Werke u. f. w.*
(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In beiden Poesieen ist der Zug der Empfindungen derselbe. Auf die Betrachtung des Schönen folgt das Verlangen nach Vereinigung damit. Was den Dichter an Faustinen fesselte, war, dass der Adel ihrer römischen Abkunft, die Anmuth ihrer Gestalt und die edle Einfalt ihres Geistes den Empfindungen, welche zu Rom das Gedächtniss der Vergangenheit, der Anblick so vieler Wunderwerke der Kunst und die Freundlichkeit des südlichen Himmels ihm einflößten, einen gemeinsamen Berührungspunct gaben, dass seine Liebe zu ihr so viele hohe und würdige Gegenstände in ein ihm gleichartiges Wesen verwandelte, in welchem er dieselben an sein Herz drücken konnte.

Aber gleichwie dem Platon zufolge das Schöne sich in Stufen erhebt: so läßt die poetische Liebe Grade zu; und wie Lili, Doris, Silvia, Corona, Dora und wie die übrigen geseyerten Namen heißen mögen, den Geist des Dichters von einzelnen Seiten, so scheint die, welche er unter dem Namen Lida verherrlicht, ihn in allen Puncten zu berühren. Ein Maler, dem es gelänge, diesen herrlichen Phantasiegebilden Form und Farbe zu geben, würde auch dem leiblichen Auge sichtbar machen, dass in jener reizenden Gruppe keine wäre, deren die Nachbarinnen sich zu schämen hätten, und vielleicht, dass alle den Preis der Liebenswürdigkeit der Lida zuerkannten. Sie ist es, die ihm die unvergleichliche Ode eingegeben hat, welche überschrieben ist: Der Becher, S. 178; wie auch die Nachtgedanken, S. 180; an Lida, S. 183.

Der Leser wird sich erinnern, in dem Buche, welches den Titel führt: *Winkelman und sein Jahrhundert*, die Bemerkung gefunden zu haben, Winkelman sey eine durchaus antike Natur gewesen, und dies habe sich auch darin gezeigt, dass er über sich und das Schöne, dem er sein Leben geweiht hatte, nie zur Klarheit gekommen. Allerdings, ein solcher Ausruf, wie wir von unserem Dichter vernehmen S. 203:

Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fallen,

ist in dem Munde eines Homer undenkbar, und da in jener schönen Zeit der Sitteneinfalt die Genialität, um das Höchste und Würdigste in der Kunst hervorzubringen, ohne vollständige Kenntniß des Ge-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

genstandes, worauf sie gerichtet war, nur instinctmäßig wirken durfte: so scheint dieß die Idee hervorgebracht zu haben von begeisternden Musen, unter deren Einflusse der Dichter stünde. Hievon nimmt der platonische Sokrates Anlaß, die Dichter zu verspotten als solche, die nur Werkzeuge in den Händen höherer Wesen wären, und kein Verdienst hätten bey dem, was Vortreffliches durch sie hervorgebracht würde. Zum Beweise dessen führt er den Tynnichos aus Chalkis an, der kein der Erwähnung werthes Gedicht gemacht habe, außer einem Pään, den alle sängen als das schönste Lied, und hieran habe, wie er selber sage, die Kunst keinen Antheil, sondern es sey ein Fund der Musen. Mit eben dem Rechte liesse sich aus der Vielgewandtheit unseres Dichters, wodurch er in den verschiedensten Gattungen der Poesie das Höchste erreicht hat, schliessen, dass an seinen Werken die Kunst einen nicht geringen Antheil habe, und dass alle jene schönen lyrischen, romantischen, elegischen, epigrammatischen, dramatischen und epischen Gedichte zwar göttlich seyen, sofern sie ohne Eingebung von oben, und ohne himmlische Begeisterung nicht gedeihen konnten, zugleich aber menschlich, und im höchsten Sinne des Wortes sein eigen, sofern in einer dem Schönen so ungünstigen Zeit, wie die unsrige, von seiner Seite die höchste Besonnenheit, der treueste Fleiß, und die regeste Energie des Willens erfordert wurde, um für jene Eingebungen empfänglich zu seyn, und ihrer in so reichem Maße gewürdigt zu werden. Dies bezeugt unser Dichter selber in der oft gedachten *Zuignung*, wo er die Kämpfe schildert, die er von innen und außen zu bestehen hatte, ehe er von der Muse die Weihe empfing.

Vielleicht ist es diese Verbindung künstlerischer Genialität mit philosophischer Klarheit des Selbstbewusstseyns, was unseren Dichter am meisten auszeichnet; und wer sich bemühet, die Spuren davon in seinen Werken aufzufuchen, wird immer grössere Unterschiede zwischen ihm und den Alten entdecken, und vielleicht finden, dass die edle Einfalt dieser sich zu der feinigen verhalte, wie die ursprüngliche, sich selbst nicht kennende Unschuld im goldenen Weltalter zu der wieder erlangten in Elysium.

Man hat seit einiger Zeit öfters die Untersuchung angeregt über das gegenseitige Verhältniss des religiösen Sinnes und dichterischen Geistes. Aus einer gemeinsamen Quelle, der Ahnung des Alls als eines nach Gesetzen innigst verknüpften Ganzen, ent-

springend, nehmen sie verschiedene Richtungen, der eine nach den Erscheinungen hin, und ihrer eine möglichst große Anzahl im Zusammenhange darzustellen, der andere nach dem hin, was sich, als den Erscheinungen zum Grunde liegend, durch die Stimme des Gewissens ankündigt. Unbekümmert um die Creatur, sehnt sich der Fromme nach der Vereinigung mit dem Schöpfer durch die Kraft des Glaubens; weniger bekümmert um den Schöpfer, sucht der Dichter sich von der Welt möglichst viel anzueignen durch die Anschauung. Die Übungen, wodurch dieser den Kreis seiner Empfindungen unaufhörlich zu erweitern und seine Sinnlichkeit zu bereichern trachtet, meidet jener als störend, weil er, um die Offenbarungen des göttlichen Geistes zu empfangen, und der Einwirkung seiner Gnade theilhaftig zu werden, der Ruhe und Stille bedarf. Der schnelle und häufige Wechsel von Freud und Leid, und das rege Gefühl dafür bey sich und Anderen, bringt in das Dichterleben eine ungleichförmige, nicht selten ungestüme Bewegung, statt daß den Frommen sein stetes Streben nach der Befreundung und Verähnlichung mit Gott der pythagoräischen *Metriopatheia* immer näher führt. Da der Dichter seinen Geist in bestimmten Werken ausprägt, deren Werth sich von Unzähligen, die nichts Ähnliches hervorzubringen vermögen, erkennen läßt: so findet er für jede Anstrengung sofort Lohn und Aufmunterung in dem Beyfall der Zeitgenossen und dem Vorgefühl des Ruhms bey der Nachwelt. Der Fromme dagegen offenbart die ihm eigenthümliche Sinnesart weniger in bestimmten Mittheilungen, wie etwa in Sprüchen, Liedern, Gebeten, als vielmehr in dem Tone des ganzen Lebens, den nur wenige Gleichgesinnte verstehen und erwiedern können. Von Herzen demüthig, sucht er keine andere Ehre als Gottes, und findet diese in Selbstverleugnung jeglicher Art.

So verschieden dem zufolge der religiöse Sinn ist von dem dichterischen Geiste: so würde man doch irren, zu glauben, daß sie einander ausschließen. Was kann dem Frommen erbaulicher seyn, als ein vollendetes Werk der Kunst, das als ein bis in die kleinsten seiner Theile wohl verbundenes Ganzes das würdigste Sinnbild ist des vom göttlichen Geiste durchdrungenen Alls; und das geheimnißvolle Helldunkel der Religion, wie könnte es ohne Reiz für den Dichter bleiben, da es der Einbildungskraft ein unermessliches Feld öffnet? Daß auch unser Dichter diesen Reiz empfunden habe, und welche Offenbarungen über das innerliche Leben wir ihm verdanken würden, wenn er ihm öfter gefolgt wäre, beweisen die Bruchstücke *) welche überschrieben sind: *die Geheimnisse* und die Gespräche des Mönches mit Eugenien. Doch ist die hierin sich mittheilende Stimmung keinesweges die bey ihm herrschende; noch viel weniger aber die entgegengesetzte,

*) Nach einer dem V. d. dieses Aufsatzes ganz unerklärlichen Anordnung sind sie, wie schon oben bemerkt worden, mit der *Zueignung* unter einem gemeinschaftlichen Namen verbunden. Als ungleichzeitig und aus ganz verschiedener Anschauung entsprungen, können beide Werke nie ein geistliches Ganzes bilden.

welche sich in der Ode ausdrückt, die überschrieben ist *Prometheus* S. 133. Daß, wer keine anderen Herren über sich erkennt, als *die allmächtige Zeit und das ewige Schicksal*, einer gewissen Erhabenheit des Charakters und eines sehr edeln Trotzes in der Gesinnung fähig sey, beweiset die Ode unwidersprechlich; kaum aber läßt sich denken, daß ein Dichter sein *verirrtes Auge zur Sonne wenden könne*, ohne einen Laut zu vernehmen, der ihm weislagend zuriefe, es wäre drüber

Ein Ohr zu hören seine Klage.

Ein Hera, wie sein's,

Sich des Bedrängten zu erbarmen.

Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Ohngötterey der Sittlichkeit weniger verderblich ist als der Kunst, der sie unvermeidlich den Tod bringt!

Das ächte Glaubensbekenntniß unseres Dichters finden wir in der Ode, die überschrieben ist: *Das Göttliche*, S. 140, und vornehmlich in folgenden Strophen:

Edel sey der Mensch,

Hülfreich und gut!

Dem das Allen

Unterscheidet ihn

Von allen Wesen,

Die wir kennen.

Heil den unbekannten

Höhem Wesen,

Die wir ahnden!

Sein Beyspiel lehr' uns

Jene glauben.

Und wir verehren

Die Unsterblichen,

Als wären sie Menschen,

Thaten im Großen,

Was der Beste im Kleinen

Thut oder möchte.

Der edle Mensch

Sey hülfreich und gut!

Unermüdet schaff' er

Das Nützliche, Rechte,

Sey uns ein Vorbild

Jener geahndeten Wesen.

Vermuthlich ist es nur der unendliche Reichthum seiner sinnlichen Anschauungen, was bis jetzo den Dichter gehindert hat, im Geleite dieser Ahnungen so oft, als mancher wünscht, in die verborgenen Tiefen der göttlichen Offenbarung hinabzusteigen, und die Geheimnisse derselben durch die Kunst darstellend zu enthüllen. Doch sind jene Ahnungen gewiss immer hell genug in ihm geblieben, um seine Ansicht von der Natur und Menschheit zu erheitern und alle seine Dichtungen wohlthätig zu beleben. Ihnen ohne Zweifel ist es zu verdanken, daß wir in diesen nirgend so trostlose Klagen antreffen, wie oft bey den Alten, als beym Homer, wo Zeus sagt:

Denn kein anderes Wesen ist jammervoller auf Erden,
Als der Mensch, von Allem, was Leben haucht und sich reget,
oder bey Sophokles, wo der Chor ausruft:

Nie aufleben besiegt gewiss

Jeden Wunsch; und dieweil du lebst,

Ist schnell wieder zu fliehn, von wannen

Du gekommen, gewiss das zweyte.

(Nach Solgers Übersetzung.)

Von ihnen auch wohl rühren so schöne beruhigende Züge her, wie die Schluszeile der Euphrosyne:

— Und über dem Wald kündet der Morgen sich an,
wie auch die Ermahnung seiner Muse:

Wie viel bist du von andern unterschieden,
Erkenne dich, 'leb' mit der Welt in Frieden.

ohne jene Ahnungen schwerlich ein so treues Gedächtniß bey ihm gefunden hätte. Die herrliche Elegie, welche überschrieben ist: *Herrmann und Dorothea*, setzt den hohen Werth des sittlichen Charakters unseres Dichters in das hellste Licht, und läßt keinen Zweifel übrig, daß die edeln Gefinnungen der Friedfertigkeit und Bruderliebe, die er seiner Muse bey der Einweihung gelobt hatte, nie aufgehört haben, ihn zu befeelen. — Aus welcher Quelle sie auch entsprungen seyn mögen, niemals wollen wir vergessen, daß einer der reichbegabtesten Dichter, der empfunden hat, was ein menschliches Herz empfinden kann, und die mannichfaltigsten Verhältnisse des Lebens mit größter Klarheit durchschaut, keine Urfach fand, dasselbe zu hassen, und nichts darin entdeckte, was hätte seinen Eifer für die Vervollkommenung und Verschönerung desselben schwächen mögen. Eines so trostreichen Andenkens bedürfen wir mehr als jemals jetzo, wo so Mancher an so Manchem irre wird, und bey so vielen Beyspielen verrathener Freundschaft und gebrochener Treue mit *Schillers* *Kassandra* voll Wehmuth ausrufen möchte:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!

Wie sehr auf unseren Dichter die verhängnißvollen Begebenheiten der Zeit gewirkt haben, sieht man aus der Wahl der Gegenstände für mehrere der späteren seiner Werke. Darum ist es als ein Glück für die Kunst anzusehen, daß schon vor dem Eintritt derselben seine Bildung vollendet war. Unter so gewaltsamen Ereignissen, wie in den beiden letzten Jahrzehnden die Welt erschüttert haben, und ohne die ungestörte Ruhe von außen, deren der Dichter in den ersten 40 Jahren seines Lebens genoss, hätte schwerlich sein Geist sich so nach allen Richtungen hin entwickeln können, wie er gethan, und namentlich nicht Heiterkeit genug behalten, um neben der ernsten Muse sich auch dem Dienste der komischen zu weihen.

Was der Behauptung des Sokrates, es gehöre für einen und denselben, Tragödien und Komödien machen zu können, und der künstlerische Tragödiendichter sey auch der Komödiendichter, zum Grunde liege, ist unschwer aufzufinden in einer gemeinsamen Idee, worin das Schöne und Lächerliche sich berühren. Wenn gleichwohl so wenige Dichter in beiderley Darstellungen zugleich sich hervorgethan haben: so rührt dies ohne Zweifel daher, daß äußere Umstände ihren Geist frühzeitig nach einer von beiden Richtungen überwiegend hingen. Wie inig aber bey unserem Dichter die Phantasie, welche schafft, und der Witz, dessen Freude das Zerstören ist, verbunden sind, zeigen am klärtesten die *Epi-*

gramme aus Venedig, deren Studium überhaupt nicht genug empfohlen werden kann.

Sie bestehen aus lauter einzelnen augenblicklichen Eingebungen einer mehrere Tage fortwährenden Begeisterung, unter deren Einflusse alle Fäden und Saiten in dem Gemüthe des Dichters aufgezogen und gleich rein gestimmt waren, um bey jeder noch so leisen Berührung von außen anzuklingen, woraus denn eine Melodie der Empfindungen entsteht, die sich den Accorden einer Luftharfe vergleichen läßt. Der wunderbar schnelle Wechsel tief sinniger Weisheitsprüche mit so vielen rührenden, zärtlichen, lächerlichen Zügen, welche das Größte und Kleinste, das Nahe und Ferne, Vergangenes, Gegenwärtiges und Künftiges, aus der Kunst, Natur und Geschichte in buntem Gewimmel vorüberführen, drängt das ganze Leben des Dichters in wenige Augenblicke zusammen, denen ähnlich, in welchen er die erste Idee zu großen Werken faßt.

Gleichwie in diesen Epigrammen bacchische Begeisterung herrscht: so in den Weissagungen des Bakis prophetische. Wolle Niemand zudringlich dem Dichter die Auflösung dieser Räthsel abnöthigen, oder, die er selber gefunden zu haben meint, vorzeitig mittheilen. Der Nachwelt werden sie um so mehr nützen, je dankler sie bleiben, wenn zumal, was aber der Himmel verhüten wird, die Vermuthung einiger trübsinnigen Unglückspropheten einträfe. Manche nämlich von denen, welche behaupten, sich auf die Zeichen der Zeit zu verstehen, verkündigen einen nicht fernem Verfall alles dessen, was wir bis jetzo für die Stützen unserer Selbständigkeit und für die Bedingung eines geselligen und sittlichen Lebens hielten. Hieraus müßte für die nächstfolgenden Geschlechter ein Zustand der Verwirrung aller Verhältnisse entstehen, woraus sie auf gewöhnlichem Wege weder Ausgang noch Rettung fänden. Nun aber pflegen die Menschen, wie Thucydides bemerkt, nicht sobald sich von lichten Hoffnungen verlassen zu sehen, als sie sich hinwenden zu den dunkeln, zu Weissagungen und Orakeln, so daß auch dereinst vielleicht mancher, wenn er in der Bedrängniß nicht wüßte, wo aus noch ein, zu diesen Sprüchen Zuflucht nähme, um in ihnen, wie in sibyllinischen Büchern, das Schicksal zu befragen. Je räthselhafter sie nun wären, desto mehr triebe das Verlangen, sie auszulegen, ihn an, des Dichters übrige Werke mit ganzer Kraft und treuem Fleisse zu durchforschen, wobey er am sichersten gewönne, was dann ihm am meisten Noth thäte:

Ruh und Luft und Harmonieen
Und ein kräftig rein Bestreben.

Kfd.

- 1) HALLE u. LEIPZIG, b. Ruff: *Gemälde des menschlichen Lebens in Erzählungen*. Von August Lafontaine. Mit Kupfern. X Theil. 334 S. XI Theil. 358 S. XII Th. 218 S. (Auch unter dem besonderen Titel: *Aline von Riefenstein*. Von Aug. Lafontaine. I, 2, 3 Theil.) 1808. 8. (5 Thlr. 8 Gr.)
- 2) RIGA u. LEIPZIG, b. Hartmann: *Leontine*. Ein Roman, von A. v. Kotzebue. I Th. 328 S. II Th. 440 S. 1808. 8. (4 Thlr. 8 Gr.)

Wir dürfen voraussetzen, daß die Romanleser mit

diesen neuen Producten ihrer beiden Lieblingsautoren schon bekannt sind, und können uns daher auf wenige Bemerkungen beschränken. Im Allgemeinen müssen wir, so ähnlich beide Romane in so fern einander sind, als sie in der Eigenschaft wahrer Kunst-erzeugnisse nur einen sehr untergeordneten Werth haben, dem ersteren doch bey weitem den Vorzug geben, in Hinsicht des Ganzen wie der Theile. Der Zweck desselben ist, zu zeigen, wie das Böse nur auf eine Weile das Gute unterdrücken kann, und in sich selbst alles Haltes ermangelnd, sein eigener Zerstörer wird. Zu gleicher Zeit wird der bedingte Werth der Cultur geschildert, und wie künstliche Bildung nur da gesunde Früchte treibt, wo sie einen kräftigen und empfänglichen Boden nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit bearbeitet. Dieses wird in der Person des Magnus von Riefenstein, eines rohen aber unverdorbenen Natursohnes, in manchem glücklichen Zuge anschaulich gemacht; und so ist auch die Darstellung von dem unhaltbaren Glück des Bösewichts und seines unvermeidlichen Untergangs von einer sprechenden Wahrheit: nur muß man es mißbilligen, daß die Geschichte seiner scheußlichen Teufelei mit solcher Ausführlichkeit und ohne alle Schonung behandelt ist — sie nimmt den ganzen zweyten Theil ein — und so kann man an diesem Gemälde nur ein psychologisches Interesse nehmen; ein höheres war aber wohl des Vfs. Absicht nicht, wenigstens läßt sich dieses, wenn man den allgemeinen Titel: Gemälde des menschlichen Herzens; nach seiner Strenge nimmt, zu seiner Vertheidigung voraussetzen. — Das Gelungenste, das Anziehendste und nicht ohne den Reiz der Neuheit scheint uns der Charakter der Nally; und trefflich wird in ihr geschildert, wie ein edles weibliches Gemüth unter dem Einflusse der Liebe allmählich aus dem Wuste der Eitelkeit und des Eigennutzes, worunter es fast ganz verschüttet lag, sich zu seiner ursprünglichen Reinheit emporarbeitet; gleich wahr und ergreifend ist die Schilderung von Solen's Zweifelmuth, der nach langen und wiederholten Kämpfen endlich mit männlicher Entschlossenheit den Glauben an Nally's Liebe faßt. Nur wäre diesem Gemälde weniger Farbenschmuck zu wünschen, und ein mehr concentrirtes Licht. Es sind der Worte zu viel, ein und dasselbe kommt zu oft wieder, nur unter anderen Bildern. Dieses Überfließen der ungezügelter Rede ist eine Eigenheit der Lafontaineschen Diction, und ein großer Übelstand; denn die feinen Schattirungen fließen darüber in einander, und es entsteht ein verwirrendes buntes Gemisch, das die Aufmerksamkeit zerstreut, und die Wirkung der glücklichsten Züge schwächt. —

Als den Zweck seines Romans, *Leontine*, giebt Hr. v. Kotzebue in der Vorrede an: „er wolle darin die Armseligkeit des sogenannten guten Rufes, die schrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen, die Gefahren der reinsten Tugend schildern;“ — und dieses hat er denn nach seiner Manier redlich gethan. Es war ihm noch nicht genug, die höchst wichtige und große Wahrheit: daß es um den gu-

ten Ruf in der Welt ein armseliges Ding zu seyn pflege, in Begebenheiten und Handlungen anschaulich zu machen: diesem erhabenen Thema ist, wie billig, ein eigener zwölf Seiten langer Brief gewidmet, welchen wir nicht umhin können, denen an gelegentlichst zu empfehlen, die zur Bequemlichkeit des Publicums Sammlungen von Stammbuchsprüchen verfertigen. Hier werden sie zu ihrem Behufe eine ungemein herrliche Ausbeute und zugleich das Verständniß sehr erleichtert finden, indem der Vf. nicht unterlassen hat, die Kernworte gehörig zu unterstreichen, — eine Methode, die er durch das ganze Buch mit rühmlicher Sorgfalt für die zu besernden und aufzuklärenden Leser beobachtet. Solcher meisterhafter Sprüche, die ins innerste Leben dringen, enthält das Werk noch gar viele; auf einige müssen wir durchaus besonders aufmerksam machen. So heist es S. 65: „Die Ehre, (wir unterstreichen wie der Vf.) dies *conventionelle Wesen*, kann leichter in uns den Eigennutz ersticken, als die Liebe, dies *Kind der Natur*. Beym *Lorbeerkrantz* sehen wir nicht darauf, ob die Blätter vergoldet sind, aber der *Myrtentkranz* soll schimmern und schwer wiegen, wenn er auch Wunden ins Haupt drückt; und doch entführt uns jenen oft der erste Wind, der aus einer anderen Gegend bläst, indessen *dieser* unseren Sarg noch schmücken wird;“ — und S. 228: „Wer in seinem sechs und zwanzigsten Jahre noch nicht geliebt hat, dessen Brust haben die Wellen des Lebens schon zu oft geküßt, die Flamme zündet so leicht nicht mehr.“ Was die schrecklichen Folgen zu früh geknüpfter Ehen betrifft, so werden diese recht schrecklich geschildert — und die Ehe, von der hier ein Beyspiel aufgestellt wird, ist denn auch recht früh geknüpft: die Vermählte ist erst 14 Jahr alt und so überaus naiv, daß sie an ihre Freundin Amalie schreibt: „Hättest du denn deine Niederkunft nicht noch um einen Monat aufschieben können? Aber du wusstest freylich nicht, daß meine Hochzeit schon so bald seyn würde.“ Übrigens ist diese Heldin des Romans so höchst und ungemein edel geschildert, daß man sich in das berühmte Musterbuch: *Elisa, oder das Weib, wie es seyn sollte*, versetzt glaubt. Es ist ihr z. B. ein Leichtes, das während der Ehe mit ihrem Gesellschaftsfräulein von dem Ehegemahle erzeugte Kind für ihr eigenes auszugeben, und ihren Gemahl liebt und achtet sie nicht einmal. Schade nur, daß Wallenstein nicht den dummen Streich macht, und Luise heirathet; dann wäre das Gefährliche der übereilten Heirathen noch klarer ans Licht getreten; aber den schönen Schluss hätten wir alsdann entbehren müssen, wo alles wieder so ins Gleiche kommt, daß man vor Freude und vor Rührung, auf die hier besonders hingearbeitet ist, weinen möchte. — Überhaupt hat uns das ganze Buch außerordentlich gefallen, jedoch vornehmlich die Porträts von alten Frauen des gemeinsten Schlages; und wir haben in ihnen die Beistätigung unseres Glaubens gefunden, daß Hr. v. K., der fast überall, wo es auf Copieen aus der wirklichen Welt ankommt, ein sehr geschickter Mimiker ist, insonderheit im Darstellen solcher Individualitäten sich als Meister zeigt.

Ha. Ha.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 J A N U A R , 1809.

T H E O L O G I E.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments*. Erster Theil, von Dr. Johann Leonhard Hug, Prof. der Theol. an der Universität zu Freyburg im Breisgau. 1808. 444 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der größere Theil dieser Schrift ist nur für angehende Gelehrte, und besteht in summarischen Übersichten der Kenntnisse, welche man zur Kritik des N. T. mitbringen muß; ein Theil desselben, obwohl der kleinere, wird auch Gelehrte anziehen, denen alles das schon geläufig ist, was die vorzüglichsten kritischen Bearbeiter des N. T. über die äußere und innere Geschichte des neutestamentlichen Textes ausgemittelt haben. Diese Anzeige wird sich daher auch nur bey diesen Abschnitten zu verweilen haben.

In neun Capiteln wird gehandelt: I) vom Alter und von der Achtheit der Schriften des N. T.; II) von den inneren Kennzeichen ihrer Glaubwürdigkeit; III) von dem Schreibmaterial der Verfasser, und der Herausgabe ihrer Bücher, vom Untergang der Autographen, der Sammlung der einzelnen Schriften und dem Kanon des N. T.; IV) von den inneren Schicksalen des Textes; V) von den außerwesentlichen Veränderungen, welche mit den Büchern des N. T. vorgenommen worden, (von dem Wechsel des Materials, des ägyptischen Papiers und der Thierhäute, bis im eilften Jahrhundert Baunwollen-Cotton-Papier in Gebrauch kam, von dem Wechsel der Schrift, der Uncialschrift, bis sich die Curfschrift im neunten Jahrhundert ganz ausgebildet hatte, und im zehnten allgemein ward; von den allmählichen Schritten zur Interpunction, von der Stichometrie des Diaconus Euthalius, der in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Gewohnheit, Zeilenweis zu schreiben, einführte, so daß man so viele Worte in eine Zeile setzte, als ununterbrochen gelesen werden mußte, um den Schriftsteller deutlich vorzutragen, bis zu der vollendeten Interpunction im zehnten Jahrhundert; von den Accenten, die schon im vierten Jahrhundert hie und da erscheinen und von Euthalius in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts allgemeiner gemacht wurden; von Auf- und Unterschriften, von allerley Abtheilungen, größern und kleinern bis zu der Einführung der Versabtheilung durch Stephanus). VI. Von den Handschriften des N. T. nach drey Classen: 1) vor der

S. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Einführung der Stichometrie, 2) seit ihrem Gebrauch, und 3) nach ihrer Erlöschung. VII) Geschichte der Ausgaben des N. T. und seines kritischen Apparats. VIII. Von den Übersetzungen des N. T., die einen kritischen Gebrauch zulassen; IX) von den Grundsätzen der Kritik.

Mit der Mäßigung des Vfs., als Theolog, historischer Forscher und Kritiker, hat man alle Ursache zufrieden zu seyn. Der erstere tritt nur selten hervor; hält aber, so oft er erscheint, mit Anstand auf Hauptpunkte seiner Wissenschaft. Um im Allgemeinen die Glaubwürdigkeit des Inhalts des N. T. darzuthun, bleibt er bey dem Charakter stehen; der in demselben von Jesus so durchgeführt sey, wie ihn keine Dichtungsfähigkeit gemeiner und bildungsloser Juden hätte erfinden und durchführen können, und bey den reinen und erhabenen, im N. T. enthaltenen Ansichten über Religion und Sittenlehre, die weit über Jesus und die früheren Zeitalter und den Geist der Nation gegangen sey, aus welcher das Christenthum als isolirtes Phänomen hervorgetreten. Das Wunderbare in Jesus Leben könne für keine Einwendung gegen die Glaubwürdigkeit des N. T. gelten. Jesus selbst sey für sein Zeitalter ein Wunder gewesen; seine Religion das größte Weltereigniß, das über das Gewöhnliche weit hinausgehe. Das Volk, unter welchem Jesus aufgetreten, habe von jedem Religionsreformer Wunder als Bedingung des Glaubens verlangt: wenn der Erfolg in seinem Vaterlande an diese Bedingung geknüpft gewesen, wie könnten wir die Bedingung von dem Erfolg trennen? u. s. w. Aus dieser einzigen Probe ergiebt sich, zu welcher Ansicht des Christenthums sich der Vf. hinneige: wird ihm aber nicht ein Gegner vorwerfen können, er lege *Wundern* und *Wunderbarem* im Fortgange seines Raisonnements ganz verschiedene Begriffe unter?

Die Beweise, welche der Vf. für seine Materien aus der Geschichte nehmen konnte, sind im Ganzen gut erwogen. Daß er sich daneben historische Vermuthungen erlaubt, wird Niemand befreunden, der mit den abgehandelten Gegenständen vertraut ist, wenn sie nur wahrscheinlich combinirt sind. Denn über wie Vieles, das in Anfrage kommt, giebt das christliche Alterthum keinen Aufschluß! So eine historische Vermuthung erklärt den frühen Untergang der Autographen. Die Briefe der Apostel, auf das schwache, leicht verletzte augusteische Papier geschrieben, hätten sehr früh, schon unter Trajan, gewiß unter Caracalla in den Autographen nicht mehr vorhan-

den seyn können; das Schreibmaterial für die historischen Werke sey zwar wahrscheinlich dauerhafter und geschickter gewesen, der Zeit zu widerstehen: die Autographa von ihnen hätten aber andere Umstände früh aus der Welt bringen müssen. Sie wären wohl Geschwindschreibern dictirt, dann, des anständigeren Ausseren wegen, Kalligraphen, und aus ihren Händen, der Correctheit wegen, Correctoren übergeben worden: hinter einer solchen rein geschriebenen, lesbaren Abschrift, wer hätte sich noch um das schwer zu lesende Exemplar des Tachygraphen bewerben mögen? Unbeachtet ging es unter u. s. w. Durch ähnliche Vermuthungen ist auch die Frage über die Sammlung des N. T. und den Ursprung des Kanons erklärt, und ist man auch einer anderen, als der hier beliebten, Combination zugethan, wer möchte deshalb mit dem Vf. rechten? Bey aller Billigkeit der Art kann es indessen doch nicht fehlen, daß man nicht zuweilen eine strengere historische Prüfung wünschen möchte. So hätten, wie es scheint, Eusebius Vorstellungen von den Schriften des N. T., und seine Inconsistenz bey der Eintheilung derselben in *homologumena*, *antilegomena* und *notha* eine genauere Sichtung verdient. Eben so wenig ist es ganz genau, wenn neben den inneren Kennzeichen von der Ächtheit der Schriften des N. T. auch die Anführungen der Kirchenväter und der sogenannten Ketzerparteyen in Einem Capitel zusammengefaßt sind. Zeugnisse dafür giebt es nicht. Die Christenpartey mit ihren heiligen Büchern wuchs, von den noch vorhandenen Schriftstellern des ersten Jahrhunderts unbeachtet, zu einer ansehnlichen und weit ausgebreiteten Partey heran: denn was wollen die paar zum Theil nicht einmal achten, zum Theil mißverständenen Stellen über Christus und seine Anhänger in den Schriften jener Zeit bedeuten? Was sich von Zeugnissen zusammenbringen läßt, bewährt nur das Daßey einzelner Schriften des N. T. in der Mitte des zweyten Jahrhunderts. Ihr Ursprung im ersten Jahrhundert und ihre Ächtheit kann daher entweder gar nicht bewiesen werden, oder es muß aus ihnen selbst geschehen, durch die Zusammenstellung einzelner kleiner Umstände, die mit der damaligen Zeitgeschichte übereinstimmen, aus dem Zusammenhange eines jeden neustamentlichen Schriftstellers mit dem Zeitalter, in das er gehören soll, aus seiner Sprache, seiner eigenthümlichen Manier nach Abkunft und Stand, seinem in Materie und Form charakteristischen Gepräge. Diese inneren Kennzeichen des Alters und der Ächtheit der Schriften des N. T. verdienen allein Beweise zu heißen; was sich der Art aus Kirchenschriftstellern sammeln läßt, besteht aus bloßen Sagen und Traditionen, die für keine Beweise gelten können. Jene wirklichen Beweise sind auch von dem Vf. bündig dargestellt; von den vielen in den Schriften des N. T. wie verloren hingeworfenen Zügen des ersten Jahrhunderts freylich nur einzelne ausgewählt, aber solche, die zu dem Zweck des Vfs. völlig hinreichen. Unter den dazu ausgehobenen Beyspielen scheinen einige neu und

dem Vf. eigenthümlich zu seyn, wie das über Lithostroton Joh. 19, 13, das er im Josephus (*de bello Jud.* c. 6 oder 7) wieder findet, und nicht für einen künstlich zusammengelegten Fußboden von Marmor (für kein *pavimentum tessellatum*) ansieht, auf den die *sella curulis* gestellt wurde. Apostelg. 8, 26 soll das *αὐτῇ, ἐστὶν ἔρημος* aus der Zerstörung seine Erläuterung bekommen, die nach Josephus (*de bello Jud.* II. c. 33) kurze Zeit vor der Belagerung Jerusalems über Gaza von den Juden verhängt worden. — In diesem Abschnitt ist zwar nicht mit Stillschweigen übergangen worden, daß die Manier der Schriftsteller des N. T. eine andere sey, als die, welche im zweyten und den folgenden Jahrhunderten in christlichen und jüdischen Schriften gefunden werde; woraus sich ergibt, daß das N. T. nicht wohl später könne abgefaßt seyn, als es durch die Überlieferung gesetzt wird: nur ist die Ausführung dieser sehr gegründeten Bemerkung etwas zu kurz gefaßt; sie hätte wenigstens mit einigen Beyspielen belegt, und so bestimmt ausgeführt werden sollen, als die Annäherung des N. T. an die Manier des Philo darstellt ist.

Die historischen Beweise für Alter und Ächtheit der Schriften des Neuen Testaments hat man bisher nur aus den rechtgläubigen Kirchenvätern zusammengestellt: der Vf. erkennt das Verdienstliche dieser Sammlungen, auf die *Lardner* großen Fleiß gewendet, und die *Less* u. a. auf ihre Weise gesichtet haben; wiederholt sie aber nicht, um sein Buch nicht mit Bekanntem zu überladen. Vielmehr sucht er die Spuren von dem Gebrauch des N. T. bey den verschiedenen sogenannten Ketzerparteyen des zweyten Jahrhunderts oder den Secten auf, welche ihre philosophischen und theurgischen Meinungen mit dem Christenthum zu verbinden, und ihre Behauptungen auf das Ansehen der biblischen Bücher zu gründen, und sie gegen Andersdenkende, besonders gegen die herrschende Kirche, aus ihnen zu beweisen gesucht haben. Es sind Celsus, Tatian, Theodot bey dem Clemens von Alexandrien, einige anonyme Irrlehrer bey dem Tertullian und Origenes, Marcion, Ptolomäus und Herakleon, Valentin und seine Schule, endlich die Ebioniten. Da der fromme Eifer der katholischen Kirche ihre Schriften vernichtet hat, und man sich bey diesen Untersuchungen gegenwärtig bloß an Anführungen halten kann, die gelegentlich bey den Widerlegungen der Kirchenväter vorkommen, oder bey der Darstelllung der Beweise, welche die Ketzer für ihre Meinungen gebraucht haben sollen: so kann natürlich die Ausbeute nicht sehr reich seyn. Aber wer sollte auch ihre Armuth nicht mit Dank annehmen? Man würde sie noch dankbarer erkennen, hätte der Vf. nicht zu sichtbar sich bemüht, sie reicher zu machen, als sie der Natur der Sache nach seyn kann, und daher nicht mehr in die von ihnen handelnden Stellen gelegt, als bey einer uneingenommenen Kritik aus ihnen hervorgeht. Aber wie fängt es z. B. der Vf. an, um darzuthun, daß Tatian's Diatessaron unsere vier

Evangelien enthalten habe? Eusebius erzählt: „die Severianer (ein Nebenzweig der tatianischen Schule) bedienen sich des Gesetzes, der Propheten und der Evangelien.“ Kein Mensch, (sagt der Vf.) kann unter *Evangelien* etwas anderes denken, als *unsere* vier katholischen Evangelien. Da nun Eusebius fortfährt: „das Oberhaupt der Severianer, Tatian, hat durch die Zusammenstellung der Evangelien sein Diatessaron fertiggestellt:“ so muß sein Diatessaron aus *unseren* vier Evangelien zusammengestellt gewesen seyn. Wie folgt dieses? Einmal zugegeben, daß die Evangelien der Severianer *unsere* vier Evangelien gewesen wären: sagt denn nun Eusebius, daß das Diatessaron bey den Severianern vorhanden sey, d. i. daß sie sich dessen bedienen? — sagt er nicht vielmehr, „das Diatessaron sey nur noch *bey einigen* vorhanden?“ und unterscheidet er es nicht durch diesen Zusatz von den Evangelien der Severianer? Eusebius gesteht ausdrücklich, er kenne das Diatessaron nicht genau; er habe es nie gesehen; er wisse daher nicht, wie darin die Zusammenstellung der Evangelien beschaffen gewesen: wie kann man nun behaupten: Eusebius brauche *Evangelien* in dieser Stelle immer in demselben Sinne? immer von *unseren* vier Evangelien? Es gab ja die verschiedensten Schriften unter dem Namen Evangelien: und da Eusebius das Diatessaron nie gesehen hatte, so konnte er gar nicht wissen, ob es nicht mitunter aus anderen Evangelienbüchern zusammengesetzt war. Will man mit dem Vf. erwidern: „durch die Besitzer des Diatessaron mag es Eusebius gewußt haben,“ so darf man entgegen fragen: wo hätte er dieses geäußert? und hätten es die Besitzer des Diatessaron vorgegeben, woher wußten sie es? etwa durch eine genaue Vergleichung? wie läßt sich diese in jenen Zeiten erwarten? Doch auch diese angenommen, so wissen wir ja, was sie als Resultat gefunden haben: „es fehlten die Genealogien und andere Sätze und Ausdrücke, welche Christus als einen Abkömmling Davids nach menschlicher Zeugung erklärten.“ Es kam also das Diatessaron nicht mit *unseren* Evangelien, wenigstens mit Matthäus und Lukas nicht überein; und da die Geschichte noch andere Evangelienbücher kennt, denen auch die Genealogie mangelte, (wie der Fall bey dem Evangelium der Hebräer war): warum sollte man nicht wahrscheinlich finden dürfen: das Diatessaron habe im Matthäus wenigstens sich diesen verlorenen Evangelienbüchern genähert? Etwa deswegen nicht, weil Theodoret im 5. Jahrhundert behauptet: „Tatian habe die Genealogien und andere dem Diatessaron mangelnde Stellen der katholischen Evangelien *abgerissen*?“ Ist das mehr als Hypothese? und zwar Hypothese des Lehrers, der das Diatessaron nicht weiter in den Gemeinen dulden wollte? Warum soll nicht darauf geachtet werden, daß es die Alten auch das Evangelium der Hebräer nannten? Und wenn Clemens von Alexandrien vorgiebt, daß Tatian die Worte ἐν γῆς καὶ ἰσχυροῦς, ὅπου οὐ καὶ βρῶσις ἀφανίζεται verdreht habe: läßt sich daraus

mit Sicherheit folgern, daß *unser* Matthäus, in welchem sich diese Worte (6. 19) finden, gebraucht habe? Enthalten nicht auch die Denkwürdigkeiten der Apostel bey Justin dem Märtyrer, die bekanntlich mit dem Evangelium der Hebräer in großer Verwandtschaft standen, dieselben Worte? — Auf ähnliche Weise ist auch des Vfs. Kritik bey Marcion's Evangelium nicht unbefangen zu Werk gegangen. Damit eine frühere Spur von *unserem* katholischen Lukas zum Vorschein komme, soll derselbe in Marcion's Händen, und des Letzteren Evangelium ein von ihm abgekürzter und veränderter Lukas gewesen seyn. Allerdings nennt Tertullian den Marcion einen *emendatorem* und *purgatorem*, und behauptet unter Schmähungen, der Text des marcionitischen Evangeliums sey erst von Marcion durch willkürliche Verkümmelungen geschaffen worden: aber bewährt sich auch diese Beschuldigung durch die Erfahrung? Noch haben wir eine Anzahl Fragmente von Marcion's Evangelium: stellen sich dieselben als *purgationes* und *emendationes* dar? Wie mochte der Vf. leugnen, daß Marcion von seinem Evangelium behauptet habe, es habe allein noch seine ursprüngliche Gestalt, und sey so aus den apostolischen Tagen auf ihn gekommen? Behauptete nicht Marcion, selbst nach Tertullian's Worten, der katholische Lukas sey *interpolatus à protectoribus Judaismi*? Darf man nicht mit eben dem Rechte aus diesen Worten folgern, Marcion habe schon ein kürzeres Evangelium vorgefunden, das mit unserem Lukas sehr verwandt war, und daher die bey einer Vergleichung entdeckten Erweiterungen des letzteren für Interpolationen gehalten; als der Vf. aus Tertullians *purgavit et emendavit Marcion* folgert: Marcion selbst möge seinen Evangelientext nicht für den in Handschriften seiner Zeit bereits vorhandenen, sondern für eine, erst durch ihn von Zusätzen gereinigte, für eine emendirte, kritische Ausgabe ausgegeben haben? Und welche Folgerung hätte größere Wahrscheinlichkeit? Die erstere oder letztere? Lehrt nicht die ganze Geschichte der Evangelien, daß die Kirchenväter jede Abweichung von den katholischen für eine vorsätzliche Abänderung ausgegeben haben, weil es nur vier ächte Evangelien, nur die, welche die katholische Kirche besitze, gebe, ja sogar nur geben könne? Ist es nicht daher ihre Gewohnheit, sogleich von einem *purgare* und *emendare* zu sprechen, wenn sie auf Verschiedenheiten in den Evangelienbüchern anderer Parteyen stießen? Bey solchen Erscheinungen kann man auf ihr Urtheil allein nichts bauen; unbekümmert um dasselbe, muß man sich vielmehr an die Proben halten, welche sie aus den abweichenden Evangelien geben. Worauf die Fragmente aus Marcion's Evangelium führen, ist nicht schwer zu finden, wenn man nur sehen und finden will.

Am anziehendsten und reich an eigenthümlichen Ansichten und Beobachtungen ist der Abschnitt dieser Einleitung, welcher die kritische Geschichte des Textes der Schriften des N. T. enthält. Obgleich ein kritisches Blatt, das für das große Publi-

cum bestimmt ist, in eine Untersuchung nicht eingehen kann, für und wider die sich bloß durch eine Induction von Lesarten streiten läßt: so darf diese Anzeige doch nicht die Hauptideen des Vfs. übergehen, um die Aufmerksamkeit der Kritik auf sie zu lenken.

Der Vf. nimmt 3 Hauptepochen an, die einflussreich auf die Beschaffenheit des neutestamentlichen Textes gewirkt haben. Schon im *ersten Zeitraum*, bis nach der Mitte des dritten Jahrhunderts, hat der Text des N. T. gar sonderbare Veränderungen erlitten, ob man gleich seine Bücher für Werke göttlichen Ursprungs ansah. Man erlaubte sich einzelne Hebraismen wegzuschaffen, unverständliche Ausdrücke durch verständlichere zu erklären, dunkle Stellen durch Zusätze deutlicher zu machen, überflüssige oder doch überflüssig scheinende Wörter, besonders gehäufte Synonyme herauszuwerfen, bey Abschnitten, die öffentlich vorgelesen wurden, die Anfangs- und Schluss-Zeilen beyzufügen, welche man bey dem Herausreißen einer Stelle aus ihrem Zusammenhang nöthig finden mochte, um ihr eine selbstständige Gestalt zu geben; in den Evangelien insonderheit flocht man oft den Text der Parallelstellen in einander, anderwärts wurden Bruchstücke aus den sogenannten apokryphischen Evangelienbüchern eingetragen u. s. w. Einen auf die beschriebene Weise bereits corruptirten Text des N. T. braucht schon Clemens von Alexandrien in seinen Schriften; und da seine eigenthümlichen Lesarten in den Evangelien sich im *Cod. D.* (zu Cambridge) wiederfinden: so kann man annehmen, daß diese Handschrift den verwilderten Text dieses Zeitraums ohngefähr enthalte. Bruchstücke desselben Textes geben die Citationen des Origenes, und die Lesarten, welche Thomas vor Charkel aus einer Handschrift im Kloster des h. Antonius zu Alexandrien an den Rand der philoxenischen syrischen Version getragen hat; vollständiger liefern ihn die alten lateinischen Übersetzungen nebst den sogenannten latinisirenden Handschriften und die syrische Peschito; doch letztere mit einem merklichen Unterschied. In der Peschito ist er etwas reiner oder weniger verdorben, sey es nun, daß sie aus einem noch nicht ganz so verdorbenen und durch Zusätze verunstalteten Codex des N. T. gemacht worden, oder daß der uns bekannt gewordene syrische Text der Peschito unter der Hand eines Revisors gewesen ist, der ihn den späteren kritisch gereinigten griechischen Handschriften des N. T. conformer gemacht hat. Es theilt sich daher der Text dieses Zeitraums in zwey Äste, einen ägyptischen oder alexandrinischen, bey den Kirchenvätern Clemens von Alexandrien, Origenes und in der ägyptischen Handschrift des Thomas von Charkel

befindlich, der sich weit in das Abendland verbreitet hat, und einen syrischen, in der Peschito, der meist nur auf Syrien eingeschränkt geblieben ist. Da man den corruptirten Text der Septuaginta vor der Besserung, welche Origenes mit ihm vorgenommen hat, die *editio vulgata* genannt hat: so könnte man den auf oben beschriebene Weise verdorbenen Text des N. T. gleichfalls die *κοινή έκδοσις* nennen. *Zweyter Zeitraum.* Um das Unkraut des verwilderten Ackers auszujäten, haben Hesychius in Ägypten, Lucian zu Antiochien, und Origenes zu Tyrus die besseren und älteren Handschriften ihrer Gegenden verglichen, und das als richtigen Text angenommen, worin ihre Handschriften übereinstimmten. So entstanden kurz nach einander drey verschiedene gebesserte Ausgaben der *κοινή έκδοσις* in verschiedenen Gegenden: die Hesychische kam in Ägypten und Alexandrien zu öffentlichem kirchlichem Ansehen; die Lucianische breitete sich von Syrien her über Kleinasien in Thracien und Byzanz aus; die Origenische herrschte in Palästina. Die beiden ersten sind aus der Geschichte bekannt, die uns auch erzählt, wie sie das Abendland als Denkmäler einer übel angewendeten Kritik verworfen habe, und bey ihrem hergebrachten Text der *κοινή έκδοσις* standhaft geblieben sey. Die dritte Ausgabe ist ihrem Daseyn nach nicht abzuleugnen; nur ihr Urheber wird nicht ausdrücklich von der Geschichte genannt. Der Vf. legt sie dem Origenes bey, und sieht sie für seine letzte Arbeit an, die er zu Tyrus, wo er seine Tage beschloß, gefertigt haben möge. Man dürfe sie daher in den Schriften des Origenes nicht suchen, die vielmehr der *κοινή έκδοσις*, mit Zuziehung mehrerer Handschriften, folgten. Eine Ausgabe davon habe vielleicht Pierius nach Origenes Tod erst besorgt, da Hieronymus die Handschriften des Origenes und Pierius so mit einander verbinde, daß man glauben möchte, sie hätten einerley Text enthalten. Für den zweyten Verbreiter habe man wohl den großen Verehrer des Origenes, Pamphilus, den Stifter der Bibliothek zu Cäsarea, anzusehen, welcher der Geschichte zufolge mehrere Exemplare des N. T. theils selbst abschrieb, theils abschreiben ließ, um sie unter Männer und Frauen, welche am Bibellefen ein Vergnügen fanden, als Geschenk auszuthemen. Nach geographischen Berührungen hätte man zu Tyrus Handschriften der *κοινή έκδοσις* von beiden Ländern, von Ägypten und Syrien, zu erwarten gehabt, wodurch in einer dort gefertigten gebesserten Ausgabe des N. T. alexandrinische und syrische Lesarten in Verbindung hätten kommen müssen. Und der Charakter des Textes dieser dritten Recension halte wirklich die Mitte zwischen Lucian und Hesychius.

(Der Beschluß folgt.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Magazin neuer Fest- und Casual-Predigten, Tauf- und Trau-Reden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge.* Von C. G. Hibbeck und G. A. L. Hanstein. 10ter Th. 1808. VIII u. 360 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) 5. Recens. d. 6ten Theils. 1804. No. 302.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Predigten für den- kende Verehrer Jesus*, von J. H. B. Drüfke, Prediger zu St. Georg bey Ratzeburg. 2te Sammlung. 1808. XIV und 430 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) 8. Recens. der ersten Samml. 1804. No. 302.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 JANUAR, 1809.

T H E O L O G I E.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in die Schriften des Neuen Testaments.* Von D. Johann Leonhard Hug u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von Origenes freylich; der den Muth nicht hatte, das Verwerfliche aus der Septuaginta geradezu auszutreiben, sondern lieber Asterisken und Obeln zur Einschaltung und Verwerfung gewählt habe, könne man bey dem N. T. noch weniger eine absprechende Kritik ohne kritische Zeichen erwarten. Aber wahrscheinlich habe auch Origenes verbesserte Ausgabe des N. T. ihre Asterisken und Obeln gehabt: denn die zweyte syrische Version, die sich in Lesearten an diesen dritten verbesserten Text halte, sey mit solchen kritischen Zeichen versehen, die doch wohl aus einem griechischen Manuscript abstammen müßten. Es sey daher wahrscheinlich, daß es zweyley Abschriften von Origenes Recension des N. T. gegeben habe: eine mit kritischen Zeichen von Pierius, woraus die zweyte syrische Version verfertigt worden; eine ohne alle kritische Zeichen, die geradezu auslief, was Origenes verdammt, und aufnahm, was er gebilligt hatte, die Ausgabe von Pamphilus, weil Ausgaben mit kritischen Zeichen für gemeine Leser, für die Pamphilus das N. T. abgeschrieben habe, nicht gewesen wären. Da nun Andere in demselben Fall waren, und zum Gebrauch Abschriften ohne kritische Zeichen vorzogen: so verloren sich die Abschriften mit kritischen Zeichen aus dem gewöhnlichen Gebrauch in Bibliotheken, mit welchen sie ihren Untergang fanden; die Abschriften ohne kritische Zeichen blieben allein übrig. Wie nun die vorhandenen kritischen Autoritäten der Evangelien, der Apostelgeschichte, der Briefe und Apokalypse unter diese drey Recensionen des neutestamentlichen Textes vertheilt werden, läßt sich in der Kürze nicht ausziehen, und würde auch nur den wenigen Lesern dieser Blätter, welche die Siglen der Handschriften im Gedächtniß haben, verständlich können dargestellt werden. *Dritter Zeitraum.* Kaum waren diese drey gebesserten Ausgaben in Umlauf gekommen, so fing ein neues Gemisch zu neuen Verwirrungen an. Die Handschriften des gebesserten Textes interpolirte man wieder aus der *κοινή έκδοσις*, und trug in sie wieder ein, was die drey Kritiker herausgeworfen hatten; man verglich Handschriften der drey verbesserten Ausgaben un-

ter einander, und veränderte die eine aus der andern; man schaltete die Vermuthungen und Deutungen der Kirchenväter Stellenweis ein u. s. w. So verglich Euthalius im Jahr 462 den alexandrinischen Text (des Hesychius) mit dem eigenhändigen Exemplar des Pamphilus zu Cäsarea (dem Text des Origenes), und warf die entdeckten Abweichungen als bloße Varianten an den Rand. Andere bedeckten gleichfalls den Rand ihrer Handschriften mit Lesearten, ohne sie als bloße Varianten zu bezeichnen; sie wurden im Fortgang der Zeit für Besserungen des Textes angesehen, und als solche in den Text eingerückt. Man schrieb aus Handschriften, die nur einen Theil des N. T. enthielten, vollständige Msspte vom ganzen N. T. zusammen, und brachte dadurch Stücke von ganz verschiedenen Recensionen in einem Codex in Verbindung. Von allen Seiten ein buntes Gemisch.]

Von diesen vier Texten, der *κοινή έκδοσις* und ihren drey in verschiedenen Ländern gemachten Recensionen, hängt nun der mechanische Theil der Kritik des N. T. ab, zu der auch der Vf. im letzten Capitel seines Buchs eine kurze Anleitung giebt. Was in allen Handschriften der *κοινή έκδοσις* gefunden wurde, das war die wahre Leseart. Da uns nun die Zeit jene vollständigen Denkmäler der Kritik geraubt hat: so muß man aus den Resten derselben und ihren in einzelnen Autoritäten noch vorhandenen drey Recensionen den wahren Text zusammensuchen, und das, worin sie übereinstimmen, für den ächten und ältesten Text halten. Zu diesem Zweck mußte vor allem jeder der vier Texte hergestellt werden, damit sich Übereinstimmung und Abweichung übersehen ließe; bey den abweichenden Stellen hätte die Specialkritik ihr Amt anzufangen, und nach besondern Regeln zu bestimmen, welche von den Lesearten, in welchen Verschiedenheit der *κοινή έκδοσις* und den drey Recensionen herrscht, die größte kritische Wahrscheinlichkeit für sich habe u. s. w.

Man sieht aus dieser kurzen Darstellung, daß der Vf. in der Kritik des N. T. zwischen dem bisher üblichen Recensionensystem, und dem schwankenden, das entweder nur Autoritäten zählt, oder sich bloß an eine gewisse Gattung von Handschriften hält, auf eine ihm eigene Weise einen Mittelweg wählt. Darüber ist längst keine Frage mehr, daß die Kritik des N. T. die Autoritäten nicht zählen, sondern abwägen müsse; daß zur Abkürzung und Sicherung der kritischen Operationen bey dem N. T. die Schei-

dung der Handschriften, Kirchenväter und Übersetzungen in Familien das beste Mittel sey; daß der innere Zusammenhang der kritischen Autoritäten aus den Lesarten selbst sich ergeben müsse. Aber wo den Faden finden, auf den sich alles reihen läßt? Man hat den Origenes an die Spitze gestellt. Welchen Widerspruch dieser Versuch in den neuesten Zeiten gefunden habe, ist bekannt. Der Vf. tritt auch auf die Seite dieser Gegner, indem er behauptet, Origenes citire in seinen Schriften die *καὶ ἐκδοαίς*, folglich einen sehr corruptirten und verwilderten Text; aber er macht doch auch wieder auf einem anderen Wege den Origenes zu einem der Hauptführer in der Kritik durch die Hypothese, daß seine letzte Arbeit eine kritische Recension des N. T. gewesen sey, von der also noch nichts in seinen Werken gefunden werden könne. Er hat ihr auch durch eine Reihe sich begegnender Umstände die Wahrscheinlichkeit gegeben, die sich ihr gebührt. Nur erregt dagegen starkes Bedenken, daß in diesem Fall Hieronymus, wenn er beym N. T. von Origenes redet, sich gar sonderbar ausdrückt; daß er immer nur von *Codicibus Origenis*, nie aber von einer *ἐκδοαίς* spricht; und daß überhaupt das ganze christliche Alterthum, das von den kritischen Verdiensten des Origenes um die Septuaginta so voll ist, von diesen seinen ähnlichen Verdiensten um das N. T. tiefes Stillschweigen beobachtet. Zum Glück kommt nichts auf den Namen, sondern alles auf die Sache an. Eine dritte Classe von Handschriften bestätigt sich durch Entdeckungen, die sich ohne ihre Voraussetzung nicht erklären lassen: ist aus diesen die Sache dargethan, so fehlt zu ihrer Begründung nichts, als ein Zeugniß des Alterthums. Es wäre zu wünschen, und zur Widerlegung der Zweifler besser, wenn es die Zeit überlebt hätte; aber den unbefangenen Forscher wird der Mangel davon nicht kümmern, wenn nur aus der Beschaffenheit der Lesarten, wie der Fall ist, eine solche dritte Recension hervorgeht. Denn nach des Vfs. Vorstellung sind die Texte, die er annimmt, wahre Recensionen, d. i. durchweg verbesserte Ausgaben. Sollte sich auch bey einer Durchführung seines Systems durch das N. T. (die der Rec. noch nicht hat versuchen können) nicht alles bewähren: so wird doch dem Vf. das Verdienst bleiben, Fragen der neutestamentlichen Kritik, über die wir noch lange nicht im Reinen sind, frey von bloßer Nachbeteurey auf eine neue, ihm eigene Weise, ohne alle polemischen Ausfälle erörtert zu haben.

G. A.

ALTONA, b. Hammerich: *Ursichten des Christenthums nobst Untersuchungen über einige Bücher des neuen Testaments.* Von D. H. H. Cludius, Superintendenten in Hildesheim. 1808. 367 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

In einer vorausgeschickten Einleitung giebt der Vf. einen Überblick über die mannichfaltigen Formen und Erscheinungen des Christenthums in der Periode seiner Entstehung, und über die Ursachen dieser Man-

nichfaltigkeit. Wenn wir seine Absicht recht verstehen: so wollte er dadurch das Resultat gewinnen, daß das Christenthum durchaus nicht etwas Einzelnes, Bestimmtes, Fixirtes sey, sondern eine Gesamtheit von mehreren einzelnen Erscheinungen, aus welchen immer neue hervorgegangen und noch immer hervorgehen, und er bahnte sich somit den Weg zu der Aufgabe, die ersten dieser Erscheinungen, die für uns in der späteren Zeit constitutiv geworden, nämlich die verschiedenen im N. T. bemerkbaren Lehrbegriffe, in ihrer Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit darzustellen. Der sonderbare Titel: *Ursichten des Christenthums* soll weiter nichts bezeichnen, als eben diese verschiedenen Formen des Christenthums nach den Documenten des N. T., und die Arbeit des Vfs. ist eigentlich weiter nichts, als eine *Theologie des N. T. oder biblische Dogmatik*, nach der unerläßlich nothwendigen Auseinanderfonderung der verschiedenen Vorstellungen der verschiedenen Verfasser. Allein leider hat der Vf. nicht mit der Unparteylichkeit und Kritik, auch nicht mit der Freyheit des Geistes und mit der Einsicht in das Wesen der Religion gearbeitet, welche zu einer solchen Darstellung nothwendig ist. Wir müssen den Versuch im Ganzen für verunglückt erklären, wollen aber dabey nicht leugnen, daß diese Schrift viel einzelne gute Bemerkungen und Ansichten enthält, von denen wir auch einige bemerkbar machen wollen.

Gleich der erste Abschnitt: *die Darstellung der Lehre Jesu*, ist ganz verfehlt. Wir finden hier nicht etwa die sämtlichen Aussprüche Jesu, welche uns die Evangelien aufbewahrt haben, zusammengestellt und in ein System gebracht, sondern bloß und allein die *Gotteslehre* Jesu aus, den drey ersten Evangelien ausgehoben mit willkührlicher einseitiger Auswahl. Es sind die allgemeinsten abstractesten Sätze, wie sie eigentlich gar nie vorkommen. §. 1. „Gott ist Allvater und allvollkommen.“ ist aus Matth. 5, 48 gezogen, wo es heißt: „darauf sollt ihr vollkommen seyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist“, worin schwerlich so viel liegt, als der Vf. gefunden hat. §. 7. „Durch Böses thun und durch Unterlassung guter Thaten, wozu man Gelegenheit und Vermögen hat, bereitet der Mensch sich ewige Strafen,“ ist Extract und Quintessenz von Matth. 25, 14 ff., und eben daraus §. 8. „Alle gute Thaten sollen ewig belohnt werden.“ Allein in dieser abstracten Allgemeinheit sind diese Sätze gar nicht wahr, in der angeführten Stelle ist vom messianischen Gerichte die Rede; diese Vorstellung wegzulassen, sind wir schlechterdings nicht berechtigt. In der Einleitung sagt der Vf. sehr richtig: „Nur von dem wird man sagen können, daß er am besten und am treuesten ausgehoben habe, wer dem Schriftsteller weder etwas zusetzt, noch irgend etwas von einigem Belange übergeht u. s. w.“ das letztere, thut aber hier offenbar der Vf. Und was sollen denn nun diese Sätze? Soll diese die Lehre Jesu seyn? Das wäre ein sehr dürftiges Evangelium gewesen, eine Lehre ohne Leben, ohne Kraft und Wirkung. In keinem Gemüth — die Gemüther neuerer Religionsphilosophen

ausgenommen — bildet sich eine so klägliche Allgemeinheit, wie diese angebliche Gotteslehre Jesu ist. Jede Religion, zumal die eines Religionsstifters, ist individuell und eigenthümlich, mögen allgemeine Sätze und schon da gewesene Lehren darin vorkommen, so viel nur wollen, irgend eine Seite derselben hängt mit der Individualität des Inhabers zusammen. Die Religion Jesu mag unendlich viel geistiger gewesen seyn, als sie uns durch die Evangelien überliefert ist; von ganz anderer Gestalt, als die kantische Religionsphilosophie, war sie gewiss. Das aber wollte unser Vf. nicht. Er wollte sich ein Christenthum zurechtsetzen, wie es die Kritik jedes Religionsphilosophen aushalten könnte, d. h. ein Christenthum bestehend aus 10 abstracten Paragraphen, die man nur in philosophisches Deutsch zu übersetzen brauchte, um sie in jedes Compendium der Religionsphilosophie aufnehmen zu können. Darum wählte er auch nur die Gotteslehre Jesu aus, und da er denn so willkürlich verfuhr, so konnte er dann freylich sich über seinen Fund so freuen: „Hier sieht man kein auf Judenthum gepropft, oder von Moses nothwendig ausgehendes Christenthum, sondern eine ganz einfache, freye und vernünftige Religion, welche sowohl der Jude als der Heide, und dieser sowohl wie jener, annehmen konnte, — eine Lehre, die für alle Menschen, für die grössten Denker und für die einfältigsten Seelen paßt, und allen geistlichen und sittlichen Bedürfnissen des Menschen angemessen ist.“ (S. 22.) Alles-Ubrige der christlichen Lehre, als vom Reiche Gottes, von Jesu Person u. s. w., hält der Vf. für Hülle und Einkleidung, zu welcher sich Jesus habe bequemen müssen, um Eingang bey seinen Zeitgenossen zu finden. Der Vf. muß besser von Jesu eigener Überzeugung unterrichtet seyn, als wir es zu seyn uns rühmen können.

Das Evangelium Johannes scheint dem Vf. unbrauchbar, um daraus Jesu Gotteslehre zu ziehen. Während der Evangelist sich so viele Mühe gebe zu erweisen, daß Jesus der Messias sey, und daß man an ihn glauben müsse, um das ewige Leben zu erlangen, sage er fast gar nichts, was denn Jesus eigentlich von Gott gelehrt habe, das man glauben müsse, und was er als Gottes Willen vorgeschrieben, was er verlangt, gestiftet oder vorbereitet und eingerichtet habe. Wir begreifen nicht, wie dieß der Vf. verstehen mag, da er nachher im 4. Abschnitte eine Menge Lehrsätze aus dem Evangelium Johannes auszieht, die ja nach demselben alle Jesu in den Mund gelegt werden, und von denen sich doch gewiss viele auf das hätten zurückführen lassen, was der Vf. Gotteslehre nennt. Hatte der Vf. vielleicht die gewiss richtige Ansicht vom Evang. Joh., daß es zu *subjectiv* geschrieben sey, um als Quelle der Lehre Jesu selbst zu dienen? Uns erscheint das Evangelium Johannes ganz als das Product einer individuellen Betrachtungsart von Jesu Lehre und Geschichte (sey es nun eines Mannes oder einer Schule), während das Evang. Matthäi das *objective* Gepräge der Tradition trägt.

Was nun die Darstellungen des Christenthums,

welche der Vf. nach den verschiedenen Schriftstellern und Lehrern selbst, als nach Matthäus, Johannes, Paulus, Jacobus, nach den Briefen der Hebräer, dem 1. Br. Petri und der Apokalypse, in den folgenden Abschnitten giebt: so dürfen wir allerdings seinen Fleiß und den Reichthum der zusammengestellten Data loben, finden uns aber nicht befriedigt durch die Art der Zusammenstellung, indem selten der lebendige Punct einer Lehre gehörig ins Licht gesetzt ist, und der Vf. wieder zu viel abstrahirt hat. — Die Darstellung der Lehre des Matthäus scheint uns noch am besten gelungen, das Messianische ist ziemlich gut herausgehoben. Den Lehrbegriff des Johannes eröffnet der Satz: „Äussere Religionen, d. i. solche, welche lehren, welche also von aussen nach innen auf den Menschen wirken sollen, hat es schon gegeben. Aber alle diese, wie sie auch seyn mögen, verfehlen des grossen Zwecks, die Menschen zu erleuchten und zu heiligen. Wahre Gottesverehrung muß von innen kommen u. s. w.“ nach Cap. 4, 24, womit der Vf. zu der *geistigen Veränderung* übergeht, welche Jesus in den Menschen hervorzubringen gesandt worden. Uns scheint diese Zusammenstellung zu künstlich und doch auch nicht ganz richtig. Ein ähnliches falsches systematisches Bestreben zeigt sich im Lehrbegriff des Apostel Paulus, der mit dem Satze eingeleitet wird: „Gottes Daseyn, und das Erkennbare von Gott zeigt sich an der Schöpfung der Welt dem verständigen Menschen, wenn er auf die Einrichtung der Natur achtet; und auch in dem Gewissen des Menschen verkündigt sich Gott,“ worauf denn Paulus übrige Lehre von Gott folgt. Aber diese Lehre ist so wenig eigenthümlich, daß sie gewiss nicht die Grundlage seines Lehrbegriffs ausmachen darf.

Doch wir können uns nicht in eine ausführliche Kritik dieser Darstellungen einlassen, und gehen lieber zur Anzeige dessen über, was über die Kritik der neutestamentlichen Bücher vorkommt. Der Vf. ist der Meinung, daß das Evang. Matth. mancherley Zusätze und Veränderungen erlitten, noch ehe es ins Jüdisch-griechische übertragen worden, die man aber nicht mehr entdecken und sondern könne; indessen sondert er die beiden ersten Capitel ab, wie es bekanntlich schon mehrere gethan haben. Auch die neuesten Zweifel über das Evangelium Johannes haben bey unserem Vf. Eingang gefunden. Er nimmt eine Überarbeitung desselben an, und spricht von einem „*zweyfachen Evangelium*“ S. 72. Der Hauptgrund dieser Annahme, daß die Anführung der Wunder und der Erweis der messianischen Würde Jesu auf denselben nicht in den Sinn des Evangelisten passe (S. 69), möchten wir schwerlich vertheidigen. Der Vf. unterscheidet auch falsch zwischen Zeichen und Wundern (*σημια* und *τερατα*), da doch jene gewiss nichts weiter sind als diese. Mit mehr Grund kann man den Eingang vom Logos für den Zusatz einer fremden Hand ausgeben, wie dieß auch geschehen ist. Ganz mißbilligen müssen wir aber den Versuch des Vfs., den ursprünglichen Anfang des Evangeliums wieder herzustellen (S. 58); er ist nichts wei-

ter als willkürlich. Unter den Gründen für einen ausländischen Bearbeiter des Evangeliums, (dergleichen sich allerdings finden), ist der unrichtig, daß das Evangelium Jesus binnen Zeit von 24 Stunden die Reise von Judäa nach Galiläa machen lasse: denn τῇ ἡμέρᾳ τῇ τρίτῃ Cap. 2, 1 ist wahrcheinlich von Jesu Abreise an gezählt. Unverhohlen hat der Vf. die Differenzen zwischen dem Evangelium Johannis und den drey ersten aufgezeigt, welche für den Unbefangenen gewiß sehr bedeutende Winke sind. Auch scheint er nicht jene lächerliche Vorliebe für das Johanneische Evangelium zu haben, mit welcher Viele es über alles Übrige im N. T. erheben. Einige Schwächen desselben hat er recht gut bemerkt. Vgl. S. 86. 88. Über die Verwandtschaft des 1 Br. Joh. mit dem Evangelium urtheilt er zu günstig (S. 52); indeffen hält er es nicht für unbezweifelbar, daß dieser Brief von Johannes sey.

Die Exegese des Vfs. hat uns in mehreren Stellen nicht genügt. Zwar hat er von neologischen Erklärungen selten Gebrauch gemacht, ihm sind noch die Wunder im Matthäus wirklich das, was sie sind, die Erfüllungen der alttestamentlichen Weissagungen sucht er nicht zu bloßen Parallelen zu machen u.

dgl. m.; aber über Jesu höhere Abkunft nach dem Johanneischen Evangelium urtheilt er ziemlich neologisch S. 77 ff., wiewohl er sich nicht ganz gleich zu bleiben scheint; die Deduction des Begriffes von λόγος hat uns nicht ganz gefallen, und den Versöhnungstod Jesu sucht er mit Unrecht wegzuexegisieren S. 35 und 55. In der Deutung der Apokalypse ist der Vf. auch zu engherzig: die Auferweckung der Todten ist ihm nichts als Andeutung des Übertritts der Heiden zum Christenthum, und der neue Himmel und die neue Erde soll nur von der Verwandlung der moralischen Welt zu verstehen seyn (S. 334).

Im Ganzen ist uns das Buch ein erfreulicher Beweis von der sich immer mehr verbreitenden liberalen Behandlung der Bibel, und von der Ausübung „des Rechts, was (das) die ersten Christen hatten und übten, das Christenthum frey, nach Anleitung einer oder der anderen apostolischen Urkunde (warum nicht auch ohne eine solche?) zu bilden.“ Unsere Zeit, die so viele Fesseln gebrochen, sollte doch endlich auch die entehrenden der Bibliolatrie von sich werfen, zumal da ein Lessing hier vorangegangen ist.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Zerbst, b. Kramer: *Versuch einer metrischen Psalmenübersetzung*, von M. Joh. Christoph Vollbeding, Diak. u. Rector in Werder u. s. w. 1806. 96 S. 8. (8 Gr.) Schon die Seitenzahl läßt schließen, daß hier nicht der ganze Psalter übersetzt seyn könne; man findet auch nur Ps. 1 bis 30, die in einer metrischartigen Verdeutschung geliefert werden. Vergebens sieht man sich in diesen Bogen nach einer Belehrung über die Absicht dieser neuen Übersetzung um, und wir können daher auch nicht sagen, ob es der Vf. bey diesem Versuch bewenden lassen, oder seine Arbeit fortsetzen will. Wir können ihm zum Letzteren nicht wohl raten, da dieser Versuch nichts enthält, was ihn dem Publicum auf irgendeine Weise wichtig machen könnte. Die Treue der Übersetzung, nach welcher Hr. V. gestrebt zu haben scheint, ist nicht überall gleich, und die Diction nicht immer edel genug.

Die Inhaltsanzeigen und Anmerkungen sind kurz und unbedeutend. Bey Ps. 1 S. 3 heist es: Der Vf. dieses Psalms ist unbekannt; er kann von David, oder doch von einem Zeitgenossen desselben, er kann aber auch von einem späteren Vf. gesungen seyn.“ Der ate Ps. wird als eine Warnung für Ungehorsame bey dem Regierungsantritt Salomo's ausgegeben: eine bekannte, unwahrcheinliche Hypothese, die hier aber als ausgemachte Wahrheit vorausgesetzt wird. Bey dem Ausdruck: *Erdenkönige* V. 2 steht S. 8 die Anmerkung: „Es waren sehr kleine Könige. Sie thronen im Staube und zollten der israelischen Krone Tribut.“ Ob es wohl für den gefeyerten König sehr ruhmvoll gewesen wäre, wenn ihm bloß der Sieg über solche *Regulas* zugeschrieben wurde? Ps. 18, 5 (S. 30) steht ohne weiteren Beweis: „Belial war der König des Todtenreichs.“ Mehrere Psalmen sind ganz ohne Anmerkung: Neues fand Rec. nirgends. Druck und Papier sind vorzüglich. 8.

1) Graisswalde, b. Eckhardt: *De argumento & autore Epistolae ad Hebraeos*. Dissertat. inaug. quam moderante Viro Magnifico D. Theoph. Schlegel — pro gradu Licentiatu in S. Theol. rite obtinendo publico examini deservit Gustavus Bratt, Philol. Mag. Philol. sacrae et LL. OO. Docens. 1806. 20 S. 4.

a) Ebendaf.: *Programma D. Theoph. Schlegel, S. Theol. Prof. prim. Eccles. pro Pomer. Succ. et Rug. Superint. Gener. etc. in quo difficultas vox ἀπεργαζ in Ep. ad Philipp. II. 6 explicatur et explicatio per vocem χάλδ. ܐܪܝܐ rapinum et ornamentum significans illustratur*. 1806. 18 S. 4.

Das Band, wodurch diese Schriften mit einander verbunden sind, besteht nicht bloß in dem äußerlichen Umstande, dessen der Titel

erwähnt, sondern hauptsächlich in der Übereinstimmung in hermeneutischen Grundsätzen und exegetischer Methode. Man wird in Hn. B. leicht den würdigen Schüler eines ehrwürdigen Veteranen der theologischen Literatur, der hier abermals einen Beweis seiner vielseitigen Gelehrsamkeit abgelegt hat, erkennen. Mit philologischer Genauigkeit und kritischem Scharfsinn werden von Hn. S. die verschiedenen Erklärungen von ἀπεργαζ durchgegangen und sodann gezeigt, daß es, wie das aramäische ܐܪܝܐ, dessen Bedeutungen ausführlich entwickelt werden, am besten durch ornamentum zu übersetzen sey. Deshalb abernimmender Vf. dennoch kein aramäisches Original an (wie z. B. Bolten). Er sagt hier über S. 15: „Ego quidem non certissime affirmem, Paulum vocem ܐܪܝܐ a me propositam in animo habuisse, quamvis neque impossibile sit, neque a vero abhorreat, quoniam Paulus stilum graecum ad hebraicam linguam conformare consuevit.“ Der Vf. erinnert recht passend an die ἐξουσία 1 Kor. 10, 11, welche nur durch einen Aramäismus (שליטתו oder שביט, viti multibris) befriedigend erklärt werden kann. So mag man im N. T. immer Orientalismen, nicht bloß in Gedanken und Bildern, sondern auch in einzelnen Ausdrücken annehmen, ohne deswegen zu der schwachen Hypothese von aram. Ur-Evangelien und Ur-Episteln seine Zuflucht zu nehmen.

Die Abb. No. 1, welche die eben angeführte veranlaßte, enthält zwar nichts Neues, zeugt aber von guten Kenntnissen und einer zweckmäßigen Methode. Hr. B. legt zuerst den Inhalt des Briefs an die Hebräer kurz und deutlich dar. Er zeigt, daß darin keine von dem Inhalte der übrigen neutestamentlichen Schriften abweichende Lehre vorkomme, und daß die einzige Stelle K. 6, 4 ff., welche als Ausnahme betrachtet werden könnte, sich recht gut mit anderen Aussprüchen, besonders Matth. 19, 24, vereinigen lasse, indem το εὐδαμον u. s. w. entweder „de impossibilitate moralis“ oder „de summa difficultate emendationis eorum, qui a veritate Evangelii semel agnita desecerint“ zu erklären sey. Von S. 10 an wird vom Vf. des Briefs gehandelt. Nach historisch-kritischer Darstellung der verschiedenen Hypothesen wird die Vermuthung, daß es der Apostel Paulus sey, als die wahrcheinlichste angenommen und durch gute Gründe unterstützt. Bey den äußeren Gründen stimmt Hr. B. in das Resultat des Origenes ein: οὐ μὲν ὁμῶς ἐὶ ἀρχαίαι ἀνδρες Παύλου αὐτῶν παραδέχονται — was auch die Meinung des Rec. ist. Bey Darlegung der inneren Gründe hat der Vf. viel Richtiges gesagt; doch hätten wir der Stelle K. 2, 3 eine ausführlichere und die Schwierigkeiten mit mehr Evidenz entfernende Erklärung gewünscht. Die Vermuthung Berger's, daß unser Brief eine Homilie sey, hätte allerdings Berücksichtigung verdient.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 J A N U A R , 1 8 0 9 .

J U R I S P R U D E N Z .

CASSEL, b. Aubet: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie*. Tome I, contenant les decrets rendus depuis le 1^{er} Decembre 1807, jusqu'au 1^{er} May 1808. No. 1 à 37. 855. XIX und 37 (Register) S. Tome II, contenant les decrets rendus depuis le 25 Avril 1808, jusqu'au 25 Aout 1808. No. 38 à 55. 707 S. XVII S. Chron. Überf. 20 S. alphabet. Register. 8. (Der Jahrgang 20 Fr.)

Alle königlichen *Decrete*, welche zur allgemeinen Wissenschaft gebracht werden sollen, und alle *Gesetze* werden in dem Königreiche Westphalen durch das Gesetz - Bulletin bekannt gemacht. Diese Bekanntmachung geschieht in französischer und deutscher Sprache; doch leidet es keinen Zweifel, daß der französische Text als das Original anzusehen, und in der Anwendung der Übersetzung, sobald diese als mangelhaft erscheint, (welches bisweilen der Fall ist) vorzuziehen sey. Nach dem königl. *Decrete* vom 6 Febr. 1808 erhalten dieses Gesetz-Bulletin von Amts wegen folgende Staatsdiener und Behörden zugesandt: die Minister, Staatsräthe, Präfecten, Unterpräfecten, Gerichtshöfe und Tribunäle, deren Präsidenten, die General- und königlichen Procuratoren und Friedensrichter. Wenn in der deutschen Übersetzung des genannten *Decrets* auch die *Maire* hinzugefügt sind: so ist dieses ein Irrthum, denn diese erhalten dasselbe für ihre Gemeinden nur gegen ein Abonnement von jährlich 12 Franken, welches einen Theil der Gemeine-Ausgaben ausmacht. Diejenigen öffentlichen Beamten, welche das Gesetz-Bulletin nicht von Amtswegen bekommen, können sich darauf ebenfalls mit 12 Franken abonniren, und entrichten das Geld dafür an den Districts-Einnehmer, Privatpersonen aber abonniren sich bey den Postdirectoren. Diese von Frankreich entlehnte Einrichtung, die gesetzlichen Vorschriften in einem fortlaufenden Werke zu publiciren, (welche jedoch in mehreren deutschen Ländern nicht unbekannt war,) ist gewiß im höchsten Grade zweckmäßig, und es wäre sehr zu wünschen, daß sie überall, wo sie noch nicht existirt, eingeführt würde.

Das Gesetzbuch Napoleons, welches bekanntlich durch die Constitution in dem Königreiche Westphalen gesetzliche Kraft erhalten hat, enthält im ersten Artikel eine Verordnung, nach welcher die Promulgation eines Gesetzes in dem Departement der kaiserlichen Residenz einen Tag nach der Promulgation

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

als bekannt angenommen wird, und in jedem andern Departemente nach Verfließung eben dieser Frist, wenn solche mit eben so viel Tagen vermehrt seyn wird, als der Hauptort des Departements Entfernungen von 10 Myriameter, (oder ohngefähr 20 altfranzösischen Meilen,) von der kaiserlichen Residenz entfernt liegt. So wie dem *Code Napoleon* eine Tabelle beygefügt ist, woraus diese Entfernungen ohne Weitläufigkeit zu ersehen sind: so enthält auch das königl. westphälische *Decret* vom 27 Jan. 1808 ebenfalls Bestimmungen über den Zeitpunkt, wo die Gesetze anfangen sollen, verbindliche Kraft zu haben. Jedes Gesetz hat hienach verbindliche Kraft in dem Departemente der königlichen Residenz am Tage nach der Promulgation. Im Leine- und Harz-Departement am zweyten Tage nach demjenigen, wo es in Cassel als bekannt angenommen wird. Im Ocker-, Saal- und Werra-Departement am dritten, im Weser-Departement am vierten, und im Elbe-Departement am fünften Tage. Die im Gesetz-Bulletin eingerückten *Decrete* erhalten in jedem Departemente am Tage nach der Ankunft des Bulletins im Hauptorte des Departements ihre verbindliche Kraft; eine Frist, die vielleicht in manchem Falle zu kurz seyn möchte.

Wenden wir nun unseren Blick in das Innere dieser Sammlung von Gesetzen eines Staats, der sein Daseyn dem Siege und der Eroberung verdankt, welche Schätze legislativer Weisheit, und welche das Herz erhebende Humanität erblicken wir in derselben! Stets ist es der *Vater*, der mit seinen *Kindern*, das Oberhaupt des Staates, welches mit den *Bürgern* desselben spricht. Nirgend erscheint der Sieger, nirgend der *Herr*. Allenthalben erblickt man Sorgfalt, die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu heilen, und das aus so manchen disparaten Theilen zusammengesetzte Reich zu einem auch durch Übereinstimmung der Gemüther verbündeten Ganzen zu bilden. Es ist im höchsten Grade interessant zu bemerken, wie ein Gesetz gleichsam aus dem andern hervorzugehen scheint, und wie das Ganze zu Einem Zwecke hinwirkt, der dem Auge des aufmerksamen Forschers nicht entgeht. Dieser überall hervorleuchtende Zweck ist unstreitig der, das KR. Westphalen in seinen Einrichtungen dem so eng verbündeten Frankreich so ähnlich als möglich zu machen. Aber auch diese allenthalben vorherrschende Tendenz hindert den weisen Gesetzgeber nicht, die französischen Einrichtungen einer strengen Revision zu unterwerfen, und sie erst nach solcher, nachdem sie, wo es

nöthig war, modificirt oder verbessert wurden, auf westphälischen Boden zu verpflanzen. Unstreitig ist es vorzüglich der Minister der Justiz und des Innern, der französische Staatsrath *Siméon*, dem das Königreich diese weise Prüfung und Sichtung der französischen Gesetze verdankt. Unter seinen Augen erhielt Frankreich eine neue Gesetzgebung, er selbst lieferte dazu wichtige Beyträge, er hatte Gelegenheit, das Treffliche oder Mangelhafte der neuen Legislation zu bemerken, und es war denn auch Niemand fähiger als er, der erste Mitarbeiter an der Bildung des neuen Staates zu werden.

Da der Raum dieser Blätter eine Anzeige aller in vorliegenden Theilen des westphälischen Gesetz-Bülletins enthaltenen königl. Decrete nicht erlaubt: so müssen wir uns darauf beschränken, die merkwürdigsten derselben zur Kenntniss unserer Leser zu bringen. — Unstreitig nimmt unter den gesetzlichen Vorschriften Westphalens die Constitutions - Urkunde, womit das Bulletin beginnt, den ersten Rang ein. Da jedoch dieses ewig merkwürdige Document schon den höchsten Grad der Publicität erreicht hat: so übergehen wir dessen Inhalt mit Stillschweigen. Nur die Bemerkung sey uns erlaubt, dass durch die Constitutions - Urkunde Westphalens besiegte Völkerstaaten Rechte erhalten haben, welche bis jetzt solche Nationen, die sich gegen die Bedrückung ihrer Herrscher auflehnten, nach langem Kampfe und endlichem Siege, kaum zu verlangen wagten. Gewiss ist die National - Repräsentation Westphalens als musterhaft anzusehen; dass sie aber nicht bloß auf dem Papiere stehe, hat die Erfahrung durch den ersten westphälischen Reichstag gezeigt.

Eine im höchsten Grade wichtige Rolle spielt im KR. Westphalen der Staatsrath. Er wurde durch das k. Decret vom 24 Dec. 1807 (*Ges. Bül.*, No. 5) organisirt, und besteht in der Regel unter dem Vorsitz des Königs, 1) aus den Prinzen vom Geblüte, 2) den Ministern, 3) den Staatsräthen, 4) den Auditoren, 5) dem General-Secretär. Diefes Collegium bildet sich in Generalversammlungen, und theilt sich in Sectionen, nämlich a) in die der Justiz und des Innern (diese pflegt sich unter Umständen wieder in Unterabtheilungen zu trennen), b) der Finanzen, c) des Kriegs. Oft werden zwey oder mehrere Sectionen mit einander vereinigt. Die Liste der Staatsräthe wird alle drey Monate festgesetzt. Diejenigen, welche sich nicht auf dieser Liste befinden, hören dadurch auf, Staatsräthe zu seyn. Es liefert diese Einrichtung ein Gegenbild zu dem 49, 50 und 51 Artikel der Constitution, der von einer grossen legislativen Weisheit zeugt. Nach diesen Artikeln ist der Stand der Richter unabhängig. Nur das Appellationsgericht kann, auf die Denunciation des General-Procureurs, oder eines seiner Präsidenten, von dem Könige die Absetzung eines Richters, welchen es in der Ausübung seiner Amtsverrichtungen einer Verletzung seiner Pflichten für schuldig hält, begehren. In diesem einzigen Falle kann die Absetzung eines Richters vom Könige ausgesprochen werden.

Der richterliche Stand mußte bloß von den Gesetzen abhängen, nur so konnte er unbeschränktes Vertrauen des Publicums erwerben. Dem Könige mußte es aber gänzlich frey stehen, allein, und ohne Gründe angeben zu dürfen, zu beurtheilen, wie lange er Jemandem dasjenige Vertrauen schenken wolle, welches ein Mitglied des Staatsraths nothwendig besitzen muß. Nur durch die Erfahrung läßt es sich erforschen, ob Jemand, der sonst ein im höchsten Grade brauchbarer Staatsbeamter seyn kann, ganz zu jenem hohen Posten passe. Lehrt diese Erfahrung das Gegentheil: so ist kein Grund vorhanden, ihn ferner darauf zu lassen. Von diesem Gesichtspuncte ist unstreitig diese Einrichtung zu betrachten, die leicht einer unrechten Auslegung unterworfen seyn könnte. Der Gehalt der Staatsräthe ist 14000 Franken. — Die Auditoren des Staatsraths bilden eine Pflanzschule für künftige Staatsbeamte. Sie haben kein Votum und dürfen nicht eher sprechen, als bis sie dazu aufgefodert werden. Sie fertigen Relationen über ihnen aufgetragene Gegenstände. Ihr Gehalt besteht nur aus 1000 Franken. Der General-Secretär ist zu gleicher Zeit Archivar. Sein Gehalt besteht in $\frac{2}{3}$ der Befoldung eines Staatsraths. — Es hat der Staatsrath keine Initiative, sondern er berathschlagt nur über diejenigen Gegenstände, welche an ihn verwiesen werden. Hievon sind nur solche ausgenommen, welche von den Parteyen selbst vor ihn gebracht werden können, nämlich: 1) Jurisdictionsstreitigkeiten zwischen der Verwaltung und den Gerichten; 2) Streitigkeiten über Arbeiten und Lieferungen u. s. w. für den königl. Dienst; 3) Cassationsgesuche. Es hat nämlich der Staatsrath zugleich genau die Functionen des französischen Cassationsgerichts, vermöge welcher er die Cassation eines in letzter Instanz erlassenen Urtheils erkennen kann, sobald solches offenbar den Gesetzen zuwider ist, oder wenn bey Verhandlung der Sache gegen die gesetzliche Form gefehlt wurde. Der Staatsrath hat jedoch nicht das Recht, nach einer solchen Cassation das Urtheil zu reformiren, sondern er ist gehalten, die Sache an Richter, welche bey der Fällung des cassirten Urtheils nicht mitwirkten, und wenn es von dem Appellationsgerichte gefällt war, an dessen vereinte Sectionen, mit Ausschluss derjenigen, welche das Urtheil abgab, zu verweisen. Eine vorzügliche Function des Staatsraths ist die Discussion und Redaction der Gesetz-Entwürfe, welchen den Reichstagen zur Annahme vorgelegt werden. Verschiedene der ersten Mitglieder des Staatsraths befinden sich in diesem Augenblick (Nov. 1808) nicht mehr auf der Liste, so wie sie im 126 Stück des westphäl. *Moniteurs* bekannt gemacht ist. Es wird nicht uninteressant seyn, diese Liste zu kennen, welche wir deshalb hersetzen. *Section der Justiz und des Innern:* die Hnn. v. Wolfradt, Präsident, v. Biedersee, v. Coninx, Leift, Joh. v. Müller, Graf v. Meerfeldt. *Sect. der Finanzen:* die Hnn. v. Martens, Präf., Graf v. Bochholz, Malchus, Potau, v. Malsburg, Lasfche. *Kriegs-Section:* die Hnn. Morio, Präsid.,

Graf Hardenberg. Nachher sind noch der Präfect des Leine-Departements, Hr. v. Hövel, und der Hr. s. Bar, Präsident des Districts - Tribunals zu Osnabrück, zu Staatsrathen ernannt, so daß also dieses Collegium jetzt 17 Staatsräthe enthält. Mit welchem Vertrauen gegen seine Regierung muß es den Westphalen erfüllen, das erste Collegium des Königreichs mit solchen Männern besetzt zu sehen! Viele von ihnen standen bereits unter den vorigen Verfassungen an der Spitze der Geschäfte, und genossen des uneingeschränkten Zutrauens der Fürsten und Staatsbürger. Unter diese gehören der Präsident der Section der Justiz und des Innern, v. Wolfradt, welcher Anfangs Präsident der Justiz-Canzley zu Wolfenbüttel, nachher aber braunschweigischer Justiz- und Finanz-Minister war; Hr. v. Biedersee, Präsident der Regierung zu Halberstadt; und Hr. v. Coninx, Präsident der Regierung zu Paderborn. Hr. v. Biedersee vereinigt jetzt mit seinem Posten als Staatsrath den eines ersten Präsidenten des Appellationshofes zu Cassel, und Hr. v. Coninx ist zugleich einer der geheimen Cabinets - Secretäre des Königs und Director der Verwaltung der königl. Capitalien und Oconomate (Verwaltung der geistlichen Güter). Die Namen Joh. v. Müller, Martens und Leift zeigen, welchen Werth der König v. W. auf wissenschaftlichen Ruhm legt. So ist also dieses Collegium aus einer Vereinigung von Geschäftsmännern und Gelehrten der ersten Größe gebildet, aus deren Kreise nichts Mittelmäßiges hervorgehen kann.

Durch das k. Decret vom 11 Jan. 1808 (G. B. No. 11) wurde die Verwaltungsordnung des Königreichs organisirt. Wir halten uns hiebey um so weniger auf, da sie ganz die bekannte französische ist. Das Departement verwaltet ein Präfect, den District ein Unter-Präfect, und die Communen ein Maire. Der Gehalt der Präfecten besteht in 10000 bis 12000 Franken, der der Unter-Präfecten in 3000 bis 4000 Fr. Die Maire erhalten keinen eigentlichen Gehalt, sondern nur eine Entschädigung aus den Einkünften der Gemeinde, welche durch ein Reglement festgesetzt werden soll.

Durch das königl. Decret vom 22 Jan. 1808 (G. B. No. 12) ist die Aufnahme der Urkunden des bürgerlichen Zustandes (*actes de l'état civil*), welche in Frankreich die Maire zu besorgen haben, den Geistlichen aufgetragen, oder vielmehr gelassen, da sie, in einer höchst unvollkommenen Form, dieses Geschäft bereits in ganz Deutschland ausüben. Jetzt müssen hierih im K. W. ganz die Vorschriften des napoleonischen Gesetzbuches beobachtet werden. Zu jener Abweichung von der französischen Einrichtung hat unstreitig eine in Frankreich gemachte Erfahrung Veranlassung gegeben, deren auch *Locré* in seinem bekannten Werke über den C. N. Erwähnung thut. Nicht allenthalben, sagt dieser, wurden die Geistlichen zweckmäßig durch die Maire ersetzt, und manche große Unordnung in den Civilregistern datirt von der Periode dieser Veränderung. Daß nicht ähnliche Unordnungen auch im K. W. eintreten mögen, hat man auf

alle mögliche Art zu vermeiden gesucht. Eine Instruction des Justizministers, welche Formulare für jeden Fall enthält, und die mit dem G. B. verfaßt ist, macht die Verfahrungsweise so deutlich, daß nur ein gewöhnlicher Grad von Menschenverstand dazu gehört, um keine Fehler zu machen. Eine große Anzahl besonders gedruckter Privat-Anweisungen sucht denselben Zweck zu erreichen. Wir werden nächstens eine kurze Anzeige dieser, größtentheils überflüssigen Büchlein, liefern. — Noch bemerken wir, daß die Urkunden des bürgerlichen Zustandes von den katholischen Geistlichen in lateinischer, von den übrigen in deutscher Sprache aufgenommen werden. Die Register der Juden besorgt nach einer späteren königl. Verordnung, der Maire des Orts.

Durch das königl. Decret vom 23 Jan. 1808 (G. B. 12) sind die Leibeigenschaft, und die Überbleibsel davon, als das Gefinde-Zwang-Recht, die Verbindlichkeit zur Einwilligung des Gutsherren zur Verheirathung, der Sterbefall u. s. w., die persönlichen Frohndienste, d. h. solche, die einer Person, bloß deshalb obliegen, weil sie Vasall ist, oder einen gewissen Ort bewohnt, und die unbestimmten Dienste, die jenen in Rücksicht des Besitzes eines Grundstücks obliegen, aber von der Willkühr dessen, der sie zu fodern hat, abhängig sind, aufgehoben. Bestimmte Dienste, die von Gütern geleistet werden, sind conservirt. Solchergehalt hat man die Vorschriften der Constitution mit den erworbenen Rechten der Gutsherren zu vereinigen gewußt. — Gewiß würde es eine Ungerechtigkeit gewesen seyn, diesen Gerechtsame zu nehmen, die, wenn gleich nicht stets, doch oft aus Contracten herrührten. Ein späteres königl. Decret hat noch bestimmter den Unterschied der festen und ungewissen Dienste auseinander gesetzt.

Das königl. Decret vom 27 Jan. 1808 hebt eine andere Ungerechtigkeit auf, indem es den Juden alle Gerechtsame der übrigen Staatsbürger einräumt. Mögen die Juden Westphalen, (zu deren Bildung der berühmte *Jacobsohn* durch seine musterhafte Erziehungs-Anstalt zu Seesen, welche auch von christlichen Zöglingen besucht wird, so Vieles beyträgt,) zeigen, daß sie dieses großen Beweises des königl. Zutrauens nicht unwürdig sind, damit nicht, wie in Frankreich hat geschehen müssen, neue Verordnungen sie wieder eines Theils der erworbenen Vorrechte berauben, und sie unter eine lästige besondere Aufsicht setzen!

Das königl. Decret v. 5 Febr. 1808 enthält merkwürdige Dispositionen; die Capitel und geistlichen Stiftungen betreffend. Ihre Statuten sollen untersucht, und nach der in der Constitution vorgeschriebenen Form abgeändert werden. Bis dieß geschehen ist, wird keine Präbende besetzt, sondern nach ihrer Erledigung werden die Revenüen derselben zur Oconomats-Casse (welche zur Tilgung der Reichsschulden bestimmt ist) gezogen. Ausser diesen Vacanz-Revenüen muß noch überdieß von allen forstbesten-

henden Präbenden der zehnte Theil der jährlichen Einkünfte zu obiger Casse eingeliefert werden. Doch erstrecken sich die Verfügungen des gegenwärtigen Decrets nicht auf diejenigen geistlichen Diener, welche zur kirchlichen Verfassung wesentlich gehören, und mit der Austheilung der Sacramente und dem Religionsunterrichte beauftragt sind. Auch sind die katholischen Domstifter, an deren Spitze ein Bischof steht, davon ausgenommen, wenn die Zahl der Präbenden nicht über zehn beträgt.

Eins der merkwürdigsten königl. Decrete ist unstreitig das vom 27 Januar 1808. (G. B. No. 15), durch welches die französische Verfassung der Gerichtshöfe auf westphälischen Boden, mit wenigen Modificationen, verpflanzt wurde. Die Jurisdiction des Appellationsgerichts zu Cassel geht über das ganze Königreich. Es besteht aus 3 Präsidenten, 26 Richtern, einem General-Procurator und zwey Substituten. Der erste Präsident erhält 10,000 Fr., die beiden anderen und der Gen. Pr. 8000 Fr., die Richter 4000 bis 6000 Fr. Befoldung. Die Appellationssumme ist 1000 Fr. Capital oder 100 Fr. jährliche Révenüe. Jedes Departement hat ein Criminalgericht, welches aus einem Präsidenten, 2 Richtern und einem General-Procurator besteht. Bis jetzt sind die Geschwornen noch nicht zur Anwendung gebracht. Doch (Nov. 1808) verfertigt man bereits die Listen derselben, und so wird dann nächstens mit der bereits publicirten Criminal-Process-Ordnung die Beurtheilung der Thatumstände des Verbrechens durch Geschworene Anwendung finden. Befoldung der Präsidenten 5000 bis 6500 Fr., der Richter 2500 bis 4000 Fr., der Gen. Pr. 3000—5000 Fr. Jeder der 27 Districte des Reichs hat ein Tribunal erster Instanz, welches aus einem Präsidenten, 5 Richtern und einem königl. Procurator besteht. Einer der Richter besorgt, nach einer dreymonatlichen Abwechslung, die Instruction der peinlichen Sachen, welche dem Criminal-Gericht zur Entscheidung zugesandt werden. Die Districts-Tribunale haben auch die Ausübung der correctionellen Justiz, vermöge welcher sie bis zu zweyjähriger Gefängnisstrafe, und jede Geldstrafe erkennen können. Was die Befoldung der Mitglieder dieser Tribunale betrifft, so erhalten die Präsidenten von 3500—6000 Fr., die Richter von 1800—4000 Fr., die königl. Procuratoren von 2400—4500 Fr. Diese Befoldung ist größtentheils zu gering, daher denn auf dem Reichstage der allgemeine Wunsch der Nation, die Befoldungen der Richter zu erhöhen, laut wurde. Der König nahm auch denselben sehr gnädig auf, und liefs officiell zur Abhelfung dieses großen Bedürfnisses Hoffnung machen. Die Geschäfte der königl. und General-Procuratoren, welche stets den Sitzungen der Gerichtshöfe beywohnen, sind ganz dieselben als die ihnen in Frankreich zustehenden. Sie sind die Wächter der Gesetze, die Vertheidiger

der Waifen, Wittwen, Ehefrauen, Unmündigen, und überhaupt solcher Personen, die unter einer Curatel stehen. Bekleidet den Posten eines königl. Procureurs ein Mann, der seiner gewachsen ist: so kann er unglaublichen Nutzen stiften. Jeder Canton hat ein Friedensgericht, welches aus einem Friedensrichter und zwey Gehülffen besteht. Der Friedensrichter erkennt über alle persönliche und bewegliche Sachen betreffenden Klagen bis zu dem Belauf von 74 Fr. (20 Thlr.), ohne dafs appellirt werden kann, mit der Appellation aber bis zu 148 Fr. Real-Sachen, insofern sie nicht Streit über Besitz betreffen, gehören sogleich vor die Districts-Tribunale. (Diese haben dadurch eine große Anzahl Sachen enthalten, welche von den ehemaligen Regierungen, Justiz-Canzleyen und Hofgerichten nicht beurtheilt wurden, obgleich alle Sachen, die vor diese gelangten, mit Einschluss der Consistorial-Jurisdiction, zur Competenz der Districtsgerichte gehören.) Die Rechtsmittel der Supplication, Leutation und *restitutio in integrum* sind abgeschafft. Ein Erkenntniß endet die Sache, wenn sie nicht appellabel ist. Bis zur Einführung der auf dem Reichstage debattirten Processordnung, welche die größte Ähnlichkeit mit der französischen hat, und wodurch die Behandlung der Sachen durch mündlichen Vortrag (Plaidiren) in öffentlichen Audienzen am 1 März 1809 eingeführt wird, beobachten die Gerichtshöfe die alten Process-Ordnungen. —

Das k. Decret vom 29 Jan. errichtet eine Legion königlicher Gendarmen von 144 Mann mit Einschluss der Officiere. Ein Institut, dessen wohlthätige Folgen für die Sicherheit im Innern schon sehr merklich ist. Eine Vermehrung dieses Corps wäre gewiß wünschenswerth.

Das k. Decret vom 6 Febr. enthält Verfügungen die Jagd betreffend. Die unmenschlichen, Deutschland schändenden Strafen der Wilddieberey sind, wie es von Westphalens humaner Regierung zu erwarten stand, abgeschafft. Geld- und mässige Gefängnis-Strafe hat die Karre und den Tod ersetzt. Wie manchem Unglücke wird dieses weise Gesetz vorbeugen! In den Wäldern des Sollinges (an der Weser) und des Harzes war ein Forstbedienter, der einem Wilddieb im Walde begegnete, seines Lebens nicht sicher. Dieser, aus Furcht entdeckt zu seyn, und nun den größten Theil seines Lebens in Ketten zubringen zu müssen, schoss, und mancher Forstbediente büßte auf solche Weise sein Leben ein. Um einer Strafe von 20, 30 bis 100 Franken, oder um einer Gefängnisstrafe von 4—6 Wochen, die erst bey der dritten Betretung auf 3 Monate erhöht wird, zu entgehen, wird kein Wilddieb zum Mörder werden wollen. Möge doch dieses weise Gesetz eine allgemeine Nachahmung finden!

(Die Fortsetzung folgt.)

NEUE AUFLAGEN.

Amsterdam, im Kunst- und Industrie-Comptoir: Viller's Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lubeck an dem Tage,

Donnerstags den 6 Nov. 1806 und folgenden vorgefallen sind. A. d. Franz. überf. 3te Aufl. 1808. 102 S. 8. (12 Gr.) S. Recens. der ersten Aufl. 1808. No. 64.

DEN 7 JANUAR, 1809.

JURISPRUDENZ.

CASSEL, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie etc.* To. I et II,

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das k. Decret vom 11 Febr. organisiert das Postwesen. — Das k. Decret vom 18 März (No. 24) bestimmt die Art und Weise, wie die Wahl-Collegien der Departementer gehalten werden sollen. Von diesen Versammlungen, welche im Frühlinge 1808 überall Statt hatten, werden die Reichsstände ernannt, sie präsentiren dem Könige die Candidaten zu den Stellen der Friedensrichter, der Departements-, Districts- und Municipal-Räthe. Für jede zu machende Ernennung werden zwey Candidaten vorgeschlagen. Die Regierung eines größeren Staats kann unmöglich im Stande seyn, eine so genaue Kenntniß der Individuen zu haben, um zweckmäßig die genannten Stellen besetzen zu können. Es ist daher unstreitig eine sehr weise Einrichtung, die Wahl dazu den vorzüglichsten Staatsbürgern, auf deren Interesse es besonders ankommt, zu überlassen. Das königl. Decret vom 31 März (No. 28) giebt der jüdischen Nation des Königreichs Consistorien. — Das vom 12 März enthält den ersten Titel des militärischen Straf-Codex, und zwar den Artikel von der Desertion. Die Strafen derselben sind, nach Beschaffenheit der Umstände des Verbrechens, der Tod, das Kugelschleppen, öffentliche Arbeit, Geldstrafe, welche in jedem Falle Statt findet. Die zum Kugelschleppen Verurtheilten werden zu Arbeiten in den Festungen gebraucht. Sie müssen eine zweypfüßige, an einer 5 Fufs langen eisernen Kette befestigte Kugel schleppen. Da der westphälische Soldat auf eine äußerst menschliche Art behandelt wird, wovon man bisher bey den deutschen Armeen keinen Begriff hatte: so steht zu erwarten, daß diese gegen die Desertion festgesetzten Strafen nur selten zur Anwendung kommen werden. „Des Königs Wille ist, (sagt der Kriegsminister in dem *Reglement für den inneren Dienst, die Policey und die Mannszucht der Infanterie*,) daß die Soldaten mit Sanftmuth und Menschlichkeit behandelt werden; daß ihnen nie einiges Unrecht angethan werde, daß sie in ihren Obern nur wohlthätige Führer erkennen, daß die Strafen, welche einige von ihnen verdienen möchten, nach den Gesetzen ihnen zuerkannt werden, und daß die Officiere sie mit der Sorgfalt leiten, führen und beschützen, welche sie Männern schuldig

sind, von deren Tapferkeit sie einen Theil ihres Ruhms zu erwarten haben.“ Die Nichtigkeit der fast allgemeinen Behauptung, der gemeine deutsche Soldat könne nicht anders als durch Prügel gebildet und im Zaum gehalten werden, ist dargethan. Eben der Hesse, welcher ehemals zerprügelt wurde, weil ihm der Zopf vielleicht um ein paar Zoll zu lang oder zu kurz war, gehorcht jetzt ohne Schläge, denn er sieht, daß man in ihm den Menschen achtet.

Das in dem zweyten Bande enthaltene erste Decret ist eine der merkwürdigsten und gewiß folgenreichsten Vorschriften, welche W. seiner neuen Legislation zu danken hat. Dieses am 2 May 1808 gegebene Decret garantirt die Bezahlung derjenigen Schulden, (sowohl der Capitalien selbst, als der rückständigen und künftigen Interessen,) welche auf eine gesetzmäßige Art von den bisherigen Landesherren und den Landständen auf den Credit des Landes contrahirt sind. Der hohe Grad von Rechtlichkeit, welcher aus diesem Decrete und den gesetzlichen Dispositionen, die als eine Folge desselben zu betrachten sind, und deren wir weiter unten erwähnen werden, hervorleuchtet, mußte alle Einwohner Westphalens, vorzüglich aber die Staatsgläubiger, mit erneutem Zutrauen zu einer Regierung erfüllen, die den gewissermaßen revolutionären Zustand, welcher den Ubergang von einer alten Verfassung zu einer neuen gewöhnlich zu begleiten pflegt, nicht dazu benutzte, (so viele Beispiele zu einer so anlockenden Mafsregel auch rathen mochten,) um sich mit einemmale von einer Last zu befreien, die vergangene Zeiten, zerstörte Verhältnisse und fremde Administrationen über die jetzt vereinten Länder gebracht hatten. Auf solche Art gewinnt ein Staat Credit; denn welcher Staatsbürger wird nicht mit Vergnügen einen Theil seines disponiblen Vermögens einer Regierung anvertrauen, die mit strenger Gewissenhaftigkeit, sogar auf die Bezahlung solcher Schulden und Erfüllung solcher Verbindlichkeiten bedacht ist, die sie nicht contrahirte, und welchen Einfluß müssen solche Mafsregeln nicht auf das Ansehen eines Staats im Auslande haben? — Also nicht nur ein großer moralischer Sinn leuchtet aus dieser Verordnung hervor, sondern auch diejenige wahre Politik, wodurch die Staaten allein öffentlichen Credit erhalten. — Die Liquidation der westphälischen Staatsschulden ist einem General-Liquidator (dem Hn. Staatsrath *Malchus*) aufgetragen, welcher sich damit, unter der Aufsicht des Finanzministers, beschäftigt. Unter Staatsschulden werden nach Mafs-

er hat nichts vor diesem voraus. Manches Gewerbe bedarf zu seiner Ausübung einer gewissen Localität. Eine Mühle, eine Lohgerberey, eine Stahlfabrik u. s. w. lassen sich nicht allenthalben anlegen. Es gehören Anlagen und kostbare Vorrichtungen dazu. Die Betreiber solcher Gewerbe stehen sich noch am besten. Ein Patent verschafft nicht diese kostbaren Vorrichtungen und Localitäten, daher die alten Betreiber lange Jahre hindurch vor ihren neuen Nebenbuhlern große Vorzüge genießen werden. Aber der Inhaber einer Barbier-Gerechtigkeit z. B. verliert alles. Ein Patent und ein halbes Dutzend Scheer-neser sind in einem Tage angeschafft, und so jeder bisherige Gefell dem lästigen Zwange, einem Herrn dienen zu müssen, enthoben. Was wird ihn hindern, sich selbst zu etabliren? Inhaber solcher Gerechtigkeiten sind also am übelsten daran, sie verlieren alles. Doch, diese Betrachtungen konnten den Gesetzgeber, der nur das Ganze vor Augen hat, nicht hindern, ein Gesetz zu geben, welches offenbar unendlich viel Gutes stiften wird. Freye Ausübung seiner Talente wird durch dieses Gesetz dem Staatsbürger gestattet. Kein äußerer Zwang hindert ihn ferner hieran. Wie manche Familie, welche der Krieg ruinirte, wird von dieser neuen Freyheit Gebrauch machen! Wie manche neue Idee wird dadurch zur Anwendung gebracht werden, da nicht Zunft-Pedanterey, sondern freye Überlegung den Ausüßer einer Handthierung leiten wird! Nichts vervollkommet eine Kunst oder ein Handwerk mehr als Concurrenz. Wie sehr wird diese vergrößert! Also muß man mit Recht vermuthen, daß Künste und Gewerbe durch das gegenwärtige Gesetz sehr befördert werden müssen. Freylich wird das Publicum Anfangs mit einer Menge schlechter Arbeiten überhäuft werden; aber es selbst wird sie von den guten zu unterscheiden wissen; niemand wird sein Geld für schlechte Waare hingeben wollen, und so werden die Pfscher bald wieder in ihr erstes Nichts zurücksinken. Was die Steuer selbst betrifft, so ist sie im Ganzen äußerst mäßig. Sie ist nach Classen eingerichtet, und in diesen Classen ist wieder Bevölkerung der Communen, worin das Gewerbe betrieben wird, der Maßstab der Steuer. So gehört z. B. ein Buchdrucker, der 10 oder mehrere Pressen hat, zur ersten Classe, und bezahlt in einer Commune von 18000 — 30000 Seelen 120 Franken jährlich; von 9000 — 18000 S. 72 Fr.; von 4000 — 9000 S. 48 Fr.; von 2000 — 4000 S. 32 Fr.; unter 2000 S. 24 Fr. Die Patentsteuer soll eine Quote des Gewinnstes, den

der Patentirte erwirbt, dem Staate verschaffen; wahrscheinlich ist es, daß in einer großen Commune der Abnehmer mehrere sind, als in einer kleinen, und daß also auch in einer großen mehr gewonnen werde. Es läßt sich also auch nicht leugnen, daß es in der Billigkeit gegründet ist, wenn in der Regel der Staat sich von den Ausübern der Gewerbe in großen Communen mehr als in kleinen bezahlen läßt. Aber Rec. kann nicht verhehlen, daß es ihm scheint, als ob dieses gerechte Hauptprincip großen Modificationen unterworfen seyn müßte (die sich vielleicht in dem Gesetze ohne große Weitläufigkeit hätten anbringen lassen), um der muthmaßlichen Wahrheit näher zu kommen. Es giebt nämlich Fabriken, deren Fabricate fast gar nicht in der Commune, worin sich die Fabrik befindet, abgesetzt werden (man braucht nur bey dem angeführten Beyspiele einer Buchdruckerey stehen zu bleiben); warum soll nun der Ausüßer eines solchen Gewerbes, wenn er, vielleicht zu seinem Vortheile, von der Residenz in ein benachbartes Dorf zieht, auf einmal von 120 Fr. auf 24 Fr. heruntergesetzt werden? Nicht nur genießt er hier derselben Vortheile, sondern er gewinnt noch an Miethe, Holz, Taglohn und den ersten Lebensbedürfnissen. So wird die Erfahrung noch manche Modificationen des Tarifes anrathen, und eine Regierung, wie die westphälische, merkt aufmerksam auf die Lehren dieser größten aller Meisterinnen. — Nun nur noch einige Beyspiele aus dem Tarife, um dem Leser zu documentiren, daß die Steuer selbst, wie angeführt ist, sehr mäßig sey.

Brauer, Restaurateurs und Gastwirthe bezahlen, nach obigem Populations-Verhältniß, resp. 60, 48, 36, 24, 16 Franken, in der zweyten Classe. Eben so viel Detailhändler mit Tuch u. s. w., Schneider, Schuster, welche 6 — 12 Gefellen halten; Fabricanten von Baumwollenzeug, welche über 5 Stühle halten, Maurer, welche 30 Gefellen halten, Papier-Fabricanten, welche 600 Riefs Papier und drüber verfertigen.

Handwerker ohne Gefellen bezahlen in der letzten Classe resp. 10, 8, 6, 5, 4 Franken. Eine gewiß äußerst mäßige Abgabe! Leinweber sind ganz frey.

Es würde zu weitläufig seyn, noch mehr ins Detail dieser auf so billige Principien begründeten Verordnung zu gehen; nur dies glaubt Rec. noch bemerken zu müssen, daß vom 1 Januar 1809 an, wo diese neue Steuer ihren Anfang nimmt, alle alten ähnlichen Auflagen aufhören.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Göttingen, b. Röwer, und CASSEL, b. dem Verfasser: *Alphabetisches Repertorium der in dem ersten Bande des Gesetzblätters des Königreich Westphalens enthaltenen Grundgesetze und königlichen Decrete*, von Georg Wilhem Bömer. 1808. XII u. 35 S. 8. (7 Gr.) Auch mit dem französischen Titel: *Repertoire alphabetique etc. par G. G. Bömer*. Der Vf. behauptet in der Vorrede, die gegenwärtige französisch und deutsch abgefaßte Arbeit Anfangs nur zu seinem Privat-Gebrauche, um sich das Studium der Gesetze West-

phalens zu erleichtern, verfaßt zu haben, und um sie auch Anderen nützlich zu machen, jetzt dem Drucke zu übergeben. Eine Vergleichung mit dem officiellen Register, welches jedoch später als das gegenwärtige erschienen, fällt selten zum Vortheile des letzteren aus. Es ist also für die Besitzer des officiellen Registers ganz entbehrlich. Die in der Vorrede erwähnten Berichtigungen des deutschen Textes sind unbedeutend, und hätten, da dieser in der That an manchen Stellen äußerst mangelhaft, oft unrichtig ist, sehr vermehrt werden können.

F. . . k.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 J A N U A R, 1809.

J U R I S P R U D E N Z.

CASSEL, b. Aubel: *Bulletin des Loix du Royaume de Westphalie* etc. To. I. II.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das von den Reichsständen am 11 August decretirte Gesetz (No. 107), wodurch die Dispensationen vom Eheverbot zwischen Schwägern und Schwägerinnen autorisirt werden, brachte zum erstenmale den 33 Art. der Constitution in Ausübung, wodurch den Ständen die Befugniss ertheilt wurde, über diejenigen Gesetzentwürfe zu berathschlagen, wodurch Veränderungen im Civilgesetzbuche vorgenommen werden sollen. Bekanntlich verbietet der 162 Art. des C. N. die Ehe unter Schwägern und Schwägerinnen, ohne dem Staatsoberhaupt zu erlauben, von diesem Gesetze dispensiren zu können. Die Motive, welche die Vff. des französischen Gesetzbuches zu dieser Verordnung bewogen haben, liegen in den verschiedenen Werken, wodurch die Entstehungsgeschichte desselben bekannt geworden ist, der Welt vor Augen. Diese Motive paßten auf deutsche Sitten nicht. Mit Recht glaubt der Westphale in der Schwester seiner verstorbenen Gattin eine zweyte treue Mutter seiner verwaisenen Kinder zu erblicken, und bewirbt sich daher, wenn es die Umstände gestatten, gern um ihre Hand. Diese besonders unter dem Landvolke übliche Sittē fand in dem neuen Gesetze ein großes Hinderniß. Vergeblich flehten Hunderte den Monarchen um eine Erlaubniss an, die er nicht ertheilen konnte, ohne gegen das Civilgesetzbuch des Königreichs zu handeln. Diefes Gesetz, ein neuer Beweis der väterlichen Fürsorge des Königs, hebt dieses Hinderniß. In Fällen, wo die Ehe durch Scheidung getrennt wurde, bleibt jedoch die Disposition des C. N. bey voller Wirkung. Westphalens Gesetzgeber fürchtete, die Hoffnung, künftig sich als Gatten betrachten zu dürfen, könnte unter so nah verbundenen Personen, als Schwäger und Schwägerinnen sind, criminelle Wünsche erzeugen, daher dieser weise Zusatz.

Das von den Reichsständen functionirte Gesetz vom 6ten August 1808 (No. 114) betrifft die Errichtung eigener Policey-Gerichte in jedem Canton des Königreichs. Der Geist und Zweck dieses weisen, fast wörtlich aus der französischen Legislation genommenen Gesetzes, welches eine Annahme in ganz Deutschland verdiente, und dessen wohlthätige Folgen in Westphalen schon überall sichtbar werden,

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

wird von dem Herrn Staatsrath von Coninx in der trefflichen Rede, womit er den Ständen den Gesetz-Entwurf im Namen des Gouvernements vorlegte, auf eine sehr bestimmte Art ausgesprochen. „Die Policey, deren Zweck ist, die öffentliche Ordnung aufrecht zu erhalten, die Freyheit, das Eigenthum und die Sicherheit der Einzelnen zu schützen, zerfällt in die verwaltende und in die richtende. Die erste beschäftigt sich mit der Sorge für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung. Ihr liegt es ob, durch beständige Wachsamkeit den Policey-Vergehungen vorzubeugen, und wenn sie wirklich begangen sind, die vorbereitende Untersuchung anzustellen. Die letztere muß durch Bestrafungen den Vergehungen Einhalt thun, deren Ausführung die verwaltende Policey nicht hintertreiben konnte. Sie muß in jedem Canton administriert werden. Die Verwaltungs-Policy ist den Mairen und Policey-Beamten ausschließlich übertragen. Die Friedensrichter versehen nach dem Gesetz-Entwurf die Geschäfte des Policey-Gerichts.“ — Auf solche Art ist also in Westphalen die aufsehende und die richtende Policey getrennt. Der Policey-Commissär oder der Adjunct des Maire verwaltet das Geschäft des öffentlichen Anklägers (*ministère public*), und zeigt das Vergehen bey dem Friedensrichter an, und dieser entscheidet in einer öffentlichen Sitzung über alle solcher gestalt angezeigten Vergehen, worauf das Gesetz keine höhere Strafe als eine Geldbusse von 20 Franken oder achttägiges Gefängniß setzt. Ist die gesetzliche Strafe höher: so gehört die Sache vor das Correctionsgericht, dessen Functionen das Civil-Tribunal des Districts ausübt. Es ist in die Augen fallend, wie äußerst zweckmäßig es war, den administrativen Behörden die Gewalt, strafen zu können, gänzlich zu nehmen. Nur gar zu oft hat die Erfahrung gelehrt, wie geneigt diese sind, arbiträr zu verfahren. Ueberdies fehlt diesen die zu einem Richter wesentlich erforderliche Unabhängigkeit. „Der Maire (sagt Hr. von Coninx) steht unter den höheren Verwaltungs-Behörden, aber der Friedensrichter, als Richter, ist Niemanden untergeben; er erkennt keine andere Herrschaft über sich, als die Herrschaft des Gesetzes: er läßt sich von keiner Rücksicht leiten.“ — Übrigens ist auch in dem Gesetze dafür gesorgt, daß die Friedensrichter, in ihrer Eigenschaft als Policey-Richter, einer legalen Controlle unterworfen sind. Denn ob sie gleich über Vergehen, worauf eine Geldstrafe steht, in letzter Instanz erkennen: so findet doch gegen ihre Aussprüche in

solchen Sachen die Cassation Statt. Ihre Erkenntnisse sind der Appellation unterworfen, wenn sie Gefängnißstrafe verhängen.

Das Gesetz vom 16ten August 1808 (No. 117) enthält die *bürgerliche Process-Ordnung*, welche von einem anderen Mitarbeiter dieses Instituts besonders ausführlich angezeigt werden wird.

Aus unserer Anzeige gehet übrigens deutlich hervor, daß die in dem G. B. enthaltenen königl. Decrete sich fast über alle Zweige der Staatsverwaltung erstrecken, und daß dadurch die Organisation Westphalens sehr beträchtliche Fortschritte gemacht hat. Hat dieses Land erst die unvermeidlichen Folgen des unglücklichsten aller Kriege überwunden; eröffnet sich ihm durch die Freyheit der Meere endlich wieder ein belebender Handel; werden hiedurch die unermesslichen, aus dem Lande gegangenen Geldsummen ersetzt seyn; werden dann die im Werthe so tief gesunkenen Grundstücke sich wiederum jenem alten Preise genähert haben: zu welchem allgemeinen Glücke muß dann dieses Land durch die Bemühungen einer solchen Regierung empor gehoben werden können! —

F k.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: Taschenbuch für Maire (s) und Municipalräthe. Zur allgemein faßlichen Übersicht ihrer Pflichten und Obliegenheiten nach dem Geiste der Staatsverfassung des Königreichs Westphalen, verfertigt von D. Karl Venturini. 1308. VIII, 162 u. 8 S. 8.

Dieses Werkchen ist durch das dringende Zeitbedürfnis entstanden, indem von den Departementsversammlungen die Maires und Municipalräthe vorgeschlagen wurden, und, obgleich der Justizminister eine eigene *Instruction pour les conseils de préfecture, de département, et de district, les Sous-préfets, les Maires et Adjoints, et les conseils municipaux* erlassen, um so erwünschter erschienen, als diese keineswegs dazu geeignet war, die mit dem Geiste der westphälischen Staatsverfassung noch unbekannten Candidaten über die Rechte und Obliegenheiten ihres Amts hinreichend zu belehren, da sie in Gegenheil solche Kenntnisse schon voraussetzte. Vor allen Dingen war nämlich nöthig, den zu Maires und Municipalräthen Erwählten eine leichte allgemein faßliche Übersicht ihrer Pflichten, Obliegenheiten und Rechte zu verschaffen, da besonders ein großer Theil derselben aus dem niederen Bürger- und Bauernstande ernannt ist. Diese in einer systematischen Ordnung zu liefern, war Hauptzweck des Vfs.; die Form des Werks gehört ihm an; der Inhalt ist, wie es die Natur der Sache mit sich bringen mußte, ganz Compilation, oder Materialienammlung aus größeren Handbüchern, die doch auch nur Compilationen sind. Als Hauptquellen dienten die oben genannte *Instruction*, und das vollständige *Handbuch für Maire und Adjuncten, für Policeycommissäre, Municipalräthe, Contributionseinnahmer und Repartitoren,*

Forst- und Feld-Wächter u. s. w. Von A. Keil und Ph. Chr. Reinhard. Köln, b. Keil. 1807. 2 Theile 8., nur sind die in dem letzteren Buche enthaltenen Auszüge aus den auf die Policey und Staatsverwaltung im französischen Reiche Bezug habenden Gesetzen, und aus den besten Schriften über die Policey weggelassen worden; wobey jedoch Rec., ob er gleich diese Weglassung für den Plan und die Absicht des Buchs sehr zweckmäßig findet, den Wunsch nicht unterdrücken konnte, sie wenigstens in einem Anhang literarisch nachgewiesen zu finden, damit auch für diejenigen gesorgt wäre, welche ein gründlicheres Studium ihrer Pflichten und Rechte nicht aus ihrer Acht lassen wollen. Der Geist der westphälischen Staatsverfassung spricht sich, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, in dem Grundsatz aus: „Verwaltern muß das Geschäft eines Mannes; Richten und Urtheilen über die Bedürfnisse des Staats muß die Sache mehrerer seyn.“ Nach diesem Grundsatz wird die Verwaltung im eigentlichen Sinne einer einzigen Magistratsperson auf jeder Stufe der Verwaltung anvertraut. Nämlich auf der ersten dem Präfect, auf der zweyten dem Unterpräfect, auf der dritten dem Maire. Ganz eine andere Beschaffenheit hat es aber mit den Urtheilen, welche besonders in Steuerangelegenheiten über das wahre Bedürfnis des Staats, wie auch über die Steuerfähigkeit der Unterthanen gefällt werden, und welche bestimmen sollen, nach welchem Maßstabe die Steuern unter die einzelnen Staatsbürger gerecht vertheilt werden können. Hier würden der gute Wille und die Kenntnisse eines Einzigen nicht hinreichen; es bedarf vielmehr der vereinigten Einsichten und der Kenntnisse Mehrerer. Es sind daher in diesem Falle, wo das Urtheil mehrerer entscheidet, ebenfalls drey Abstufungen: nämlich der Departementsrath, der über das Wohl und die Steuerfähigkeit des Departements, der Bezirksrath, welcher im untergeordneten Verhältnisse über die Steuerfähigkeit des Bezirks urtheilt; endlich der Municipalrath, welcher dasselbe für jede einzelne Gemeinde bestimmt. Durch diese Einrichtung kann die Regierung aus der sichersten und reinsten Quelle erfahren, was allgemeiner Wunsch und allgemeines Bedürfnis der Unterthanen sey. Daher ist die *verwaltende* Kraft einfach, die *rathgebende* vielfach. Der Maire, dem in bestimmten Fällen Gehülfen (*adjoints*) an die Seite gesetzt sind, ist deshalb ein öffentlicher Staatsbeamter, der unter Aufsicht des Präfecten und Unterpräfecten, entweder die Municipalgewalt, oder solche Verrichtungen ausübt, welche sich auf die allgemeine Staatsverwaltung beziehen. Dem Maire steht in jeder Municipalität dieselbe Gewalt nach verjüngtem Maßstabe zu, welche der Präfect im Departemente ausübt. Daher sind auch seine Adjoints keinesweges seine Collegen, sondern nur seine Stellvertreter, die ihn mit Rathe unterstützen, wenn er sie befragt, seine Stelle im Fall einer Verhinderung ersetzen, und überhaupt diejenigen Geschäfte statt seiner verrichten, welche er ihnen zu übertragen für gut findet. Doch

sind auch die öffentlichen Beamte, die eine von dem Willen des Maire völlig unabhängige Gewalt erhalten haben, die also der Maire keinesweges nach Gutdünken abdanken oder verabschieden kann; besonders da es auch einige Fälle giebt, wo sie für sich selbst von *Amts wegen* handeln müssen. Die eigentlichen Amtsverrichtungen des Maire sind von doppelter Art. Theils haben dieselben Bezug auf die Verwaltung der Gemeinde; theils sind sie Zubehör der allgemeinen Departements-Verwaltung, welche der Maire kraft eines ihm gewordenen besonderen Auftrags versieht. Deshalb ist er der Director der administrativen Policey, d. h. derjenigen, welche die fortwährende Erhaltung der öffentlichen Ordnung zum Zwecke hat, im Gegensatze der gerichtlichen, welche schon begangenen Verbrechen nachspürt, und die Verbrecher an die Behörde abliefern, wobey der Maire nur eine Nebenrolle spielt; ferner Steueraufsicher und Vertheiler, endlich Vormund und Hauptrechnungsführer seiner Gemeinde. Nach dieser Ansicht zerfällt das vorliegende Werk

in zwey Abschnitte. I Abschnitt. *Pflichten und Obliegenheiten des Maire*, und zwar 1 Cap. als *Polizeyaufsesser in der Gemeinde*. 2 Cap. *Als Steuervertheiler und Steuererhebungsaufsesser*. 3 Cap. *Als Vormund der Gemeinde, als Rechnungsführer und als Verwalter der Gemeindegüter*. II Abschnitt. *Von den Rechten und Pflichten des Municipalraths*. Dieser ist doppelt. Einmal soll der Municipalrath das Interesse oder den wesentlichen Vortheil, und die wesentlichen Bedürfnisse der Gemeindeglieder der höheren Behörde vorstellen; und dann soll er die Rechte derselben sichern, und die häuslichen Angelegenheiten der Gemeinde in Ordnung halten. Den Schluss machen Tabellen, welche nach den königl. Decreten vom 11 Januar und 16 April 1808 den Werth der hannöverschen, braunschweigischen, hessischen, hildesheimischen, und jeder anderen nach dem 20 Guldenfuß ausgeprägten Conventionsmünze, wie auch des preussischen groben Courant gegen die neue französische Münze bestimmen.

Hsq. Op.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Cassel: Instruction in Rückicht der Aufnahme der Urkunden und Führung der Register des Civilstandes.* (Französisch und deutsch) 1808. 73 S.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: Abdruck der von Cassel erlassenen und den Behörden mitgetheilten Instruction u. s. w. 1808. 39 S. (5 Gr.).

So klein an Blätterzahl diese Schrift auch ist, so wichtig ist dieselbe als gewissermaßen officielles Erläuterungsmittel eines der bedeutendsten Institute der neuen französischen Gesetzgebung, und es wird daher eine etwas ausführlichere Anzeige um so weniger überflüssig seyn, als die Schrift selbst sich nur wenig verbreitet haben wird, und dennoch deren Inhalt vorzüglich in denjenigen deutschen Staaten, wo der *Code Napoléon* nur mit Modificationen eingeführt wird, zu mehreren für Deutschland fast unentbehrlichen Zusätzen oder Abänderungen Veranlassung geben könnte.

Seitdem der C. N. im K. Westphalen gesetzliche Kraft erhielt, war mit ihm auch die dem französischen Rechte eigenthümliche Einrichtung, den Civil- oder Personen- Stand der Staatsbürger durch besondere damit beauftragte Beamte nach einer bestimmten, von den kirchlichen Gebräuchen unabhängigen Form beurkunden zu lassen, in diesem Königreiche aufgenommen. Durch ein kön. Decret vom 22 Jan. 1808 wurden hierauf die *Prediger* einer jeden Religion zu *Beamteten des Civilstandes* ernannt, und ihnen mit Beziehung auf das erwähnte Gesetzbuch die Führung der Register des Civilstandes nur im Allgemeinen übertragen. Schwer, sehr schwer würde es aber ihnen, die bisher nur an kirchliche Functionen gewöhnt, und denen daher die Formen der mit der bürgerlichen Verfassung in Verbindung stehenden Geschäfte völlig fremd waren, geworden seyn, dieser neuen Obliegenheit ein Genüge zu leisten, hätte nicht der so mit vollem Rechte allgemein verehrte Justizminister des Königreichs, Hr. *Siméon*, von dem auch die treffliche, bey der Discussion des Gesetzentwurfs über die *actes de l'état civil* im Tribunat gehaltene Rede herrührt, jede Schwierigkeit dadurch gehoben, daß er eine erläuternde Instruction über die Geschäfte jener Beamten an die Präfecten erließ. In dieser Instruction findet sich eine Menge näherer Bestimmungen, die das Gesetzbuch selbst nicht enthält, die aber die Anwendung der gesetzlichen Vorschriften ungemein erleichtern und zu deren Gleichförmigkeit beytragen. So wird statt der im 40 Art. zugelassenen Wahl eines oder mehrerer Register der Führung eines *eins* igen für alle Arten von Urkunden der Vorzug gegeben, und die hiedurch entstehende Schwierigkeit des Nachschagens durch die Vorantritt eines *genauen alphabetischen Verzeichnisses* gehoben. So wird ferner bestimmt, daß der im 43 Art. erwähnte Schluß der Register mittelst einer einfachen und kurzen *Formel*, die unmittelbar der letzten Urkunde folgen

müsse, zu bewirken sey, und daß hierauf die Niederlegung des einen Exemplars der Register bey dem Tribunal nur gegen einen *Empfangschein* über die einzelnen dabey befindlichen Documente gehehen, das andere aber nicht in das Gemeindearchiv abgeliefert, sondern *von dem Prediger selbst aufbewahrt* werden solle. Den Artikeln 34, 37 und 42 werden sodann folgende Regeln beygefügt: daß bey Abfassung der Urkunden nicht die Erwähnung des Vor- oder Nachmittags, oder eine bloße Beziehung auf die Zeit, wo die nächstvorstehende aufgenommen wurde, hinreiche, sondern jedesmal Tag und Stunde *genau angegeben* werden müsse, — daß es den Beamten des Civilstandes gar nicht einmal erlaubt sey, *selbst gewählte Zeugen* zuzuziehen, — und daß endlich die Unterzeichnung etwaniger Nebenbemerkungen nicht, wie wohl bey anderen Urkunden zu geschehen pflegt, durch einen *bloßen Handzug* bewirkt werden könne. — Für die Geburtsurkunden insonderheit ist zur Erläuterung des 53 Art. bestimmt, daß, wenn die Anzeige der Geburt erst *nach der gesetzlichen Frist* erfolge, der königliche Procurator die Nothwendigkeit eines gerichtlichen Verfahrens gegen die, welche sie verzögerten, zu prüfen habe, und der Beamte des Civilstandes sogar verbunden sey, demselben, wenn sich bedenkliche Umstände zeigen, sogleich hiervon Nachricht zu geben; wie auch daß in Ansehung der *totgeborenen* oder solcher Kinder, welche nur kurze Zeit gelebt haben, die Geburtsanzeige ebenfalls geschehen müsse. Wegen der Heirathsurkunden ist vorerst den mehrerwähnten Beamten anempfohlen, sich dieselben bey Abschließung der eheerforderlichen Documente *nach vor den Angebornen* einhändigen zu lassen, sodann ihnen gestattet, diese Aufgebote *in der Kirche* während des Gottesdienstes vorzunehmen, auch ihnen bemerklich gemacht, daß sie sich zum Anschlag der Aufgebotsbescheinigungen *registrierter und verschlossener Tafeln* bey den Thüren der Kirchen oder Gemeindegeläuter zu bedienen hätten, wodurch die Art. 63 und 64 eine nähere Bestimmung erhalten; auch findet sich über die Zulässigkeit erfolglicher Einsprüche die sehr wichtige Erklärung, daß wenn nur die gesetzliche Form beobachtet worden (Art. 66), dem Beamten des Civilstandes eine *Beurtheilung des Grundes oder Ungrundes* durchaus nicht zukomme. Hiernächst wird der 73 Art. durch die besondere Erwähnung, daß die *elastische Einwilligung auch mündlich* erteilt werden könne, ergänzt, auch verfügt, daß der Beamte des Civilstandes sich mit dem *eigenen Nachschlagen* in seinen Registern, statt der im 70 Art. vorgeschriebenen Production der Geburtscheine der Ehegatten, nicht begnügen solle, daß jedoch der Mangel der Sterbeurkunden der Eltern durch das bloße *Zeugniß der Großeltern* und der Mangel der nach dem 155 Art. zulässigen Notorietätsurkunden durch die *elastische Versicherung der Heirathszeugen* ersetzt werden könne; ferner daß, wer als einwilligender Theil auftritt, *nicht zugleich Zeuge* (Art.

75) seyn könne, und endlich, daß die Dispensationen, „weil die Ehe bloß die Natur eines bürgerlichen Vertrags habe, der in den Augen der Gesellschaft von dem Sacrament, welches davon nur die kirchliche Weihe ausmacht, unabhängig sey,“ nur bey der Civilbehörde, und zwar wegen des Aufgebots (Art. 169) bey dem königlichen Procurator, wegen des Alters oder der Verwandtschaft (Art. 145. 164) hingegen bey dem Justizminister auszuwirken seyen. — Die Instruction schließt mit der menschenfreundlichen Ermahnung an die königlichen Procuratoren, bey der ihnen übertragenen Aufsicht auf die Neuheit der vorgeschriebenen Formen Rücksicht zu nehmen, und daher im Anfange nur im Falle grober Fehler oder wiederholter Nachlässigkeit auf die gesetzlichen Strafen anzutragen. Als Anhang sind noch eine Menge sehr zweckmäßiger Formulare beygefügt, die jedoch nur als Muster, nicht als verbindliche Vorschrift, angesehen werden sollen.

Dies ist der Inhalt jener kleinen Schrift, sofern sie dem *Code Napoleon* zur Erläuterung dient. Ein sehr bedeutendes Interesse wird ihr in dieser Hinsicht gewiß Niemand abspreehen; aber nur darf man sie, wie es die Absicht des Buchhändlers, der den angezeigten Ab- oder vielmehr Nachdruck veranstaltet hat, gewesen zu seyn scheint, nicht über ihren eigenthümlichen Zweck ausdehnen, nicht den Beamten des Civilstandes als vollständige Belehrung in die Hände geben wollen; dies war die Absicht des einsichtsvollen Vfs. gewiß nicht. Sie ist eine an die Präfecten gerichtete Instruction, mittelst welcher diese den Predigern die nöthige Aufklärung bey Anwendung der gesetzlichen Vorschriften, deren vollständige Kenntniß dieselbe schon voraussetzt, geben sollten. Sie selbst fängt ja gleich mit der Bemerkung an, daß sich die Prediger vor allen Dingen mit den Vorschriften des *Gesetzbuchs Napoleons* vertraut zu machen hätten, sie nennt selbst ihren Inhalt nur eine *Erläuterung* dieser, sie verweist in Rücksicht der Abfassung der Heiraths- und Sterb- Urkunden, wie auch wegen der Adoption und Ehescheidung *ganz und allein* auf jenes Gesetzbuch, und enthält auch sonst hin und wieder bloß relative Bestimmungen, die ohne Vergleichung mit den zum Grunde liegenden Stellen eine unvollständige oder unrichtige Anwendung veranlassen würden. Ein Beamter des Civilstandes, der also nicht selbst (wie doch bey den wenigsten der Fall seyn wird) den *Code Napoleon* zur Hand und genau studirt hat, darf sich ja nicht bloß an jene Instruction halten, und insofern müssen wir vor deren Gebrauch, welcher aber freylich auch ihrem Zwecke zuwider, mithin wahrer Mißbrauch seyn würde, warnen. Weit praktischer würde für einen solchen die *Wüttingsche* Schrift von der *Führung der Register des Civilstandes* oder die zu Cassel erschienene: *Vollständige Unterweisung der Beamten des Civilstandes*, welcher auch die einschlagenden Stellen des Gesetzbuchs Napoleons sämtlich beygedruckt sind, seyn. — Ein Vorwurf, der jenen Abdruck übrigens noch trifft, ist, daß derselbe sich auf die deutsche Übersetzung beschränkt, welche an verschiedenen Stellen, vorzüglich des Anhangs, auffallende Unrichtigkeiten enthält.

J. C. N. G.

a) Göttingen, b. Dieterich: *Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel am 3. August 1803, in Betreff der Verhandlungen über den ersten Entwurf eines Gesetzes wegen Einführung einer Patentsteuer.* Vom Präfecturrathe *Wessfeld*, als Referenten der ständischen Finanzcommission. 30 S. kl. 8. (3 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel am 21. August 1808, in Betreff des Gesetzesentwurfs über die Finanzen vom Jahre 1809.* Vom Präfecturrathe *Wessfeld*, als Referenten der ständischen Finanzcommission. 16 S. kl. 8. (1 Gr.)

No. 1 beschäftigt sich mit Entwicklung der Beweggründe und sonstigen Parthien des mit 72 gegen 17 Stimmen auf dem Reichstage zu Cassel angenommenen, im Gesetzbulletin No. 50 abgedruckten Gesetzes über die Patentsteuer. Von den Steuern nämlich, die im Königreiche eingeführt werden sollen, sind bis jetzt erst die beiden directen, Grund- und Patent- Steuer, bekannt gemacht worden. Jene soll von dem Erwerbe, den der Grund und Boden gewährt, diese aber von dem, was die Thätigkeit der Staatsbürger, mittelst einer nützlichen Anwendung ihrer physischen und zum Theil auch geistigen Kräfte verschafft,

entrichtet werden. Diese Patentsteuer kann nicht anders als eine sehr zweckmäßige Steuer angesehen werden, da derjenige, der ein Gewerbe treibt, eben so gut des Schutzes des Staats bedarf, als der, welcher den Ertrag seines Grundes und Bodens genießen will, ihm daher eben so gut, wie dem anderen, obliegt, auch die Bedürfnisse des Staats zu seinem Theile zu befriedigen. Was aber in Westphalen diese Steuer noch mehr empfehlenswerth macht, ist die dabey zu Grunde gelegte Regel:

1) daß sie mehr nach äußeren Umständen angelegt werden solle, als nach dem Maße des reinen Einkommens, wodurch sie sich so vortheilhaft von allen früheren Einkommensteuern unterscheidet, welche das letztere zum Maßstabe annahmen, da sich der reine Ertrag der Gewerbe überhaupt nicht so leicht und sicher ausfindig machen läßt, als es bey dem geschehen kann, den der Grund und Boden giebt; und 2) daß sie jährlich von neuem aufgelegt wird, wodurch die Regierung um so mehr in Stand gesetzt werden kann, die Unvollkommenheiten zu verbessern, welche sich vielleicht bey der vorigen Auflage befanden. Wenn nun aber die Patentsteuer so große Vorzüge vor allen früheren hat: so entsteht jedoch momentan durch sie ein Verlust, den jeder Staatsbürger um so williger ertragen muß, als durch denselben das Beste des Ganzen bewirkt wird, und der nur für den Augenblick nachtheilige Folgen haben kann. Durch die Patentsteuer ist nämlich die schon im Art. 12 des *acte constitutionnel du Roy. de Westphalie* angedeutete Aufhebung der Innungen, Zünfte und Gewerbe wirklich ins Werk gesetzt, und dadurch freylich alles herbeygeführt, was eine solche Aufhebung Unangenehmes hat. Denn einmal wird dadurch ein gespanntes Verhältniß zwischen Meister und Gefellen entstehen, welche sich auf ihr Recht stützend, selbst ein Patent lösen zu können, denselben so lange willkürlich behandeln und durch erhöhte Forderungen chicaniren können, bis sie einsehen werden, daß des Meisters erprobter Ruhm ihr neues Etablissement bald zu Schanden macht, und dann wird besonders bey den an Grundstücken klebenden Gerechtigkeiten der Capitalwerth derselben verringert, die darauf gelegten Hypotheken unsicher gemacht, und dadurch der öffentliche Credit gefährdet werden; allein endlich mußte doch die Zunftverfassung, die so lange dem Geiste unserer Zeit zuwider war, aufgehoben werden, und die westphalische Regierung hat den innigsten Dank der Nachwelt verdient, daß sie diese Aufhebung so schonend vorgenommen hat. Die Freyheit, mit der sich nun ein Jeder demjenigen widmen kann, wozu er in sich Neigung, Talent und Kraft fühlt, wird den Geist der Nation wecken. Thätigkeit, Industrie und Muth zu Unternehmungen werden sich allgemeiner verbreiten, und ein Wetteifer sich unter den Fabricanten erzeuget, der die Production und Fabrication bald zu einer Vollkommenheit bringen wird, die ihr bisher gänzlich gefehlt hat. — Als ein rührender Zug des edeln Königs Hieronymus Napoleon verdient das bemerkt zu werden, was der Vf. S. 21 erzählt. Unter den Gewerbeleuten nämlich, die von der Patentsteuer frey bleiben sollten, waren die Weber nicht mit bemerkt. Da diese Classe sehr arm und doch dabey sehr nützlich ist: so suchte die Commission zu bewirken, daß sie in zwey Classen getheilt, und die ärmere von ihnen frey seyn sollte. Kaum vernahm der König diesen Wunsch der Commission, als er auch gleich beschloß, daß die Weberey in Flachs und Hanf ganz frey seyn solle.

Der Vortrag des Vfs. ist edel und prunklos; außer dem mannichfaltigen Vergnügen, welches die Lecture des Werkchens gewährt, verdient noch das bemerkt zu werden, daß es als eine authentische Interpretationsquelle des 30 Gesetzbulletins anzusehen ist, und deshalb keinem Westphalen fehlen darf. Dasselbe gilt auch von

No. 2, welches die Beweggründe zur Abfassung des Budget vom Jahre 1809 enthält. Rec. begnügt sich damit, die Ausgaben dieses Jahres auszuheben, welche in 4,500,000 Franken zur Verzinsung und Abzahlung der Reichsschuld, 322,000 Fr. für den Staatsrath, 500,000 Fr. für die Civilliste, und 27,553,000 Fr. für die 4 Ministerialcassen bestehen. Dagegen ist die Einnahme aus der Grundsteuer auf 10 Mill. 700,000 Fr., die aus der Personensteuer auf 4 Mill., die aus der Patentsteuer auf 1 Mill., und die aus den indirecten Steuern auf 11 Mill. 400,000 Fr. angeschlagen. Der Rest soll durch die Domainenfälle u. s. w. gedeckt werden. Bemerkenswerth ist es, daß dieser Finanzetat bey den außerordentlichen Er schöpfungen dieser Länder dennoch in der Hauptsumme niedriger ist, als der, welcher unter den vorigen Regierungen dem Finanzwesen unterlegen hat.

Hag. Op.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 J A N U A R, 1809.

M E D I C I N.

MANHEIM, b. Schwan u. Götz; *De curandis hominum morbis epitome praelectionibus academicis dicata auctore Joanne Petro Frank*, Aug. Imperatoris et totius Russiae Autocratoris consil. status actuali, et medico, praesidii instruct. publ. generalis membro, academiae medico-chirurgicae Petropolit. Rectore et clinices Prof. p. o. etc. Liber V. *de profluviis*. pars. II. 1807. VI und 527 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Der berühmte Vf. fährt in diesem Werke fort, über die krankhaften Ausleerungen unter der Gestalt des Flüssigen sich zu verbreiten. Die Ausleerungen sind ihm zweyfach: einmal, wo sie unter der Form des Flüssigen, und sodann wo sie unter der Form des theils Flüssigen theils Starren geschehen. Zu den ersten rechnet er die verschiedenartigen Blutflüsse (*profluvia cruenta*); die letzte Gattung von Ausleerung nennt er gemischte Profluvien, und versteht darunter die Ruration, den Vomitus, die Cholera, Diarrhoea, Dysenteria. Im allgemeinen Cap. über die blutigen Profluvien geht er scharfsinnig sowohl die Qualität der Blutgefäße, als die Qualitäten des Blutes durch, und sucht die physiologische Verrichtung der Blutgefäße auf. So sagt er z. B., je größer das Verhältniß des rothen Blutes zum Serum sey, desto mehr werde der Cruor in seinen Canälen bey Gefunden in Schranken gehalten; aber, wie die Schranke durchbrochen sey, stürze er los, während der seröse Theil der Flüssigkeit, der schwächere, in seinem besonderen Systeme bewahrt, und mehr entfernt von einer Stelle, die den Cruor ausströme, im trägeren Laufe zugeführt werde, und langsamer entweiche. Den Blutgefäßen schreibt er Irritabilität und Sensibilität zu. Irritabel nennt er sie, weil sie unter dem Gesetze von Zusammenziehung und Ausdehnung stehen, wie er auch durch einen Versuch erweist, indem am lebenden Hunde eine Arterie zerschnitten, wiewohl von einem nicht geringen Durchmesser, sich von freyen Stücken schloß, sobald sie aufhörte Blut zu ergießen u. s. f. Zu den Blutgefäßen der größeren Arterien und Venen gehen feine Nervenzweige und umschlingen sie; an einem gelähmten Arme ist die Arterie schwächer, als an dem anderen beobachtet worden. Aus der physiologischen Verrichtung des Herzens und der Blutgefäße entwickelt der Vf. sehr schön die verschiedenen Differenzen der Verrichtungen des Herzens und der Blutgefäße. Die erste Grundlage und Ursache der Blutflüsse nimmt er

als fehlerhafte Bewegung des Blutes, Geschwülste der Blutgefäße bey allen Aneurismen, Krampfadern, Entzündungen und Abscessen der Arterien und Venen, Polypen u. dgl. an; entwickelt die Möglichkeit der Ursachen aller dieser Krankheiten anatomisch-physiologisch aus der wechselseitigen Durchdringung der Art der schädlichen Einwirkung mit dem afficirten Organe oder System im lebenden Princip des Körpers. In der Diagnose der Blutflüsse giebt er nicht nur den allgemeinen Charakter an, und die wesentlichen Merkmale des Blutflusses überhaupt, sondern sein vorzügliches Streben geht dahin, jeden Blutfluß individuell und specifisch zu diagnosticiren. Dabey verfährt er so genau, daß er jede Grenze der Krankheit noch durch ihren Sitz u. durch ihre eigenthümliche Art der Ausfernung von jeder anderen verwandten zu unterscheiden sucht. Rec. glaubt kaum, daß irgend ein anderer medicinischer Schriftsteller mit ähnlicher Fülle der Darstellung, mit derselben Macht der Beschreibung und Entwerfung eines vollendeten Bildes von Krankheit, u. mit gleicher unendlicher Reichhaltigkeit von empirisch medicinischen Kenntnissen begabt sey. Die Ursachen der allgemeinen Blutaussflüsse geht der Vf. im Einzelnen durch, und da, wo er von der Heilung spricht, zerfällt ihm dieselbe in eben so viele eigene Betrachtungsweisen, als die Natur der Blutflüsse durch verschiedene Ursachen bestimmbar ist. Grundsätze, die ihn in der Cur leiten, sind folgende. Entweder liegt der Grund der Erscheinung des Übels im gesammten Körper, oder in individuellen Theilen, innerlich oder äußerlich. Ist das Ubel ein äußeres: so bedarf man der Hülfe der Chirurgie; wenn das nicht möglich ist, bleibt die Krankheit unheilbar. Liegt das Ubel im gesammten Körper: so muß von jeder Art die eigene Natur der Krankheit berücksichtigt werden. Die Verschiedenheit der Blutflüsse bestimmt er dergestalt: Es giebt äußere, innere, gemäß den Ursachen; Blutflüsse aus primären Fehlern der Gefäße oder des ganzen Systems, aus örtlichen oder zusammengesetzten Fehlern, active oder hypersthenische, passive oder asthenische; Blutflüsse als Folgen anderer Krankheiten, d. h. secundäre Blutflüsse; kritische, symptomatische mit Fieber, ohne Fieber, habituelle, periodische, nach dem Sitze äußere, innere, oder verborgene, aus den Arterien und Venen. Von allen diesen Blutflüssen betrachtet er nur solche, die ein Object medicinischer Behandlung sind. Die vornehmste Indication in hypersthenischen Blutflüssen setzt er darein, daß die Action des Herzens und der Arterien auf die enthaltenen Flüssig-

keiten beschränkt und gehemmt, und zugleich der Andrang des Cruor geschwächt und zerstreuet werde. Aber er fügt noch diese Vorsichtsregel bey, daß öfters der hypersthenische Charakter bey dem Anfange der Krankheit, bisweilen nach kurzem Zeitraume in einen asthenischen Blutfluß übergehe, indem das Ausströmen des Bluts die Action der festen Theile außerst schwäche, und sich ganz überlassen tödlich werde. Im hypersthenischen Blutfluße scheint ihm allerdings zweckmäßig, einen natürlichen Blutfluß in einen künstlichen zu verwandeln. Er hält dafür, daß ein Aderlaß an einer gefunden und entgegengesetzten Stelle den krankhaften Ausfluß einhalte; allein öfters fließe das Blut an der eröffneten Vene weniger, als an kranken Theile, oder das Blut entweiche durch beide Öffnungen, oder wenn man die secirte Vene schliesse, ströme das Blut wieder an der kranken Stelle aus. Wird der Aderlaß zu spät, bey Entkräftung des Individuums, angewandt: so geht der übrige Lebensfunke zu Grund. Öfters ist auch der Blutfluß so plötzlich und so heftig, daß ein langes Untersuchen und Forschen der Ursachen und eine methodische Behandlung keinen Platz haben kann. Der Vf. bemerkt, daß man in Hemmung der Blutflüsse adstringirende Mittel gebe. Allein er unterscheidet genau die Beschaffenheit und Natur derjenigen Blutflüsse, wo diese Mittel anwendbar seyen oder nicht, obschon er gesteht, nicht zu wissen, wie eigentlich die Wirkung der Adstringentien hervorgebracht werde. Ihn dünkt, daß diese Mittel in hypersthenischen Blutflüssen noch mehr Trieb zum Ausflusse, wegen vermehrter Action der festen Theile, erregen. In asthenischen Blutflüssen ergreift der Vf. wohl die Adstringentien. Ihm thaten auch kleine wiederholte Dosen von Brechweinstein, wenige Grane von Ipecacuanha, wiewohl diese Mittel nicht zu den Adstringentien gehören, gute Dienste. Es kommt dem Vf. alles auf die verschiedene Natur und Erkenntnis der Ursachen der Blutflüsse an. So giebt er z. B. im skorbutischen Blutfluße, in böartigen Blattern *Tinct. Cinam.* mit Wein mit besserem Erfolge, als die sogenannten erkältenden und zusammenziehenden Mittel, und hält sie selbst für besser, als das excitirende Opium. Unter die adstringirenden Mittel rechnet er die Anwendung der Kälte für asthenische Blutflüsse, und macht zugleich die Bemerkung, es könne zwar scheinen, daß im hypersthenischen Blutfluße die Anwendung der Kälte auf die Öffnung des Ausströmens, durch Entziehung der überflüssigen organischen Wärme und des krankhaften Reizes der Theile, Vortheile bringe, allein der unvorsichtige Gebrauch der Kälte in activen Blutflüssen, oder, wo der Ausfluß gewöhnt wurde, möchte den Blutfluß plötzlich unterdrücken und dadurch gerade den entgegengesetzten und schlimmsten Erfolg hervorbringen. In asthenischen Blutflüssen braucht er die Digitalis mit Erfolg.

Jeder individuelle Fall von Blutflüssen wird nach diesen allgemeinen Grundsätzen von Blutflüssen überhaupt behandelt. Der Vf. reiht die Fälle beson-

derer Blutflüsse nach der anatomischen Lage der Theile an einander, vom Kopf, Hals, Brust zum Unterleibe gerechnet. In dieser Anreihung steht ihm oben an der Blutfluß aus der Nase. Er untersucht den Sitz der Krankheit 1) anatomisch, dadurch, daß er die Lage und Beschaffenheit der Theile der inneren Nase, die Blutgefäße, welche in sie eindringen, die Nervenverzweigungen, welche dahin gehen, berücksichtigt; 2) physiologisch, durch die große Reizbarkeit der Nase von äußeren Einflüssen, durch den starken Andrang und Congestion des Bluts zu jenem an sich schon sehr blutreichen, sehr irritablen und sensiblen Theil des menschlichen Körpers. Darauf bestimmt er die Epistaxis als Erguß des Blutes aus den inneren Blutgefäßen der Nase. Bey der Cur kommen alle therapeutischen Regeln und Grundgesetze vor, welche im allgemeinen Capitel von Blutflüssen gegeben worden sind, nur unter den individuell bestimmten Verhältnissen des Blutflusses aus der Nase. Auf ähnliche Weise verfährt er bey dem Blutfluße aus der Mundhöhle; diese zerfällt ihm in so viele einzelne Arten vom Blutfluße, als eigene Theile und Grenzen der Mundhöhle sind, aus denen Blut ausströmen kann. Die Ursachen geben wiederum den Charakter der Krankheit, und sind sonach mitbestimmendes Moment der Indication. Es ist allerdings wichtig, wenn der Blutfluß aus der Trachea zum Vorschein kommt, genau auszumitteln, ob er aus dem Lungengebilde selbst, oder aus den bronchiösen Theilen, oder aus der Trachea eigentlich komme, und hier seinen Sitz und Ursprung habe. Die Merkmale der Unterscheidung, wiewohl nicht zureichend, zwischen Pneumonorrhagie u. Tracheorrhagie, bestimmen die Diagnose der letzteren, wenn der Blutfluß ohne Husten, Druck und Beschwerde auf der Brust bey dem Gefühl von Wärme, Brennen, an einer und derselben Stelle der Trachea mit fixem Schmerz sich zeigt. Er empfiehlt, wenn ein starkes Subject in der Blüthe der Jahre von dem Lungenblutfluße befallen wird, wenn Unterdrückung einer anderen Blutausscheidung, heftige Körperbewegung, unmäßiger Gebrauch geistiger Mittel vorausgegangen ist, einen Aderlaß, ohne reizende Substanzen als Arzneymittel dabey anzuwenden, vielmehr sich solcher zu enthalten. Diesen Krankheitszustand nennt er die hypersthenische Pneumonorrhagie. Wenn aber viel Blut aus den Lungen verloren, oder wenn die Hypersthenie schnellen Schrittes in Asthenie übergewandelt, oder wenn, vermöge vorausgegangener Ursachen der Constitution des Subjects, die Natur des Blutflusses adynamisch ist: so tritt der gerade entgegengesetzte Krankheitszustand ein, asthenische Pneumonorrhagie. Bey den dringendsten Zufällen des Blutverlustes wendet er eine Ligatur über den Knieen und am Oberarme, allmählich kalte Getränke, und bey höchster Gefahr, Eis auf den Thorax an. Ob die Hemmung des Blutlaufes durch Ligaturen nicht mehrschade als nütze, ist noch die Frage. Rec. scheint sie in den meisten Fällen verwerflich: denn sie

führt die unangenehmsten Zufälle von Krampf, Congestion an anderen Orten, Ohnmachten, vollkommene Erschöpfung der Lebenskräfte herbey. Indes ist so viel richtig, daß sie momentan auf die Verminderung des Blutauströmens Einfluß hat, und den Gefäßen Zeit gestattet, sich zusammen zu ziehen; allein, wenn eben durch die Ligatur eine völlige Lähmung der Kräfte und Schwäche der Lebensthätigkeit entsteht: so wird auch den Gefäßen zugleich die Contractilität, oder überhaupt das Irritabelseyn gebrochen, mithin doch das Blut aus höchster Asthenie ausfließen, und den Tod zuziehen. Doch das bey Seite. — Ferner sagt der Vf.: die Adstringentien würden von Einigen mit Erfolg gerühmt, von Anderen aber für unvortheilhaft erklärt; nämlich, was bey einer schon größeren Asthenie zu sehr reizt, könne hier keine Anwendung haben, sondern was dem Grad der Asthenie angemessen sey, Anfangs gelindere, und so aufsteigend allmählich stärkere Reizmittel, das sey zweckmäßig. Über diese Aufsehung des Vfs., S. 184, kann Rec. weiter nichts als sein Bedauern äußern, daß bisweilen derselbe auch die üble Laune gehabt hat, *Brownisch* zu erklären; was er größtentheils thut, wo ihn sein scharfer Blick verläßt, die Natur der Sache zu erforschen, und durch Reflexion, und Abstraction der Regeln, deren er sich bewußt geworden, einen Standpunct seiner Betrachtung und des Denkens zu haben. — Auf ähnliche Weise, wie die Darstellung dieser einzelnen Blutflüsse geschehen, betrachtet und behandelt er alle übrigen einzelnen Blutflüsse mit der Theilnahme an der allgemeinen Blutprofluvienlehre. Damit ist die Lehre von reinen Profluvien unter der Gestalt des Flüssigen beendet, u. er geht sogleich zu den Profluvien unter der Gestalt des theils Flüssigen, theils Starren (*profluvia mixta*) über. Diese Profluvien kommen aus dem langen Canal, dem Schlunde, den dünnen und dicken Gedärmen. Das Aufsteigen der Speisen, des Chymus, vom Magen in die Mundhöhle durch den Schlundcanal, ohne Beschwerden und Unannehmlichkeit, der wiederkauenden Thierclasse natürlich, am Menschen krankhaft, nennt er *Rumination*. Die Hauptursachen dieser Krankheit sind selbst schon Krankheit, 1) fehlerhafte peristaltische Bewegung der Eingeweide; 2) Scirrhostäten der Pankreasdrüse, des Pylorus, oder eines anderen verwandten Theils; 3) Hypochondriasis. Was die Cur betrifft, so hat man zu sehen, ob die Rumination nicht von Gewohnheit, die Speisen gierig und halbzerkaut zu verschlingen, herrühre, wogegen die Vorschriften leicht begreiflich sind. Wenn aber, sagt der Vf., eine andere Krankheit als Ursache zum Grunde zu liegen scheint: so muß man ihr, wenn es thunlich ist, nützliche Mittel, die in einer andern Beziehung indicirt wären, entgegensetzen. — Den Vomitus bestimmt er nach den genauesten empirischen Kennzeichen und Merkmalen, — das gewaltsame Aufgetriebenwerden des flüssigen oder festen Enthaltens, (dichter, als Luft) aus dem Magen durch den Oesophagus; sey es, daß es aus dem

Darmcanal durch den Pylorus rückwärts aufgenommen werde, oder daß es von nahen Gefäßen komme, und durch fehlerhafte Secretion und Ergießung bewirkt werde. Er unterscheidet den Vomitus in den acuten und chronischen, in den primären und symptomatischen, in den periodischen, habituellen, in den künstlich erregten, und in den kritischen. Die Ursachen bestimmen die Indication; der Vomitus, welcher von einer Hernia kömmt, bedarf einer andern Behandlung, als welcher vom genossenen Gifte, und dieser wieder einer andern, als welcher von einem organischen Fehler u. s. f. herrührt. Die Eintheilung der Cholera in ächte (*spontanea, legitima*) und unächte oder uneigentliche (*spuria*) gefällt dem Vf. durchaus nicht; er hält die Eintheilung in Cholera mit Fieberzufällen und ohne Fieberzufälle für die angemessenste. Ist die Cholera mit Fieber begleitet, so ist dieses meistens ein gesetzmäßiges, periodisches Fieber, gewöhnlich ein Tertianfieber, wie das in sumptigen, morastigen Gegenden, unter warmem Himmelsstrich öfters der Fall ist. Ferner billigt er die Eintheilung der Cholera in *humida* und *sicca* mit offenbarem Rechte nicht; denn letztere ist ein Symptom der Hypochondriasis, oder des Hysterismus, meistens chronisch, und keine acute Krankheit, wie die Cholera. Viele Ärzte haben den Ursprung der Cholera in der vermehrten Schärfe der Galle in heißer Jahreszeit gesucht; aber der Vf. ist der festen Meinung, daß diese Krankheit nicht aus der Galle, sondern die Galle aus der Krankheit zum Vorschein komme, mithin die Galle bloß Folge und Wirkung sey. Dieses sucht er durch mannichfaltige Induction und Analogie der verschiedenartigsten Entstehungsweisen der Cholera zu beweisen. So z. B. wurden ehemals in verschiedenen Provinzen Deutschlands liederliche Frauen getrillert (im hohlen Genacke schnell herumgedreht), kaum nach einigen Sekunden erfolgte großer Eckel, Neigung zum Erbrechen, und dann wurde wirklich eine Menge Galle erbrochen, und zugleich unterwärts abgeführt, die Cholera entstand bey einem jungen Menschen; der nach starker Erhitzung einige Stunden auf feuchtem Kellerboden schlief, sogleich beym Erwachen; — sie entstand durch zurückgetretene Gicht. Aus allem diesem zusammengekommen bestätigt der Vf. seine obige Meinung. Bey der Behandlung von Cholera sind ihm schleimige, geschmeidige Mittel mit Opium die vorzüglichsten; hält aber die Krankheit den Tertiantypus oder eine Fieberperiode überhaupt ein: so empfiehlt er Chinarine mit zureichender Gabe von Opium, damit der Magen das Mittel vertragen könne. — Die Diarrhöe theilt der Vf. ein nach den Ursachen, nach den vorzüglichsten Ausserungen, und nach dem Charakter. Von den Ursachen nennt er sie idiopathisch oder symptomatisch; je nachdem der Grund und die Ursache des Übels selbst in den Eingeweiden des Unterleibes liegt; oder das Übel entsteht aus einer andern Krankheit, oder von einem entfernten Reiz, durch Consens u. s. w. Zu den vorzüglichsten Ausserungen gehört die Zeit, in wel-

cher sie verläuft, und die Benennung von der Qualität des Stoffes, welcher ausgeschieden wird. Daher nimmt er an eine periodische Diarrhöe, eine chronische, habituelle, eine stercorale, eine biliose, eine wässerichte, schleimige Diarrhöe, eine kritische, wenn sie sich durch Wiederkehr der Gesundheitserscheinungen äußert u. s. f. Nach dem Charakter sieht er die Diarrhöe für sthenisch oder asthenisch an. Bey der Cur der Diarrhöe bemerkt er, daß dergleichen Profluvien weder auf der Stelle jederzeit zu stillen und einzuhalten dienlich sey, noch daß man immer nach der Grundweise der Heilung fragen dürfe. Da die Ursachen der Diarrhöe zugleich die Natur und Beschaffenheit derselben mit bestimmen: so hat man vorzüglich darauf zu sehen, die Ursachen zu entfernen. Soz. B. können Würmer, drastische Mittel, Gifte, Saburralien die Diarrhöe verursachen; jede andere Ursache fodert hier andere Behandlung. In der Diarrhöe von Saburralien, von Wurmfloss, von fehlerhafter Gallenaussonderung giebt er einen Aufguß von *flor. Chamomill.*, oder *Hb. Theae*, oder auch *rad. Rhei*; mit letzterem versichert er die Ursache der Diarrhöe heben zu können. In der chronischen, habituellen Diarrhöe hält er *Ipecacuanha* in kleinen wiederholten Dosen, *Rheum* mit bitteren, aromatischen Mitteln, die Columbowurzel, die Arnica, die Simarubarinde, Cascarille, die *Nux juglans* in Abkochung für vortheilhaft; selten hat ihm die Chinarinde in der chronischen gedient, allezeit aber mit Erfolg in der periodischen, oder in der Diarrhöe mit intermittirendem Fieber. In der sthenischen Diarrhöe minderen Grades braucht er eine schwächere Diät, und Blutigel an diese oder jene Stelle gebracht, je nachdem unterdrückte Hämorrhoiden, Menstruation, Lochien, oder Andrang des Blutes in das gastrische Gefäßsystem vorhanden sind. Bey heftigerem Grade und inflammatorischen Symptomen braucht er Aderlaß, wie bey jeder Darmentzündung. Das letzte der Profluvien ist nun die Dysenterie. Der Vf. bestimmt den Begriff dieser Krankheit durch den Sitz, durch die Beschaffenheit der Zufälle und durch die Veranlassung, erzählt die ganze Reihe der Zufälle, giebt die Ursachen an, bestimmt die Form und den Charakter der Krankheit, und giebt danach seine Heilregeln und Mittel an. Dem Charakter nach ist ihm die Dysenterie sthenisch oder asthenisch. Wenn man in der sthenischen Dysenterie stiptische Mittel, starke Opiaten, oder irgend andere excitirende Arzneymittel reicht: so geht die Krankheit in Enteritis über. Er wendet daher einen oder den andern Aderlaß an, giebt Tamarindenpulpe, Manna, *oleum ricini* und andere schleimige, geschmeidige Mittel. Wenn die Wuth der Zufälle erledigt ist: so behandelt er die Dysenterie wie einen einfachen Katarrh der Eingeweide, giebt einen Aufguß von *Sambuc.*, *Meliss.*, *Spirit. Minder.* — Die asthenische Dysenterie kann entweder in geringerem oder in höherem Grad asthenisch seyn. Erstere giebt das Bild einer

Katarrhalaffection der Eingeweide mit gelinden Zufällen der Dysenterie. Hier verordnet er aromatische Aufgüsse, Dowers Pulver, *Tinct. antimoni* mit geringer Gabe von Opium. Letztere gilt ihm für ein asthenisches Fieber unter der Form der *nervosa ventris* mit den Zufällen der Dysenterie. Hier dünkt ihm der Gebrauch der Volatilen mit Opium, welche incitirend wirken und die Hautsecretion befördern, am schicklichsten.

Hiemit ist der wesentlichste Inhalt des Werkes dargelegt. Dem Publicum ist aber auch darum zu thun, den Gewinn für die Wissenschaft klar zu erhalten, den dieses Werk gebracht hat. Rec. will diesen nunmehr bestimmen. Hn. Frank's medicinisches Talent liegt in dem Act des Erkennens, wodurch er das ruhende Product der Physiologie (anatomische Physiologie, oder die Verrichtungen des menschlichen Körpers, wie sie in die Sinnenwelt fallen, nicht aber als Gesetz) analysirt, als *solches* zum deutlichen Bewußtseyn erhebt, folglich einen Reflexionsatz bildet, den er als Princip vorausschickt, und worauf er seine Krankheitsansicht bauet, indem er nur bemerkt, in wie weit und auf welche Art die Krankheitserscheinung abweiche oder verändert sey von den in die Sinne fallenden Verrichtungen des menschlichen Körpers im gefunden Zustande; und da er nur die Mittel nach sinnlichem Erfolge kennt, d. h. was sie da und dort gewirkt haben, nichts aber von der inneren Nothwendigkeit der Mittel weiß: so leitet ihn bey jeder Indication die Analogie und Induction ähnlicher oder gleicher vorausgegangener Fälle der Krankheiten zur Anwendung dieser oder anderer Mittel theils aus eigenen, theils aus fremden Beobachtungen. Doch hie und da hat er den Schein besserer Anregung. Z. B. in hypersthenischen Blutflüssen hält er den Gebrauch der Adstringentien für schädlich, weil sie die Action der festen Theile befördern, wodurch er bezeichnen will, daß durch solche Mittel die Form der organischen Cohäsion erhöht werde, daß solche Mittel demnach mit den Ursachen homogen, statt ihnen entgegengesetzt zu seyn, wirken, das Starre im Starren setzen, und damit sogleich die Tendenz erregen, Grund von Bewegung und Ankampf zu werden, da doch Gegensatz der Bewegung in der Ruhe als dem negativen Moment gefodert wird. Allgemeine Naturkenntnisse verräth der Vf. wenig; überhaupt scheint er ganz unbekannt zu seyn mit dem medicinisch - Naturwissenschaftlichen und den Grundkategorien der Physik, an welchen doch die Medicin lebhaften Antheil hat. Rec. will nur etwas anführen. Der Vf. sagt S. 114: „Jedermann sieht ein, daß die Kälte nichts ist, als Abwesenheit der Wärme, und „wir gestehen, daß die Kälte nichts sey.“ S. 117. Der Vf. denkt sich die Kälte als Entweichen des Wärmestoffs aus den Körpern. Solche Begriffe gehören einer veralteten, seichten, chemischen Hypothese an.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

D r u c k f e h l e r .

In der Recension von Reils und *Authenriaths Archiv für die Physiologie*. 1808. No. 285. S. 441 ist durch ein Versehen des Setzers das Urtheil: „Aber auch hiervon abgesehen, hat das ganze Geschwätz keinen Sinn,“ zu der Anzeige von Reils Abhandlung gekommen, da es doch einige Zeilen weiter hinauf zu der vorhergehenden gehört.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 J A N U A R , 1809.

M E D I C I N.

MANHEIM, b. Schwan u. Goetz: *De curandis hominum morbis epitome praelectionibus academicis dicata auctore Joanne Petro Frank, etc.* Lib. V. de profluviis. Pars II.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch legt der Vf. manchmal zu viel Gewicht auf sein medicinisches Ich. Er gesteht den Beobachtungen und Erfahrungen bedeutender Ärzte keinen Werth zu, weil Er noch nichts davon gesehen und beobachtet habe. Den Beweis davon siehe S. 442. Er behauptet, es gäbe keine Cholera mit inflammatorischem Charakter, wiewohl er selbst anführt, dass unter heissem Himmel in England, in Deutschland, Ärzte versichert hätten, solche mit Aderlass glücklich behandelt zu haben. Allein er möchte gerne die Sache entfernt wissen, und giebt ihr daher eine zweydeutige Wendung in diesen Ausdrücken: „Nicht die ganze Krankheit (mit Aderlass behandelt) heilte der Aderlass, indem es doch nicht allein angewendet wurde“. Der Vf. meint also, obschon man in der Cholera von dem Aderlass glücklichen Erfolg gehabt habe, so sey dies nicht geradezu dem Aderlass, sondern auch anderen Mitteln zuzuschreiben, die man dabey zugleich angewendet habe. Das sind seine Gründe, womit er sein Dafürhalten unterstützt, und die Erfahrungen anderer Männer widerlegt. Ob schon der Vf. kein Freund der Systeme und Theorien ist: so hängt ihm doch bisweilen etwas vom Brownianismus an, was er deutlich S. 522 zu erkennen giebt, indem er sagt: „unter jedem Himmelsstrich können gar wohl Beyspiele von Krankheiten, sthenisch im Anfange, und sich überlassen bald indirect asthenisch, entstehen aus unbekannten Ursachen, in welchen wir kein Bedenken tragen, der Heilmethode der jetzt bestehenden Theorie Folge zu leisten“. Rec. sieht wohl ein, dass hier der Ort nicht sey, Systeme zu widerlegen; aber in Bezug auf directe und indirecte Asthenie will er nur kurz berühren, dass, wenn unter Brown's Anhängern denkende Köpfe gewesen wären, sie den Ungrund dieser Theorie gewiss hätten einsehen müssen. Nämlich Hypersthenie nennen sie den Zustand des Organismus *über dem Normalverhältnisse*, an der Scala der Erregung; nun müsste man bey Asthenie aus Hypersthenie entstanden, *von dem Stande über dem Normalverhältnisse* durch das *Normalverhältniss selbst* hinabkommen zum Stande *unter dem Normalverhältnisse*; woraus folgt, dass allezeit der Durchgangs-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

punct zwischen Hypersthenie und Asthenie (welche sie die indirecte nennen) das *Normalverhältniss*, mithin der Zustand der Gesundheit, an ihrem Barometer der Krankheiten seyn müsste, worin ein Widerspruch liegt, wenn wir auch die Schwächen der übrigen Lehren des gesammten Systemes hier nicht berücksichtigen. Es ist also dem Verfasser zu verargen, sein medicinisches Gebäude durch solche Flecken verunstaltet zu haben, wodurch nicht das Beste für die Wissenschaft geleistet werden kann. Ubrigens darf man sich an den Ausdrücken, sthenisch, asthenisch bey den Eintheilungen einer Krankheit nicht gestört finden, denn sie bedeuten ihm dasselbe, was den alten Ärzten activ und passiv war; z. B. sthenische Blutflüsse, asthenische; durch das Sthenische will er grösstentheils den entzündlichen Charakter einer Krankheit bezeichnet wissen. — Werfen wir noch einige Rückblicke auf den Vf.: so müssen wir gestehen, dass er, im Ganzen, der medicinischen Empirie treu folgt, Scharfsinn bey jedem Krankheitsfalle, im Erkennen der Einheit im verworrenen Vielen, ausgezeichnet aufsert, dabey von der Macht der Phantasie geregt wird, was sich in seinem poetischen Ausdruck, in seiner malerischen Beschreibung verräth, — dass also Lebendigkeit im Auffassen, Kraft im Verfolgen, Deutlichkeit im Darstellen ihn vorzüglich charakterisiren.

MANHEIM, b. Schwan und Goetz: *Grundsätze über die Behandlung der Krankheiten des Menschen* zu akademischen Vorlesungen bestimmt, von Johann Peter Frank, etc. etc. Sechster Band, oder des fünften Buches von den Ausflüssen zweyter Theil (*profluvia*) aus dem Lateinischen übersetzt. 1807. 522 S. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Durch die zugleich von der Verlagshandlung besorgte Übersetzung dieses Bandes ist allerdings den Besitzern der deutschen Ausgabe einiger Dienst erwiesen worden, wenn nur auf die Übersetzung selbst mehr Sorgfalt verwendet wäre. Die Schriften eines Frank verdienen gewiss eine grössere Aufmerksamkeit; wenigstens sollte Deutschland auf diesen einheimischen Gelehrten mehr Stolz haben, und bey der Übertragung so ausgezeichnete Werke in die Muttersprache sich nicht mit Trivialität genügen. Doch für diese Ausgabe scheinen diese Erinnerungen zu spät, da die meisten vorhergehenden Bände eine eben so mittelmässige Übersetzung erhalten haben.

nt.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Lehrbuch der Hebammenkunst*, als Leitfaden zum Unterrichte für Hebammen und zur Belehrung für Mütter entworfen von Dr. *Elias von Siebold*. 1808. XXVI u. 520 S. 8. (2 Thlr.)

Auch unser Vf. fühlte, wie mancher andere Hebammenlehrer, das Bedürfnis eines eigenen Leitfadens: dagegen kann niemand etwas haben, weil solche Bedürfnisse ja immer auf individuellen Ansichten und Überzeugungen beruhen. Rec. bekennt auch gern, daß er in mancher Hinsicht durch vorliegenden Leitfaden besser befriedigt worden, als durch die Arbeiten vieler Vorgänger; doch giebt es auch hier noch manches zu wünschen.

Zuvörderst muß bemerkt werden, daß ein Leitfaden für Hebammen auf keine Weise zugleich ein zweckmäßiges Buch zur Belehrung für Mütter seyn könne; und wir dürfen geradezu behaupten, daß das vorliegende Buch für Mütter gar nicht passe. Das Wenige, was von Diätetik und von der ersten Behandlung mancher Kränklichkeiten und körperlichen Ubel als Folge von Schwangerschaft und Wochenbette gesagt ist, müßte für Mütter aus irgend einem Stande ganz anders und auf eine eindringlichere, überzeugendere Art gesagt und motivirt werden; und einer schwangeren Frau alle die Gefahren vorzuführen, welche ihr bey und nach der Geburt drohen können, ist, wir möchten sagen, unverantwortlich; es kann sie dies aufs äußerste plagen und ängstigen, und die erworbene Halbwisserey kann auch der geburtshelfenden Person auf mancherley Art hinderlich und beschwerlich werden. Fürs andere findet Rec. die Ordnung dieses Leitfadens zu tadeln. Die Trennung in den theoretischen und praktischen Theil taugt nicht; das ewige Zurückweisen auf die Paragraphen des theoretischen Theils ist für die Schülerin und für die künftige Hebamme bey dem Nachlesen unbequem und ermüdend. Will sie sich über einen Gegenstand wieder belehren, sich das Vergessene ins Gedächtnis zurückrufen: so muß sie hin und her blättern, und es wird ihr schwer, eine vollständige Übersicht des Ganzen zu erlangen. Beym Unterrichte selbst veranlaßt es unzweckmäßige Wiederholung. Hin und wieder hat der Vf. auch Dinge gesagt, die völlig überflüssig waren, z. B. S. 2 was ein Hebammenlehrer sey. Selbst den dritten §. würde Rec. weggelassen haben. Der zehnte ist gleichfalls vollkommen entbehrlich. Hebammen die Siebhaut (*membrana decidua*) und die umgeschlagene Haut des Eyes kennen zu lehren, hält Rec. auch für überflüssig. Dadurch werden dem Gedächtnisse nur Dinge aufgebürdet, die vielleicht wichtigeren Lehren im Wege sind. Noch überflüssiger ist die erste Hälfte des §. 149. Wozu in aller Welt möchte es einer Hebamme nützen, zu wissen, daß die Krümmung des Rückens einer Leibesfrucht bis zur zwölften Woche stärker ist, von da bis zur sechzehnten abnimmt, so daß der Rücken nachher oft ganz gerade ist. Wiederholungen hat der Vf. auch nicht vermie-

den; so werden im 112 und 166 §. mehrere Erscheinungen der Schwangerschaft wiederholt angegeben. Weit zweckmäßiger würden diese beiden §§. überhaupt sich haben vereinigen lassen. §. 159 und 254 sind wieder mehrere Zeichen eines ausgetragenen Kindes doppelt angegeben. §. 583 und 642 wiederholt sich der Vf. auch unnötiger Weise. Man vergleiche auch §. 313 A und 314. b. Dahingegen hat der Vf. hin und wieder Unterlassungsfünden begangen. So sagt er z. B. nichts von der Verwechslung anderer Theile mit der Wasserblase, welches doch im Capitel von dem künstlichen Sprengen derselben sehr nöthig gewesen wäre. Bey der Zurückbeugung der Gebärmutter wird gar der Urinverhaltung nicht erwähnt, welche nach des Rec. Überzeugung eine der wichtigsten Ursachen ist, und worauf die Hebammen allerdings sollten sehr aufmerksam gemacht werden. Wir hätten dagegen gern dem Vf. die schulgerechte Eintheilung von vollkommener und unvollkommener Zurückbeugung geschenkt. Bey dem Gebärmutterrisse ist des plötzlichen Nachlassens der Wehen nicht gedacht. Zuweilen drückt sich der Vf. nicht deutlich genug aus. So z. B. wird wohl keine Hebamme verstehen, wenn der Vf. §. 296 Schiefslage der Gebärmutter nennt: *wenn der Muttergrund und Muttermund nicht gerade in einer Linie mit der Führungslinie des Beckens stehen, sondern davon abweichen*. Mitunter kommen auch untaugliche Vorschriften vor, z. B. §. 513. d. das von *Wigand* empfohlene Herstreichen der Haut von den Schenkeln und vom After her, gegen das Mittelfleisch. Rec. ist überzeugt, daß dergleichen Handgriffe in den Händen der Hebammen bey aller anempfohlenen Sanftheit doch schädlich werden können, und daß sie überhaupt durchaus nicht bey jeder Geburt nöthig sind, daher aber auch nicht ohne Ausnahme empfohlen werden dürfen. Man meistert die Natur gar zu viel. S. 377 d. möchte Rec. einem 5 bis 6tägigen Kinde durchaus keine abgerahmte und vorher auch abgekochte Milch mit Wasser gemischt zur Nahrung anrathen. Ein Drittheil ganz frischer roher Kuhmilch, mit zwey Drittheilen Wasser gemischt, wird ungleich besser bekommen. Das bey beträchtlicher Enge der Scheide §. 584 empfohlene Dampfbad würde Rec. nie anrathen. Kleine Nachlässigkeiten würde Rec. nicht einmal erwähnen, wenn es nicht gerade bey Hebammen am meisten darauf ankäme, consequent zu bleiben. Der Vf. spricht im ersten Capitel nur von *Schaamhügel*, nachher schon S. 48 kommt auch die Benennung *Schaamberg* vor. §. 77 sagt er *Mutterröhren*, und schon §. 93 und auch an anderen Orten gebraucht er den abenteuerlichen Ausdruck *Muttertrompeten*. Eben so sagt er im ersten Cap. zweckmäßig *Schaamlippen*, nachher fast immer *Schaamlefzen*. Im 1. Cap. heißt es *Geburtstheile*, nachher, z. B. §. 364, *Geflechtstheile*. §. 135 heißt es das wahre *Kindswasser*; welches auch *Schaaf-* oder *Geburts-Wasser* genannt wird, und nun spricht der Vf. §. 388 u. fgg. immer nur von *Fruchtwasser*. Wir wünschen, daß bey einer etwanigen zweyten

Auflage auf unsere Bemerkungen Rückficht genommen werden möge. B. J.

GIessen u. Darmstadt, b. Hoyer: *Handbuch für Hebammen*, zur Selbstbelehrung und als Leitfa- den beyrn Unterrichte, von Dr. G. M. W. L. Rau, Physicus und Geburtshelfer zu Schlitz. Mit einer Kupfertafel. 1807. 190 S. 8. (8 Gr.)

Obgleich dieses Buch nicht zu den allerfchlechte- sten gehört: so zeigt der Vf. sich doch in vielen Stel- len als ein unberufener Schriftsteller für die Classe von Lesern, welche seine Belehrung nutzen sollen. Der Zusatz auf dem Titel: *zur Selbstbelehrung*, kann von diesem Buche weniger gelten, als von vielen anderen; denn der Vf. ist oft zu kurz, und hat auch gar nicht die Gabe der leichtfalslichen Darstellung. In der Vorrede sagt er selbst: seine Schrift sey nicht hinreichend, irgend eine Person zur Hebamme zu bilden; es müsse mündlicher Unterricht vorangegan- gen seyn. Manche sehr wichtige Dinge sind ganz übergangen, manche sind sehr unvollständig behan- delt. Von Umstülpung und Zurückbeugung der Ge- bärmutter ist gar nichts gesagt, und doch ist die Kennt- niss dieser Übel — zumal des ersten — so äußerst nothwendig. Vom Blutsturz ist nur im §. 155 die Re- de, und zwar hier nur von dem bey Kindbetterinnen. Der Gebärmutterriß wird S. 141 mit wenigen Wor- ten abgefertiget. Alle die im 31 Cap. aufgeführten Regelwidrigkeiten sind viel zu kurz und unvoll- ständig behandelt. Die Behandlung der Nachgeburt ist sehr mangelhaft angegeben. Überhaupt spricht der Vf. fast nie von den veranlassenden Ursachen der abgehandelten Regelwidrigkeiten, gegen welche doch oft auch eine gute Hebamme etwas ausrichten kann. Hin und wieder giebt er auch ganz verkehr- te Rathschläge. Dahin gehört, was S. 97 von der Hülfsleistung bey der Gesichtsg Geburt mit dem Kinne gegen die Schaambeine hin, gesagt wird: „Man bringt hierauf (nämlich gleich nach dem Wasser- sprunge) den Zeigefinger und Mittelfinger einer Hand an die Oberkinnlade des Kindes, so daß die Nase zwischen diesen beiden Fingern befindlich ist. Man sucht dann den unteren Theil des Gesichts mit den Fingern hinauf zu schieben. Wenn Wehen dabey zugegen sind: so läßt man sie verarbeiten, hält aber den Oberkiefer des Kindes dabey so zurück, daß die Wehen den hinteren Theil des Kopfes herabtrei- ben müssen u. s. w.“ Hiedurch und durch abwech- selndes Zurückschieben des Hinterkopfes soll die Hebamme eine Scheitelgeburt bewirken! Rec. traue- te kaum seinen Augen, als er diesen verkehrten Rath- las, der nicht einmal einem Geburtshelfer, geschweige denn einer Hebamme gegeben werden sollte. Was wäre damit gewonnen, wenn der Rath auch aus- führbar seyn sollte? Rec. fand eine solche Gesichtsg- geburt noch jedesmal eben so leicht, als diese mit dem Scheitel voran, wo doch nun das Gesicht ge- gen die Schaambeine hin zu liegen kommt. Nicht viel besser ist der §. 90 bey der durch Krampf des Muttermundes zurückgehaltenen Nachgeburt gege-

bene Rath, das Einbringen der Hand u. s. w. Was den Vortrag des Vfs. überhaupt betrifft, so ist dersel- be oft zu gedehnt, der Periodenbau für eine weni- ger oder gar nicht gebildete Leserin — und das sind ja leider die allermeisten Hebammen — zu lang. Hin und wieder kommen ganz unnütze Bemerkungen vor. Z. B. §. 3. „Das weibliche Becken ist zwar dem männlichen sehr ähnlich, aber doch in vielen Stük- ken sehr von ihm verschieden.“ Ferner §. 6. „Die in demselbigen (Kreuzbeine) befindlichen Löcher die- nen um gewisse Gefäße durchgehen zu lassen.“ Was weiß eine Hebamme von Gefäßen? und am Ende sind diese Löcher auch weit mehr für den Durch- gang der Nerven als der Gefäße. Den Damm und den Schaamberg trennt der Vf. unnöthigerweise von den Geburtstheilen. Die Benennungen wählt er nicht immer zweckmäßig. So z. B. §. 22. 24. 25. *Kanal* anstatt des verständlicheren *Gang*; §. 25. *Mut- tertrompete* anstatt *Mutterröhre*. Hin und wieder kommen Unrichtigkeiten vor, z. B. §. 51, wo es heißt: der Nabelstrang gehe durch den Nabel in die Leber des Kindes; denn dies gilt ja nur von der Vene des- selben. §. 53 ist es falsch, daß Blut von der Mutter in den Mutterkuchen und von da durch den Nabel- strang zum Kinde komme. Wie der Mutterkuchen beytragen soll, die Erweiterung der Gebärmutter zu befördern, sieht Rec. nicht ein. §. 58. „Die Hirn- schale eines erwachsenen Menschen besteht aus Ei- nem Stücke“, ist, genau genommen, auch falsch. Der Mechanismus der Fußgeburt ist §. 105 ganz un- richtig angegeben, wo es heißt: die eine Schulter komme unter dem Schaambeinbogen, die andere am Kreuzbeine herab, und der Kopf werde mit den Armen zugleich in eben der Richtung, als wo er vorauskommt, geboren. Die künstliche Herausförde- rung des Kopfes bey der Fußgeburt §. 107 u. 108 ist sehr mangelhaft angegeben. Was soll das heißen: „Hierauf (nachdem nämlich das unter den Schaam- beinen liegende Gesicht bis an die Stirn unter den Schaambogen herabgebracht ist) zieht man auf eben diese Weise mit zwey Fingern den Hinterkopf über dem Kreuzbeine herab“? Wie können zwey Fin- ger den runden Hinterkopf herabziehen? §. 144 rath der Vf. unbedingt bey der Wendung eine Schlinge mit der einzuführenden Hand einzubringen, welches doch in den meisten Fällen ganz unnütz ist, und zu- mal bey einer solchen Schlinge, wie der Vf. angiebt, oft sehr hinderlich werden könnte. Der S. 137 zum Sprengen der Wasserblase empfohlene Gebrauch ei- ner kleinen Schere möchte, ungeachtet der gerathe- nen Vorsicht, einer Hebamme nicht zu überlassen seyn. Die Regeln für Schwangere und Kindbetterinnen sind meist zweckmäßig angegeben; nur das tägliche Wachs- feln des Heindes möchte Rec. bey einer neuen Kind- betterin nicht anrathen. Mit der Leibesöffnung ist der Vf. zu ängstlich; eine Neuentbundene kann immer 4 bis 5 Tage ohne Öffnung gelassen werden, vorausge- setzt, daß sie ihr Kind säuge und weder Kopf- noch Bauch-Schmerz oder Fieber habe. Auch möchte Rec. eine Neuentbundene nicht so unbedingt auf bloße

Wassersuppendiät setzen, als es der Vf. anrath. Fleischbrühe und nicht zu kräftige Biersuppen werden kein Milchfieber veranlassen oder vermehren, wenn sie mäßig genossen werden, und das Kind gleich von den ersten Ausserungen des Bedürfnisses an gesäugt wird. Hierauf hätte der Vf. viel eindringlicher bestehen sollen; er sagt nur beyläufig S. 165: „am unbedeutendsten ist gewöhnlich das Milchfieber, wenn das Kind in den ersten 6 Stunden gesogen hat“; doch kommt er S. 164 noch einmal darauf zurück. Rec. sah in einer sehr ausgebreiteten Praxis nur äußerst selten Milchfieber, obgleich er ziemlich kräftige Diät halten liefs. Die reinste Luft hält Rec. nicht für so zuträglich bey Kindern, als der Vf.; der Lebensprocess geht bey den Neugeborenen in weniger reiner Luft besser von Statten. B. J.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Lehre vom Schlagflusse, seiner Natur, Erkenntniß, Verhütung und Heilart*, nach neueren Ansichten bearbeitet, von D. Karl Fr. Burdach. 1806. 177 S. 8. (21 Gr.)

Schlagfluß nennen wir denjenigen Zustand, wo die höheren und namentlich die physischen Thätigkeiten des Menschen plötzlich aufhören, indess die niederen Functionen mehr oder weniger ungestört fort dauern. Der Schlagfluß ist ein lähmungsartiger Zustand derjenigen Gehirnmasse, welche das *Sensorium commune* constituirt. In räumlicher Hinsicht besteht der Schlagfluß in einer geschwächten Expansion des Gehirns. Hiebey lassen sich nun zwey Fälle denken: entweder das Gehirn sinkt aus eigener Schwäche zusammen, oder es wird durch eine andere ihm gegenwirkende Kraft in seiner Thätigkeit zu sehr beschränkt; jenes ist der Collapsus, dieß die Compression. Die Erfahrung lehrt, daß diese beiden Arten wirklich existiren, daß aber kein Schlagfluß vorkommt, der nicht einer derselben untergeordnet werden müßte. Collapsus entsteht, wenn entweder psychische Schwächungsmittel einwirken, oder das Gehirn, der Träger der physischen Thätigkeit, von materiellen schwächenden Potenzen afficirt wird. (Sehr schön erklärt hiebey der Vf. ein Phänomen, das die Semiotik zwar aufgefaßt, die Pathologie aber fast ganz unentwickelt gelassen hat, daß bey dem gänzlichen Zurücktritt der einen Grundkraft des Menschen die andere desto lebhafter hervortritt, z. B. bey eingetretenen Brande, bey dem Sterben. Der Vf. erklärt den Collapsus nun theils dynamisch, theils bloß mechanisch; nur möchten die letzteren Gesetze bey dem lebenden menschlichen Körper selten rein Statt finden. Ganz wahr zeigt er, daß das Strotzen der Gefäße bey apoplektisch Gestorbenen keineswegs immer für die Ursache, sondern in den meisten Fällen für eine Wirkung des (nicht immer sthenischen) Schlagflusses zu nehmen sey.) Compression. Der Vf. geht hier die meisten Theorien durch, und zeigt das Mangelhafte derselben. (Auch von der Brownischen urtheilt er, sie sey ziemlich flach, und auf die Arten, welche von örtlichen Ursachen entspringen, sey gar keine Rücksicht genommen. Doch entwickelt auch der Vf. diese

Compression nicht genau genug.) Die allgemeine Prädisposition zum Schlagflusse ist Schwäche des Gehirns (oft hoher Grad der Stenose, die nahe an indirecte Schwäche grenzt) und Einwirkung der Potenzen, welche dieselbe bewirkt haben. Bey den einzelnen prädisponirenden Ursachen hat der Vf. hauptsächlich die Beobachter benutzt, um seine Angaben zu belegen. Veranlassungen des (zum) Schlagflusses (Gelegenheitsursachen?). Der Collapsus entsteht 1) durch Desorganisation desselben, 2) durch sthenische, und 3) durch asthenische Potenzen. (Auch hier sind die Beobachter stark benutzt, vielleicht wäre es aber gut gewesen, wenn der Vf. mit strengerer Kritik dabey verfahren wäre, wenigstens scheint die dynamische Theorie hie und da ins Gedränge zu kommen.) Die Compression erfolgt in den meisten Fällen des Collapsus als Wirkung desselben. Der Vf. unterscheidet Compression von Congestion oder Extravasat des Blutes. Seröse Ergießung, Eiter, Knochenstücke und andere fremde Körper, als Ursachen. (Dieser ganze ätiologische Abschnitt scheint noch mancher Verbesserung und Vervollkommenung fähig zu seyn.) Erkenntniß des Schlagflusses. Prognosis. Verhütung. Heilung. Sie besteht darin, den Collapsus oder die Compression des Gehirns zu beseitigen. Nun sind in den meisten Fällen beide Zustände mit einander verbunden; es muß also untersucht werden, welches der wesentliche, ursprüngliche (überwiegende) ist, und welches der minder wesentliche, hinzugekommene (minder wichtige). Jenes ist die Causalmethode, dieß die symptomatische. Man beseitige den Collapsus durch Anwendung solcher Reizmittel, welche die Reizung des Nervensystems und vorzüglich des Seelenorgans erhöhen, jedoch so, daß die organische Thätigkeit im Gehirn dadurch nicht zu hastig erfolge. Man wende hiezu solche specifische Nervenmittel an, welche, so intensiv ihre Kraft auch ist, doch keinen Orgasmus in den Blutgefäßen hervorbringen. (Bey dieser ganzen Abh. liegen aber bloß Hypothesen zum Grunde. Welche Nervenmittel sollten wohl so einseitig wirken? Alle vom Vf. genannten sind nicht von dieser Art.) Man vermindere ferner das Übergewicht, welches die organische und materielle Natur über das Seelenorgan (?) erhalten hat, z. B. man entferne Knochen splitter, Eiter, Blut u. s. w., man entleere die Gefäße des Gehirns (hiebey die In- und Contra-Indication zur Aderlässe, welche der Vf. für ein meistentheils gefährliches Mittel hält, und ihr das Binden der Extremitäten vorzieht. Es scheint in diesen Puncten dem Vf. noch an Erfahrung zu mangeln.) Man reize entfernte Stellen durch Vesicatorien, Klystiere u. s. w. Die im Anhang beygefügte Krankheitsgeschichte ist instructiv in dem Gange und den Erscheinungen der Krankheit, weniger in Rücksicht auf Behandlung. Die ganze Schrift ist eine fleißig gearbeitete, schulgerechte Monographie, an welcher nur in einzelnen wenigen Stellen etwas auszufüllen seyn dürfte, wie wir mit einigen Winken zu erkennen gegeben haben. Fj.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J A N U A R , 1 8 0 9 .

P H I L O S O P H I E .

HEIDELBERG, b. Mehr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von J. F. Fries. 1807. Erster Band. L und 347 S. Zweyter Band. 327 S. Dritter Band. 392 S. 8. (5 Rthlr.)

Der Gesichtspunkt, woraus Rec. dieses merkwürdige, an eigenthümlichen Ansichten reichhaltige, mit bewundernswürdigem Scharfsinn und Fleiß gearbeitete Werk beurtheilen zu müssen glaubt, ist in den folgenden Bemerkungen der Einleitung angegeben: „Man wäre wohl lang von aller Speculation zurückgekommen, wenn das *Interesse der Wahrheit um der Wahrheit willen* sich nicht immer gleich bliebe, und selbst wider Willen stets auf das alte Thema zurückleitete. Denn es ist das unvertilgbare Bestreben des sich ausbildenden Verstandes: die *Einheit seines eigenen Wesens als Gesetz seiner ganzen Erkenntniß* gelten zu machen. — Dieses, die Philosophie erzeugende, Bedürfnis muß aber von den Versuchen, dasselbe zu befriedigen, unterschieden werden. Ein aufgestelltes System mit aller seiner Consequenz ist doch immer nur das letzte Resultat der *Grundmeinungen seines Schöpfers über das Wesen des Philosophirens*; und es ist eine schwere Aufgabe, in diese Tiefe des Geistes die Fäden des Raisonnements zu verfolgen, wo sich eigentlich die Keime einer neuen Darstellung entwickeln. Meistentheils sind diese Keime die mehr oder weniger richtigen, aus der vergangenen Zeit aufgenommenen *Vorurtheile über Zweck und Wesen der Speculation*. Was unmittelbar erscheint, und leichter zu bemerken ist, ist dann nur der Versuch, diesen Gesetzen nachzukommen, und diese Bedürfnisse zu befriedigen. In jenem Tieferen aber liegt eigentlich die *geheime Gewalt des Geistes der Zeit*. — Die wahren Fehler dieses Geistes liegen in den *ersten Voraussetzungen*, auf welche man gewöhnlich den Blick gar nicht richtet, die man entweder *bewußtlos* mit annimmt, oder nach denen man ungehört verdammt wird, weil sie dem Richter eine unbewusste, und darum unverdächtige Regel der Wahrheit sind.“

Vor allen Dingen wird also hier die *Grundmeinung* des Vfs. über das *Wesen des Philosophirens* mit dessen eigenen Worten darzulegen, und zu untersuchen seyn, welches richtige oder unrichtige *Vorurtheil* über das besagte Wesen aus der vergangenen Zeit in derselben enthalten sey, und etwa die vom J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Vf. unbewußt angenommene *erste Voraussetzung* ausmache, oder nicht.

Nach der Behauptung des Vfs. ist „die allgemeine Anforderung an die Philosophie: Man soll die *Nebenordnung* des Endlichen *neben dem Ewigen* aufweisen; Natur und Freyheit vereinigen, so daß keine die andere vernichtet, beider Rechte zusammen bestehen. Diese Aufgabe ist aller Speculation und allen Zeiten gemein. Der Unterschied zeigt sich erst in den obersten Maximen, die bey der natürlichen Ausbildung des Verstandes unfehlbar Anfangs von *Vorurtheilen* geleitet werden. Alle Schwierigkeit wird nämlich hier immer durch das *Verhältniß des Sinnes zur Vernunft* bestimmt. Das Endliche gehört dem Sinne, — das Ewige — der Vernunft in ihrem Gegensatz gegen den Sinn; und die Wahrheit fodert, die Rechte des Sinnes und der Vernunft beide gelten zu lassen, und sie mit einander positiv zu vereinigen. Dieses ist aber bey der unvorbereiteten [oder auch nicht genug vorbereiteten] gewöhnlichen Denkweise sehr schwer [eigentlich unmöglich]. Jeder Einzelne fällt [so lange er nämlich dieser Denkweise huldigt [unter die Vorurtheile des sich allein für genug haltenden Sinnes, oder der selbstgenugfameh [angeblichen] Vernunft, oder es kömmt endlich gar zur negativen Vereinigung im Skepticismus.“

Indem Hr. Fries das Aufweisen der *Nebenordnung* des Endlichen *neben dem Ewigen* nicht nur als seine, ihm mit manchen anderen Forschern gemeinschaftliche, Grundmeinung, sondern auch als die aller Speculation und allen Zeiten gemeinschaftliche Aufgabe annimmt, bedenkt er entweder nicht, daß diese Aufgabe „nach der Anforderung“ Platons und Leibnitzens im Aufweisen der *Unterordnung* des Endlichen *unter das Unendliche*, — „nach der Anforderung“ Xenophanes, Brunos, Spinozas, Schellings, — im Aufweisen der *unbedingten Einheit von Beiden* bestehe; — oder aber er nimmt, durch die geheime Gewalt des Zeitgeistes überwältigt, unbewußt an, daß das Nebenordnen, Unteordnen, und Indifferenziren auf *Eines* hinauslaufe. — Indem er in der Folge behauptet: „Alle Schwierigkeit werde [bey der Aufgabe der Philosophie] immer durch das *Verhältniß des Sinnes zur Vernunft* bestimmt“, bedenkt er entweder nicht, daß nach der Behauptung anderer Forscher bey dieser Aufgabe Alles lediglich auf das *Verhältniß der Vernunft zum Sinne* ankomme; oder aber er nimmt unbewußt an: Vernunft und Sinn setzten sich auf *gleiche Weise* einander voraus,

bestünden nur *in- und durch- Einander*. Schon darum allein läßt sich auch von dieser neuen Kritik durchaus kein neuer Aufschluß über das Verhältniß der Vernunft, oder des Ewigen, zum Sinne, oder dem Endlichen, erwarten.

Alles Verkennen dieses Verhältnisses geht aus von der bewußtlosen Voraussetzung: daß der Grund und die Bedingung dasselbe sey, von der Verwirrung (Nichtunterscheidung) des Grundes, der als solcher über der Bedingung steht, mit der nur unter ihm stehenden, und nur durch ihn bestehenden, Bedingung. Indem das Endliche nur unter dem Ewigen und durch dasselbe, als durch den Grund, besteht: ist das Endliche die Bedingung (*Conditio sine qua non*) nicht des Ewigen an sich, sondern der Erkenntniß desselben (der Offenbarung des Ewigen). Auch als die Bedingung dieser Erkenntniß besteht das Endliche nur durchs Ewige; und kann daher (ohne nicht wiederum Grund und Bedingung zu vermengen) eben so wenig für den Erkenntnißgrund, als für den Grund des Seyns, des Ewigen angenommen werden. Das Verhältniß der Vernunft zum Sinne, und das Verhältniß des Sinnes zur Vernunft ist keinesweges Eines und Ebendasselbe. Das Zweyte besteht nur unter dem Ersten und durch dasselbe; und das Erste kann freylich nicht ohne das Zweyte, aber das Zweyte kann nur durch das Erste, erkannt werden. Durch den Sinn ist weder die Vernunft noch auch der Sinn selber erkennbar. Daß auf den Sinn beschränkte, vernunftlose, Thier kennt nur Wandelbares oder Sinnesfälliges; aber es kennt nicht einmal dieses als das Wandelbare oder Sinnesfällige; weil das, unter welchem und durch welches allein das Wandelbare oder Sinnesfällige, als solches, besteht, auf keine Weise sich im bloßen thierischen Bewußtseyn einfundet. Aber der Mensch erkennt Beides, so lange er wähnet, daß die Unwandelbarkeit oder Vernünftigkeit, und die Wandelbarkeit oder Sinnlichkeit, sich auf gleiche Weise einander voraussetzen, oder gar an sich Eines und Dasselbe sind. Nur erst durch die deutliche, und ausdrückliche, Unterordnung des Sinnes unter die Vernunft gelangt die Vernunft im Bewußtseyn des Menschen zu sich selbst; erkennt der Mensch die Vernunft durch die Vernunft, und durch sie auch den Sinn, als solchen; und nur durch die Vermischung, und Gleichsetzung, von beiden wird sowohl im speculirenden, als in dem gemeinen Bewußtseyn, Beides verkannt und gemißdeutet. — Die Wahrheit fodert also allerdings, die Rechte des Sinnes und der Vernunft beide gelten, — aber sie fodert keinesweges, beide — gleich gelten zu lassen, und sie räumt dem Sinne kein anderes Recht ein, als welches demselben unter der Vernunft und durch dieselbe zukommt. Hierin besteht der eigentliche Primat, und die gerechte Selbstgenugsamkeit der Vernunft, welche freylich mit der angemessenen jener ausgebildeten und einbildenden Vernunft, oder der vernünftelnden Phantasie, nicht zu verwechseln ist, die den Sinn in bloße

Vernunft auflöst, und der Wahrheit nach um nichts vernünftiger ist, als der Empirismus, welcher die Vernunft in lauter Sinn auflöst.

Da Hr. Fries das Interesse der Wahrheit um der Wahrheit willen für dasjenige annimmt, was sich bey dem Philosophiren immer gleich bleibt, und auf das eigentliche Thema nach jeder Abirrung zurückleitet; da er jenes Interesse so treffend das die Philosophie erzeugende Bedürfnis nennt: wie kommt es, daß er gleichwohl unter der, durch dieses Bedürfnis zu erzeugenden Philosophie nicht die Erkenntniß der Wahrheit, als der Wahrheit, vielmehr als die Aufweisung der Nebenordnung des Endlichen neben dem Ewigen versteht? Wie kommt es, daß er das Wesen des Philosophirens für irgend etwas Anderes ansehen und annehmen konnte: als für das durch das Gefühl der Wahrheit angeregte Bestreben, die undeutliche Idee der Wahrheit als der Wahrheit zur Deutlichkeit zu erheben, zumal da sich jenes Gefühl in seinem ganzen Werke mit so unverkennbarer Lauterkeit und Lebendigkeit, durch Glauben und Liebe der Wahrheit ausspricht? — Die Schuld liegt wohl allein in der geheimen Gewalt des Geistes der Zeit, „in den ersten Voraussetzungen, auf welche man gewöhnlich den Blick gar nicht richtet, die man unbewußt mit annimmt.“

Die Verdeutlichung der undeutlichen Idee der Wahrheit, als solcher, folglich die Erkenntniß der Wahrheit, ist freylich nur durch die Vernunft, und nicht ohne den der Vernunft untergeordneten Sinn möglich. Aber unsere richtige Bekanntschaft mit der Vernunft und dem Sinne, das Bewußtseyn dessen, was die Vernunft und was der Sinn, der Wahrheit nach, sey, ist ohne die vorläufige deutliche Kenntniß der Wahrheit, als der Wahrheit, unmöglich. Die dieser Kenntniß vorhergehenden, und ohne dieselbe bestehenden, von ihr entblösten Kenntnisse von Vernunft und Sinn können nichts als bloße mehr oder weniger wahrscheinliche Vorurtheile seyn. Auch ist bisher unter den Philosophen nicht weniger streitig, worin die Vernunft und der Sinn bestehe, als was die Wahrheit, als die Wahrheit, sey. Die Antwort auf die letztere Frage (die Erforschung der Wahrheit) muß nothwendig misslingen, wenn dieselbe nur durch streitige Ansichten, Hypothesen, Theorien, Thatfachen, Thathandlungen, Anschauungen u. s. w. von empirischer und reiner, theoretischer und praktischer, subjectiver und objectiver, absoluter und relativer Vernunft, — ferner von einem Sinne, der nichts als Modification, Beschränkung, Negation, der Vernunft, — und von einer Vernunft, die nichts als Modification, Beschränkung, Negation, des Sinnes ist, u. d. m. geleitet wird. Darum haben wir denn auch in dem für die Geschichte der Philosophie so merkwürdigen Zeitraum zwischen der Erscheinung der alten (kantischen) bis zur Erscheinung der neuen vor uns liegenden Kritik der Vernunft so mancherley neue und erneuerte Aufschlüsse über die logische und metaphysische, empirische und transcendente, formale und materiale, ideale und reale, subjectiv-

und *objective, relative* und *absolute* Wahrheit — aber durchaus keinen über die Wahrheit *ohne Beynamen*, die Wahrheit, *als solche*, erhalten. *Derjenige* Charakter, ohne welchen die angeführten Beynamen und angeblichen Modificationen der Wahrheit durchaus *ohne wahren Sinn* seyn müssen, ist gänzlich mit Stillschweigen übergangen. Er ist durch alle die besagten Aufschlüsse nicht nur eben so undeutlich, unbestimmt, angewifs geblieben als vorher; sondern auch den durch diese Aufschlüsse voreilig *befriedigten* Forschern theils aus dem Auge gerückt, theils völlig unkenntlich geworden. Dagegen muß auch eben dieser Charakter der Wahrheit den bisher unbefriedigten, aber von fernern Bestreben nicht abgeschreckten Forschern eben durch *das Unbefriedigende* der besagten Aufschlüsse um so gewisser auffallen; durch ihn muß sich die alte und einfache Hauptfrage: *Was ist die Wahrheit?* mit beispielloser Klarheit wieder einfinden und aufdringen; und diese durch die neue und neuere Speculation theils unverständlich, theils unverständlich gewordene Frage muß endlich von den *künftigen* Philosophen als die eigentliche nicht nur erste, sondern *einzige Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft* angenommen werden. Es muß ihnen unvermeidlich und unausbleiblich einleuchten, daß es der Philosophie weder um die Subjectivität und Objectivität, noch um die Formalität und Materialität, noch um die Idealität und Realität, noch um die Absolutheit und Relativität, — sondern einzig und allein um die *Wahrheit* des Wahren zu thun seyn könne und müsse; — und zwar nicht um den bloßen *Glauben* an diese Wahrheit, der es bey dem klaren *Gefühl* und der *undeutlichen* Kenntniß bewenden lassen muß, sondern einzig und allein um die *deutliche* Kenntniß der Wahrheit, *als der Wahrheit*, welche allein die eigentliche *Erkenntniß* derselben, und das *Wissen* κατ' ἐξοχην ist. Daß dieses Wissen einer jeden Kritik der Vernunft, Wissenschaftslehre, Apodiktik u. f. w., welche der Verdeutlichung der undeutlichen Idee der Wahrheit, *als solcher*, *zuvoreilt*, oder *ausweicht*, unmöglich scheinen müsse, versteht sich von selbst. Das Nichtwissen sowohl als auch das eingebilddete Wissen der *Speculation* wird endlich durch das *klare Bewußtseyn* der bisherigen *Undeutlichkeit* der Idee der Wahrheit, *als solcher*, und des noch unbefriedigten aber dringenden *Bedürfnisses* ihrer Verdeutlichung einleuchtend. Die unbewußt angenommene Voraussetzung des vollendeten Dogmatismus, der die besagte undeutliche Idee für die *absolute Anschauung der Absolutheit* annimmt, und in dieser eingebildeten Anschauung die Erkenntniß der Wahrheit *an sich* schon zu besitzen wähnt; — ferner die unbewußt angenommene Voraussetzung des *vollendeten Skepticismus*, der die besagte undeutliche Idee als *nothwendig undeutlich*, ihre Verdeutlichung *als unmöglich* annimmt, und durch diese Idee nichts als die *Unerforschlichkeit* der Wahrheit zu erkennen wähnt, — und endlich auch die unbewußt angenommene Voraussetzung des *Kriticismus*, der die besagte *undeutliche Idee* mit dem *factischen*

Gefühle der Wahrheit verwechselt, sonach die *Undeutlichkeit* derselben, und das *Bedürfnis* ihrer Verdeutlichung *nicht wahrnimmt*, und die *Gegensätze* der angeblich empirischen, subjectiven, realen, formalen, theoretischen, relativen, und der angeblich reinen, objectiven, idealen, materialen, praktischen, absoluten Wahrheit durch *Vertheilung* derselben unter den alten *Gegensatz* des *Wissens* und des *Glaubens* ausgleichen zu können und zu wissen wähnt, — treten endlich *als das, was sie sind*, als bewußtlos angenommene erste Voraussetzungen, als Vorurtheile hervor, welche den Forschern nach der Wahrheit durch die geheime Gewalt des Zeitgeistes aufgedrungen waren, die aber endlich dem immer sich gleichbleibenden Interesse der Wahrheit um ihrer selbst willen, *zweckdienend* und *platzmachend* huldigen müssen.

Dasjenige, wodurch das Verdeutlichen der Idee von der Wahrheit ohne Beynamen, — ja sogar das unbefangene Wahrnehmen der Undeutlichkeit dieser Idee bisher verhindert worden ist, war keinesweges die bloße Undeutlichkeit derselben, — die ja zur Verdeutlichung vorausgesetzt wird, — sondern es war und ist die *Verworrenheit* (nicht bloße Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit, sondern falsche Bestimmtheit und Fehlerhaftigkeit) der bisherigen Vorstellung der *Einheit*, welche, nach dem einstimmigen Geständnisse aller Forscher, zum *Wesen der Wahrheit* gehört, aber durch ein herkömmliches und gemeinübliches *Nichtunterscheiden* (Verwirren, Vermengen, Verwechseln) der *Einheit* (Identität) mit dem *Zusammenhang* (Nexus), und der *Verschiedenheit* (Diversität) mit dem *Unterschiede* (Differenz) *durchaus verkannt und gemisdeutet* wird.

Das *Gemeinschaftliche* der oben erwähnten drey *Grundmeinungen* über das *Wesen* des Philosophirens, von denen die Eine dasselbe im *Indifferenziren*, die Andere im *Untervordnen*, und die Dritte im *Nebenvordnen* bestehen läßt, kann nichts anderes seyn als „die Anforderung:“ „den *Widerspruch*, der durch die *Vereinigung* der Einheit oder Unwandelbarkeit, und der Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, sich aufdringt, durch die Aufweisung des *Verhältnisses* von Beiden aufzuheben.“ Die *verworrene* Vorstellung dieses Verhältnisses ist das πρῶτον ψευδος, der *Widerspruch* seinem *Grund* und *Wesen* nach, die *Nichtwahrheit an sich selber*; die *Verdeutlichung* hingegen dieses Verhältnisses im Bewußtseyn ist die *Entwicklung der Idee der Wahrheit, als solcher*, die *Erklärung des Zusammenhangs* des Unendlichen und des Endlichen, die *Erforschung der Vernunft* und des *Sinnes*, die *Auflösung des alten Räthfels* vom *Wesen* der Erkenntniß und des Seyns, und die Antwort auf die alte Frage: *was ist die Wahrheit?* Aber die Vorstellung des besagten Verhältnisses muß nothwendig verworren; und die Verdeutlichung desselben unmöglich bleiben; so lange der *Unterschied* und *Zusammenhang* der Einheit oder Unwandelbarkeit, mit der Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, durch das herkömmliche und gemeinübliche *Nichtunter-*

scheiden (Verwirren) des *Unterschiedes* mit der *Verschiedenheit* und des *Zusammenhangs* mit der *Einheit*, dem Bewußtseyn entzogen wird.

Durch diese Verwirrung setzt die Grundmeinung von der *unbedingten Einheit* des Unwandelbaren und des Wandelbaren, oder der Identität des Unendlichen und des Endlichen, unbewußt voraus: daß die *Verschiedenheit* nichts als der *Unterschied*, und zwar der *Unterschied der Einheit* (die *Differenz von der Identität*), der *Zusammenhang* nichts als der *Nichtunterschied* (die *Indifferenz*), — beides also an sich nichts als die *Einheit selber*, diese sonach die *absolute Identität* der *Indifferenz* und der *Differenz* seyn müsse.

Durch dieselbe Verwirrung setzt die Grundmeinung von der *Unterordnung* des Wandelbaren unter das Unwandelbare, oder von der *Abhängigkeit* des Endlichen von dem Unendlichen, zwar die *Unabhängigkeit* des Unendlichen vom Endlichen —; aber zugleich auch (bewußtlos) den *Nichtunterschied* der *Verschiedenheit* mit dem *Unterschiede* voraus. Dadurch geht ihr sowohl der *eigenthümliche Unterschied* der *Einheit*, oder des Unwandelbaren, als auch der *eigenthümliche Unterschied* der *Verschiedenheit*, oder des Wandelbaren, verloren; und es findet sich dafür ein angeblich *gemeinschaftlicher Unterschied* ein, in welchem und durch welchen beides im Cirkel Einander sich voraussetzt, und das *Unabhängige* vom *Abhängigen*, wie dieses von Jenem abhängig wird.

Die Wahrnehmung dieser *gegenseitigen Abhängigkeit* ist es, was sich zunächst durch die Grundmeinung von der *Nebenordnung* des Wandelbaren neben dem Unwandelbaren, oder des Endlichen neben dem Ewigen, ausspricht und geltend macht. Lediglich aus der Verwirrung des *Unterschiedes* mit der *Verschiedenheit*, und des *Zusammenhangs* mit der *Einheit*, geht der angeblich *gemeinschaftliche Unterschied* und *Zusammenhang* zwischen der *Einheit*, oder dem Unwandelbaren, und der *Verschiedenheit*, oder dem Wandelbaren, hervor, wodurch auf *gleiche Weise* keines ohne das Andere ist, Beides mit derselben Nothwendigkeit ist, Beides *gleiche Ansprüche* an die Wahrheit hat.

Augenscheinlich genug offenbart sich diese Verwirrung des *Unterschiedes* mit der *Verschiedenheit* und des *Zusammenhangs* mit der *Einheit* an dem gesammten Inhalt der *neuen Kritik der Vernunft*, am auffallendsten aber, wie zu erwarten war, an den Lehrstücken von der sogenannten *analytischen* und *synthetischen Einheit*, und in der *Darstellung der obersten Gründe einer Theorie der Einheit und Verbindung in unserer Erkenntniß*, im zweyten Bande. Nirgends ist der *Unterschied* der *Einheit*, als solcher, weder mit der *Verschiedenheit*, als solcher, noch mit dem *Zusammenhang*, als solchem, — nirgends der *Unterschied* der *Verschiedenheit*, als solcher, weder mit der *Einheit*, als solcher, noch mit dem *Unterschiede*, als solchem, — nirgends weder der, der *Einheit*, — noch der, der *Verschiedenheit* eigenthümliche *Zusammenhang* — auch nur mit einiger Bestimmtheit angegeben. Die *Einheit* tritt bald unter ihrem eigenen Namen, und *getrennt* von der *Verschiedenheit*, bald aber *gemischt* mit derselben unter den Namen: *Zusammenhang*, *Verbindung*, *Vereinigung*, *Allgemeinheit*, *Einzelheit*, *Totalität* u. s. w. auf. Die *Verschiedenheit* tritt bald unter ihrem eigenen Namen und unter den Namen *Unterschied* und *Mannichfaltigkeit*, *getrennt* von *Einheit*, bald aber *gemischt* mit derselben unter den Namen: *Vielheit*, *Theilbarkeit*, *Nebeneinander*, *Ineinander*, *Durcheinander* u. s. w. auf. Alle diese Charaktere glaubt der Vf. als *Thatsachen* in der inneren *Erfahrung* zu finden und aufzuweisen; und hält dieselben eben darum keiner weiteren Entwicklung fähig und bedürftig. Aber die *gemeinschaftliche Thatsache* aller dieser *Thatsachen* ist eben die *Verwirrung* der *Einheit* mit dem *Zusammenhang*, und der *Verschiedenheit* mit dem *Unterschiede*. Die *Unterscheidung*, welche diese Verwirrung aufhebt, ist freylich eben darum *noch nicht Thatsache geworden*; aber sie kann und muß es wohl sicher noch einmal werden; und dann gehört die ihr vorhergegangene *Nichtunterscheidung* bey dem Philosophiren unter die geschehenen Dinge, die aber nicht wieder kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Freyberg, b. Craz u. Gerlach: *Ideen und Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung des gesammten Hebammenwesens und der künstlichen Geburtshülfe*, nebst einem Kupfer zu einem verbesserten Kreisstuhl für Hebammen. Allen Regenten, Ortsobrigkeiten und allen Freunden der Menschheit zur Beherzigung dargelegt von Dr. Carl Gottfr. Heinsie, praktischem Arzte zu Chemnitz. 1806. XX u. 99 S. 8. (12 Gr.) Der gutgemeinte Zweck dieser Schrift soll seyn: die mannichfaltigen Fehler und Unvollkommenheiten, welche sich bey dem Hebammenwesen und der Ausübung der künstlichen Geburtshülfe annoch vorfinden, aufzudecken, und Vorschläge zu thun, wodurch die durch jene Mängel hervorgerufene Sterblichkeit der Wöchnerinnen und Kinder künftighin sehr verringert werden kann. Die deßhalb vom Vf. hier mitgetheilten Vorschläge betreffen hauptsächlich den Unterricht der Hebammen, wel-

cher durch beförderte, mit praktischen Kenntnissen versehene, in den verschiedenen Städten einer Provinz angestellte Geburtshelfer denselben erteilt werden soll; ferner, strengere Verwaltung der medicinischen Policy, damit den unbefugten und gewöhnlich höchst unwissenden Geburtshelfern die Gelegenheit, Mutter und Kind angestraft morden zu dürfen, benommen werde; ingleichen, eine gleichmäßige, der Bevölkerung einer jeden Stadt und jedes Dorfes angemessene Anstellung geschickter Hebammen, eines oder mehrerer Geburtshelfer, da die Amt- und Land-Physici selten sich mit der Ausübung der Entbindungskunst zu befassen pflegen u. d. m. Der vom Vf. erfundene, durch eine Kupfertafel verfinnlichte, Geburtsstuhl scheint allerdings sehr zweckmäßig zu seyn, jedoch vor den Kreisstühlen eines Stark, Stebold, Nissen u. a. keine besonderen Vorzüge zu besitzen.

A. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J A N U A R, 1809.

P H I L O S O P H I E.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von J. F. Fries u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So wie diese Unterscheidung endlich in das Bewußtseyn eintritt, wird durch sie einleuchtend: daß die Einheit nur *als die Einheit*, folglich *durch sich selbst*, von der Verschiedenheit unterschieden werden müsse, und ihren *eigenthümlichen* Unterschied habe; daß aber die Verschiedenheit nur *unter der Einheit*, und *durch die Einheit* als solche, erst die Verschiedenheit, *als solche*, sey, *sey was sie ist*, ihren ihr *eigenthümlichen* Unterschied habe; — daß daher die Einheit, und nur sie, das *Bestimmende*, und die Verschiedenheit, und nur sie, das *Bestimmbare* sey, dieses nur *durch James*, Jenes nur *durch sich selbst* bestehe, und daß also keineswegs Beide *Einander*, oder *im Cirkel* sich voraussetzen; — daß eben darum der, der *Einheit* eigenthümliche Unterschied keineswegs eine *Trennung*, sondern der Charakter der *Unmischbarkeit* der Einheit mit der Verschiedenheit, — der *nichttrennende*, der *bestimmende*, der *unterwerfende* Unterschied sey; und daß nur *unter diesem* schlechthin *voranstehenden* Unterschied auch der eigenthümliche, in der *Untrennbarkeit* der Einheit mit der Verschiedenheit bestehende, *nichtmischende*, *bestimmende*, *unterwerfende* Zusammenhang der Einheit mit der Verschiedenheit sich ergebe; — daß sonach das *Verschiedene* zwar nicht mit der Einheit, aber *unter derselben*, und *als das Verschiedene*, *trennbar* und *getrennt*, *außer einander*, daß dasselbe zwar nicht mit der Einheit, aber *unter derselben*, und *als das Verschiedene*, *mischbar* und *gemischt*, *in- und durcheinander* sey, und daß also das *Einander*, *Neben-*, *Nach-* und *In- und Durch Einander*, nur der Verschiedenheit eigenthümlich, und keineswegs derselben mit der Einheit gemeinschaftlich sey; daß folglich der *nichttrennende* Unterschied und der *nichtmischende* Zusammenhang *nur der Einheit*, *Unwandelbarkeit* und *Vernunft*. — der *trennende* Unterschied und *mischende* Zusammenhang aber *nur der Verschiedenheit*, *Wandelbarkeit* und *Sinnlichkeit*, zukommen könne und müsse; — daß endlich durch das *Nichtunterscheiden* (Verwirren, Vereinerleyen, Indifferenziren) des der Einheit eigenthümlichen *nichttrennenden* Unterschiedes und *nichtmischenden* Zusammenhangs mit dem der Verschiedenheit eigenthümlichen *trennenden* Unter-

schiede und *mischenden* Zusammenhang, sowohl der *Charakter* der Unwandelbarkeit, oder der Vernunft, als auch der *Charakter* der Wandelbarkeit, oder der Sinnlichkeit, verworren vorgestellt, und verkannt werden müsse; welches Verkennen in jeder mit dieser Verworrenheit behafteten Ansicht des Erkenntnißvermögens unvermeidlich dadurch sich ankündigen muß, daß man den *Zusammenhang* der Unwandelbarkeit, oder der Vernunft, mit der Wandelbarkeit oder Sinnlichkeit, *im In- und Durcheinander von Beiden* — den Unterschied derselben aber *im Nebeneinander* bestehen läßt.

Die *neue Kritik der Vernunft* hat keineswegs die Absicht, den Unterschied der *reinen* und der *empirischen* Erkenntniß zu verleugnen. Sie geht vielmehr ausdrücklich darauf aus, denselben gegen die ihn verleugnenden Vorurtheile zu behaupten, namentlich gegen das Vorurtheil der selbstgenügsamen *Sinnlichkeit*, welches die reine Erkenntniß sich in die empirische verlieren läßt, und gegen das Vorurtheil der selbstgenügsamen *Vernunft*, welches die empirische Erkenntniß sich in die reine verlieren läßt. Aber die neue Kritik kennt für die beiden Erkenntnisse kein anderes Rettungsmittel, als daß sie Beide zugleich *neben einander* und *in- und durcheinander* bestehen läßt, indem sie unter der *empirischen* — das *Sinnliche* in Coalition mit dem Vernünftigen, und unter der *reinen* — das *Vernünftige* in Coalition mit dem Sinnlichen versteht.

„Darin besteht der Vorschlag des Vfs. für die Philosophie: daß wir *alle* unsere Erkenntnisse erst einer anthropologischen *Beobachtung* unterwerfen sollen, bevor wir über ihre *Wahrheit* und *Tauglichkeit* (9) zu urtheilen wagen. Sind wir auf diese Weise zu einer *Theorie der Vernunft* gelangt: so werden wir dann auch über *Gültigkeit*, und *Wahrheit*, mit Sicherheit sprechen können.“ Mit derselben *Sicherheit* allerdings, mit welcher man schon *vor der Beobachtung* als ausgemacht voraussetzt: daß die zu beobachtende Erkenntniß *Thätigkeit des Ichs*, und daß bey diesem Beobachten darum keine Täuschung möglich sey, weil die beobachtende Thätigkeit zugleich die Beobachtete ist. Indem man nun dieses *Vorausgesetzte* auch *wahrzunehmen* strebt: kann man durch dieses strebende Wahrnehmen, *speculirende* Beobachten und beobachtende *Speculiren*, freylich auch nichts anderes finden, als was man gesucht, und im Suchen selbst gemacht hat.

Die *ausgemachteste* aller Thätigkeiten des Ichs ist unstreitig die *Täuschung überhaupt*, oder die *Schein-*

hare Erkenntniß; und die *streitigste* unter allen seinen Thätigkeiten ist eben die *wirkliche Erkenntniß*. Unter allen Täuschungen aber, die aus der Ichheit (dieser *einzig*en Quelle von Allen) hervorgehen, ist keine blendender und verderblicher, als diejenige, die sich durch das bekannte: *Ich denke*, auspricht; indem jeder Irrthum wirklich nur darin besteht, daß man zu *denken* glaubt, während man wirklich *nicht denkt*. Nichts ist ungewisser, als die angebliche Thatsache: *Ich denke*; aber nichts gewisser, als die Thatsache: daß das Ich durch seine angemafte Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit sich, im Bewußtseyn, dem Denken *voranstellt*, anstatt sich dem Denken zu unterwerfen das Denken sich unterwirft, und, indem es auf diese Weise in Alles, was es beurtheilt und beschließt, *sich selber einmischt*, auch beym Erforschen der Wahrheit von sich selber ausgeht und zu sich selber zurückkehrt. In dieser seiner Verblendung, durch sich selber, sieht das Ich seinen alten *Naturfehler* für das *Wesen seiner Natur* an; und das sogenannte *Selbstdenken*, bey welchem die Selbstheit Alles, das wirkliche Denken aber nichts zu thun hat, wird vermittelt jener bewußtlosen Befangenheit des Denkens durch die Ichheit, auch von den scharfflinigsten und wahrheitliebendsten Forschern, nur in der *gemeinen* Bedeutung der Formel: *Ich denke*, angenommen, und geltend gemacht. Nur durch ein angebliches Denken, das sich für bloße *Thätigkeit des Ichs* hält, und *auch wirklich nichts anderes ist*, vermochte sowohl die alte als die neue *Kritik der Vernunft* auf eine eben so sinnreiche als blendende Weise die Eigenthümlichkeit *des Denkens*, als *solchen*, zu verkennen, und zu mißdeuten. Nur darum wurde dem *subjectiven* Dogmatismus sein Sieg über den *objectiven* so leicht; und nur darum herrscht er durch sein Dogma von der *Subjectivität des Denkens* auch noch in derjenigen Schule, die sich hoch über die Kantische emporgeschwungen zu haben glaubt, im *absoluten* Dogmatismus der Seher des Absoluten, — dessen *absolutes Anschauen* nur durch die *Subjectivität des Denkens* herbeygeführt ist.

Heißt das *Ich denke* nicht etwa *Ich bin das Denken*, oder *Ich mache das Denken*; heißt es nur: „*Ich verhalte mich in meinem Bewußtseyn bey dem Denken thätig*.“ so kann damit keineswegs behauptet seyn, das, was ich bey dem Denken thue, sey darum schon ein wirkliches Denken, weil *Ich es thue*. Es geht mancherley in meinem Bewußtseyn vor sich, was ich thue, oder zu thun glaube, und was ich für kein Denken halten kann. Ich *bilde ein*, ich *empfinde*, ich *phantasire*, ich *vernünfte* u. s. w. Nehme ich nun das, was ich das Denken, *als solches*, oder wie es seit der Kantischen Kritik heißt, die *Form des Denkens*, nenne, schon vor der Untersuchung desselben für nichts als für eine Handlungsweise *des Ichs*, für eine *Form meiner Thätigkeit* an: so habe ich mich dadurch in die Unmöglichkeit gesetzt, das Denken, *als Denken*, oder die *Form des Denkens*, für dasjenige Gesetz anzuerkennen, welches *unabhängig von der Thätigkeit des Ichs über derselben*

steht, und stehen muß, und welchem die Thätigkeit des Ichs *untergeordnet*; *unterworfen*, *subjicirt* werden muß, wenn dieselbe eine *im Denken bestehende Thätigkeit*, — und wenn das Ich, in derselben ein, nicht dem Scheine nach, sondern wirklich, *denkendes Ich* seyn soll. Bey dieser Untersuchung, wenn sie nicht *verkehrt* anfangen, und mit künstlicher Täuschung endigen soll, muß das Ich, als solches, dem Denken, als solchem, durchaus *nachsehen*. Die Wahrnehmung des Ichs und seiner Thätigkeit darf der Wahrnehmung des Denkens, als solchen, und der erst durch *Unterwerfung unter dasselbe denkend werdenden* Thätigkeit nicht zuvorigen. Das Ich und sein Thun darf dabey nicht eher in Betrachtung und zur Sprache kommen, bis die Untersuchung des davon *unabhängigen* Denkens *vollendet* ist, durch die ja erst ausgemacht werden muß, worin die *Form des Denkens*, folglich die *Einheit in ihrem Verhältnisse zur Verschiedenheit*, bestehe: worauf sich erst erkennen läßt, inwiefern diese Form dem Ich angehört, und erst von der Subjectivität und Objectivität des Denkens vernünftigerweise die Rede seyn kann. Das vorlaute, voreilige, sich zur Unzeit einmischende *Ich* vereitelt sich selber den Erfolg seines Bestrebens, sich als ein wirklich *Denkendes kennen* zu lernen, und ein *wirklich denkendes zu werden*.

Das *Subjectiviren* des Denkens, welches sonst nur dem *Skepticismus*, und dem das Denken für eine innerliche Wirklichkeit des lebendigen menschlichen Leibes erklärenden *Materialismus* eigenthümlich war, wurde durch die *Kantische* Ansicht der herkömmlichen, gemeinlichen, *leeren* und *vielen* *Denkformeln* in der Eigenschaft von *Handlungsweisen des Ichs*, — im Kurzen eine allgemeinverbreitete tiefeingewurzelte Gewohnheit des speculirenden Selbstdenkens der Deutschen. Durch das ausdrückliche *Subjiciren* des Denkens unter das Ich, welches sich dem Denken subjiciren sollte, wurde das *Heraustreten* aus dem *Cirkel* vollends unmöglich, in welchem *Vernunft* und *Sinn* einander auf *gleiche* Weise voraussetzen, und worin das speculirende Ich befangen, weder die Vernunft, noch die Sinnlichkeit, noch sich selber, zu erkennen vermag; während dasselbe bald Beides *unter sich* zu haben, bald selber Beides *zu seyn* wähnt. So wurde die Subjectivität des Denkens das ausgemachte von Allem, was die neuere und neueste Speculation aufzuweisen hat. Durch das Leugnen, oder auch nur Bezweifeln derselben wird aller Anspruch auf den Rang eines philosophischen Kopfes verwirkt, und die Zumuthung, daß man bey der Untersuchung der *Vernunft* von der Erforschung des *Denkens* ausgehen, und bey dieser Erforschung vor allen Dingen vom *Ich abstrahiren* müsse, — gilt nicht etwa nur für ein Paradoxon, sondern für eine offenbare Ungereimtheit.

In dem besagten Subjectiviren des Denkens besteht das ganze Geheimniß der bisherigen *Uebermacht des Zeitgeistes über den Geist der deutschen*

modernen Philosophie, und nur überwältigt von dieser Übermacht hat Hr. Fries „das sich selbst beobachtende Gemüth als das eine und eigentliche Fundament und Thema seiner neuen Kritik der Vernunft angenommen. Mit der Selbstbeobachtung steht und fällt sein ganzes Lehrgebäude; und Rec. ist es daher der Achtung für die Wahrheit und für ihren würdigen Forscher schuldig, das Eigenthümliche dieser Selbstbeobachtung näher zu prüfen. „Wir suchen (heißt es in der besonderen Einleitung zur Kritik der erkennenden Vernunft, erster Band, S. 6) eine theoretische innere Naturlehre; können dabey also nur aus dem inneren Bewußtseyn unserer selbst schöpfen. Das Charakteristische dieser inneren Wahrnehmung ist, daß sie sich in jedem einzelnen Falle durch ein: *ich denke, ich erkenne, ich fühle, ich begehre, ich will*, ausspricht: so daß mir in innerer Wahrnehmung jedesmal eine meiner inneren Thätigkeiten, als mir, dem Ich, gehörig; vorkommt. Wir unterscheiden an diesem Quell der inneren Erfahrung und der Selbsterkenntniß ein reines Selbstbewußtseyn: daß Ich bin, und dann die einzelne Anschauung meiner Thätigkeit, welcher jenes gleichsam nur die Form bestimmt. Dieses Ich des Selbstbewußtseyns ist nun der eine und bleibende Gegenstand der inneren Wahrnehmung, wodurch ich den Gegenstand derselben von jedem Dinge außer mir unterscheide, und dem ich *Alles*, was in innerer Wahrnehmung vorkommt, als meine Thätigkeit zuschreiben muß.“ — Was wird hier durch den anschauenden Sinn wahrgenommen? und was durch das nichtanschauende Denken? — „Unmittelbar,“ behauptet der Vf., „nehme ich nicht mich selbst, sondern nur einzelne meiner Thätigkeiten wahr, zu denen das Ich nur als Subject der Thätigkeit gehört.“ — Das Ich, als Subject der Thätigkeit, wird also nicht angeschaut, sondern, wie sich der Vf. bald darauf ausdrückt, hinzugedacht. Sonach wird aber die angeschaute Thätigkeit, in wie fern sie angeschaut wird, noch nicht als Thätigkeit des Subjects, als subjectives Thun, als meine Thätigkeit wahrgenommen; und dieses Wahrnehmen kann sich nur dadurch einfinden, daß das besagte Anschauen und das besagte Denken eines in das Andere übergeht, — folglich durch die Verwirrung von Beiden, wie noch deutlicher aus dem Folgenden hervorgeht.

„Wir nehmen“ heißt es S. 8, „unmittelbar nur die einzelne Lebensäußerung, die Handlung des Gemüthes, und nicht dieses selbst, wahr. Das Gemüth denken wir erst durch den Begriff der Causalität zu seiner Handlung hinzu.“ Kurz vorher geschah dieses durch den Begriff des Subjectes, oder des Substrates. Auch hier also wird Subject und Causalität mit einander verwirrt, das Substrat, worin das angeblich angeschaute Thun vor sich geht, und die Ursache, wodurch es vor sich geht, vermengt; und freylich ist diese Vermengung wirklich nur subjectives Thun, bloße Selbstthätigkeit des Ichs und die Blöße derselben? — Es ist dieses dasselbe Ich, welches Fichte als ein handelndes Handeln anzuschauen behauptete, Fries aber ein Handeln ohne Handelnden, und

bloße Täuschung nennt. Es ist ebendasselbe Verwirren, dasselbe In- und Durcheinander der Subjectivität und der Causalität, welches bey Fichte durch ein angebliches Anschauen, bey Fries durch ein angebliches Denken und Anschauen zu Stande kömmt; und der ganze Unterschied besteht nur darin, daß Fichte, indem er die Identität des Handelnden und des Handelns nur anschaut, in diesem Anschauen von keinem besonderen Subjecte neben dem handelnden Handeln wissen will, Fries hingegen durch sein Hinzudenken der Causalität zum Subjecte, und Beider zu seinem Anschauen, dieses alles mischend trennt und trennend mischt. Nur dadurch wird ihm das Substrat aller Veränderungen im Bewußtseyn zur Ursache, und wird ihm das Ich zu demjenigen, dem er „Alles, was in innerer Wahrnehmung vorkommt, als seine Thätigkeit zuschreiben“ zu müssen glaubt. Er glaubt die Thätigkeiten anzuschauen, zu denen er das Subject und die Causalität hinzudenkt. Er versteht aber gleichwohl unter Thätigkeit nur eine Veränderung, welche Causalität ist, eine wirksame Veränderung, und räumt dabey ein, und lehrt: daß Causalität nichts Anschauliches, sondern nur ein Denkbare sey. Sollte ihm hier die Vermengung des Denkens mit dem Anschauen nicht selber anschaulich werden? Er lehrt S. 11: „Das in der inneren Anschauung gegebene Veränderliche ist unmittelbar als Wirkung bestimmt, ein Bestimmbares, zu dem das Bestimmende, das Ich, als Object des reinen Selbstbewußtseyns ist. Das Ich wird also durch die innere Anschauung nur als das Denkende vermittelt des Denkens als seiner Thätigkeit erkannt. Der Gegenstand der inneren Anschauung muß unmittelbar eine ganz reine Thätigkeit seyn — [oben war behauptet: daß der inneren Anschauung Gegebene wäre ein Veränderliches] — deren Daseyn nur als Dependenz von einem Anderen, nicht aber als Inhärenz in einem Anderen bestimmt ist.“ Augenscheinlicher könnte sich die Vermengung der Wahrnehmung des Veränderlichen, oder des Anschauens durch den Sinn, mit der Wahrnehmung des Unveränderlichen im Denken nicht offenbaren als in dieser Stelle. Thätigkeit, und zwar reine Thätigkeit, wird hier zum Gegenstand der inneren Anschauung; und doch dependirt diese Thätigkeit von einem Anderen, nämlich von dem hinzugedachten Subject, das als Causalität hinzugedacht ist. Aber dieses andere ist auch kein Anderes; denn das Denken ist eben auch die innere Thätigkeit, und wird, als solche, angeschaut; und darum wird denn das Ich als die Ursache des Denkens und des Anschauens — nicht angeschaut und angeschaut zugleich, nämlich es wird im Denken angeschaut, und im Anschauen gedacht!! — Warum aber auch noch das Thun dieser sonderbaren Thätigkeit nur als Dependenz, nicht als Inhärenz, bestimmt ist, da dasselbe doch ein Subject haben soll, — ist durchaus nicht abzusehen. Um so weniger, da diese Thätigkeit bald darauf S. 12 „als Thätigkeit in sich selbst, als Thätigkeit ohne Beziehung auf ein Anderes, als Handeln ohne ein Behandeltes, ein Handeln, durch

welches nichts als die Handlung selbst zu Stande kömmt,“ beschrieben, und behauptet wird: das Denken, Vorstellen, Erkennen u. s. w. sey ja eben dasjenige Handeln, wodurch nichts anderes zu Stande komme, als die Handlung!!

Der Vf. beginnt seine *innere Naturbeschreibung* mit der Untersuchung der *Erkenntniß*. „nach der gewöhnlichen Eintheilung in *Erkenntniße*, *Luftgefühle* und *Begehrungen*“, von denen die Erkenntniße *alten* anderen zum Grunde“ lägen. (?) Das Erkennen ist ihm „eine *zusammengesetzte Thatsache* der inneren Erfahrung, und keine Thätigkeit des Gemüths, welche als *vollständige Erkenntniß* unmittelbar wahrgenommen würde. Erkenntniß heist nach verschiedenem Wortgebrauch bald die objective Vorstellung, die Vorstellung, durch die ein Gegenstand als solcher vorgestellt wird, bald auch das Bewußtseyn eines Gegenstandes, als solchen. Der *bestimmteste* Ausdruck ist: Erkenntniß ist Bewußtseyn vom Daseyn eines Gegenstandes, oder von einem Gesetze, unter dem das Daseyn der Dinge steht.“ — „*Alles Thun, oder Leiden* des Gemüths, in welchem jene Beziehung auf Existenz und Gegenstand vorkömmt, ist *Bewußtseyn*, oder *Vorstellen*.“ Die *Unbestimmtheit* der Begriffe von *Daseyn*, *Gegenstand*, u. s. w., welche durch den angeblich *bestimmtesten* Ausdruck vorausgesetzt werden, ist dem Vf. keineswegs entgangen. Denn es heist in der Folge (S. 36): „Doch dies alles soll keine *Erklärung* der Worte *Erkenntniß*, *Vorstellung* u. s. w. enthalten, sondern wir wollen dadurch nur Gelegenheit geben, sich in Rücksicht derselben zu *orientiren*. Hier folge eine allgemeine Bemerkung, welche sich auf das *Erklären* in der philosophischen Anthropologie überhaupt bezieht! Die Logik *macht* einen Unterschied zwischen der Erklärung und der bloßen Exposition eines Begriffes. Die Erklärung verbindet *einige allgemeine* Merkmale mit einander, und bezeichnet diese *Zusammensetzung* mit einem eigenen Worte; sie *macht* ihren Begriff selbst. Die Exposition aber läßt einen Begriff nicht erst entstehen, sondern setzt voraus, daß man ihn schon habe, und stellt nur *Thatsachen* zusammen, aus welchen man sich in Rücksicht desselben *orientiren* kann, um ein Wort wenigstens in einer bestimmteren Bedeutung zu gebrauchen, als vielleicht gewöhnlich geschieht.“ Verbinden aber nicht auch die Expositionen des Verfassers immer nur einige *allgemeine* Merkmale mit einander, und bezeichnen diese *Zusammensetzungen* durch die Worte *Vorstellung*, *Erkenntniß* u. s. w.? Und sind die *Thatsachen*, welche der Vf. zusammenstellt, etwas Anderes, als wieder nur *allgemeine Begriffe*? und können sie et-

was Anderes seyn, wenn sie mehr als *einzelne Beispiele* von *besonderen* Vorstellungen und *besonderen* Erkenntnissen *individueller* Gegenstände seyn sollen, welche *über Vorstellung und Erkenntniß im Allgemeinen*, wovon doch nach der Überschrift des Abschnittes die Rede seyn soll, keinen Aufschluß geben können? Und wie könnte aus bloßen *Thatsachen* und *unmittelbaren* Wahrnehmungen auf irgend eine Weise hervorgehen, ob ein schon *vorhandener allgemeiner Begriff* weder zu *eng* noch zu *weit* für seinen Gegenstand, folglich ein *richtiger Begriff* sey?

In dem Abschnitte, welcher das *Verhältniß der Erkenntniß zum Gegenstand* überschrieben ist, bemerkt der Vf.: „dieses Verhältniß sey *fast* bey jedem Versuch zur Speculation die Hauptschwierigkeit gewesen.“ — „Woher nun diese Schwierigkeit? Nur aus zwey Fehlern in der *Behandlung der inneren Erfahrung*. Es ist schon irrig, daß man überhaupt nur den *Begriff* des Vorstellens und Erkennens einer weiteren Erklärung unterwerfen will; *da er ein Unmittelbares und Erstes in der inneren Erfahrung ist*. Über dieses aber versuchte man eine solche Erklärung noch dazu ganz einseitig, ehe man nur die *ganze Geschichte* unseres Erkennens *vollständig beobachtet* hatte.“ Aber es ist auch irrig, den besagten *Begriff* für ein Unmittelbares und Erstes in der inneren Erfahrung anzunehmen, es geschehe dieses nun durch Glauben oder durch Schauen. Denn ist nicht die innere Erfahrung selber nur *eine Art* von Erkenntniß? wird nicht selbst der *Begriff* von der *inneren* Erfahrung erst durch die *Vergleichung* derselben mit der *äußeren*, und der *Begriff* von der *Erfahrung* oder der *empirischen Erkenntniß* überhaupt durch die *Vergleichung* derselben mit der *reinen nicht-empirischen Erkenntniß* vermittelt? Oder wäre etwa die angebliche *Unmittelbarkeit* und *Ursprünglichkeit* der Begriffe von innerer Erfahrung und von Erkenntniß dadurch entschieden, daß man sie *als Thatsache* annähme? wie käme es, daß es schwerlich einen unbestimmteren, vieldeutigeren, streitigeren Begriff giebt, als den von der inneren Erfahrung und von Erkenntniß? Muß endlich nicht die *ganze Geschichtserzählung vom Erkennen*, gesetzt auch, daß sich dieser Gegenstand überhaupt historisch behandeln läßt, einseitig ausfallen, wenn der Geschichtsforscher das Unglück hat, von einem *unrichtigen Begriffe* der Erkenntniß auszugehen? auf den er um so unbedingt vertraut, weil er dafür hält, derselbe sey nicht von ihm gemacht, sondern unmittelbar durch sich selbst wahr und gewiß, und über allen Zweifel erhaben?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N .

Lemgo, b. Meyer: Das gelehrte Deutschland, oder Lexikon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller. Anfangen von Georg Christoph Hamberger. Fortgesetzt von Joh. Georg Meusel. 13ter Band. Sie durchaus vermehrte und verbesserte Ausgabe. Auch unter dem Titel:

Das gelehrte Deutschland im neunzehnten Jahrhundert, nebst Supplementen zur fünften Ausgabe derjenigen im achtzehnten. Von Joh. Georg Meusel. Erster Band.

Und auch unter dem Titel:

Zehnter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des gelehrten Deutschlands, welcher das neunzehnte Jahrhundert und die Supplemente des achtzehnten zur fünften Auflage des Hn. Hofr. u. Prof. Meusel enthält. 1808. XVI u. 528 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

8. Recens. der 10 ersten Bde. 1804. No. 234.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 J A N U A R, 1809.

P H I L O S O P H I E.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Neue Kritik der Vernunft* von J. F. Fries u. f. w.

(Befchluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir erkennen, lehrt der Abschnitt über *Selbstthätigkeit und Empfänglichkeit*, von unserem Geiste seine eigene *innere Thätigkeit*; und unsere Selbsterkenntniß beschränkt sich nur auf diese allein. Wir erkennen also *unmittelbar* nur das *Thun* unseres Gemüthes; alles *Leiden* desselben, so wie wir uns dessen bewusst werden, ist daher nur Bestimmtwerden zur Thätigkeit. Folglich liegt allen Vermögen des Gemüthes Selbstthätigkeit oder Spontaneität zum Grunde; seine Empfänglichkeit oder Receptivität hingegen besteht nur in einer Empfänglichkeit um zur Ausserung seiner Thätigkeit bestimmt zu werden; alles Passive im Gemüthe besteht darin, daß es durch *anderweite Einwirkung* genöthiget wird, seine Thätigkeit auf eine bestimmte Weise zu äußern." Erkennen wir, wie oben behauptet wird, *unmittelbar* nur das *Thun* unseres Gemüthes: so müssen wir das *Leiden* nur *mittelbar*, und zwar vermittelt unseres Thuns erkennen. Das glaubte Fichte, der das Leiden als eine bloße Beschränkung des Thuns ansah, und, um diese Beschränkung mit dem Thun zu vereinigen, dieselbe für einen ursprünglichen Act des reinen Thuns, für die *sich selbst beschränkende Thätigkeit des Ichs* annahm. Dagegen versichert der Vf. gleich darauf, nachdem er behauptet hatte, daß wir das *Thun* unseres Gemüthes *unmittelbar* erkennen, daß wir uns des Leidens nur als eines *Bestimmtwerdens* zur Thätigkeit bewusst würden. Sonach gebe es *zweyerley* Thätigkeit des Gemüthes: die Eine, deren wir uns *unmittelbar* durch die Thätigkeit selbst bewusst würden, die *Selbstthätigkeit*; die andere aber, deren wir uns nur durch das Bestimmtwerden zur Thätigkeit bewusst würden, die *Nichtselbstthätigkeit*? Oder wären Beide wirklich nur dieselbe Thätigkeit? das sich selbst bestimmende, und also nicht bestimmtwerdende — und das bestimmtwerdende, und also nicht selbstbestimmende *Thun* nur dasselbe *Thun*? Die Thätigkeit, die durch „*anderweite Einwirkung* [und also doch wohl durch einen *Gegenstand* ausser dem Gemüth, von dem die selbstbeachtende Theorie des Vfs. nichts wissen will, bewirkt wird.] — *genöthiget* ist," sich auf eine bestimmte Weise zu äußern, und die Thätigkeit, die dieser *Nothigung von Ausen* nicht bedarf, *identisch*?

— Allerdings! denn das Gemüth überhaupt ist dem Verfasser eine *Erregbarkeit*, „eine Selbstthätigkeit, welche sich nicht selbst genag ist, um sich zu äußern, sondern immer erst unter der Bedingung einer anderweitigen Anregung ihrer Thätigkeit steht." Dabey unterscheidet denn der Vf., nach dem vieldeutigen Begriffe von *Form* und *Materie*, die Form der Erregbarkeit des Gemüthes von der Materie der Erregung; meint, diese Letztere sey eben das durch die *Affection von Ausen* Bestimmte", jene aber „das, wodurch sich ihr *Wesen* *unmittelbar* zeigt." Wie kann sich aber dieses *Wesen* *unmittelbar* zeigen, wenn es zu seiner Ausserung nur von Ausen bestimmt werden muß? Und gehört das Bestimmwerden durch Affection von Ausen nicht eben zur *Form der Erregbarkeit*? und läßt sich die Thätigkeit des Gemüths als *Form ohne Materie*, zu der die Materie erst hinzukommen muß; und läßt sich das *Anregende von Ausen* als *Materie ohne Form*, zu dem die Form erst im Gemüth hinzukommen muß, denken?

Auf diesem Wege allein war es dem Verfasser möglich, vom *Erkenntnisvermögen* folgende Ansicht aufzustellen. „Die erregbare Selbstthätigkeit des Erkenntnisvermögens wollen wir *Vernunft* nennen, die Empfänglichkeit desselben aber *Sinn*. *Sinnlichkeit* hingegen heiße die *Vernunft*, wiewohl sie in der Materie ihrer Erregung unter dem *Gesetze des Sinnes* steht; *Verstand* aber in der unbestimmtesten Bedeutung, wiewohl ihr *unabhängig* vom Sinne die Form ihrer Erregbarkeit zukommt."

Das Verhältniß dieser Kritik der Vernunft zur *Kantischen* beschreibt der Vf. in der Einleitung des ersten Bandes (XLIX) folgendermaßen: „In vielen Theilen ist die (kantische) Unterfuchung bis zur Vollendung gediehen; in anderen müssen wir ihn verbessern, und in mehreren ihm die fehlende Vollendung geben. Was uns aber nöthiget, seine Arbeit einer ganzlichen Unarbeitung zu unterwerfen, ist zuletzt einzig seine Verkennung des *inneren Sinnes* und des *Wesens der Reflexion*, deren Folgen sich bis ins Einzelne über das Ganze verbreiten." Wir wollen das Eigentümliche der Ansichten des Vfs. von beiden ebengenannten Vermögen des Gemüthes mit seinen eigenen Worten dem Wesentlichen nach herausheben.

„Die inneren Anschauungen enthalten Wahrnehmung meiner *veränderlichen* willkürlich oder unwillkürlich bestimmten inneren Thätigkeiten in der Zeit. Ich stelle mich mir selbst darin vor nach drei

M

nen einzelnen Vorstellungen, Lustgefühlen und Begehungen. Die *innere Sinnlichkeit* ist also dasjenige, was wir gewöhnlich das *Bewußtseyn* oder das *empirische Bewußtseyn* nennen. Es kommt über das Verhältniß, daß ich eine Vorstellung, oder andere innere Thätigkeit habe, noch das andere hinzu, daß ich mir auch *bewußt werde*, sie wirklich zu haben.“ — „Das wichtige Gesetz des inneren Sinnes, wodurch auf einmal Licht in die ganze innere Naturlehre gebracht wird, ist: Über das bloße Vorhandenseyn einer Thätigkeit im Gemüth wird noch eine, besondere Empfänglichkeit erfordert, damit wir uns derselben bewußt werden können.“ — „Durch den inneren Sinn gelangen wir erst zu dem Bewußtseyn, durch welches die dunkeln Vorstellungen klar werden.“ — Der Gegenstand des inneren Sinnes wäre also der *vor* der Anschauung durch diesen Sinn und *ohne* diese Anschauung *dunkle Zustand* des Gemüths, — der in Vorstellung oder anderer innerer Thätigkeit, Begierde, Lustgefühl, besteht, welches alles aber durch die Anschauung erst, *als das, was es ist*, zum Bewußtseyn gelangt. In so fern käme freylich das ganze Licht über das dunkle Wesen des Gemüths allein durch diesen wunderbaren Sinn, dessen Entdeckung eine neue und zwar die merkwürdigste Epoche für die Philosophie herbeyführen mußte. Allein indem ja der besagte Sinn *nur* das *Veränderliche* im Gemüthe, nur die *Erscheinung* im Zustande desselben wahrnimmt, muß er die Wahrnehmung des *unveränderlichen Charakters*, unter welchem allein das der Wahrnehmung vorliegende Veränderliche, oder die individuelle Erscheinung im Gemüthe, entweder *als Vorstellung*, oder *als Lustgefühl*, oder *als Begehrung* wahrgenommen wird, dem *Verstande* überlassen; dem auch allein nur die Wahrnehmung einer Veränderung unter dem Charakter einer Thätigkeit zukommen kann; und so erhielt dieser Sinn sein Licht und sein Sehen erst durch den Verstand.

Die eigenthümliche Ansicht des Vfs. von der *Reflexion* geht mehr nur aus dem ganzen Werke, als aus einzelnen Äußerungen über dieselbe hervor; und wir müssen uns begnügen, dieselbe durch einige seiner auffallendsten Stützerungen zu charakterisiren. S. 191. „*Anschauung* ist eine *Erkenntniß* [?] oder (?) *Vorstellung*, welche wir durch den inneren Sinn *unmittelbar* in uns wahrnehmen; *Reflexion* hingegen dient dazu, auch solche Erkenntniße und Vorstellungen vor die *innere Selbstbeobachtung* zu führen, welche wir *unmittelbar* in uns nicht wahrnehmen können.“ — S. 198. „Der Verstand als oberes Erkenntnißvermögen ist die Vernunft selbst in ihrer ursprünglichen Äußerung, welche, ihr *als* *erregbarer Erkenntnißkraft* *unmittelbar* zukommt. So werden ihr die allgemeinen und nothwendigen Erkenntniße der Philosophie und Mathematik zugeschrieben, welche ein *unveränderliches Eigenthum* jedes menschlichen Gemüthes sind. Dieser *beharrlichen Thätigkeiten* können wir uns aber erst mittelbar im logischen Gedankenlauf durch *Reflexion* bewußt werden.

Das *Reflexionsvermögen* ist also nur ein Vermögen der inneren *Selbstbeobachtung* der Vernunft, und nicht ihre ursprüngliche Spontaneität selbst. — Der beobachtenden Reflexion gehört das *willkürliche* und das mittelbare logische Vorstellen im Begriff, Urtheil, Schlufs und Wissenschaft. (S. 199.) Aber eben diese *Willkürlichkeit* der Reflexion wird gewöhnlich nicht von der Spontaneität der Vernunft unterschieden; und daher *alle Dunkelheiten* in diesem Gebiete.“ — „Das Vorhandenseyn der *inneren Thätigkeiten* ist vom *Bewußtseyn* um dieselben noch *verschieden*; sie müssen von der Dunkelheit erst zur *Klarheit* erhoben werden, damit wir uns ihrer bewußt werden. Hier ist nun die willkürliche Reflexion das Vermögen des *Wiederbewußtseyns*, welches den inneren Sinn zur vollständigen Selbsterkenntnißergänzt. Die Spontaneität der Vernunft aber liefert jene *unmittelbaren Erkenntniße*, deren die Reflexion sich *wieder* bewußt werden *will*. In unserer Vernunft liegt als das Gesetz ihrer Wahrheit über allen Irrthum erhaben eine *unmittelbare Erkenntniß*, die aber für sich *unaussprechlich bleibt*, welche nicht zur Anschauung erhoben werden kann, deren wir uns nie im Ganzen, sondern nur in zerstreuten Einzelheiten, oder allgemeinen Formen, durch Reflexion bey Gelegenheit sinnlicher Anschauungen bewußt werden.“ — (S. 200.) „In dieser *unmittelbaren Erkenntniß* liegt das Grundbewußtseyn *alles Glaubens*, von dem unsere Überzeugung von der höchsten Realität ausgeht, wodurch wir überzeugt sind; daß in der ewigen Ordnung der Dinge das *höchste Gut* und sein *Ideal* das Gesetz des Daseyns der Dinge sey; wodurch endlich uns die Ideen der Schönheit, der Tugend und des Rechten Realität erhalten. Diese *unmittelbare Erkenntniß* liegt *verborgen* in dem inneren Wesen der Vernunft; sie kann sie nicht *unmittelbar* in sich wahrnehmen, sondern sie ist an den inneren Sinn gebunden, durch welchen sich die Reflexion einleitet, die uns allmählich auf ein *künstliches Wieder-Bewußtseyn* führt, Anfangs in *positiven* Begriffen und Urtheilen über die Erfahrung, zuletzt aber nur in *negativen* Formen der Ideen; und dadurch erst wird uns mittelbar unser ganzes Inneres hell.“ — „In diesem Verhältniß liegt das ganze *Geheimniß der Philosophie* verborgen.“ — „In allen bisherigen Versuchen zur Philosophie ist dies Verhältniß der Reflexion zur Vernunft mehr oder weniger falsch beurtheilt worden. Sobald es allgemein richtig verstanden seyn wird, werden wir eigentlich das Ende der Geschichte der Philosophie in ihrer jetzigen Bedeutung erreicht haben; indem die Wissenschaft dann eine so feste und sichere Organisation erhalten muß, als jetzt die reine Mathematik. Die ganze bisherige Geschichte der Philosophie ist nichts als die allmähliche Ausscheidung dieser Begriffe.“ — (S. 207.) „Was nun durch Reflexion beobachtet wird, ist vorzüglich die *Verbindung* und *Einheit* in unserer Erkenntniß. Das beobachtende Vermögen aber ist das

des willkürlichen Vorstellens, welches sich der Vergleichung, Abstraction und Analysis bedient, um Begriffe zu bilden und sie in Urtheilen anzuwenden." (S. 208.) „Der Selbstthätigkeit im Erkennen gehört die beharrliche, sich immer gleichbleibende, Grundthätigkeit der Vernunft, welche uns in der Apodicticität der Erkenntnis, und der Nothwendigkeit ihres Gegenstandes, zum Bewusstseyn kommt; dagegen dem willkürlichen Vorstellen nur das wechselnde Spiel dessen gehört, woran wir eben denken. Die veränderlichen Thätigkeiten im Erkennen sind: die Empfindung durch Affection, das unwillkürliche Gedankenpiel durch Association, und das Willkürliche durch Reflexion.“ — „Die Willkürlichkeit der Reflexion ist nur in sehr uneigentlicher Bedeutung Freyheit. Sie bedeutet nichts als lebendige innere Selbstbestimmung, welche im Gemüthe, so lange wir nur die Erkenntnisse für sich betrachten, als zufällig erscheint, im Ganzen aber eben so nothwendig bestimmt ist, als jede Thätigkeit der inneren Natur.“ — (S. 209.) „Willkühr ist ein Vermögen nach der Wahl von Zwecken zu handeln. Sie ist also ein für die Erkenntnis fremdes Vermögen, dessen Einwirkungen auf unsere Vorstellungen nur durch die Abhängigkeit derselben von Begehren und Wollen, und nicht aus der Natur des Erkennens allein erklärt werden können.“ — (S. 217.) „Der mittelbare Einfluss des Willens auf unsere Vorstellungen erfolgt immer nach dem Gesetze: „Eine Vorstellung wird dadurch in der inneren Wahrnehmung klarer, daßs ich mir ihrer bewußt werden will.“ — (S. 218.) „Wir müssen also das Grundgesetz des willkürlichen Vorstellens aussprechen: Eine klare Vorstellung wird dadurch stärker, daßs es mir Zweck wird, sie vorzustellen.“ — (S. 220.) „Der Mensch allein kann denken und dichten, der Mensch allein kann denken, woran er will; er allein kann sich willkürlich mit seinem Inneren beschäftigen, das heißt, er allein hat Reflexion.“ Von jeher wurde die bloße oder blinde Willkühr, als das Eigenthümliche des gedankenlosen, und lediglich durch Lust und Unlust bestimmten, thierischen Handelns — von dem eigentlichen Willen, als dem Charakter des durch Wahl, Absicht, Zweck bestimmten, und eben darum ein Denken voraussetzenden Handelns, unterschieden. Ein Wollen, welches dem Denken überhaupt vorhergeht, und dem kein Denken vorhergeht, ist schlechthin unmöglich; und wir können uns zwar durch unser Wollen entschließen, über Etwas nachzudenken, aber wir müssen dasselbe schon vor diesem Entschlusse, und um diesen Entschlusse auch nur fassen zu können, bereits gedacht haben. Dieses müßte also auch von der Reflexion gelten, wenn dieselbe, wie der V. dafür hält, eine ausschließende Eigenthümlichkeit des Denkens wäre. Aber seine Ansicht der Reflexion verwickelt sich in noch viel augenscheinlichere Widersprüche. Diese angebliche Reflexion soll lediglich auf die Spontaneität der Vernunft, die beharrlichen Thätigkeiten derselben, (welche unmittelbare Erkenntnisse gleichwohl, aber

vor der willkürlichen Reflexion auf dieselben dunkel und bewußtlos sind) gehen, und diese unmittelbaren, bewußtlosen und dunkeln Erkenntnisse sollen nur dadurch klar werden können und müssen, daßs die Reflexion sich derselben wiederbewußt werden will! Hier ist ein Wiederbewußtwerden der bewußtlosen Thätigkeiten, Wiederholung eines Bewusstseyns, das noch nie Statt gefunden hat; und ein Klarwerden durch die Wiederholung des Dunkeln; ein Bewußtwerden-Wollen endlich von Etwas, dessen ich mir nicht bewußt bin, und nur durch das Wollen erst bewußt werden kann! Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit des nach der Meinung des Vfs. keiner Erklärung fähigen und bedürftigen Begriffes von Bewusstseyn gestattet freylich, unter den bewußtlosen unmittelbaren Vernunftkenntnissen, welche erst durch die willkürliche Reflexion zum Bewusstseyn gelangen sollen, auch schon ein Bewusstseyn zu verstehen, das aber vor der Reflexion, und ohne dieselbe bewußtlos oder dunkel ist. Eine Vorstellung kann wohl, wie das oben aufgestellte Gesetz ausagt, dadurch in der inneren Wahrnehmung klarer werden, daßs ich mich ihrer (klarer) bewußt werden will. Aber zu diesem Behuf muß sie nicht dunkel seyn, muß sie schon vor dem Entschlusse, sie weiter aufzuklären, zu meinem Bewusstseyn gelangt seyn. Man mag übrigens unter dem, seit der Kantischen Epoche, immer vieldeutiger gewordenen Worte Reflexion Richtung der Aufmerksamkeit überhaupt, oder aber nur das durch ein Wegsehen von Einem (Abstrahiren) bedingte Hinschauen auf ein Anderes verstehen; so ist nicht abzusehen, warum es nicht eben sowohl eine unwillkürliche, unabsichtliche und gedankenlose nichtdenkende, als eine willkürliche, absichtliche, und denkende Reflexion geben soll. Beide Arten lassen sich im menschlichen Bewusstseyn nachweisen. Auch fehlt es dem vernunftlosen Thieren keineswegs an dem Vermögen der Aufmerksamkeit, auch nicht der willkürlichen der durch Lust und Unlust bestimmten Aufmerksamkeit; und die angeregte Einbildungskraft des bloßen Thieres sieht von einer Erscheinung hinweg, um auf eine andere Erscheinung hinzusehen.

Aber die Kenntniß des Eigenthümlichen der denkenden Abstraction und Reflexion, und des Eigenthümlichen der sinnlichen, und eben darum nichtdenkenden, Abstraction und Reflexion, so wie jeder Eigenthümlichkeit der Unwandelbarkeit und des Denkens einerseits, und der Wandelbarkeit und des sinnlichen Vorstellens andererseits, ist und bleibt so lange unmöglich, als die herkömmliche bewußtlose Verwirrung der Einheit mit dem Zusammenhang, und der Verschiedenheit mit dem Unterschiede, nicht weniger in dem Speculirenden als in dem gemeinen Bewusstseyn unbemerkt fortdauert und unumschränkt fortherrscht, eben darum das nichttrennende Unterscheiden und nichtmischende Vereinigen, welches den Charakter des Denkens ausmacht, und das trennende Unterscheiden und mischende Vereinigen, das

lediglich dem *sinnlichen* Vorstellen zukömmt, vermengt und verwechselt wird; und der Unterschied und Zusammenhang des Unwandelbaren und Vernünftigen mit dem Unterschiede und Zusammenhange des Wandelbaren und Sinnenfälligen für *Einerley* gilt. Die besagte Verwirrung, methodisirt und functionirt durch die allgemein geltende Logik, ist zwar allen bisherigen Lehrgebäuden gemeinschaftlich, läßt sich aber am augenscheinlichsten an der *neuen Kritik der Vernunft* und an der *modernen Indifferenzlehre* nachweisen. In Beiden wird das Denken und das Anschauen, und die reine und die empirische Erkenntnis, und die Einheit oder Unwandelbarkeit, und die Verschiedenheit oder Wandelbarkeit, nur durch *gleichsetzendes Entgegensetzen vereinigt*, während die *Indifferenzlehre* mehr auf die *Gleichheit*, die *neue Kritik* mehr auf den *Gegensatz* hinzieht. Der Grundbegriff der Indifferenzlehre ist die verworrene Vorstellung von der *Vereinigung der Einheit mit der Verschiedenheit*; der Grundbegriff der neuen Kritik — die verworrene Vorstellung von *innerer Thätigkeit*. Durch das, was Hr. Fries die *anschauende* und die *reflectirende Selbstbeachtung* nennt, glaubt er in der *inneren Thätigkeit* sowohl das *Veränderliche* derselben, oder *Sinnliche*, als auch

das *Unveränderliche*, oder *Vernünftige*, entdeckt und aufgewiesen zu haben. Allein befangen durch das herkömmliche *Unterscheiden*, in welchem Unterschied und Verschiedenheit, — und durch das herkömmliche *Vereinigen*, in welchem Einheit und Zusammenhang für *Einerley* gilt, ahnet er keineswegs, daß die Vorstellung von *Thätigkeit überhaupt*, folglich auch von *innerer und selbstbeobachtender Thätigkeit*, schon mit der Verwirrung des *Denkens* und des *sinnlichen* Vorstellens, und des *Grundes* und der *Veränderung* behaftet ist. Nur dadurch, daß in dem Begriffe der *Thätigkeit überhaupt* die *Veränderung*, als Grund, und der Grund der Veränderung verworren, vermengt, verwechselt wird, läßt sich die Thätigkeit als das *Veränderliche* anschauen, und zugleich auch das *Unveränderliche als Thätigkeit* denken. Es ist nur dasselbe In- und durch einander der *Veränderung* und des *Grundes*, wodurch das Wandelbare der Veränderung die Unwandelbarkeit des Grundes annimmt, um als unveränderliche Thätigkeit, als *Vernunft*, gedacht — und das Unwandelbare des Grundes die Wandelbarkeit der Veränderung annimmt — um als *veränderliche Thätigkeit*, als *Sinn* — *angeschaut* zu werden.

Dr.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Halberstadt, b. Dölle: *Pastoralschreiben an seinen Jonathan Schuderoff*, Superintendenten in Ronneburg, von Johann Christoph Greiling, Superintendenten und Oberprediger zu Aschersleben. 1807. 29 S. 8. (2 Gr.) Der gute Schriftsteller verleugnet sich auch in der Behandlung eines trivialen Gegenstandes nicht. Rec. kennt zwar nicht genau die Veranlassung zu vorliegendem Schreiben; es geht aus ihm nicht klar hervor, ob dem Vf. oder seinem Freunde, Hn. Sch., und mit ihnen den übrigen Predigern Preussens und Sachsens, zur Zeit allgemeiner Kriegesnoth, wo der belastete Bürgerstand, seine glückliche Lage im Frieden vergebend, mit Neid auf die Privilegien der öffentlichen Diener sieht, und lie gern zur Theilung der ihm gebührenden Lasten verpflichtet möchte, die Ansetzung gemacht worden ist, Thorwachen zu versehen, Schildwache zu stellen, und Soldaten sich einlegen zu lassen. Aber woher und an wen auch immer die unsinnige Anforderung geschehen und wie schwach die Stimme gewesen seyn mag, die sich dafür erklärte, der ganze Prediger- und Lehrerstand hat unstreitig Ursache sich zu freuen, daß sie sogleich durch das kräftige Wort eines fachverständigen Mannes überstimmt und zum Schweigen gebracht worden ist. Jetzt, wo alles auf den Predigerstand kniet und drückt, geschieht es nur zu leicht, daß Anträge, die in vorigen Zeiten gar nicht gewagt, wenigstens mit der tiefsten Indignation zurückgewiesen worden wären, applaudirt und annehmbar gefunden werden. Der Vf. verdient sich daher allgemeinen Dank, wenn er mit anständiger Freymüthigkeit, der wir nur hie und da mehr Würde des Stils wünschen möchten, in rhapsodischer Kürze und doch eindringender Gründlichkeit die außer allem Zweifel liegende Frage untersucht: „Ob Prediger nach göttlichen und menschlichen Gesetzen Schildwache stehen, Thorwache thun, und als gemeine Handlanger der Policy gewärtig seyn sollen?“

Die Frage selbst fertigt er, wie sie es verdienen, mit gewürzter Laune ab, und Rec. giebt Jedem, der etwa noch bey sich selbst aufstand, ob die Frage denn doch nicht, falls der Prediger, wie sich von selbst versteht, für einige Groschen nur seinen Mann stellt, zu bejahen sey, sein Ehrenwort, daß ihm nachdem er die 29 S. des Pastoralis Schreibens gelesen hat, die Lust dazu vergehen wird. — Eine besonders löbliche Eigenschaft der Schrift ist auch die, daß der Vf. durch sie „seinem

nie gesehenen Freunde“ ein Denkmal der Liebe setzen wollte, welches über ihr durch das Journal angepönnene Verhältniß ein liebliches Licht verbreitet.

A + X.

Ohne Anzeige des Druckorts: *Über Neuchâtel*. Fünfter Theil. 1807. III S. kl. 4. (9 Gr.) Ob die, vormalig unter der preussischen Oberherrlichkeit so glücklichen, Einwohner von Neuchâtel sich, seit der mit ihnen vorgegangenen Veränderung, in ihrem Staats- und Sitten-Leben verbessert oder verschlimmert haben, darüber hoffte Rec. durch diese Bogen belehrt zu werden. Unangenehm ward er also überrascht, da er fand, daß sie nichts enthielten, als ein Fragment aus dem Tagebuch eines reisenden Preussen, während seines Aufenthalts zu Neuchâtel im Sept. d. J. 1802. Damals küßte N. das alte Scepter noch. Der Vf. weiß nicht genug zu sagen von der freundschaftlichen Art, wie man ihn aliensalben als Preussen und Landsmann aufgenommen; wie schön und gut zu bereisen das Ländchen; wie fleißig, bieder und höflich die Bewohner; wie liberal und republicanisch die Regierungsform: kurz, von lauter Dingen, die wir von der Schule her wußten. In Betreff der Schreibart lieft das kleine Buch sich nicht schlecht, und würde noch besser seyn, wenn sich nicht der Vf. in seinen Bemerkungen zu flach am Boden hätte aufhalten wollen. So kommt er im Anfange immer auf den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz, der einige Wochen vor ihm durch N. reisete, zurück, ob er gleich nichts Merkwürdiges von ihm anführt. Als er den Montblank zuerst sah, entblößte er ehrfurchtsvoll sein Haupt. Strenge im Belrafen sey, meint er, kein Mittel zu größerer Sittlichkeit, wohl aber ein Beweis davon. Dieser Satz ist doch noch disputabel; aber recht trivial sind die von dem Vf. weitläufig ausgeführten: daß man die mühsam erlangten Güter höher schätze, als andere; daß die Landleute in Frankreich besser Französisch sprechen, als die von einem Sprachmeister unterrichteten deutschen Knaben u. dgl. Der König von Preussen erhielt aus diesem wohlhabenden Ländchen jährlich nicht mehr, als die nicht zu erhöhende, bestimmte Summe von 100000 Livr., wovon er den Gouverneur noch bezahlen mußte. Im Durchschnitt wurden aus den beiden Dörfern Locle und Chaux de Fond jährlich 40000 goldne und silberne Taschenuhren in die Welt geschickt. Ein einziger Uhrmacher in Chaux de Fond verfertigte ihrer wöchentlich 40. In Neuchâtel war es, wo der Vf. zuerst den *Hamburger Correspondenten* vermißte, der ihn durch ganz Deutschland und die Schweiz begleitet hatte.

Ght.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J A N U A R, 1809.

P Ä D A G O G I K.

JENA, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unserer Zeit dargestellt von Friedrich Immanuel Niethammer*, der Phil. und Theol. Dr., der königl. Akad. d. Wissensch. zu München aufserord. wirkl. Mitglied, königl. bayerisch. Central-Schul- und Studien-Rath bey dem geh. Ministerium des Innern. 1808. 359 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Gegenwärtige Schrift wird sich, wir zweifeln nicht, bereits in den Händen Aller befinden, denen Erziehung und Unterricht wichtige Gegenstände sind. Sie bekannt zu machen, oder erst zu verbreiten, ist diese Anzeige nicht geschrieben; auch sind uns andere Blätter im allgemeinen Lobe derselben zuvorgekommen. Aber die Gründlichkeit der Ausführung, und die dialektische Natur der Untersuchung selbst reizen, statt sich auf die bloße Anzeige zu beschränken, ein wissenschaftliches Wort darüber zu sprechen, und die Schrift eben von dieser Seite zu nehmen, durch welche sie sich von den gewöhnlichen pädagogischen Schriften unterscheidet.

Zuerst etwas von der historischen Beziehung derselben und ihrem Interesse für die Zeit. Vor ungefähr dreißig Jahren, da ein unruhiger Geist der Veränderung, ein unbestimmter Überdruß des Vorhandenen sich zu zeigen anfang, und bey mangelnder Kraft zur Verbesserung von Grund aus alles im Einzelnen versucht wurde, sollte das Heil der Welt auf Einmal durch eine Umwälzung der bisherigen Erziehungs- und Unterrichts-Art bewirkt werden. Zwar der Geist der öffentlichen Anstalten war nicht so leicht und schnell, als die Verbesserer wünschten, auszutreiben; sie mußten sich daher auf Privatunternehmungen einschränken, und errichteten Anstalten auf eigene Hand, die, dem sentimentalen Treiben der Zeit gemäß, den Namen Philanthropine erhielten, der auf Armen- und Besserungs-Häuser, oder auf Anstalten für Gebrechliche und Blödsinnige eben so gut gepaßt haben würde. Inzwischen war mit diesen die neue Pädagogik zur Welt geboren; die alte, welche in obiger Schrift Humanismus genannt wird, mit der neuen oder dem Philanthropinismus in offenen Krieg versetzt; durch hundert Eingänge drang dieser zuerst in die häusliche Erziehung; in der öffentlichen brachte er wenigstens einen Zustand der Unruhe und des Schwankens hervor. Später erst, da

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Niemand mehr sich dessen verfah, erschien er in einem Staat, dessen mächtige Fortschritte zur Verbesserung längst die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten, in neuer Gestalt und zum öffentlichen Unterrichtssysteme entwickelt: ein Phänomen, das Vielen unbegreiflich dünkte. Bey dem ungleichen Fortgange der Cultur in den verschiedenen Theilen Deutschlands war es zwar nichts Ungewöhnliches, daß, was in dem einen längst wieder aufgegeben war, in dem anderen erst fest zu wurzeln und zu blühen anfang. Aber eben durch dieses spätere Wiederaufleben traf der Philanthropinismus mit der allgemeinen philosophischen Bewegung zusammen, welche da, wo Mönch- und Pfaffenthum zwar der Materie nach schnell und leicht hinweggeschafft worden waren, die Form aber und das ganze Gepräge des Geistes, welches sie ertheilten, desto unverilglicher haftete, eine neue Scholastik eigener Art erzeugen mußte, die um so barbarischer war, als eben dort das Studium des classischen Alterthums seit undenklichen Zeiten danieder gelegen, und nie zu seinem wahren Zwecke sich erhoben hatte. Durch Verbindung dieser beiden Umstände mußte der Philanthropinismus eine für die öffentliche Erziehung, für die Freyheit des Geistes und die wahren Fortschritte der Bildung weit gefährlichere Gestalt gewinnen. Wir glaubten so viel über ein Phänomen bemerken zu müssen, das bey den gegebenen Umständen fast unvermeidlich sich zeigen mußte, und welches als ein nothwendiges zu begreifen viel besser war, als Absichten zu erdichten, die gar nicht Statt fanden.

Abgesehen aber von jeder besonderen Beziehung, hat der Streit beider Unterrichtssysteme ein allgemeines Interesse und eine rein wissenschaftliche Bedeutung. Weit entfernt, daß er in diesem Sinn bereits geschlichtet wäre, möchten wir sagen, daß er noch gar nicht recht angefangen habe. Eine Menge Grundsätze, die mittelbar oder unmittelbar dem Philanthropinismus angehören, haben sich in die entgegengesetzten Systeme eingeschlichen. Wie viele, die jener sogenannten Aufklärung — einer wahren *Entgeißung* der Nation nach dem Ausdruck des Vfs. (S. 18) — sonst sich widersetzt hatten, sind ihrer Einwirkung selbst nicht entgangen, und zeigen sich jetzt erst in der letzten Herzensmeinung einig mit ihr! Wo alles so unrein und gemischt ist, da kann der wahre Streit noch nicht angefangen haben. Der große Scheidungsproceß des Guten und des Schlechten beginnt erst jetzt; auch in der wichtigen Sache der Theorie

des Erziehungsunterrichtes ist er durch vorliegende Schrift erst wirklich eingeleitet.

Oder soll etwa nur unbedingt das Alte wieder hergestellt werden, ein Mittel, wozu Mangel an selbstschaffender Kraft und Verzagtheit nach so vielem Mislungenen jetzt allgemein greift? Nur Jemand, der, ganz in die Schranken seiner Schule gebannt, nie einen freyen Blick in die Weltzustände geworfen, könnte der Meinung seyn, dafs, während alle Bedingungen des Lebens so mächtig verändert, die Forderungen der Welt an uns so ganz andere geworden, alle Verhältnisse erneut, oder in der Erneuerung begriffen sind, Unterricht und Erziehung allein der Umschaffung nicht bedürfen. Ein einfacheres, eben darum kräftigeres, auf grössere Grundsätze gebautes System der Erziehung, ist dringendes Bedürfnis. Die Schuld des Geschehenen, der Schwäche des jetzt handelnden Geschlechts und seiner Verirrungen können, wenn man einmal auf Erziehung als eine Quelle derselben zurückgehen will, doch wahrlich nicht die Neuerungsversuche allein tragen: wo hat denn die alte Schule die praktisch - grofsen Männer gebildet, deren die Zeit bedurfte? Hat, während jene nach einer flachen Gemeinnützlichkeits streben, diese nicht im Gegentheil immer mehr vom Leben sich zurückgezogen, engherzig von Welt und allgemeinem menschlichem Wirken sich losgesagt? Am unerträglichsten aber dünkt uns, wenn das, was nicht einmal jenen schwachen Versuchen mit Erfolg entgegen gewirkt, was sich ohnmächtig gezeigt, das Geringste zu retten, unserem Zeitalter wieder als Arzneitrunk angeboten oder gar aufgedrungen werden soll. Auch dem dunkelsten Streben zur Veränderung liegt gewöhnlich ein richtiger, wenn schon nicht begriffener, Instinct zum Grunde. So war das oben erwähnte unbestimmte Verlangen nach etwas Neuem ein Vorzeichen der kommenden Ereignisse, das, besser verstanden, diesen selbst eine andere Wendung geben konnte. Ein solches dunkles Gefühl hat auch die philanthropisch sich nennenden Bestrebungen, den Erziehungsunterricht umzuändern, geleitet. Unsere Sache ist jetzt, es deutlich zu machen und zum Bewustseyn zu erheben. So zeigte dieses Gefühl sich als Streben nach dem Gemeinnützlichen, ohne Einsicht, worin das wirklich Gemeinnützliche bestehe. Uns sollte dies nun klar geworden seyn. Dem älteren System lag von Anfang mehr klare Einsicht und selbst wissenschaftliche Erkenntnis zum Grunde: aber hat sich der ursprüngliche Sinn aus ihm nicht wie aus so manchen anderen Systemen verloren? Auch der Gedanke also, den Streit beider Unterrichtssysteme so zu führen, dafs das relativ - Wahre eines jeden, gegenseitig sich berichtend, das vollkommen - Wahre zum Product gebe, ist ganz an der Zeit, und einer wissenschaftlichen Ausführung würdig.

Bey jeder Untersuchung eines Streitiges, die besonders eine Ausgleichung beabsichtigt, ist die Aufindung des Grundgegensatzes das Wichtigste. Der für den gegenwärtigen Streit gefundene möchte so

ziemlich für den Streit der ganzen Zeit gefunden seyn. Der Vf. beschäftigt sich mit dieser Aufgabe im zweyten Abschnitt, der daher die Überschrift: Wissenschaftliche Begründung der Untersuchung, führt. Das rechte Wort desselben meint der Vf. zwar Anfangs in den Begriffen von Animalität und Rationalität gefunden zu haben, die im Menschen coexistiren sollen; und in der That ist der Gegensatz weit genug, um recht viel auf ihn zurückführen zu können. Allein die spätere Bemerkung (S. 67), dafs im Menschen nirgends ein Punct sich aufzeigen lasse, wo reine Thierheit anhebe, dafs (S. 68) diese im Menschen durch die Verbindung mit der Vernunft nicht nur (negativ) aufgehört habe, Thierheit zu seyn, sondern etwas positiv - Anderes geworden, und selbst geheiligt (S. 40) sey, scheint zu beweisen, dafs für den Menschen überhaupt dieser Gegensatz zu weit gewählt seyn möchte. Ist im Menschen die Thierheit bereits von der Geistigkeit durchdrungen, der Leib, wie der Vf. sagt, ein Tempel des heiligen Geistes: so ist der Gegensatz schon durch das Wesen des Menschen als solchen aufgelöst; ein höherer und anderer mufs hervortreten. Wir glauben daher diese Ausdrücke nicht strengwissenschaftlich, sondern ohngefähr so nehmen zu müssen, wie die anderen von Erde und Himmel, um Reales und Ideales zu bezeichnen. Vielleicht sind sie einer Nachgiebigkeit gegen das Gangbare zuzuschreiben, die bey der Absicht der Allgemeinverständlichkeit keinen Tadel verdient. Bekanntlich hat die Antithese von Thierheit und Geistigkeit in unserer Literatur eine gewisse Popularität erlangt, indem sie theils als polemisches Mittel dienen mufs (obgleich die Zeiten der Encyclopädisten längst vorüber sind); theils darum unentbehrlich ist, weil es sonst in manchen Systemen an einem Erklärungsgrund des Bösen und der Verderbtheit der menschlichen Natur fehlen würde, den man da, wo er wirklich ist, entweder nicht sehen kann, oder nicht sehen will. Auf die nämliche Art erklären wir es auch, wenn als parallele Ausdrücke jener beiden die von Vernunft und Zweckverstand gebraucht werden. Denn die esoterische Meinung des überall scharf bestimmenden und genau unterscheidenden Verfassers kann es nicht seyn, dafs uns der Kunstverstand mit den Thieren gemein sey; etwas, das völlig die Begriffe von Menschheit und Thierheit verwirrt. Die Kunst, die vom Thiere ausgeübt wird, ist in Ansehung seiner eine durchaus blinde, mit keinem Bewustseyn eines Zwecks verbundene; in ihm handelt ein Anderes als es selbst. Verstand setzt Persönlichkeit voraus; und zu einer Zeit, da leider von Menschen so wenig überflüssiger Verstand gezeigt worden, thut es wahrlich nicht Noth, ihn freygebig den Thieren zukommen zu lassen. Wir glauben also, um den wahren Sinn des Vfs. nicht zu verfehlen, uns besser an die freyeren Ausdrücke des Gegensatzes in folgenden Wendungen zu halten. „Dem einen System ist der Mensch lauterer Geist; das Leben im Idealen seine einzig wahr-

re Bestimmung. Nach dem anderen hat das geistige Leben keine Selbstständigkeit, und das Schaffen und Wirken in der Sinnenwelt ist die einzig sichere Bestimmung des Menschen. Jenes verschmäh't alle Bildung für äußere Zwecke, alle Bemühung um die Mittel, welche zur Verwirklichung der Ideen in der Außenwelt nothwendig sind; das andere hat gar nicht die Bildung des Geistes an sich, sondern die für bloß äußere Zwecke, zum künftigen Beruf und Fortkommen in der Welt, zur letzten Absicht.“ Aber nur worin jene Mittel, oder, genauer zu reden, worin jenes — doch wohl ebenfalls positive — Princip bestehe, durch dessen Kraft der Mensch Ideen in der Außenwelt verwirklicht — darüber hätten wir die bestimmte Erklärung vom Vf. gewünscht. Denn wenn etwa darunter wieder nur *Kenntnisse* verstanden werden, z. B. die sogenannte Kenntniß der Welt, des Menschen, der positiven Einrichtungen u. s. f. (S. 42): so geht uns der Gegensatz unversehens wieder verloren; wir bleiben auch damit nur in der Sphäre des Geistigen stehen.

Sollte der wahre hier allein zu suchende Gegensatz nicht folgender seyn? — Der *Vernunft*, die als das Vernehmende und Allgemeine, in Ansehung des Menschen, mehr den Charakter der Ruhe und Hingebung hat, kann bloß das Thätige, Selbstwirkende, mit Einem Worte, die *Persönlichkeit* entgegengesetzt werden. Jene, die Vernunft, bestimmt an dem Menschen überall nur seinen Gattungsbegriff, seinen allgemeinen Wesenscharakter; diese, die Persönlichkeit, ist es, nach welcher wir die besondere Tüchtigkeit und Trefflichkeit des Menschen schätzen, so daß z. B. ein vernünftiger Mann genannt zu werden (das Allgemeine, was von einem Menschen ausgesagt werden kann) ein fast eben so zweydeutiges Lob ist, als das andere, ein guter Mann zu heißen, während dagegen Persönlichkeit an und für sich und ohne weiteren Zusatz Lob erhält. In der That fassen wir alle Tugenden und Eigenschaften, welche der Mensch in kräftiger Verwirklichung der Ideen zeigt, unter diesem Namen zusammen. Ausserdem ist auch nicht zu leugnen, daß das ganze Streben des modernen Humanismus ganz auf die Cultur und unverhältnißmäßige Erhebung jener unpersönlichen Eigenschaften ging, die persönlichen aber als etwas Schlechtes und gering zu Schätzendes bey Seite liegen blieben. Es ist, als hätte Ein Schicksal die äußeren Ereignisse und die inneren Geistesrichtungen bestimmt, als hätte alle Selbstheit und Ichheit, nachdem die Nation ihre Persönlichkeit längst verloren, auch im Individuum mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden sollen. Woher sonst im Inneren unserer Nation jenes absichtliche und bewusste Wüthen gegen hervorragende Individualität, und zwar als solche — woher die Unterdrückung aller Eigenthümlichkeit durch die Uniformirung des Unterrichtes, wogegen der Vf. (S. 198 ff.) so treffende Worte redet, und durch welche die Auflösung ins Allgemeine bey uns endlich bis zur substanzlosesten Durchsichtigkeit gelangt ist; nicht jener des Demants, die mit der größten Bestimmtheit und Härte der Indi-

vidualität besteht, sondern der haltungslosen Luft? Woher, ohne ein solches Schicksal anzunehmen, wäre begreiflich, daß eine Philosophie, die kräftiger, als eine zuvor, die Persönlichkeit erhoben, ja zum allgemeinen Mittelpunkt gemacht, ihrem Urheber unter der Hand zu einer völlig anderen geworden, die jede Selbstwirkung, jede eigene Thätigkeit des Menschen nicht kräftig genug zu verdammen weis? Woher, ohne dieses gänzliche Aufgeben aller Persönlichkeit, die Kleinmüthigkeit, welche frömmelnder Unvernunft, einer neuen desto widerwärtigeren, weil philosophischen, desto verderblicheren, weil praktischen, Sentimentalität die Thür öffnet, und endlich auf alles eigene Denken, wie schon längst auf das eigene Wollen, verzichten, den Quell der Weisheit im Nichtsthum oder — in den Kirchenvätern suchen heisst? Woher endlich die allgemeine Geringachtung der Gelehrten in Bezug auf Welt und Leben, als von dieser entschiedenen Unpersönlichkeit bey vermeintlich hoher Bildung, allseitiger Humanität, ja sogar Anpreisung des Alterthums, dessen Muster eben durch die Vereinigung der höchsten und allgemeinsten Bildung mit der bestimmtesten Persönlichkeit unsere Bewunderung erregen? — Mag es seyn, daß kein Philanthropinist den Gegensatz so gedacht (die verkehrtesten Mittel zur Heilung des Übels haben sie auf jeden Fall ergriffen): dennoch kann das wahre Wort des Gegensatzes nur dieses seyn: denn die Einwendung, daß Erweckung und Bildung der Persönlichkeit der sittlichen Erziehung anheim fälle, und also bey der Frage nach dem höchsten Zwecke des *Unterrichts* nicht in Betracht komme, wollen wir Niemanden zutrauen. Auch unsere Meinung ist, daß ohne Freyheit des Willens, im eigentlichen und wörtlichen Verstande, Persönlichkeit ein Unding sey; aber wenn Selbstständigkeit und schaffende — das, was nicht ist, *hervorbringende* — Kraft der allgemeine Charakter der Persönlichkeit ist, wenn Entschiedenheit, Sicherheit, Gegenwart des Geistes im besondern Fall ihre bestimmtesten Merkmale sind: so ist einleuchtend, daß nur selbstgeschaffene Begriffe, nur diejenige Sicherheit der Grundsätze, welche aus einer völlig durchgebildeten Weltansicht entspringt, zu der jeder von jedem Punct aus gelangen und geleitet werden kann, nebst Freyheit von Vorurtheilen (worunter hier alle beschränkenden Meinungen verstanden werden), wahre Persönlichkeit geben, und die Art sowohl als den Stoff ihrer Äußerung bestimmen. Darum (oben läßt sich zweifeln, ob von dem Unterricht je für sich geredet werden könne, da er ein wesentlicher Theil der Erziehung ist, und beide zusammen genommen erst die wahre Kunst der Menschenbildung ausmachen.

Nach der Erkenntniß und Bestimmung des Gegensatzes ist, das Princip der Entscheidung oder Ausgleichung zu finden, das Wichtigste. Das richtige Princip für den vorliegenden Fall glauben wir bey dem Vf. schon im ersten (historischen) Abschnitt in den Worten (S. 33) zu finden: „Ein anderer Geist, dem jener der Aufklärung als bloßer Vorläufer Platz gemacht hat, ist mit der Wiederauferweckung des

ächten philosophischen Denkens unter uns erschienen. — Dieselbe merkwürdige Reform, welche das Ideale wieder zu der Ehre, Realität zu seyn, hervorgerufen hat, ist in dem ganzen Umfang unserer Bildung, in Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Religion, in allen Zweigen des Thuns und des Lebens sichtbar. — Die Idealität der Wahrheit und die Wahrheit des Idealen wird immer allgemeiner und lauter anerkannt, die Stimme derer, die jene Überzeugung höhnen, immer heimlicher und schwächer. „Irren wir uns, oder wäre an Deutlichkeit gewonnen worden, wenn der Vf. diesen Gesichtspunct auch zu Anfang des zweyten Abschnitts festgehalten hätte? Denn wenn dort der Grundfehler beider Systeme in die *Einseitigkeit* gesetzt wird, indem der Humanismus von den zwey Seiten der menschlichen Natur nur die geistige, der Philanthropinismus nur die thierische ins Auge gefaßt habe: so müßte alsdann das Rechte schon dadurch hervorgehen, daß beide Seiten nur zugleich oder vereinigt ins Auge gefaßt würden, welches der Vf. (S. 67) ausdrücklich leugnet, und was auch dem Geist seiner ganzen Ansicht widerstreitet. Ist aber der Streit nicht durch Verbindung zu entscheiden: so liegt auch der Grund des Übels nicht in der Einseitigkeit der Reflexion — in dem Sehen der einen ohne die andere Seite — sondern vielmehr darin, daß zwey Seiten gesehen wurden, ein Gegensatz gesucht, wo keiner war — in der Annahme, daß es eine geistige Thätigkeit gebe, die nicht zugleich real — und eine reale, die nicht zugleich geistig wäre. Diesen Grundfehler haben beide Systeme *gemein*; und die vom Vf. angegebene Einseitigkeit ist erst eine Folge desselben. Der Vf., der überall mit logischer Genauigkeit zu Werke geht, wird uns diese für die Klarheit der Entscheidung wichtige Bemerkung nicht als Sylbenstecherey auslegen. Daß er sich auf die angegebene Art ausgedrückt, daran hat ohne Zweifel nur die gewählte Bezeichnung des Gegensatzes Schuld. Denn zwischen Rationalität und Animalität als solchen ist allerdings ein vollkommener Gegensatz. Wo diese ist, kann jene eben darum nicht seyn, und umgekehrt wo jene ist — versteht sich als persönliche Rationalität, nicht als die allgemeine, die freylich in jedem Stein und Thier ist — muß diese, die Animalität, aufgehört haben, und in ein Höheres verklärt seyn. Daß der Humanismus, der ausgeartete nämlich, wie ihn der Vf. an mehreren Stellen schildert, diesen Gegensatz so gemacht, ist freylich unleugbar; wenn er aber das Animalische, als das vermeintlich böse Princip, herabzusetzen und zu schwächen, das andere dagegen zu erhöhen suchte: so lag der Fehler nicht in dieser, nach der Voraussetzung vielmehr lobenswerthen Einseitigkeit, sondern in der Annahme, daß in Menschen, wo offenbar ein höherer Kampf beginnt, die Geittigkeit ihren Gegensatz in der Thierheit habe. Der alte und ächte Humanismus kannte diese moderne Polemik gegen den Animalismus keineswegs, und wußte diesen überhaupt mit mehr Geistesfreyheit zu nehmen, wie die wohlfürsorgenden Stiftungen für Leibesnahrung und Nothdurft der Studirenden be-

weisen — eben so viele Denkmäler der alten Pädagogik, dergleichen, seines Namens ohnerachtet, der Philanthropinismus keine aufzuweisen hat, der nur seine Verwalter zu bereichern diene — wie ferner die Sorge für Bildung körperlicher Kraft und Gewandtheit auf unseren Universitäten beweist, wo seit den ältesten Zeiten Meister in allen Leibesübungen angestellt sind, welche erst ein Pedantismus neuerer und trübfeliger Art zu verschrecken Miene gemacht hat. Wir wenden die obige Bemerkung gleich auf die Entscheidung der allgemeinsten Streitpuncte über den *Zweck* des Erziehungsunterrichts an, wovon der Vf. zu Anfang des 3ten Abschnitts handelt. Der erste ist, ob jener Zweck in der Bildung des Geistes an sich, oder in der Bildung und Vorbereitung zum künftigen Beruf bestehe? Der Fehler beider Systeme liegt auch hier nicht in einer Einseitigkeit der Reflexion auf die eine oder andere der jenen beiden Zwecken entsprechenden Thätigkeiten, sondern in der Einseitigkeit des *Begriffs* von einer jeden; in der Annahme, daß geistige und Berufs-Thätigkeit überhaupt reell unterscheidbar seyen. Das nämlich war die mit Triumph vorgebrachte Weisheit, daß die höchste intellectuelle Bildung für das eigentliche Leben unnütz, und daß die wahrhaft praktische Thätigkeit eine von der ideellen gänzlich unabhängige sey. Auch diese Meinung hatten wieder beide Theile *gemein*. War sie gleich ein Product der modernen Aufklärerey: so stimmte der große Haufen der Humanisten doch willig mit ein. Wer bekannte lauter, als sie selber, die Unfruchtbarkeit der Ideen für das Leben und die Unnützlichkeit aller Speculation? Eine Behauptung, die sie bald wahr machten. Denn eben indem sie die Wissenschaft mehr und mehr zu dem Bedürfnis des Alltagsgebrauchs herabzogen, oder in eine völlig unfruchtbare Gelehrsamkeit verwandelten, gingen in ihr die Ideen, und damit alle praktische Kraft aus, so daß ihr das Leben in Kurzem über den Kopf gewachsen war. Die Wenigen, die jene reine und unbedingte Liebe der Wissenschaft um der Wissenschaft, der Ideen um der Ideen willen, welche die früheren Zeitalter erhoben hatte, noch in sich empfanden, zogen sich freywillig oder gezwungen von Welt und Leben zurück. Die ächten Jünger jener Meister aber waren entweder für das praktische Leben wirklich gründlich verdorben, oder zwar gemeinnützlich und flach genug gebildet, aber durch ihre Ideenlosigkeit unfähig, selbstständig in die Zeit, die ihnen zu groß war, einzugreifen. Um die Verwirrung zu vollenden, wurde dieser endlich allgemein gefühlte Mangel praktischer Kraft dem wahren Humanismus zugeschrieben, und dem Ubel durch eine noch vollkommnere und weitere Ausführung des Philanthropinismus zu steuern gesucht. Des ächten, freylich schon uralten, Humanismus Meinung war: Wissenschaft und geistige Bildung seyen das Salz der Erde; zum Verfall eile ein Volk, wenn entweder das Salz dumm, d. h. die Weisen unfähig würden, zu regieren, oder umgekehrt mit der Dummheit gesalzt würde, d. h. die Unweisen regierten.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 J A N U A R , 1809.

P A D A G O G I K

JENA, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus* in der Theorie des Erziehungs - Unterrichtes unserer Zeit dargestellt von *Friedr. Immanuel Niethammer* u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auf diese Überzeugung, welche die Kraft voriger Jahrhunderte war, das unsrige zurückzuführen, strebt mit Würde und Ernst die vorliegende Schrift. Sie entscheidet unbedingt für den (richtig verstandenen) Humanismus, offenbar nur in der angegebenen Voraussetzung. Die behauptete Identität ist nämlich nicht etwa als Gleichheit zu verstehen — Begriffe, die jeder genaue Sprachgebrauch, jede Logik unterscheiden lehrt; — der Sinn ist, daß das Positive beider Thätigkeiten Ein und Dasselbe, der Nerv praktischer Thätigkeit selbst die geistige sey. Jeder Gegensatz, in dem sich findet, daß das Eine (richtig verstanden) das Andere begreift, dieses also das Begriffe von jenem ist, muß nach dem Princip der Unterordnung entschieden werden. Eben dieses ist das durchgängig vom Vf. angenommene. Kein Wunder also, daß der Humanismus überall entschieden Recht behält, und es bedurfte deshalb keiner Versicherung von Unparteylichkeit (S. 74). — „Wer für das Unbedingte gebildet ist, sagt der Vf. S. 101, der ist allein eigentlich gebildet, und bringt Bildung auch zum Bedingten mit. Wer eine andere Realität, als die der Erde, kennen, und eine höhere Bestimmung seines Lebens glauben gelernt hat, für den hat das Leben *einen ganz andern Ernst*, als den der Noth. Nur dieser macht kleinlich und gemein; der andere erhebt den Menschen.“ — „Dem Blick, der an Gegenständen der Innenwelt sich geübt hat, wird auch die Dinge der Außenwelt zu durchschauen weit eher möglich seyn, als dem, der sich mit noch so viel Sachen, d. h. Äußerlichkeiten abgegeben hat.“ — Auch umkehren läßt sich eben deswegen die Ordnung nicht; denn die bewegendes Kraft des Äußeren liegt selbst im Inneren. „Das Sehenswerthe an der Erde — auch in den Weltereignissen, setzen wir hinzu — ist selbst das Unsichtbare.“ Wer nun hiegegen die jetzige Gestalt der Welt, die Verworrenheit und Verwickelungen der Staatsgebäude u. s. w. stellen wollte, vergäße, daß diese Gestalt selbst die Folge jener Trennung des Lebens von dem einzig belebenden Princip ist. Daß bey der Frage, was seyn solle, auf den lebendigen

Staat gerechnet werde, nicht auf den todten, versteht sich doch wohl. — Wie war es denn möglich, daß in dem römischen Freystaat der nämliche Mann die Dienste des Krieges in der Jugend, das Amt des Richters bey anfangender Mannheit, das eines Verwalters öffentlicher Einkünfte in reiferen Jahren, endlich das Ruder des ganzen Staates in Frieden und Krieg führen, der nämliche zugleich Oberhaupt des Gemeinwesens zu Haus, und siegreicher Feldherr an der Spitze der Heere seyn, und zuletzt im Alter noch den Mufen und der Philosophie leben konnte? Eine nothwendige Idee ist es (man sehe S. 95), daß die Berufsthätigkeit (worunter wirkliche Thätigkeit, nicht knechtische oder bloß mechanische Arbeit verstanden wird), eine fortgesetzte Ausübung der Humanität, eine fortgehende Bildung und Steigerung der geistigen Kraft an dem widerstrebenden Stoff der Wirklichkeit sey; eine Idee, die, wenn auch auf kurze Zeit, doch in einzelnen glücklichen Staaten, häufiger im öffentlichen Leben großer, ihr Zeitalter beherrschender Menschen, sich verwirklicht gezeigt hat. Die den Staat immer nur als Mechanismus angesehen, denen kein positiver Begriff, die umfassendste Darstellung der Ideen in der Wirklichkeit zu seyn, nie klar geworden ist, mögen auf jede Berufsthätigkeit verächtlich herabsehen. Sind aber auch in menschlichen Dingen nur Ideen das lenkende, ordnende und wahrhaft schaffende Princip: so muß die geistige Bildung, ihrer Allgemeinheit unbeschadet, unmittelbar Bildung für das Leben seyn, und von diesem nicht sowohl abziehen, als die höchste Kraft desselben und das wirkliche Principium seiner Veredlung erwecken.

Ein anderer vom Vf. erwähnter Gegensatz ist, daß Erwerbung bestimmter Kenntnisse dem Einen Übung des Geistes an sich, dem Anderen als Hauptzweck erscheint. Von einem wahren Gegensatz kann nun hier vollends nicht die Rede seyn, da Geist und Kenntnisse sich wie Seele und Leib verhalten; nur was höher sey, was untergeordnet, was Zweck und was Mittel, kann die Frage seyn. Selbst der Philanthropinismus ist doch kaum für so blind anzunehmen, daß er die Kraft, wodurch alles bewegt wird, geringer achten sollte, als die zu bewegendes Masse. Eher hat der moderne Humanismus, durch den zu großen, auf Kenntnisse als solche gelegten Werth, Gelehrsamkeit und ausgebreitetes Wissen in übeln Ruf gebracht, indem freylich Verständnis der Sprachen, genaueste, aus allen Geschichtsbüchern

geschöpfte Kenntniß der Weltereignisse, ohne befestigtes Gemüth und selbstständigen Geist, vor den falschesten Urtheilen und den größten Mißgriffen nicht schützen konnte. Gewöhnlich wird indeß jener Gegensatz näher bestimmt, so daß Ideen und praktisch brauchbare oder gemeinnützliche Kenntnisse, Übung der contemplativen, Ideen erzeugenden, Kraft an geistigen Gegenständen, und Übung der materiellen Thätigkeit an bloß materiellen Dingen, einander entgegen stehen. Schelten wir die Nützlichkeitsforderung doch nicht zu unbedingt! Wer dem Menschen nützen kann, erfüllt sicher den Zweck der Natur, indem wir in jenen humanen Gedanken einstimmen dürfen: wozu all' der Apparat von Sonnensystemen, Milchstraßen und Nebelsternen seyn würde, wenn nicht endlich irgend ein vernünftiges Wesen des Daseyns sich freute! Da aber die Menschengattung zur Einheit geschaffen ist, und der Einzelne nur als Glied eines kleineren oder größeren Ganzen seinen wahren Lebensvorteil finden kann: so ist, wenn vom Nützlichen die Rede ist, zuletzt alles auf das Ganze zu beziehen, und nur das wahrhaft gemeinnützlich zu nennen, was nicht Einzelnen, und wären es noch so viele, sondern dem Staat, dem Volk als solchem nützt. Ganz im Gegentheil hat die letzte Zeit gerade das gemeinnützlich genannt, was nur dem Einzelnen frommt. So, um bey einem der nächsten Beyspiele stehen zu bleiben, wird durch die Erfindung der Vaccination wohl manches einzelne Leben gerettet; einzelnen Vätern, einzelnen Müttern Leid und Schmerz abgewendet, aber was hat der Staat als solcher davon? Daß die Population dadurch vermehrt werde, ist zweifelhaft, so lange man nicht weiß, ob der Tod seine Beute nicht auf anderem Wege kolt, da ihm dieser abgeschnitten ist; daß vermehrte Population für jeden Staat unbedingt wünschenswerth sey, ist ebenfalls nur eine leichte Behauptung neuerer Zeit: beides aber zugegeben, so besteht ja der Staat nicht in der Population, noch durch sie, und ohne Sitten und Religion wird jedes vaccinierte Volk zu Grunde gehen, wenn mit diesen das unvaccinirte seine Freiheit und Ganzheit behauptet. Der Staat selbst ist eine geistige Idee, also können auch nur geistige Ideen gemeinnützlich heißen; alles andere ist nur Mittel und hat nur Werth, wenn es zum Werkzeug von Ideen dient. Demnach können Ideen und Gemeinnützlichkeiten überhaupt nicht in Gegensatz gestellt werden, und die es thun (wie es denn noch immer von der Mehrheit geschieht) wissen und verstehen nicht, was gemeinnützlich heiße. War aber in jenem Streit gleich Anfangs nur vom Privatnützlichen die Rede: so verdient die Frage: was höher stehe, dieses oder Ideen? gar keine Antwort. Wer so fragt, könnte auch zweifeln, daß dem Volk der Deutschen z. B. ein großer Gesetzgeber, ein Solon, ein Lykurg, ein Moses sogar, menschlicher Weise zu reden, weit heilsamer gewesen wäre, als alle Erfinder von Spinnöfen, Spinnmaschinen oder Runkelrübenzucker. — In der anderen Entgegensetzung, zwischen Übung

der contemplativen Kraft an rein geistigen, und Übung der materiellen an rein materiellen Gegenständen, kann unter der letzteren die materiell - erkennende gemeint seyn; dann kommt dieser Gegensatz auf den vorigen zurück; es ist nicht zweifelhaft, welche die wichtigere, ja welche die unbedingt wichtige ist: diejenige nämlich, welche ein Ganzes als ein Ganzes zu fassen vermag, die Kraft der Ideen und der Totalität. Ist aber unter materieller Kraft die handelnde zu verstehen, und die Rede davon, daß, nach dem Ausdruck des Vf., der Mensch nicht bloß zur Vernunft geweckt, sondern auch diese in Werk und That äußerlich darzustellen befähigt werden solle: so stoßen wir, da alle Befähigung nur persönlich seyn kann, wieder auf den Grundgegensatz zwischen Bildung zur Vernunft und Bildung zur Persönlichkeit. Aber alles, was den Geist bildet, was ihn wahrhaft frey macht und erhebt, das bildet und erhebt auch die Persönlichkeit. Durch nichts wird sie gewisser niedergedrückt, als durch dunkle, verworrene Begriffe, durch ein Übermaß ungeordneter Kenntnisse: daher es nichts Seltenes ist, den Mann von wenigen Begriffen mehr Gegenwart des Geistes und Bestimmtheit im Handeln zeigen zu sehen, als den, der es mit vielen Kenntnissen doch weder zur Klarheit noch zur Einheit der Ansicht gebracht hat. Man schämt daher bey denen, welche eifrig im eigentlichen Sinne Verwirklicher von Ideen seyn sollen, nur die Wahl zu haben, sie entweder zum Höchsten der Bildung, zur kräftigen Überchauung des Ganzen, mit bestimmter Erkenntniß des Einzelnen verbunden, zu führen; oder sie, nach Art der Philanthropinisten, mit wenigen in der Nähe liegenden, völlig nüchternen Begriffen auszustatten. Denn was in der Mitte liegt — die nicht durchgeführte Bildung, die nicht völlig gewonnene Klarheit über Punkte, die sonst besser geruht hätten — eben das, was unsere moderne Erziehung und Lehre gewöhnlich liefert, ist das ganz Untaugliche und Verderbliche. Nur diejenigen Grundsätze und Begriffe, welche bis zur unwiderstehlichen Klarheit für den Verstand gelangt sind, nehmen auch von unserer Persönlichkeit Besitz, und hören auf, allgemeine Begriffe und Grundsätze zu seyn, indem sie unsere eigenen und individuellen werden; ohne dieses Persönlichwerden aber sind die höchsten Grundsätze der Vernunft, die erhabensten Ideen des Verstandes nur tönendes Erz und klingende Schellen. Hieraus folgt wohl, daß eine kräftige und durchgeführte theoretische Bildung — nicht als das Einzige, aber als Erstes und Vornehmstes und als Grundlage jeder andern. — das einzig rechte Heilmittel unserer Nation sey. Sonst war der religiöse Glaube, der verschwunden ist, ihr inneres Band; zurückgehen läßt sich nicht, nachdem einmal die Bahn freyer Erkenntniß betreten ist, nur durchgeführt kann die begonnene That Einigkeit, Festigkeit, Gewißheit, Glauben wiedergeben. Preis und Dank verdient daher der Vf., der sich der rein geistigen Bildung so mannhaft annimmt, der dem Volk, dessen einzige Bildungszeit

die Schule ist, den religiösen Unterricht rettet, die Beschäftigung mit dem sogenannten Nützlichen, durch welche das Kind schon die Last und Hitze des kommenden Lebens zum Voraus empfinden soll, abzuwehren trachtet; denen aber, die innerer Beruf zu künftigen Vertretern und Verwaltern der Humanität weiht, die Selbstständigkeit einer freyen und reingeistigen Bildung zu erhalten sucht.

Wir glauben durch das Bisherige die herrschende Idee und Grundtendenz dieses Werks herausgehoben zu haben, welches die wesentliche Pflicht einer Anzeige ist. Kürzer können wir uns über die mehr speciellen Streitpunkte fassen, und fast auf den bloßen Auszug beschränken. Der erste betrifft die Unterrichts-Gegenstände, und zwar zunächst die Zahl derselben. Ausdehnen wollte sie besonders die neuere Unterrichtsweise, als müßte von jedem so viel möglich alles gewußt, das, was Aufgabe der ganzen Gattung ist, oder wonach nur wenige Auserwählte die Hand ausstrecken dürfen, durch jedes Individuum erreicht werden. „Die Bildung (die allgemeine öffentliche) kann dem Hauch eines Gartens verglichen werden, der dem stillen Leben der verschiedensten einzelnen Blumen entkrönt, jeder einzelnen alserhöhtes Labfal zurückkehrt. Woher soll nun Bildung kommen, wenn wir alle das stille, eigenthümliche Leben fliehen, individuelles Seyn und Wirken unserer nicht würdig achten, Vortheilung und Auflösung unserer Kraft ins Unbestimmte, Allgemeine für unsere wahre Bestimmung halten?“ — Ist nicht Abrihtung zum Beruf, ist Bildung des Menschen an sich unmittelbarer Zweck: so ist im Allgemeinen gewiß keine große Ausdehnung der Unterrichtsgegenstände erforderlich, unbedingt nothwendig für alle ist auch in materieller Beziehung nur die Kenntniß der Ideen, besonders der religiösen und sittlichen; für die, welche der freyen Bildung längere Zeit widmen können, ist die Ausdehnung freylich größer; aber eben diese sind vor allen heilig zu halten, alles, was bloß willkürlichen Zwecken dient, sey vom eigentlichen Erziehungsunterricht, der, weil er dies ist, jedem speciellen, auch dem Fach-Unterricht, entgegensteht, ausgeschlossen. — Was die Art der Gegenstände betrifft, so zeigt der Philanthropinismus (wohl auch der moderne Humanismus) vom Geistigen überhaupt bloß negative Begriffe. Geistig ist ihm das dem Räumlichen, Körperlichen Entgegengesetzte — etwas Eigenthümliches, Positives hat der Geist nicht; sein Bestes sind Begriffe, d. h. Abstractionen des Körperlichen, woher denn das Geschrey nach Anschauung, dergleichen, daß unter den (barbarisch sogenannten) Realien nur körperliche Dinge gemeint werden. Ist denn der Geist nicht zum wenigsten ebenfalls ein Reales, und hat er nicht außer der Körperwelt sich selbst zum Object, und eben damit Begriffe von reingeistiger Art; über beiden aber noch das, worin Natur und Geist ihre gemeinschaftliche Wurzel haben, das Absolute, dessen Begriff den höchsten Kreis geistiger Gegenstände bezeichnet? Was setzt denn nun dem der Philanthropinismus entgegen?

Er will neben die leeren Formeln innerer Abstractionen todte äußere Anschauungen setzen, und meint Eine Einseitigkeit durch die andere zu bessern. Weit gefehlt; vielmehr soll in beiden Gebieten — dem der Ideen und der Sachen — Begriff und Anschauung sich durchdringen; und da in Ansehung der Ideen diese Einheit nur darstellbar ist durch Wort und Rede, besonders so fern sie Kunst ist: so sind Sprache und Rede auch an und für sich ein wahrhaft geistiger Unterrichtsgegenstand. Die Sprachfeinde kannten von geistigen Gegenständen keine andere Darstellung, als die einer schulgerechten Definition, nicht die unmittelbare, Leben anregende Erscheinung. „Die Sprache ist die-Erscheinungsform des Geistes, sein unmittelbarer Leib; in ihr stellt er dar für sich selbst und andere, nicht nur sich selbst, sondern auch was höher und niedriger ist, als er selbst. Durch das Wort wird die körperlose Idee verkörpert und fixirt, die geistlose Sache vergeistigt und beweglich gemacht.“ Der Unterricht knüpft sich deshalb nicht nur nothwendig an das Wort an, selbst da, wo die Sache nicht vorgezeigt werden kann, sondern auch das Wort selbst und seine Form, zum Gegenstand des Unterrichts erhoben, ist so wenig Wortkram, daß man vielmehr behaupten darf, der schlechteste Sprachunterricht rege noch immer mehr Geist an, als der bloße Sachunterricht. — Unleugbar ist nun, daß die Natur selbst durch verschieden ausgeheiltes Talent, eingepflanzte Neigung u. s. w., in Bezug auf Geistiges und Materielles, eine Trennung der Individuen gemacht zu haben scheint; daß das eine mehr für Gegenstände der ersten, das andere mehr für Gegenstände der anderen Art geschaffen scheint. Diese Verschiedenheit des inneren Berufs — aber auch nur diese, nicht der willkürlich angenommene äußere — kann dann auch eine Theilung des Unterrichts zulässig, ja nöthig machen, damit nicht das geistigere Talent mit materiellen Gegenständen gequält werde, (wie die Klage von den philanthropinistischen Lehranstalten erschallt, daß die talentvollsten Schüler ihre Zeit mit Zählen und Betasten von Steinen, Kräutern und dem übrigen rohen Stoff zubringen müssen), noch das materiellere (wievielleicht auf den humanistischen Schulen) mit bloß geistigen Dingen. Weit besser wird diese förmliche Theilung seyn, als der neuere Versuch, alles zu vermischen, und aus jedem Einzelnen einen Mikrokosmos aller Kenntniße und Vollkommenheiten machen zu wollen; womit nothwendig alle Bestimmtheit der Individualität vertilgt werden muß. (Freilich schon oben erwähnte Bemerkungen über diese Unterdrückung individueller Eigenthümlichkeit sind hier eingewebt. — Die Individualität ist zwar nicht die Persönlichkeit selbst, aber doch ihre Basis und gleichsam ihr Organ. Das mögliche Ideal der Bildung in einem Individuum ist erreicht, wenn es mit einer herzhaften Weltansicht (auf welche Art es nun dazu gelangt sey) und ausgehelter, sicherer Vernunft die entschiedene Ausbildung desjenigen besonderen Talents, derjenigen bestimmten geistigen oder materiellen Anlage ver-

bindet, die in feiner Individualität liegt. Alles andere ist unnütz oder vom Argen.) — Nur werde dann die materielle Beschäftigung nicht bloß atomistisch und mechanisch-zergliedernd, wie bisher, getrieben, noch glaube man mit dieser als der leichteren auch bey den für sie wirklich Geschaffenen den *Anfang* machen zu können. Denn entweder wird die Beschäftigung wirklich leicht gemacht, nämlich durch Oberflächlichkeit: so ist sie Spielerey; oder sie ist kein bloßes Hin- und Herfahren an der Oberfläche, sondern ein Eindringen in die innere Natur: so ist es wahrlich leichter, das Geistige, an sich Lebendige, als das scheinbar Todte geistig zu fassen. Denn die Ideen, die sich in den Sachen darstellen, sind es eigentlich, die den Gegenstand des Unterrichts ausmachen, wenn er sich mit Sachen beschäftigt.“ Erst nachdem an rein geistigen Übungen das geistige Auge erstarkt ist, und zugleich das Talent Zeit gehabt hat, sich zu entscheiden, mag die Theilung vor sich gehen, doch so, daß der Zusammenhang beider Sphären und die organische Einheit aller Bildung dabey nie aus dem Auge verloren werde. Unnötig ist diese Theilung bey denen, welche nur die nothwendige Menschenbildung erhalten können; nur setze man die letzte nicht als Volksbildung der freyen als Gelehrtenbildung entgegen. Beider Unterschied ist nur der, daß jene sich auf Erweckung der wesentlichen, distinctiven Kräfte des Menschen einschränkt, diese das Ideal der Menschheit, d. h. die allseitige und harmonische Ausbildung aller Anlagen vor Augen hat. Es soll keine Gelehrten-erziehung geben. Jede Berufsbildung ist unfrey; darin hat, ungetreu seinen Grundsätzen, der Humanismus gefehlt, daß er an die Stelle der unbeschränkt und absichtslos geistigen Bildung die absichtliche und beschränkte zum Gelehrten setzte. In einem besonderen Anhang zu dieser Abtheilung spricht der Vf. noch ausführlicher über den hohen Werth des Sprachstudiums und der classischen Philologie. Die Vorbringungen der Modernen werden mit der Gründlichkeit widerlegt, die man nach der bisher gezeigten Denkweise erwarten kann, und sinnreiche Bemerkungen (wie die S. 228 über Studium der alten Sprachen als Surrogat des mathematischen) wechseln mit begeisternden Darstellungen ab, wie die des hohen Sinns der Rede S. 222 ff., welche wir bedauern des Raums wegen nicht ausheben zu können.

Wenn Ideen zunächst durch die Form ihrer Darstellung objectiv werden: so muß auch bey dem Unterricht eine Rücksicht auf jene genommen werden. Diese Reflexion führt den Vf. auf den Streit über die Urbildlichkeit des classischen Alterthums für alle Zweige unserer Cultur und für alle Arten von Darstellung. Hier wünschten wir bloß einen Hauptbeweis hinweg, den der Vf. für die Wichtigkeit des Alterthums von dem gegenwärtigen Zustande des Geschmacks und der Frevelhaftigkeit der Leserey hernimmt; ein Beweis, der doch nicht für alle Zeiten gültig seyn kann,

und der daher vom Vf. wohl nur in der Absicht geführt worden, auch seine Stimme über die Parteyungen in der Literatur abzugeben: doch wäre über das vorausgesetzte Verhältniß der classischen Literatur zu der unsrigen noch manches zu sagen. Bis jetzt war es offenbar mehr ein negatives und einschränkendes, als positives begeisterndes. Eigenthümliche Bildung müßte erst allgemeiner verbreitet seyn, um die wahre Empfindung für das Alterthum voraussetzen zu dürfen. Ist es daher so verwerflich, wenn der Nation die hohle Clallicität mancher Werke nicht mehr genügt, wenn sie wieder auf ihr eigenes, ursprüngliches Wesen zurückzugehen sucht, wie es sie aus den Werken undeutscher Kraft anspricht, an welchen nur glatte Unwissenheit, deren ganze Kenntniß der Vorzeit aus dem gewöhnlichen Geschwätz unserer Compendien abstammt, ekel und vornehmthuend vorübergeht. — Hellenen können wir doch nicht werden; unsere eigenthümliche Farbe müssen wir behalten, wir selbst bleiben. Wem von uns steht Shakespear nicht unendlich hoch über allen Nachahmern oder Nachbildnern griechischer Tragödie? — Herzerfreuend ist des Vfs. Äußerung: uns bleibe für Bildung des Nationalgeschmacks (und wahrlich nicht bloß dieses) noch etwas Anderes zu thun, nämlich die einheimischen Geisteswerke national zu machen. Von Mund zu Mund müsse das Treffliche gehen, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden. — Nur werde dazu das wirklich Nationale erwählt, das aus Herz und Geist der Nation Geborne; denn nie, man darf es wohl sagen, nie war das in die Nation übergegangen, ihr Herz und Seele geworden, was nun freylich fast allgemein die Geringschätzung erfährt, von der der Vf. (S. 236) spricht, und im Gegentheil das wirklich Nationale, wie Faust und Ähnliches, ist doch wohl nicht bloß zur zweyten Lectüre (S. 236) gekommen. — Werde z. B. das Lied der Nibelungen unser deutscher Homer, das Nationallied, das in den Schulen gelesen, von der Jugend eingefogen, und in Saft und Blut verwandelt das Alter noch begeistere; anders wird es die Nachkommen stählen, als die falsche Kraft oder die schlaffe Tändelei der Dichter aus dem gepriesenen Zeitalter. Nur die durch Wiederberührung des alt-vaterländischen Bodens neugewonnene Originalkraft wird uns auch den positiven Sinn für das Alterthum aufschließen. Die eigene Gottheit erkennend, werden wir nicht mehr mit den fremden-Göttern — *buhlen* (mehr war es doch nicht): kräftiger werden wir, als selbst Kräftige, sie erkennen, die alten Muster nicht auf die bloße Form ansehen, um eine leere, frostige Eleganz von ihnen zu holen, und Griechlein (*Græculus*) zu bilden, keine Griechen — nicht ihren sogenannten Schönheiten nachjagen, sondern die ewige und untheilbare Schönheit ihrer Werke empfinden, und den verwandten Heldengeist aus ihnen einsaugen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 J A N U A R, 1809.

P A D A G O G I K.

JENA, b. Frommann: *Der Streit des Philanthropinismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs - Unterrichtes unserer Zeit dargestellt von Friedr. Immanuel Niethammer u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In Ansehung der Methode des Unterrichts werden folgende Punkte zur Sprache gebracht. Die empfohlene Erleichterung und Verführung des Lernens. — Überhaupt nicht auf die Lust soll man die Arbeit ankommen lassen. Arbeitsamkeit ist eine Tugend des Willens, eine zweyte Natur durch Übung u. s. w. — Unzeitiges Universalisiren des Unterrichts, unter dem Vorwand, den Lehrling gleich zur Übersicht der Gegenstände in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu gewöhnen. — Schwerer ist die Gewöhnung zur Concentration auf Einen Gegenstand, und diese die formelle Hauptaufgabe des Unterrichts: nur zu diffusibel ist ohnedieß der Geist. Anhäufung gerade macht zaghaft, wenn der Lehrling in keinem einzelnen Theile rechten Fortgang merkt. Nur gegen den Mißbrauch der Vereinzelungsmethode gelten die gewöhnlichen Beweise. — Unzeitiges Systematisiren. — Dieser Zug scheint fast nur dem neuesten Philanthropinismus anzugehören. — Das System ist Product einer vielfach gesteigerten Bildung; traurig, wenn, wie es fast in der Regel geschieht, die zuerst danach greifen, die noch nicht die untersten Stufen zurückgelegt haben; noch trauriger und verkehrter, wenn dieser Mißgriff in den öffentlichen Unterricht übergetragen wird. Der Vf. zeigt, daß gerade ein solches Verfahren jene leidige Species leerer Köpfe vermehrt, welche die kläglichste Unwissenheit mit nachgesprochenen unverständenen Formeln vom Absoluten u. dgl. bedecken, und die durch ihr thörichtes Wesen die Wissenschaft selbst beschimpfen. — Das Allgemeine kann nicht gegeben werden; nicht lernen, nur finden läßt es sich; nur erregen und anleiten kann der Lehrer zum Selbstfinden. — Verkehrte Entwicklung der Geisteskräfte, Streit, was eher und vorzüglicher zu üben, Gedächtnis oder Urtheilskraft. — Beide Methoden für den ganzen Umfang des Unterrichts, ausschließlich gewählt, wären fehlerhaft. Aber zu früh die schlummernde Kraft wecken, ist verderblicher noch, als die erwachende retardiren. Die sogenannten Verstandesübungen bestehen in einem bloßen Voranalysiren, wobey der Lehrling un-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

thätig bleibt, während er bey Gedächtnisaufgaben sich selbst helfen, selbst Methoden erfinden muß. Die beste Übung der Kräfte ist ihre Anwendung, ohne weitere Reflexion auf sie; besondere Urtheilsübungen setzen voraus, es werde sonst nicht geübt. In der natürlichen Stufenfolge der geistigen Thätigkeiten kommt das Analysiren keineswegs zuerst: die erste ist Auffassung des Einzelnen. Diese Anschauung genannt, muß von Anschauung der Anfang gemacht werden, d. h. das Kind muß lernen, ehe es rasonnirt. Aber das Nöthige zuerst, d. h. die geistigen Gegenstände. Übung des Anschauens geistiger Gegenstände ist für die früheste Zeit eben Gedächtnisübung. Auch die Übung des Urtheils muß am Geistigen angefangen werden; gleiche Gründlichkeit an Naturgegenständen übersteige die Fassungskraft des Kindes. Anschauung der Außenwelt in ästhetischer Rücksicht soll mit den Kunstübungen verbunden werden, die das moderne System mit Recht als einen Theil der freyen Bildung zurückgefodert hat.

Der vierte Abschnitt des Werkes macht die Anwendung der allgemeinen Grundsätze auf die verschiedenen Arten des Erziehungs - Unterrichtes. — Nur kurz berührt hier der Vf. eine wichtige Frage, die sich durch das Vorige aufdrängt. Wenn der künftige äußere Beruf keinen Unterschied macht: soll denn des Lehrlings künftiges Verhältniß zu der Welt überall nicht beachtet werden? Immer bleibt doch die doppelte Seite des Individuums, da es einmal ein Selbstganzes und unabhängig ist, dann aber auch nur ergänzender Theil eines höheren Ganzen, des Universums, der Menschheit, seines Volks. „Wer ermisset denn aber, sagt der Vf., das Verhältniß, welches das Individuum zu dem unübersehbaren Ganzen hat? Wer kann sagen: dazu ist es bestimmt, zu nichts anderem. Läßt sich aber ein so bestimmter Punct nicht finden: so kann auch danach dem Erziehungs - Unterricht keine feste Richtung gegeben werden.“ Aber Ein bestimmter Punct läßt sich doch angeben: der, daß es Mitglied dieses und keines anderen Volkes seyn soll. Die Frage wegen einer Nationalerziehung konnte hier zur Sprache kommen; über Zulässigkeit oder Denkbareit einer solchen hätten wir gern den Vf. gehört. Soll etwa alles auf die oben gefoderte Anhänglichkeit an die National - Literatur gebaut werden, wie Viele in Deutschland jetzt meinen? — Die Hauptarten des Unterrichts sind gegeben, erstens durch die Verschiedenheit der Geschlechter (hiebey eine ausführliche

P.

Abhandlung des weiblichen Erziehungs-Unterrichts), zweyten durch die oben schon bestimmte Artverschiedenheit der Individuen des nämlichen Geschlechts (wobey die bereits vorgekommenen Einschränkungen und näheren Bestimmungen wiederholt werden). Unter den zur freyen Bildung Berufenen aber machen die für Geistesideen zu erziehenden den eigentlichen Stand der Gelehrten im höchsten und im weitesten Sinne aus, da auch alle Staatsbeamten dazu gehören. Nicht diese oder jene Kenntniß gefast zu haben, genügt für diesen Stand; sondern die zusammenhangende Übersicht von dem Systeme des Wissens, und eine universelle Kenntniß des Wissenswürdigsten aller Zeiten. Der Staat, welcher dem Gelehrtenstande diese Universalität erläßt, oder wohl selbst der Bildung desselben die Richtung ausschließend auf die Brod- oder Berufs-Wissenschaften giebt, verliert früher oder später seine Stelle in dem Rang gebildeter Nationen, und hört auf thätiges Mitglied in dem geistigen Weltreiche zu seyn, worauf der Verlust auch seiner äußeren Selbstständigkeit nothwendig folgt.

Wir schließen mit einer allgemeinen Bemerkung. — Ein ausgeführtes Ideal des öffentlichen Erziehungs-Unterrichtes hat der Vf. nicht aufstellen wollen. Die Ausführung beschränkt sich auf jene Periode, die rein, und ohne alle andere Absicht, der Entwicklung der Humanität als solcher geweiht ist; die Periode des Schul-, dann des sogenannten Gymnasial-Unterrichts. Auch nicht ein unbedingtes Ideal; dazu hätte noch gar vieles Andere vorher bestimmt werden müssen. Manches kann daher auch bloß bedingungsweise gelten. Der Vf. hat den Zustand einer gegebenen Zeit und Cultur vor Augen gehabt; aber für diesen stellt er auch das Wahre, das einzig Rechte dar. Doch wir glauben unsere Achtung für das verdienstvolle Werk besser durch die theilnehmende, ausführliche Anzeige bewiesen zu haben, als wir es durch jedes Lob könnten, dessen es auch nicht bedarf. Möge es überall die erprieslichsten Folgen haben! Möge es insbesondere wirken zum Besten des kräftigen, eigenthümlichen Volkes, an dessen Bildung dem Vf. der Einfluss auf öffentliche Erziehung bedeutenden Antheil giebt! Möge diesem Volk, an dem so manche falsche Weisheit, welche die Zeit indeß vernichtet hat, glücklich vorübergegangen ist, jetzt, da es in die ihm längst von der Natur bestimmte Stelle unter den Völkern Deutschlands eingetreten ist, die Wohlthat eines öffentlichen Erziehungssystems zu Theil werden, bey dem es nicht die Erfahrungen anderer Völker an sich wiederholen dürfe, das nicht nach irgend einer beschränkten, alten oder neuen Ansicht, sondern nach dem ewigen und alleingültigen Kanon freyer und schöner Humanität gebildet, gleich weit abstehe von dem Dürfer früherer Zeiten, und dem Dünkel einer halben, ihrem ganzen Wesen nach barbarischen, und darum dorthin zurückförenden, Aufklärung.

S.

FRANKFURT a. M., b. Mohr: *Über bürgerliche Erziehung*. Mit Beziehung auf die Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt a. M., von F. S. Mosler, Dr. d. Phil. n. Oberlehrer am jüd. Philanthropin in Frankfurt. 1808: 70 S. 8. (8 Gr.)

-Mit vieler Klarheit und einer Reife, zu welcher der Vf. aus allen seinen Kräften sichtbarlich schnell hindringt, wird in dieser Schrift zuerst dargelegt, wie der Mensch anfänglich und in der Vollkräftigkeit der Natur sich selbst an lebendigen Beyspiel gebildet und erzogen, dann mit künstlicher Verfröckung schwankend geworden, umgeistig erst gleichsam stehen und gehen zu lernen, wie in unserer Zeit diese Versuche zur Kunst am weitesten getrieben, auf vielfachste ausgebreitet sind, und fast überall schon bis auf den Punkt gedrängt, wo sie in ihrer Einseitigkeit sich zerstören müssen, um gleich Puppenhüllen vertrocknend abgestreift zu werden von der durchtreibenden Kraft dessen, was sich unter den Hüllen in der Tiefe bildet, und, wie der Vf. bemerkt, auf eine bisher noch in keiner Geschichte erlebte Weise an Tag kommen wird. Diese Zuversicht baut der Vf. mit Recht auf den festen Begriff und Durchführung der Einheit und Unzertrennlichkeit des Willens und der Denkkraft: sein Blick ist auf die Vollständigkeit geheftet, welche nicht in den Extremen, als solchen liegt, sondern in deren Durchdringung; die Geschichte leitet und lehrt ihn, daß weder die Natur ohne den inneren Reflex, noch dieser ohne jene das Rechte sey, also erst die volle Entwicklung geschehen seyn müsse, um mit voller Besonnenheit den Geist des Menschen, so wie seine Bildung, zu begreifen. „Sie wird kommen, die neue Zeit, (sagt der Vf.) und neues Leben wird wieder erwachen. Ein Leben, das nicht, so wie das alte, aus dem bloßen Naturgefühl und Vernunftinstinct sich bilden wird, und darum vergänglich war: sondern das aus der klaren lebendigen Selbstanschauung des Geistes in seiner Fülle und absoluten Wesenheit hervorgehen wird, und deshalb fest und unzerstörbar seyn muß.“ Dieses selbstbewusste Leben vorzubereiten und herbey zu führen, ist Aufgabe der Erziehung, welche aber auf festem Grund und Boden pflanzen soll, der jetzt nirgends ist. Also ist die Aufgabe noch größer: auch der Grund und Boden soll nebst der Befestigung sichergestellt werden; es kommt auf eine Erziehung an, die von Natur aus menschlich durch alle Verwickelungen der Gesellschaft und des bürgerlichen Lebens zuverlässig führt zu dem wohl bekannten Ziel, das in seinem Wesen mit jener ursprünglichen Natur übereinstimmen muß. Dergleichen und andere, (meistens wohl erwogene) Gedanken zu äußern veranlaßte den Vf. die baldigst vorzunehmende Organisation des jüdischen Schulwesens in Frankfurt. Mit vieler und, wie wir bestimmt wissen, recht wohlthätiger Liebe nimmt er sich der hebräischen Jugend an, und möchte, wie nach der fürstlichen Verordnung das bürgerliche Gewerbe auch deren Bestimmung seyn soll, sie gleichfalls eine bürgerliche Erziehung durchaus genießen lassen. Er er-

wartet vieles von der Bildung eines so charaktervollen Volkes, das selbst unter den unglücklichsten Verhältnissen so viele Zeichen von Lebhaftigkeit, Thätigkeit und Genialität blicken lasse, und so viel Eifer zu lernen habe u. s. w. Unsere Erwartungen von den Hebräern sind allerdings nicht so hoch gespannt: ihre, so wie aller Syrer, Geschichte hat gelehrt, jene gerühmte Lebhaftigkeit sey mehr sinnliche Unruhe und sich zuletzt allerwärts verrathende Begierde, eine charakteristische, im Princip ihres Wesens und nicht bloß in Druck und Unglück geborene und gepflegte Habsucht, welche zwar eine oft wunderbar schnelle Bildung zulässt und befördert, aber schwerlich je in die Ruhe und das heitere Leben der Besonnenheit übergehen dürfte. Deswegen stimmen wir mit dem Vf. allerdings dahin überein, der hebräischen Jugend mit der christlichen gemeinschaftliche Erziehung angedeihen zu lassen, da in der That zu erwarten ist, daß bey rechter und verständiger Bildung viele bürgerliche Gewerbe in ihrer Hand am besten gedeihen werden; aber wir möchten es vorerst auch bey dieser Hoffnung lassen, und nichts weiteres verlangen: denn wir sind versichert, auch die bestens gebildete hebräische Jugend verlangt, wenn man sie nicht, wie bey Juden so leicht geschieht, vereitelt, sonst weiter nichts. Was die Begehrungen derjenigen aus diesem Geschlechte betrifft, welche schon ohne geordnete bürgerliche Erziehung bisher in den Strudel von Bildung und Mißbildung des Zeitalters hineingerissen wurden: so glauben wir, daß sie von solcher Art sind, welcher man eben durch eine baldige Verbesserung des jüdischen Schulwesens allein entgegenwirken kann. — Wie nun diese Schulverfassung selbst zu treffen und mit der Localität in nutzbare Übereinstimmung zu bringen sey, sucht der Vf. ferner darzulegen, ohne hiedurch den Rathschlüssen vorzugreifen, welche höheres Orts diese Angelegenheit leiten sollen. Solche Bescheidenheit muß eben veranlassen, daß man demjenigen, was ein in dergleichen Geschäften schon Geübter anrath, desto freundlicher das Ohr leiht, und es ist in der That zu wünschen, daß so wohlgemeinte und verständige Worte nirgends überhört werden. Die Elementarbildung, aus welcher der Beruf sich allmählich entwickeln und zuletzt in eigenthümlicher Gestalt festsetzen soll; ist der besondere Gegenstand dieser Schrift, und wir können sagen, wohl durchgeführt; zugleich sehr merkwürdig, weil hier des Vfs. Ansichten mit denen von Pestalozzi in einem Punct zusammentreffen, der uns noch lange nicht hinlänglich erwogen zu seyn scheint — in der verständigen Erweckung der innerlichen Selbstthätigkeit eines jeden Menschen, so wie in der Bekräftigung dieser Selbstthätigkeit, daß nicht alles ein bloßes Schwanken und Flattern sey. Gerade dieser Punct ist es, an dem sich zeigen wird, daß die Absicht und das Ziel Pestalozzi's (wenn er es gleich selbst lange noch nicht erreichen wird) ganz jene, große sokratische ist, und zwar nicht auf Athen eingeschränkt und auf das Bürgerthum, als das Höchste, sondern vom

Anfang her weckend und hinführend zu besonnenem Gebrauch aller Glieder für die sich selbst klar werdende Seele, und somit zu voller Kraft und Kunst des Menschen, wozu das bürgerliche Leben sich verhalten dürfte, wie die Tasten oder Saiten eines Instruments zu dessen virtuosem Gebrauch. Solche Kunst — die eigentliche Absicht dieser gründlichen Erziehungslehre — wird das bürgerliche Leben zu ersten Anfangsgründen haben, und gebrauchen zu höheren Zwecken, wie der Musiker jene Tasten und Saiten gebraucht. Diese Kunst wird, wie der Vf. ebenfalls bemerkt, auf der höchsten Stufe ihrer Vollendung wieder zur Natur, aber zur völlig begriffenen und verklärten zurückkehren; sie wird bewirken, daß die Naturnothwendigkeit zugleich eine innere lebendige Freyheit sey. Daß die Pestalozzi'sche Methode jetzt erst in ihren Elementen dargestellt sey, und ihre eigenthümliche Tiefe sich noch lange nicht zur Sichtbarkeit entwickelt habe, erweist der Vf. mit wohl erwogenen Gründen; auch wie gefährlich und geisttödtend hier jeder Abweg werden könne; ja wir möchten hinzufügen, daß, je schärfer sich diese Methode durchführen wird, um so mehr unnützes als übertriebenes ausfallen muß, und viele, auch besser gerathende, nothwendig bloß zu bildsamen und gewandten Gliedern werden, aber zu desto wesentlicherem Gebrauch derjenigen, denen das Innere ganz aufgeschlossen wird. — Am meisten gilt dem Vf., und mit Recht, die individuelle Entwicklung — was ist auch diejenige, die dies nicht wäre? aber gerade dies ist der Stein des Anstoßes, woran die bisherigen Erziehungsversuche mit einander gescheitert sind, der sich aber durch die tiefer entwickelte Pestalozzi'sche Methode wohl heben ließe, wenn nur ihre Kunstübungen für jedes Glied des lebendigen Menschen consequent bis ins Einzelne durchgeführt werden, wodurch für jedweden Beruf gleichsam der Kern und Anlagerungspunct schon gegeben wäre. Durch die gangbaren Erziehungsmethoden wird Vielseitigkeit beabsichtigt; und so konnte es nicht mehr zur vollständigen Einseitigkeit kommen, welche eben bey voller Entwicklung des Individuums sich selbst erkennend ein brauchbares Glied des Ganzen ist. Die Rousseau'sche Erziehung war mehr auf kynisches Erstarken und Sammeln des Gemüths in sich berechnet; sie trat, statt den Gebrauch des bürgerlichen Lebens zu lehren, dasselbe ganz zu Boden, und hat der Kraft der Selbstheit alles Objectiv geopfert; eine andere neuerlich verkündigte Erziehungsweise, diese Einseitigkeit des Subjectiven fühlend, will die Phantasie erwecken, daß sie ihres Reichthums und ihrer schöpferischen Gewalt bewußt werde, um recht begierig wieder im Objectiven zu leben. Über alle diese Methoden scheint uns Pestalozzi erhaben, den eigentlichen objectiven Punct eines jeden Dinges mit der vollen Menschenkraft zu fassen; und alles kommt nur darauf an, eben so festes Blicks in die Subjectivität zu schauen, und in sich selbst gar kein Hinderniß des freyen Lebens und Bewegens mehr zu finden. Dies wäre die Erzie-

hung zum tüchtigen und in der That gewaltigen Verstand.

Die letzte Hälfte der Schrift beschäftigt sich mit Gedanken über den Elementar- und Special-Unterricht, in letzterem vorzüglich über die Bildung zu Handwerken, Handels- und Manufactur-Stand. Wir zeichnen hiernur die wichtige Stelle S. 33 ff. aus über das tiefgreifende Verderbnis der Jugend in dieser Zeit; dann über die Unzulänglichkeit der beliebten moralischen Manier, über die Selbstvernichtung der Mechanik, womit Menschen und Völker gezähmt werden sollen; endlich über den kleinlichen Abschluß der Zöglinge von allem Schädlichen und Verderblichen, dessen doch die Welt voll zu seyn geglaubt wird. Was soll in solcher Heillosigkeit anders helfen, das Gesunde annoch schützen und bewahren, denn allein die Wissenschaft? Aber, fragt der Vf., soll dies bey der Volksbildung etwa gelehrt Manier bedeuten? Keineswegs, vielmehr allein die Zuversicht und unerschütterliche Gewissheit in allem, was ergriffen wird; das feste Erkennen dessen, was dem Individuum geziemt, und wozu eines Jeden Kraft hinreicht, und wessen man sich nicht vermessen dürfe — somit auch der unmittelbare und leichte Übergang aus der Schule zum Leben. — Die Angabe der besonderen Theile des Unterrichts übergehen wir, weil wir wünschen, daß gerade hier der Vf. noch einmal mit sich selbst zu Rathe gehen möge, um die Entwicklung und den Zusammenhang des Unterrichts wahrhaft genetisch in seiner ganzen Nothwendigkeit zu fassen, auch solche Äußerungen zu unterdrücken, wie die, daß die Ethik bey allem angebracht werden müsse, nicht aber für sich selbst gelehrt, was doch um der sittlichen Stärke unerläßlich ist, da es bey solcher Lehre nicht darauf ankommt, Pflichten zu predigen und einzuschärfen, sondern vom zartesten Alter an die Nothwendigkeit des sittlichen Lebens allmählich bis zu voller Klarheit erkennen zu lassen. Die heilige Flamme thut dem erstarkten Auge wohl, und leuchtet kräftiger in der Finsternis, als wenn man durch die Farbengläser des mannichfalti-

gen technischen, historischen u. dgl. Unterrichts stets gelüftet nach dem Schimmer, und stets in der Dämmerung tappt. Erkennt ja doch der Vf. selbst S. 64: das Sittliche in seiner tieferen Bedeutung sey das Band und die Befestigung des Lebens; in ihm allein gehe alles lebendig auf. Wir wissen wohl, daß es im Vf. vielleicht nur die heilige Scheu ist, welche jenes Hehre und Hohe überall noch durch den Schleier sieht; aber es ist auch keine Frechheit, womit wir es erfasst wünschen, sondern freyer Muth. Bey Durchlesung des letzten Abschnitts *über weibliche Bildung* hat sich der bey aller Erziehung nie zu verabsäumende Gedanke am meisten aufgedrungen, daß nämlich, was da ist, bewahrt und gestärkt werden müsse, und nicht eitelweise Neues hinzugefügt, welches doch an der Stelle nicht gewachsen ist: so muß der Mann im öffentlichen Leben erstarken, das Weib im häuslichen. Dies zu bewirken laßt nur der Natur ihre volle Entwicklung — sie wird sich nicht verleugnen, und ihr habt nicht nöthig, jeden Unterrichtszweig männlich oder weiblich zuzuschneiden. Diese Brennpunkte des ganzen Menschen sind so mächtig, daß sie ohnehin alles ihnen nahe kommende in ihre Natur unwandeln, und so dem Erzieher die Mühe ersparen, die der Vf. ihm ohne Noth zumuthet. So z. B. würden natürliche und kräftige Frauen mit einer besonders für sie zugeschnittenen Geschichte des weiblichen Geschlechts eben nicht ganz zufrieden seyn; so bestimmt sie andererseits bey freyerer Durchwanderung der Geschichte fühlen würden, was ihnen geziemt und ihre Schultern tragen mögen u. dgl. m.

Durch diese Schrift hat Hr. M. bewiesen, daß jene unselige Neigung zum Formalismus, deren wir ihn ehemals (bey Beurtheilung der Dynamik der Geschichte) bezüchtigt haben, durch Kraft und freye Bewegung des Geistes zu besiegen ist, und gerade von ihm eine tiefe und gründliche Ansicht dessen, was die neue Bildung fodert, am meisten aber ausdauernde Liebe für die kindliche Welt und ihr Wohl, immer zu erwarten ist.

K. I. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Gießen, b. Tasché u. Müller: *Entwurf zur Anlage einer Bade- und Baderettungs-Anstalt für Städte an Flüssen, vorzüglich Universitätsstädte dieser Art.* Von D. J. F. S. Poschwitz, Prof. auf der Ludwigsuniversität. 1804. 30 S. 8. (3 Gr.) Nicht oft genug können Polizeyvorsteher auf die Nothwendigkeit der Rettungsanstalten für Ertrunkene an Orten, wo täglich eine Überfahrt auf großen Flüssen geschieht, in Gegenden, die oft einer Überschwemmung ausgesetzt sind, besonders aber in der Nähe bestimmter Badeplätze, aufmerksam gemacht werden. Nachahmungswürdig ist es daher, was der Vf. hier zur Empfehlung des Vereins einer solchen Anstalt mit einem Badeinstitute sagt. Sollten sich nicht Mehrere entschließen, das letztere zu benutzen, wenn sie wissen, daß in der Nähe für gute Einrichtung des ersten gesorgt worden ist? Der Vf. wünscht, daß eine Rettungsanstalt in der Wohnung eines Bleichers oder Müllers an der Lahn angelegt werde. Einen solchen Mann betrachtet er als Unteraufseher, einen Physicus aber als Oberaufseher. Auf den Badeplätzen aber, die von dem ersten untersucht und abgesteckt werden müssen, soll, nach dem Wunsche des Vfs., Niemand schwimmen. Außer

einem Nachen, Stangen, Stricken, stumpfen Haken, die immer an den Badeplätzen bereit liegen müssen, nennt der Vf. mehrere nützliche Instruments und Arzneimitteln, die stets in den erwähnten Wohnungen vorrätzig seyn sollten. Ist es aber nicht nöthig, daß verschiedene Geräthschaften, z. B. eine von Blech gemachte und überfirniste Badewanne, wenigstens doppelt angeschafft, daß die dabey nöthigen Arzneimittel von dem Oberaufseher oft untersucht, und, wenn sie verdorben seyn sollten, durch neue ersetzt werden? —

E—A.

TECHNOLOGIE. Amsterdam: *Neuentdeckte Tabackrecepte oder Anweisung, alle Sorten Rauch- und Schnupf-Taback auf holländische Art zu fabriciren, die Saucen dazu zu verfertigen, und deutsche Blätter gleich den virginischen zu ziehen.* Von einem Holländer. 7c 8. 8. (8 Gr.) So oft auch diese Bogen aufs Neue aufwärmt wieder erscheinen mögen: so ist doch Rec. bey ihrer Durchblätterung auf manches nicht ganz unzweckmäßige Recept, sowohl zu Rauch- als Schnupf-Taback, gestoßen. Der Tabackfabricant wird die besten davon leicht herauszufinden wissen.

*†y.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 19 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet, nebst der Hauptlandespragmatik über die Dienstverhältnisse der Staatsdiener im Königreiche Bayern*, mit erläuternden Anmerkungen von Nicolaus Thaddäus Günner, 1808. XXIV, 300 u. XLVIS. gr. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Staatsdienst ist sowohl wegen seiner Wichtigkeit für das Wohl der Staaten und für die Zufriedenheit des grossen Publicums, als auch für das Glück eines sehr grossen Theils der gebildeten Menschenseelen, welche sich demselben widmet, ein äusserst interessanter Gegenstand. Zugleich gehört er zu denjenigen Dingen, über welche die gemeine Ansicht höchst schief ist. Die grosse Mehrzahl, selbst derer, die sich demselben widmen, betrachtet ihn als eine Pfründe. Die Grösse und Sicherheit der Vortheile, die mit ihm verbunden sind, bestimmen seinen Werth. Die Arbeit, die Verantwortlichkeit und die Gefahren, welche er mit sich führt, geben die Schattenseite ab. Dieses zeigt sich nicht nur bey der Bewerbung, sondern leider auch bey der Betreibung desselben nur zu oft. Die Anschläge von den Emolumenten sind das erste, wonach der Bewerber fragt. An eine Prüfung der eigenen Kräfte, und ob sie hinreichen, um den Geschäften vorzustehen, wird selten gedacht, es sey denn, daß man noch einem Examen unterworfen wäre. Während des Dienstes wird mit der grössten Sorgfalt über jedes *commodum* gewacht, jede nichts eintragende Arbeit aber gern abgewiesen oder abgekürzt, und das ganze Bestreben selbst solcher Diener, welche man gut nennt, ist nur darauf gerichtet, daß die Sache ihren Fortgang habe. Der richtigere edlere Gesichtspunct, nach welchem die Sache ganz anders erscheint, wird von wenigen eingesehen, von noch wenigern mit der Liebe umfaßt, welche für das gemeine Wesen so wohlthätig, für das Glück des Menschen selbst so unendlich wichtig ist. Schriften, welche dahin arbeiten, diesen richtigern Gesichtspunct mehr zu verbreiten, haben daher ein großes Verdienst. Ein Gleiches kann man auch in einer andern Hinsicht von solchen Schriften sagen, die etwas dazu heytragen, um das, was in den Verhältnissen der Dienerschaft schwankend und unbestimmt ist, mehr zu befestigen. Nur dürfen sie es nicht übertreiben, und etwas unerschütterlich fest machen wollen, was seiner Natur

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

nach ewig schwankend seyn wird. Wir haben auch an guten Schriften dieser Art keinen Überflufs. Die meisten betrachten diesen höchst vielseitigen Gegenstand viel zu einseitig. Was sich von einigen Gattungen der Staatsdienste sagen läßt, wird mit zu großer Allgemeinheit auf alle angewandt. Dieses ist schwer zu vermeiden, besonders wenn Diener selbst über den Dienst schreiben. Ihnen schwebt die Gattung des Dienstes, den sie treiben, und seine Eigenheiten zu lebhaft vor. Noch mehr aber hat fast allen Schriften über den Staatsdienst geschadet, daß sie grösstentheils alle einer einzigen Frage, nämlich der: ob ein Staatsdiener ohne Urtheil und Recht entlassen werden könne, zunächst ihre Entstehung verdanken. Sie sind daher mehr Deductionen als freye Untersuchungen, um so weniger befriedigend, weil man eine Frage, welche in das höhere Gebiet der Staatswissenschaften gehört, zu einer reinen Rechtsfrage machte, und den einzelnen Fall, welcher sie in Anregung brachte, vor ein Tribunal zog, das im edlen Eifer für das Recht und für das Eigenthum, seine Befugnisse überschritt. Der Vf. unserer Schrift hat dieses alles gefühlt, und dem Mangel in unserer Literatur durch seine Schrift abhelfen wollen. Allein Rec. muß im Voraus erklären, daß die Schrift bey allem Guten, das sich darin findet, weder seinen Wünschen noch seinen Erwartungen entsprochen hat. Die Grundlage des Ganzen ist zu künstlich, zu wenig dem wahren Wesen des Gegenstandes angemessen, die ganze Ansicht des Dienstes viel zu illiberal, viel zu engherzig, die Ausführung zu arm an Geist und Leben, und die Darstellung zu wenig geschmackvoll. Es ist oft mehr eine Streitschrift gegen frühere Schriftsteller, mit höchst unangenehmer wörtlicher Einrückung langer Stellen aus ihren bekannten Schriften in den Text, als ein freyes unabhängiges Geisteswerk. Auch gereicht es einer Schrift, welche, nach der vom 6 Dec. 1807 unterschriebenen Vorrede, ein Werk der neuesten Muse ihres Vfs. ist, und die sowohl durch die bedeutenden Worte *non omnis moriar*, auf dem Titel, als durch ihren ganzen Ton verräth, daß sie etwas nicht ganz gewöhnliches seyn soll, wenig zur Ehre, daß sie auch nicht die mindeste Spur einer Bekanntheit mit den Ideen der neueren Zeit über den Staat und dessen Verwaltung, namentlich über die bisher gangbare und von dem Vf. in ihrem ganzen Umfang angenommene Vorstellung, daß der Staat eine große Maschine und das ganze Regierungs- und Dienstwesen ein Maschinen- und Uhr-Werk sey, an sich

trägt. Ja selbst die neuesten höchst geistreichen Schriften über den Staatsdienst von Männern, die nicht zu den eingebildeten Stubengelehrten, sondern zu den solidesten Geschäftsmännern gehören, nämlich die bekannten gehaltvollen *Scheffnerschen* Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst, und die *Rehbergische* an trefflichen Ansichten so reiche Schrift über die Staatsverwaltung deutscher Länder scheinen dem Vf. nicht einmal bekannt gewesen zu seyn. Rec., welcher nicht gern das rügt, was nicht da ist, sondern sich an das hält, was ein Schriftsteller giebt, glaubt doch bey einer Schrift, die sich so ankündigt, wie diese, und welche gleichsam die Acten über diese Materie schliessen zu wollen scheint, eine Ausnahme machen zu müssen.

Das Buch selbst zerfällt in zwey Theile. Der erste hat es mit dem Grunde und der Natur der Staatsdienste zu thun; der zweyte mit den Rechtsverhältnissen der Staatsdienste.

Ohne mit dem Vf. über einzelne Worte, z. B. über das Wort *dienen*, welches ganz etwas anderes sagt, als *Arbeit leisten*, und über einzelne Sätze zu rechten, kann Rec. doch nicht unbemerkt lassen, daß die Ansicht, nach welcher der Regent nicht als der erste Staatsbeamte, sondern als der Staat selbst zu betrachten sey, mit den aus diesem Satze hergeleiteten Folgerungen, erheblichen Einschränkungen unterworfen sey. Der Staat ist ein Abstractum, im Wesen wie in der Form sehr oft höchst verschieden. Der Regent — bald eine moralische bald eine physische Person — ist wesentlich vom Staate verschieden, und ist, insofern er den Zweck, zu welchem die Gesellschaft zusammengetreten ist, zu befördern und die einzelnen Glieder dazu anzuhalten hat, daß sie das, was ihnen zukommt ins Werk setzen, ein Diener des Staats, nämlich des Abstracti, nicht, wie nur Thoren glauben konnten, der einzelnen Mitglieder. Diese Beförderung und Leitung zu den Zwecken fodert, sobald der Staat aus seiner Rohheit hervorgeht, eine Masse von Kenntnissen, führt eine Menge von Geschäften herbey, macht selbst bald hier und da die physische Gegenwart und die Anwendung physischer Kraft nothwendig, so daß die Kräfte einer Person, selbst einer, aus mehreren physischen Personen zusammengesetzten moralischen Person, nicht füglich hinreichen. Die Klugheit, das kommt noch hinzu, mith. nicht, daß eine Person, selbst wenn sie dazu Kräfte genug hätte, alles thue. Dieses macht Gehülfsen des Regenten nützlich, nothwendig. Diese Gehülfsen sind die eigentlichen Staatsdiener. Sie thun, berechtigt durch den Regenten, was nach den Grundbegriffen der Regent selbst thun sollte. Will man sie nicht die einzigen Staatsdiener seyn lassen: so sind sie doch die *eigentlichen*, die *wesentlichen*. Je unentbehrlicher ihre Wirkksamkeit dem gemeinen Wesen ist, je mehr sie den Regenten unmittelbar vertreten, und je weniger ihre Thätigkeit vom Willen anderer Diener abhängt; kurz je größer ihr Antheil an dem ganzen Regierungswerk ist: desto edler, desto höher sind sie. Nach dieser Ansicht gehören die Hofdienste nicht zu den eigentlichen

Staatsdiensten, — das ganze Hofwesen ist ja etwas Zufälliges im Staate — noch weniger die Dienste derer, welche der physischen Person des Regenten dienen, wenn gleich der Dienst der ersten in monarchischen Staaten nützlich, und der der letzten nothwendig seyn mag. Es ist auch nicht, wie der Vf. glaubt, zu fürchten, daß, wenn man das fürstliche Gefinde nicht zu Staatsdienern macht, dadurch alle Anhänglichkeit an den Regenten und an den Staat, und alles Ehrgefühl erstickt werde. Die Erfahrung lehrt nämlich ganz in der Übereinstimmung mit der Natur der Sache, daß bey dieser Classe von Menschen die Anhänglichkeit an die Person weit mehr, ja alles ausmacht, daß hingegen leider! bey weitem die meisten von ihnen, wie von dem großen — nicht bloß geringen Publicum überhaupt, sich gegen den Staat und gegen alles, was das gemeine Wesen betrifft, weit mehr erlauben als gegen Privatpersonen. Es wäre daher vielleicht zu wünschen, daß manche Geschäfte, welche jetzt von Personen, die wirklich vom Staate angestellt sind, verrichtet werden, und bey welchen die gemeine Ehrlichkeit die Hauptsache ist, von solchen Personen, welche im Dienste von Privatpersonen stehen, verrichtet würden. Wie mancher, der als Privatschreiber und in einem Privathause seinem Herrn keinen Groschen veruntreute, handelt als Controlleur, Thorschreiber oder in der Hofküche u. s. w. ganz anders! Auch kann die Nützlichkeit der Dienstleistung die Sache nicht bestimmen. Eben so wenig gehören Ärzte, Notarien, Advocaten, welche vom Staate approbirt sind, zu den Staatsdienern. Sie sind nur gestempelte Leute, damit das Publicum nicht durch ungestempelte hintergangen werde. Wie weit würde dieses auch nicht führen! Auch der Schornsteinfeger, ja so mancher Krämer, Musikant u. s. w. ist ja vom Staat eben so gut als der Arzt approbirt. Producirende Gelehrte ohne alle Function, denen der Staat eine Pension giebt, sind hingegen eben so wenig Staatsdiener, als Fabricanten und andere Gewerbetreibende Bürger, denen der Staat zu ihrer Aufmunterung, zu ihrem besseren Fortkommen, eine Unterstützung an Gelde oder an Materialien, oder auch durch Freyheiten angedeihen läßt. Und was auch der Vf. §. 12 mit vielem Pomp darüber sagt: so ist es doch eben so problematisch, ob der Staat wohlthut, wenn er an dergleichen Gelehrte viel wendet, als wenn er Gewerbe, welche sich nicht selbst halten können, unterstützt. Herbeyschaffung des Apparats für einige wenige Zweige des menschlichen Wissens z. B. Astronomie und öffentliche Bibliotheken an Orten, wo gelehrte Männer in Function stehen, dürfte hinreichend seyn.

Nächst diesem kann sich Rec. von der Verbindlichkeit der Unterthanen zu Staatsdiensten, wie sie der Vf. festsetzt, nicht überzeugen, und das ganze Gebäude scheint ihm so wenig haltbar als scharfsinnig zu seyn.

Staatsdienste, sagt der Vf., sind ein Bedürfnis des Staats. Der Regent ist nun befugt, aus den vereinigten Staatskräften alle Staatsbedürfnisse zu befriedigen, mithin kann er auch die Leistung der nöthi-

gen Dienste von den Unterthanen als Staatsverbindlichkeit fodern, ohne sich um ihre Einwilligung zu bekümmern, und ohne sich bey den Diensten, eben so wenig als bey der Entrichtung der Steuern, gegen seine Unterthanen in einen Contrahenten zu verwandeln. Die Staatsdienste stehen mithin unter den Gesetzen der Finanzwissenschaft. Dieses sey, meine der Vf., um so weniger zu bezweifeln, weil Steuern, als eine Geldabgabe, nur als Surrogat der Arbeit und Producte anzusehen seyn, mithin sich das Gebiet der Finanzwissenschaft auch auf das erstrecke, was durch das Geld am Staatsbedarf repräsentirt werde. Überdies sey dieses Surrogat nicht der Art, daß dadurch der vorhandene Naturalfonds von aller Verpflichtung, für die Naturalbedürfnisse des Staats zu haften, gleichsam losgekauft werde, sondern es diene nur zur Erleichterung. Für die gemeinen Dienste bildeten die gemeinen Naturkräfte diesen Fonds, für besondere Dienste die besonderen Kräfte der damit begabten Unterthanen, und der gemeine Fonds sey denselben nur zu einer Entschädigung verbunden. Der Haupteinwurf, daß die Staatsämter jetzt nur von Männern mit besonderen Qualitäten verwaltet werden könnten, mithin dieselben keine gemeinschaftliche Last aller Staatsbürger seyn könnten, hebe sich dadurch, daß der gemeine Soldatendienst, der unbestritten eine allgemeine Staatslast sey, doch auch nicht von allen geleistet werden könne. Denn weder Weiber noch Greise taugen dazu. Ohnehin liege bey diesem Einwurf eine falsche Ansicht über das Verhältniß, in welchem die speciellen Fonds zu dem allgemeinen Fonds für Befriedigung der Staatsbedürfnisse ständen, zum Grunde. Denn jeder specielle Fonds sey nur als ein Theil des allgemeinen Fonds zu betrachten, auf den alle Staatsbedürfnisse radicirt seyn, und welcher nicht nur die allen Bürgern gleich zukommenden Kräfte unter sich begreife, sondern auch die besonderen Kräfte. Wenn sich daher der Staat zur Deckung eines besonderen Bedarfs an die besonderen Kräfte der Bürger, an einen speciellen Fonds, halte: so halte er sich hinner nur an den gesammten Nationalfonds.

Ohne hier die ganze gezwungene und höchst illiberale Ansicht, die edelsten Kräfte des menschlichen Geistes und Willens in Eine Classe mit den gemeinsten äußern Gütern zu setzen, und ohne weiter darzuthun, daß die Begriffe des Vfs. von der Finanzgewalt einen höchst absolut beherrschten Staat voraussetzen, und zu einem Despotismus führen, welcher, wenn es ja möglich wäre, nach diesen Grundsätzen wirklich zu verfahren und sie aus der Schulstube in das wirkliche Leben zu übertragen, in den Bürgern bald allen besseren Sinn und alle Lust an eigener freyer Ausbildung unterdrücken würde, und ohne das offenbar Irrige in der Angabe des Verhältnisses der besonderen Fonds zu dem allgemeinen weiter zu entwickeln: will Rec. nur bemerken, daß selbst aus den Behauptungen des Vfs. das nicht folge, was er daraus herleitet.

Die ersten Grundsätze der Gerechtigkeit und der Finanzwissenschaft lehren, daß man bey Foderun-

gen von Leistungen für den Staat die Gleichheit so wenig als möglich verletze, nicht von dem Einen nur einen Theil seiner Früchte, von dem Andern alle, und von dem Dritten sogar sein Capital selbst fodere. Ist dieses: so folgt, daß immer ein Fall der Nothwendigkeit vorhanden seyn müsse, wenn der Eine mehr als der Andere herzugeben gezwungen werden soll. Dieses auf den Staatsdienst angewandt, kann der Unterthan nur dann zur Übernahme eines Staatsdienstes verbunden seyn, wenn gegen das, was alle, und was der Staat als solcher leisten kann, d. h. gegen Geld, Ehre, Rang, Titel, solche Dienste nicht mehr zu haben sind. Dieser Nothfall muß also nicht nur abgewartet, sondern er muß auch, wie jeder andere Nothfall, der die Anwendung außerordentlicher Maßregeln herbeyführt, durch weise Vorkehrungen vermieden werden; und er wird gewiß in tausend Fällen allein dadurch vermieden werden können, wenn man die Gegenleistungen des Staats für besondere Dienste in ein richtiges Verhältniß mit den Aufopferungen setzt, welche der Dienst erfordert. Dieses und mehr noch hat die Erfahrung gelehrt. Denn selten fehlt es an einem fähigen Diener bey einer eröffneten Stelle. Auch stimmt dieses ganz mit demjenigen überein, was wir bey anderen speciellen Fonds sehen, und was die ewige Gerechtigkeit lehrt. Ein Special-Fonds, z. B. der Schulfonds, um des Vfs. Beyspiel bezubehalten — welches übrigens S. 64 ganz schief gestellt ist; denn davon, daß aus dem allgemeinen Fonds etwas für einen Special-Fonds gewonnen werde, wenn dieser nicht zureicht, ist nicht die Rede, sondern ob und wenn ein Special-Fonds zu dem allgemeinen gezogen werden könne — wird in Staaten, wo specielle Fonds statuiret werden, und wo Gerechtigkeit gilt, nicht eher angegriffen werden, als bis der allgemeine Fonds, und alle allgemeinen Hilfsquellen ganz erschöpft sind. Darf der Staat, um ein anderes Beyspiel zu wählen, der in einer Stadt ein Haus haben muß, gegen irgend einen Besitzer Zwang ausüben und ihm sein Haus nehmen, so lange sich Jemand findet, der das Seinige, welches den Zwecken des Staats ganz gut entspricht, zu einem nicht unbilligen Preise anbietet? Erwiedert man, dieses sey bloße Klugheit, und Billigkeit, nicht strenges Recht: so will Rec. gerne schweigen; aber man darf dann auch vor nichts in der Welt erschrecken, was man zu einem Rechte des Staats macht. Der Zwang zum Soldatendienst kann auch nicht mit Grund für des Vfs. Meinung angeführt werden. Denn erstlich sieht die Verbindlichkeit zum Soldatendienst in einem Vernunftstaate, von welchem der Vf. redet, gar so nicht aus, als in unseren Conscriptiions-Verordnungen. Ist der Staat, seine ganze Existenz, — so spricht der Codex eines, nach den Grundsätzen der ewigen Gerechtigkeit gebildeten, allgemeinen Staatsrechts — von Feinden bedrohet: so muß alles zur Abwendung der gemeinsamen Gefahr mitwirken. Wer sechten kann, muß sechten, auch wenn er nicht fünf Schuh hat. Wer da nicht kann, muß die Fechtenden zu Hause vertreten, die Wirthschaft, den

Ackerbau besorgen, die Lebensmittel herbeiführen, die Kranken pflegen. Ist dieses jetzt nicht mehr anzuwenden, machen die, zum Glück oder zum Unglück der Menschheit verfeinerten politischen Verhältnisse, und andere Umstände hier eine Änderung nothwendig, und einen Zwang gegen Einzelne unvermeidlich: so ist das ein Übel, welches doch nicht ohne Noth weiter ausgedehnt, und für einen ganz andern Fall zur Folge gezogen werden darf. Überdies ist für den gemeinen Soldaten physische Kraft die einzige nothwendige Eigenschaft, alles Übrige findet sich und muß sich finden. Es ist eine schöne, aber nicht nothwendige Zugabe. Sein Loos, sowohl in Ansehung dessen, was er zu wagen hat, als auch wegen der geringen Löhnung, ist und muß bey der Größe unserer Heere von einer solchen Beschaffenheit seyn, daß dadurch nicht so viele gereizt werden können, als der Staat bedarf. Dieser übernimmt übrigens die ganze technische Ausbildung, fodert nur einen kleinen Theil des Lebens für den Dienst, und gestattet jedem Individuo obendrein, einen Andern für sich zu stellen. Wie ganz anders ist alles dieses bey den übrigen Staatsdiensten! — und man frage doch die Cäsaren aller Jahrhunderte, ob sie einen Einzigen zum Soldatendienst zwingen würden, wenn man ihnen die Versicherung geben könnte, daß sich für einen gleichen, ja selbst für einen etwas erhöhten Aufwand, jederzeit so viele Freywillige finden würden, als die Noth und die Durchsetzung ihrer Plane erfordert? Und dieses, was die Noth erfordert, sollte man ausdehnen, man sollte bloß einer Theorie zur Liebe den ersten Grundsatz verkehren, daß der Mensch durch Eintritt in den Staat von seinen natürlichen Rechten und Freyheiten so wenig habe aufopfern wollen, als nur möglich ist? Auch ist bey dieser Ansicht gar nicht nothwendig, daß der Staat nur den nimmt, der das Amt *sucht*, wie der Vf. S. 70 zu glauben scheint. Nein, immerhin mag der Staat *den Mann* für das Amt *suchen*; aber wenn er ihn gefunden hat, so soll er es seinem freyen Willen überlassen, ob er der Aufforderung folgen will oder nicht. Auch mag er ihm die Bürgerpflicht vorhalten, aber alles ohne Zwang, ohne drohende Winke, und es lediglich dem Gewissen des Aufgefoderten anheimstellen.

Nach dieser Entwicklung folgt denn einigermaßen von selbst, daß Rec. auch darin mit dem Vf. nicht übereinstimmt, daß der Staatsdienst nicht auf einem Vertrage beruhe. Alle Gründe, welche der Vf. aus seiner Hypothese hernimmt, widerlegen sich von selbst. Alles übrige, was er dafür anführt, beweiset höchstens nur, was auch ein Jeder zugiebt, daß es ein Vertrag ist, welcher sowohl wegen des einen Pacifcenten — des Staats — als auch wegen des Gegenstandes und aller andern Folgen, von ganz eigener, höherer, edlerer Art ist, als jeder andere Vertrag über gemeines Eigenthum und gemeine Arbeit. Alles steht in Beziehung mit einem höheren Zweck, und ist nur als Mittel zu diesem höheren Zweck zu betrachten, und denselben Veränderungen unterworfen, denen der Zweck selbst unterworfen.

Ist: Es mag in mancher Hinsicht gut seyn; (wenn gewisse Punkte dieses Vertrages, wie dieses in Bayern geschehen, öffentlich, durch ein Gesetz bekannt gemacht werden, damit der eine Pacifcent wisse, was er von seinem andern Pacifcenten zu erwarten habe, und nicht über Ungerechtigkeit schreie, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnet, auf welches er nicht gerechnet hat. Doch ist, auch nicht gut, wenn man zu viel durch das Gesetz festsetzt. Wen kann voraussehen, was die Umstände verändern? und soll man denn nicht auch hoffen dürfen, daß die Weisheit, welche jetzt das Gesetz hervorbringt, auch in der Folge über den Staat und seine Diener walten werde? Diese Weisheit wird dann von der Übermacht, welche der Staat hat, keinen Mißbrauch machen; sie wird, besonders bey der Gegenleistung, die man gar nicht als eine Entschädigung zu betrachten braucht, darauf sehen, daß der Diener keiner ängstlichen, den Geist niederdrückenden Sorge für die Gegenwart und Zukunft ausgesetzt, und durch Noth zu Widerrechtlichkeiten verleitet werde. Die Befoldung sieht der Vf. bloß aus dem Gesichtspunkte des Schadenersatzes dafür an, daß der Dienende mehr Lasten übernimmt als andere. Hieraus dürfte nun folgen, daß, wenn diese Lasten wegfallen, auch dann der Anspruch auf den Ersatz wegfallen müsse. Weil dieses jedoch hart seyn würde: so stellt der Vf. den Satz auf, daß der Staat diese Entschädigung auch dann über die Zeit des Dienstes hinaus zu leisten habe, wenn der Dienende durch Übernahme eines Staatsamtes die Möglichkeit eines andern Erwerbs für die Zukunft aufzugeben genöthigt worden. Dieser Ersatz könne aber nur darin bestehen, daß er in dem Ertrage des Staatsdienstes für seine Lebenszeit einen eigenen Nahrungsstand besitze, so wie andere Bürger dergleichen in ihrem Gewerbe finden. Es ist nicht zu leugnen, daß das, was der Vf. hierüber sagt, sich von sehr vielen Seiten empfiehlt, und daß die gesetzliche Bestimmung, nach welcher im Königreich Bayern ein Theil der Befoldung, als Standesgehalt, perpetuirlich ist, vieles für sich hat. Doch läßt sich auch manches dagegen sagen. Rec. will einen Anderen den Vf. der *Gedanken über Manches im Dienst* — Th. II. S. 134 — über diesen Gegenstand reden lassen. „Ein Gesetz, das jedem eine solche Pension zusichert, wird es nicht den Effect haben, daß manches, zumal vornehmes, Subject, trotz dessen schon zum Voraus bekannter Untauglichkeit, doch angestellt werden wird, eben darum, weil es hernach leicht mit Pension entlassen werden kann? Besser scheint es doch, daß die Regierung zwar eine solche Maxime befolge, aber nicht durch ein Gesetz sich als Schuldigkeit auflege, und daß sonach der untauglich befundene Dienstmann, was wirklich für ihn Gnade ist, als Gnade empfangen, und nicht als strenges Recht fordern könne. Mancher Jubelmann wäre bey seiner Entlassung schuldig zurückzuzahlen, und wo Mancher, der im zehnten Jahr abgehen muß, verdiente sein ganzes Gehalt zu behalten!“

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 JANUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Der Staatsdienst aus dem Gesichtspuncte des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet*, von N. T. Günner u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn man aber auch den Grundsätzen des Vfs. über die Unwiderruflichkeit des mit den Staatsdiensten verbundenen Nahrungsstandes beypflichten könnte: so dürfte sich doch schwerlich eine Verbindlichkeit des Staats, den Wittwen und Kindern der Staatsdiener Pensionen zu geben, daraus herleiten lassen und allgemein zu empfehlen seyn. Denn wenn man auch annimmt, daß der Staat die Befoldungen mancher Stellen so einrichten müsse, daß der Diener davon mit einer Familie leben kann: so folgt doch daraus keinesweges, daß der Nahrungsstand, den er mit Übernahme eines Dienstes ergreift, auch für seine Familie begründet sey, und daß in dieser Beziehung der Staatsdiener allen übrigen Erwerbszweigen gleich, und mehr als gleich, gesetzt werden müsse. Freylich geht mit dem Tode des Staatsdieners sein Kunstcapital zu Grabe; freylich mag manchmal ein Staatsdiener ein frühes Opfer seiner Anstrengung werden. Allein was das erste angeht, so kann man nicht nur mit Grund dagegen sagen, daß dieses eine Folge sey, welche der Staatsdiener gar wohl vorhersehen konnte, wonach er also auch seine Mafsregeln zu nehmen hätte. Jedes Gewerbe hat seine Eigenheiten, jedes seine guten und bösen Seiten, darauf muß der vernünftige Mensch Rücksicht nehmen, und es ist zu viel verlangt, daß die Gesellschaft für alles die Gewähr leisten müsse. Sodann würde hierin nicht eine Gleichsetzung, sondern ein großer Vorzug liegen. Denn stirbt nicht bey sehr vielen anderen Gewerben mit dem, der es treibt, der ganze Erwerb, der ganze Nahrungsstand dahin? Und ist, unparteyisch erwogen, das Brod, welches der Staatsdiener isst, in der Regel nicht das sicherste, bequemste und ehrenvollste? Bleiben nicht der großen Mehrzahl der Staatsdiener mehrere Stunden zu eigener freyer Disposition übrig, als dem größten Theile der übrigen Gewerbe treibenden Menschen? Giebt es nicht für ihn eine Menge von Geschäften, die sich mit seinem Dienste besser vertragen, als die gewöhnlichen Zerstreuungen, wodurch er sich einen Zugang verschaffen kann? und kann er nicht mehr wie jeder andere für die Erziehung seiner Kinder wirksam seyn, und dadurch den sicher-

sten Schatz für seine Hinterlassenen sammeln? und kommen endlich nicht selbst diesen Kindern die Verhältnisse ihrer Väter auf eine höchst natürliche Weise trefflich zu Statten? An das Todtarbeiten hat aber Rec. nur einen schwachen Glauben. Einige wenige Fälle ausgenommen, welche ein weiser Regent nie unbeachtet lassen wird, ist diese Gefahr nicht groß. Unendlich öfter sterben Diener früh und in zerrütteten Umständen, weil sie in Spiel- und Trink-Gelagen ihre Nächte zugebracht haben, als weil sie am Arbeitstisch gefessen. Der Staat darf nicht geizen, muß, wie ein rechtlicher Privatmann, den honett bezahlen, der ihm honett und nützlich dient; aber er darf auch nicht zu freygebig seyn, und zu vielen Anspruch auf den höchst mißlichen Ruhm der Großmuth machen wollen. Alles was er dem Einen giebt, nimmt er einem Anderen, und so mancher Groschen, welcher für die Staatscasse erübrigt werden muß, zwingt den hochfleissigen und von Sorgen Ichwergedrückten Mann zu einer erhöhten Anstrengung, die ihn wirklich seinem Weibe und Kinde, für die nach seinem Tode Niemand forgt, vor der Zeit entreißt. Der stille Seufzen dessen, der hier geben muß, dringt so gut vor Gott, als die Thräne des Dankes dessen, dem dort gegeben wird, wenn man gleich in dem Getümmel des Hoflebens davon nichts hört. Wohl dem Staate, der reich genug ist, ohne Druck freygebig seyn zu können; aber Freygebigkeit ist höchst selten die erste der Tugenden, die der Privatmann und der Staat zu üben hat.

Im ersten Abschnitte des zweyten Theils wird von der Erwerbung und Verleihung der Staatsdienste gehandelt. Auftrag vom Regenten, sey er nun ein mittelbarer oder ein unmittelbarer, ist jederzeit nöthig. Ein mittelbarer findet bey den Patrimonialgerichten Statt. Wie sehr dieses gegen das Wesen des Staats sey, wird nicht gerügt. Etwas ganz anderes ist es mit der Befugniß einzelner Collegien, sich ihre Subalternen zu ernennen. Dieses hat viel Gutes. Mit Recht empfiehlt der Vf. die größte Vorsicht bey dem Anstellen, aber zu viel erwartet er von Conduitenlisten und dem Tabellenwesen. Über die Mittel, einen guten Geist in der Dienerschaft zu erwecken und zu erhalten, sagt er gar nichts, und doch kommt darauf alles an. Inländer verdienen billig einen Vorzug. Man braucht ihnen diesen aber nicht gerade gesetzlich zu geben, denn so viel als gut ist, haben sie ihn von selbst. Von Anwartschaften hält der Vf. im Ganzen nichts. Mit Recht. Doch sind Ausnahmen, welche auch der Vf. zugeibt, nicht zu vermeiden.

Im zweyten Abschnitt wird das Rechtsverhältniß zwischen dem Staate und dem Staatsdiener aus einem übertragenen Staatsamt untersucht.

Der Staatsdiener hat zuerst Unterthanenpflichten. Sehr wahr sagt der Vf.: „der Staatsdiener, welchem der Regent einen Antheil an der Regierung vertraut, muß sich bestreben, in eifriger Erfüllung dieser allgemeinen Bürgerpflichten mit einem schönen Beyspiel vorzugehen.“

Auch Rec. findet es gut, wenn übrigens der Staatsdiener an allen bürgerlichen Lasten Theil nimmt, und daher keine Freyheit von Steuern genießt; aber zu tadeln ist es allerdings, wenn man den Ertrag der Befoldung mit einer Steuer belegt. Es ist dieses ein wahrer Abzug, den der Staat von einer rechtmäßigen Schuld macht. Cantonsfreyheiten für die Familie sind auch nicht nöthig, von mancher Seite auch nicht gut. — Wird aber nicht da, wo jeder taugliche Unterthan darauf gefaßt seyn muß, zu seiner Zeit die Muskete zu tragen, eine ganz andere Erziehung eintreten müssen, und hat man die Folgen, welche diese Einrichtung — die Rec. übrigens für die gerechteste hält — für Künste und Wissenschaften haben muß, schon genugsam erwogen?

Zu den besonderen Pflichten rechnet der Vf. das Fortbilden, nicht bloß durch Routine, sondern durch zweckmäßiges, ernstliches Studium. Billig sollte dieses eine unerlässliche Pflicht seyn, denn wer nicht mit fortgeht, bleibt nothwendiger Weise zurück. Aber leider ist dieses Fortschreiten etwas, was bey den eigentlichen Geschäftsleuten zu den seltensten Ausnahmen gehört. Wie kann man dieses aber auch fordern: denn dann müßte ja wohl gar zuweilen eine Spielparthie aufgefagt werden! und das wird man doch nicht verlangen?

Dafs der Staat nicht verhindert werde, während der Dienstzeit eines Dieners den Ämtern und Geschäften eine andere Organisation zu geben, wird Niemand leugnen: schwerer wird es aber seyn, zu bestimmen, was der Diener dann zu erwarten, zu hoffen und zu fürchten habe. Die Erfahrung lehrt, dafs der Staat — leider nur zu oft nichts anderes, als ein Aggregat von Dienern — darin sein Bestes weniger achtet, als das seiner Diener.

Über das Recht des Staats zur Oberaufsicht, über Instructionen, über das Recht und die Pflicht des Dieners, in besonderen Fällen Vorstellungen zu machen, am Ende aber zu gehorchen, wie über den Ersatz des im Dienst verursachten Schadens, und über Bestrafung der Dienstvergehungen, sagt der Vf. manches Gute. Doch liesse sich auch Vieles bestreiten. Ueberhaupt dürfte es Vielen, welche auch nicht daran zweifeln, dafs der Diener bestimmten Befehlen pünktlich Folge leisten muß, scheinen, dafs des Vfs. Ansicht im Ganzen zu illiberal sey, und den Diener zu sehr in eine Maschine verwandle, welches gewifs nicht gut ist, und wohl die Glückseligkeit auf dem Papier, aber nicht im wirklichen Leben befördert. Auch dürfte sich gegen die Verbindlichkeit des Dieners, jeden in seinen Amtskreis gar nicht einschlagenden Auftrag annehmen zu müssen,

noch Vieles sagen lassen, was nicht bloß Folge der Ansicht ist, dafs es zu Staatsdiensten überhaupt keine Verbindlichkeit giebt. Noch weniger kann Rec. den Unterschied, welchen der Vf. bey dieser und so mancher anderen Gelegenheit zwischen den Dienern, die Landeskinder, und solchen, die Ausländer sind, macht, und nach seinem System gewissermaßen machen muß, gut finden. Wenigstens dient ein solcher Unterschied diesem System nicht zur Empfehlung. Was muß dabey herauskommen, wenn zwey Collegen nach ganz verschiedenen Rechten beurtheilt werden müssen!

Nach diesen handelt der Vf. die Rechte des Staatsdieners, sowohl die allgemeinen als besonderen ab. — Als Staatsdiener, und zwar in Beziehung auf seine Dienstleistung, hat er das Recht zu den Mitteln, welche die Erfüllung des Amts fodert. Von dem Rechte zu der Erfüllung selbst, sagt der Vf. hier nichts. Ueberhaupt spricht er es dem Diener ab. Aber ohne Grund. Denn wenn man auch zugiebt, dafs dieses Recht nicht so weit gehe, dafs der Diener mit vollkommenem Rechte verlangen kann, dafs ihm der Regent die Ausübung seines Amts gestatte: so hat doch ein Beamter, so lange ihm die Ausübung seines Amtes nicht ausdrücklich verboten ist, d. h. so lange als er Beamter ist, ohne Zweifel ein Recht zur Ausübung seines Dienstes. Wäre das nicht, so würde er ja eines Eingriffs in die Hoheitsrechte sich schuldig machen, und der Unterthan, der sich ihm widersetzt, würde nicht so strafbar seyn. Alle Folgen, welche der Vf. aus dem Rechte zu Mitteln herleitet, würden aus jenem Rechte zur Erfüllung seines Amtes eben so gut haben abgeleitet werden können. In Ansehung der Entschädigung, welche der Staat in außerordentlichen Fällen zu leisten haben soll, geht der Vf. §. 91 sicher zu weit. So soll z. B. der Staat Ersatz leisten, wenn ein Cassenbeamter, bey Gelegenheit eines Diebstahls, der durch eine gefüllte öffentliche Caffe, welche er in seinem Hause hat, veranlaßt worden ist, sein Eigenthum verliert. Der Dienst soll den Diener nicht gegen die *casus humanos* schützen, und wer einer besonderen Gefahr ausgesetzt ist, soll auch besondere Sorgfalt anwenden. Dieses ist ein Theil der Dienstpflicht, und wer dadurch, dafs dieses nicht geschehen, Schaden leidet, ist nicht frey von *culpa*, und was mich frey von Strafe und Ersatz macht, giebt mir noch kein Recht, von Anderen den Ersatz meines Schadens zu fordern. Das Recht auf Auszeichnung und Rang ist an sich etwas Unerhebliches; allein wie die Dinge jetzt sind, sollte der Staat hierin vernünftiger Grundätze beobachten, als meistens geschieht. Mit Recht sagt der Vf., der Staat müsse die Befoldung seiner Diener für seine heiligste Schuld halten, wie denn dieses in Staaten, wo Rechtlichkeit herrscht, auch der Fall zu seyn pflegt.

Der Vorzug der Kinder der Diener bey Befetzung der Ämter, wird unter billiger Einschränkung gerechtfertigt. Rec. kann den Werth der Gründe des Vfs. nicht verkennen; doch kann er nie wünschen, dafs die Sache jemals gesetzlich gemacht werde. So viel als nöthig und gut ist, und oft mehr

als das, macht sich die Sache von selbst. Ist doch die Wiederbesetzung der eröffneten Stellen meist in den Händen, wenigstens unter dem Einfluß der Diener. Und genießen nicht selbst da, wo das Gesetz alle Vorzüge verbietet, die Kinder der Diener einen Vorzug?

Im letzten Abschnitt wird von der Beendigung der Staatsdienste gehandelt. In Ansehung dieses Punctes ist man bisher am meisten in Verlegenheit gewesen. Auch ist nicht zu leugnen, dafs, selbst bey einer nicht ganz gemeinen Ansicht der Dinge, es hier allerdings schwer wird, das, was die Billigkeit und Schonung gegen Einzelne erfordert, mit dem Wohl des Ganzen und dem Wesen der Sache in Harmonie zu bringen. Noch weniger wird die richtigere Ansicht je die allgemeine werden. Der grofse Haufe, welcher den Dienst als eine Pfründe anseht, das ganze weibliche Geschlecht, das diese Ansicht durchgehend hat, wird Grausamkeit finden, wo nur Gerechtigkeit geübt wird.

Unser Vf. urtheilt über die verschiedenen gutgemeinten, aber höchst gehaltenen Deutungen der Aufkündigungs-Clauseln, welche eine schiefe Ansicht nothwendig gemacht hat, sehr richtig. Allein er geht gewifs viel zu weit, wenn er behauptet, dafs da, wo auf den Staatsdienst der Nahrungsstand eines Staatsdieners radicirt sey, ein sich selbst zerstörender Widerspruch Statt finden werde, wenn der Regent Staatsdienern einen seiner Natur nach unwiderruflichen Nahrungsstand verleihen, und ihn nach Wohlgefallen für widerruflich erklären wolle. Denn kann man nicht das, was an sich unwiderruflich ist, durch Übereinkunft widerruflich machen? Kann man z. B. nicht verkaufen, und sich den Wiederkauf vorbehalten? Und wie kann man aus Gründen, die in der Natur der Sache liegen, den Nahrungsstand des Dieners unwiderruflich nennen? Gibt es überhaupt irgend einen Nahrungsstand, von dem es sich sagen läfst, dafs ein Jeder, der ihn ergreift, seines beständigen Unterhaltes und Gewinnes dabey sicher sey? Und ist es für manchen Menschen nicht schon ein grofser Gewinn, für eine Zeitlang einen Nahrungsstand zu haben? Das Beyspiel von der Ehe paßt gar nicht. Hier machen sehr weife positive Gesetze etwas unauflöslich, und in diesem Puncte, wie in manchen andern, von der Privatwillkühr unabhängig, was nach der Natur der Sache eine Aufkündigungs-Clausel gar wohl zuläfst. Was Staatsdienern bey Revolutionen und grofsen neuen Organisationen gebührt, läfst sich schwerlich je rechtlich bestimmen. Was die Stimme der Billigkeit und der ewigen Gerechtigkeit laut fodert, wird jeder fühlen. Doch braucht man nur um sich zu sehen, um gewahr zu werden, was Noth und finanzielle Rücksichten selbst da für Gewalt haben, wo man sonst die Stimme der Gerechtigkeit nicht zu überhören pflegt. Und geschieht dieses am grünen Holze, was wird dann nicht am dürreren Holze geschehen können!

Auch die Bestimmung des Schicksals der Diener, welche unfähig werden zu dienen, ist etwas sehr delicat. Ein Unterschied, ob die Unfähigkeit eine Folge des Verschuldens, des Zufalls oder

des Dienstes selbst sey, läfst sich auf dem Papier leicht machen; aber in der wirklichen Welt ist es meistens äufserst schwierig, den Antheil, den das eine oder das andere an der Unfähigkeit hat, genau zu bestimmen, und für jeden einzelnen Fall das anzuwenden, was in *abstracto* Recht seyn mag. Im Civildienst ist der Dienst, besonders der Arbeitstisch, äufserst selten die wahre Ursache. Der Grund liegt meistens ganz anderswo. Auch vergift der ordentliche Mann oder Greis zu leicht die Sünden der Jugend, und man giebt oft allein dem Dienste Schuld, was nur Folge der Verwöhnung ist. Würde man einem mühsamen Posten unterliegen, wenn nicht die vorhergehende Entwöhnung von aller Anstrengung Schuld daran wäre? Die Erfahrung lehrt im Ganzen wohl, dafs der Staat eher zu nachsichtig als zu hart ist, und den Nahrungsstand mehr als den eigentlichen Zweck des Dienstes berücksichtigt. Kein verständiger Mensch kann zur Härte in diesem Punct raten; allein es ist doch auch nicht alles Härte, was dem Einen oder dem Anderen unangenehm ist, und wodurch man etwa nur genöthiget wird, von dem gewohnten Wohlbeyn etwas nachzulassen. Und der Dienst, so wie der Nachmann eines Invaliden, der sich in seiner Invalidität pflegt, oft sie nur vorzuschützt, um sich besser pflegen zu können, haben doch auch ihre Rechte.

Über die Niederlegung des Dienstes, die Resignation, denkt Rec. ganz verschieden vom Vf. So viel ist freylich gewifs: Niemand darf wider den Willen des Regenten sein Amt niederlegen; dieses würde heißen seine Geschäfte willkührlich liegen lassen. Allein die Frage ist: mufs der Staat den Diener, der seine Entlassung fodert, entlassen? Dieses glaubt Rec. gegen den Vf., der es aus dem Grunde leugnet, weil der Dienst eine Staatsverbindlichkeit sey, behaupten zu müssen. Man darf diese Sache, wie das ganze Dienstwesen, ja nicht zu illiberal ansehen. Der Staat und sein Diener sind als zwey Freunde zu betrachten, die ein gegenseitiges Interesse zu einander geführt hat. Gern haben sie sich vereinigt, gern bleiben sie neben einander. Aber keiner wird den anderen, den irgend ein Grund zu einer Trennung bestimmt, zum Bleiben zwingen, weil ein jeder weifs, dafs die Freundschaft keinen Zwang verträgt, dafs auf das *Gernethun* in der Welt so vieles ankommt. Findet der Staat, dafs ihm der Abgang eines Dieners empfindlich wird: so wird ein freundliches Wort, eine Auszeichnung, oder wenn die Finanzen ins Spiel kommen, eine billige Zulage, ein passendes leichtes Mittel seyn, den Verlust zu verhüten. Wirkt dieses alles nicht, und liegt der Grund im gemeinen Sinne des Dieners: so ist der Verlust nicht grofs; liegt aber der Grund in den Umständen selbst: so würde es eine Grausamkeit seyn, die Entlassung zu verlangen, und der Staat würde gemeiner denken als ein Privatmann, der gern zur Beförderung eines Dieners, z. B. eines Predigers, mitwirkt, den er ungern verliert. Genau erwogen findet auch eine Gleichheit der Rechte selbst dann nicht Statt, wenn man dem Staate das Recht einer willkührlichen Entlassung abspricht. Ein Mann, welcher wider seinen Willen in einem Dienste, an einem Orte, in einer Lage, die

ihm nicht angenehm, vielleicht sehr drückend ist, bleiben muß, verliert die ganze Freude seines Lebens, die ihm durch nicht ersetzt werden kann. Der Staat hingegen kann zwar auch wohl für den Moment verlegen werden; aber dieses ist doch eines Theils mit jenem gar nicht zu vergleichen, andern Theils kann und muß der Staat auf das ewige Bleiben eines Dieners gar nicht rechnen. Der einzelne Mensch ist ja ein höchst zerbrechliches Wesen, wie bald sinkt auch der Stärkste dahin! Und dann das große wahre Wort: *non deficit alter!* Nichts würde bestehen, wenn es nicht wahr wäre, und zu Grunde mag alles das gehen, was an das Daseyn eines einzigen Menschen geknüpft ist. Der Grund des Vfs., daß die Staatsdiener durch diese Liberalität zum Trotze verleitet werden könnten, gilt bey Rec. durchaus nichts. Denn wo die Dienerschaft einen guten Geist hat, wird ein schlechter Trotz nie allgemein werden. Ein guter Trotz hingegen ist kein Übel. Überdem ist das Gouvernement immer Schuld daran, wenn ein schlechter gemeiner Trotz einreißt. Mit gewöhnlicher Festigkeit und Klugheit, die nur einmal zur rechten Zeit an einem Diener, der es darauf anlegt, diese Liberalität zu missbrauchen, ein Exempel statuirt, und ihm die geforderte, aber nicht gewünschte, Entlassung giebt, wird man dem Übel bald steuern können. Dem seltenen Falle, daß sich bey diesen Grundätzen der Urheber eines mislichen Planes seiner Verbindlichkeit leicht entziehen könne, wird noch leichter abzuhelpen seyn.

Über die Entlassung oder die Entziehung eines Dienstes ohne Beweis einer den Dienstverlust nach sich ziehenden Ursache, wider den Willen des Dieners, spricht der Vf. zuletzt. Er gesteht dem Regenten dieses Recht zu, doch nur in so weit, daß er dem Diener die Geschäftsführung, nicht aber die Befoldung nehmen könne. Das erste, meint er, sey eine Last, das zweyte ein Recht. Eine Last dürfe man einem Jeden abnehmen, ohne ihm einen Grund zu einer gerechten Klage zu geben. Mit den Rechten und Vortheilen sey es ein anderes. Rec., welcher in der Entscheidung dieser samösen Frage mit dem Vf. übereinstimmt, kann doch den Gründen des Vfs. nicht beypflichten.

Die Ansicht, daß der Staatsdienst, in so fern er zu Geschäften verpflichtet, bloß als eine Last zu betrachten sey, ist, selbst als theoretischer Satz angesehen, viel zu illiberal, einseitig und unrichtig. Denn zugegeben, daß ein großer Theil ihn so ansieht, so denkt doch der bessere Theil der Dienerschaft darüber ganz anders. Der dem gut organisirten und verständig erzogenen Menschen eigene Hang zu einer nützlichen Thätigkeit, der Trieb nach Ehre und Macht in seiner guten und schlechten Gestalt, die Gewohnheit machen sehr vielen Menschen die Geschäfte ihres Dienstes zu einer Freude, machen sie ihnen ganz unentbehrlich, wenn sie nur einigermaßen glücklich seyn sollen. Und es ist gar nicht zu zweifeln, daß sehr viele lieber umsonst als gar nicht dienen würden, wenn sie ohne Befoldung zu leben im Stande sind, und der Vf. irrt sehr, wenn er glaubt, daß alle

entlassenen Diener nur wegen des Verlustes ihres Nahrungsstandes geklagt hätten. Denn Rec. ist vollkommen überzeugt, daß z. B. der Hr. v. Berlepsch, dem es am Brode gar nicht gebrach, gar nicht oder doch bey weitem nicht so geschrien haben würde, wenn man ihm seine Befoldung genommen, und ihn in seinen Dienstverhältnissen gelassen hätte. Mit dem bloßen Ausspruche: der Dienst als Arbeitsstand solle nun einmal eine Last seyn, ist wahrlich nicht gethan, und der Staat muß in der That nichts thun und leiden, was etwas dazu beytragen kann, um die Ansicht der gemeineren Menschen, die Arbeiten des Dienstes seyen eine Bürde, und derjenige, der sie unternimmt, sey unser Wohlthäter, noch mehr zu verbreiten und gleichsam gesetzlich zu machen.

Von der anderen Seite ist es, wenn der Staat nicht aus anderen Gründen ein Recht hat, welches stärker ist als der Anspruch des Staatsdieners, nicht so leicht mit der Sache gethan. Denn bloß die Fortdauer der Befoldung entschädigt den Staatsdiener bey weitem nicht. Zwar glaubt der Vf. dieses, indem eine ehrenvolle Entlassung Niemanden an seiner Ehre schaden könne, die Vernichtung der Aussicht zur Beförderung aber nicht in Betrachtung komme, weil dieses nur eine entfernte Hoffnung sey, auf die nicht gerechnet werden dürfe. Ist dem aber wirklich so? Sollte es dem Manne, der dienen will und dienen kann, nicht kränkend seyn, wenn er unerwartet entlassen wird? Ist eine Entlassung, auch die ehrenvollste, nicht immer wesentlich von einer Beybehaltung verschieden, und läßt sich durch Worte alles gut machen? Kann der Regent, kann irgend eine Macht in der Welt, durch Protestationen und positive Verfügungen irgend einer Art die Eindrücke vertilgen, welche bey jedem Menschen von gesundem Verstande und Gefühle geweckt werden, wenn ein rüstiger Mann, den das Publicum und der sich selbst nach der Stelle, auf welcher er steht, zu einem höheren Posten bestimmt, statt des erwarteten Beförderungs-Decrets sein Entlassungs-Decret erhält? Die Macht der Fürsten ist groß, aber Gott bewahre uns, daß sie je so groß werde, um das Gefühl für so etwas ersticken zu können! Daß man schweigt, Jemanden nicht laut einen Unwürdigen nennt, oder nicht laut über eine Ungerechtigkeit redet, das läßt sich vielleicht erzwingen; aber daß man das eine und das andere nicht denke, und daß man in vorkommendem Falle nicht seine Mafsregeln nach dieser Ansicht ergreife, dies ist ein Recht der Menschheit, welches uns nie entrisen werden kann. Auch gesteht Rec. gern, daß, wenn eine solche Beurtheilung die Sache des *großen Haufens* seyn sollte, er es sich zur Ehre rechnet, zum großen Haufen zu gehören. Auf Zeiten der Revolutionen und was da Ehre und Schande bringt, darf man sich aber gar nicht berufen; was hier gilt, läßt sich auf ruhige Zeiten gar nicht anwenden. Eben so ist es mit der gestörten Aussicht zu einer besseren Befoldung. Kann diese Aussicht nicht oft sehr nahe, sehr gegründet seyn? Was die sichere Aussicht auf Beybehaltung des Nahrungsstandes von einer anderen Seite gegen sich hat, darüber habe Rec. sich bereits erklärt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J A N U A R , 1 8 0 9 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LANDSHUT, b. Krüll: *Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet*, von N. T. Günner u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Sache lässt sich aber, nach dem Dafürhalten des Rec., ohne alle Künsteley und ohne sehr große Gefahr für die Dienerschaft recht gut machen. Der Staatsdiener, welcher in einen Dienst eintritt, auf den er sich mit Aufwand von Zeit und Geld hat vorbereiten müssen, welcher ihn von einem anderen Gewerbe abzieht, mag immerhin auf einen lebenslänglichen Nahrungsstand rechnen: so wie der Staat, der einen solchen Diener nöthig hat, und den Gewählten für tüchtig hält, auf lebenslängliche Beybehaltung denkt. Aber demungeachtet muß der Diener es sich nicht verschweigen, daß er, so wie der Dienst überhaupt, nur als Mittel zu einem Zwecke — wie auch der Vf. S. 273 angiebt — anzusehen sey. Er muß es ferner wissen, daß der Regent sowohl über den Zweck als über das Mittel zu wachen habe, und daß eines Theils alle menschlichen Zwecke, auch diejenigen, welche am festesten begründet zu seyn scheinen, dem Wechsel, der Veränderung unterworfen sind, und daß anderen Theils die Beurtheilung der Tauglichkeit der Mittel und Werkzeuge zur Erreichung eines Zweckes, so lange solche von Menschen abhängt, dem Irrthume und der Täuschung unterworfen ist. Er muß es sich endlich sagen, daß er durch den Eintritt in den Dienst in eine besondere Aufsicht und in eine größere Abhängigkeit von Andern getreten ist. Dieses alles kann ihn denn bey einigem Nachdenken von selbst zu der Überzeugung bringen, daß eine frühere Entfernung aus dem Dienste nicht nur, aus sehr guten Gründen, Recht und sogar Pflicht, ja Nothwendigkeit werden könne, sondern er muß sich auch die Möglichkeit nicht verhehlen, ein Opfer der Vorurtheile, Leidenschaften, Launen und noch schlechterer Ursachen zu werden. Dieses ist eine unverkennbare üble Seite des Dienstes, und muß bey der Wahl der Lebensart als *ratio dubitandi* billig in Anschlag gebracht werden. Aber wo giebt es in der Welt ein Gewerbe, einen Stand, der nicht seine schlimme Seite, seine ihm eigenen Gefahren hätte, und in welchem man vor den Launen, Leidenschaften und der Übermacht der Großen, und vor den Tücken seiner Nebenmenschen sicher wäre? Was lehrt nicht hierüber die Geschichte! Dieses ist das gemeine Loos der Menschheit, und aller

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

menschlichen Dinge, welchem entgehen zu wollen, eine übertriebene Präension ist. Und ist denn die Gefahr, auf diese dem Dienst eigene Weise zu Grunde zu gehen, so groß, wie man vorzugeben pflegt, und wie sie auch der Vf. schildert? Wir wollen die Erfahrung zu Rathe ziehen. Gehören nicht die Fälle, wo ein Diener entlassen wird, zu den sehr seltenen Fällen? Sollte sich nicht behaupten lassen, daß unter fünfzig Fällen, wo die Entlassung vor einem jedweden Tribunale gerechtfertigt werden könnte, sie vielleicht nur einmal eintritt? Und ist unter zehn Fällen, wo sie erfolgt, mehr als einer, in welchem die Entlassung ganz unverschuldet und eine reine Ungerechtigkeit ist? Es dürfte nicht schwer werden, selbst die Fälle, welche bey den Reichsgerichten eine so lebhafteste Vertretung fanden, gegen den Vorwurf einer reinen Ungerechtigkeit zu rechtfertigen. Freylich darf man sich nicht bloß an die Carolina und an die Pandekten halten, sondern die Sache so beurtheilen, wie sie zu beurtheilen ist, nämlich als eine Verwaltungssache. Dieses kann denn demjenigen Diener zur großen Beruhigung gereichen, der seinen Weg unsträflich wandelt. Ist endlich ein Mittel, ist besonders das von dem Vf. aufgestellte Princip stark genug, dem Übel abzuhelfen? Rec. zweifelt; vielmehr fürchtet er, daß, wenn des Vfs. Ansicht allgemein würde, und wenn man einem jeden Entlassenen seine Befoldung ganz oder zum Theil ließe, mithin der Entlassung einen Theil ihrer Härte benähme, die Fälle weit häufiger vorkommen werden, als anderswo, wo die Entlassung den Verlust der Befoldung zur Folge hat. Denn schwerlich dürfte die Last, welche der Staatscasse durch eine neue Pension zuwächst, ein so mächtiges Gegengewicht gegen die Leidenschaft abgeben, als die allgemeine Stimme des Publicums jetzt wirklich abgiebt, und so dürfte durch die größere Anzahl von Fällen das Übel noch größer werden. Rec. gesteht wenigstens, daß er, nach seinem Gefühle, sich lieber einem Gouverneement, dessen Geist übrigens gut ist, auf Discretion ergeben würde, als einem gleich guten gegen die von dem Vf. in Vorschlag gebrachten Capitulationspuncte. Und ist der Geist nicht gut, was werden denn die besten Gesetze helfen? werden sie, wird irgend eine Kraft, an sich selbst stark genug seyn; den schlechten Geist, die Leidenschaften, Kabbalen und Launen zum Schweigen zu bringen? Giebt es nicht hundert Mittel, einen Diener, den man gern entfernen und auch die Pension nicht geben will, dahin zu bringen, daß er seine Entlassung fodert? Giebt es dieser Mittel nicht da, wo der Regent die Befug-

nifs hat, seine Diener nach Gefallen zu versetzen, ihnen Commissionen, und nach Belieben Nebengeschäfte aufzubürden, noch unendlich mehrere? Und was sind endlich, so bald kein Richter da ist, Gesetze dieser Art anders, als öffentlich ausgesprochene Maximen, die, wenn Gesinnungen, Umstände und Personen sich ändern, zurückgenommen werden, und welchen man vielleicht seltener, aber doch auch gewifs manchmal, wenn Leidenschaften ins Spiel kommen, geradezu entgegenhandelt? Wie ist es daher möglich, dafs ein Rechtsgelehrter darauf einigen Werth legen kann! Wenn nur Privatleute und Diener streng an dem, was ewig *recht* und *wahr* seyn wird, fest hängen, und dabey ohne Scheu thun, was ihres Berufs ist, und weder durch Lehre noch durch That etwas dazu beytragen, den Geist, wo er noch gut ist, zu verderben: so werden wir in diesem Geist eine weit sicherere Gewährschaft für unsere Erwartungen finden, als in allen künstlichen Theorien und Gesetzes - Projecten, welche wir unseren Regenten aufdringen wollen. Aber, verkehrt genug, erst tritt man auf; vergessend, dafs nur das wahrhaft grofs sey, was gut und dem Menschen nützlich ist, erhebt man mit übertriebenem Lobe, was neu und glänzend ist, giebt durch spitzfindige Systeme den Fürsten, besonders den deutschen, durch die neuesten Ereignisse souverän gewordenen Fürsten, Rechte in die Hand, die ihnen nach der Wahrheit nicht zukommen, reißt, ohne Noth und gegen die Gerechtigkeit, die Stütze nieder, welche die Weisheit oder das Bedürfnis der Vorfahren gegen Despotendruck aufrichteten, und welche ihre Wirksamkeit bewährt haben, und will dann denselben Fürsten durch ein schwaches Gesetz, durch einen leicht verwischten Buchstaben, wiederum die Hände binden! Gute organische Gesetze sind zwar eine schöne Sache; allein sie sind nicht zu allen Dingen nütze. Diesen Ruhm hat nur die Gottseligkeit, darum hat sie aber auch allein die Verheißung einer ewigen Dauer.

Über das angehängte königl. bayerische Gesetz, die Dienstverhältnisse der Staatsdiener betreffend, will Rec. weiter nichts sagen, als dafs er innigst wünscht, dafs der Geist, welcher dieses Gesetz hervorbrachte, dem bayerischen Lande ewig erhalten werde, und dafs ein gleicher Geist, so weit als nur möglich ist, sich verbreite. Glücklich wird dann jede Dienerschaft seyn, wenn auch kein geschriebenes Gesetz ihnen eine Garantie leistet.

PN.

SCHÖNE KÜNSTE

Ohne Angabe des Druckorts: *Comoedia divina*, mit drey Vorreden von Peter Hammer, Jean Paul und dem Herausgeber. 1808. 149 S. kl. 8.

Wenn die Satyre überall das Leben als Gegensatz mit der Idee ergreift: so möchte unsere Zeit ihr nur wenige günstige Objecte darbieten. Desto bildsamer für Witz und Humor scheint aber der Stoff, den unsere neueste Literatur in einigen ihrer Bestrebungen enthält.

Es giebt eine Erhebung zum Übersinnlichen, die keine Achtung verdient, weil sie aus der Tiefe, des

Gemüthshervorgeht, welchem das Vergängliche nur als wesenlose Truggestalt erscheint. Um so sonderbarer aber zeigt sich die phantastische Nachahmung, die für ihre innere Erbärmlichkeit eine schimmernde Folie sucht. Wen die Gegenwart schmerzlich ergreift, der mag sich wohl in elegischer Stimmung in die Vergangenheit flüchten, oder wenn die Wurzel seiner inneren Kraft nicht abgeschnitten ist, sie durch religiöse Gefühle zu heben suchen; aber wer in der Zeit untergegangen ist, der wird umsonst ein fremdes Leben in sich zu erkünsteln streben, und je stärker er seine Phantasie dabey aufspannt, desto seltsamer wird sein Thun und seine Rede dem schlichten Sinne vorkommen.

Von diesem Gesichtspuncte aus, — wenigstens scheint uns dieser einer der vorzüglichsten beabsichtigten Zwecke, — hat die *Comoedia divina* ihren Gegenstand gefaßt, der kein anderer ist, als den ekelhaften Mytticismus einiger Schwächlinge, der sich zu dem Mytticismus z. B. des katholischen Fénelon oder des protestantischen Spener verhält, wie der Taranteltanz zur Begeisterung in den bacchantischen Mytherien, durch ein in ähnlichen Fällen erprobtes Heilmittel niederzuschlagen. Die gewählte Form scheint uns sehr zweckmässig, und schon die von dem Vf. gebrauchte Mischung der griechischen und christlichen Mythen deutet neben dem Koinischen, welches dadurch entsteht, auf eine der lächerlichsten Verirrungen unserer fieberhaft phantasirenden Kunstjüngerlein.

Die Scene beginnt im Olymp, und endigt auf der leipziger Messe und zwar im Schauspielhaus dafelbst, wo Jupiter und Mercur sich als Zuschauer befinden, um ein neues Stück, *den Sündenfall*, aufzuführen zu sehen, wie auch ein *Nachspiel*, in welchem eine romantische Gesellschaft, begleitet von dem Teufel, dem Nachwächter und dem ehrlichen Hanswurst, den Zug nach Indien antreten.

In dem Gewühle der leipziger Messe zeichnet sich eine zwar untergeordnete Erscheinung, aber nichts desto weniger merkwürdige Person in dem Jungen mit einem Guckkasten und einer Drehorgel dermassen aus, dafs er die Aufmerksamkeit der Götter fesselt. Seinen Bilderkram hat er freylich bis auf die kleinsten Züge aus der Bilderkrämerrey eines sogenannten philosophisch - ästhetischen Werkes entlehnt; allein er versteht ihn doch wenigstens mit Geist und hochkoinischer Laune auszustellen. — Unter den schreyenden Ausrufern auf der Messe muß die Verkündigung des dritten jeden Hörer in Erstaunen setzen. Er verkündet nämlich *die allerneueste Menschwerdung*:

Wollt ihr die neue Menschwerdung schauen,
Und kommt's euch auf zwölf Groschen nicht an,
So geht um fünf Uhr in den goldnen Schwan,
Ihr seht es gewifs mit Lust und mit Grauen,
Was Weihe und Kraft in den Hundstagen kann.
Es sitzt da der Meister mit Salomo's Siegel
Mit dem Spatel am Apothekertiegel,
Und thut da hinein vor eurm Angesicht
Ein wenig Eyweissstoff und ein wenig Sonnenlicht;
Das rührt er emlig zum Sauerstoff gar,
Und plötzlich wirds ein Mensch mit Haut und Haar.

Jupiter mit feiner Frage: „Ist denn alles toll geworden, oder führt die ganze Stadt eine Komödie auf?“ — verräth seine Unkunde in der neuesten Literatur; — doch wohnt ihm seine alte Macht noch bey, (so modern costümiert er übrigens in der *Comœdia divina* erscheint,) denn er verwandelt durch bloße Berührung einen armen Schriftsteller in eine Gans, und einen fetten Buchhändler in einen Fuchs, der, seiner ursprünglichen Natur getreu, die Gans mit Haut und Haar auffrisst. Um sich von dem ärgerlichen Auftritt zu erholen, wandeln die Götter ins Theater, den Sündenfall zu schauen. Meisterhaft ist die geniale Idee ausgeführt, sogleich auf den unglücklichen Apfelbiss den Schulpäroxismus, als das Hauptsymptom des endemischen Übels, eintreten zu lassen, und das kleine Stück erhält dadurch einen organischen Zusammenhang. Eben so können wir lobend nicht unbemerkt lassen, daß der Satanas den Mund so gewaltig voll nimmt, und in seinen Trimetern, die den besten in der Niobe nichts nachgeben, so starke metrische und grammatische Lizenzen sich erlaubt. Einige Regellosigkeit muß man einem gefallenem Dämon schon zu Gute halten.

Das Nachspiel ist gänzlich in Sonnetten abgefaßt. Der Unfug des Klingklangs und des erbärmlichen Schellengeläutes des unserer Literatur aufgezwängten poetischen Fremdlings, ist bereits in diesen Blättern von der kräftigen Hand des Meisters nach Werth behandelt worden. Um aber mit den Thoren ihre eigene Sprache zu reden, hat der Vf. der *Comœdia divina* für gut gefunden, eine ganze Reihe theatralischer Scenen in klingender Form auszustellen. Er unterscheidet sich indessen von denen, „die, weil sie gar nichts zu sagen haben, in einem Sonnet tanzen und klingen lassen, wie kluge Wirthe, die saures Bier zu verzapfen haben, tanzen und spielen lassen,“ (zweyte Vorrede von *Jean Paul* S. 15) durch zwey sehr wesentliche Vorzüge: erstlich durch Verständlichkeit, was man leider! als rühmlich bemerken muß, — dann aber auch durch Fülle des Inhalts. Der Teufel und der Hanswurst klingen auf eine sehr originelle Weise über den an der Tagesordnung stehenden *Orientalismus*, von dem behauptet wird: daß er zur Quelle aller Religion und zur letzten Vollendung unserer Bildung führen werde. Was aber eigentlich unter diesem *Orientalismus* zu verstehen, — in wiefern durch ihn eine höhere, einvollendetere Bildung zu erwarten sey, als diejenige ist, welche z. B. aus dem wohlbekannten Hellenismus hervorleuchtet, — vorzüglich aber aus welchen factischen Beweisen durch indischorientalisches Leben, Handeln, Wissen und Kunst, sie die hochgesteigerte und gepriesene Erwartung geschöpft: daß sich alles Treffliche, was uns aus dem höheren Leben und aus der classischen Kunst der Griechen überliefert worden, sich verhalten soll = o zu dem Lichte in der scheinwerfenden Laterne der Braminen, — darüber hat sich die neueste *allegorifirende Philologie* noch nicht anders vernehmen lassen, als wodurch sich in dem Nachspiele zur *Comœdia divina* eine *Stimme von oben*, also aus der leeren Luft vernehmen läßt:

„Am Ganges blüht der Menschheit neues Heil,
Zeuch hin, und laß dort wieder rein dich waschen.“

und wo Satanas denn auch wirklich der Meinung ist:

„Der Dualismus muß sich endlich heben:
Ihr zieht zum Ganges, und ich ziehe mit“ u. s. w.

Der Anhang zu dem Werke des originellsten Witzes und der heitersten Laune, ist des Dichters *Küchengarten* überschrieben. In dieser poetischen Gartenanlage befindet sich eine kleine Auswahl nicht von Blumen, sondern von Nesseln und Disteln der neuesten Poesie, wie von Wuthkraut oder Schierling des neuesten philosophischen Wahnsinns; denn anders sind doch wohl Sätze wie z. B. folgende nicht zu nennen: „Sünde ist der größte Reiz für die Liebe zur Gottheit. Unbedingte Vereinigung mit der Gottheit ist Zweck der Sünde und der Liebe. — Alles ist von selbst ewig. Die Sterblichkeit und Wandelbarkeit ist ein Vorzug höherer Naturen. Ewigkeit ist ein Zeichen geistloser Wesen.“ — „Die Zeit ist da, das innere Wesen der Gottheit kann offenbart und dargestellt werden. Im Herzen unschuldiger Frauen ruht das heilige Feuer der Wollust.“ — „Wollust, Religion und Grausamkeit sind innig verwandt, und haben eine gemeinschaftliche Tendenz“ u. m. d. Und diese hier ausgehobenen Sätze sind keineswegs die stärksten der Art. Aus der ganzen Schofelsammlung, welche als nothwendiger Commentar zu der *Comœdia divina* betrachtet werden muß, tritt die so seltsame alstraunige Erscheinung des einmüthigen Zusammenstehens mehrerer Schriftsteller auf einem und demselben Grad der Schiefheit hervor, welche zur Befriedigung der Sucht, neu zu erscheinen, ohne Scheu und mit der vornehmen Miene frömmeln der Heuchelei das Heiligste entweihen, indem sie ihm das Niedrigste und Schlechteste zugesellen und dadurch zu adeln trachten. Bey solcher Erbärmlichkeit in Gemälde und Darstellung wie in Gefinnung, — welchen Händen könnte die Kritik ihr Amt besser anvertrauen, als denen der züchtigenden Satyre? —

Die drey Vorreden, wie die Erklärung eines Kupferstichs, von dem aber nichts zu Stande gekommen ist als diese Erklärung, gehören nicht zu dem minder Merkwürdigen des Werks. „Wir schlagen hier den umgekehrten Weg unserer Dichter ein,“ (sagt der geniale Erklärer) „die ihre Sachen immer unerklärt lassen, wozu sie sich freylich auch berechtigt halten können, indem das, was sie aussprechen, ihrer Versicherung nach, etwas Unausprechliches ist.“ — Als Ersatz für den nicht erschienenen Kupferstich, erhalten wir aber hier einen zwiefachen Commentar, einen über den idealen, und einen anderen über den in einem verlornen Blatte wirklich erschienenen Kupferstich, welcher die Stadt vorstellt, wo die Welterschöpfung vor sich gehet (S. 26).

Die erste der drey Vorreden ist aus einem Werke von *Peter Hammer* entlehnt, welcher seinen Zeitgenossen den edlen und humanen Wunsch ans Herz legt: „Alle Tollhäuser doch aufzuschleusen, man würde dann Wunder sehen, wie alles so verständig würde und klug.“ —

Die zweyte Vorrede von *Jean Paul* enthält ein Fragment aus dessen *Vorlesungen zu Leipzig*. Rec. erinnert sich, irgendwo bey einem romantischen Schriftsteller *Jean Paul* als den Repräsentanten unserer Zeit aufgeführt gesehen zu haben. Er dürfte aber, nachdem er (C. D. S. 15) erklärt: „Ich will das Jahr als mein frohestes preisen, welches 12 Monate hat, wo ich kein Sonnet sehe und höre“ u. s. w. seine Stelle nunmehr wieder einbüßen. —

Die dritte Vorrede ist von dem Herausgeber, welcher sich *Gotthard* zu nennen beliebt, und zu Basel wohnhaft seyn will. Er erklärt, daß diese neue *Comœdia divina* keine Nachahmung des Dante, sondern ein Werk eigenthümlicher Productivität sey, die über den Geschlechtstrieb emporstrebend, als Begeisterung sich potenzirt. Er erkennt zwar, daß auf der Dreyeinigkeitslehre der Kunst, das Versenmachen, als blosses Schattenspiel, die unterste Stufe einnimmt, ist doch aber der Meinung, daß man dessenungeachtet dem Scheinbilden seinen Werth nicht zu gering anschlagen müsse. — Diese seltsame Charakteristik des Kunstwerks wird in einer Anmerkung durch eine Entdeckung aus den Aphorismen über die Kunst erläutert, wo es heisst: „In der Gegenwirkung der Intelligenz und der Natur zeigt sich die erste und höchste Kunst, die der eigenen Production, aus ihr geht als erstes und höchstes Kunstwerk der Mensch. In der Gegenwirkung der Geschlechter zeigt sich die zweyte Kunst durch die Zeugung. Als Kunstwerk geht aus ihr ein neues Individuum hervor. — In der Einwirkung des Menschen auf sich und die Natur ausser seinem Ich zeigt sich die dritte, die Kunst im eigentlichsten Sinn, als Kunstwerk geht aus ihr Schein hervor.“ — *Risum teneatis!* — Diese dritte Vorrede verdient in aller Rücksicht ihre Stelle neben der von *Jean Paul*. Wir erfahren durch dieselbe unter andern seltsame Dinge über den blinden Köhlerglauben an das durch die Reformation bewirkte Heil, und daß von höherer Religiosität auch kein Funke darin anzutreffen seyn würde; ohne die Scheiterhaufen von Hufs, Servet, und wer noch zu Gottes Ehre geschmort wurde, oder die Bluttaufe erhielt; denn „daß Calvin den Servet braten liefs, war, nach dem Ausspruch eines berühmten (?) protestantischen (!!!) Lehrers der Kirchengeschichte, die höchste Religiosität.“ — Sonnetten-Unsinn kann am besten durch Verlachen begegnet werden; Mißbrauch mystischer Formeln kann man allenfalls auf ihrer Unverständlichkeit beruhigen lassen: allein solche platte Entweihung des Menschenfinns und der ewigen Gerechtigkeit, in dem Munde eines Lehrers der Religion, in sofern sie aus den Annalen der Geschichte erkannt wird, — hier bleibt der Kritik nichts übrig, als es laut auszusprechen: daß ihr die Geißel der Satyre bey weitem nicht geeignet scheine, solchen Unfug, wie er es verdient, zu behandeln.

X ** K ***

GOTHA, in der Beckerschen Buchhandlung: *Pygmäen-Briefe*. Erster Band. 1808. 336 S. 8. (1 Thlr.)

Oenoe, die Pygmäen-Königin, klein und niedlich, wie die Fee Mab in der Haselnusschale, erschien dem

Vf. zwischen Schlafen und Wachen, und theilte ihm die hier gedruckten Papiere mit: „eine reiche Welt, worin Plutarche biographisirend ärndten, aus welcher Briefe, wie einst jene der Dunkelmänner, hervorgehen, können; da eine tüchtige Pygmäen-Chronik sich mit der Weltgeschichte messen, und neun Zehntheile ihres Gehalts siegreich davon tragen mag.“ Der hier in mehr als hundert Briefen correspondirenden Pygmäen ist eine unverächtlich starke Zahl; einige darunter bemerkt man vorlauter, Kleinheit kaum; wenigstens muß der aufmerksame Leser oft zurückschlagen, um die vergessenen Zwergewieder ins Gedächtniß zu bringen. Es sind durchgehends elende Bösewichter und Schwachköpfe; die allermeisten beides. Es kommt auch nicht eine vollwüchsige Gestalt, kein Rechtschaffener, kein gerader Kopf vor. Dieß schadet dem Eindrucke des Ganzen; Satans Reich zerstört sich immer selbst. Den Einschlag des Gewebes bilden ein mattherziger kleiner Fürst, dessen etwas über das Wahrscheinliche hinaus greifende regierende Maitresse, allerley Minister, Staatsbeamten, Glücksritter, Hofdamen, Kriecher und Kriecherinnen, Katzen und Mäuse; einige Mäuse nehmen Katzenatur an. Das Klettern und Fallen, Fallen und Wiederklettern in dem magischen Mondscheine des Hofes ist unabsehlich; das Gewürm drängt sich in geschlängelten Streifen durch einander, und windet sich locker zusammen, bis ein hohler Knäul daraus emporstwillt, der sich auf eben die Art entrollt, wie er erwachsen war. Das Buch unterhält, ohne eben zu ergötzen. Es ist keine Hauptperson, nicht einmal eine Begehrtheit da, woran das Interesse des Lesers sich festhalten könnte. Der anscheinende Held des Ganzen, wofür man ihn wenigstens im Anfange anlieht, Marcus Potellus von Linzberg, stürzt allzu bald, und ist des Aufhebens nicht werth. Die anderen bleiben mehr im Charakter, der oft bis zur Anschaulichkeit im Vortrag und in der Diction sichtbar wird, welches dem Vf. zum Verdienste angerechnet werden muß. Er zeichnet mit starker Hand, und hat kein Erbarmen mit den widrigen Physiognomien seiner Originale. Daher gehen ihm die reschen komischen Züge gleich ins Barocke über; er wollte dieß nicht vermeiden. Denn alle Pygmäen sind Krüppel; ihre Welt besteht aus lauter Mißgestalten. Da wir bisher nur den ersten Theil dieses (wenn unser Wunsch etwas gilt) nicht bändereichen Werks lesen konnten: so wissen wir nicht, errathen auch noch nur halb, wie der Vf. den Knoten entwirren wird. Wenn aber der in den letzten Briefen angekündigte Fürst Philibert der Herkules seyn soll, der mit der Keule seines Ranges die ganze Schöpfung von Zwergen niederzuschmettern bestimmt ist: so dürfen wir der überraschenden Erfindungskraft ihres Darstellers nicht zuklatschen. Die kleinen Unwesen müssen sich unter einander verzehren, nur das verächtlichste sollte übrig bleiben, und sein *Te Deum* quieken. Wenige werden das Buch zweymal lesen; der gewählte Stoff ist weder fürs Herz, noch für die Phantasie: bloß wer den Niederschlag der Menschenkenntniß noch brauchbar findet, wird nicht mit Unlust in dieser Schwemme graben. Rec. hat indeffen den Voratz, den zweyten Band bey seiner Erscheinung nicht ungelesen zu lassen. Cht.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 23 JANUAR, 1809.

G E S C H I C H T E.

ALTONA, b. Hammerich: *Geographische und historische Nachrichten, die Kolonien der Griechen betreffend; nebst Betrachtungen über die Verfassungen, über den Zustand und die Schicksale dieser Kolonien.* Von D. H. Hegewisch, königl. dän. Etatsrath, Prof. zu Kiel, Mitglied der königl. Societät der Wiss. zu Kopenhagen. 1808. VIII u. 233 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Kein Abstand im Gebiete der Völkergeschichte ist mit dem zu vergleichen, der zwischen den successiven Weltreichen im inneren Asien, und den gleichzeitigen griechischen Mutter- und Töchter-Staaten in Kleinasien und dem südlichen Europa Statt fand. Dort lauter menschliche Maschinen, der Willkühr eines Einzigen unterworfen; kein Privatrecht, kein Staats- und Völker-Recht; überall nur der Wille des Leibherrn, freylich oft von Priestern, Weibern, Verschnittenen bestimmt: daher das empörende Schauspiel, wie zahllose Geschlechter in Betäubung durch das Leben gehn. Hier aber eine Welt voll entwickelter Kräfte. Privatrecht, inneres und äußeres oder föderatives Staatsrecht, Kolonialrecht, Völkerrecht: die Summe von Selbstständigkeit, bürgerlicher Freyheit, war das Element, das den Boden der menschlichen Natur aufschloß, und der Welt die erste große Erndte bereitete. Wenn auch, von Selbstsucht beklommen, die Brust vieler Machthaber sich nicht erweiterte für die Wahrheit, daß den Menschen gewisse bürgerliche Freyheit als Familien-Eigenthum zukommt, daß der moralische Adel an diese Bedingung geknüpft ist: die Wahrheit ist ewig, findet in allen Zeitaltern große Seelen, ihrer empfänglich, entzündet den Muth, jenes unveräußerliche Kleinod aus räuberischen Händen zurückzufodern. Es gehört zum Berufe der Gelehrten, das heilige Feuer dieser Wahrheit zu unterhalten, zum Berufe der Geschichtschreiber, das Andenken an die Fülle der Existenz solcher Völker zu erneuern, bey denen öffentlich verhandelt werden durfte, was alle betraf. Die griechischen Staaten sind hier, vielleicht für alle Zeiten, Haupt-Thema. Über die Mutterstaaten hat die neuere historische Literatur mehrere gründliche Untersuchungen aufzuweisen; wenige über die Kolonien. In Erwägung des entscheidenden Einflusses der oligarchischen, aristokratischen, demokratischen, aristodemokratischen Staatsform auf Nationalgeist, öffentliche Ansprüche, Richtung der Thätigkeit, wissenschaftliche Ausbildung, glauben wir, den Hauptgegenstand bey

S. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Untersuchungen über die griechischen Kolonien in die bürgerliche Verfassung setzen zu dürfen; um so mehr, da das Geographische ziemlich berichtigt ist. Daher scheint uns auch die Ordnung, in welcher die Kolonien aufzuführen sind, müsse nicht geographisch; sondern generisch bestimmt werden.

An sich selbst ist die vorliegende Schrift eines verdienten Historikers brauchbar, besonders für junge Studierende und für Dilettanten, die in die Ausführungen von *Ubbö Emmius*, *Heyne*, *Mannert*, *Rambach*, *Sainte-Croix* nicht eingehen können. Der Inhalt der ersten 10 Cap. ist größtentheils geographisch: in allen Gegenden, wo griechische Niederlassungen Statt hatten, werden dieselben aufgesucht, nach ihrer Lage und Naturbeschaffenheit, nach ihrem allgemeinen Zustande geschildert; bey mehreren mit eingestreuten Notizen über bekannte, aus denselben gebürtige, Künstler und Gelehrte. Noch besonders ist das 3 Cap. der Aufzählung verschiedener, in der Literatur- und Kunst-Geschichte berühmter Griechen der kleinasiatischen Kolonien gewidmet. Richtigkeit der Angaben läßt sich von der Sachkenntniß des Vfs. erwarten. Weniges ist uns vorgekommen, was größerer Genauigkeit bedürfte. S. 9 und 11 wird die Zahl der äolischen Kolonialstaaten schlechthin auf 11 beschränkt, und Smyrna übergangen. Die Bemerkung wäre nicht überflüssig gewesen, daß dieser Staat ursprünglich äolisch war, erst in der Folge zum ionischen Bunde überging. Wie meistens, ist auch hier S. 21, und 136, 137, die Geschichte der Stiftung Massiliens durch ausgewanderte Phocäer unrichtig erzählt. Herodot stellt die Sache anders vor. Daß die lydischen Fürsten so reich gewesen seyen, wegen der Gold- und Silber-Bergwerke in ihrem Lande, S. 33, würde der Vf. nicht so unbedingt gesagt haben, wenn er *Heeren's* Untersuchungen darüber verglichen hätte. Größtentheils wird bey den einzelnen Kolonien der Mutterstaat angeführt; bey Lampacus nicht, S. 75; da wäre dieß aber, wegen Verschiedenheit der Meinungen, besonders nöthig gewesen. Die meisten Geographen und Historiker folgen der Angabe von Mela, der zufolge die Phocäer Stifter seyn sollen. Auch *Heeren* (im Handbuche etc. S. 193), scheint dem beyzustimmen, wenn er sagt: „alle griechischen Kolonien an der Propontis, dem schwarzen Meere und der Mäotis waren von Milesiern angelegt, Lampacus ausgenommen.“ In Erwägung, daß der phocäische Seehandel fast gar nicht, der milesische aber vorzüglich, nach dem Pontus gerichtet war, halten wir Strabons Angabe (l. XIII. Alm. p. 881) für die

richtige: auch Lampfacus sey milesischen Ursprungs. — S. 115: „Ein Prytaneum war in griechischen Städten ungefähr, was das Capitolum in Rom.“ Wird der Ursprung und das Wesen der Prytaneen, wie des Capitols, richtig aufgefaßt: so fällt jede Ähnlichkeit zwischen beiden Anlagen weg; bloß mit dem Tempel der Vesta kann ein griechisches Prytaneum verglichen werden.

Fruchtbar sind im 11 und 12 Cap. die Ausführungen über die mehrfache Veranlassung der Griechen zum Colonisiren, und über die rechtlichen und moralischen Verhältnisse der Colonieen zu den Mutterstaaten. Doch finden sich die meisten Notizen, Citationen, Bemerkungen, Resultate, schon in den Untersuchungen von Heyne *opusc. A.* 296 ff. 302 ff. 322 ff. (Überhaupt scheint uns der größere Theil der Arbeit mehr eine mit Sachkenntniß gemachte Sammlung von Ansätzen, als die Frucht eigener Untersuchungen). Härte der Regierung, Überbevölkerung, Kriagsübel, bürgerliche Unruhen, Lästigkeit des müßigen Pöbels, Besetzung erobelter Städte, Handelsplane, hat schon Heyne als Beweggründe zur freywilligen Auswanderung, oder zur Fortschickung von Colonieen angegeben. Derselbe Gelehrte hat bereits entwickelt, wie die Colonieen, wenn sie nichts aus Mißvergnügen, oder durch innere Feindseligkeiten bewogen, das Mutterland verließen, unter öffentlichen Feyerlichkeiten abgezogen, vom Mutterstaate förmlich ausgestattet wurden, heilige Gefäße, Götter-Statuen von da mitnahmen; besonders wie die heilige Lampe der Vesta, bestimmt für das Filial-Prytaneum, diesen wesentlichen Anfang jedes griechischen Staats, im Prytaneum der Mutterstadt angezündet ward; ferner, wie zwischen Mutter- und Tochter-Staat ein Band, gleich dem zwischen Altern und Kindern, fort dauerte; wie in Kriegen des Mutterstaats die Colonieen, wenn sie nicht Alliierte seyn konnten, doch nicht zur Partey des Feindes treten durften; wie die Colonieen auf ihren Münzen die im Mutterstaate gebräuchlichen Abbildungen beybehielten; wie sie meistens ihre oberen Magistrate, wahrscheinlich auch die Oberpriester, aus der Metropolis nahmen; wie endlich die Colonieen jährlich Opfergeschenke an die Haupt-Tempel des Mutterstaats geschickt, wie sie angesehenen Männern desselben, die in die Colonie kamen, große Ehrenbezeugungen erwiesen haben.

Unserem Vf. größtentheils eigen sind dagegen die Untersuchungen in den drey letzten Capiteln (XIII—XV): über die Ursachen des Gedeihens und des Wohlstandes der Colonieen, und der in ihnen fort dauernden Vorzüge des griechischen Nationalcharakters; über die Ursachen der fort dauernden Verschiedenheit unter den griechischen Hauptstämmen, besonders den Doriern und Ionern; über die inneren und äußeren Verhältnisse der Colonieen in Italien und Sicilien. Mit Interesse sind wir dem Vf. in den Vermuthungen über die Ursachen sowohl der Verschiedenheit des dorischen und ionischen Dialekts überhaupt, als der Fortdauer dieser Verschiedenheit bey so vielfacher Völkermischung gefolgt.

Die Dorier wohnten ursprünglich in gebirgigen Gegenden, und waren auf ländliche Geschäfte beschränkt: Umstände von wesentlichem Einfluß auf die Bildung ihrer Mundart. Meistentheils Jäger, Hirten, Ackerleute; die vorzüglich in freyer Luft Gedanken austauschen, überdies beständig einer scharfen, dünnen Gebirgsluft ausgesetzt, waren die ältesten Dorier genöthigt, die Sprachwerkzeuge anzustringen, scharf zu articuliren; dadurch gewöhnten sie sich an starke Consonanten, schallende Töne, an eine härtere Mundart. Als sie in andere Gegenden abzogen, war das Ganze des Dialekts bereits abgeschlossen. — Die Griechen des ionischen Stammes bewohnten früh schon Küstenplätze, Niederungen der Ströme, lebten in Städten, beschäftigten sich vorzüglich mit Handel und städtischem Gewerbe. Milde, weiche Luft, und das nahe Zusammenleben machten Anstrengung der Sprachorgane überflüssig; es bildete sich eine sanftere, gedehntere Mundart. Scharfsinnig, le senswerth ist, was im letzten Cap. über die Unterscheidungsmerkmale der aristokratischen und demokratischen Colonieen vorgetragen wird. Die aristokratischen begnügten sich mit dem Umfange des von den Vorfahren in Beschlagnommenen Gebiets; frey von Eroberungsbegierde, benutzten sie das aktivere Erbtheil eines müßigen Vermögens, im Genuß innerer Ruhe und bürgerlicher Eintracht. Anders die demokratischen, z. B. Tarent, Syrakus. Diese waren begierig nach Vergrößerung des Gebiets und des Nationalreichtums; wagten das Glücksspiel der Waffen und des Großhandels; aber von dem blendenden Reichtum und Luxus, zweydeutigem Zeichen von Nationalität, waren Parteysucht, innere Erstbitterungen, gewaltsame Revolutionen unzertrennlich.

Dass die gegenwärtige Schrift unserer oben mitgetheilten Vorstellung über die hauptsächlich, am meisten verdienstliche Richtung historischer Untersuchungen über die Colonieen der Griechen nicht entspreche, wird der Leser aus der Darlegung des Inhalts abgenommen haben. Wahr ist in diesem Grade, was gegen diesen Plan der Bearbeitung wird gesagt werden: er ist nicht ausführbar, wegen Mangels an Nachrichten. Aber Heyne hat doch gezeigt, daß Manches zu finden ist, daß aus der Zusammenstellung der einzelnen Daten interessante Resultate entspringen. Bey einigen Colonieen berührt der Vf. die bürgerliche Constitution, z. B. bey Ephesus, Rhodus, bey anderen nicht. (Eben so erwähnt er bey einigen etwas vom Handel, bey anderen übergeht er diesen Umstand mit Stillschweigen: ein fester Plan scheint nicht zum Grunde zu liegen). Von den Verfassungen zu Thurium und Croton ist nichts angeführt; daß etwas darüber zu sagen ist, beweisen die Untersuchungen von Heyne, *opusc. II.* 147 ff. 182 ff. Von der zu Tarent wird oberflächlich etwas erwähnt; gründlicher Heyne a. a. O. S. 221 ff. NN.

BERLIN, b. Duncker u. Humblot: *Über Industrie und Cultur der Portugiesen.* Vom Hofr. Lueder in Braunschweig. 1808. 218 S. 8. (21 Gr.)

Nicht aus eigener Bereifung des Landes hat der Vf. Portugal kennen gelernt; es ist ihm aber nichts unbe-

kannt geblieben, was in neueren Zeiten darüber gedruckt worden ist; daher findet man in den unter den Text gebrachten Anmerkungen beständige Hinweisung auf die zu diesem Zwecke gebrauchten Schriftsteller aus mehreren Nationen. Dadurch werden auch Hartgläubige in Stand gesetzt, tiefer zu untersuchen, und zu den Quellen geschickt bey Behauptungen, die sie nicht auf Treu und Glauben annehmen wollen. Durch das ganze Buch leuchtet gründliche Einsicht und ein reifes Urtheil hervor. Es ist gut geschrieben; der Vortrag hält zwischen Weitschweifigkeit und Trockenheit die gewünschte Mitte. Man liest, über den Grund der Erscheinungen hinreichend belehrt, gern weiter, und findet sich am Ende an zusammenhängenden Begriffen reicher.

Mit Recht zählt der Vf. die portugiesische Nation zu den in historischer und politischer Hinsicht unglücklichsten in unserm Welttheil, obgleich die Natur ihres Wohnlands herrliche Geschenke in großem Überflusse zugespundet hat. Wie wenig dieser Vorzug von den Regenten desselben und ihren Stellvertretern seit langer Zeit, und fast von jeher, zum Wohl des Ganzen benutzt worden sey, zeigt er in einem kurzen Abrisse der portug. Geschichte, welchem wir zwar mehr Ausführlichkeit gewünscht hätten, aber in so fern damit; zufrieden seyn können, da er die Ursachen der allgemeinen Lähmung, das Emporkommen des unaufgeklärten Adels und des bigotten Klerus, in Portugall enthält.

Die Portugiesen sind klein oder von mittler Statur, meistens übermäßig fett, gelb im Gesicht, wie d. Nordländer, wenn sie krank sind. Hiemit in höchstem Contrast stehen ihre schwarzen, funkelnden Augen, welche die überhaupt schöneren portug. Weiber mit den Männern theilen. Kein südliches Volk ist stärker und zu den mühsamsten Arbeiten geschickter als das portugiesische. Tras os Montes und Minho gehören zu den gesondesten Ländern der Erde. Selbst in Lissabon ist die Luft sehr gesund; aber in seiner Nähe liegen ungesunde Örter. Beira und Alemtejo sind ungesunde Provinzen. Man findet in Portugall eine verhältnismäßig geringe Anzahl Greise, ausgenommen in Minho, wo viele Leute von 90 bis 100 Jahren, und Mütter sind, die 25 bis 30 Kinder geboren haben. Das Land ist voller Moräste, wodurch beständig Flusskrankheiten entstehen. Viele Menschen werden durch den frühen Genuß verbotener Liebe geschwächt; die Knaben sind im 15, die Mädchen mit 8 oder 9 Jahren mannbar. Die Weiber aller Classen lieben den Putz übermäßig. Von den Engländern haben die Portugiesen das Theetrinken angenommen; der Schnupftaback ist ein so allgemeines Bedürfnis, daß man selbst die kleinen Kinder damit zur Stille bringt. Musik, Tanz, Schauspiel, Billard, Karten, Würfel sind enthusiastisch beliebt. Obgleich den Möbeln in Portugall die Eleganz fehlt, so haben doch die Einwohner treffliche Anlagen zu sauberen Arbeiten, Kopf für Künste und Wissenschaften, und dabey viel Sinn für feine Geselligkeit. Ihren Stolz nehmen sie aus der Erinnerung an ihre tapferen Ahnherren. Im Genuße starker Getränke schweifen sie wenig aus. Bey ihrem Klima reichen

sie mit Häusern ganz ohne Fenster aus, und haben selten Ofen darin. Man hat in Portugall jährl. 8 Wochen lang und drüber beständig heiteren Himmel und eine Hitze, die über 20 Grad steigt. Der Sommer verbrennt die Flüsse, das Laub verschrumpft und das Gras verschwindet. Das macht, besonders im Süden, die Arbeit sehr drückend und den Mittagschlaf nothwendig. Von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachm. geht man in Lissabon nicht aus. Im November und December gießen die Wolken unaufhörlich. Die Gewässer wimmeln von Fischen, die Wälder von Wildpret, allenthalben wachsen Kastanien. Das Land ist höchst fruchtbar, sowohl an Getreide als an Wein. „In Minho füllte man einst mit den Früchten eines Orangenbaums 3 Karren; von einem Wallnußbaum sammelte man 372½ Gallon Nüsse; ein Weinstock hatte so viele Trauben, daß ihr Saft eine Pipe Wein gah.“ Hiezu kommt das große Rindvieh, die wollreichen Schafe, Schweine, Pferde, Esel, Maulthiere, Ziegen. Eben die Fülle gewährt das Mineralreich; in jedem Berge, jedem Flusse findet man Gold. Und doch ist Portugall weit entfernt, die Glückseligkeit zu genießen, welche man ihm nach diesen Prämissen zuschreiben müßte.

Der Vf. erklärt diesen Mangel nach Smith'schen Grundsätzen auf eine überzeugende Art. Es würde hier zu weit führen, diese Sätze mit ihrer Anwendung auf Portugall durchgehen zu wollen; sie sind bekannt genug, wenn gleich häufig missverstanden. Wir begnügen uns, einige Hindernisse des öffentlichen Wohls aus der dormaligen Beschaffenheit des Landes und des Verkehrs der Einwohner beyzubringen. Die Bergwerke werden nicht mehr bearbeitet, seitdem die amerikanischen sich ergiebiger gezeigt haben. Dabey haben Arbeitslohn, Capitalgewinn und Zinsen abgenommen. Es fehlt an Holz und Kohlen, die Erze zu schmelzen. „Der tausendste Theil ihres Salzes gilt den Portugiesen mehr als alles Gold, das in ihren Flüssen und Bergen liegt; eine Schiebkarre voll Thon, aus dem man bey Estremoz die Gefäße brennt, ist dem Lande mehr werth als alle seine Hyacinthen und Topasen.“ Wegen der Menge der Gebirge wird die Jagd wenig getrieben. Es fehlt an Fässern, darum muß man Millionen Fische an den Küsten verfaulen lassen. Weil die schönen Schafe in Beira jährlich auf 3 Monate nach Alemtejo geschickt werden müssen: so geht der Vortheil der Wolle durch die darauf gewandten Kosten verloren. Ein großer Theil des portug. Bodens ist dürr, die reisenden Ströme zerstören die Saatkelder und verderben sie. Die Guadiana bedeckt die Berge zuweilen. Noch schrecklicher sind die Ungewitter, Erdbeben nicht selten. Noch hat sich Lissabon von dem Erdbeben im J. 1755 nicht erholt. Es kostete 20000 Menschen das Leben, und der ganze Verlust bey demselben wird zu 2,284,000,000 Livr. angeschlagen. Zur Beglaubigung dieser übertrieben scheinenden Summe werden du Chatelet, Dumouriez, Murphy und Link angeführt. Dem inländischen Handelsvertriebe fehlt die Communication. Über die meisten Gebirge führt kein Heerweg, oft kaum ein Pfad. In vielen Gegenden ist es den Güterbesitzern durchaus unmöglich, ihre Producte zu Markte zu schaffen. In der dürrn Jahreszeit verdirbt das getriebene

Vieh; in dernassen schwemmen Regen, Gewitter und Austretungen die Landstrassen fort. Die Häfen sind gefährlich, die Barren vor den Flüssen werden jährlich grösser. An wenigen Stellen sind die Flüsse lange fahrbar. Allein über den kleinen Minho gehen 220 Brücken. Die Capitale der Kaufleute werden meistens dem allerdings beträchtlichen ausländischen Handel zugewendet, der aber mit dem inländischen in keinem Verhältnisse steht, und daher das Erwartete nicht abwerfen kann.

Portugall ist seit Jahrhunderten von geistlosen Fürsten beherrscht worden, die immer der productiven Classe nahmen, um mit vollen Händen der unproductiven zu schenken; die, „ein gute Bürger im Himmel zu werden, schlechte Könige auf Erden wurden.“ Das ganze Land ist voller Gemeinheiten, die, ihrer Natur nach, Wüsteneyen, kahl, oder mit Gesträuch überzogen sind. Unermessliche Güter gehören der Krone und den grossen geistlichen und weltlichen Baronen; kleinere den Fidalgos, äusserst wenige sind im Besitz von Bauern. Die Unwissenheit und der Stolz des Adels ist grenzenlos, der sich in die Städte zu wohnen begiebt, den Bauer verachtet und ihn nur knieend mit sich sprechen läßt. Um dem unerträglichen Joche zu entgehen, flüchtet auch der Sohn des Bauers in eine Stadt, sobald er ein Capitalchen hat sammeln können. Dabey verarmen Edelmänn und Landmann. In Kirchen und Klöstern liegen Schätze. Alle Werkzeuge und Geräthe sind plump, unbrauchbar; von verarbeiteten Materialien liegen, selbst in Lissabon, immer nur geringe Vorräthe zum Verkaufe. Das auf Gewinn wartende Capital im Lande ist zu schwach; es fehlt an Arbeitern, es fehlt an Nachfrage. Das grössere Capital der Britten hat ihnen vorzüglich über den Handel der Portugiesen einen so entscheidenden Sieg verschafft. Dies wäre der Fall gewesen, selbst wenn John Methune jenen verderblichen Tractat von 1703 nicht geschlossen hätte.

Dazu tritt der Müßiggang. Die Portugiesen haben 139 Festtage im Jahr. Im Jan. 13, im Febr. 11, März 10, Apr. 15, May 10, Jun. 11, Jul. 14, Sept. 10, Oct. 13, Nov. 9, im Dec. 21. An diesen arbeitet das Volk nicht. Die Processionen nehmen kein Ende, und geben Gelegenheit zum höchsten Sittenverderben. Die Geistlichen sind nicht nur Vertheiler der himmlischen, sondern auch irdischer Güter, die sie in Überflus besitzen. In den Klöstern werden täglich Tausende gespeiset und mit baarem Gelde beschenkt; dafür stehen den Pfaffen ihr Verstand und ihre Fäuste zu Dienste. Durch die Bettelmönche ist die Betteley ehrenvoll gemacht. Es giebt ansässige und herumziehende Bettler; es giebt ihrer mit Orden. Ihre Hauptniederlage ist Lissabon, wo sich auch die mehresten Gauner, Diebe, Räuber, Mörder und Banditen vereinigen. „Die Wurzeln dieses scheusslichen Stammes laufen unter dem Fufs des Altars hin.“ Für Sparsamkeit hat der portugiesische Edelmann keinen Sinn. In den Häusern der Vornehmen, selbst der mittelmässig begüterten, drängt sich das unthätige Gesinde. Dies erstreckt sich zu den unteren Bürgerclassen. Das allernothwendigste Stück ist ein Hauspfaß. Herrenloser Hunde nimmt Dumouriez allein in Lissabon 80,000 an.

Was unter Josepchs Regierung Pombal zur Verbesserung der Industrie für despotische Einrichtungen machte, und wie tiefe Wunden er dadurch dem Staate schlug, steht hier mit starken, auch wohl zu grellen, Farben gezeichnet. Durch sanfte Mittel war in Portugall nicht zu helfen; Pombal verfuhr es darin, daß er den Stab Wehe oft an der unrechten Stelle führte. Er hatte keinen sicheren Rückhalt an der Regierung; er wagte alles, um alles zu verlieren. Die Fidalgos leben auf Kosten des Reichs, bloß von Pensionen. Kirchen, Klöster und Kapellen stehen überall. Der Erzbischof von Braga zieht jährlich über 100,000 Crusaden. Der Mönchsklöster sind 415, der Nonnenklöster 104. Bey einer Bevölkerung von noch nicht 3 Millionen füttert das Land 200,000 Geistliche beiderley Geschlechts. Die fromme Königin Maria hat noch zu den vielen eine Kirche nebst einem Kloster bauen lassen, die 5 Mill. Cruf. kostet. Seit 1772 sind zur Bildung künftiger Gelehrten noch neue 309 Schulen gestiftet; das Volk kann nicht buchstabiren, und hat nicht die geringste Wissbegierde. Dem Gelehrten mangelt in Portugall das Höchste, der freye Flug des Geistes; die Inquisition schnürt ihn ein. Die Literatur ist in ihrer Kindheit; es giebt kein literarisches Publicum: fast nur die angesehenen Kaufleute lesen. In Coimbra, der ersten Universität, lehren 12 Professoren das kanonische Recht, höchstens drey beschäftigen sich mit der Chemie, Experimentalphysik, Ethik, Metaphysik und Naturgeschichte. In der Theologie sind 16, in der Geschichte 2 Lehrer. Die Akademie der Wissenschaften hat einige schwache Verdienste. Die Censur schiebt alle Freyheit weg; es giebt nur eine einzige Zeitung, „in der auch nicht ein einziger Artikel befindlich ist, der nur den entferntesten Bezug auf Politik hätte.“ Der höchste Absatz, worauf ein Buchhändler bey einem wissenschaftlichen Werke rechnen darf, sind 200 Exemplare. In 1800 Jahren hat Portugall mit allen seinen Nebenländern nicht so viele Schriftsteller gehabt, als in Deutschland allein im Jahr 1788 in voller Thätigkeit waren. Die Gesetze sind zahllos; aber sie schlafen, und das Volk kennt sie nicht. In Lissabon ist keine Policey; man mordet bey hellem Tage, und die Verbrecher finden gleich Freystätte. Armee und Marine taugen nichts. Den Officieren ist der Grundsatz der Ehre unbekannt. „Man sieht keine Spur mehr von dem, was der Graf von der Lippe that oder gethan haben soll.“ In den nautischen Wissenschaften sind die Portugiesen ganz unerfahren.

Wir glauben dem Vf. den Beyfall des denkenden Publicums gewiss zusichern zu können, aus welchem ersich, laut der Vorrede, die Hoffnung bilden würde, daß dieses sein erstes Beyspiel „der Anwendung der Grundsätze des unsterblichen Smith auf die Staatskunde nicht das einzige bleiben werde.“ So leicht, meint er, würde es dann nicht bleiben, Staatskunden zu schreiben. Desto besser. Jede Wissenschaft muß gewinnen, und ihr Nutzen einleuchtend werden, wenn man allgemeine Vorkehrungen trifft, die immer fertigen Fingerhelden auszuschließen, und ihr nur geistreiche, forschende Köpfe zum weiteren Anbau zu verschaffen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 J A N U A R , 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

KREFELD, b. Abr. ter Meer: *Der Mensch wie er erscheint, oder Darstellung aller Völker der bekannten Erde*, von Mart. Stuart. Aus dem Holländischen. Mit Vorrede und Anmerkungen vom Prof. Froriep. *Erster Band. Erstes Heft.* 1806. XI u. 158 S. *Zweytes Heft.* 1807. 208 S. *Zweyter Band. Erstes Heft.* 1808. 163 S. Anmerkungen zu diesem Hefte 72 S.

In der Vorrede dieses, der Anlage nach, weitschichtigen Werks wird der Gesichtspunct angegeben, woraus man es zu betrachten hat, um keine zu großen noch unbilligen Forderungen an den Herausgeber zu machen. Hiernach kann die Naturgeschichte des Menschen nach siebenfacher Verschiedenheit genommen werden, worunter die letzte die National-Verschiedenheit, und von dem Vf. zum Gegenstande seiner Bearbeitung gewählt ist. Was man über den Menschen in seiner Erscheinung als Erzeugniß eines gewissen Erdtheils, oder als Nachkomme abgeschlossener Stämme, wissen kann, muß, zumal bey entlegenen und nicht viel bereiseten Welttheilen, mühsam aus den oft ganz unphilosophisch verfaßten Reisebeschreibungen zusammengepflückt werden, und befriediget den Forscher desto seltener, je entfernter die Data aus einander liegen. Diese durch Annäherung und Vergleichung in Einen Gesichtspunct zu bringen, ist eine verdienstliche Unternehmung, die nicht nur im Allgemeinen Nutzen und Vergnügen gewähren, sondern auch der bestimmteren Beantwortung der großen Frage: Was der Mensch an sich sey und was er vermöge, beförderlich werden könnte. Indessen ist in dem ersten Hefte noch wenig geleistet worden. In der Einleitung kommt zwar manches Lesenswürdige über die unterscheidenden Kennzeichen des Menschen in seinen klimatischen und abtammlichen Zuständen vor; aber theils wußten wir nicht etwas Neues gefunden zu haben; theils enthält die Abhandlung bloß zerstreute Glieder, kein Ganzes. Besonders liest man mit Mißfallen, daß der Vf. gewisse Bestimmungen postulirt, die erst als Resultate der Untersuchung am Ende des Werks hervorgehen sollten. Hieher gehört die Meinung von der Abstammung der verschiedenen Menschenrassen von Einem Urstamme. Ob der Vf. dieser Meinung mit Recht oder Unrecht zugethan sey, davon ist hier die Rede nicht. Er führe uns erst alle ihm bekannten Menschenkohorten mit allen ihren wesentlichen und zufälli-

J. A. L. Z. 1809. *Erster Band.*

gen Abzeichen der Rasse nach vor, erheile durch seine Beschreibung die wichtigeren Puncte, vergleiche und trenne, wo er es recht findet, und lasse dann uns selbst urtheilen, oder helfe höchstens unserm Urtheil unbefangen nach.

Die Schilderung der Menschen nach ihrer National-Verschiedenheit fängt im ersten Hefte bey den Südsee-Insulanern an; dann folgen die Australier, darauf die Amerikaner, Afrikaner, Asiaten, und zuletzt die Europäer folgen. Uns befreundet diese Rangordnung in so fern nicht, als nothwendig bey dem Rothen angefangen, und stufenweise zu dem immer mehr und mehr Gebildeten und Veredelten fortgeschritten werden muß. Aber es ist doch ungereimt und aller Erfahrung zuwider, daß sich die Grade der Cultur nach Welttheilen bestimmen lassen. Die Einwohner von Otaheiti, Ulietea und den Sandwichinseln sind so geschildert, wie sie aus Cook und seinen Nachfolgern bekannt sind. Der Extract hätte kräftiger und auf den allgemeinen Zweck des Werks in stets deutlicher und hinweisender Beziehung gemacht seyn müssen. Was aber der in jenen Schriften Bewanderte hier liest, ist nichts als Recapitulation des Gewulsten. Es sind artige illuminirte Kupfer beygefügt, worin wir unsere alten Bekannten aus Cook, dem König Otu, die Tänzerin Teinamai, den windigen Omai, den energischen Kanina, wiederfinden. Außer diesen befinden sich bey dem ersten Hefte noch zwey Kupfertafeln mit Schädeln von verschiedenen Nationen. — Die Anmerkungen des Hn. Prof. Froriep erläutern mehrere Begriffe, die der Vf. unbestimmt gelassen, besonders in Hinsicht auf den menschlichen Körperbau; worunter wir das, was über den Instinct der Thiere beygebracht worden, vorzüglich richtig finden. — Nachgeliefert sind noch 3 Bogen, von S. 161 bis S. 202, worin, aus Turnbulls im J. 1805 herausgekommener Handelsreise von 1800 bis 1804, Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Otaheiti und den Sandwichinseln gegeben werden. Diese Nachrichten sind jetzt nicht mehr neu; wir nehmen sie indessen mit Dank an, wenn sie gleich den Hauptgesichtspunct des ganzen Werkes wenig angehen. Ob das aus der Nacht jener Gegend emporgestiegene Gestirn Tamahama's einst in der Universalgeschichte der Weltcultur glänzen werde, muß die Zeit lehren.

Im zweyten Hefte führt uns der Vf. nicht weiter als zu der Osterinsel, den Freundschafts- und den Marquesas-Inseln, die er nach Cook, Forster, Wilson, la Perouse und la Billardiere beschreibt. Er verirrt sich desto mehr von seiner Straße, je langsamer er fort-

schreitet. Er ist nicht mehr Philosoph und ruhiger Berichtsteller, sondern vielmehr nur zu oft begeisterter Dichter und Seher. Die Wahrheit hat er häufig, wie er selbst gesteht, der Schönheit aufgeopfert. Seine Diction wird so süppig, daß sie, bey allen aufgestellten, manchmal überaus reizenden Bildern, Unwillen erregt. Der Vf. hält den Contract nicht, den er mit seinen Lesern im ersten Hefte geschlossen hat. Er kann hundert und mehr Bände füllen, wenn er auf solche Art fortfährt; am Ende aber, wenn es ein Ende giebt, wird das Resultat eine Wolke seyn, keine Juno. Den Beschlus macht ein Verzeichniß der vorzüglichsten in den Südfelsen vorkommenden Naturproducte. Es ist sehr unvollständig. Der Übersetzer des zweyten Hefts, der mit dem des ersten nicht Eine Person zu seyn scheint, zeigt viel Stärke und Gewandtheit in seiner deutschen Mutter Sprache. Die von Kuyper gezeichneten Kupfer müssen wir, von der ästhetischen Seite betrachtet, loben.

Rec. schreitet zur Beurtheilung des ersten Heftes vom zweyten Bande fort. Unmöglich kann dieser von dem Vf. des ersten Bandes, oder vielmehr dessen ersten Hefts herrühren. Auch befindet sich der Name Stuart nicht mehr auf dem Titelblatte. Hier ist keine Übersetzung mehr, es muß Urschrift seyn. Und welche! Die numeroseste Prosa, die je ein Deutscher geschrieben haben mag. Sie ist durchaus klangreich, wie die Stücke eines im Sturm verweheten hexametrischen Gedichts. Ein kühnes Bild jagt das andere, Scene drängt Scene, Wind, Donner und Blitz spielen ihre Kräfte. Man sieht, der Vf. muß den Virgil vor sich oder in Gedanken gehabt haben. Aber er ist virgilischer als Virgil selbst. Er hat den Zucker gezuckert. Rec. ist verlegen bey der Wahl einer Probe; über der strotzenden Fülle stockt die greifende Hand. Er sucht lieber nicht weit, und wählt gleich aus S. 7 folgende Zeilen: „Schnell ergießt sich ein Meer von Nebel, und woget, dicht und breit, in endlosen Strömen durch alle Gewinde der Klippen heran; Berge, Thäler und Wälder versinken ins Dunkel kommender Wolken. Höher und höher wird dickquahnender Dampf um die Zinnen der Berge gewibelt, und weiß und gebrochen rollt der brandende Schwall vom Klippengestade entlang zurück. Selbst über die Riesengipfel der Höhen steigt, unermesslich umher gegossen, das finstere Gewog auf, Himmel und Erde stehn gestaltlos in düsterem Grauen vernachtet. Ode Stille sinkt die Gebirge herab, und lautloses Schweigen herrscht durch den weit verhüllten Felsenwald. Und plötzlich erzittert die Erde; furchtbar durchschmettert, fern hallend, Gekrach die ganze Gebirgswelt. Bewaldete Gipfel, oder ein Schneegebirge, die gefenkt über der Tiefe hingen, wurden aus ihrem Orte gerissen, und entstürzten mit Donnerbrausen unaufhaltsam in den Abgrund. Gemalnet praffelt der Schutt zertrümmerter Felsen; rings erdonnern die Berge; es kracht, dumpf erschallend, der Wald; und langes Gedonner durchrollt hoch oben die Wölkung des Himmels. Der Widerhall erstirbt, stets ferner und leiser verdonnert; und oder wird die Stille, dumpfer und lautloser herrscht das Schweigen durch.

die verstummten Räume. Doch es rauschen die Winde auf aus dem Meer, zerstreuen die dichten Nebelgewölke; und aus zerrissenem Dunkel treten die Lichtgestalten der Berge majestätisch an's glanzvoll hervor.“ Was, wie, warum, diese alles? Es ist, oder soll von nichts, als dem Anblicke Neuseelands die Rede seyn. Auch davon brauchen wir hier nicht viel, wir wollen bloß die Neuseeländer kennen lernen. Möchte doch Martial dem Vf. am Ohr geklopft und ihn zugerufen haben: *Gam dic, Postume, de tribus capellis!* Aber auf diese Weise geht es 32 Seiten, und auch weiter hin, wo er nur zu berichten hat, geht es in dem pomphaften Getöse, nur nicht so hochtrabend, fort. Alle Kleinigkeiten werden ausgehult, wobey seine überreiche Phantasie dem Vf. die meisten Farben leiht. Nach Neuseeland folgen die Pelew-Inseln, und zuletzt die neuen Hebriden. Weiter führt uns auch dieses Heft nicht. In den Anmerkungen werden die bekannten Quellen, woraus der Vf. einen Theil seiner Materialien schöpfte, angezeigt, und manches hinzugethan, das entweder gar nicht hieher, oder doch in den Text gehört hätte. Wir gestehen unsere Unzufriedenheit mit der ganzen Bearbeitung, die höchstens einen zierlichen Apparat abgiebt, woraus ein denkender Kopf, der nicht zur Unzeit den Dichterspielen, und mit schönen Ausdrücken cändeln will, etwas Solideres wird verfertigen können. Von den 3 illuminirten Kupfern des letzten Hefts stellt das erste einen Neuseeländer mit seinen beiden Weibern, das zweyte den aus Wilsons Reise bekannten Abba Thalle mit seiner, ihr Kind stillenden Ludi, das dritte eine wandernde Familie aus Taum vor. Auch diese sind mehr idealisch, als getreu. Cht.

BERLIN u. LEIPZIG: *Gemälde von Danzig, nebst Bemerkungen auf einer Reise von Danzig nach Königsberg.* Eine nothwendige Beylage zu der Skizze von Danzig. 1809. 222 S. 8. (16 Gr.)

Zur besseren Kenntniß mancher deutscher Städte, ihrer Verfassung und der Beschaffenheit ihrer Einwohner, hat der Umstand nicht wenig beygetragen, daß durchreisende Fremde, die sich längere oder kürzere Zeit in ihnen aufgehalten hatten, die Feder ergriffen, und das Publicum mit ihren Erfahrungen über diesen Gegenstand bekannt machten. Selten oder nie aber hat ein solcher Schriftsteller das Glück, den Einwohnern der beschriebenen Städte zu gefallen; zumal wenn er tadelt. Die Bürger einer Stadt sind mancher, oft leicht abzustellender, Unfüglichkeiten gewohnt, die einem Fremden auffallen und ihn zum Spotte reizen, und wissen sich ihren unangenehmen Folgen zum Theil klüglich zu entziehen. Ja, es giebt örtliche Fehler, die mit vortreflichen Eigenschaften verwandt sind, und nicht ausgerottet werden können, ohne weit mehr Gutes zugleich mit wegzuschaffen. Wenn ein Fremder über diese aburtheilt: so sollte er sie vorher in ihrem ganzen Zusammenhange kennen lernen, um Keinem durch seine Bemerkungen Unrecht zu thun. Wenn ein Jeder diese Vorsicht beobachtete: so würden wir weniger flüchtige und unreise Schriften dieser Art haben. Aber alsdann würde es uns auch bey nahe

ganz daran fehlen. Denn gewöhnlich ist es der Geist und die Nothwendigkeit des Widerspruchs, der irgend einen Bürger oder Einwohner, der von einem Ausländer unrichtig oder geblühtig geschilderten Stadt in Wärme bringt, und ihn, eine bessere Beschreibung derselben zu liefern, nöthigt. Auch geräth eine solche Beschreibung unparteyischer. Von einem unaufgeforderten einheimischen Schriftsteller erwarten die Mitbürger nur Complimente, finden wenigstens in vielen seiner, wenn auch aufs allgemeine Beste abzweckenden, Anmerkungen ungerechte Angriffe und widrige Anspielungen. Einem zu weit ausgreifenden Ausländer hingegen kann man, selbst unter dem Deckmantel der Widerlegung, indem man ihn zu bestreiten scheint, allerley zugeben, und seine eigene, einmal bloßgestellte Schwäche eingestehen; wodurch am Ende doch die Wahrheit gewinnen muß.

Dieses allgemeine Wort trifft hier an dem Vf. des Gemäldes von Danzig seine Anwendung. Er will den Vf. der Skizze von Danzig, den er, seinen Mitbürgern zu gefallen, als boshaft und eckisch charakterisirt, widerlegen, und giebt bey dieser Gelegenheit von seinem Wohnorte ein Bild, worin sich Wahrheit und Liebe, Strenge und Nachsicht vereinigen. Er kennt Danzig, und beschreibt es in 17 Abschnitten; die 3 folgenden sind seiner Reise nach Königsberg gewidmet. Zuerst beschäftigt er sich mit seinem Gegner, dem Vf. jener Skizzen, dessen Nase an mehreren Stellen in und um Danzig beleidigt worden war. Der Vf. des Gemäldes führt seine Nase als Gegenbeweis an, wozu wir ihr die Competenz absprechen müssen. Er führt uns in der Gegend um Danzig herum, die, vorzüglich in einiger Entfernung, viel Reizendes hat. Es wäre dem Leser bequemer gewesen, wenn der Vf. den Ausdruck einfacher gehalten, und seinen Pinsel nicht so voll genommen hätte. So liest man, bey Gelegenheit des Cistercienser Klosters zu Oliva, die wahrlich nicht neue Bemerkung, daß die Geistlichen sich bey ihrer Ansiedelung der schönsten Landstücke bemächtigt haben, in folgenden Worten: „Alle geistliche Herren griffen bey der Wahl ihrer Wohnplätze nach solchen Flecken auf Gottes Erde, wo die Natur mit dichterischem Geiste bey der Schöpfung zugegen gewesen war.“ Und S. 25, wo dem Bischofe Karl zum Ruhme ein — hohenzollerischer Geist zugeschrieben wird. Die Anekdote S. 41, wo ein Holländer einen Privatgarten für einen Wirthgarten ansieht, und sich darin aufwarten läßt, ist ziemlich täppisch, und wird an verschiedenen Orten, als daselbst vorgefallen, erzählt. Die alte Bauart der Danziger lobt der Vf. nicht, und giebt vollkommen gültige Entschuldigungsgründe an. Was er über den gesellschaftlichen Ton sagt, ist unsanft, aber wahr. Den Neidern der danziger reichen Kaufleute, die mit prächtigen Fuhrwerken Reisen anstellen, und großen Aufwand im Auslande machen, giebt er S. 60 folgende Naivetät zu verschlucken: „Ich bin gewiss, der, welcher heute den Danzigern daraus einen Vorwurf macht, daß sie wie Prinzen die Länder Europas durchzogen haben, der läßt sich morgen den bequemsten Reisewagen bauen; wenn er heute in die glück-

lichen Umstände versetzt wird, es ebenfalls thun zu können.“ Weiter führt er den Leser in die Kirchen, und rechtfertigt die jugendlichen Pfarrer. Es wird jetzt an einer Verbesserung des lutherischen Gesangbuchs gearbeitet, welches in seiner jetzigen Gestalt nicht mehr vor dem Urtheil der Gläubigen bestehen kann, und worin Albernheiten vorkommen, wie: „Mein Jesus kann addiren, Und auch multipliciren, Auch da wo lauter Nullen sind.“ Über das, mancher Verbesserung bedürftige Schulwesen, sowie über den Fortgang der Gelehrsamkeit und Kunst bringt er belehrende Angaben dar. Wenn man ihm glauben darf: so war, nach S. 103, das in den öffentlichen Blättern vor einiger Zeit oft ausposaunte Gemälde vom jüngsten Gericht, das den Gebrüdern van Eyck zugeschrieben wird, um dessen Besitz sich schon Kaiser Rudolph (II), nachher Peter der Große vergebliche Mühe gegeben hatten, und das zuletzt nach Paris gekommen ist, des darüber gemachten Aufhebens nicht werth. Über Plümcke und dessen Bemühungen, Danzig aufzuklären, wird S. 98 lachend gespottet. Das eingerückte Lied an die in den Krieg gehenden Freymaurer ist des Abdrucks nicht unwerth. Was Rec. in dieser Schrift suchte und fand, ist eine Darstellung der der guten Stadt von preussischer Seite angethanen Unbilden und Bedrückungen, um Elbing zu heben, und Danzig in einen so schmach tenden Zustand zu versetzen, daß es durchaus fallen mußte. Besonders zeichnet sich der S. 147 ff. eingelegte Brief in dieser Hinsicht als interessant aus. Es ließe sich manche gute Lehre für die Einnanzverfassung des sich regenerirenden preussischen Reichs daraus entnehmen. Aus diesem Briefe und den beygefügtten Erzählungen des Vfs. ist die Ursache augenscheinlich genug, warum die Danziger sich ungeru unter den preussischen Scepter schmiegeten, obgleich der Handelsstand, bey den damaligen überaus glücklichen Conjunctionen, durch diese Vereinigung unfähig gewonnen hat.

Die Reise des Vfs. geht über Dirschau, den Geburtsort J. R. Forsters, und das gesegnete marienburgische Werder, nach Marienburg, dessen Einwohner zu 6682 angegeben werden, und von da durch das kleine Werder nach Elbing. Dieser Weg geht durch einen höchst fruchtbaren Erdstrich, dessen Bebauer so übermüthig sind, daß der Vf. die Wahrheit einiger darüber hergesetzter Anekdoten betheuert, wovon wir folgende zum Beyspiel geben. Nach S. 185, liefs zu Königsdorf der Bauer Wunderlich sein Haus abbauen, und baute einen kleinen Palast, welcher in Sachsen den Rittersitz eines reichen Grafen geziert hätte. Diese stattliche Wohnung ärgerte seinen Nachbar Reimpel, der sich kurz vorher ein neues bequemes Haus gebaut hatte, welches nur ländlich, nicht glänzend war. Dieses brach er zwar nicht ab; um aber auch ein Prachtgebäude wie W. zu haben, baute er einen Backofen, mit eben der Pracht, in eben dem Styl, von eben der Größe, wie das herrliche Haus seines Nachbarn. Franzwein zu trinken; war diesen Landleuten vor dem Kriege zu schlecht; es mußte Champagner, Burgunder oder Ungarwein seyn. Elbing

wird von dem Vf. zu 17734 Einwohnern berechnet. Er geht nach Frauenburg, erinnert dabey an Copernicus, und von da über Braunsburg und Heiligenbeil nach Königsberg. Kläglich war der Zustand Heiligenbeils bey der allgemeinen Feuersbrunst im J. 1807. Gegen Balga, an frischen Haff, über, war vormals eine Verbindung des Haffs mit der Ostsee; darüber poetisirt hier der entzückte Vf. ein Weilchen. Bey Königsberg, das 60—75,000 Menschen enthalten soll, rühmt er das stille Leben und Betragen des nicht für das Waffengegetümel geschaffenen Königs und der hochverehrten Königin, meldet, daß der unsterbliche Kant auch auf die gesellschaftliche Bil-

dung seiner Mitbürger vorthellhaft gewirkt habe, beklagt sich über die fortdauernde Prügelfucht der preussischen Officiere, welcher endlich durch den Befehl vom 1 Sept. 1808 ihr Ziel gesteckt wurde, und endigt mit einer kurzen Beschreibung des königsberger Schauspielhauses, das seitdem durch einen Brand in Asche gelegt worden ist.

Die Schreibart des Vfs. ist ungleich und etwas übereilt. Es kommen sogar Sprachschnitzer, doch nicht häufig, vor. Wie S. 101. Das Schöne spricht ihnen nicht an. S. 214. Der gesellschaftliche Ton Königsbergs verdient einer ehrenvollen Bemerkung. Archidektur, S. 106, muß ein Druckfehler seyn. Cht.

K L E I N E S C H R I F T E N.

ERDBESCHREIBUNG. *Eisenach, b. Wittekindt: Entwurf einer geographischen Beschreibung des Königreichs Westphalen für Schulen von George Ludwig Weber, zweytem Prediger der Altstadt zu Rotenburg an der Fulda. 1808. 72 S. 8. (4 Gr.)* Der Vf. wollte bey der gänzlichen Unbrauchbarkeit aller geographischen Lehrbücher zur Kenntniß des neuen Königreichs Westphalen Lehrern und Schülern durch dieses Werkchen ein *Erleichterungsmittel* bey dem Unterricht an die Hand geben, bis der Definitiv-Friede eine vollständige Erdbeschreibung wieder möglich machen würde. Richtige Anordnung, Auswahl des Wichtigsten, und Kürze im Ausdruck habe er sich zum Gesetze gemacht, und dabey sich *Gaspari* zum Muster gewählt. Wir wollen sehen, wie der Vf. sein Versprechen erfüllt hat. In der Einleitung sagt derselbe, nach dem 19ten Artikel des tilstür Friedens solle das Königreich Westphalen aus den unter 15 Nummern genannten vorhinigen deutschen Ländern bestehen. Das ist aber unrichtig. Der 19te Artikel sagt bloß, das neue Königreich solle aus abgetretenen preussischen Provinzen und anderen eroberten Ländern bestehen, ohne jene und diese namentlich zu bestimmen. Das kaiserliche Decret vom 18 August 1807 sagte zuerst, welche Provinzen das neue Königreich bilden sollten, und auch dieses Decret hat nicht nur durch die Constitution vom 15 November und das königl. Decret vom 24 December 1807, sondern auch durch mehrere nachfolgende Decrete mannichfaltige Änderungen erlitten. Von allen diesen Decreten u. s. w. sagt aber der Vf. kein Wort, und dieses ist um so auffallender, als in der Topographie der einzelnen Departements und Districte Ortschaften und Districte richtig angeführt werden, die nach dem Decrete vom 18 August kein Bestandtheil des Reichs sind, z. B. Schmalkalden. Nach dieser fehlerhaften Einleitung beschreibt der Vf. kurz §. 1 die Landesverfassung. Nach ihm regiert der König das Reich unumschränkt nach einer durchaus nach der französischen Verfassung geformten Constitution. Den Geist derselben hat der Vf. nicht gefaßt, noch seine Leser damit bekannt gemacht. Und wie nothwendig ist dieses bey einem neuen Reiche! Auch hätten die Verhältnisse des Reichs gegen Frankreich dargelegt werden sollen. Sie sind doch gewiß sehr wesentlich. Auch die innere Organisation ist weder vollständig noch richtig beschrieben. Man findet nicht einmal ein Wort von Communen und Mairien. Die Grenzen sind §. 2 sehr im Allgemeinen gezeichnet, was um so mehr zu tadeln ist, als keine Landcharte dem Werkchen *aus Erfahrung* beygefügt worden ist. Der Flächeninhalt wird im Allgemeinen auf ungefähr 900 Quadratmeilen angegeben. Diesen Irrthum hätte der Vf. doch wohl leicht durch Zusammenrechnung der einzelnen Theile finden können. Über Gebirge, Flüsse, Producte, Manufacturen, Handel, Klima und Einwohner wird von §. 3—9 bloß im Allgemeinen, ohne Anführung der einzelnen Departements gesprochen. Warum nicht die Zahl der Einwohner nach dem *Bulletin des lois* hier angemerkt wurde, da sie der Vf. doch bey den einzelnen Departements angegeben hat, ist nicht abzusehen. Die Beschreibung der 8 Departements ist nach dem *Bulletin des lois* Nr. 4. Gebirge, Flüsse, Producte sind bestimmter angegeben; aber von den

Städten, welche nicht alle genannt sind, findet man nur ganz kurze Notizen. Die Zahl der Cantons und Communen fehlt bey den einzelnen Districten, eben so die Volkszahl, die so wie jene nur im Allgemeinen bey dem Departement angegeben sind. Fast von allen Ländern, die jetzt das Königreich Westphalen bilden, haben wir sehr gute Beschreibungen. Der Vf. scheint sie nicht gekannt zu haben, wenigstens hat er sie nicht genutzt. Noch müssen wir Folgendes bemerken. Zu dem Werra-Departement gehören nach dem Bulletin auch jene vorhin reichsritterschaftlichen Orte, welche vorhin Bestandtheile des buchischen Quartiers des Ritterorts Rhön-Werra waren. Der Vf. übersetzt: „ehemalige reichsritterschaftliche Ämter von Buch.“ Lehrern, welche das *Bulletin des lois* nebst dem Verzeichnisse sämmtlicher Ortschaften besitzen, werden diese paar Bogen nichts nützen, und Schüler daraus nichts lernen.

S. i.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ohne Anzeige des Druckorts: *Anekdoten aus Spanien und Portugal.* Erstes Heft. In blauem Umschlag. 1808. 124 S. 8. (10 Gr.) Sichtlich wurden diese Bogen compilirt, um den Heißhunger der, bey den gegenwärtigen Kriegen, auf jene beiden nicht allgemein bekannten Länder und ihre Einwohner neugierigen Leser zu befriedigen. Wir würden dem Vf. in ihrem Namen für seine Bemühung gern danken, wenn er uns auch nur einige neue und interessante Nachrichten hätte mittheilen können; an seinem Willen hat es vermuthlich nicht gelegen. Die alte verlegene Waare aber, die er liefert, dürfen wir nicht anpreisen. Nicht einmal das Verdienst eines eigenen, aus sorgfältiger Vergleichung der gelesenen Schriftsteller entstandenen, Vortrags kann ihm zugestanden werden; er übersetzt roh hin, oder schreibt geradezu ab. Seine Quellen sind *Thickesse, Bourgoing, Meiners und Brantome* — der überjährige *Brantome!* Damit man doch erfahre, welches Inhalts die angeblichen Anekdoten sind, so wollen wir ihn kürzlich hersetzen. I. Geographische Anekdoten. Nichts als die Beschreibung des Montserrat, nach, oder vielmehr aus *Thickesse*, ungefähr 40 Jahr alt. So gut diese Beschreibung an sich ist, können doch die Neugierigen unserer Zeit nichts damit anfangen; sie ist auch oft genug in Sammlungen abgedruckt. II. Charakteristische Anekdoten. Aus *Brantome*. Von der Grobsprecherey der Spanier, besonders ihrer Soldaten, werden Züge geliefert, die höchst übertrieben sind, und gerade eben so von den Gaskognern erzählt worden. Rec. findet keinen eines Platzes hier würdig. Das spanische Militär. Aus *Bourgoing*. Die Geistlichkeit und die Soldaten. Diesen ganz flachen Artikel hat *Baretti* hergegeben. Die Spanierinnen der vorhergehenden Jahrhunderte. Aus *Meiners Gesch. d. weibl. Gesch.* III. Historische Anekdoten. Hier nur der Anfang der Erzählung von den Hofinsurgen am Ende des 17ten (nicht, wie S. 98 steht, des 16) Jahrhunderts, die das Vorfpiel des nachherigen Successionskrieges abgaben. Von Portugal kommt in diesem Hefte nichts vor. Im nächsten sollen, wie der Vf. in der Vorrede verspricht, die neuesten spanischen — Angelegenheiten geliefert werden. Wenn er mehr davon weiß als wir anderen: so hätte er sein Werk damit beginnen sollen. An Lesern hätte es ihm wahrlich nicht gefehlt. Will er aber bloß die Zeitungen ausschreiben: so wäre es besser, er schloße seinen Laden.

Cht.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 J A N U A R , 1 8 0 9 .

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZEN, b. Honkoop: *Phil. Guil. van Heusde Specimen criticum in Platonem. Accedit D. Wyttienbachii epistola ad auctorem, item collationes codicum Mss. Platonis, cum a D. Ruhkenio confectae, tum aliae.* 1803. LX und 174 S. gr. 8.

H. Prof. van Heusde's Erzählung, in der Vorrede, von dem Gange seiner platonischen Studien, hat uns mehr als gewöhnliche Vorberichte angezogen, um des herrlichen Geistes willen, welcher verbreitet ist durch dieselbe. Ausser einem gebildeten philologischen Gefühle, empfänglich für alle Schönheiten der platonischen Rede, worüber er nur in zu allgemeinen, auf mehrere andere Schriftsteller gleich anwendbaren Ausdrücken spricht, nach Art mancher Kunsttrichter, welchen eines Dionysios individuell charakteristische Sprachkritik fremd ist, und ausser der Hochachtung für das grammatische Studium, ohne welches die Sprache des Platon, ja selbst seine Philosophie nicht gewürdigt werden kann, verehren wir in ihm einen Mann, welcher den Geist des Alterthums in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen, und die hellenische Philosophie nach antiker Ansicht zu betrachten versteht. „*Et vero,*“ heisst es unter andern, „*nisi nos in ipsius scriptoris ejusque civium et aegrius interiorum indolem et quasi naturam penitus insinuaverimus, magnopere verendum: ac magnificas eius ac praeclaras quibuscumque de rebus opiniones ac sententias, quotquot quidem a nostra cogitandi existimandique ratione abhorreant, commenta, ineptias, saepe etiam aegri capitis somnia vocamus. Scilicet, quod non accurate percipimus antiqui aevi ab hoc nostro discrepantiam, antiqua nobis monimenta tractantibus quandam quasi nubem obficere haec discrepantia solet, per quam nobilissimos quosque antiquitatis viros non sua, sed deformi; sed ridicula nonnunquam specie contuemur.*“ (S. XIV f.) Wie der Sinn der Alten durch die erhabenen Vorbilder der Bürgergrösse, durch der adelsten Kunstwerke tägliche Beschauung, durch die Erziehung in Musik und Gymnastik, zur Feinheit und Anmuth ohne Entwertung, zur Kraft, Kraft und Würde ohne Härte und Rauigkeit, zu der möglichst vollendeten Harmonie gebildet wurde, dieses entwickelt er S. XV—XX in gewisser Hinsicht, nur daß wiederum auch hier einige, von der leider so häufigen Sucht des Schönseins eingegebene, untreffende allgemeine Fäden sich finden. Wie konnte der Vfs. z. J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

B. von den platonischen Dialogen sagen: „*Uti enim qui illic agentes inducuntur, insignes fere omnes sunt vel sapientiae existimatione, vel orationis facultate, vel ingenii acumine, vel animi altitudine: ita qui eos inducit, spectandosque praebet, acerrimum est ille morum ingeniorumque existimator, cultissimus ipse et venustissimus.*“ (S. XVI.) Wäre der Vordersatz wahr: so hätte Platon die Kunst nicht verstanden, auch unbedeutenden Charakteren, welche so unentbehrlich sind für die dramatische Darstellung, um geleitet zu werden von den Hauptpersonen, und neben diesen Lichtsphären Schattenparthieen zu bilden, in seinen Gesprächen Bedeutung zu geben. Allein, wie die tragischen Dichter nicht lauter Helden redend einführen, vielmehr lauter vorreffliche und untadelige, sondern wohl auch einem Diener, einem Pädagos, einer Erzieherin Raum lassen: also hat Platon viele nicht im Mindesten ausgezeichnete absichtlich unbedeutend dargestellte Sprecher, wie beynahe alle in Lyfis, desgleichen im Laches und Charmides; auch im Eutyphron zeichnet sich die Person dieses Namens durch nichts vorzüglich aus, als durch wahnfinnigen Eifer und eitlen Dünkel, welche doch nicht werden zu *animi altitudo* sollen gerechnet werden. Was kann man ferner vom Menon, von Euthydemus u. Dionysodoros sagen, deren Geschwätz und Sophisterei doch keine Beredsamkeit feyn wird, oder Scharfsinn? Wohin gehört *Philebos* in dem Gespräche desselben Namens, wohin in den *Gesetzen Kleinias*, alle weder durch die Weisheit Ruh hervorleuchtend, noch durch die Stärke der Beredsamkeit, noch durch Schärfe des Verstandes, oder Grösse der Seelen; vielmehr ist z. B. Megillos ein unberedter, auf seinen Lakonismus äusserst eingeschränkter Mann, und Kleinias nur um ein Geringes über ihn erhaben. Selbst unter denjenigen, welche wirklich ausgezeichnet sind, giebt es viele, wie ein Phädrus, Protagoras, Hippas, Prodikos, Thrasymachos, Agathon u. a., die mit so vielen Sonderbarkeiten, Einseitigkeiten, Lächerlichkeiten und absichtlich angehängten Fehlern und Mängeln gezeichnet sind, daß einen eben nicht um der vier angegebenen Punkte willen bey Lesung der platonischen Schriften jener frische anmuthige Lebenshauch wie ausfinden und heilsamen Gögenden anwehet (*tamquam e sanis salubribusque locis grata quaedam quasi sanitatis aura adspiret*). Die Lobpreisung auch der alten Philosophie hat uns besonders erfreut, zumal im Gegenfatze gegen ehemals erschollene, jetzo verschollene Stimmen selbst Deutlicher; und nach Abzug der nichtsagenden, rhetorisch übertriebenen Formeln, zu welchen der rö-

nicht schreibende so leicht sich verführen läßt, stimmen wir dem S. XX Gefagten bey: „*Et sane, ut alios mittam, quos hoc item nomine celebrare possim, Pythagoraeum placit, per veteres passim libros dispersa, si diligenter, cogitate, nec vero frigide, legimus ac meditamur, fateamur necesse est, formandis talium placitorum auctoribus, quid formae excellentissimum possit, experiri videri naturam.*“ S. XXIII setzt der Vf. zum Schluss auseinander, wie er durch sein Stadium des Philosophen zur Überzeugung von der Größe und Consequenz der platonischen Lehre, und von der Wichtigkeit des Tadels und der Klagen gegen den göttlichen Mann gekommen: ein Gefühl, welches wir vollkommen mit dem Vf. theilen. Bey ihm mögen solche Aeusserungen vielleicht noch durch uns entgehende Localbeziehungen Interesse gewinnen: für uns haben sie wenigstens das historische, zu sehen, wie ein batavischer Philolog von seinem Standpunct aus eben dahin geführt worden, wohin die Deutschen, bey mehrerer Umsicht, durch ihre freyere Betrachtungsweise in der Philosophie, zu unseren Zeiten gediehen sind.

Ehe wir zu den einzelnen Kritiken des Verfassers übergehen, können wir nicht umhin, zu bemerken, daß er von den deutschen Philologen gar nichts angenommen hat, indem er weder dasjenige, was vor seiner Schrift von diesen Vortrefflichen über Platon erschienen ist, berührt, noch auch mit deutschem Geist zu Werke gegangen ist, obgleich wir in den letzten Jahrzehnden, gestützt auf die batavischen Gelehrten, durch eine grössere Behandlungsart solche Fortschritte im Alterthumsstudium gemacht haben, daß jene zuletzt, sie mögen wollen oder nicht, von uns werden lernen müssen. Daß Hr. H. den ersten Band der *Heindorf'schen* Bearbeitungen, welcher 1802 erschienen war, nicht kannte, mag die Entfremdung entschuldigen: aber *Wolfs Praelectiones* zum Homer waren doch seit 1798 in Holland bekannt, und dessen ungeachtet verspürt man davon so wenig Wirkung, daß Hr. H. noch alle platonischen Gespräche, wie sie da liegen, für unbestreitlich hält, ja daß etliche dort sogar noch sich einsetzen, wenn sie lesen: *Alcibiades posterior spurius, Erastae spurius, Minos spurius* u. dgl. m. Die Schranke, welche der geniale *Valckenaer* mit so vielem Muth und eindringendem Scharfsinn durchbrochen hatte, wollen sie diese wieder von der Zeit sich verstopfen lassen, oder gar einen wehrlosen Damm entgegensetzen dem unaufhaltamen Strome der Wissenschaft? Eben so unbekümmert ist Hr. H. um die allgemeinen Verhältnisse der Gespräche, ihre Beziehungen auf einander, überhaupt ihren philosophischen und chronologischen Zusammenhang; worin sich doch sogar historisch, auch ohne *Schlaiermachers* tief-sinnige innere Kritik, ziemlich weit kommen läßt, und deren Vernachlässigung sich jederzeit in Verständniß und Erklärung gerade bey den schwierigsten Puncten empfindlich rächen muß. Doch da Hr. H. hierin selbst nichts zu leisten versprochen hat, wollen wir uns lieber gleich zu den Stellen wenden, welche erklärt und verbessert werden, nämlich *ordinata ex industria* aus *Euthyphron*, *Apol. S.*, *Kriton*,

Phädon, *Erasen*, *Theätet*, *Sophist*, *Euthydem*, *Protagoras*, *Hippias*, (nur der kleinere ist gemeint), *Kratylos*, *Gorgias*, *Philebos*, *Menon*, beide *Alkibiades*, *Charmides*, *Laches*, *Lyfis*, *Menexenos*, *Politikos*. Andere Bücher werden im Vorbeygehen berücksichtigt. Übrigens sollen die Verbesserungen nicht alle Fehler der Gespräche erschöpfen: darum darf man den Vf. nicht nach dem Überangenen beurtheilen; was er giebt, werde allein gewürdigt. Hier bewährt er sich meistens als denjenigen, welchen wir zu Anfang beschrieben haben. Vertraute Bekanntschaft mit dem platonischen Sprachgebrauch, und besonders auch mit den späteren Nachahmern dieses Philosophen und den Jägern nach den Schönheiten der attischen Rede, mit *Maximus Tyrius*, *Lucian*, *Plutarch*, *Julian*, *Themistius* u. a., woran man des trefflichen *Wytttenbach's* Lehre erkennt, und Hr. H. den deutschen Kritikern den Raug abgelaufen hat, daher auch häufige Verbesserung und Erklärung gedachter Schriftsteller, ferner nicht gemeines Eingehen in den Zusammenhang des Ganzen, zeigen sich überall. Emendationen sind bald sparsamer, bald häufiger, im Ganzen jedoch verhältnißmässig den vielen Corruptelen der meisten Gespräche nicht häufig beygebracht; seine Sprachbemerkungen findet man viele, mit neuen Stellen meist begründet; Doctrinelles ist wenig erörtert, etliche populäre Puncte ausgenommen, welche nicht sowohl erläutert als belegt werden, z. B. der Satz: *ὁδὸς εὖν καὶ αὐδᾶς* S. 72, von der Freyheit des Philosophen vom Leib und den Sinnen S. 81, vom Grund der Gesetze S. 92, die Bürger der Gesetze Knechte S. 113. Gegen des Vfs. Methode in den Emendationen ist nur Einiges einzuwenden; nicht überall nämlich gehen sie wirklich rein aus dem Zusammenhang, aus Sprache und Sache zugleich hervor, sondern wie Hr. H. hie und da nach Aufspürung von Imitationen jagt, so hat er auch die (mit ihrer Erlaubniß sey es gesagt) einigen Batavern anklebende Sucht, die wir z. B. öfter bey *Pierfon* finden, elegante Formeln ohne hinlängliche Begründung mit einer gewissen Scheinbarkeit in den Text zu bringen, wohn jenes *Hausde'sche ἀνεμαῖον* (S. 28) *Theätet* S. 149 C. gehört, wovon *Büttmann* (*Auctar.* zu *Heindorf's Theätet* S. 531. 532) doch hinlänglich gezeigt hat, daß es wirklich nur ein *ἀνεμαῖον* sey. Gar vieles ist in der That nur vermuthet, ohne zwingende Nothwendigkeit. Andererseits kann man freylich die Vermuthung nicht aus der Kritik verbannen, und dieses muß man dem Vf. lassen, daß auch die unbewiesenen und ganz falschen Verbesserungsversuche etwas Spitzsinniges, wodurch sie bey dem ersten Anblick täuschen, etwas zu Feines und Artiges haben, daß wir sie, des angenehmen Gedanken-spieles wegen, ungern entbehren würden, zumal bey dem kurzen, einfachen und klaren Vortrage. Überhaupt ist *Eleganz und anmuthige Leichtigkeit* (sehr scharfsinnig emendirt er oft nur durch Inter-puncti- oder Accent-Veränderung) die Eigenschaft der Kritik unseres Vfs., wie der *Ruhnke'schen*, wovon sowohl in der Art der Erfindung als im Vortrag *Valckenaer's* tiefsinnige Kritik sich unterscheidet. Diesem Ur-

theile gemäfs könnten wir aus allen Theilen viel Treffliches herausheben, aber auch Vieles angreifen, glauben wir nicht viel leichter den Lesern das Verhältnifs des Wahren zum Falschen erkennbar machen zu können, wenn wir die Behandlung des Hn. H. durch ein nicht zu kleines Gespräch von Anfang bis zu Ende begleiten, welches beyrn Gorgias und Theätet *Buttmann*, beyrn Kratylus und Euthydem *Heindorf* gethan hat, wiraber beyrn *Protagoras* (S. 67—77) thun wollen, nur noch bemerkend, dafs auch *Schleiermacher* in seinen Anmerkungen häufig und nicht immer glimpflich unferen Vf. berücksichtigt hat.

Protag. S. 310. B. Πρωταγόρας, ἔφη, ἡκει σπὰς παρ' ἐμοί. πρῶην, ἔφην ἐγὼ· σὺ δὲ ἀρετὴν πέπυσαι; Hr. H. hält dieses für hart, wenn es mit *Ficin* so zu verstehen: „*Tum ego, ille jam pridem venit: tu vero modo audisti.*“ Man müsse schreiben: πρῶην, ἔφην, ἐγὼ, so dafs der Sinn wäre: *ego jam pridem, tu vero modo audisti.*“ Wie einschmeichelnd diefs scheinen mag, ist es doch unrichtig; auf des Hippokrates Rede: *Protagoras ist gekommen, sagt Sokrates ohne alle Härte: „Gavorgestern; und du hast es erst erfahren?“* Nach Hn. H's. Interpunction sagte Sokrates: „Ich weifs es schon lange, und du hast es jetzt erst erfahren?“ welches doch weit weniger urban ist, abgerechnet dafs die Ellipse nicht platonisch scheint. Πρῶην ist von der bestimmten Zeit *vorgestern* zu verstehen, wogegen des Hippokrates ἐσπέρας γε, *erst gestern Abend*, einen angemessenen Gegensatz bildet. — S. 312. D. Εἰ δέ τις ἐκεῖνο ἔροίτο, ὃ δὲ σοφιστῆς τῶν τίσοφῶν ἐστι; τί ἂν ἀποκρινοίμεθα αὐτῷ; ποίας ἐργασίας ἐπιστάτης; τί ἂν εἰποιμεν αὐτὸν εἶναι; ὃ Σώκρατες, ἐπιστάτην τοῦ ποιῆσαι δεινὸν λέγειν. Mit Recht höchstlich Hr. H. an das hier sehr unfeine ὃ Σώκρατες zu Anfang der Antwort, und schreibt daher: τί ἂν εἰποιμεν; εἰποιμεν αὐτὸν εἶναι, ὃ Σώκρατες, u. s. w. Allein εἰποιμεν ἂν müßte es doch wohl heißen; setzt man dieses, so geht das Homoioteleuton, woraus doch dergleichen Auslassungen zu entstehen pflegen, verloren. Wird Hr. H. nicht selbst dieser Anordnung den Vorzug geben: τί ἂν εἰποιμεν αὐτὸν εἶναι; Εἰποιμεν ἂν αὐτὸν εἶναι, ὃ Σώκρ. u. s. w., wo der Abschreiber vom ersten αὐτὸν εἶναι mit dem Auge abirrte auf das zweyte? Gleich darauf in τίσοφῶν ἐστι will Hr. H. zufetzen ἐπιστήμων, welches nothwendig ist, wenn man nicht ἐστὶ wegstreichen will, wodurch die Redensart richtig elliptisch würde. — S. 322. B. Ἐρωτᾷ οὖν Ἐρμῆς, διὰ τίνα οὖν τρόπον ἴσθι eine vortreffliche, aber zu Tage liegende Verbesserung Ἐρμῆς Δία, τίνα u. t. λ., welche auch *Heindorf* gemache hatte. Der Inhalt wird durch Aufdeckung der Beziehung auf eine hesiodische Dichtung erläutert. — S. 321. B. wird aus *Ficin* richtig vermuthet, dafs nach εἰς τὰ ἄλογα Einiges ausgefallen sey; S. 325. B. wird εἰ nach ὃ ἀγαθοὶ ἄνδρες gut weggezwängt; S. 328. D. ist sehr richtig nach ἰσοδυνάμει interpungirt, und ἐπὶ πολὺν χρόνον richtig erklärt vom ἐναυλος λόγος; S. 333 wird statt ἀγαμαί vermuthet, jedoch nicht angenommen, ἡγαμαί, dabey stier Rep. II. S. 367. E. trefflich emendirt ἡγάσθη f. ἡσθην, und die Redeart erläutert; auch werden etliche Variationen nachgewiesen. S.

336. C. wird οὐχ ὅτι vertheidiget gegen *Stephanus* und erläutert. Mehr Stellen hat *Heindorf* z. *Lydis* S. 45. — S. 339. B. Πότερον οὐν καλῶς σοὶ δοκεῖ πεποιθῆσθαι καὶ ὁρθῶς; ἢ οὐ; πάνυ, ἔφην ἐγὼ, ἐμοίγε καὶ καλῶς καὶ ὁρθῶς, zumal da folge, δοκεῖ δέ σοι καλῶς πεποιθῆσθαι u. s. w. Streicht man aber das erste καὶ ὁρθῶς als Einschub eines unverständigen Abschreibers aus: so ist die Stelle eben so gut und weniger gewaltsam geheilt, wie wir bereits anderwärts geäußert haben. — S. 342. B. ist eine sehr leichte und schöne Verbesserung περὶ σοὶ statt ὅπερ εἶπες; aber S. 345. D. ist nicht nöthig ὅστις ἂν statt ὅς ἂν zu setzen, indem ὅς ἂν mit dem Coniunctiv schon an sich so viel ist, als des *Simonides* ὅστις. Nebenbey wird, wie schon bemerkt, das Dogma Οὐδεὶς ἐκὼν κακὸς belegt. — S. 346. A. setzt Hr. H. richtig ἀναγκαίαις statt ἀνάγκαις; S. 347. C, D. erklärt er, abgerechnet die Erläuterung des eleganten μισοῦμενοι ἀλλοτρίαν φωνήν, aus der bekannten Spannung zwischen *Platon* und *Xenophon*: dafs dieses eine höchst unwahrscheinliche Hypothese ist, wollen wir hernach zeigen. S. 349. A. interpungirt er richtig τοὶ οὐκ ἔσθ' ὅπως οὐ. καὶ νῦν δὴ ἐγὼ ἐκεῖνα u. t. λ., aber σοὶ einzuschieben (τὰ δὲ σοὶ συνδιασκέψασθαι) giebt einen eben so unangenehmen Klang und Rhythmus, als es überflüssig ist. — S. 351. C. Οἷον λέγεις; καὶ ὃ, ἡδέα ἐστὶν, ἀρα κατὰ τοῦτο οὐκ ἀγαθὰ, εἰ μὴ τι ἀπ' αὐτῶν ἀποβήσεται ἄλλο; καὶ αὐθις αὐτὰ ἀνιῶν ὡσαύτως; Οὕτως. Οὐ καθόσον ἀνιῶν κακὰ. Hier streicht Hr. H. αὐτῶς aus, welches er gleich wieder einsetzen wird, wenn er *Schleiermachers* richtige Emendation kennen lernt, ὡσαύτως οὕτως οὐ καθόσον u. t. λ. (Anmerkungen zum *Platon*. Th. I. Bd. I. S. 405.) So Gorg. S. 460 D, ὡσαύτως δὲ οὕτω καὶ ἐάν ὁ ῥήτωρ τῇ ῥητορικῇ ἀδικίᾳ χρῆται. *Xenoph.* *Cyrop.* VIII, 5, 5: ὡσαύτως δὲ οὕτω ἔχει καὶ περὶ κατασκευῆς. I, 1, 4: λαβὼν ὡσαύτως οὕτω καὶ τὰ ἐν τῇ Ἀσίᾳ ἔθνη, wo *Stephanus* οὕτω unrichtig weggelassen: wie I, 6, 4 aus *Stob.* und etlichen Mss. zu schreiben, χρῆναι ὡσαύτως οὕτως ἐπιμελεῖσθαι. — S. 352. C. springt in die Augen, dafs man mit Hn. H. lesen müsse ἡδονῶν μισθόνων, desgleichen dafs S. 355 D, ganz richtig τὰ μὲν fehle, welcher Sprachgebrauch mit vielen Beyspielen erläutert wird. Bey der angeführten Stelle *Legg.* I, S. 629. D. konnte bemerkt werden, dafs selbst das Sigma in οὕτως die Interpolation verrathe, und dafs letztere einzig und allein von *Henr. Stephanus* herrühre, welcher in mehreren Stellen des *Platon* eigenmächtig diese Formel ergänzt hat, wie *Sophist.* S. 248. A. τὴν μὲν οὖν von *Cornar* nur vermuthet, von *Stephanus* in den Text gesetzt ist. Eben so vermuthet er *Theaetet.* S. 181. D. *Protag.* S. 343. E. *Kratyl.* S. 385. B. Vergl. *Heindorf* zu den Stellen des *Kratylus* und *Theaetetus*. — S. 356. A. wird nach ἡδὺ richtig hinzugesetzt καὶ λυπηρόν.

Wir haben keine Bemerkung des Hn. H. zum *Protagoras* unbeantheilt übergangen: nur haben wir noch unsere Gründe anzugeben, warum wir die S. 79 aufgestellte Erklärung aus dem Mifsverhältnifs zwischen *Xenophon* und *Platon* nicht annehmen

können. Als allgemeine Äußerung ist jene Stelle schön, als Polemik gegen Xenophons Gastmahl ist sie grobe und unartige Persönlichkeit: aber da ja alltäglich solche Gastnähle vorkamen, wie die von Platon getadelten, warum soll gerade das xenophontische hier gemeint seyn? Nichts ist leichter, als solche Vermuthungen; aber die Beweise auch nur der Möglichkeit sind sehr schwer, indem vor allen Dingen tiefere chronologische Untersuchungen über die frühere und spätere Abfassung der Schriften, die sich auf einander beziehen sollen, nöthig sind. Hat man diese angestellt: so wird es oft mehr oder weniger deutlich, daß die vorher für ganz sicher gehaltenen Beziehungen ganz hinein getragen waren. Sollte Hn. H's. Meinung nur möglich seyn: so müßte er zuerst beweisen, daß das xenophontische Gastmahl vor dem platonischen Protagoras geschrieben worden; dieses wird ihm aber nimmermehr gelingen. Protagoras ist eines der frühesten Gespräche des Philosophen; dieses zeigt nicht nur der innere, von Schleiermacher zuerst entdeckte Zusammenhang der Werke, wonach er sich an die, selbst nach historischen Zeugnissen zuerst geschriebenen Dialoge Phädrus und Lyfis anschließt, sondern auch der jugendliche Charakter des ganzen Gespräches. Sollte es also nicht bereits vor Sokrates Tod verfaßt und herausgegeben seyn? Dieses ist allerdings unsere feste Überzeugung. Ungeachtet Platon so gerne Anspielungen auf Sokrates letzte Schicksale einfließen läßt, findet sich, bey voller Gelegenheit dazu, in diesem Werke nichts dergleichen; und wenn Charmides, wie Schleiermacher (Th. I. Bd. II. S. 10) sehr wahrscheinlich gemacht hat, nicht nach der Anarchie (Ol. 94, 1,) geschrieben ist, sondern noch vor des Charmides und Kritias in diese Zeit fallenden Tode (Xenoph. Hellen. II, 4, 19.): so müßte auch Protagoras, der nach dem inneren Verhältniß der Schriften offenbar früher verfaßt ist, noch vor Ol. 94, 1 geschrieben seyn. Dies bestätigt sich noch von einer anderen Seite. War der Sophist nicht mehr am Leben: so konnte weder für Andere, noch für Platon selbst die fleißige spöttische Darstellung des Protagoras ein solches Interesse haben, wie man es doch voraussetzen muß; nun aber scheint derselbe nicht über die 94ste Olympiade hinaus gelebt zu haben; auch danach wäre also der Dialog vor diese Zeit zu setzen. Nach Apollodor, einem der besten Chronologen, bey Diog. L. IX, 56, ist nämlich Protagoras etwa 70 Jahre alt geworden (die da von 90 reden, haben keinen Gewährsmann), welches beruht auf dem Zeugniß des Platon selbst im Menon S. 91, E.: οἶμαι γὰρ αὐτὸν ἀποθανεῖν ἔγγυς ἑβδομήκοντα ἔτη γεγονότα, τετραράκοντα δὲ ἐν τῇ τέχῃ ὄντα. 40 Jahre war er in der Kunst, also seit dem 30 Jahre. Dieses Jahr, als den nach hellenischer Ansicht höchsten und kräftigsten Zeitpunkt des Mannes, in welchem sie auch zu heirathen anriethen, scheint Apollodor zu bezeichnen, wenn er die Blüthe (ἀκμή) des Protagoras Ol. 84 setzt: wonach er ihn also Ol. 84, als dreißigjährig annahm, folglich seinen Tod in Ol. 94 legte: wogegen

aus den sehr verwirrten Zeitbestimmungen des platonischen Protagoras (S. 317. C.) nichts Gegründetes kann eingewendet werden. Nach Diog. L. IX, 54 ist die Verbannung des Protagoras aus Athen bewirkt worden durch Pythodoros, einen der 400, welche bekanntlich Ol. 92, 4 regiert haben; und gestorben seyn soll er auf dem Wege, worunter Schleiermacher mit vieler Wahrscheinlichkeit seine Flucht versteht (Th. I. Bd. I. S. 221). Alles dieses läßt sich sehr gut mit der obigen Annahme vereinigen, sey es nun, daß Pythodoros ihn nicht schon Ol. 92, 1, sondern später anklagte (Schleiermacher S. 393), oder daß der Proceß, wovon man mehrere auffallende Beyspiele aus dem athenischen Gerichtswesen hat, erst spät wieder vorgenommen und entschieden wurde. Nach diesem Allen kann man füglich annehmen, daß dieses platonische Gespräch zwischen dem Proceß des Protagoras und seinem Tode verfaßt ist; wodurch des Sophisten Großsprecher S. 317 B, einen noch drolligern Sinn erhält, wenn er nämlich sagt: „Daher habe ich den ganz entgegengesetzten Weg eingeschlagen, und sage gerade heraus, daß ich ein Sophist bin, und die Menschen erziehen will, und halte es für die bessere Vorsichtsmaßregel, sich lieber dazu zu bekennen, als es zu leugnen. Auch beobachte ich noch einige andere, so daß mir, es sey mit Gott gesprochen, noch nichts Übles um deswillen widerfahren ist, daß ich mich für einen Sophisten ausbe, obgleich ich diese Kunst schon viele Jahre lang treibe u. s. w.“ Ist nun Protagoras mehrere Jahre vor Sokrates Tod geschrieben: wie sollte darin doch Xenophons Gastmahl bespöttelt worden seyn, welches, ohne Fortsetzung der Memorabilien und des Oekonomikos, mit zu den Verteidigungsschriften des Sokrates gehört, und erst nach dessen Tod, vielleicht ganze Olympiaden später, von dem aus Asien zurückgekehrten Feldherrn verfaßt wurde?

Zwey schöne Zugaben machen dieses Specimen noch schätzbarer; die eine: Dan. Wytttenbachs Epistola ad Ph. G. van Heusde, S. XXV—LX, worin, außer mehreren, beider Person und die Zeitumstände betreffenden Individualitäten, eine wohl nicht für Jeden passende Skizze einer Ausgabe des Platon, wie sie Wytttenbach ehemals selbst unternommen hatte, entworfen, viel Nützliches für die Methode gelehrt und eine gelehrte Geschichte des philosophischen Dialoges mitgetheilt wird, alles mit des Meisters bekannter Beredsamkeit, Laune und Munterkeit; die andere: einige Collationen, nämlich Platonis Sophista a D. Ruhnkensio ad Cod. Reg. 1812 collatur, welche, so wie die Vergleichung eines Theiles des Protagoras mit dem Cod. Reg. 3017 bey weitem unbedeutender ist, als die von Heusde gemachte Collation des Voss'schen Codex in der leidner Bibliothek über den Minos, die Gesetze und Epinomis, welche für den Kenner den größten Werth hat. Für künftige Herausgeber brauchbar ist die an etlichen Stellen eingeschaltete Fülle von kurzen Citaten aus Ruhnkens Adversarien über den Scholiasten des Platon. Möge es Hn. H. gefallen, uns recht bald mit ähnlichen Beyträgen zur platonischen Kritik zu beschenken!

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J A N U A R, 1809.

RÖMISCHE LITERATUR.

DUISBURG u. ESAEN, b. Bädcker und Kürzel: *Julius Agricola.* Eine Biographie von C. C. Tacitus. Lateinisch und deutsch mit Anmerkungen von Joh. Christoph Schlüter, Prof. auf der Univ. zu Münster. 1808. XVI u. 184 S. 8. (18 Gr.)

Hr. Prof. Schlüter hat schon vor 10 Jahren die *Geyser* des Tacitus (Dortmund 1798) in einer deutschen Übersetzung herausgegeben, und ungefähr um dieselbe Zeit eine günstig aufgenommene Übertragungsprobe des *Agricola* bekannt gemacht. (S. *Demens* Übers. Lit. im Nachtr.) In der Absicht, den ganzen Tacitus zu verdeutschen, hatte er ihn zum Gegenstand dreier akademischer Curfus gemacht; auch bereits „zwey Bände“ — was etwas unbestimmt ausgedrückt ist — zum Druck ausgearbeitet: als fast zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten sechs Übersetzungen seines Historikers angekündigt wurden. Diese Collision war ihm zu stark: „*se läßt ihm, so zu sagen, mitten in Flugs plötzlich die Schwingen,*“ und er gab das Unternehmen auf. Um indeß aus Bescheidenheit nicht ungerecht gegen das Publicum zu werden, und um zu zeigen, was er unter günstigen Auspicien leisten könnte, arbeitete er den *Agricola* von neuem über, und läßt ihn nun hier einzeln erscheinen: was man um so lieber seyn muß, als von jenen sechs angekündigten Übersetzungen, die Hr. S. so sehr gefürchtet hatte, keine einzige erschienen, und die von *Waltmann* und *Pausen* auch die Hoffnung verschwunden ist. Von den vier anderen war ohnehin nie viel Hoffnung zu hegen.

Hr. S. hat bekanntlich eine doppelte Verdeutschung des *Sallustius* geliefert, und besonders für die neueste ungetheilten und fast unbedingten Beyfall davon getragen. Rec. bedauert, mit keinem jener ansehnlichen Urtheile zusammenstimmen zu können; indem er in Hr. S.'s *Sallustius* nicht bloß gar viele *Eilefertigkeiten* sieht, sondern auch eine ganz verkehrte Art, diesen Schriftsteller zu übertragen, ja hier und da ungeläufige Kenntnisse, der lat. Sprache (wenn man diese nicht mit der größten Eilefertigkeit entschuldigen will) wahrgenommen zu haben glaubt. Behauptungen, die Rec. an dieser Stelle nur im Allgemeinen aussprechen kann, die er aber zu belegen bereit ist, sobald man es auf eine geziemende Art fodern wird. Wir müssen diesen Punct ganz unberührt gelassen haben, wenn wir es nicht nachweisen wollten, bey der Angabe eines Werkes von J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

nem Schriftsteller auf den Zusammenhang, in dem das gegenwärtige mit den früheren steht, Rücksicht zu nehmen. Auch glaubten wir, durch diese Erklärung den Widersprüchen aller derer im Voraus zu begegnen, die, einerley Geist in Hr. S.'s *Sallustius* und *Agricola* wahrnehmend, durch das dem ersteren bisher ertheilte Lob unser Urtheil über den letzteren als ungerecht oder paradox darstellen möchten, weil wir gegen die vor uns liegende Übersetzung allerdings im Allgemeinen und im Einzelnen vieles zu erinnern haben.

Der Übersetzung gegenüber steht, wie bey Hr. S.'s *Sallustius*, der lateinische Text, bis auf wenige, gleich zu bemerkende Stellen nach der zweyten zweybrücker Ausgabe abgedruckt, die allerdings mehrere höchst sinnreiche Verbesserungsvorschläge enthält, aber durchaus nicht zusammenhängend genug gearbeitet ist, um zur kritischen Grundlage eines neuen Textes dienen zu können. Ein solcher darf aber von jedem gründlichen Übersetzer gefordert werden, zumal wenn sein Schriftsteller zum bloßen Verständnis eine zugleich so scharfe und so besonnene Kritik erheischt wie Tacitus. Wir müssen es deshalb durchaus mißbilligen, daß der sonst fleißige Hr. S. neben der zweybrücker Ausgabe keine anderen Hilfsmittel gebraucht hat, als die Anmerkungen seiner beiden Vorgänger, *Michael Engel* und *Artzt*, deren letzterer besonders in der Interpretation oft mit Nutzen um Rath gefragt ist. Auf *Patriz* und *Bahr* ist im Einzelnen fast gar keine Rücksicht genommen. Unverzeßlicher finden wir es, daß von den manchen Brauchbaren darbietenden Commentaren des *Viridungus*, *Barnegger*, *Buchner* und *Kirchmaier* nirgends, von dem des *Zuerius Bosphorini* nur einmal, Cap. 15, wo die zweybrücker vorangegangen, Gebrauch gemacht ist; am unverzeßlichsten, daß *Oberlin*s Bearbeitung der *Ernstischen* Ausgabe ganz ignoriert wird. Daß bey so geringer Uebersichtigkeit auch *Dahls animadv. crit. in Taciti Agricola*, Rostock 1804, vernachlässigt sind, begreift sich. Von den kritischen Anmerkungen mit allen ihren Nachweisungen aus *Rhenanus*, *Lipinus*, *Pichena*, *Gronov* u. a. können wir, ohne Hr. S. Unrecht zu thun, sagen, sie sagen ebenfalls übersetzt aus der zweybrücker Edition (mitunter nachlässig; so wird Cap. 36 bey der Conjectur *nostrorum* für *hostium*, *Muratus* mit *Gronov* verwechselt) und nur hier und da aus *Engels* und *Artzts* Noten erweitert. Eigenem Urtheil ist Hr. S. an folgenden acht Stellen gefolgt. Cap. 4 ist mit *Ex* statt die alte Lesart: *utrumquam* mit Recht gegen

alle Verbesserungsvorschläge in Schutz genommen. Cap. 9 ist ohne Grund: *aliquid et eligi*, eine Conjectur des Rhenanus, für das alte und richtige *legi*, das die Zweybrücker gut vertheidigt haben, in den Text genommen. Eben so können wir nicht billigen, daß Hr. S. Cap. 10 das *perhibent* von dem Folgenden trennt. Wir würden vorschlagen, beide Sätze verbindend, so zu interpungiren: *sed mare pigrum et grave remigantibus, perhibent, ut ventis quidem parvius attollit*. C. 19 wird das von den Zweybr. auf Ernesti's Autorität recipirte *agere* vor *nihil per liberos* mit Recht zurückgewiesen. Aber C. 28 finden wir den Vorzug der schöneren Diction in Hn. S. *provehantur* so wenig, als in der pretiosen Übertragung: „*so segelten wie ein Wänder daher*“ und halten uns an das einfache und lebendiger darstellende *provehantur*, welches Tacitus selbst Annal. 2, 6 für *praeceperunt* gebraucht, und die Zweybr. aus einer vatikanischen Handschr. aufgenommen haben. Eben so wenig möchten wir Cap. 30: *Nunc terminus Britanniae patet, atque omne ignotum pro magnifico est*, mit unserm Übers. *atqui* lesen, weil die beiden Sätze: „Die Römer können jetzt ganz Britannien übersehen“ und „das Unbekannte hat immer etwas Ehrwürdiges,“ durch *atque* besser contrastirt werden, als durch *atqui*, das hier sehr schwerfällig seyn würde. C. 36 ist in der schwierigen Stelle: *interim equum turmae fugere* anstatt des Verbums *erumpere* nach Ernesti's *erupere* gesetzt; offenbar zu willkürlich, so viel auch die gewöhnliche Lesart gegen sich haben mag. Zugleich bemerken wir, daß es ein großer Mißgriff von Hn. S. ist, in dem Nächstfolgenden: *hastium in Ernesti's cohortium* oder *Muretus no-* *strorum* zu verwandeln. Denn da der Begriff *Feind* *hostis* ist, und erst von seinem Subject die Person bestimmt wird, so kann an dieser Stelle nicht der geringste Zweifel Statt finden. Denn da die britannischen *Covinari* Subject des Satzes sind, müssen die *hostes* ja die Römer seyn. Vgl. *Dahls animad.* 3, 21 und im *Ag.* C. 32, wo *Galgacus* in seiner schönen, auch für unsere Zeit bedeutungsvollen Bede. sich und seine Landsleute in einer Periode, wo die Römer Subject sind, ohne weiteren Zusatz *hostes* nennt. Im 30 Cap. endlich noch einmal kehrt Hr. S. von dem *agere* die *stantes* des *Brötter* und seiner *Bipontiner* zu dem alten *in gradu stantes* zurück, und wir mit ihm. Eine fortgesetzte Beleuchtung von unserer Übers. kritischem Verfahren sparen wir für einige Stellen auf, wo er uns auch den Sinn verfehlt zu haben scheint, und charakterisiren vor allem den Geist der Übertragung.

Zu rühmen ist eine durchgängige Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit im Ausdruck, die zwar die Kritik nicht befehen, aber doch den Ton der Anzeige bestimmen dürfen, und wir erkennen dankbar, daß Hr. S. das Beste gewollt, daß er seine Arbeit geliebt hat. Aber freylich wird auf diesem Wege der ungewöhnliche, stolze Styl der *Tactus* nimmermehr erreicht werden. Eben so müssen wir die *Correctheit* und *Reinheit* anerkennen, die Hr. S. deut-

schen Ausdruck überall begleitet. Aber dabey ist seine Sprache leider arm an Worten (wo er sich durch neue Formationen helfen will, ist er meistens unglücklich; z. B. *Gunsfucht*, *Duldwilligkeit*, *Ehreifer*, *Abficht*), und noch ärmer an Wendungen: unstreitig das größte Mißgeschick für einen Übersetzer des Tacitus! Dieses — mit einer, wie es scheint, subjectiven Scheu vor jeder Kühnheit in Zusammenstellungen und Übergängen verbunden — scheint es hauptsächlich zu seyn, was die so leicht zu erkennenden und wahrzunehmenden, als schwer auszusprechenden und nachzubildenden Originalausge von Tacitus Geist aus der Übersetzung rein hinweg getilgt hat. Denn es ist unverkennbar, daß Hr. S. seine Arbeit nicht zu leicht genommen, und sich durch Unbestimmtheit hat fortheffen wollen. Es ist vielmehr oft bewundernswerth, mit welcher Mühe er jedes einzelne Wort des Urbildes wiedergibt; wie ängstlich er sich jedes eigenen Zusatzes enthält, und wie dennoch gänzlich umgestaltet und aus ihrem Gliedern gerückt die Perioden dastehn. Ja wir finden in dieser Treue etwas eben so Unangenehmes, wir möchten sagen, *Unheimliches*, wie in einem schlecht gearbeiteten Portrait, aus dem die materielle Wahrheit einiger grober Züge nur so unangenehm hervorpringt; je mehr der Geist des Ganzen verfehlt ist. Dies sind freylich Resultate, die wir im Allgemeinen aussprechen müssen; weit wir sie aus der wiederholten Vergleichung der ganzen Copie mit dem Original gewonnen haben, und Hr. S. unmöglich die Wiederholung des ganzen Verfahrens fordern kann. Doch wollen wir Eine Stelle, wo sie uns gerade in die Hände fiel, herstellen, weil das gesunde Auge vielleicht schon im kleinsten Bruchstück das Princip erkennen wird, das sich durch alle Theile ausgegossen hat. Cap. 41 heißt es von den heimlichen Anklagen gegen *Agricola* beym *Domitianus*: *Causa periculi non crimen ullum, aut quoniam laesi consuequuntur; sed infensus virtutibus princeps, et gloria veri, ac possimum inimicorum genus, laudantur*. Wir wollen hier unsere Übersetzung der Schlüsselstellen gegenüberstellen:

Recessent.

Hn. Schiller.

Grund der Gefahr war, was ihn in Gefahr brachte, eine Anschuldigung, oder, was kein Vergehen, keine eines Verletzten Klage; sondern der Tugenden habende, Klage irgend eines Beleidigten, FÜRST, und des Mannes Ruhm, sondern des Fürsten Haß gegen Verdienst, und sein Ruhm, und der Widersacher verderb- und — die giftigste Art lichste Gattung, Lohndrucker. von Feinden, die Lobprecher. Einzelne verfehlt. Stellen haben allerdings ihren Grund in falsch angewandten Principien oder in mangelhaften Begriffen. Ein solcher ist die *Correctheit*, in dem Sinn, wie sie in der Nikolaischen und in der Dykschen Bibliothek weitand gepredigt wurde. Dahin gehört die Übertragung von Cap. 24: *Solum melius*, wo allerdings statt der Worte *in Britannia* ein Adjectivum zu erwarten gewesen wäre. Ferner Cap. 28 ist im Deutschen die interessante, eider Begebenheit des Tags verglichbare Erzählung vom den sich selbst ihre Freyheit wiedergebenden Ußplern ganz ungenießbar geworden, weil im ersten

Satz *cohors Uspiorum* das Subject war, und Hr. S. sich nicht entschließen konnte, wie Tacitus, in den folgenden ohne Weiteres den männlichen Pluralis zum Hauptwort der Erzählung zu machen. Den Namen der Uspier zu wiederholen, wodurch er dem Verbrechen der Incorrectheit hätte entgehen können, gestattete sein Übersetzergewissen nicht, und so wird denn das schöne Capitel in der einfachen Zahl des Femininums durchgezählt. So endlich Cap. 34 in der kraftvollen Rede des Agricola an sein Heer heisst es: *Quomodo sylvas saltusque penetrantibus fortissimum quodque animal contra rueret; pavida et inertia ipso agminis sono pelluntur: sic etc.* Sinnvoll und lebendig darstellend, nennt Tacitus das wehrhafte Thier, das sich gegen den Feind wirft, in der einfachen Zahl, weil auch das einzelne seiner Kraft verrath: die scheuen flüchtigen aber, die schon das Geräusch des Zugs aus der Ferne verjagt, stehen in der Mehrzahl, weil ihrer ganze Heerden vor leeren Schwämmen fliehn. Nichts desto weniger heisst es bey Hn. S.: *Wie in Wäldern und Gebirgen das kühnere Thier auf seine Verfolger losstürzt; das schwächere und nachlässige durch das bloße Geräusch des Jagdgeselges aufgeschreckt wird: so u. s. w.* Wo mit andern sollen wir diesen Mißgriff erklären; als daß er die Verwandlung der einfachen in die Mehrzahl, und die Beziehung eines Adjectivums im Plural auf ein Substantivum im Singular anerkennlich fand —? Ähnliche Beispiele von unglücklich und mit Unrecht umgangenen, etwas schrofferen Constructionen und Verbindungen best. fast jedes Blatt des Bächleins dar.

Eine andere Quelle mancher verkehrten Stelle ist Hn. S.'s unrichtige Ansicht von seines Schriftstellers berühmter Kürze, welche nachzubilden er offenbar bemüht ist: ein Streben, welches wir um so mehr achten, als es unter allen früheren Verdeutschern des Tacitus dem einzigen Bahrt beygewohnt zu haben scheint. Aber so wie die allgemeine, so scheint es auch des neuesten Übers. Meinung zu seyn; der Biograph des Agricola sey wortkarg im Erzählen gewesen, und habe jede reichere Darstellung gemieden: eine Meinung, die allein durch das lebenvolle Bild des Schlachts gegen den Gaiacus, nächstdem durch die überall wiederkehrenden Blicke auf die Totalität des Menschenlebens widerlegt werden könnte. Uns scheint des Tacitus Kürze nur relativ, indem er — anders als seine berühmtesten Vorgänger von Ciceron an — die breite nüchterne Eleganz der meisten römischen Prosatiker verschmährt, und kein Wort gebraucht, das nicht auf die Bedeutung seines Satzes Einfluß hätte, und lebendiger darstellte. Dahin sollte auch der deutsche Übers. arbeiten, und sich nicht darauf einlassen, durch ein paar weggeworfene Artikel eine geringere Zahl von Wörtern zu erzwingen, wie unter andern Cap. 32: *Caelum ipsum ac mare et sylvas, ignota omnia circumspicientes*, nach Schlüter: *Selbst Himmel und Meer und Waldgebirge alles um sich herum*, als etwas fremdes anstehend u. s. w., wo durch die Weglassung des bestimmenden Artikels der ganze Sinn verdreht ist. Besonders zu rügen ist es aber, daß Hr. S. die

se unwesentliche Kürze häufig durch Auflösung eines Substantivums in ein Adjectivum oder ein Verbum zu bezwecken sucht, oder gar durch die Entkräftung eines materiellen Worts zu einem ganzen abstracten Satz. Beispiele davon: Cap. 38. *Ipse postquam aliqua spulles tanto timore, quo barbarum gentium animi ipsa transisset mora terrebantur, in castris locutus.* Schlüter: Er selbst führte Fußvolk und Reiterey mit langen Mannen Marschen, um die neubezwungenen Völker (animi fehl) durch den langen Zug zu erschrecken. — Oder Cap. 43. *Augebat miserationem constantis ramor, veneno interceptum.* Schlüter: Das Mitleiden war um so größer, da es fortwährend hies, er sey vergiftet worden. — Und Cap. 42. *Sciatis, quibus moris, illicita misari etc.* Schlüter: Hieraus mögen die, welche Unerlaubtes bewundern, lernen u. s. w. Und endlich hätten auch wohl ungekünstelte und gefällige Wortspiele, wie Cap. 19: *non poena semper, sed saepius poenitentia contentus esse*; Cap. 32: *Male parentes et iniuste imperantes*; Cap. 34: *Nunquam exercitus impetari potuisse, aut moras belli, aut causas rebellandi, nicht so ganz unberücksichtigter bleiben sollen.*

Wir lassen nach diesen Einwendungen einige Bemerkungen über einzelne mißverständliche Stellen und verkehrte Ausdrücke folgen: denn auch an denen fehlt es nicht, wie sich gleich ergeben wird. Cap. 1. *Clarorum virorum facta moresque.* „Großer Männer Thaten und Leben.“ Leben ist durchaus falsch, da hier offenbar die Begriffe *facta* und *mores* den Begriff Leben, als integrierende Theile, umschreiben: Cap. 3. *Subt quippe etiam ipsius inertiae dulcedo.* „Denn unvermerkt wird Trägheit behaglich.“ Die unwillkürliche Bedeutung des *quippe* (man sehe zum Persius 1, 88) ist in ein leeres denn aufgelöst, und das den rastlosen Geist des Römers schön bezeichnende, stumme *ipsius inertiae* gar nicht ausgedrückt. Cap. 4. So süßliche Redensarten, wie: „ein Bild edler Weiblichkeit“ für *varae fuit castitatis*, oder „was zur feinern Bildung gehört“ statt *omnis honestarum artium cultus*, sollte man unseren modernen Erziehungsschriften überlassen, und nicht die Würde des Alterthums durch sie entweihn. *Pueritia adolescentiaque.* „Kind und Knabe“ hätte mindestens Knabe und Jüngling heißen sollen. *Acrius, ultra quam concessum.* *Acrius* ist überseht. Cap. 5. *Prima castrorum rudimenta Paullino approbavit.* „Die ersten Kriegsdienste that er unter dem Paullinus“ hätte heißen sollen: Seine ersten Probestücke im Kriegsdienst gewannen ihm des Paullinus Günt. Tacitus gebraucht *approbare* öfter mit dem Dat. pers. und Acc. rei. *Annal. 15, 59. Agric. 42.* Ferner Cap. 5. *Intercepti exercitus.* „Die Heere aus einander gesprengt. Sehr willkürlich! Cap. 6. *Vixerunt — indicem se antependo: nisi quod in bona uxore tanto major laus, quanto in mala plus culpar est.* Eine als schwierig verrufene Stelle, durch die sich auch Hr. S. nicht anders als mit Verlust einiger Federn hindurchgearbeitet hat, indem er das *in. se antep.* durch: beide um den Vorzug wetteifernd sprachwidrig übersetzt, da es heisst: eines dem andern den Vorzug gebend. Nur so können die folgenden Worte verstanden werden, die alsdann ohne Schwierigkeit sind. Derselbe schöne und tiefgedachte Ausdruck ist

est genug von den griech. Dichtern behandelt, z. B. vom *Simonides* fragm. 3 in *Brunch's Gnomibern*. S. 99.

γυναικὸς οὐδὲν ἄλλο ἐνὶ λαοῖς
ἐπὶ τῆς ἀνδρῶν, οὐδὲν ἄλλο κακὸν.

und vom *Eschylus* fragm. *Melan.* 7. bey *Stob.* tit. 62.

τῆς μὲν κακῆς κακίον οὐδὲν γινέται
γυναικὸς, ἐπὶ τῆς δ' οὐδὲν εἰς ὑπερβολὴν
τίθεται ἀμείνον.

welche Stellen über den Sinn des Tacitus besseres Licht geben, als alles bisher darüber Gesagte. Besonders möchte man Danks Vermuthung t. t. p. 20, daß die Worte *nisi quod — culpa est* vom einem *nasuto librario* herrühren, sehr in Zweifel ziehn. — Daß *Filius breviamist*. „Einen Sohn hatte er vor Kurzem verloren.“ Wo heist denn *brevi* so viel als *brevi ante*

ten? — Daß, hätte Hr. S. das alte und echte *rationis atque abundantiae* nicht mit dem glossirenden *moderationis* der Zweybrücker vertauschen sollen, welches absolt gebraucht nicht einmal gut lateinisch seyn dürfte, Cap. 7. *Infamia principatus* ist nicht, was wir „die ersten Angelegenheiten des Staats“ nennen. Ueberhaupt ist *principatus* niemals der Staat, sondern hier des Domitianus Regierungszeit. Cap. 8. Die schönen Worte: *habuerunt virtutes spatium exemplorum*, wie schlecht und unbestimmt ersetzt Hr. S. sie durch: „da hatte das Verdienst freye Bahn.“ Von *Verdienst* ist gar die Rede nicht: und der Grund, der dem Römerinn freyere Bahnen aufthat, die *exempla*, sind gar nicht erwähnt.

(Der Beschlufs folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Frankfurt a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Grundsätze des akademischen Vortrags*. Ein Beytrag zur Aufdeckung herrschender Universitätsmängel. Von Dr. *Ludwig Thilo*, Prof. der Philosophie an der Universität zu Frankfurt a. d. O. 1809. 128 S. 8. (15 Gr.) Allgemeine literarische Armut, Beschränkung des Schulunterrichts auf das *Trivium* und *Quadrivium*, Mangel an Büchern zum Selbstunterricht, Ambition, weil, der Seltenheit wegen, Gelehrte hochgeachtet waren, bewogen in früheren Jahrhunderten die Jünglinge, Universitäten zu besuchen, um gelehrte Männer zu hören. Inniger Antheil, eifriges Entgegenkommen der Zuhörer; überhoben die Lehrer grossentheils der Aufmerksamkeit auf den Vortrag. Jünglinge, nicht abgeschreckt durch weite Reisen, durch Kosten und Gefahren, überwinden die Schwierigkeiten, durch die ein schlechter Vortrag auf der Bahn des Lernens aufhält. Anders in der neueren Zeit. Erweiterung der Lectionspläne auf Schulen, Privatunterricht in größeren Städten, Lectüre haben in den mittleren und oberen Ständen mehrfache Kenntnisse in Umlauf gebracht. Mit der Verbreitung wissenschaftlicher und bürgerlicher Cultur hat unter Älteren, und Jüngeren der Hang zum sinnlichen Genuß zugenommen. Wenige sind überall in dem Haufen akademischer Studirenden, in die von dem himmlischen Feuer ein Funke gefallen ist, die mit dem Wahne nicht krank sind, was sie an eigentlicher Wissenschaft auf Schulen erlernen, sey zum Fortkommen hinreichend, die mithin auf der Universität zunächst ihre Vorbereitung zu künftigen Lehrern des Volks und der Jugend, zu Richtern und Rathen, wissenschaftlich einrichten, dann überhaupt im Heiligthum der Musen den Geist zu erheben, die Seele zu kultiviren, höhere Ansichten des Daseyns zu gewinnen streben. In den Umgebungen unserer Jünglinge ist der Hang zum gesellschaftlichen Vergnügen herrschend. Sie werden fortgerissen, werden gleichgültig gegen die Schätze des Wissens. Noch mehr müßten sie das werden, wenn sie verurtheilt würden, in großen Residenz- und Hauptstädten die unschätzbare Zeit der Vorbereitung zu zerplittern, sie, in ihrem Alter so empfänglich für die leeren Zerstreuungen und das bedeutungslose Treiben dieser Mittelpunkte des zerrissenen Lebens, entfernt von dem veredelnden einsamen Genuß der Natur, von dem Abblicke einfacher Sitten. Bewunderung der Menge wird dem Sieger zu Theil, der Länder und Völker seiner Herrschaft unterwirft; stillen Seegen einer schöneren Welt erndet der Lehrer, der eine schlaffe, sinnliche Jugend durch die Kraft seiner Worte zum Bürgerthume im Reiche der Wissenschaft nöthigt. Ob ein zum Universitätslehrer vorgeschlagener Gelehrter fähig seyn werde, das akademische Publicum für seine Wissenschaft zu gewinnen, ob er durch Lehrgaben sich auszeichne, danach sollten die Vorsteher der Lehranstalt sich vorzugsweise erkundigen bey Männern von Urtheil, Unparteylichkeit, persönlicher Kenntniß des Candidaten. Auch sollen sie mit den Erfordernissen des akademischen Vortrags bekannt seyn, ein Gegenstand, der in der angezeigten kleinen Schrift nachdrücklich zur Sprache gebracht wird. Daß ein sachkundiger, geschätzter akademischer Lehrer Verfasser ist, wird das Zutrauen

der Abhandlung vermehren. Das Wesen des Unterrichts auf Universitäten ist nicht: eine Masse von Kenntnissen im Gedächtnisse der Zuhörer niederkulegen, dieselben für immer auszuspeichern, sondern sie zu eigener Geistesfähigkeit zu erwecken, um selbst sich der Wissenschaft zu bemächtigen. Hierzu ist die Anhörung zweckmäßiger mündlicher Vorträge bey weitem mehr geeignet, als stumme Lektüre von Schriften. Zweckmäßig ist des akademische Vortrag nur, wenn er folgenden Forderungen entspricht. Er muß *schön* seyn: die eigenen Ansichten des Lehrers müssen vorherrschen; er muß also *frei* gehalten werden. Nur solcher Vortrag erzeugt das Vertrauen, daß der Lehrer über seinen Gegenstand gebietet: nur solcher weckt Interesse des Lehrers an der Wissenschaft: nur solcher ist also von Eindruck. Eigentümlichkeit des Ansichens, verbunden mit einem Grade von Herrschaft über den Gegenstand, der zu extemporirten Vorträgen in den Stand setzt: das ist das Charakteristische großer Lehrer. Folge ist, *klar*, wenn auch ein Compendium zum Grunde gelegt wird: das Wort muß doch kein bloßer Commentar seyn darf. Nichts ist *schon* mündlicher, nichts für Zuhörer, die Geist haben, bequämlicher, als das *Ablesen* der Vorträge von zusammengezeichneten Heften. Ferner sey der akademische Vortrag *sympathisch*; mithin *unerschrocken*, *klar*, auf würdige Weise *potent*; dadurch wird die Beachtung der Zuhörer in Anspruch genommen, sie werden in das Interesse gezogen. Es spreche aus dem Lehrer hohes Interesse für die Sache und für die Stillehrlichkeit; sein Vortrag habe die Mitte zwischen dem feyerlichen Tone der Rede und dem vertraulichen der Gesellschaft; sein sey *niedrig* Schmeicheln, doch *hies* und da mit Laune zu spielen, ist von *Brünn*; nur *chaos* Persönlichkeit. Reichthum an Gedanken, Gegenwart des Geistes, Geläufigkeit im Ausdrucke, Wohlredenheit, gefälliges Organ, freymüthiges, doch bescheidenes Wesen; mithin dem akademischen Lehrer eigen seyn. Dies alles hat der Vh bändig und überzeugend entwickelt.

Brünn b. *Neun*: *Parce-temps agrégés ou Recueil de l'États-général moderne*. 1808. 96 S. 8. (8 Gr.) In dieser Sammlung befinden sich 136 Räthsel in französischen Versen, unter denen viele etwas zu laig gerathen sind. Einige sind witzig und artig genug, die meisten flach und nicht des Errathens werth. Hierzu gehören besonders die deren Auflösung in einem Räthselbuch befindet. Haben die Schwierigkeit des Eipen überwunden, so wird man nicht mit allen fertig. Das 124 löset man schon bey dem ersten Anblick auf. Es heist so:

De la Grece, lecteur, je viens mon origine;

Je suis grec; en un mot, nul n'en oseroit donner;

Puisqu' ainsi mon nom se détermine,

Qu'il m'en soit, à bien compter,

Je n'ai qu'un pied; il ne faut pas omettre,

Que souvent il en faut deux.

C'est ici que se doit s'attacher le lecteur;

Ne cherche pas à voir, je n'en ai pas besoin.

In dem Vorbericht, anstatt *deux propos* hier *schon* *Hors de propos* überschrieben, trifft man einige Züge über die Anigmomanie der Franzosen und alte Räthsel an. Der Ausdruck ist niedrig, doch nicht durchaus *correc*.

Dvk

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J A N U A R, 1809.

RÖMISCHE LITERATUR.

DUISBURG u. ESSEN, b. Bädecker u. Kürzel: *Julius Agricola*. Eine Biographie von C. C. Tacitus. Lateinisch u. deutsch mit Anmerk. von J. C. Schlüter.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im Cap. 9: *Tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat*, hatte uns die Erwähnung der *avaritia* von jeher verdächtig geschienen, und zu unserer Freude fanden wir *Acidalius* und *Dahl* l. 1. p. 13. derselben Meinung. Denn es ist unverkennbar, daß durch das gleich Folgende: *Integritatem atque abstinentiam in tanto viro reserare, injuria virtutum fuerit*, gerade die bey den Procuratoren so gewöhnliche und so verhasste *avaritia* (s. die Ausl. zu *Cic. in Ferr.* 2, 54) bey *Agricola* zurückgewiesen wird, und so wäre die frühere Erwähnung derselben mehr als bloß mäßig. Die zuletzt angezogene Stelle giebt Hr. S. so: „Redlichkeit und Uneigennützigkeit an einem solchen Manne zu preisen, wäre Beleidigung seiner Tugend.“ Redlichkeit und Uneigennützigkeit zu preisen, wäre nicht sowohl Beleidigung seiner Tugend, als der Tugend überhaupt gewesen. Von Preisen konnte hier gar nicht die Rede seyn: seiner Redlichkeit nur zu erwähnen, sie besonders aufzuzählen, das wäre bey *Agricola* schon Beleidigung seines hohen Sinnes gewesen. Das: *Als Consul verlobte er mir, damals noch Jüngling, seine Tochter*, würde heißen, der Consul sey damals noch Jüngling gewesen. Cap. 14: *Per quas fama aucti officii quaeretur*. „Damit es doch heisse, er habe erweitert;“ Ratt: er habe mehr gethan, als seine Pflicht eigentlich foderte. Cap. 15: *Nihil profici patientia, nisi ut graviora, tanquam ex facili tolerantibus, imperentur*. „Dulden helfe zu nichts, als daß man ihrer Gutwilligkeit desto mehr aufbürde.“ Aber *ex facili* heisst niemals gutwillig. „Durch Ergebung werde nichts gewonnen, als daß man ihnen, gleichsam als wären sie nur leicht belastet, noch Schwereres auflege,“ würde dem Sinn entsprochen haben. Dasselbst wird *occasia* ganz falsch durch *Meuterey* übertragen. Die richtige Erklärung ergiebt sich aus *Agric.* 18 Cap. 15: *in consiliis deprehendi*. „Über Entwürfen ertappt werden.“ Da hier von der geheimen Volksversammlung der Britanni die Rede ist, war doch kein Zweifel, daß unter *consilium* kein Entwurf, sondern die sich beratende Versammlung zu verstehen sey. S. *Corte* zu *Sall. Jug.* 62, 4, p. 693 a. b, wo *Waffe* ganz unnöthig *concilium* lesen will;

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

wenn sich gleich die Verwechslung häufig, z. B. *Jug.* 29, 6, auch in Handschriften findet. Es wäre auch sehr uneigentlich gesprochen, wenn man sagte, über einem Entwurf ertappen. Cap. 16 werden *Castella* und *praesidia* als *Castelle* und *Festungen* unrichtig für zwey für sich bestehende Dinge genommen, da die Construction selbst (*sparsos per castella milites consecrati, expugnatis praesidiis, coloniam invasere*) lehrt, daß die letztern als Theile der erstern betrachtet werden sollen. Das: *Discordia laboratum, cum assuetus expeditionibus miles otio lasciviret*. „Zwietracht machte ihm zu schaffen: der an Krieg gewöhnte Soldat ward aus Mangel an Beschäftigung ausschweifend.“ *Lascivire* ist etwas ganz anderes als unser ausschweifend seyn, und dem griech. *ὑψίστιν* ziemlich analog. Hr. Schl. wäre sicher gewesen vor dem Fehlgriff, wenn er das beide Sätze verbindende *cum* mit übersetzt hätte. Cap. 18: *Clarus ac magnus haberi Agricola*. „*Agricola* hieß ein trefflicher, großer Mann.“ Die Bedeutung von *haberi* ist verfehlt, denn freylich reicht *Scheller* nicht überall aus. Hn. S. aber hätte doch *Corte's* Note zu *Sallust. Catil.* 1, 4, und 53, 1, bekannt seyn sollen. Vgl. *Thucyd.* 1, 13. Cap. 19 sind nach *cum peccassent* vom Übers. die Worte: *das war bey ihm Gesetz eingeschaltet*, ohne daß man sieht, woher sie kommen. Es scheint als ob es geschehen, um die vorhergehende lange Reihe absoluter Infinitive in deutsche — dependente verwandeln, und einen unbeholfenen, dem Lateinischen oberflächlich ähnlichen Satz bauen zu können. Cap. 20: *Militum in agmine laudare modestiam*. „Auf dem Marsche lobte er die Ordnung liebenden Soldaten.“ Sollte heißen: Er lobte die Ordnung der Soldaten, die sich zum Haupttheer hielten. *Disjecti* macht den Gegensatz von *militibus in agmine*, wie *laudare* von *coercere*. Cap. 20: *Nihil apud hostes quietum pati, quominus subitis excursionibus popularentur*. „Er ließ den Feind nie ruhig, überall durch plötzliche Einfälle verheerend.“ Das ganz Willkührliche in der Übers. der zweyten Hälfte dieses Satzes kann dem Übers. selbst kaum entgangen seyn: denn es ist ja kaum ein Wort, geschweige denn die Idee des Originals wiedergegeben: ein Fehler, den Hr. S. sonderbar genug mit dreyen seiner Vorgänger, mit *Pätzke*, *Engel* und *Artzt*, theilt. Die richtige und sprachgemäße Erklärung hat *Dahl* l. 1. p. 14 gegeben, indem er das *populanti* von den Britanniern versteht. Er findet deshalb nöthig, entweder *popularentur*, oder auch *apud hostem* zu lesen. Will man indess *populanti* hier als Passiv annehmen, wie es bey Histori-

hern, z. B. Liv. 3, 6 und 7 vorkommt: so wäre keine Veränderung nöthig. Dasselbst würde *ex quo* nicht durch unabhängig gegeben seyn, wenn Hr. Schlüter Tacit. *hisor.* 3, 9. mit. gelesen hätte: Cap. 21. Von den schönen Wissenschaften, *artibus liberalibus*, (*quas artes a pulcritudine Gallica consuetudo appellat*, sagt Eichstädt in seiner classischen *Memoria Annos Amalae*.) gilt eben das, was über ähnliche Phrasen zu Cap. 4 gesagt ist. Das: *delinimenta vitiorum*, „sinnliche Verfeinerungen“, ganz schielend! Cap. 22. *Qua formidine territi hostes, quoniam constabat saevis tempestatibus exercitum, laceffere non ausi* „Vor Schrecken wagten die Feinde keinen Angriff, wiewohl das Heer von der übeln Witterung sehr litt.“ Da Hr. S. das *Qua* unübersetzt gelassen, so ist seine Übertragung der Stelle fast sinnlos, indem man das Schrecken der Britannier nicht zu vereinbaren weiß mit dem übeln Zustand des römischen Heers, wenn nicht auch im Deutschen — wie im Lateinischen durch *qua* — auf das Vorhergegangene zurückgedeutet wird. Cap. 24. *Solum coelumque*, „Boden, Klima.“ Hr. S. kann sich den Begriff von *Klima* unmöglich rein gedacht haben, wenn er des *Boden* davon sondert. *Solum coelumque* mit Einem Wort durch *Klima* zu geben, würden wir ihm nicht verargen. Vgl. *Hisor.* 5, 7. Cap. 25: *Sequebatur* möchten wir lieber mit *gregia specie* verbinden, als mit dem Voranstehenden. Das folgende lebensreiche Bild vom Lager des Agricola ist ganz entstellte. Gar nicht ausgedrückt, aber durch prächtige Paraphrasen umgangen, ist das wirklich schwierige *anctus* in dieser Schilderung, welches *Überlin*, gewiss mit Recht, durch *Agric.* 30. und *Annal.* 2, 82, gegen alles Emendiren in Schutz nimmt, so viel Gefälliges auch des *Lipius*, von *Röcher*, *Gronov* und *Ernesti* in den Text gerücktes, von *Dahl* S. 13 vertheidigtes *victus* haben mag. Doch ist jenes nicht bloß auf *Oceanus*, sondern auch auf *terra et hostis* zu beziehen. — Etwas weiterhin fehlt das bedeutende *ultra*. Cap. 27. *Cujus constantia et fama ferox exercitus etc.* Es ist nicht zu begreifen, wie Tacitus schon von der *constantia* des eben erfochtenen Sieges sprechen kann, denn auf *victoria* müßte sich *cujus* beziehen. *Lipius* hat *conscientia* versucht, und *Acidalius*, *Ernesti* und *Artzt* sind ihm gefolgt. Wir möchten lieber *ducis* für *cujus* lesen, wodurch alles andere leicht verständlich würde: denn schon der Anfang des neuen Satzes mit *cujus* hat etwas Mißfälliges. Cap. 30 ist die Rede des Gaius nicht ohne Grund mit *quoties* eröffnet, was Hr. S. wegläßt. Das Folgende *magnus mihi animus est* konnte nicht unglücklicher gegeben werden, als durch: „mich belebt der große Gedanke.“ Eben so zeichnen wir die Worte *hodiernum* — *vestrum*, und *maiores* — *habebant* ih-

rer kraftlosen Verdeutschung wegen aus, und *contactus dominationis* erkennen wir als „Anblick der Unterjochung“ gar nicht wieder. Cap. 31. *In hoc orbis terrarum veteris simulata novi nos*: „Wir, unter allen den alten dienstbaren Völkern des Erdkreises die letzten.“ Die vielen Mängel hierin wird die treueste Übersetzung am besten zeigen: „in dieser verführten Sklaverey des Erdkreises Neulinge wir.“ Am Ende dieses Capitels ist von allen Veränderungen *Rhenanus*, *Lipius* und der *Bipontiner* keine nöthig, als daß in zu ii werde, und daß man *praesentia* für *praesentiam* schreibe, Denn daß *ferre* für *reportare* gebraucht werden kann, ist noch unerwiesen: in seiner gewöhnlichen Bedeutung aber kann es füglich mit *libertas* verbunden werden. So bey *Horat. epist.* 1, 8 *extr.*

Ut tu fortunam, sic nos te, Celsa, feremus.

Ähnlich *Cic. offic.* 3, 18. *Liv.* 3, 36. Cap. 32, *et majores vestros et posteros cogitate*. „Seyd eingedenk eurer, Vorfahren und der Nachwelt.“ Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß *posteri* die Nachkommen sind, und daß *vestros* auch hiezu verstanden werden muß. Die *Nachwelt* im Munde des *Caledoniers* nimmt sich sonderbar aus: aber die *Nachkommen* erhalten durch das vorher. Capitel 32 mit. Gesagte ihre volle Bedeutung. Cap. 33 wäre zu Anfang der Rede des *Agricola*, wie schon Andere bemerkt haben, ohne Bedenken *septimus* zu schreiben, und danach zu übersetzen gewesen. Kurz vorher versteht Hr. S.: *simul instruebantur acies*, von den Schlachtordnungen der *Caledonier* und der *Römer*. Aber Cap. 35 mit. ist ja mit dürren Worten zu lesen, daß *Agricola* die Seinigen erst nach gehaltenen Rede ordnete, und *simul* ist also auf die *fulgures armorum*, *praefatus* u. s. w. zu ziehen.

Man wird uns gerne glauben, daß die noch übrigen Capitel des *Agricola* gleich reichlichen Stoff zu ähnlichen Bemerkungen darbieten, besonders wenn Jemand die Mühe sorgfältiger Vergleichung noch einmal selbst übernehmen, und bemerken wird, daß wir kein Capitel streng ergründet haben, und daß wir noch gar Vieles hätten rügen können. Will also Hr. S. uns noch künftig mit einer vollständigen Übersetzung des Tacitus beschenken: so möge er vor Allem den Text seines Schriftstellers etwas kritischer studiren (wir wollen ihn unter andern auf Cap. 37: *Tum vero — virtusque*, aufmerksam machen, wo eine leichte Transposition nothwendig ist); möge ferner eine wahrere Achtung gegen sein treffliches Original fassen, und endlich die mühselige Feile, von der in der Vorrede die Rede ist, vertauschen mit wahrer, nicht pedantisch-steifer Übersetzertreue und mit gründlicher Erforschung jedes einzelnen Wortes.

An.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRÄCHISCHE LITERATUR. Göttingen, b. Dieterich: *Specimen editionis Symposii Platonis.* Inell et quaestio, qua *Alcees* carmen vindicatur, quod vulgo Theoprii putarunt. Dissertatio, quam — pro facultate legendi rite adipiscenda — defendit auctor Frid. Thiersch. Ph. D. 1808. 48 S. 4. (8 Gr.) Der Vf. will dasjenige, was er einst an dem platonischen Gastmahl thut, nicht geschämt wissen nach diesem *Specimen*, indem 3 pariser Mss. und des Ludw. Regias bekanntlich sehr gute Überlieferung, welche er erwartete, bey Abfassung desselben ihm noch nicht zu Gebote standen, und solche Hülfsmittel hier doch durchaus notwendig seyn, „cum ille (liber) ad corruptissimos Platonis pertinet, et, quod peius est, ingenti conjecturarum multitudine velut obrutus jaceat;“ ein Urtheil, welches wenigstens mit unserer Erfahrung nicht übereinstimmt; wonach das Gastmahl im Vergleich mit den verderbtesten, Sophist, Politikos, Philebos, Kratylus, Epinomis, Parmenides und anderen, gerade als eines der reinsten und unverfälschtesten Gespräche erscheint. Dafs aus den Lesarten der wiener (*Viennensis*?) und pariser Mss. und durch genaue Vergleichung der alten Ausgaben freylich noch vieles gewonnen werden könne, wollen wir nicht in Abrede seyn, nur möchte sich der Vf. bey dem ersten Überblick verrechnet haben. Die alten Ausgaben kennen er gut; gegen Fischen Collationen wird sehr gegründeter Verdacht erregt, und dabey Einiges für die Lesart gewonnen; nur macht uns der Vf. zu viel Aufhebens von kleinen Irrthümern der Gelehrten, und mag wohl im Allgemeinen von der Wichtigkeit der alten Edd. des Platon einen zu hohen Begriff haben. Aus Erfahrung wissen wir, dafs es sich bey den meisten Büchern beynahe nicht der Mühe verlohnt, dieselben zu vergleichen, zumal da ihre Varianten selbst wenig Auctorität haben. Denn was aus der ersten basler, und daraus in die zweyte gegossen ist, beruht größtentheils auf Vermuthung, oder ist nur Verbesserung eines Druckfehlers der Aldina; ja selbst die zweyte basler verdient das ihr von Einigen vortheilhaft gegebene Lob nur in einzelnen Gesprächen und Stellen; vieles ist aus bloßer Muthmaßung, Weniges nur hier und da, wie auch die Vorrede bezeugt, aus flüchtig benutzten Handschriften geflossen. Doch kann man allerdings von einem Herausgeber, zumal einzelner Gespräche, eine neue Vergleichung verlangen; und im Gastmahl wird dies der Vf. thun. Möge er uns dann auch sagen, warum ihm die pariser Ausgabe von 1543 aus einem Cod. abgedruckt scheine!

In des Vfs. Anmerkungen über das Gastmahl vermiffen wir, um unsere Meinung gleich Anfangs zu sagen, keineswegs den philologischen und kritischen Sinn, welchen er vielmehr in reichlichem Mafse zeigt, wohl aber Reife und Gewandtheit in der Untersuchung, und Kraft der Darstellung: erstere ist noch zu eifertig, heftig; letztere unbeholfen, mit Unwesentlichem überladen. Wir heben die wichtigsten der Bemerkungen heraus. S. 176. B. soll geschrieben werden, *νῦν δ' αὖ βούλομαι* ἄν: allein Hn. Tz. Gründe dünken uns so schwach, dafs wir vielmehr behaupten, die gemeine Lesart *βούλομαι* sey durchaus notwendig: nach dem von S. 176. A. an Verhandelten konnte doch wohl Phädrus mit Zuversicht annehmen, dafs alle dächten wie Eryximachos, und darum muß der Indicativ stehen. Eben so wenig können wir uns von der Verbesserung S. 177. B. überzeugen: ganz richtig bemerkt *Schleiermacher*, dafs Eryximachos abspringt von der Rede des Phädrus, weshalb der Satz, *νῦν δ' αὖ βούλομαι* ἄν *ἐμφύσει* etc. nicht zu Ende geführt, sondern hingen gelassen wird. Selbst die Umstellung *ἔτι καὶ θαυμάσιον* tragen wir leicht; man kann freylich nicht absolute Sagen *ἔτι καὶ θαυμάσιον* folgt aber, wie hier, noch ein Wort, wie *θαυμάσιον*, so hat es nichts Anstößiges; daher wir auch in der Stelle des Charmides *Heinrichs* Verbesserung, da sie zumal den Grund der Verderbung (*καὶ αὐτὸς ἀλλὰ ἐκείνου*) so leicht angiebt, der von unserem Vf. beygebrachten vorziehen. Noch weniger befriedigt er uns im Folgenden. Indem er nämlich behauptet, die im platonischen Gastmahl stehende Rede des Pausanias sey gebildet nach einem *ἰσχυρὸς λόγος*, welchen letzterer schriftlich herausgegeben und den auch Xenophon vor sich gehabt, hat er zwar richtig eingesehen, dafs, was Xenophon in seinem Gastmahl dem Pausanias in den Mund legt, sich keineswegs auf jene platonische Rede beziehe, weil nämlich die

xenophontischen Worte des Pausanias mehr enthalten: aber überseht was doch der Schluss, dafs beide das Ihrige aus einer Schrift des Pausanias hätten; wiewohl auch *Weiske* die Existenz einer solchen als gewiß voraussetzt, weil man sonst dem Xenophon „*stipiter deficeret faciat ab urbanitate hominis vel mediocriter positi*“ ein wunderlicher Gedanke, welcher sich nur aus der eigenen Idee begreifen läßt, welche Hr. *Weiske* von der Urbanität eines mäßig gebildeten Mannes haben muß. Vgl. auch *Schneider* zu Xenoph. Gastm. S. 147. Abgerechnet, dafs Athenaios V, S. 216. F. von keiner Schrift des Pausanias weifs, und Menanders Stelle in der Abhandlung *de encomiis* (f. *Schneider* a. a. O. S. 148) nichts beweiset: so giebt ja Xenophon seine Erzählung eigentlich für Geschichte aus, so gut als dasjenige, was er von Sokrates in den Memorabilien erzählt, und man muß annehmen, dafs er wenigstens nach dunkeln Erinnerungen von den Aufserungen des Pausanias diese ausgeführt habe; nachdem nun Xenophon diesen so dargestellt hat, konnte Platon denselben wählen als den Träger gewisser erotischer Grundsätze, ohne dafs er jemals eine Zeile brauchte geschrieben zu haben. Wir setzen hier voraus, dafs das xenophontische Gastmahl vor dem platonischen herausgegeben sey. Unbegreiflich, wie manche, z. B. *Weiske* und *Schneider*, das Gegenheil behaupten konnten, wofür die Gründe ganz verschwunden, sobald man mit Hn. Thiersch erkennt, dafs Xenophons Pausanias nicht blofs aus dem Platonischen genommen seyn könne: selbst der Umstand, dafs der platonische Phädrus im Gastmahl mehreres vorträgt, was Xenophon dem Pausanias in den Mund legt, mußte auf die Priorität des xenophontischen Gastmahles führen, indem wohl der freyere Platon, was Xenophon einem Anderen zuschreibt, seinen Phädrus sagen lassen kann, der treuere Xenophon kaum umgekehrt: und so erklärt sich auch, ohne dafs man eine eigene Schrift des Pausanias annehmen nöthig hat, wie die xenophontischen Worte des Pausanias mehr enthalten können, als die platonischen. Nicht zweifelhaft kann es übrigens seyn, dafs die beiden Gastmahle ein gewisses Verhältniß zu einander haben; von demselben haben aber die Meisten eine eben so verworrene Vorstellung, als von der ganzen Abneigung des Platon und Xenophon gegen einander: eine Sache, welche von den neueren Philologen mehr verwirrt als entwirrt worden ist, welche aber viel zu weit führen würde, wenn wir die Resultate umfassender und genauerer Forschung hier auseinanderzusetzen wollten. In Beziehung auf die beiden Gastmahle mag es genug seyn bemerkt zu haben, dafs das xenophontische als ein mit den Memorabilien und Oekonomikos zusammenhängender Theil der Vertheidigungsschriften des Sokrates ganz unabhängig von einem Neben Zweck geschrieben seyn muß, und keineswegs dem platonischen kann entgegen gesetzt worden seyn. Wie wenig Urtheilskraft mußte man auch dem Xenophon zutrauen, wenn er das unbedeutende Schreiben dem herrlichen Kunstwerke entgegen setzen konnte! Man sehe zu, ob folgende Vorstellung nicht richtiger ist. Das xenophontische Gastmahl stellt den Sokrates vor in einer Situation des gemeinen Lebens, wie er sich so zu nehmen pflegte: alle Umgebungen, die Flötenspielerin, die Kunststücke, das ganze Gespräch, sind nach der Wirklichkeit genommen. Hiernach schrieb Platon sein Gastmahl, um die 99 Olympiade (f. *Wolf* Einl. S. LV), die von Xenophon gewählte Form idealisirend, und den von letzterem auf die gemeine Linie der Conversation gestellten Sokrates in einem höheren Style als wahren Weisen schildernd; wobey denn natürlich die von Xenophon eingeführte Flötenspielerin fortgeschafft werden mußte (Athen. XI, S. 504. f.). Die Entgegensetzung liegt also hier mehr in der Form und Sache, als in der Gesinnung: hier ist kein unreiner Bewegungsgrund gemeiner Seelen. Nach dieser Ansicht ist es nun auch höchst natürlich, dafs Platon den xenophontischen Pausanias so benutzte, wie er gethan hat; doch kann man noch außerdem annehmen, dafs Pausanias im platonischen Gastmahl als Repräsentant irgend einer rhetorischen Secte dasteht; *Sudenham* erkennt in ihm den Isokrates, und in Beziehung auf diesen und Gorgias hat auch *Schleiermacher* in der Einleitung zum Gastmahl trefflich hierüber gesprochen. Nur bey einer solchen Vorstellung finden wir Befriedigung, keineswegs aber bey der, dafs Platons Rede des Pausanias aus einer Schrift des letzteren com-

pilirt sey. Im folgenden Theile der Abhandlung führt der Vf. fort, unseren Philosophen „seiner Größe unbeschadet“ als einen wahrlich argen Compiler hinzustellen, zunächst beyfällig erzählend, was *Valckenaer* (de *Aristobulo* Jud. S. 65) den Freunden desselben ins Gedächtniß zurückgerufen habe. Sind wir schon überhaupt überzeugt, daß *Valckenaer*, allerdings der erste Kritiker seines Zeitalters, für seinen Ruhm gesorgt hätte, wenn er sich mehrerer Urtheile über den Platon (ausgenommen das über den Hipparch) hätte enthalten können: so müssen wir gestehen, kein schlechteres von ihm zu kennen, als das angeführte. Denn um zu übergehen, daß unser Vf. sogar auf des scheelfüchtigen Sillographen Timon Zeugniß etwas hält, wie konnte doch ein *Valckenaer*, gleich weitand *Bardili* und Anfangs *Tiedemann*, die unter des Lokrer Timaios Namen gehende Schrift irgend für ächt halten, da sie nicht nur in jeder Zeile den excerptierenden Compiler verräth, sondern auch mehrere erst seit Aristoteles gangbare Ausdrücke und Kunstwörter enthält, von Aristoteles, dem genauen Kenner der pythagorischen Schriften, ungeachtet der häufigen Anführungen des platonischen Timaios, nie genannt, ja sicherlich nicht gekannt ist, indem er darin enthaltene Lehren dem Platon als Erfindung zueignet, und sie endlich zu allererst von Clemens Alexandrinus angeführt wird! Wie konnte ein *Valckenaer* glauben, was Aristoxenos gesagt haben soll (Diog. L. III, 37), daß Platon das Meiste seiner Republik aus des Protagoras *ἀντιλογίαις* habe? Kann etwas Unsinntigeres erdacht werden für den, welcher nur einige Kenntniß in der Geschichte der Philosophie hat? Welche Ideen von platonischem Geist und Kunst setzen dergleichen Aufserungen voraus! Doch erröthete der deutsche Platonistix (Gesch. der Wissensch. Bd. II, S. 173) nicht, bey seiner sonst schwertscharfen Kritik, dieses nachzuschreiben; wie leicht aber hat das Mißverständniß, welches dem Diogenes und wahrlich nicht dem Aristoxenos bezumessen ist, *Schleiermacher* mit wenigen Worten gelöst, Plat. Th. II. Bd. II. S. 487, 488. Selbst aus dem vorhandenen Okallos und anderen unserer Pythagoreer hätte sich, meint *Valckenaer*, Platon bereichert, wie die Stellen zeigten; freylich, wenn sie nur nicht bey Platon organisch ins Ganze eingewachsen, und aus diesem erst von den unterschiedenden Betrügnern in die angeblich pythagorischen Schriften hineingetragen wären! Doch wir sind müde der Widerlegung solcher Vorstellungen; nur halten wir es für Pflicht, dem Vf. auf seinem, unsers Erachtens ganz unrichtigem Wege zu begegnen, und setzen zugleich das Zutrauen auf ihn, daß er bey tieferem und umfassenderem Studium des Philosophen und größerem Überblick von selbst davon zurückkommen, und eine würdigere Meinung von der vollendeten Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit der platonischen Compositionen fassen werde. Für jetzo erkennt Hr. Th. den compilirenden Platon auch in des Eryximachos Vortrag; dieser nämlich sey ein Excerpt aus einer medicinischen Schrift (worüber? über die Liebe?), und das ein recht schlechtes; denn zum Theil könne man es gar nicht verstehen: „*ac talia quidem satis arguunt, Platonem non tam in obscuro hominis ingenio depingendo versari: haec enim stolidi sunt, non obscura.*“ Davon gelten doch wohl auch *Valckenaer's* Worte: „*Quae dixi, ante annos ferme ducentos scripta Platonis amatoribus valde displicissent;*“ und welchem Freunde zugleich und Kenner des Weisen wird es auch jetzt gefallen? Diese geringschätzige Ansicht, wir wissen es aus Erfahrung, beruht nur auf Mangel an eindringendem Verständniß; die Unverständlichkeit der Rede des Eryximachos ist bey dem Vf. wohl nur subjectiv; uns ist nichts Unzusammenhängendes darin; nur sehen wir eine eigene Manier irgend einer rhetorischen Schule, vielleicht des Hippas, dessen Bewunderer Eryximachos war. Was übrigens hier zur Erläuterung aus Hippokrates beygebracht wird, muß für den mit den physiologischen Ideen der Alten nicht Bekannten allerdings unterrichtend seyn. Von der Rede des Agathon endlich urtheilt der Vf. ähnlich, unentschieden, ob Platon nur Agathons Werke ausgeschrieben oder seine Manier nachgeahmt habe: ja er stellt das Ende des Vortrags in einen ordentlichen Hymnus von 14 Versen her, V. 10 sogar „*propter metrum*“ eine neue Lesart aufnehmend. Wie konnte er sich doch überreden, daß ein Alter in einer Rede einen metrischen Hymnus einflechten würde! Etwas Wahres sagt der

Vf., aber in einem grellen Ausdruck. Allerdings poetisirt der platonische Agathon, oder bestimmter, *γοργιαῖον*, wie auch Platon selbst sagt, und auch an den Jamben des Agathon anerkannt war (*Philostat. vit. Sophist. I. S. 497*); überall sind *εἰς ἄνδρα* und *ἰσχυρὰς* (Athen. V. S. 187. C.), welche in ihren Sprachrhythmen den Schein eines lyrischen Sylbenmaßes haben, aber darum doch gewiß ganz prosaisch gedacht sind; überall ist das *ψυχρὸν*, zum Theil genommen aus Rednern, wie aus Alkidamas, welches wir anderwärts gezeigt haben. Vgl. *Schleiermacher* Plat. Th. II. Bd. II. S. 516. Ist dieses eine Compilation, oder nicht vielmehr die höchste philosophisch-rhetorische Kunst, die höchste Gewandtheit in Charakteristik und Perilidage?

Bey dem sogenannten Hymnus des Agathon nimmt der Vf. Gelegenheit, von dem 29 Gedichte unter den *theokritischen*, *raabab* betzekt, und in iolischen Versen verfaßt, zu sprechen, und dasselbe nach einer Stelle im Schol. Plat. Ruhnke S. 51 dem Alkaios zu vindiciren. Wir halten dieses für den besten Theil der Abhandlung, wiewohl uns die Form des Vortrags beleidigt. Die Paragraphen, welche der Vf. hat, sind uns (er wird es vielleicht für Pedanterey halten) zumal in philologischen Schriften ein Dorn im Auge. Im Folgenden behandelt er noch 3 Stellen des Gastmahls, S. 130. C; 132. B, 133. E, nebst anderen gelegentlich beygebrachten, und von der ersten nimmt er Anlaß, über die Redensart *ὅτι δὲ* mit folgendem *γὰρ*, worüber auch *Heindorf* und *van Heusde* gesprochen, zu reden. — Vorausgeschickt ist ein griechisches Gedicht an *Meyme* in streng gebauten *trimetris*, nebst mehreren Thesen, deren eine für unächt erklärt seit platonischen Theages, welches anerkannt ist, ferner des *Karipides Supplices*, welches wir ohne die strengsten Beweise nicht glauben, indem das Anstößige, welches allerdings darin ist, sich ganz anders erklären läßt, endlich die Elegien des Tyrtaios (vgl. S. 39), wovon uns der Vf. nie wird überzeugen können. Doch was hilft es, ihm darin vorzugreifen? Mag er auch reiflicher Überlegung seine Gründe bekannt machen! — Der Sprache und dem Druck wünschten wir mehr Reinigkeit und Richtigkeit. Prüft der Vf. seine Meinungen mehr, beurtheilt er mehr aus dem Ganzen das Einzelne, als aus dem Einzelnen das Ganze, welches sich bey genauerer Kenntniß des gesammten Platon von selbst ergeben muß: so wird er bey diesem Scharf Sinne dem Gastmahle gewiß vielen Nutzen schaffen, und wir bringen ihm, in Hoffnung auf die Erfüllung dieser Erwartungen, unseren Dank zum Voraus für das Zukünftige dar.

Oh.

AUFLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Oldenburg, b. Schulze: *William Mavor's Natural History for the use of schools, founded on the Linnaean arrangement of animals, with popular descriptions in the manner of Goldsmith and Buffon.* 1806. 394 S. (1 Thlr. 8 Gr.) Auch unter dem Titel: *Ein naturhistorisches Lesebuch für Anfänger in der englischen Sprache*, nebst einem vollständigen Wortregister von G. I. F. N. Für Anfänger ist es wohl nicht. Wer schon eine Kunstsprache verstehen, und ein systematisch geordnetes Werk zu seiner Belehrung durchgehen kann, ist kein Anfänger mehr. Der Herausgeber meint, daß, zur Ersparung der Zeit, ein Lehrer, durch Hülfe dieses Buchs, den Unterricht in der englischen Sprache mit dem Unterricht in der Naturgeschichte verbinden, und seinen Zöglingen zweyfach nützlich werden könne. Rec. ist, aus leicht begreiflichen pädagogischen Gründen, dieser Meinung nicht. Er glaubt vielmehr, daß Zeit dabey verloren gehen werde. Zum angenehmen Durchlesen und mit Auswahl zum Übersetzen in die Muttersprache ist das sehr gut geschriebene Buch deutschen Jünglingen zu empfehlen, die schon in die Wissenschaft eingetreten sind. Es ist nur zu bemerken, daß es nicht die ganze Naturgeschichte umfaßt, sondern bloß das Thierreich nach dem *Linna'schen* Gebäude abhandelt. Der deutsche Abdruck ist nach der in London 1800 herausgekommenen Originalausgabe geschehen. Rec. hat keine sinnstörenden Druckfehler bemerkt. Das angehängte Vocabular ist doch nicht ganz vollständig. So fehlt gleich das auf der ersten Seite des Textes vorkommende Wort *Locomotion*, ob sich gleich *Locomotive* findet.

Oh.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 30 JANUAR, 1809.

P H I L O L O G I E.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Commentatio qua trinarum linguarum Vasconum, Belgarum et Celtarum, quarum reliquiae in linguis Vasconica, Cymry et Galic superiunt, discrimen et diuersa cuiusque indoles docetur*, in certamine literario civium Academiae Georginae Augustae praemio ornata, auct. Georg. Aug. Frid. Goldmann, Mündera-Hannov. Seminar. reg. philol. fod. 1808. 64 S. 4.

Die Art und Weise, wie der Vf. der Absicht der philosoph. Facultät, welche die Verschiedenheit der drey genannten Sprachen zu zeigen aufgab, zu entsprechen suchte, ist folgende. Vor allen Dingen glaubte er ihre Abweichungen im Materiellen der Sprache, oder in einzelnen Wörtern darthun zu müssen, und wählte dazu die Zahlwörter und Benennungen von Gegenständen, deren Begriffe sich auch bey rohen und ungebildeten Völkern finden. Zu den Wörtern des ersten Bedürfnisses zählte er: 1) Gegenstände des Himmels und der Luft, 2) Bezeichnungen der Zeit, 3) Elemente, 4) Gegenstände auf der Erde, 5) Metalle, 6) Verwandtschaftsnamen und Verhältnisse des Menschen, 7) Theile des menschlichen Körpers, 8) Kleidung und Wohnung, 9) Geräthschaften und Fahrzeuge, 10) zahme und wilde Thiere, 11) Fische und Vögel, 12) Nahrungsmittel, 13) Pflanzen und ihre Theile, 14) notwendigste Adjectiva und Verba, 15) leichte abstracte Begriffe. Da sich nun bey aller sonstigen Verschiedenheit in manchen Wörtern einige Ähnlichkeit zeigte: so stellte er die Namen der zur Vergleichung gewählten Gegenstände in dreyfacher Ordnung auf, indem er von den ganz verschiedenen Benennungen aller drey Sprachen diejenigen Wörter, welche die kymrische und galische, oder auch alle drey Sprachen mit einander gemein zu haben scheinen, trennte, und besonders aufführte, um so durch die größere Zahl der ersten die große Verschiedenheit der Sprachen anschaulicher zu machen. Hierauf ging er zum formellen Theile der Sprache, oder zur Grammatik über, und stellte die Besonderheiten jeder Sprache in ihrer inneren Structur durch alle Redetheile auf. Ob er sich gleich dabey nicht bloß mit den allgemeinen Angaben begnügte, so hielt er doch eine Vergleichung der Syntaxe für überflüssig, weil eines Theils das Allgemein-Übereinstimmende derselben keinen Beweis für die Sprachverwandtschaft abgeben kann, anderen Theils das Abweichende darin kaum eine Vergleichung leidet. Der

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Hauptgrund zur Vernachlässigung der Syntaxe mag indessen die Beschränktheit des Raumes weniger Blätter, und der Mangel an erforderlichen Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniß jener Sprachen gewesen seyn. Das Wenige, das der Vf. beyzubringen hatte, schaltete er gelegentlich bey der Wortbildung ein. Der Schluß enthält das Resultat und eine gedrängte Übersicht des Ganzen in Form eines Registers.

Die Grammatiker und Lexikographen, welche der Vf. zur Kenntniß der drey verglichenen Sprachen benutzte, waren Larramendi und Harriet für das Baskische (*Euscara*), Davis und Richard für das Kymrische (*Bräuneh*), und Shaw für die galische Sprache. Gegen die Wahl dieser Werke ist nichts zu erinnern, wenn wir gleich auch die Bemerkungen anderer benutzt wünschten, wie des *Sorreguieta* (s. Julius-Hest der J. A. L. Z. 1803. Num. 176), des *Grégoire de Rostron*, und der Engländer *Pinkerton*, *Smith* und Anderer. Die *Grammaire Celto-Bretonne par Legonidec* (Paris 1807), war damals noch nicht erschienen, und von *Will. v. Humboldt* haben wir noch immer nicht die erwartete reichhaltigere und genauer bestimmte Darstellung des *Euscara* und seiner Verwandtschaft mit anderen Sprachen erhalten. Weitschweifigkeit und Mangel an Ordnung (das Capitel von der Aussprache und Variation der einzelnen Buchstaben hätte jedoch ganz zu Anfang der Abhandlung als Introduction einen bessern Platz gefunden) kann man dem Vf. nicht zur Last legen, aber wohl schlechte Latinität und Zwecklosigkeit in einzelnen Theilen, besonders in der Vergleichung einzelner Wörter, woraus weder die Verwandtschaft, noch die Verschiedenheit der verglichenen Sprachen gefolgert werden kann. Der Vf. hat zwar die Meinung der größten Gelehrten für sich, welche glaubten, daß sich die Ähnlichkeit der Sprachen vorzüglich in solchen Wörtern zeige, die zur Bezeichnung der dringendsten Bedürfnisse und allgemeinfasslicher Vorstellungen dienen, in solchen Wörtern hingegen verschwinde, die weniger wichtige Bedürfnisse und minder sinnliche Vorstellungen bezeichnen, und nur von gebildeten Völkern erwartet werden können. Allein man findet auf diese Weise nur die Verschiedenheit der Sprache, ohne die Grade ihrer Verschiedenheit und die Größe ihres Abstandes von einander zu erfahren, was doch wohl bey dergleichen Untersuchungen die Hauptsache ist. Hiezu bedarf es mehr eines Raisonnements, wie ihm *Fried. Schlegel* in seinem Werke über die Sprache und Weisheit der Indier die Bahn vorzeichnete, als eines un-

unfruchtbaren Wortregisters, welches meistens selbst da eine totale Verschiedenheit ahnen läßt, wo doch ursprüngliche Gleichheit oder Verwandtschaft Statt fand. Man darf nur nach des Vf. Weise die deutschen, persischen und indischen Sprachen mit einander vergleichen, um einzusehen, zu welchen Trugschlüssen eine solche Vergleichung führt. Selbst die Vergleichung der griechischen und römischen Sprache würde nach des Vfs. Vergleichungs-Methode nicht viel mehr Ähnlichkeiten unter einander darbieten, als das Wörterverzeichnis der kymrischen und galischen Sprache, wie sie der Vf. vergleicht. Will man Sprachen in einzelnen Wörtern vergleichen: so kann es eigentlich nur in Wurzelwörtern geschehen. So lange man nicht die Wurzeln einer Sprache oder die Gesetze ihrer Wortbildung kennt, muß eine Vergleichung einzelner Benennungen, auch der allerersten Bedürfnisse, immer irre führen, weil eines Theils in der Festsetzung der ersten Begriffe zu viele Willkühr obwaltet, anderen Theils Epitheta, Derivata und Composita als Primitiva gelten, und Wörter eines ganz fremden Sprachsystemes, welche in die Sprache eines Volkes allmählich eingebürgert wurden, häufig mit heimischen Benennungen in Eine Classe gestellt werden. Das Wörterverzeichnis unseres Vfs. enthält die deutlichsten Beweise einer solchen nutzlosen Vergleichung: der beschränkte Raum einer Recension erlaubt es uns nur, folgendes Wenige darüber zu bemerken, nachdem wir zuvor unsere Meinung über die Vergleichung des Zahlwörter gesagt haben werden.

Der Vf. stellt die Zahlwörter der drey verglichenen Sprachen mit der Bemerkung voran, daß man zwar von der Verschiedenheit der Zahlwörter auf die Verschiedenheit der Sprachen selbst, aber nicht umgekehrt, von ihrer Ähnlichkeit auf die Verwandtschaft der Sprachen schließen könne, weil nicht selten ein roheres Volk die Zahlwörter eines gebildeten aufnehme, mit welchem es in Verkehr komme. Wie aber in diesem Falle die Verschiedenheit der Zahlwörter etwas beweisen könne, ist uns ein Räthsel. Denn wenn z. B. zwey verwandte Völker die Zahlwörter aus ganz verschiedenen Sprachen entlehnten, oder eine Völkerschaft bey ihrer eigenthümlichen Zählweise blieb, eine andere hingegen die Zahlwörter eines fremden Volkes aufnahm: mußten dann nicht die Zahlwörter beider Völkerschaften ganz verschieden lauten, ohne daß sie deshalb eine verschiedene Sprache redeten? Es ist offenbar, daß in dieser Hinsicht die Verschiedenheit der Zahlwörter so wenig, als deren Übereinstimmung etwas für die Verschiedenheit oder Ähnlichkeit der Sprachen beweise, und somit die Vergleichung derselben für diesen Zweck ganz unnütz sey. Die Vergleichung der Zahlwörter verschiedener Völker hat nur, dann einen Werth, wenn man nicht, bloß die Zahlwörter ohne weitere Erläuterung neben einander stellt, sondern zugleich auf die Art und Weise Rücksicht nimmt, wie man die höheren Zahlen mit Hilfe der niederen bezeichnete. Denn daraus ergibt sich, was

besonders den philosophischen Sprach- und Geschichts-Forscher interessiert, der eigenthümliche Geist eines Volkes, dem es auch dann getreu bleibt, wenn es einzelne Zahlbenennungen aus einer fremden Sprache entlehnt. Hätte der Vf. dies beachtet, und durch beygefügte Ziffern die Art bezeichnet, wie man in den drey verglichenen Sprachen zu den höheren Zahlen aufsteigt: so würde er bald bemerkt haben, daß sich alle drey Völker, bey aller Verschiedenheit der Zahlbenennungen, in der Art zu zählen völlig gleich sind. Sie zählen nämlich alle von 20 zu 20 auf die Weise, wie es noch in dem *Quatre-vingt* und *Quatre-vingt dix* der Franzosen üblich ist; und diese Zahlart wird sogar bis 20 mal 20 oder 400, und weiter bis zu 20 mal 100 oder 2000 fortgesetzt, wenn gleich sonst das decadische Zahlensystem zum Grunde liegt. In den Zahlwörtern der Basken läßt sich, *mitla*, 1000, ausgenommen, eine eigenthümliche Ursprache gar nicht verkennen; die kymrischen und galischen Zahlwörter hingegen stimmen mit den griechischen und lateinischen überein. Wir setzen bloß die kymrischen und galischen her, weil man die baskischen schon in der J. A. L. Z. 1805. S. 173 abgedruckt findet, und fügen dafür die bretagnischen nach Legonidec bey, damit man das Absteigende der englisch-davisischen Schreibart bemerke, welcher der Vf. folgt.

Kymrisch nach Davies.	Bretagnisch: nach Legonidec.	Galisch nach Shaw.
1. un.	unan.	aom.
2. dau.	da ou f. diou.	da, dis.
3. tri.	tri f. teir.	tri.
4. pedwar.	pevor f. pedar.	ceithur.
(daher das celtisch-lateinische petrorithm, vierträdriger Wagen)		
5. pump.	pemp.	coig.
6. ckwech.	c'houec'h.	fo.
7. saith.	seiz.	seachd.
8. wyth.	eiz.	ochd.
9. naw.	nab.	noi.
10. deg.	dék.	deich.
11. un ar deg.	unnek.	aom deig.
12. dau deg.	daouzek.	da dheng.
13. tri ar deg.	trizek.	tri deng.
14. pedwar ar ddeg.	peurzek.	ceithur deng.
15. py mtheg.	penzek.	coig deng.
16. un ar bymtheg.	c'houezek.	fia deng.
17. deu ar bymtheg.	seizek.	seachd deng.
18. tri ar bymtheg.	trizek.	ochd deng.
(3 über 15)	(3 mal 6)	(achtzehn.)
19. pedwar ar bymtheg.	naontek.	noi deng.
20. ugain.	ugent.	schid.
30. deg ar huguin.	trigont.	deich thar schid.
(30 über 20)	(triginta)	(10 über 20)
40. de ugain.	daou-ugent.	da schid (2 zwanziger.)
50. deg ar deugain.	hanter kant.	deich agus da schid.
(10 über 2 mal 20)	(halb-hundert.)	(10 und 2 mal 20)
1000. mil.	dik kant.	mitte f. deich ciad, zehnhundert.

Ob die Kymren und Galen alle Zahlwörter aus der lateinischen Sprache aufnahmen, läßt sich noch bezweifeln, da auch die deutschen, persischen und in-

dischen Zahlwörter ähnlich lauten, und überhaupt die meisten derjenigen Wörter, welche die Kymren und Galen mit einander gemein haben, im Indischen sich wieder finden, wovon wir nur folgende Beispiele anführen.

Kymrisch.	Galisch.	Indisch.
Gott. <i>dui.</i>	<i>dia.</i>	<i>deva</i> , Sanscr.
Monat. <i>mis.</i>	<i>mos.</i>	<i>masa</i> , Sanscr.
Bruder. <i>bror pl. brödör.</i>	<i>bruthair.</i>	<i>bratha</i> , Bruder, Sanscr.
Eiche. <i>derd.</i>	<i>darach.</i>	<i>druti</i> , Persi. <i>derach</i> , Baum.
Wurzel. <i>bon.</i>	<i>bun.</i>	<i>bon</i> , <i>bun</i> , auch im Zend.
Tod. <i>marð.</i>	<i>marðh.</i>	<i>marana</i> , Sanscr.
roth. <i>rhudd.</i>	<i>ruad.</i>	<i>rohida</i> , Sanscr.
groß. <i>maur.</i>	<i>mau.</i>	<i>mah f. maha</i> , Sanscr.
Himmel. <i>ned. f. enw.</i>	<i>neamh</i> (spr. <i>nef</i>).	<i>niba</i> , Himmel der Seligen.
<i>piul</i> ; Nebel.	<i>neul</i> ; Wolke.	<i>naba</i> , Luft.

In beiden Sprachen hat der Vf. auch einige Male auf die Ähnlichkeiten deutscher Benennungen aufmerksam gemacht: die Zahl derselben könnte man im Kymrischen mit leichter Mühe vermehren, so wie eben diese Sprache auch mehr Ähnlichkeiten mit dem Indischen darbietet. In Ansehung der deutschen Wörter verweisen wir auf die kleine Sammlung in Adelungs *ältester Geschichte der Deutschen* S. 247 ff. und nennen nur noch *awal*, Apfel, *péren*, Birn, *sach*, Sack, *boch*, Backe, *kloch*, Glocke. Von indischen Wörtern bemerken wir noch *tada*, Vater, Kymr. *tad*; *dara*, Erde, Kymr. *duar*; *cada*, Wald, Kymr. *coad*; *diwasa*, Tag, Kymr. *deiz*; *nischa*, Nacht, Kymr. *nôs*. Deutsch-indische Wörter sind *tara f. fara*, Stern, Kymr. *stéréden pl. stered*; *dura*, Thür, Kymr. *dôr*; *ratha*, Rad, Kymr. *rid* (*rheda*); *kani*, Jungfrau, *quing* bey Ulphilas, Kymr. *geneth*; *juwana*, jung, Kymr. *iaowanh*. So wie diese und andere Wörter mehr auf eine nähere Verwandtschaft des Kymrischen mit dem Deutschen und Indischen hinweisen: so zeigen die vom Vf. aus dem Kymrischen und Galischen als ähnlich lautend aufgeführten Wörter hinlänglich, daß diese beiden Sprachen sich näher verwandt sind, als die baskische, welche fast gar keine Ähnlichkeiten mit ihnen darbietet. Denn die 8 Wörter, welche der Vf. als allen dreien Sprachen gemeinschaftlich auszeichnet, haben nur eine scheinbare Ähnlichkeit, bis auf die Benennungen des Zinns und der Katze, welche auch die Römer in ihre Sprache aufgenommen haben. Davon, daß die Römer manche Wörter aus den genannten Sprachen aufnahmen, gaben unter anderen das kymrische *carr*, lat. *carrus*, *carruca*, und das galische *seagal*, lat. *secale*, einen Beweis ab; häufiger aber gingen römische Benennungen in jene Sprachen über. In Ansehung der Wörter, welche die Basken aus dem Lateinischen aufnahmen, müssen wir bemerken, daß sie gleich den neueren Töchter Sprachen der römischen, den Ablativ zum Nominativ machen, welchem sie dann noch ihren

Artikel *a* anhängen, und daß sie dabey meistens das *i* in *r* verwandeln. Dergleichen lateinische Wörter sind z. B. *usua* aus *usus*; *pinna* aus *pinus* (kymr. *pinwézen*, wie *gwin* - *wézen*, Weinbaum); *zarica* aus *salix* (kymr. *halek*, gal. *seileach*); *cobrea* aus *cuprum* (kymr. *copp*); *beruna* aus *plumbum* (kymr. *plumm*); *paquea* aus *pac*; *guerra* aus *bellum*, *duellum*; *cerua* aus *coelum* u. s. w. Aus dem Punischen scheinen nur wenige Wörter in das Baskische übergegangen zu seyn; vielleicht gehören dahin *iria* die Stadt, und *ayeña* der Weinstock.

Aus der nicht unbeträchtlichen Zahl von Wörtern nun, welche die verglichenen Sprachen aus fremden borgten, läßt sich auf die Unsicherheit des Verfahrens schließen, wenn man die Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Sprachen bloß nach der größeren oder geringeren Übereinstimmung der aus den Wörterbüchern willkürlich zusammengetragenen Benennungen beurtheilt. Noch mehr aber muß dieses der Fall seyn, wenn man aus Unkunde Wörter für synonym hält, deren Grundbedeutung sehr von einander abweicht. So hat z. B. der Vf. unter *Baum* im Kymrischen die 3 Wörter *prenn*, *gwydden*, und *coeder* zusammengetragen; aber *prenn* ist der Querbaum zum Verschließen der Thore, eine Holzbarre, *gwydden*, oder nach der besseren Schreibart *gwézen*, jeder Baum, und *coeder* ist von *coed*, Wald, abgeleitet: eben so ist *coedwig* nur ein Compositum aus den zugleich angeführten *coed*, Wald, und *gwig*, Gehölz. Verwandt, aber nicht ganz einerley sind 1) das baskische *astea*, Woche, und galische *seachd-mhuin*, *septimana* oder Hebdomade, mit dem kymrischen *eiz-nôz*, acht Nächte, wofür man bey *Legonidec* das richtigere *sizun* von *seiz*, sieben, findet; 2) das baskische *echadia*, *vicus*, Häuserreihe, und kymrische *heol*, Weiler, mit dem galischen *baile beg*, kleine Stadt, welches dem kymrischen *kerik* oder *kerig vihan* entspricht; 3) das baskische *ontzia*, Schiff, und galische *ess*, Fahrzeug, (daher vielleicht die *esseda* der alten Britten) mit dem kymrischen *lestr mór*, Meer-gefäß, *vaisseau*, zusammengesetzt aus *al lestr*, das Gefäß, und *ar mór*, das Meer (daher *ar mörék*, *Armorica*, das Küstenland am Meere, Caes. B. G. VII, 75, und *mór maruz*, *Morimorusa*; das abgestorbene Nordmeer, Plin. H. N. IV, 13. Ein kleineres Flussschiff nennen die Kymren *bäg*; auferdem haben die Kymren und Galen das Wort *long* mit einander gemein. Es ist nicht selten der Fall; daß der Vf. unter mehreren Synonymen gerade die unrichtigen traf, und daher manche Übereinstimmungen der kymrischen und galischen Sprache übernahm; z. B. *du*, schwarz, (wofür der Vf. das dem galischen *gorm*, blau, ähnlich lautende *gurm* anführt) mit dem galischen *dubh*; *poik*, Kufs (wofür der Vf. das dem Deutschen gleich lautende *cus*; *cusan* anführt) mit dem galischen *pog*. Wie wenig die vom Vf. gesammelten Wörter zu einer Sprachenvergleichung geschickt sind, ergiebt sich indeß vorzüglich aus der Bemerkung, daß unzählige der aufgeführten Wörter abgeleitete oder zusammengesetzte sind, deren Verschiedenheit also keinen

Beweis für die Verschiedenheit der Wurzelwörter abgeben kann. In der kymrischen und galischen Sprache hat der Vf. einmal die Zusammenfassung angedeutet, aber in der ärmeren baskischen Sprache, deren Wörter für höhere Gegenstände und abstracte Begriffe großentheils Composita oder Derivata sind (S. Jen. A. L. Z. 1805. S. 173), gerade nur bey dem letzten Worte *cata-omea* (kymr. *cház*, gal. *cat*), Katzenweibchen, niemals bey anderen, z. B. *catardea*, Bichhorn, von *cata* und *artea*, Eiche; *ondia*, Reithum, von *on*, Gut, und *dia*, Menge. Begriffe, welche gewöhnlich nur durch Zusammenfassung ausgedrückt werden, wie *eguerdia*, Mittag, kymr. *canot delz* (nach *Legonidec krestéz*, Mittag, *hanter-nôz*, Nachthälfte i. e. Mitternacht), gal. *meadhon-la*, hätte unstreitig der Vf. eben so unberührt lassen können, wie Umschreibungen, wofür man auch einfache Be-

nennungen hat, z. b. die Umschreibungen des Kupfers und Zinns: baskisch *urraida* und *cirraida* (vergl. *urrazco*, kymr. *oraid*, golden) von *urra*, Gold, und *cillara*, Silber, abgeleitet; kymrisch *rhud efiz*, rothes Erz, und *plumm gwyn*, weisses Bley. Das letztere unschreibt der Vf. im Galischen durch *iarrum geal*, weisses Eisen, welches jedoch von *stain* verschieden, und soviel als das englische *white-iron*, verzinnertes Eisenblech, zu seyn scheint. Die grammatischen Verschiedenheiten der 3 verglichenen Sprachen hat der Vf. kurz und bündig angegeben, und jeden Satz durch einzelne Beispiele zu erläutern gesucht. Wo hin und wieder Sprachunrichtigkeiten gefunden werden, sind sie nicht auf Schuld des Vfs., sondern auf Schuld seiner geringen Hülfsmittel zu setzen.

VI — VII.

KLEINE SCHRIFTEN.

GRIECHISCHE LITERATUR. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: August Böckh, Ph. D. et A. M. (jetzt Prof.) in Acad. Heidelbergensi, *Specimen editionis Timaei Platonis dialogi*. 1807. 33 S. 4. (8 Gr.) In dem Vf. dieser Schrift vereinigen sich folgende Vorzüge: genaue Kenntniß des Organs, der Sprache überhaupt, und der platonischen besonders, Einsicht in ihre, gemeinen Augen verborgenen, Fügungen und Eigenheiten, und, was daraus hervorgeht, sichere Beurtheilung des Richtigen und Beschädigten in der platonischen Diction. Hiezu kommt, was wohl bey dem Kritiker als das *Sic ut* gelten mag, ein unbestochenes Gefühl für das ächt Platonische und dasjenige, was Nachahmung oder Mißverständnis untergeschoben hat. Diese Vorzüge aber werden gekrönt durch Kenntniß der Vorstellungen und Philosophie des Platon. — Sehr treffend sagt der Vf. S. 4: *Neque critica arte, neque philosophorum scientia per se quidquam in hoc campo proficitur: immo ut in universa antiquarum literarum doctrina, ita praesertim in Platone non nisi ex aptissimo utriusque disciplinae vinculo probo foetus nascuntur.* — Einer solchen Frucht also sehen wir in seiner Ausgabe des Timaios entgegen, die nicht etwa dieses und jenes besprechen soll, was sich einem aufmerksamen Leser darbietet, sondern sogleich den ganzen Schatz an kritischen und exegetischen Bemerkungen aufschließen wird, der reicher als irgendwo sich für den Timaios auffinden läßt, und, mit Geschmack und Gelehrsamkeit zusammengestellt, die behandelte Schrift so weit bringen wird, als es durch Hülfe der ganzen Erklärungskunst geschehen kann. — Voran sollen allgemeine Untersuchungen über Form und Gehalt des Dialogs, über das Verhältniß seiner Theile und Verwandtschaft mit dem gleichnamigen Werke des Timaios Lokros, gehen. — Wir wünschen, daß den Vf. sein Voratz — *plagiarii crimine foedissimi post alios purgabo sanctissimum virum* — nicht zu weit führen mag. Einen unbefangenen Leser beider Schriften kann es kaum entgehen, daß auf Veranlassung des Timaios Lokros sich die Ideen und Recherchen des Plato entwickelt haben, *ὅτι παρὰ τοῦτον μεγάλας ἀφορμὰς λαβὼν*. — Dadurch aber leidet die *sanctitas Platonis* keinen Schaden, wenn auch dieses Plagium nicht geeignet werden kann. — Demnächst wird unser Vf. eine Geschichte des Dialogs beyfügen, worin vom Xenokrates und Aristoteles an die verschiedenen Schicksale, die der Dialog zugleich mit der platonischen Philosophie erfahren hat, die Arten der Auslegung, der zahllose Haufe der Bewunderer und Gegner, der kritische Apparat u. dgl. durchgemultert, und daran der verbesserte Text des Timaios gefügt werden soll. — Wir wünschen, daß letzteres nicht ohne eine kritische Bearbeitung des Ficinus geschieht; denn bevor nicht dessen Übersetzung in ihren ältesten Ausgaben verglichen und mit den verschiedenen Lesarten, wie mit des Gyrtäus Veränderungen, ausgestattet in Gesellschaft der Dialogen erscheint, kann der kritische Apparat zum Plato nicht als geschlossen betrachtet werden. Da Hr. B. zuerst eine *vollendete* Ausgabe eines platonischen Werkes unternimmt: so ist es billig, daß auch in diesem Punct von ihm der Anfang gemacht werde. — Den zweyten Theil wird der doppelte Commentar füllen: zu dem kritischen sammelt der Vf. die nöthigen Hülfsmittel, und es ist in der That zu wünschen, daß ihm hier von den Bibliotheken alle Unterstützung zu Theil werde, damit von den mehreren hundert Hand-

schriften des Plato doch ein Theil zum Wohl des Textes benutzt werde. Eine neue Vergleichung der alten Ausgaben finden wir nicht erwähnt; doch versteht sie sich wohl von selbst; die 3 ältesten, besonders Basil. 2, sind so gut wie schlechtgenutzte Codices. Zwar muß man zuweilen lange das unerfreuliche Geschäft des Vergleichens nutzlos fortsetzen; doch stößt man auch nicht selten auf Passagen, wo die guten Lesarten noch sehr dicht neben einander verborgen liegen. — Neben diesen wird der exegetische Theil des Commentars stehen. Nicht genug zu preisen sind die Grundsätze welche der Vf. dabey aufstellt, und die um so mehr hervorgehoben werden müssen, da, wie jetzt die Sachen stehen, fast kein hyperphysischer Traum der Philosophie so bunt ist, daß er nicht in den Plato hinein oder aus ihm herausgebracht werden könnte: „*eam viam tenebo*, sagt Hr. B., *ut minusculis praecepti naturam e veteris eruditionis fontibus, nullo extrinsecus adsumto nomine sapientiae lenocinio, quo multi antiqua monumenta ridicule fucant, sed iudicio sano et ingenio succincte explicem, origines ex Jonicorum, Pythagoricorum, Eleaticorum, aliorum physicorum placitis demonstrarem.*“ — Für diesen doppelten Commentar aber wird der Vf.; außer den gewöhnlichen Hülfsbücher für platonische Kritik und Exegese, Aristides, Stobaios, Themistios u. a., auch alle Platoniker, Peripatetiker, Pythagoräer, und von den übrigen Schriftstellern die meisten, selbst die Byzantiner, durchgehen und nutzen. — Dazu genommen das Wichtigste aus den Commentaren des Proklos, Chalkidius u. a. und diese ganze Masse von dem Geist des Vfs. belebt, muß einen der reichhaltigsten Commentare geben, die je geliefert worden sind. Wenn der Vf. an etwas zu erinnern ist, so ist es: die strengste Auswahl unter der Anzahl fremder Bemerkungen zu treffen. So schätzbar die Angaben der alten Ausleger großentheils sind, wenn sie sich auf grammatische Gegenstände beziehen: so nutzlos und schlecht sind im Durchschnitt ihre Erklärungen, wie selbst einige, die in dieses Specimen aufgenommen wurden: p. XI die endlose Untersuchung, warum Sokrates die Gegenwärtigen zählt *αἱ, δύο, τρεῖς* und warum er dann in die Ordinalia fällt, *ὁ δὲ δὴ τῆς τριτοῦ* — *αὐτοῦ*; und S. XXV eine lange *Animadversio*, die der Vf. selbst als *absurda* aufführt.

Die angehängten Bemerkungen über den Eingang des Timaios bestätigen das Urtheil über des Vfs. Beruf zu dem unternommenen Geschäft. — Was aber S. XVII *καὶ παρὰ φύσιν* erinnert wird, ist an sich wohl wahr; doch möchten wir darum mit dem Vf. die Worte *ἐκείνου τῆς τριτοῦ* nicht streichen. Die Variante des Cod. Tub. *ἐκείνου τῆς τριτοῦ* scheint auf eine Lesart hinzuweisen, die wir für richtig halten: *δύο; ὃν μόνον ἐκείνου δέμα ἐκείνου τριτοῦ*, was in der That des Platon Meinung ist, Republ. II, p. 370, c: *πότῃρον κάλλων πρῶτον ἢ τις εἰς ὃν πολλὰς τήνας ἀγαζόμενος, ἢ ὅταν μίαν εἰς: ὅταν, ἢ δὲ εἰς μίαν*, und anderwärts, womit auch Proklos Erklärung übereinstimmt. — S. XIX scheint die Verbindung *τὸ τῆς* gegen die Sprache und hier *δὲ* zu schreiben: *δὲ* ver trägt seiner Natur nach keine Copula. — Auch sieht Rec. nicht, was *ἀναφαστιῶν* heißen soll, das der Vf. mit Proklos und dem Scholasten *ἀναφαστιῶν* in den Text und die Lexika gerückt wissen will.

H. E. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 31 J A N U A R, 1809.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

DRESDEN, b. Arnold, auch PARIS u. CASSEL, b. Tourneisen dem Sohne: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben*. Zur Erlernung des richtigen Ausdrucks und der feineren Wendungen der französischen und deutschen Sprache, von Franz Beauval. Erstes Bändchen. Morgengespräche. 1808. 216 S. 8. (16 Gr.)

Oder: *Dialogues pour la vie sociale, propres à se former au ton de la conversation en François et en Allemand, par F. Beauval. Tome premier. Dialogues de matinée.*

Unterredungen mit allerley Personen und über allerley Gegenstände in zwey lebenden Sprachen, deren Texte einander gegenübergestellt sind, dienen vorzüglich zur Beförderung eines geläufigeren Ausdrucks für Fremde, die sich in einem Lande befinden, dessen Sprache sie nur unvollkommen besitzen. Man trägt ein solches Buch in der Tasche, und liest jeden Augenblick darin, der von Geschäften übrig bleibt. Man fängt immer von vorne wieder an, und sammelt eine Menge Vocabeln und Redensarten ins Gedächtnis. Man sucht sie anzubringen, wo man nur kann; und kommt auf diese Art ohne sonderliche Anstrengung weiter, als man selbst gedacht hätte. Diesen Weg schlagen indessen nur erwachsene Leute ein, die die ersten Grundbegriffe der zu erlernenden Sprache schon gefast haben. Rec. hat oft mit Verwunderung bemerkt, wie schnell es bey Ausländern von gutem Gedächtnisse mit dieser Methode glückte, so schlecht auch die meisten Gespräche, die man ihnen vorlegen konnte, besonders in Betreff der deutschen Columnen, abgefaßt waren. Ein unumgängliches Hauptfordernis, das des richtigen, reinen, und der gegenüber stehenden Sprache möglichst anpassenden Ausdrucks, ist in den gewöhnlichen Sammlungen solcher Gespräche häufig vernachlässigt. Manche wimmeln von Provincialismen. Andere enthalten nicht sowohl die Sprache des gemeinen Lebens, deren sich der Leser doch allein daraus zu bemächtigen strebt, sondern ein künstliches, geschriebenes Bücherdeutsch. Den meisten fehlt es an Mannichfaltigkeit der vorgetragenen Gegenstände und ihrer Behandlung. Fast allen diesen Mängeln ist durch Hn. B's. Bemühung in den vorliegenden Gesprächen abgeholfen. Er hat sein Buch in 5 Morgen und 17 Gespräche, die in verschiedene Abtheilungen zerfallen, eingetheilt. Da

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

giebt es Unterredungen zwischen der Herrschaft und dem Gefinde, Altern und Kindern, dem Hausherrn und der Hausfrau, zwischen einer grossen Anzahl Geschäftsleute und Handwerker, im Zimmer, im Garten, auf dem Lande, auf Reisen. Manche darunter könnten freylich so gut am Abend als am Morgen vorkommen. Der französische Ausdruck ist rein, ungesucht und schön. Die deutsche Übersetzung ist auch natürlich, lebhaft und regelrecht. Oft hätten wir indessen gern gesehen, daß sie sich dem Original näher angeschmiegt hätte, ohne der Eigenthümlichkeit die geringste Gewalt anzuathun. Besonders ist es unangenehm zu sehen, daß sich das Deutsche ohne Noth mit Worten beschwert, die nicht im Original stehen. Der gerühmte Wortreichtum unserer Muttersprache wird auf solche Weise zum Wortschwall; sie wird dadurch diffus, welches ihr auch die Ausländer vorwerfen. Nicht selten hätte der Übersetzer sich, und wenn auch nur ein wenig, kürzer fassen können. Z. B. S. 16. *Laissez-moi faire, dès que votre femme sera mieux, je lui parlerai.* Überlassen sie mir die Sache. So wie sich Ihre Frau von ihrer jetzigen Unpäßlichkeit erholt hat, spreche ich mit ihr. S. 31. *Il fera fort sale.* Es wird sehr schmutzig in den Straßen werden. S. 36. *Le tems ne me paraît rien moins que constant. Saisissons le moment présent.* Die heutige Witterung scheint mir auch nicht sehr beständig zu seyn. So wollen wir den gegenwärtigen Augenblick benutzen. — S. 39 steht die undeutsche Redensart: Schlittenfahren ist meine Leidenschaft; für das französische *J'aime passionnément le plaisir du traineau.* S. 67 ist *un gourmand comme moi*, übersetzt: ein Lecker wie ich. Rec. ist das Wort *Lecker* in dieser Bedeutung aus dem gemeinen Leben nicht bekannt; *Leckermaul*, *Leckerzahn*, hält er für gebräuchlicher. Ein Lecker ist nach seinem Begriffe ein flüchtiger junger Mensch, der gern küßt. Doch muß er gestehen, daß *Adelung* auf der Seite des Vfs. ist, und das Wort durch einen leckerhaften Menschen erklärt, der sich nur die schmackhaftesten Speisen zu verschaffen sucht. *Adelung* aber scheint ihm Unrecht zu haben. — *Monsieur*, *Madame*, *Mademoiselle*, werden immer durch Ew. Gnaden, gnädige Frau, Fräulein, gegeben. Spricht man denn immer in gleißendem Tone nur mit Adlichen, wenn man die Leute höflich anredet? — Das kleine Buch ist nicht übel gedruckt, und die Druckfehler, so viel Rec. verglichen hat, sind in dem angehängten Verzeichnisse genau angegeben.

Gch.

BERLIN, im Verlag der Realschulbuchhandlung:
Neue französische Sprachlehre für Deutsche. Zum
 Gebrauch in Schulen und bey dem Selbstunterricht.
 Von C. F. Frommson, Lehrer der französk. Spra-
 che in Berlin. 1809. Erster oder theoretischer
 Theil. 196 S. Zweyter oder praktischer Theil.
 122 S. 8. (14 Gr.)

Auch eine der vielen. Der theoretische Theil, der, ungeachtet der jetzt gewöhnlichen Methode, nicht unfähig von dem praktischen Theile geschieden worden, enthält im ersten Abschnitte die Regeln der Aussprache, im zweyten die Lehre von den Redetheilen, ihrer Syntax und Construction. Die Vorschriften sind im Ganzen zwar richtig, aber nicht immer deutlich und bestimmt genug. Auch werden bey manchen Gelegenheiten Dinge vorausgesetzt, die der Anfänger, den man sich doch ganz unwissend denken muß, noch nicht gefaßt haben kann, und die ihm erst späterhin erklärt werden. Wir müssen diesen Übelstand tadeln, ob er gleich, bey der großen Menge von Gegenständen, die einander streifen, nicht durchaus zu vermeiden ist. Von der gerügten Unbestimmtheit nur einige Proben. Der Vf. theilt die Buchstaben (S. 2) in einfache Vocale, Einfachlauter, Doppellauter, Nasalvocale und Consonanten. Die 4 ersten Classen sollen also alle einfachen und zusammengesetzten Vocale enthalten, und jede Classe von den anderen wesentlich verschieden seyn. Diefs sind aber die Nasalvocale nicht, deren folgende, *on, en, an, ain*, als Beyspiele aufgestellt werden. Diese mit Consonanten gepaarten Vocale hätte man sich demnach als Nasalvocale vorzustellen; wie doch wohl Niemand behaupten wird. Auch meint er Hr. F. selbst nicht so; denn wenige Zeilen vorher hat er gesagt, die Nasalvocale wären einfache Vocale oder Einfachlauter (Monophthongen); auf welche ein *m* oder *n* folgte. Dadurch zergeht die ganze Lehre von besonderen Nasalvocalen, die in ihre Bestandtheile aufgelöst werden, und nichts als gewöhnliche Vocale sind, denen ein genäselter Consonant folgt. S. 3. soll, nach *Wailly*, das Trema auf dem zweyten Vocal stehen, obgleich die Akademie es bey der Endsyllabe *ne* auf den ersten setze; z. B. *contigne, cigne*. Hier meint der Vf., das Trema wäre gar unnöthig, weil das stumme *e* schon von selbst werde ausgesprochen werden, und weil es in mehreren Wörtern, wie *continue, étendue, statue*, wirklich nicht gesetzt werde. Was denkt sich der Anfänger bey der Behauptung, das stumme *e* werde ausgesprochen werden? Wofür wäre es denn stumm, wenn man es ausspricht? Der Vorschlag, das Trema wegzulassen, ist ohne Nachdenken gefaßt. Der Vf. hat nicht bedacht, daß, nach der allgemeinen Regel, das *gn* als ein einzelner Consonant betrachtet und das *n* nicht gehört werde. *Guerve, begue, voguer*. Diefs soll aber in *contigne, cigne* nicht geschehen; in ihnen soll das *n* deutlich gehört werden. Durch das Trema bewirkt, welches die Akademie, indem sie es auf das *n*, und *Wailly*, indem er es auf das *e* setzt. *Continue, étendue, statue* haben ja kein *g* vor dem *n*. Dafs, nach S. 20, das *x* in dem Namen der Stadt *Lucenil*

wie ein *ff* laute, ist ein Irrthum. Es wird eben so gehört, wie in *Saxe, luxu* u. dgl. Rec. ist nicht der Meinung, daß die Redensart: *L'aimant attire le fer à soi* (S. 81) richtig sey. *A soi* muß ganz wegb bleiben; hätte man besondere Ursache, ein Pronomen, das sich auf *l'aimant* bezöge, folgen zu lassen: so müßte man *lui* statt *soi* setzen. Das historische Imperfect von *aller* bezeichnet Hr. F. neben *fallai* auch durch *je fus* (S. 146). Wieder verwirrend für den Anfänger. *Je fus* bleibt nichtsdestoweniger bloß das Imperf. von *être*, ob es gleich für *fallai* gebraucht werden kann. — Der praktische Theil ist für seinen Zweck brauchbar; aber die vielen Muster aus dem 17ten Jahrhunderte, statt deren der Vf. leicht neuere und bessere hätte auffinden können, billigen wir nicht. Wenn auch gegen die Reinheit der Sprache nichts erhebliches einzuwenden ist: so haben sich doch Denkart, Ton und Vortrag der weissen Lehr geändert.

Cch.

BERLIN, b. Hayn: *Gemälde zur französischen Unterhaltung, oder die leichteste Art, in kurzer Zeit Französisch sprechen zu lernen.* Zum Unterricht in Schulen. Von Salomon Ponge, Sprachlehrer im Schindler'schen Waisenhause. 1808. Erste Lieferung. 24 S. Zweyte L. 24 S. 4. (1 Thlr. 8 Gr.)

Zwey illuminierte Kupfer in Querfolio, wovon eins eine Windmühle, eine Bauernhütte, einige Menschen, Bäume, ein Dorf in der Entfernung, einen Wagen mit scheuen Pforden, und noch einige Sachen und Geräthe; das andere ein möblirtes Zimmer mit einem gedeckten Tische, einem Ofen, Bücherstank, und sonstigem Zubehör vorstellt, sollen, nach der Meinung des Vfs., Gegenstände zur Unterhaltung der Lehrer und Schüler im Französischen abgeben. Der wohlgedruckte Text, der eine Probe einer solchen Unterhaltung in verschiedenen Lectionen darstellt, ist französisch und deutsch. Der Lehrer fragt die Bilder, die sich auf den Kupfertafeln befinden, nach der Reihe durch; der Schüler antwortet mit der größten Fertigkeit darauf, weiß alles richtig, und der Lehrer setzt nichts hinzu. Wöchentlich, meint Hr. P., müssen eine oder zwey Stunden auf eine solche Conversation verwendet werden, und dann werde jede Kupfertafel auf 6 Monate ausreichen. In diesem Falle aber müßte der Lehrer weit geschickter als der hier vorgestellte seyn, dem nicht ein Fünkchen Witz und Phantasie zu Gebote steht. Wir geben zum Beyspiel nur das Ende des Gesprächs über das Geflügel nach dem deutschen nicht ganz correcten Texte. „Fr. Was ist eine Taube? Antw. Ein zahmer Vogel, welchen man in einem Taubenhause oder Taubenschlage erzieht. F. Welchen anderen Namen giebt man noch diesem Vogel im Französischen? A. *Colombe* in der Dicht- und Wappen-Kunst. F. Giebt es mehrere Arten Tauben? A. Ich habe sprechen hören von Pfautentauben, von rauchfüßigen Tauben, von der großen Kronentaube, von der gestreiften Taube, von der Lachtaube. F. Was ist die Holzttaube? A. Eine Art wilde Taube (wilder Tauben), die sich auf Bäumen (Bäume) setzt. E. Wie nennst du die Jungen der Tauben? A. Man nennt sie *junge*

Tauben.“ Im französischen Texte steht freylich *Pigeonneaux*, Täubchen, die die Franzosen geffentlich von den *Pigeons* unterscheiden, welches im Deutschen nicht gehörig auszudrücken war. Aber das Ganze ist so kahl.

Dvl.

HAMBURG, b. Perthes: *Theoretisch - praktische Grammatik der englischen Sprache für Lehrer und Lernende*. Von Conrad Lädger, Privatlehrer mehrerer Sprachen in Hamburg. 1808. 368 S. 8. (r. Rthlr. 8 Gr.)

Man kann dem Vf. eine über das Oberflächliche sich erhebende Kenntniss der englischen Sprache nicht absprechen; das beweiset sein Buch. Dafs er übrigens in der englischen Grammatik etwas erleichtert oder verbessert habe, finden wir nicht. Es hat ganz die gewöhnliche Form; *Wagner* ist, wie zu vermuthen war, und auch in der Vorrede angeben wird, fleissig dabey gebraucht worden. Es sind Übungsstücke zum Übersetzen ins Deutsche eingerückt, wobey es sich die Lehrer bequemer machen können. Zu der Lehre von der Aussprache, oder, wie der Vf. will, zu seinem Capitel von den Buchstaben, liessen sich, wie immer, mancherley Anmerkungen machen. So kann z. B. Rec. nicht herausbringen, in welcher Provinz das *ü* in dem niederländischen Worte *lüt* (besser *lütt*), klein, die Aussprache des englischen *u* in dem Worte *nut* führe. Auch lautet das *y* in *costly* (genau genommen) nicht wie das deutsche *i* in *Hirsch*; denn das geschärfte kurze *y* am Ende hat immer einen Beylaut von *a*. Sehr undeutlich ist die Behauptung, das die gute deutsche Mundart keinen eigentlichen Laut für das *w*, als Vocal in *law* u. s. w. habe. Giebt es eine deutsche Mundart, die ausschliessweise die gute genannt werden kann? welche ist denn die schlechte, nach welcher man das *w* als Vocal auszusprechen vermag? *Law* wird gesprochen, als wenn *lau* geschrieben wäre. Das *w* vertritt die Stelle des *u*, und *au* ist ein Diphth. 27. Das *w* modificirt die Aussprache des *a*, welche dadurch breit wird, eben so wie in dem Worte *blow*, in welchem H. L. es *stūm* nennt. Darum aber ist es nicht müßig, weil es doch die Aussprache des *o* verlängert. Genug von der Aussprache, wo jeder Grammatiker einen Kampf zu bestehen hat. Die Etymologie ist nicht, wie bey *Wagner*, mit der Syntax verbunden, sondern besonders vorgetragen. Hr. L. nimmt *elf* Redetheile an, und nennt sie Substantivum, Articulus, Numerales, Adjectivum, Pronomen, Verbum, Adverbium, Präpositio, Conjunction, Interjectio und Participium. Wir wissen nicht, ob den Vf. die Sucht, neu zu seyn, verführt hat, oder ob ihm kein grammatikalischer Genius zu Gebot stehe. Substantiv und Adjectiv sind ja Bestimmungen des Nomens, welches hier nicht einmal genannt wird. Das Particip hat bey oder hinter dem Verbum erwähnt, und dabey gesagt werden müssen, dafs es ein Nomen Adjectivum sey. Wir wollen nichts weiter hinzusetzen, als unser Bestreben darüber, dafs der Vf. solche Übungen im Buchstabiren, wie S. 135 ff., aufgenommen hat, die nur englischen Kindern, nicht aber Leuten, die diese Grammatik

zu brauchen im Stande sind, einigen Nutzen gewähren können. Der Druck ist nicht schlecht, das Papier ist grob.

Oh.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

CORONA und LEIPZIG, in der Sinner'schen Buchhandlung: *Taschenbuch für junge Reisende, von Kunstgalerien, Museen und Bibliotheken mit Notizen zu besuchen*, von G. F. Facius. 1807. IV u. 168 S. kl. 8. (16 Gr.)

Sollte ein Taschenbuch dieser Art wirklich brauchbar und nützlich seyn: so könnte diesem Zweck auf zweyerley Weise entgegen gearbeitet werden. Entweder müßte man dabey an die Europa durchkreuzenden Reisenden denken, und ihnen ein allgemeines, möglichst vollständiges Verzeichniss aller Kunst- und gelehrten Merkwürdigkeiten jeder bedeutenden Stadt mittheilen; oder man müßte bey einem mehr beschränkten Plane vornehmlich auf junge Leute Rücksicht haben, welche den ersten Ausflug aus ihrer Heimath thun, und für solche wäre es allenfalls schon hinlänglich, wenn ein dergleichen Taschenbuch bloß über Deutschland, oder sogar nur über einzelne Theile von Deutschland, ihnen die gewünschte Auskunft gäbe: sodann aber müßte alles in obiger Beziehung Sehenswerthe auch der minder bedeutenden Ortschaften angemerkte seyn. Rec. weis gar wohl, dafs es nicht leicht ist, vieler Kenntnisse und vieler Mühe bedarf, diesen Anforderungen Genüge zu leisten: allein Hr. Facius scheint sie nicht einmal in Betrachtung genommen zu haben. Seine Arbeit ist daher nicht zweckmässig, und obendrein lückenhaft ausgefallen. Als überflüssig hätte hingegen das höchst dürftige mythologische Lexikon von S. 25—42 wegleiben mögen: denn junge Leute, denen es so sehr an Vorkenntnissen mangelt, dafs sie daraus Unterricht schöpfen können, sollte man lieber in die Schule als auf Reisen gehen lassen; solche werden sich auch noch überdies schwerlich viel nach Kunstgalerien, Museen und Bibliotheken umsehen. S. 14 ist der Vf. selbst übel unterrichtet, indem er rothen Porphyr und *rosso antico* für einerley Art von Stein hält; allein die Italiäner nennen nicht den Porphyr *rosso antico*, sondern einen wirklichen Marmor von schönrother Farbe, aus welchem einige Statuen, meistens zu Hadrians Zeiten gearbeitet, noch übrig sind. An eben der Stelle wird auch von Werken aus gelbem Serpentin gesprochen, worunter aber vermuthlich der kostbare wachsfarbige Alabaster verstanden ist, denn den äusserst harten Stein, den die Italiäner *Serpentino* nennen, findet man niemals von gelber, sondern immer nur von grünlicher Farbe. Wahr ist es zwar, wie S. 44 berichtet wird, dafs die allermeisten geschnittenen antiken Steine vertieft gearbeitet sind; aber unrichtig wird von den erhobenen geschnittenen behauptet, es finden sich sehr wenige aus dem Alterthume, sondern fast alle, die man in den Cabinetten antrifft, sind aus dem 16ten Jahrhundert. S. 44 liest man die Nachricht, dafs berühmte, vornehmlich großherzogliche Sammlung geschnittener Steine, sey mit dem letzten Großherzog nach Deutsch-

land gekommen, und befinde sich wahrscheinlich jetzt in Würzburg. Dasselbe wird auch S. 58 vom florentinischen Münzcabinet gesagt; doch möchten wir beides bezweifeln, wenn der Verfasser nicht ganz bestimmte Nachrichten von der Überkunft dieser Kunstschätze nach Deutschland hat. Unter den S. 45 angezeigten Sammlungen von geschnittenen Steinen finden wir die königl. neapolitanische nicht aufgeführt, obwohl sie eine der berühmtesten ist, und nebst manchen anderen sehr vorzüglichen Stücken auch die bekannte farnesische Schale enthält, welche S. 50 — 53 unter den ausgezeichnetesten Werken der antiken Steinschneidekunst billig hätte erwähnt werden sollen. Auch der berühmten barberinischen, jetzt Portland-Vase, ist nicht gedacht worden. — Warum Hr. Facius ferner S. 103 den A. R. Mengs zu den Malern der römischen Schule gerechnet hat, begreifen wir nicht recht. Wenn es geschehen ist, weil Mengs lange Zeit in Rom gelebt, und sich daselbst zum Künstler gebildet: so hätten aus eben dem Grund auch Nic. Poussin und Claude Gellée oder Lorrain der römischen und nicht der fran-

zösischen Maler-Schule zugeeignet werden sollen. Casp. Poussin oder Dughet gehört hingegen nicht eigentlich zu dieser letzteren Schule. Er war zwar von französischer Abkunft, aber ein geborner Römer, S. 116 u. 117, wo die vornehmsten Sammlungen von Handzeichnungen berühmter Meister aufgezählt werden, fanden wir zu unserer Verwunderung eine der bekanntesten und zahlreichsten, nämlich die bey der florentinischen Gallerie befindliche, übergangen. — Vom Michel Angelo, welcher S. 126 unter den Kupferstechern der italienischen Schule genannt wird, dürfte es schwer seyn, eigenhändig gestochene oder radirte Blätter nachzuweisen; doch vielleicht hat unser Verfasser unter Michel Angelo nicht den Michel Angelo Buonarrotti, sondern den Michel Angelo da Caravaggio verstehen wollen, in solchem Falle aber einen Fehler gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch begangen. Der treffliche und berühmte Rafael Morghen hätte wenigstens eben sowohl als A. M. Zanetti und J. M. Pilleri verdient unter den besseren italienischen Kupferstechern genannt zu werden.

— y — H.

KLEINE SCHRIFTEN.

SPRACHKUNDE. Königsberg, in Commission b. Nicolovius: *Aristarchos, oder Bemerkungen zur Berichtigung der Sprachkunde, insbesondere der französischen Sprache; in drey Abhandlungen von Karl August Limmer, Vt. der Urbegriffe des Christen- und Heidenthums, und der Metaph. der Größenkunde u. s. w. 1808. 74 S. gr. 8. (12 Gr.)* Von den drey Abhandlungen, die das Wesen dieser Schrift ausmachen, ist die erste: Über die deutschen und französischen *Gerondifs* und *Participes*, überschrieben. Sie zerfällt wiederum in ein *Corpus delicti* und in *Argumenta ad hominem*. Bitterböse, ja grimmvoll, belst der Vt. die französischen Grammatiker, Bouchot, Restant und den zwölfmal aufgelegten Wailly an. Hr. L. zeigt, daß keiner von ihnen die Begriffe, Gerundium und Participium, zu würdigen verstanden habe. Diejenigen Deutschen, welche französische Grammatiken mit Kenntniß der lateinischen Sprache geschrieben haben, zieht er den Franzosen vor, giebt ihnen aber blindes Nachbeten Schuld. Es sey einem Franzosen (wie einem Italiener) unmöglich, eine gründliche Einsicht in die Bastardsprache seines Vaterlandes zu haben, wenn er das Lateinische und Deutsche nicht gehörig verstehe. Er läßt kein *In verbis simus faciles* gelten. „Nicht kann man hier sagen wollen, entgegenet er S. 13, wie jener sich ausgeben wollender Grammatiker: daß der Name indifferenter wäre. Nein! ist Name Bezeichnung der Sache, so müssen verschiedene Dinge auch verschiedene Namen haben, nicht allein das in der Küche, sondern auch in der Grammaire.“ — Zweite (zweyte) Abhandlung: Über die französische *Conjugaison*. Dritte: Über die französische *Declinaison*. Logik! Logik! ruft er auf allen Seiten, und schließt so: „der Achtfranzose wird immer in der wahren Bestimmung seiner *Declinaison* fehlen, wenn er nicht der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist: und, wie bisher (mit Einschlus Meister Debonale, so sehr er sich auch nur immer am Ende seines Machwerks mit dem nichts werthen Lobe einer gewissen Literaturzeitung kindisch prahlen mag) der Fall gewesen ist, unlogische Köpfe sich zu Grammatikschmidten und Grammatiklehrern, trotz aller ihrer Untauglichkeit, dennoch berufen fühlen wollen, bloß aus dem Grunde, weil sie in dieser oder jener Sprache plappern, oder ein Billet schreiben können. Ja, das können viele, deswegen aber sind sie ja noch keine Grammatiker.“ Man muß sich wundern, wie ein so gallischer Schriftsteller in der Hauptsache doch mehrmals Recht haben kann. Er hat wirklich manchen Irrthum aufgedeckt, verfällt aber dafür in neue, wie z. B. in seiner Behauptung vom *Optatif*, wozu er *j'aimerois, j'aurais aimé, j'aurai aimé*, rechnet. Die Materie selbst ist nicht unwichtig, und verdiente wohl eine Discussion, die doch an dieser Stelle viel zu weitläufig ausfallen würde. Schwerlich wird irgend ein denkender Lehrer der fran-

zösischen Sprache einer der vielen, von Franzosen oder Deutschen geschriebenen, Grammatiken unbedingt folgen können; er wird mehr oder weniger zu berichtigen haben, je nachdem ihn philosophischer Geist stärker oder schwächer belebt. Ein solcher kann durch den vorliegenden Aristarchos auf Ideen gebracht werden, er kann wenigstens nach seinem Muster die Kühnheit gewinnen, alte unbrauchbare Formen zu zerschmettern. — Wir haben schon oben einige Probben von der sehr schlechten Schreibart unseres Vts. angeführt; so ist das ganze Buch beschaffen. S. 24 kommt eine *Selfgethanene* (gethane) Handlung, und S. 22 gar *Salpaterei* (Salbaderey) vor. Darf solch ein Löwe brüllen? Cch.

Magdeburg, in Comm. b. Hinrichshofen: *Abécédaire et Vocabulaire à l'usage des petites filles. Françaisches Abc- und Wörterbuch für kleine Mädchen. 1808. 119 S. kl. 8. (9 Gr.)* Die Verfasserin bestimmte diese Schrift zunächst für den Privatgebrauch ihres Instituts, und der glückliche Erfolg, mit welchem es seit einigen Jahren in den unteren Classen einer Töchterschule gebraucht wurde, veranlaßte sie zur öffentlichen Bekanntmachung desselben. Auf das Alphabet folgen Sylben, dann einsylbige, zwey- und mehrsylbige Wörter, Hauptwörter mit Beywörtern zusammengefaßt, dann kleine Sätze, kurze Geschichten, kleine Poesien und Fabeln, die sämmtlich aus dem Kreise der Kinder, besonders kleiner Mädchen, genommen sind. Den größten Theil füllt ein *Vocabulaire*, mit kleinen Gesprächen verwebt, denen das Deutsche zur Seite steht. Am Schlusse werden noch die Hülfszeitwörter *avoir* und *être* geliefert. Es herrscht in den Gesprächen ein so heiteres und kindliches Wesen, die aufgezählten Wörter bekommen durch die Beziehung, in welcher sie hier stehen, für die kleinen Schülerinnen ein so lebhaftes Interesse, der leichte und gefällige Ton, so wie die Gegenstände selbst, sind dem Kindesalter so angemessen, daß wir dasselbe bey dem Unterrichte kleiner Mädchen vor vielen anderen empfehlen. Schade, daß sich mehrere Druckfehler eingeschlichen haben, die in Elementarbüchern vorzüglich vermieden werden sollten. Ausser den hinten angezeigten sind uns noch folg. aufgefallen, die größtentheils Sprachunrichtigkeiten enthalten: S. 14 *qu'elle fit st. qu'elle fis*; *descendit st. descendit*; S. 17 *pourqu'il put st. put*; S. 25 *leur chansons st. leurs chansons*; S. 36 *ça du st. ça d*; S. 42 *quel jeu jouerons nous st. à quel jeu etc.* und in der Antwort: *le jeu st. au jeu*; S. 66 *amuré st. amussé*; *interrompu st. interrompue*; S. 82 *tous ceux st. tous ceux*; S. 85 *c'est pourquoi, qu'on a etc.*; S. 111 *ils auront st. auront*; S. 118 *qu'il fut st. fut*, und S. 119 *qu'il eut été st. qu'il eut été*; der oft fehlenden Accente und der vernachlässigten Interpunction nicht zu gedenken. — In dem Alphabet ist das unfranzösische *w* aufgenommen; das *j* aber, welches die Franzosen bestimmt vom *i* unterscheiden, ausgelassen worden. P.d.e.

Monatsregister

v o m

J a n u a r 1 8 0 9.

I. Verzeichniß der im Monat Januar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- A** bdruck der von Cassel erlassenen und den Behörden mitgetheilten Instruction die Aufnahme der Urkunden und Führung der Register des Civilstandes betreffend 7. 55.
A bécédaire et Vocabulaire à l'usage des petites filles 25. 200.
A nekdoten aus Spanien und Portugal. 1 Heft 20. 160.

B.

- B** eauval Dialogues pour la vie sociale. T. 1 25. 193.
 — — Gespräche für des gesellschaftliche Leben. Französisch und deutsch. 1 Bänden. 25. 193.
B öckhii Specimen editionis Timaei Platonis dialogi 24. 191.
B öhmer alphabetisches Repertorium der in dem 1 Bande des Gesetzbulletins des Königl. Westphalens enthaltenen Grundgesetze und königl. Decrete. (Auch unter dem franz. Titel: Répertoire alphabétique etc.) 6. 47.
B rutt de argumento et autore Epistolae ad Hebraeos 4. 51.
B ulletin des Loix du Royaume de Westphalie. T. I. II 5. 53.
B urdach die Lehre vom Schlagflusse 9. 71.

C.

- C** ladius Uranlichten des Christenthums 4. 27.
C omoedia divina, mit drey Vorreden von Peter Hammer, Jean Paul und dem Herausgeber 28. 139.

D.

- D** eutschland, das gelehrte. Angefangen von Hamberger, fortgesetzt von Meusel. 13 Band. 5 Ausgabe 11. 87.
D rüfke Predigten für dankende Verehrer Jesu. 2 Samml. 3. 24.

F.

- F** acius Taschenbuch für junge Reisende um Kunstgallerien, Museen und Bibliotheken mit Nutzen zu besuchen 25. 198.
F rancejon neue französische Sprachlehre für Deutsche. 1. 2 Th. 26. 195.
F rank de curandis hominum morbis epitome. Liber V. de profluviis. Pars II 3. 57.
 — — Grundsätze über die Behandlung der Krankheiten des Menschen. 6 Band, oder des 5 Buchs von den Ausflüssen. 2 Theil. Aus dem Lateinischen übersetzt 9. 66.
F rles neue Kritik der Vernunft. 1 — 3 Band 10. 73.

G.

- G** emälde von Danzig 20. 156.
G öpner der Staatsdienst aus dem Gesichtspunct des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet 16. 121.
G oethe's Werke. 1 Band 1. 1.
G oldmann Comment. qua trinarum linguarum Vasconum, Belgarum et Celtarum, quarum reliquae in linguis Vasconica, Cymry et Gallicae superant, discrimen et diversa cujusque indoles docetur 24. 188.
G reiling Pastoral schreiben an Schuderoff 22. 96.

H.

- H** egewisch geographische und historische Nachrichten, die Kolonien der Griechen betreffend 19. 145.
H einsje Ideen und Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung des gesammten Hebammenwesens und der künstlichen Geburtshülfe 10. 79.
H euse Specimen criticum in Platonem 21. 161.
H ug Einleitung in die Schriften des N. Test. 1 Theil 5. 17.

I.

- I** nstruction in Rücksicht der Aufnahme der Urkunden und Führung der Register des Civilstandes 7. 55.

K.

- K** otzabue Leontine. 1. 2 Theil 2. 14.

L.

- L** efontaine Aline von Riefenrein. 1 — 3 Theil 2. 14.
 — — — Gemälde des menschlichen Herzens. 10 — 12 Theil 2. 14.
L efebuch, ein natur-historisches, für Anfänger in der englischen Sprache 23. 184.
L immer Aristarchos, oder Bemerkungen zur Berichtigung der Sprachkunde, insbesondere der französischen Sprache 25. 199.
L ueder über Industrie und Cultur der Portugiesen 19. 148.
L üdger theoretisch - praktische Grammatik der englischen Sprache 25. 197.

M.

- M** agazin neuer Fest- und Casual - Predigten, Tauf- und Trau-Reden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge von Ribbeck und Hanstein. 10 Theil 5. 23.
M ayer's natural history for the use of schools 25. 184.

Mensel das gelehrte Deutschland im 19. Jahrhundert. 1. Band 11. 37.
 — — zehnter Nachtrag zu der 4. Ausgabe des gelehrten Deutschlands 11. 38.
Molitor über bürgerliche Erziehung 15. 116.

N.

Niethammer der Streit des Philanthropismus und Humanismus in der Theorie des Erziehungs-Unterrichts unserer Zeit 13. 97.

P.

Passe-temps agréable ou Recueil choisi d'Enigmes modernes 23. 176.
Pigmäen - Briefe. 1. Band 18. 143.
Ponge Gemälde zur französischen Unterhaltung. 1. 2. Lieferung 25. 195.
Pesewitz Entwurf zur Anlegung einer Bade- und Baderettungs - Anstalt für Städte an Flüssen, vorzüglich Universitätsstädte dieser Art 15. 119.

R.

Rau Handbuch für Hebammen 9. 69.

S.

Schlegel Progr. in quo difficultas vox ἀπρᾶγμος in Ep. ad Phil. II, 6 explicatur 4. 31.
Siebold Lehrbuch der Hebammenkunst 9. 67.
Stuart der Mensch wie er erscheint. Aus dem Holländischen. Mit Vorrede und Anmerkungen von *Frerisp.* 1 B. 1. 2. Heft. 2 B. 1 H. 20. 155.

T.

Tabacksrecepte, neu entdeckte 15. 120.
Tacitus Julius Agricola. Lateinisch und deutsch, von *Schlüter* 21. 169.
Thiersch specimen editionis Symposii Platonis 23. 181.
Thilo Grundsätze des akademischen Vortrags 22. 175.

U.

Ueber Neufchatel 19. 96.
Venturini Taschenbuch für Maire und Municipalrath 7. 51.
Villiers Brief an die Gräfin Fanny von Beauharnois, enthaltend eine Nachricht von den Begebenheiten, die zu Lübeck den 6 Nov. 1806 u. ff. vorgefallen sind. Aus dem Franz. übers. 3te Aufl. 5. 39.
Vollbeding Versuch einer metrischen Psalmen-Übersetzung 4. 51.

W.

Weber Entwurf einer geographischen Beschreibung des Königreichs Westphalen für Schulen 20. 159.
Westfeld Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel, in Betreff der Verhandlungen über den ersten Entwurf eines Gesetzes wegen Einführung der Patentsteuer 7. 66.
 — — Vortrag an die Versammlung der Stände des Königreichs Westphalen zu Cassel in Betreff des Gesetzesentwurfs über die Finanzen vom J. 1809 7. 65.

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder 22.
Anonyme Verleger 7. 12. 15. 18. 20 (2).
Arnold in Dresden 25.
Aubel in Cassel 5.
Bädecker und **Kürzel** in Duisburg und Essen 22.
Beckerische Buchhandlung in Gotha 18.
Cotta in Tübingen 1. 3.
Craz und **Gerlach** in Freyberg 10.
Dieterich in Göttingen 7 (2). 23. 24.
Döle in Halberstadt 12.
Dunker und **Humboldt** in Berlin 19.
Eckhardt in Greifswalde 4 (2).
Frommann in Jena 13.
Hammerich in Altona 4. 19.
Hartmann in Riga und Leipzig 2.
Hayn in Berlin 25.
Heinrichshofen in Magdeburg 3. 7. 25.
Herold und **Wahlstab** in Lüneburg 3.
Meyer in Gießen und Darmstadt 9.
Münchs in Leipzig 9.
Henkoop in Leiden 21.
Korn in Breslau 22.
Kramer in Zerbst 4.
Krüll in Landshut 16.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam 6.
ter Meer in Krefeld 20.
Meyer in Lemgo 17.
Mohr in Frankfurt am Mayn 15.
Mohr und **Zimmer** in Heidelberg 10. 24.
Nicplovius in Königsberg 25.
Perthes in Hamburg 25.
Realschulbuchhandlung in Berlin 25.
Röwer in Göttingen 6.
Ruff in Halle und Leipzig 2.
Schulze in Oldenburg 23.
Schwan und **Götz** in Mannheim 8. 9.
Sinner in Coburg 25.
Stahel in Würzburg 9.
Tafché und **Müller** in Gießen 15.
Tourneisen, der Sohn, in Paris und Cassel 25.
Vieweg in Braunschweig 7.
Wittekind in Eisenach 20.

III. Intelligenzblatt des Januar.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder Verl.	2. 10.
Beckersche Buchh. in Gotha Verl.	6. 45.
Feuerbrände, neue. 18 Hefte	7. 51.
Frölichsche Buchh. in Berlin Verl.	5. 35.
Gassert in Ansbach Verl.	2. 14.
Gelehrter, der deutsche, im 19 Jahrhundert	6. 47. 7. 54. 55.
Gräff in Leipzig Verl.	7. 55.
Harles neues Journal der ausländischen medicinischen Literatur. 3 B. a. Stück	7. 49.
Hartleben allgemeine Justiz- und Policey-Blätter	2. 9.
Hemmerde und Schwetfchke in Halle-Verl.	4. 29.
Hermann in Frankfurt am Mayn Verl.	6. 47.
Heyer in Gießen u. Darmstadt Verl.	5. 39.
Haye in Bremen Verl.	5. 38.
Joachim in Leipzig Verl.	7. 53.
Klügerfche Buchh. in Arnstadt und Radolfstadt Verl.	7. 55.
Köhler in Leipzig Verl.	2. 15.
Krause in Danzig und Leipzig	2. 15.
Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam Verl.	2. 12.
Meyersche Buchh. in Lemgo Verl.	3. 19. 20. 21. 5. 37. 38. 7. 52. 53.
Norwich Théâtre Espagnol	6. 39.
Saalfeld Handbuch des praktischen europäischen Völkerrechts	7. 53.
Steinacker in Leipzig Verl.	4. 29.
Thiefs das göttliche Leben nach der Schrift, mit Rücksicht auf die Zeichen unserer Zeit	7. 52.
Uebersetzungsanzeige von Tablettes chronologiques de l'Histoire universelle p. Picot	2. 12.
Wilms in Frankfurt am Mayn Verl.	5. 38.
	2. 12.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ancillon in Berlin	1. 7.
Bagge in Coburg	3. 17.
v. Bassewitz in Meklenburg-Schwerin	1. 7.
v. Brandenstein in Meklenburg-Schwerin	1. 7.
Ernesti in Coburg	3. 17.
v. Goethe in Weimar	1. 2.
Gravenhorst in Göttingen	1. 7.
Hartleben in Coburg	1. 8.
Henry in Jena	1. 7.
Hofmeister in Coburg	1. 8.
Hultén in Upsala	3. 17.
v. Kamptz auf Falkenstein in der Neumark	3. 17.
Keyser in München	3. 17.
Klein in Würzburg	3. 17.
Liebenberg in Kopenhagen	1. 7.
Matthias in Altenburg	1. 7.
Münter in Kopenhagen	3. 7.
Murhard in Cassel	1. 7.
Pauser in Herspruck	3. 58.
Perisani in Salzburg	3. 17.

v. Pöllnitz in Preussen	3. 58.
Schaub in den Zooden bey Allendorf	3. 17.
v. Scheurl in Herspruck	3. 58.
Siefert in Königsberg	3. 17.
Stark d. Aelt. in Jena	2. 5. 7.
Stark d. Jüng. in Jena	1. 7.
Stolz in Bremen	1. 7.
Visbeck in Neustrolitz	3. 17.
Wieland in Weimar	2. 2.

Nekrolog.

Bitanbé in Paris	3. 60.
Brömel in Berlin	3. 18.
Crüger in Delitzsch	3. 59.
Eck in Leipzig	3. 59.
Fernow in Weimar	3. 18.
de Goston in Limoges	3. 60.
Grimm in Heidelberg	3. 59.
Hagens in Oldenburg	3. 58.
Hesse in Weende	3. 58.
Kapke in Dramburg	3. 58.
Lessing in Chemnitz	3. 59.
Laugel in Paris	3. 59.
Rosenberg in Berlin	3. 58.
v. Schafrath in Pesth	3. 58.
Starke in Groß-Tschirna	3. 58.
Thorild in Greifswald	3. 58.
Völker in Jena	3. 60.
Weis in Marburg	6. 41.
Westphal in Halle	3. 60.
Wolf in Brita bay Berlin	3. 17.
Wranitzky in Berlin	3. 58.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Jena, neue Mitglieder der herzogl. lateinischen Gesellschaft	3. 57.
Langentalza, Preisfrage der königl. sächsisch-thüringischen Landwirthschafts-gesellschaft	4. 18.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Glücksstadt, Schulexamen	5. 35.
Heidelberg, Promotionen	5. 35.
Helmstädt, Stiftungsfeft und Geburtstagsfeyer des Königs	5. 35.
Jena, Deputation an den franz. und russischen Kaiser, und Schenkungsurkunde des ersteren	1. 1.
— — Promotionen	1. 7.
— — Rescript der kais. Erhalter, die Vorlesungen über den Code Napoléon betreffend	1. 6.
— — Weihnachtsprogramm, homileisches Institut und Promotionen	3. 57.
Kloster Berge, Widerlegung der Gerüchte von bevorstehenden Veränderungen des Pädagogiums	5. 35.

Paris, Installation des jüdischen Central-Conf-
 storiums
 — — Preisvertheilung an dem Collège des étu-
 dians en médecine
 Warschau, Einweihung der neu errichteten
 Rechtsschule, gegenwärtiger Zustand des Ly-
 ceums und Prüfung an demselben

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

v. Arnim in Cassel an Hn. Hofrath Voss in Hei-
 delberg
 Bemerkungen, einige, über Thiersch Tabellen
 über das griechische Verbum
 Breyer Erklärung gegen Hn. v. Hellersberg
 Bücher-Auction in Buttstädt
 Bücher - Landcharten - und Kupferstiche - Auction
 in Würzburg
 Bücher-Verlosungs-Institut zu Rudolstadt
 Bücher zum Verkauf bey Heyer in Gießen
 Cammerer Anzeige seines Bücherkatalogs
 Cammoccini f. Rom.

Entdeckung, neue, von Gay-Lussac und Thé-
 ward, daß die Boraxsäure kein einfacher Kör-
 per sey
 Friedrich, Prinz von Sachsen-Gotha, läßt zu
 Rom nach Alterthümern graben
 Landi f. Rom.
 Meyer Sohn in Aarau Bitte um Einsendung von
 Bücherkatalogen
 Ostia, bey, werden Aesarchümer gefunden
 Pompeji, merkwürdige Antiquitäten werden aus-
 gegraben
 Rom, Landi's und Cammoccini's Gemälde; Aus-
 stellung der franz. Künstler; literarische Blät-
 ter und Werke
 Schöll in Paris Anzeige Kochs genealogische Ta-
 feln betreffend
 v. Ulmenstein in Wetalar Berichtigung
 Visconti und Guattani in Rom arbeiten an der
 Ausgabe des neuen Museums von Pius VIII
 Voss an die Redaction der Jen. A. L. Z.
 Wolf Antikritik, nebst Antwort des Rec.
 Zoega in Rom giebt ein Werk üb. d. alten Bas-
 reliefe heraus

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 F E B R U A R, 1 8 0 9.

T H E O L O G I E.

HAMBURG, b. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi*, von Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg. I Th. 1806. 510 S. II Th. 1807. 476 S. III Th. 1808. 588 S. IV Th. I Abth. 1809. 572 S. 8. (Nächst der noch nachzuliefernden 2 Abth. 7 Thlr. 8 Gr.)

Auf den ersten Anblick scheint die Stolbergische Schrift ganz unbedeutend und anspruchslos und zur Anzeige in einem kritischen, zumal protestantischen, Blatt kaum geeignet zu seyn. Die sehr warm und schwärmerisch geschriebene Zuschrift „An meine Söhne und Töchter,“ in welcher der Vf. sein Werk der Belehrung und Erbauung seiner Kinder widmet, scheint es ganz dem Gesichtskreis des literarischen Publicums zu entziehen. Zugleich läßt diese Zuschrift ihrem ganzen Tone nach nichts erwarten, als die eigenthümlichen Überzeugungen und Ansichten eines bekehrten frommen Gemüths, ohne allen Anspruch auf objectiven Werth und Gültigkeit. Nun gehörte aber die Beachtung einer solchen Schrift eher für die Geschichte der neuesten Proselytenmacherey, als für ein literarisches Institut, welches eigentlich nur die Erzeugnisse der Wissenschaft und Gelehrsamkeit vor seine Thüre zu ziehen hat. Hätte der Hr. Graf wirklich nichts weiter gewollt, als seinen neuen Glauben zu seiner eigenen Befestigung und zur Belehrung seiner nächsten Freunde schriftlich niederzulegen: so hätte er es ungestört thun können, wir würden vielleicht gar keine Notiz davon genommen haben. Denn der Charakter seines Werkes ist von der Art, daß die Kritik wenig Lust haben kann, sich damit zu befassen. Selten sind uns in neuerer Zeit Schriften vorgekommen, die so sehr wie diese aller Vernunft gespottet hätten; gegen Unvernunft kann es aber keine Kritik geben. Allein die Absicht des Vfs. ist keinesweges so unschuldig, wie man Anfangs glaubt und hofft. Er will bekehren, will Proselyten machen! Dies wird aus mehreren Stellen deutlich, z. B. aus folgender Th. I, S. 57. „Könnte ich in diesen Zeiten des Leichtsinns, der Vielwisserey und der Unkunde des Wissenswürdigsten auch nur einige, vorzüglich Jünglinge, bewegen, die heilige Schrift mit Unbefangenheit zu lesen und dem Wehen des Geistes, welches aus ihr gehet, sich nicht zu entziehen u. s. w.“ (Unter Unbefangenheit, welches Wort oft vorkommt, versteht der Vf. nichts als seine allein wahre Exegese.) Dazu kommen noch andere merkwürdige Stellen, in denen der Vf. hämische Seiten-

blicke auf die Protestanten, „seine irrenden Brüder,“ wirft, die jene Absichten aufser Zweifel setzen. Nun machen es leider gewisse krankhafte Symptome der Zeit nothwendig, auf solche Versuche aufmerksam zu seyn. Vor wenigen Jahren noch wäre es eine lächerliche Beforgniß gewesen, daß der Protestantismus von der Eroberungsfucht der alleinseligmachenden Kirche zu fürchten hätte. Die Ausbildung des Verstandes und die Berichtigung der Begriffe über Religion schien so feste Wurzel zu fassen im protestantischen Deutschland, daß die in der Geschichte einzige große Erscheinung nahe zu seyn schien, daß ein ganzer großer Theil der Menschheit, eben so sehr von positivem Glauben als von Schwärmeriey entfernt, sich frey im Gebiet der Vernunft bewegte. Man hätte hoffen sollen, daß der Überblick über eine große historische Vergangenheit und die Entfaltung und Ausbildung des wahren wissenschaftlichen Denkens endlich einmal gewisse feste Resultate herbeiführen würde in einer Sache, in welcher die Menschheit von Anbeginn an so viel gefaselt und geträumt hat, zumal da die Theologen selbst, mit edler Uneigennützigkeit ihrem hierarchischen Vortheil entlagend, ihre eigenthümlichen Kenntnisse und Erfahrungen der allgemeinen Benutzung darboten, und den Vorhang des Geheimnisses lüfteten, so daß jeder mit Verstand begabte klar sehen konnte. Aber umsonst! Die schwache Generation konnte das Licht nicht ertragen — die Freyheit des Geistes wie die politische fodert starke Gemüther — man sank zurück und warf sich dem Glauben wieder in die Arme. Der Fanatismus ist ein Proteus, kaum ist ihm eine Larve abgezogen, so erscheint er in einer neuen; die theologische Hyder treibt immer neue Köpfe. Da der historisch-positive Glaube ziemlich durchlöchert war: so erfand man sich einen neuen, einen poetischen, und auch diese Bekehrungsart nicht verschmähend trat die alleinseligmachende Kirche den reuigen Kindern als verzehrende Mutter entgegen, sie in ihren Schooß wieder aufzunehmen. Zu wünschen wäre, daß alle Genossen dieses neuen Glaubens öffentlich zum Katholicismus überträten; damit man wüßte, mit wem man es zu thun hat, und vor ihnen warnen könnte: am gefährlichsten sind die neuen Kryptocalvinisten, die den Protestantismus heimlich untergraben und die jungen Gemüther verrücken. In dieselbe Classe gehören auch solche, die zwar steif und fest auf dem Protestantismus zu beharren glauben, aber durch Verwerfung der verständigen Behandlungsart der Religion und durch Begünstigung des Phantastischen und Schwärmerischen das wahre Prin-

Cc

cip des Protestantismus aufgeben, welches nur im freyen klaren Denken zu suchen ist. In Hinsicht auf diese antiprotestantischen Regungen im protestantischen Deutschland könnte das Buch des Hn. Grafen wirklich für schädlich gehalten werden; daß es ohne Geist und Geschmack geschrieben ist, wie wir sehen werden, könnte eher seine Schädlichkeit vermehren als vermindern. Denn unserer Meinung nach verträgt sich die Geist- und Geschmacklosigkeit sehr gut mit Schwärmerey und Frömmerey, und beide unterstützen sich gegenseitig. Dazu kommt endlich die sonderbare Erscheinung, daß Hr. *Friedr. Schlegel* in den *Heidelberger Jahrbüchern der Theologie* seine Stimme über dieses Werk abgegeben hat. Ob nun gleich der literarische Einfluss dieses Schriftstellers noch gar nicht entschieden zu seyn scheint, und man also sich in Ansehung der gefährlichen Folgen beruhigen könnte: so möchte denn doch jene Beurtheilung dem *Stolbergischen* Werke ein kleines Gewicht zugelegt haben, und wir finden uns dadurch noch mehr zu einer Anzeige desselben veranlaßt, so wie wir dabey auch auf jene Recension Rücksicht nehmen wollen.

Wir versuchen zuvörderst eine charakteristische Anzeige des Inhalts zu geben, so schwer es auch ist, ein so gehaltloses Buch zu extrahiren. Der Vf. bestimmt den Gegenstand, den er behandelt, in der Einleitung also: „Die Geschichte der Religion Jesu Christi ist die Geschichte der geoffenbarten Erbarmungen Gottes gegen das Menschengeschlecht durch seinen Sohn, und der Weise, wie die Menschen seine Offenbarungen annehmen oder verwerfen, seiner Erbarmungen durch Glauben, Hoffnung und Liebe empfänglich wurden oder sich dagegen verstockten.“ Nun aber sind nach dem Vf. Jesus Christus und Gottes Offenbarungen durch ihn eben so gut im A. T. als im N. T. zu finden: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe auch in Ewigkeit ist das A und O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. Er war der Gegenstand der ersten Verheißung im Paradiese und der Verheißende war er. — Es ist keine Offenbarung Gottes, welche nicht unmittelbar oder mittelbar ihn zum Gegenstand habe. — Es ist Eine Religion, die Religion der harrenden Väter und die Religion der glaubenden Christen. — Es ist Ein Bund; dieser (das A. T.) verhält sich zu jenem (dem N. T.) wie die erste Helle zu dem strahlenden Tag.“ Den „Tag der Offenbarung“, theilt nun der Vf. in zwey Hälften oder Zeitläufe. Der erste Zeitlauf der Offenbarungen Gottes endet mit der Geburt Jesu Christi, der zweyte beginnt mit der Geburt Jesu Christi. Der erste Zeitlauf enthält 6 Zeiträume (die gewöhnlichen Perioden der biblischen Geschichte), und nach dessen behandelt nun der Vf. die Geschichte der Religion Jesu, das heisst, er erzählt wörtlich der Bibel (meistens der lutherischen Übersetzung) nach, mit einestreyen typologischen, mystischen und erbaulichen Bemerkungen (auch findet man die bekannten älteren exegetischen Anmerkungen nach *Calmet*, *Hugo Grotius* u. a.), und diese bis jetzt erschienenen Bände enthalten die biblische Geschichte bis zur Geburt Jesu Christi. Nach der weitläufigen Behandlung dieses Theiles des großen Ganzen lassen sich noch viele

Bände erwarten, und der Vf. weiß nunmehr, was er bis an seinen Tod zu thun hat.

Der I Theil enthält die Geschichten bis zur Berufung Moses. Nach den vorausgeschickten Axiomen ist es ganz consequent, die Geschichte so anzufangen: „In Anfange war das Wort und das Wort war bey Gott und Gott war das Wort. — Alle Dinge sind durch dasselbige gemacht.“ Der Vf. der Schöpfungsgeschichte hat zwar in seiner Einfalt nichts davon gewußt, daß eigentlich der Messias und nicht Elohim die Welt geschaffen: aber der Apostel Johannes muß es ja besser wissen! Eine Emphase wird gelegt auf das ganz bedeutungslose: *Lasset uns Menschen machen*, um die Dreyeinigkeit daraus zu beweisen (unsere neueren Theologen begehen denselben Fehler, wenn sie aus diesem Plural auf polytheistische Vorstellungen schließen); und der Geist Gottes wird ja namentlich genannt! Dazu wird noch eine Stelle aus Ps. 32, 6 genommen: „Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht und alle seine Heere durch den Geist seines Mundes“ — und so ist die Dreyeinigkeit im A. T. klärllich dargethan, obschon es den Forschungen der Theologen bisher nicht gelungen ist, diese Lehre im A. T. zu finden, ja nicht einmal im N. T. — Über den Sündenfall werden erbauliche Betrachtungen angestellt; wir erwarteten vergebens, denselben in der Beziehung betrachtet zu sehen, daß mit ihm eigentlich erst die Nothwendigkeit einer göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts gesetzt wird, nach christlichem Begriff, in so fern die Verderbnis des Menschengeschlechts die Grundlehre des Christenthums ist; und auf ihr die Lehre von der Erlösung ruhet. Warum ließ der Vf. fallen, was so sehr zu seinem Plane diene? Das Prot-evangelium Gen. 3 wird natürlich nicht ausgelassen: „in dunkeln Worten enthielt dieses Theil die Verheißung des Sohnes der reinen Jungfrau, welcher Gottes Sohn ist.“ Die Vertreibung der ersten Ältern aus dem Paradiese und die ihnen angekündigten Strafen weiß der Vf., zum Theil mit glücklichen Combinationen, als eben so viel Mittel der Erziehung und Übung des Menschengeschlechts darzustellen: nur verfehlt er die Absicht des biblischen Schriftstellers; wenn er sich in das Lob des Ackerbaues ergießt. Seine ganze gläubige Argumentation für den göttlichen Ursprung der Getreidearten (die besonders darauf setzt, daß man sie nirgends wild finde) fällt mit der wirklich gemachten Entdeckung der wildwachsenden Getreidearten, wie so oft der Glaube nur auf Mangel an Kenntniß und Einsicht ruhet. — Einiger Ungläube beschleicht den Vf. über das erzählte: „Gott der Herr machte Adam und seinem Weibe Röcke von Fellen und zog sie ihnen an.“ „Wer, ruft er aus, würde es für möglich halten? welcher Dichter hätte es dichten dürfen?“ Aber die heilige Schrift sagt es.“ Er weiß aber dennoch etwas Erbaulich-witziges darüber zu sagen: „Er, der dereinst ihre Seelen und so viele Seelen ihrer Kinder kleiden wollte mit Gewanden des Heils und mit dem Rock der Gerechtigkeit, er kleidete ihre Blöße, lehrte dadurch das Menschengeschlecht zarte Fürsorge für Schamhaftigkeit, die der Schmutz des Weibes und der Jung-

frau ist u. f. w.“ — Bey Betrachtung der Opfer Kains und Abels stellt der Vf. die Vermuthung auf, daß die Opfer von Gott eingesetzt seyn möchten, zum Behuf der bekannten typologischen Deutung derselben: „Er hat gewiß die Weise ihm zu dienen, nicht ihrer nach dem Falle schwankenden Willkühr überlassen, sondern den Gebrauch der Opfer gestiftet, welcher nicht allein dazu dienen sollte, sie an den Geber aller Dinge zu erinnern, sondern auch auf geheimnißvolle Weise schon in frühesten Zeiten auf das große Sühnopfer Christi deutete.“ Nur Schade, daß die Offenbarung diese wichtige Einsetzung nicht erzählt. Übrigens „hatte der jungfräuliche (?) Schäfer das Glück, ein Vorbild zu werden des Allgerechten, der durch die Hände seiner Brüder, und auf Anstiften des Fürsten dieser Welt, getödtet ward.“ — Aus einer Stelle des B. der Weisheit 10, 1 f. schließt der Vf., daß Adam bey Gott zu Gnaden angenommen worden; wir können dies darin nicht finden, aber wir haben auch nicht die erleuchtete Exegese des Vfs. — Über das hohe Lebensalter der Patriarchen weiß der Vf. Vieles zu phantasiren S. 46 — 47, von diesem Geschmack: „Welche Entwürfe möchten im Haupt eines antediluvianischen Sylla oder Cäsar sich entspinnen, wo der erste Herrscher auf einem neu errungenen Thron sich schmeicheln durfte, die Huldigungen vieler gleichzeitigen Geschlechter, von funfzigjährigen Jünglingen und von Greisen, welche neun Jahrhunderte hinter dem Rücken hatten, anzunehmen.“ Hätte sich der Vf. lieber die Mühe genommen, über das angeblich hohe Alter der Patriarchen mit Verstand zu reflectiren!

Die Geschichte bis zum Rufe Abrahams bietet wenig dar, was auf die Geschichte der Religion Jesu Bezug hätte. Hier scheint der Vf. den kaum mit Mühe angeknüpften Faden verloren zu haben. Bildernde, phantasisch-erbauliche Bemerkungen genug, aber keine Belehrungen über den Gang der göttlichen Erbarmungen. Warum mußte die Sündfluth das ganze Menschengeschlecht vertilgen bis auf Wenige? Der Vf. scheint die Härte dieser Mafsregel gefühlt zu haben, er sucht Manches über die Nothwendigkeit der Sündfluth zu sagen, S. 51, 52, und findet Trost darin, daß Jesus bey der Höllenfahrt den Geistern der Antediluvianer gepredigt nach 1 Petri 3, 19, 20. — Trefflich versteht der Vf. die Kunst, aus dem Texte herauszuentwickeln, was ihm beliebt. „Durch den Segen, den Gott der Familie Noah's, in ihr den künftigen Geschlechtern gab, ladet er die Menschen ein zur Liebe gegen ihn, darauf zur brüderlichen Liebe gegen einander. Liebe zu Gott und Liebe zu den Menschen, siehe da die Seele der Religion Jesu Christi! Diese beiden Gebote gab Gott später den Israeliten, und Jesus Christus lehret uns, daß in diesen beiden Geboten das ganze Gesetz und die Propheten hängen.“ Welcher Ungeweihte hätte dies in der Stelle Gen. 9, 1—2 finden können? Über die Geschichte nach der Sündfluth werden manche historische Combinationen mitgetheilt, nichts Neues, nichts Interessantes, besonders für unseren Zweck.

Aus dem allgemein verbreiteten Götzendienste er-

rettete nun Gott den Abraham. Hier ist wieder nicht genug herausgehoben, wie, nach jüdischem Particularismus (dem ja der Vf. gläubig huldigt), die nachher erfolgende Aussonderung des Volkes Gottes vorbereitet wird. — Der Vf. findet es sehr erbaulich, daß Abraham zu Bethel den Namen des Herrn predigt.“ „Auf diese Weise brauchte Gott den Abraham, dessen eigentliche Bestimmung war, der Vater des Volkes Gottes, ja der Vater des Messias nach dem Fleisch und aller Gläubigen geistlicher Vater zu werden: so brauchte Gott ihn auch zugleich als Herold seines Namens bey den Zeitgenossen, und ließ ihn geistliche Kinder zeugen, eh ein Sohn ihm geboren ward.“ Aber nur in der lutherischen Übersetzung, nicht einmal in der *Vulgata* steht etwas von Predigen, Hebräisch heist es: *er rief an*. Soll man nun über den Vf. lachen oder ihn bedauern? — Über die Trennung Lots schreibt der Vf. dem heil. Chrysostomus die triviale Bemerkung nach: „gewöhnliche Folge des Reichthums; täglich sieht man, daß der Mammon die Reichen der Welt entzweyhet u. f. w.“ — Besonders erwünscht muß unserem Vf. die Erscheinung Melchisedeks seyn, der schon nach dem Br. an die Hebräer das Vorbild Christi ist. Die Gottseligkeit weiß alles zu ihrem Zweck zu benutzen: Daß ein so wichtiger Typus nur so im Vorbeygehen aufgeführt ist, sollte für jeden denkenden Menschen eine Schwierigkeit seyn. „Aber eben diese scheinbare Nachlässigkeit des heil. Schriftstellers reizet den bedächtigen Leser desto mehr zu ernstem Nachsinnen, denn sie vermehret das geheimnißvolle Dunkel, in welches diese Geschichte hingestellt worden;“ und besonders ist es schön, daß wir sogar nichts von Melchisedek wissen: „Er kommt und schwindet; wir wissen nichts von ihm, als was diese wenigen Worte melden. Und wenn andere Heilige und Freunde Gottes in der heil. Schrift durch ausführliche Erzählungen von den Gnaden, die Gott ihnen erzeugte, verherrlicht werden: so wird dieser gleichsam vernichtet, daß nur auf den gedeutet werde, den er vorbildete; eine Vernichtung, welche den Melchisedek überschwänglich verherrlicht!“ In dem Brod und Wein, das Melchisedek hervortrug, ist das Abendmahl vorgebildet. Der Vf. hält es nämlich für ein Opfer, da es doch klar ist, daß es bloß zum Essen und Trinken für den hungrigen Abraham gebracht wurde. — Über das Bundesopfer Gottes mit Abraham (das gut exegetisch erläutert wird) ruft der Vf. aus: „Welche Herablassung namenloser Huldners Gottes! u. f. w.“ Ist es Mangel an Glauben oder reinere Vorstellung von Gott, wenn wir in dieser Erzählung nur anthropopathische Mythologie finden? — Der Vf. siehet die Beschneidung (mit Philo und Anderen) als Symbol der Unterdrückung der sinnlichen Lust an; ob mit dieser Ansicht der ursprüngliche medicinische Zweck der Beschneidung, die Beförderung der Reinlichkeit und der Fruchtbarkeit (der auch Philo eingestehet) nicht im lächerlichen Widerspruch steht? Ist diese göttliche Exegese nicht amüßant? — Abrahams Lachen über Isaaks Verheißung darf nicht das Lachen des Zweifels seyn, sondern des freudigen Staunens, weil der Erzvater kei-

nen Fehler gemacht haben könne, hingegen die Sarah darf schon eher spottend lachen. — Isaaks Opferung auf dem Berg Moriah ist Vorbild der Kreuzigung Christi, S. 139. — Von S. 151 werden noch lange Betrachtungen über Abrahams Geschichte angestellt, und hier werden wir belehrt, „dass es einer von den grossen Charakterzügen der heil. Schrift sey, dass sie nichts für unseren Vorwitz aufzeichnet, alles zu unserer Heiligung.“ Rec. möchte die Aufgabe nicht übernehmen, alles in der Bibel Erzählte in diesem Lichte zu zeigen. Auch muss bald darauf der Vf. bekennen, dass die Überlistung Esau's durch Jakob „etwas das Gemüth Empörendes sey.“ — Bey dem so geheimnissvollen Kampf Gottes mit Jakob verlässt den Vf. sein erbaulicher Witz. „Wie huldvoll ist dieser Kampf!“ ist alles, was er darüber zu sagen weis, S. 176.

Man liest an ganze Bogen nichts als Übersetzung und alltägliche, exegetische und erbauliche Bemerkungen, bis endlich Joseph als Vorbild Jesu aufgeführt wird, zuerst schon in seinen beiden Söhnen Ephraim und Manasse, wovon jener das Vorbild der Christen, dieser der Juden ist; aber dann auch in jedem einzelnen Zug seiner Geschichte, wovon S. 246 ff. die Auseinandersetzung folgt. Einige Proben! „Joseph ward von seinem Vater zu seinen Brüdern gesandt. Jesus Christus ward gesandt von seinem Vater zu den Menschen u. s. w. Joseph ward von seinen Brüdern für 20 Silberlinge verkauft. Jesus Christus ward von einem seiner Jünger, die er Bruder nennt, für 30 Silberlinge verkauft. — Joseph ward seiner Gewande beraubt. Jesus Christus ward seiner Gewande beraubt. — Joseph ward von seinen Brüdern Fremdlingen übergeben. Jesus Christus ward von seinen Brüdern, den Juden, Römern übergeben. — Alle, welche Brod verlangten, verwies Pharao auf Joseph. Ich bin, sprach Jesus, das Brod des Lebens. — Die 11 Brüder Josephs correspondiren den 11 Jüngern Jesus. — Im Segen Jakobs findet der Vf. reiche Beute. — Sehr genau setzt er aus einander, dass erst mit der Geburt Jesu die Römer eigentliche landesherrliche Gewalt übten durch den Censur, um die pünktliche Erfüllung der Weissagung vom Siloh zu zeigen; vergisst aber, dass mit der Herodianischen Familie der Scepter längst von Juda gewichen war, und schon früher mit Samuel, Saul u. a. Zugleich erhalten wir die exegetische Lehre, dass viele Stellen der heiligen Schrift und vorzüglich Weissagungen *mehr als Einen Sinn* haben; nur unaufmerksamen und *befangenen* (man bemerke den Sprachgebrauch) Lesern könne dies entgehen.

Der *zweite Theil* enthält die Geschichte vom Beruf Moses bis zur Salbung Sauls. Es eröffnen diesen Theil der Geschichte Betrachtungen über die Wichtigkeit des jüdischen Volkes und über seine sonderbare Dauer. Während man manches sehr kräftig und annuthig ausgedrückt finden muss, kann man sich schwerlich zu der Hoffnung des Vfs. über die Juden erheben: „Sieh, das zerrissene Volk! Eine

trübe Wolkenfäule schwebt vor den Augen aller Völker und zeuget für die Wahrheit! Dereinst wird es vom Aufgang und vom Niedergang, von Mitternacht und vom Mittage sich sammeln um die Fahne des Kreuzes; wird eine helle Feuerfäule den Nationen leuchten, und die Nationen werden dem Lichte folgen, wenn vielleicht bey uns der Leuchter der Lehre wird hinweggenommen seyn; wenn — doch die Rathschlüsse des Ewigen sind unerforschlich!“ Man sieht, der Vf. hat eine gute Dosis Glauben. — Dass unter dem Jehova, der Moses auf Sinai erscheint, und überhaupt immer der Logos verstanden wird, ist ganz in der Ordnung; gewiss ist es auch ein unumstößlicher Beweis dafür, dass es Gen. 19, 14 heisst: „Da liess Jehova Schwefel und Feuer regnen von Jehova vom Himmel herab, auf Sodom und Gomorrha.“ Nach dieser Stelle giebt es ja offenbar mehr als Einen Jehova! — Uns wundert sehr, warum der Vf. so viele Typen übergeht, wie die Plagen Aegyptens, den Durchgang durchs rothe Meer; aber das Passa ist consequent Vorbild Jesu, das Manna des Altarsacraments. Warum das Manna aber einen Geschmack wie Semmel und Honig hatte (wie der Vf. Luthern nachschreibt) und nicht wie Oblaten, sehen wir nicht ein. — Die Besiegung der Amalkeiter Exod. 17 hat eine allegorische Erklärung erhalten; „die schöne, die grosse, die herzerhebende Idee des Gebets ward nie erhabener dargestellt, als in diesem lebenden Bilde, welches eine wahre Geschichte ist.“ Das Wasser aus dem Felsen hingegen ist übergegangen, da doch der Fels offenbar Vorbild Christi ist. — Aus den Betrachtungen über die mosaische Gesetzgebung, die von S. 38 an folgen, wüsten wir nichts, was zur Geschichte der Religion Jesu gehörte, auszuheben, als einige typische Erklärungen, als vom Fest der Wochen als Vorbild des christlichen Pfingstfestes, (dessen offenbare Verwandtschaft sich aber wohl ganz natürlich erklären liesse,) vom Veröhnungsbock als Vorbild Christi (worauf deutet aber der leidige Bock?) vom Erlasjahr als Typus des Erlasjahres nach Jesu Veröhnungstode, worauf auch das *angenehme Jahr des Herrn* Jes. 61, 1 ff. vgl. Luk. 4, 18 bezogen wird. Wie tief der Vf. in die Kenntniss des mosaischen Rechtes eingedrungen sey, zeigt die erbauliche Bemerkung, dass die Israeliten nicht das Recht gehabt hätten, ihre Kinder zu Sklaven zu verkaufen, da sie es doch nach Exod. 21, 3 und nach anderen Spuren unleugbar hatten. Michaelis ist zuweilen benützt — S. 59 ff. versucht der Vf. eine Apologie der Würde, besonders bey der sinaitischen Gesetzgebung, auch Bileams redende Eselin vertheidigt er sehr. Warum nehmen doch dergleichen Köpfe, wie der Vf., auf die Zweifel der Neueren Rücksicht, da sie nicht auf ihre Gründe hören? Von jetzt an folgt beynahe nichts als der Text. Nur über die *eherne Schlange* die Klage, dass die neueren Ausleger sie nicht mehr als Vorbild anerkennen wollen! In Bileams Weissagung ist der Stern Jakobs, David und Christus zugleich.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 F E B R U A R , 1 8 0 9 .

T H E O L O G I E .

HAMBURG, h. Perthes: *Geschichte der Religion Jesu Christi*, von Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auch aus dem 5 Buch Mose giebt der Vf. einige Excerpte. Die letzten Cap. ist er gemäßigt genug, dem Esra zuzuschreiben. Von Moses Tod heisst es: „und so gab er seinen grossen, mächtigen, liebevollen Geist auf; gab ihn auf in die Hände seines Gottes, der sein Freund war, — gab seinen Geist auf, wahrscheinlich in Fürbitte für sein Volk; gewiss in Anbetung seines Gottes, der ihn nachher begrub; in anbetender Hoffnung auf den, der seine Leiche vor dem Tage der Tage auferweckte und verklärte, und mit ihm auf heiligem Berge sich unterredete über das Geheimniss der ewigen Erbarmung, in welches auch die Engel gelüftet einzuschauen.“ — Übrigens durfte Mose die Israeliten nicht ins Land Canaan führen, „damit dadurch angezeigt würde, dass das Gesetz, welches Gott durch Mose gegeben hatte, keine beseligende Kraft habe, nicht vermöge, uns in das ewige Canaan hineinzuführen, dessen Zugang Jesus, der Sohn Gottes, uns geöffnet hat.“ Und doch nahmen die Israeliten das Gesetz Moses mit ins Land Canaan, und doch war Mose nach S. 192 das Vorbild Jesu!

Das Wunder des Stillstandes der Sonne und des Mondes weifs der Vf. sehr leicht dadurch zu vertheidigen, dass er annimmt, die Erde sey still gestanden. — Was erüber das Recht der Israeliten ans Land Canaan sagt S. 237 ff., ist ganz richtig aus theokratischem Standpunct und darum weit treffender, als alles, was Andere, selbst Michaelis darüber räsontirt haben. — Das kriegerisch rohe Buch der Richter scheint für den Vf. sehr unfruchtbar gewesen zu seyn. Jephthas Menschenopfer wird wegvernuthet, und dafür Angelobung ewiger Jungfrauschaft angenommen. — Simson wird als ein warnendes Beyspiel aufgestellt; indessen wird an ihm Charakterstärke gerühmt, besonders des Zuges wegen, dass er als ein Jüngling seinen Altern die Erlegung des Löwen verschwieg, und er starb in einer That des Glaubens.

Der dritte Theil enthält die Geschichte bis zur babylonischen Gefangenschaft. Auch hier folgt der Vf. ganz dem Gange der biblischen Erzählung, indem er sich darüber so rechtfertigt: „Zwar war meine Absicht, das Wichtigste vom Wichtigsten zu sondern,

und der ahndungsvolle Geist jener Jahrhunderte wollte mich manchmal schnell zur Fülle der Zeit hinreissen; aber die Hand sank mir, wenn ich sondern wollte. So wunderbar verschlungen sind die Begebenheiten in der heil. Schrift, und diese Verschlungeneheit trägt einen so unverkennbaren Charakter von Wahrheit an sich, dass ich, willig und freudig, mich gezwungen fand, den Pfad der Erzählung zu wandeln, wie er vor mir lag.“ Über Sauls Geschichte finden wir keine nur irgend interessante Bemerkung, als dass dem Vf. sehr viel daran liegt, dass Saul wirklich von einem bösen Geist (Dämon) besessen gewesen, und dass das Gespenst zu Endor die wirkliche Erscheinung Samuels gewesen sey. — Über David ist beynahe nichts gesagt in Bezug auf Christus, als dass seine Psalmen Weissagungen enthalten. Warum ist er nicht als Vorbild des Messias gedeutet worden? Mit mehr Rechte verdient er diefs als Salomo, den der Vf. als Typus Christi nimmt, S. 119. Von ihm möchte er übrigens gern wahrscheinlich machen, dass er sich noch vor seinem Tode bekehrt und zu Gnaden angenommen worden. — Von Elias glaubt der Vf. mit Tertullian und Augustin, dass er mit Henoch vor dem Ende der Tage wiederkommen, den Antichrist tilgen und die Juden bekehren werde; zwar werde Johannes der Täufer von Jesus selbst als Elias angesehen nach Malach 4, 5, aber diese Weissagung habe mehr als Einen Sinn. — Jonas Geschichte wird ungefähr in die Zeit des Amasias gesetzt, er habe früher als alle Propheten gelebt; seine Geschichte wird buchstäblich nacherzählt und geglaubt, ohne weitere Bemerkungen. — Mit der Zeit des Königs Usia beginnt ein wichtiger Zeitpunct in der Geschichte der Religion Jesu Christi: die Offenbarung durch die Propheten. Die Propheten aus Usias Zeit werden nun durchgegangen und die wichtigsten Stellen ausgehoben, nach welcher Exegese, lässt sich erwarten. Die Stelle Amos 9, 13: „Siehe es kommt die Zeit, spricht der Herr, dass der Pflüger wird arbeiten zugleich mit dem Schnitter u. s. w.“ deutet der Vf. von der metaphorischen Ernte, von welcher Jesus Joh. 4, 35 ff. spricht. — In der Erklärung des Jesaias ist der Vf. meistens Lowth gefolgt, dessen messianische Erklärungen ihm natürlich willkommen seyn mussten. Gern möchte er für die messianische Auslegung der Propheten, die ihm die allein wahr ist, Liebhaber gewinnen. „Nur der auf den Sohn Gottes gerichtete Blick legt Licht in diese Schriften.“ S. 290 giebt uns der Vf. die exegetische Regel: „die Propheten sagen oft zunächst die nahe Zukunft vorher, und von dieser Höhe der

Dd

Weissagung schwingen sie sich auf in viel erhabenerer Höhe ferner heiliger Zukunft des Messias und seines Reiches. In der folgenden Stelle (Jes. 60), ist zunächst von Rückkehr der Israeliten aus Babylon die Rede; zugleich aber in höherem Sinne vom Messias. — Nach Hiskias Geschichte und der Darlegung der jesaianischen Weissagungen wird die Geschichte des Tobias eingeschaltet, alles als buchstäbliche Wahrheit, und in die Zeit des Königs Manasse wird auch die Geschichte der Judith gesetzt. Mit den Anachronismen dieser fabelhaften Erzählung ist der Vf. bald fertig, indem er sie in die Zeit, da Manasse in Babylon gefangen war, setzt. Die Judith war eine „gottesfürchtige Matrone, vom Geiste Gottes getrieben, von ihm mit Kraft erfüllt.“ — In Anführung und crassester Deutung der Orakel Daniels gefällt sich der Vf. ungemein, und so führt er die Geschichte bis zum babylonischen Exil.

Der vierte Theil enthält in der ersten Abtheilung des ersten Zeitlaufs sechsten Zeitraum, die Geschichte von der babylonischen Gefangenschaft bis zur Geburt Christi. Hier wird zuvörderst Daniel excerptirt, seine Weissagungen werden weitläufig commentirt, besonders die von den 70 Jahrwochen. „Die Erfüllung der Weissagung von den 70 Jahrwochen (heißt es dann) drückt das Siegel auf alle anderen Weissagungen Daniels, ja aller Propheten.“ Wir erhalten sogar vom Vf. exegetische und kritische Bemerkungen über Daniel. Von den Worten *כי תמנה* Dan. 9, 23 vertheidigt der Vf. die Erklärung der *Vulg. vir desideriorum*, und versteht sie vom Gebet: „Daniel war ein Mann des Verlangens, der mit den Armen des Glaubens und der Liebe nach seinem Gott auslangt.“ Auf diese sinnreiche Erklärung wird nachher noch zweymal, S. 94 und 95, zurückgewiesen. Eine andere kritische Bemerkung findet man ebendasselbst S. 61, wo eine Übersetzung der *Vulg.* mit der Vermuthung gerechtfertigt wird, sie möge aus einer Handschrift geflossen seyn. — In Zacharias und Malachias findet der Vf. große Ausbeute messianischer Prophezeiungen, wie natürlich. Beyläufig werden wir belehrt, daß Matth. 27, 9 aus Versehen eines Abschreibers *Jeremias* statt *Zacharias* gesetzt worden sey. — Die Geschichte von der Esther wird nicht nur als wörtlich wahr nacherzählt, sondern auch aus den Stücken in Esther ergänzt, und mit der übrigen Geschichte in pragmatischen Zusammenhang gesetzt. So wird Nehemia durch Mardochai oder Esther als Mundschenk des Königs angestellt. Wo Schwierigkeiten sind, da heßt sie der Vf. mit einem: *genug Gott, wolle* u. s. w. — Nachdem die Quellen der Bücher Esra und Nehemia ausgehen, folgt der Vf. dem Josephus, worüber er sich so erklärt: „Bisher wandelten wir auf sicherem Pfade, von heiligen Schriftstellern. Während eines Zeitraums von 230 Jahren nämlich bis zur Zeit, mit welcher die Geschichte der Makkabäer anfängt, müssen wir uns genügen lassen an menschlichen Zeugnissen. Wir wandeln nicht mehr im Tageslichte, sondern im Scheine menschlicher Fackeln, welche sich oft trüben, manchmal irreführen, manchmal erlöschen. Doch verläßt denn auch hier uns

nicht alles Licht des Himmels. Wie Sterne leuchten uns die Weissagungen heiliger Propheten, besonders des Daniel“ u. s. w. Auf diese wird dann im Verfolg der Geschichte fleißig zurückgewiesen. Dem Josephus wird nun gerade so nacherzählt, wie vorher der Bibel, doch mit Rücksicht auf die Profanhistoriker. Obschon mit einigen Zweifeln, wird die Legende von Alexanders Einzug in Jerusalem geglaubt. Uns wundert, daß die Inspiration der LXX aufgegeben wird, S. 244, wie inconsequent, besonders in Absicht auf das N. T. und die *Vulg.*, wollen wir nicht auseinander setzen. Die Geschichte schließt mit Herodes letzter Zeit. „Noch ehe er ins Grab sank, sollten neue Schrecken ihn erschüttern, Schrecken vor einem Kinde, das in einer Krippe weinte zu Bethlehem.“ Die zweyte Abtheilung (welche nachgeliefert werden soll) enthält die Beylagen: 1) von den Religionspartungen und verschiedenen Schulen bey den Israeliten; 2) Versuch einer Abhandlung über die göttliche Eingebung der deuterokanonischen Bücher; 3) über das Buch Esther, deren Geist und Gehalt die Leser sich leicht nach dem vorigen denken können.

Rechneten wir bloß auf theologische Leser: so hätten wir uns diesen Auszug ersparen können; es wäre genug gewesen zu sagen: diese Geschichte der Religion Jesu ist nichts als eine biblische Chronik mit dem crassesten Köhlerglauben buchstäblich nacherzählt, und mit typologisch - mythisch - allegorisch - erbaulicher Exegese aufgestützt. Sie enthält nichts, was nicht schon dagewesen wäre, was nicht die Kirchenväter, die Coccejaner u. a. schon ausgeheckt. Allein zum Glück ist das Alte für Viele, selbst Theologen, deren Pflicht es nicht ist, in altem theologischem Wust herumzuwühlen, wieder neu geworden, und sodann rechneten wir auch auf ein allgemeineres Publicum, als das theologische; und in dieser Hinsicht mußten wir den Wahnsinn kenntlicher machen, als durch bloße allgemeine Beschreibung.

Überhaupt man diesen dürftigen, gemeinen Inhalt: so glaubt man sicher darauf rechnen zu können, in den Beylagen, die jedem Bande beygegeben sind, mehr Ausbeute zu finden. Viel Materialien sind zwar hier zum Theil aufgehäuft, aber etwas Neues und Originelles sucht man vergebens, geschweige denn etwas Wahres. Der erste Theil enthält fünf Beylagen. In der ersten, über die Nichtigkeit der wider die Zeitrechnung der heil. Schrift vorgebrachten Einwurfe, werden besonders die aus der Naturkunde hergenommenen Einwurfe gegen die Kürze der biblischen Zeitrechnung widerlegt mit Hülfe des rechtgläubigen *Deluc*. Die zweyte über die Sündfluth, sucht zu beweisen, daß die Sündfluth allgemein gewesen, und in der Mythologie aller Völker vorkomme, so wie auch Noah, der nichts anders ist, als der indische Menu, der chinesische Fohi, der chaldäische Dannes, der ägyptische Osiris, der griechische Deukalion, der italische Saturn, und vor ihm der italische Janus. Es wird hier nach dem sehr willkommenen Vorgange von William Jones u. a. alles aufgerafft, was sich nur irgend mit den biblischen Vorstellungen vergleichen läßt. So lange die indi-

sche Mythologie nicht kritisch untersucht, und die verschiedenen Zeiten geschieden sind, hat man wohl eben so viel Recht, mit unserm Vf. das Indische aus dem Biblischen, als dieses aus jenem herzuleiten; und bis uns das gute Glück einen kritischen Kopf für die indischen Untersuchungen schenkt, wird man dem Spiel der Willkühr wohl ruhig zusehen müssen. — Die vierte Beylage über die Quellen der morgenländischen Überlieferungen hat den Zweck, „unbefangene Leser zu überzeugen,“ dafs alle Religionsbegriffe unter den Menschen aus dem Morgenlande ihren Ursprung haben, und dafs die Überlieferungen des Morgenlandes uns gerade zu auf Noah zurückführen. Die fünfte über die Spuren früher Überlieferung von Geheimnissen der Religion Jesu Christi soll zeigen: „dafs auch von den beiden grössten Geheimnissen der Religion Jesu Christi, von diesem göttlichen Mittler zwischen Gott und uns, und von der Lehre der heil. Dreyeinigkeit, viele und deutliche Spuren bey den heidnischen Völkern gefunden werden.“ Die Art, wie dies gezeigt wird, ist eben so bequem als fruchtbar; sie ist dieselbe; wie Gen. I die Dreyeinigkeit dargethan wurde: Man erlasse uns, Proben zu geben! — Der zweyte Theil enthält wieder fünf Beylagen; unter denen die zweyte über den Glauben der Erzväter und der Israeliten an ein Leben nach dem Tode auf einige Augenblicke Rec. Neugierde erregte, indem er sich nicht sogleich erinnerte, dafs er einen Schriftsteller vor sich habe, der aller Vernunft entsagt zu haben scheint. Die Gründe des Vfs. für den Glauben der Israeliten an ein Leben nach dem Tode, bestehen hauptsächlich in Fragzeichen. Die frommen gläubigen heiligen Erzväter und Israeliten sollten nicht an die Unsterblichkeit geglaubt haben? Das ist nicht zu denken! Siehe da die Argumentation des Vfs. Ja, sogar in den Prediger weifs er den Unsterblichkeitsglauben hineinzubringen. — Der dritte Theil hat drey Beylagen, wovon die erste über die Psalmen eine Einleitung und Charakteristik derselben geben soll, aber nichts weiter enthält, als einige erbauliche fromm ästhetisirende Bemerkungen, und die Zergliederung der messianischen Psalmen — lauter Dinge, die wir uns denken können. Unter den wenigen kritischen Bemerkungen war Rec. das am merkwürdigsten, dafs der Vf. die Masorethen in Efras Zeit setzt, und den apokryphischen 151. Ps. dem David als Jüngling zuschreibt. Die zweyte handelt von den h. Schriften Salomo's, und es ist weiternichts als consequent, dafs das Hohelied im doppelten Sinn genommen wird, als Brautlied der Vermählung Salomos und der Vernählung Jesu Christi mit seiner Kirche. Die dritte und letzte Beylage über Israels Glück und Würde, setzt dem ganzen Werke die Krone auf. Israel wird über alle Völker erhaben; selbst über die Griechen, vgl. S. 563. Wie tief kann ein edler und kräftiger Geist sinken! Wer von Jugend auf das verzehrende Gift der Frömmelmeley genossen, der kann wohl so unglücklich seyn, die kränkelnde, engrüstige, formlose Natur des Judaismus dem lebendigen, heitern, gestaltvollen Leben der Griechen vorzuziehen; die Krankheit ist ihm zur

Natur geworden: wie man aber nach einem langen Leben edler und schöner Art in solche Verdüsterung sinken könne, wäre unbegreiflich, wenn die Geschichte nicht genugsam die verderbliche Gewalt der Schwärmerey und Superstition bekundete.

Mit dieser Anzeige würden wir ganz die Pflicht der Kritik erfüllt haben: denn die Abgeschmacktheit und der Unsinn braucht nur vorgezeigt, nicht beurtheilt zu werden; und wir halten es für verlorene Mühe, den Inhaber derselben eines Bessern belehren zu wollen. Wir müssen aber noch Hn. Schlegels Kritik in den *Heidelberg. Jahrbüchern* darüber hören.

Hr. Schlegel tadelt ebenfalls, dafs der Vf. zu oft seinen Zweck, das Analoge und Vorbereitende des Christenthums herauszuheben, aus den Augen verloren habe, auch rügt er besonders die Vorgebeilung so vieler Typen; diesen Zweck selbst aber, und diese Behandlungsart der alttestamentlichen Geschichte preist er über die Masse, und er ist dreist genug, die typologisch-allegorische, von ihm symbolisch genannte Auslegungsart vor der jetzt gewöhnlichen grammatisch-historischen geltend machen zu wollen. „So viel sey klar, und müsse Jedem einleuchtend seyn, der nur nicht ganz fremd sey im orientalischen Geiste: das A. T. habe einen geheimen Sinn, den das, woran die Meisten einziglich halten, nur wie die harte Schale umschliesse.“ Es kommen nun darauf an, den Schlüssel zu finden; nicht ganz ungeneigt ist er, ihn in der Kabbala und bey Muhammed zu suchen; indessen am sichersten finde man ihn bey den Kirchenvätern, an diese müsse man sich halten; „und er ist überzeugt, dafs, wenn dies nur mit hinreichender Kenntniss und Einsicht unternommen, und alles Einzelne nach dem Geiste des Ganzen geordnet und zusammengestellt würde, ein Gebäude und ein Ganzes von biblischer Auslegung vor uns stehen würde, das durch seinen inneren Zusammenhang und seine Festigkeit selbst die Gegner des Christenthums und die Gleichgültigen in Erstaunen setzen möchte.“

Allerdings würden wir über die Festigkeit und den Zusammenhang eines Gebäudes erstaunen, das ohne Fundament und Verbindungsmittel aufgebaut seyn würde! — Über die typisch-allegorische Auslegungsart ist vor dem Richterstuhl der Vernunft längst der Stab gebrochen, und wir haben nicht nöthig, uns gegen einen solchen Bestreiter auf eine Vertheidigung der neueren Exegese einzulassen. Indessen da jene Machtsprüche in einem theologischen Journal stehen, und junge Leute sich dadurch verführen lassen könnten: so erlauben wir uns so viel. Die typologisch-allegorische Auslegungsart ist durchaus eine Sache der Willkühr und auf keine Gesetze gegründet. Man kann eben so gut alles als nichts vorbildlich erklären, es kommt nur auf eine gute Combinationsgabe und auf den guten Willen an, das, was nicht paßt, wegzulassen. Manche Typen, wie z. B. die Opfer, haben allerdings einen reellen Zusammenhang mit dem Vorgebildeten, weil beide in Einer Idee und Vorstellung ihren Grund haben; allein die Opfer waren nicht um des Veröhnungstodes Christi willen da, sondern dieser um jener willen, d. h. die Opfertheorie war Enttöthungsgrund der Veröhnungslehre. Ein ähn-

Ueber Causalf Zusammenhang findet sich bey manchen historischen Typen. Die wahre Typologie würde die Untersuchung seyn, welche Vorstellungen und Mythen sich im A. und N. T. zugleich finden, und wie sie verschieden angewandt und potenziert sind. Hiernach ist Moses in der That und Wahrheit Vorbild Jesu. Jede andere Typologie aber ist Phantasterey und Gaukelspiel, und kann nur mit Mangel an Logik bestehen. Nun ist die Frage: kann die Religion Vortheil vom Unverstand ziehen, soll sie einen Bund schliessen mit der Unwahrheit? Wenn wir auch nicht die Religion als die Mutter und Freundin aller Wahrheit ansehen müßten, wenn wir sie auch für eine süsse glückliche Täuschung halten wollten: so müßte denn doch eine solche Täuschung, wenn sie glücklich seyn sollte, von Bestand seyn; wie kann aber das beständig seyn, was auf Vorstellungen ruhet, die ein einziger Verstandesblick über den Haufen wirft? So lange uns also Hr. Schlegel nicht eine Theorie der symbolischen Auslegungsart giebt, die auf den nothwendigen und allgemeinen Gesetzen des menschlichen Verstandes ruhet, wollen wir uns zu Ehren der Religion an die grammatisch-historische Auslegungsart halten, welche auf sichere Sprach- und Denk-Gesetze gegründet ist. — Allerdings sind wir mit Hn. Schlegel der Meinung, daß das A. T. mit dem N. T. in Beziehung gesetzt werden müsse; aber nicht so, daß dieses in jenes hineingetragen, sondern daß es

aus jenem erklärt werde, daß man zeige, wie im Judaismus die Keime des Christenthums liegen, wobei aber eben so sehr der Unterschied beider Religionen bemerkbar gemacht werden muß. Bey einer solchen Behandlungsart dürfte man freylich nicht von dem Schlegel'schen Satz ausgehen, daß die Dreyeinigkeit die Grundlehre des Christenthums sey, denn sonst würde man wenig Christenthum im A. T. finden.

Hn. Schlegels Würdigung des Catholicismus und Protestantismus in jener Recension, die ohne „parteyische Vorliebe“ für ersteren seyn soll, gehört nicht hieher; nur begreift wir nicht, wie Jemand unparteyisch über zwey Religionen urtheilen könne, deren eine er der anderen durch öffentlichen Uebertritt vorgezogen hat. Seine Unparteylichkeit giebt sich übrigens in dem, von seiner jetzigen Denkweise sehr merkwürdig zeugenden, Ausspruch zu erkennen, daß nach „dem ersten Grade aller lebendigen Erkenntniß, der Erkenntniß des Guten und Bösen, es nur zwey Religionen gebe: die eine wahre, ewig unwandelbare, deren unvergängliche und heilige Form zugleich durch ihr Wesen bestimmt ist; und die falsche, welche einmal besiegt in immer anderen Formen wieder erscheint“, von denen denn die erste ohne Zweifel der Catholicismus ist, wenn der Satz nämlich einen Sinn haben soll, und Hr. Schlegel nicht gegen sich selbst spricht.

† † †

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Leipzig, b. Gräff: *Anti-Stolberg, oder Versuch, die Rechte der Vernunft gegen F. L. G. zu Stolberg zu behaupten, in Beziehung auf dessen Geschichte der Religion Jesu Christi*, von M. Heinrich Kuschard, Prof. in Lübeck. 1808. 70 S. gr. 8. (12 Gr.) Diese Schrift giebt ihren Zweck faßsam durch den Titel zu erkennen. „Um seiner Kritik jeden Anstrich gehässiger Parteylichkeit zu benehmen, und sich mit jedem unbefangenen Leser auf den Standpunkt einer sicheren Beurtheilung zu erheben“, schickt der Vf. einige Ideen über Religion und Religionsgeschichte voraus. Zuvörderst giebt er einen Überblick über die mannichfaltigen Ausserungen und Entstehungsarten der Religion, und wie diese alle in Einem Gefühle und Einer Denkart mehr oder weniger zusammenstimmen, welche er die einzig wahre Religion, nennt und so beschreibt: „die lebendige Überzeugung vom Daseyn eines Welterschöpfers und Weltregierers, begleitet von dem Gefühl unserer Abhängigkeit, von den Empfindungen der Ehrfurcht, des Dankes und der Liebe, und so wirksam auf unser Verhalten, daß wir mit freudigem Gehorsam, fest glaubend an die Harmonie des Pflichtgebotes mit dem göttlichen Willen, unserer vernünftigen Bestimmung gemäß leben, Diese wahre Religion (die verschieden sey von jeder benannten) stelle Christus durch Lehre und That auf das vollkommenste dar; nach Jesu Lehre und im Geiste Jesu handeln, oder wahrhaft religiös seyn, sey im vollkommensten Sinn gleichbedeutend; und in diesem Sinne habe es also auch schon vor Christus (subjectiv) christliche Religion gegeben, und so könne man auch die Geschichte der Religion Jesu in Zeiten, die weit über diesen Göttlichen hinausreichen, anfassen.“ Eine solche Geschichte der Religion Jesu sey aber wegen des subjectiven Charakters ihres Gegenstandes in ihrem wahren Umfang unmöglich, und habe der Graf St. sie dennoch liefern wollen: so hätte er nicht nur vieles aus der biblischen Geschichte und seinen Bemerkungen darüber auslassen, sondern auch das Heidenthum durchaus nicht ausschließen müssen, indem mancher Grieche eben so christlich gelebt habe, als Abraham und Jakob; habe er aber unter einer Religionsgeschichte den Ursprung und Fortgang der dem Verkündiger des Christenthums eigenen Wahrheiten ver-

standen: so sey sein mit Adam beginnendes Buch von Anfang bis zu Ende eine dem Titel widersprechende Arbeit.“ Diese sucht nun der Vf. im Folgenden durch eine nähere Beleuchtung des Stolberg'schen Werkes zu beweisen. Daß ihm dieser Beweis gelungen sey, werden unsere Leser ohne Weiteres glauben. Hr. K. läßt sich auch in die Kritik einzelner Darstellungen und Betrachtungen des Gr. St. ein mit einer Geduld und Condescendenz, die wir beynahe tadeln müssen, da es fast scheinen möchte, als hätte man viel von dem Stolberg'schen Unfinn für die Wahrheit zu fürchten. Sehr gut ist es, daß er ihn gewöhnlich *ad absurdum* führt, wie z. B. in Ansehung der Behauptung, daß Gott dem ersten Menschen die Sprache verliehen habe S. 31 ff. Die Art der Widerlegung ist die einzige, die man sich gegen Menschen dieses Schlages erlauben darf. S. 60 ff. giebt der Vf. einen kritischen Überblick über das Stolberg'sche Werk, und beurtheilt dabey sehr treffend die Zuverlässigkeit der Auslegungs- und Behandlungs-Art des A. T., welche demselben zum Grunde liegt. Er zeigt, daß vieles im A. T. nicht nur keine vorbildliche, sondern überhaupt gar keine Beziehung auf das Christenthum leide, und daß sich im A. T. gar nicht der Plan der göttlichen Erbarmung finde, den Gr. St. darin fand. So fragt er sehr treffend: „Hätte nicht eine frühere Erscheinung des Göttlichen (Jesu), der doch gekommen war, die verlorenen Schaafe des Hauses Israel zu erretten, dem Sündenfalle vorbeugen können?“

Wir loben an dieser recht gut gerathenen Schrift liberales, vorurtheilfreyes Nachdenken über die Religion, nicht so leer und kalt, wie es noch vor kurzem Mode war, und auch fern von Mysticismus und Phantasterey, Deutlichkeit und Präcision der Begriffe und Gewandtheit des Vortrags. Wenn das Stolberg'sche Werk noch mehrere solche gute Arbeiten veranlaßt: so können wir uns um so leichter über seine Erscheinung trösten. Man wird doch erinnert, daß es noch Männer giebt, welche der giftige Dunst der neuesten Schwärmerey nicht umnebelt hat.

† † †

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 F E B R U A R , 1 8 0 9 .

J U R I S P R U D E N Z .

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in den Codex Napoleon*, von Dr. J. A. L. Seidensticker, herzogl. sachs. weimar. Hofr. und ord. Prof. der Rechte zu Jena u. s. w. 1808. XVI u. 512 S. 8. (2 Thlr.)

Durch die Errichtung des rheinischen Bundes unter dem Schutze des erhabenen Beherrschers von Frankreich wurde das Studium der Gesetzgebung dieses Staates für Deutschland eine wichtige Aufgabe der Literatur, und, im höchsten Sinne des Worts, eine Angelegenheit der Politik und der Menschheit. Auf die Frage, ob die Aufnahme eines durch seinen inneren Werth und durch den Namen des größten Mannes des Jahrtausends unvergänglichen Codex zum Civilgesetzbuch aller Bundesstaaten möglich und wünschenswert sey, — richtete sich die Aufmerksamkeit des Staats- und Geschäfts-Mannes, des Gelehrten und des Bürgers. Sie wurde, nach den Verschiedenheiten des Interesse und der Leidenschaften, sehr verschieden beantwortet. Doch vermehrten die bisherigen Antworten nur die öffentliche Verlegenheit. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er sie — bis auf sehr wenige Ausnahmen — für das Geschrey unberufener und zudringlicher Consulanten erklärt. Wer in einer Angelegenheit von so hoher Wichtigkeit als Rathgeber der Nation auftreten und ihr Zutrauen in Anspruch nehmen will, muß vor allen Dingen zeigen, daß er genau weiß, wovon die Rede ist. Er muß seine Kenntniß der Civilgesetzgebung und Jurisprudenz beider Nationen beurkunden, die herrschenden Gesichtspuncte jeder Civilgesetzgebung im Verhältniß zur öffentlichen Verfassung gerecht würdigen, die verlangte neue Ordnung der zu verdrängenden alten vollständig gegenüberstellen, und Vortheile und Nachtheile gegen einander sorgfältig abwägen. Vor allen Dingen muß er die Lichtpuncte auffassen, aus welchen beide Gesetzgebungen gemeinschaftlich hervorgegangen sind; er muß das Subjective der französischen und deutschen Jurisprudenz zu einem Object verschmelzen, die trockene Abstraction der letzteren durch die Lebensphilosophie der ersteren beseelen, und, im höheren und besseren Sinne des Worts, den französischen und deutschen Juristen zugleich in sich vereinigen. Mit diesen Forderungen an den Verstand des Rathgebers verbinden sich noch schwerere an seine Neigungen. Er muß seine Nationalität nicht aufopfern auf dem Altar der Convenienz. Eine parteyische Deutschheit

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

muß ihn aber auch nicht ungerecht machen gegen die hohe Geistescultur der französischen Legislatoren. Spricht sich in edleren und besseren Gemüthern — denn gemeine Seelen haben hier ohnedies keine Stimme — Anhänglichkeit an das Hergebrachte als das Mißtrauen getäuschter Erfahrung, Liebe für Neuerung dagegen als Apathie gegen geistigen Mechanismus aus: so muß der Rathgeber beide Neigungen mit gleicher Stärke zu bekämpfen wissen. Der Wahrheit muß er seine erste und heiligste Huldigung darbringen, der Klugheit nur untergeordnete Rücksichten widmen, der Gemächlichkeit und Geistessträgheit dagegen gar kein Gehör schenken.

Erfüllte unter den zahllosen Verfassern der Flugschriften, welche seither für und wider die Einführung des Codex Napoleon in den Staaten des Rheinbundes erschienen sind, auch nur eine diese Forderungen? — Als im J. 1803 der *Code civil des Français* im deutschen Publicum bekannt wurde, fand er die ungünstigste Aufnahme. Eine Art von Nationaleifer suchte belebte die juristischen Schriftsteller. Preussens Gesetzbuch wurde überall als Spiegel legislatorischer Vollkommenheit den angeblichen Mängeln des *Code civil* gegenüber gestellt. Eines der bekanntesten literarischen Institute überraschte die öffentliche Meinung durch eine, Gründlichkeit und Freymüthigkeit affectirende, unter einem Gewande von Fleiß und Selbststudium tiefe Unkunde verhüllende Kritik. Sie ließ der Weisheit der französischen Gesetzgebung keinen Schatten von Gerechtigkeit widerfahren, und war fast die einzige Quelle, aus welcher das gebildete deutsche Publicum seine Vorstellungsarten vom Inhalt des *Code civil* schöpfte. — Der pariser Vertrag vom 12 July 1806, die Schlachten von Jena und Friedland, der tiltsiter Friede führten nach und nach jenes Gesetzbuch aus dem Gebiete der bloßen wissenschaftlichen Speculation deutscher Gelehrten in das Feld der Empirie; es wurde im Herzen von Deutschland in das wirkliche Leben verpflanzt. Durch eine erhabnere Benennung wurde es zum künftigen Codex der gebildeten Welt eingeweiht. Jetzt änderten sich die Meinungen der Journalisten; keiner wagte es mehr, Unvollkommenheiten und Mängel am C. N. wahrzunehmen. Als wenn einzelne Fehlblicke der französischen Staatsbehörden, im Fach der Gesetzgebung, Napoleons Glorie verdunkeln, als wenn dem Herrschergerie, welches sich für den Beschützer und Freund aller liberalen Ideen erklärt hatte, das knechtische Lob unwissender Journalisten gefallen, oder die ernste und gründ-

liche Untersuchung der Philosophie beleidigen könnte! Jetzt wurde die schleunigste Verbreitung des C. N., als der Anfang der Rückkehr des goldenen Zeitalters, herbeygewünscht. Der Stimme des Politikers widersprach laut die Stimme des Routiniers, der Dikasterialmenschen, der Leute, welche lieber den menschlichen Geist im Schlamm des Hergebrachten und Gemeinen vermodern lassen, als ihre starren Denkkorgane mit einer einzigen neuen Idee befreunden möchten. Sie verabscheuten eine Veränderung, welche sie aus dem Schlummer der Geistesträgheit zu wecken drohte. Um den eigentlichen Inhalt des neu einzuführenden Gesetzbuchs bekümmerten sich beide Theile nicht. Den wahren Gegenstand ihrer Lobpreisung oder ihres Abscheues kennen zu lernen, war ihre letzte Sorge. Die Lobredner der Einführung des C. N. hielten sich für sehr unterrichtet, wenn sie wußten, daß er die Ehe für einen bloßen bürgerlichen Contract erkläre. Die Widersacher dieser Einführung nahmen zu dem Gemeinplatz ihre Zuflucht, daß ein fremdes Gesetzbuch und Frankreichs Institute nicht auf deutsche Denkart paßten. Wenn sie zum Belege dieser Behauptung das Verbot der Substitutionen angeführt hatten: so verhüllten sie unter einem vornehmen und so weiter ihre Unkunde aller übrigen Abweichungen. Bey dieser Art zu streiten, rückte man der Aufklärung des eigentlichen Streitpuncts um keine Linie näher. Das nach Bekehrung seufzende Publicum wurde über sein Interesse und die Väter des Volks und ihre Stellvertreter wurden über die zu treffende Wahl nicht orientirt.

Die Erscheinung einer Reihe von Schriften über den eigentlichen und vollständigen Inhalt der Civilgesetzgebung Frankreichs ist unter diesen Umständen eben so wohlthätig als wichtig. Der schlechtesten derselben verdankt das Publicum mehr Aufklärung, als den geistvollsten ohne Sachkenntniß abgefaßten Flugschriften für und wider die Einführung jener Gesetzgebung in Deutschland. Sie liefert wenigstens Beyträge zur Instruction des bisher von der öffentlichen Meinung ohne Instruction abgeurtheilten Nationalprocesses. Mehrere dieser Schriften sind sogar vortrefflich. Daß durch sie die Instruction vollendet sey, soll keineswegs behauptet werden. Zum Glück wurde auch die Entscheidung der wichtigen Frage — wie Rec. aus der zuverlässigsten Quelle weiß — von Napoleon dem Größten selbst verlag, und scheint jetzt mit der definitiven Organisation des europäischen Föderativsystems zusammenzuhängen.

Unter diesen Schriften, welche wir in dieser A. L. Z. der Reihe nach anzeigen werden, verdient unstreitig das oben aufgeführte Werk den ersten Platz. Es zeichnet sich vor allen durch höchst seltene und vollständige literar. Notizen aus. Es enthält Blicke über den Geist und Zusammenhang der Civilgesetzgebung mit allen Theilen des Staatsorganismus Frankreichs. Man findet darin, in 9 Capiteln: die *Literatur, Geschichte, Plan und Methode des C. N., Verbindung mit der übrigen französischen Legislation, Quellen, Verhältniß zu den älteren Gesetzen und Rechten, zu den supplement-*

tarischen Dispositionen und zur Doctrin, und endlich die Geschichte der Verbreitung des C. N. und Ansichten über die Einführung desselben in Deutschland. Vorzüglich wichtig sind das 1, 2, 4, 6 u. 8 Cap. Überall spricht sich deutscher Fleiß und seltene Belesenheit in einer anziehenden Darstellung aus. Oft erhebt sich der Vf. zu acht philosophischen Ansichten, wie z. B. S. 242. Rec. glaubt, das Buch deutschen Geschäftsmännern als unentbehrliches Hülfsmittel bey dem vorbereitenden Studium der französischen Civil-Gesetzgebung empfehlen zu müssen. Was der Vf. über die Verbindung des C. N. mit der übrigen öffentlichen und Privat-Gesetzgebung, mit der Constitution und Organisation Frankreichs sagt, über das Verhältniß desselben zu älteren Gesetzen, und namentlich zum römischen Recht, über den Einfluß des C. N. auf die Doctrin, und endlich über die Bedingungen der Einführung desselben in den Staaten des Rheinbundes: alles dieß ist höchst wichtig, und in mehr als einer Hinsicht neu, obgleich Rec. Ansichten über diese vier Gegenstände sehr bedeutend von den Ansichten des Vfs. abweichen. Es sey ihm erlaubt, statt einer trockenen Inhaltsanzeige des Werkes, diese Abweichungen hier auszuführen. Es gilt nicht bloß wissenschaftliche Wahrheit, sondern öffentliches Wohl und Weh. Das Publicum wird durch entgegengesetzte Informationen belehrt, und eine vielleicht nahe Zukunft wird entscheiden, wer den Zusammenhang der Dinge richtiger beurtheilt habe!

I. Der C. N. stellt ein aus Frankreichs Staatsverfassung hervorgegangenes Privatrecht dar. Der Grundpfeiler desselben ist eine aus republicanischen Stoffen geschaffene Monarchie. Sein Lebensprincip findet sich in den Elementen der Constitution, und in den Formen der Administration. Frankreichs öffentliche Gesetzgebung wird in einem gewissen Sinne durch die Civilgesetzgebung, diese wird aber wieder durch die Administration, durch die Gerichtsverfassung und durch das Notariatsinstitut organisiert. Die öffentliche Verfassung ist der Mittelpunkt, um welchen sich Civil-, Criminal-, Policey-, Finanzgesetzgebung u. s. w. wie die Planeten um die Sonne herum bewegen. Der Handlungs-Codex ist — um das Bild fortzusetzen — nur der Trabant des C. N. Die in Thätigkeit gesetzten Verwaltungsprincipien endlich sind der lebendige, die ganze Schöpfung durchströmende Äther, welcher ihr nicht entzogen werden kann, ohne daß das Ganze in Nacht und Chaos zusammenstürzt. Hätte — um diese Ansicht durch einige Beispiele zu erläutern — das öffentliche Recht nicht die Kirche aus dem Staat als Staat ausgewiesen: so würde das Civilgesetz über die *actes de l'état civil*, über die Formen und die Auflösungsarten der Ehen, und über manche andere Gegenstände, ganz anders verfügt haben. Hätte das öffentliche Recht nicht den die Zukunft beherrschenden Familienstolz dem Staatszweck aufgeopfert: so könnten die Verfügungen des 530, 896 und 1911 Artikels im C. N. keine Stelle finden. Hätte das öffentliche Recht weniger streng die vollziehende von der richterlichen Gewalt geschieden: so erhielten sicher die

Proceßformen, das Notariatsinstitut und das Nullitätsystem eine durchaus verschiedene Gestalt. Diese große Wahrheit ist Hn. S. keineswegs entgangen; er hat sie aber nicht klar und lebendig genug aufgeführt und wiedergegeben; am wenigsten hat er sie bey der Darlegung seiner Ansichten über die Einführung des C. N. in den Staaten des Rheinbundes gehörig benutzt. Und doch ist gerade in dieser Hinsicht ihre Wichtigkeit gar nicht zu berechnen. —

II. Beurtheilt man das Verhältniß des C. N. zu den älteren Gesetzen, und namentlich zum römischen Recht: so vergesse man nie, daß allenthalben und auch bey der Festsatzung dieses Verhältnisses der Geist des öffentlichen Rechts in das Privatrecht hinüberströmte. Vor der Revolution hatte fast jede Provinz ihr eigenes öffentliches Recht. In Bretagne gab es sogar eine eigene ständische Verfassung. In der regenerirenden Flamme der Revolution ging das Particularstaatsrecht der Provinzen unter. Bey jeder neuen Katastrophe wurde immer als oberstes Gesetz der Grundsatz proclamirt, daß die Franzosen nur ein einziges und untheilbares Volk bildeten, oder daß ein und dasselbe öffentliche Recht im nördlichen wie im südlichen, in Ost- wie in West-Frankreich herrsche. Der nämliche Grundsatz wurde im Privatrecht durchgesetzt. Mit der ständischen Verfassung von Bretagne, mit den Privilegien von Artois, Flandern und Hennegau wurden auch Frankreichs 280 *coutumes generales et locales* abgeschafft. Das Gesetz vom 30 Ventose J. 12 drückte dem schon so oft proclamirten Grundsatz das Siegel auf. Wer dieses Gesetz nicht gefaßt, wen der hohe Zweck desselben nicht ergriffen hat, kann sich unmöglich das Verhältniß des C. N. zum älteren französischen Civilrecht, vorzüglich zum römischen Recht, richtig vorstellen. Der zum Code Napoleon erhobene *Code civil des Français* enthält, wie schon aus der Benennung desselben hervorgeht, das ganze Civilrecht der ganzen französischen Nation. Er herrscht vollständig, und überall mit gleicher Fülle und Kraft über Frankreich, und über das nämliche Frankreich herrscht gar kein auf geographische Bezirke beschränktes, mit dem, was in anderen geographischen Bezirken gilt, contrastirendes Particularrecht. Den Inhalt des römischen und des vormaligen Gewohnheitsrechts mag immerhin der Richter, bey schweigendem Gesetze, wenn er außerdem diesen Inhalt für recht und billig halt, befolgen; aber er befolgt ihn nicht als etwas von aussenher Gegebenes, sondern als inneren Vernunftauspruch; er befolgt ihn nicht, weil das Befolgte in einem Buch, sondern weil es in seinem Herzen niedergeschrieben ist; er befolgt ihn nicht als Gebot des Staats, sondern als Nachhall einer inneren Stimme. Darum, aber auch einzig und allein nur darum, öffnen bloß Richtersprüche gegen den C. N. selbst, wie es sich in sich selbst und in seinen gesetzlichen Umgebungen und Nachträgen darstellt, nie aber und unter keiner Bedingung Ansprüche gegen den vom C. N. nicht aufgehobenen Inhalt des römischen oder Gewohn-

heitsrechts den Weg zur Cassation. Denn der Cassationshof erkennt nur im Interesse des Staats und des Gesetzes, er regularisirt die Anwendung desselben durch Frankreich. Wo aber das Gesetz schweigt, hat der Staat keinen positiven äußeren Willen, und der Cassationshof keine Wirksamkeit. Hr. S. irrt daher, wenn er S. 225 sagt, der C. N. enthalte nur einen Theil des Civilrechts, und S. 226, er sey kein eigentliches Gesetzbuch. Wäre er das nicht: so befäße Frankreich kein vollständiges positives Civilrecht, so wäre noch immer in allen vom C. N. nicht regularisirten Gegenständen das römische und Gewohnheitsrecht als Autorität zu befolgen, so würden die Köpfe der Hydra — Particularrecht genannt — trotz dem so oft und so laut ausgesprochenen Willen der Nation — in allen Departements wieder nachwachsen. Noch unrichtiger spricht der Vf. S. 361 von der fort dauernden Gültigkeit des *droit écrit et droit coutumier* neben dem C. N. Soll darunter eine Gültigkeit als *raison écrite* verstanden werden; so ist dieß, streng genommen, keine eigentliche mit irgend einem äußeren Imperativ verbundene Gültigkeit. Mit gleichem Recht könnte man von der Gültigkeit des Rechts der Chinesen und Hindus in Frankreich als *raison écrite* reden. Würden die Rechte dieser Völker französischen Richtern bekannt, sprächen sie nach ihrem Gewissen und nach ihrer individuellen Überzeugung ewige Wahrheiten der Vernunft reiner und schöner als das römische Recht aus: so würden sie — sobald nicht ein äußeres, den Weg zur Cassation öffnendes Gesetz ihr freyes Ermeßnen unterjochte — dem hindostanischen Recht sogar vor dem römischen den Vorzug geben müssen. Überhaupt macht man sich von dem Charakter der *raison écrite* eine trübe Vorstellung; wenn man sie für ein Mittelding zwischen Gesetz und individueller natürlicher Billigkeit, oder für Etwas hält, das dem Ermeßnen des Richters Schranken setzt, ohne ihn doch als Autorität und äußeres Gebot anzusprechen. Es giebt freylich nur eine objective Vernunft; aber in bestimmten Verhältnissen spricht sie sich in jedem Kopf auf ihre eigene Weise aus; überall wo geschriebene Vernunft (*raison écrite*) dem äußeren Gesetz (*loi*) gegenübersteht, kann es nicht fehlen, daß ein Richter da geschriebene Vernunft wahrnimmt, wo der andere Subtilität und geschriebene Unvernunft zu entdecken glaubt. Dem französischen Gesetzgeber konnte dieß nicht entgehen, und es ist ihm auch nicht entgangen. Er hielt gewiss die Ausfüllung der Lücken des positiven Gesetzes durch *raison écrite*, oder was eben so viel heißt, die Herabsetzung des römischen und Gewohnheitsrechts, da, wo sich beide mit dem C. N. nicht im Widerspruch fanden, zu einer *raison écrite*, für kein Glück. Aber er hielt zugleich die Fortdauer der hundertfältigen Particularrechte neben dem C. N. für ein noch größeres Ubel. Diesem Ubel konnte er auf keinem anderen, als auf dem Wege ausweichen, den er wirklich gewählt hat. Wenn der C. N. in einigen wenigen Stellen von anerkannten Landesgebrauch spricht, wie z. B. Art. 663. u. 771: so geschieht dieß

nur bey Servituten, wo örtliche Bedürfnisse der Stadt- und Land-Wirtheft Abweichungen von allgemeinen Regeln erfordern können. Das Verhältniß des C. N. zum römischen und zum vormaligen Gewohnheits-Recht läßt sich, nach dieser Ansicht, sehr leicht bestimmen. Zum Theil find beide in den C. N. selbst hineingeflossen. In so fern haben sie für die Erklärung desselben einen großen geschichtlichen, und für die Anwendung einen noch größeren philosophischen Werth. Einzige gesetzliche Quelle für Doctrin und Praxis dagegen bleibt der C. N. mit seinen gesetzlichen Umgebungen, wozu aber nie und in keinem Fall weder das vormalige *droit écrit* noch das *droit coutumier* gehören. An einen anderen äußern Imperativ ist der Richter nicht verwiesen. Wo der Buchstabe dieser Gesetzgebung verstummt, spricht sie noch in ihren Principien. Verlassen auch positive Principien den Richter, dann erst soll er dem in ihm selbst vorhandenen inneren Imperativ, seiner natürlichen Vernunft, aber auch ihr allein folgen. Findet dieser Götterfunke in ihm selbst nicht Nahrung genug: so bleibt es ihm zwar unverwehrt, in den Schätzen des Alterthums, in den Aussprüchen des vormaligen *droit écrit* und *coutumier* Belehrung und Aufklärung zu suchen. Was er indessen hier gefunden hat, bildet so wenig, als was er in sich selbst fand, eine künftige Praxis, es bleibt der äußeren Autorität fremd, es bahnt eben deswegen nie den Weg zu der nur für d. Aufrechthaltung des Gesetzes wachenden Cassation.

III. Was der Vf. S. 401 — 442 vom Verhältniß des C. N. zur Doctrin sagt, ist sehr wahr. Der große Vorzug des französischen Civil-Codex vor allen bisherigen Gesetzbüchern liegt gerade in diesem Verhältniß. Der C. N. stellt nur allgemeine positive Regeln, nur herrschende Principien dar. Die Ausbildung derselben fällt der Doctrin anheim; ihre Erklärung muß in der vom Gesetz unzertrennlichen Discussion gesucht werden. Die ganze Fülle so oder anders zu ziehender Folgesätze findet sich hienach in der Schule, in der Lebensphilosophie, in der Praxis. Aber gerade die formelle Schönheit der Fassung des C. N. hat einige materielle Fehler des Inhalts desselben herbeygeführt. Sie müssen in einem Staate, in welchem erst von der Aufnahme des C. N. die Rede ist, sorgfältig geprüft, und zur Sprache gebracht werden. Rec. will hiemit Folgendes sagen. Wenn die Gesetzgebung, wie es im preussischen Landrecht geschehen ist, der Schule vorgearbeitet hat; wenn sie das ganze Detail der Doctrin und alle consensarischen Normen derselben in das Gesetz selbst niederzulegen, fast alle möglichen Fälle schon dem Buchstaben nach darin zu entscheiden strebt: so hat sie — freylich nicht mit dem Blick des Genies — aber desto mehr mit dem Auge der rationellen Empirie das Gesetz in seinen Wirkungen durchschaut. Für die Wissenschaft hat eine solche Gesetzgebung freylich nicht gesorgt. Der Selbstthätigkeit der philosophischen Construction bietet die Form ihrer Darstellung keine Nahrung dar. Das Gedächtniß erliegt und die Speculation erstickt

unter dem kleinlichen Detail. Hätte das preussische Landrecht in Deutschland allgemeine Herrschaft erlangt: so würde die Jurisprudenz des Civilrechts gar bald in das Gemeine und Gedankenlose herabgesunken seyn. Dagegen gewährt diese nämliche Form den Vortheil, daß der Gesetzgeber nicht bloß den scientificen Standpunct, von dem er ausgegangen ist, sondern auch den empirischen Wirkungskreis, in welchen er die Praxis führt, weit klarer überfieht. War jener unrichtig gewählt: so verwickelt er sich in seinen consensarischen Folgen. Die Unmöglichkeit, weiter zu kommen, nöthiget ihn zur Rückkehr auf seinen eigenen Pfad und zur Umbildung des allgemeinen Grundsatzes. Wer dagegen, wie die Vf. des C. N., sich auf die Festsetzung des allgemeinen Grundsatzes beschränkt, kann, indem er der Wissenschaft eine freye Thätigkeit sichert, der Gefahr manches Fehlblicks nicht entgehen. Auch der Blick des Genies ist subjectiv und endlich. Er kann den ganzen Horizont des Objectiven und Realen nicht umfassen. Es giebt für die Gesetzgebung untergeordnete und höhere Forderungen der Humanität und Billigkeit. Jene müssen diesen, nie diese jenen aufgeopfert werden. Wenn indessen der Gesetzgeber, von untergeordneten Forderungen lebendig ergriffen, sie genialisch und wahr im Gesetz ausspricht, das Daseyn höherer dagegen nicht ahndet: so ist ein Fehlblick unvermeidlich. Von welcher menschlichen Gesetzgebung wird man behaupten mögen, daß sie davon frey geblieben sey? Gewiß am wenigsten von derjenigen, welche nur das Allgemeine, nicht das Abgeleitete sanctionirt, und jenes durch sich selbst, nicht durch dieses rechtfertiget. Es kann seyn, daß die Erfahrung den Fehlblick erst spät oder selten zur Sprache bringt. Es kann seyn, daß ihn eine Menge anderer Einrichtungen wieder in scheinbare Harmonie mit der menschlichen Natur und mit den obersten Forderungen der Billigkeit setzen. Aber — aus dem Schoos der Zeit entwickeln sich täglich neue Thatfachen; die verschlungenen Verhältnisse des Lebens gestalten sich täglich zu neuen Formen; was in sich mit den höheren Principien des Rechts nicht übereinstimmt, wird durch Umgebungen eine verhüllte Unvollkommenheit, welche aber doch immer — Unvollkommenheit bleibt, wenn schon die Erfahrung sie seltener sichtbar werden läßt. Rec. glaubt den hohen gesetzgeberischen Geist, welcher im C. N. weht, nicht zu verkennen, wenn er behauptet, daß sich darin Unvollkommenheiten dieser Art finden. Er gesteht ein, daß sie durch Einrichtungen, welche der französischen Administration eigen sind, gemildert werden. Allein er kann doch dem Wunsch, daß es der Milderung nicht möchte bedurft haben, nicht widerstehen; am wenigsten kann er den Gedanken unterdrücken, daß ein Regent, welcher das Gesetz, ohne die organische Umgebung desselben, buchstäblich einführen wollte, für das Wohl seines Volks höchst tiefväterlich würde gesorgt haben. Dies soll durch einige Beyspiele erläutert werden.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 F E B R U A R , 1 8 0 9 .

§ U R I S P R U D E N Z .

TÜBINGEN, b. Cotta: *Einleitung in den Codex Napoleon* von Dr. J. A. L. Seidenficker u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das römische Recht unterscheidet die Perfection von der Consumation des Contracts. Mit jener geht in den dazu geeigneten Fällen Gefahr und Vortheil des Gegenstandes des Contracts über. Der Übergang des Eigenthums dagegen ist an die zur Consumation des Contracts gehörende Tradition geknüpft. Der C. N. dagegen knüpft Art. 938, 1138 und 1583 an die Perfection des Contracts die Folgen der Consumation; er lässt, ohne Tradition zu fördern, das Eigenthum mit der Abrede stillschweigend in allen den Fällen übergehen, in welchen das römische Recht bloß den Vortheil und die Gefahr des Objects des Contracts überträgt. *Jus in rem* und *jus in personam* werden dadurch in gewisser Hinsicht identificirt, und die rechtlichen Folgen des ersteren an die bloße Entstehung des letzteren geknüpft. Man sieht sehr wohl, daß der Gesetzgeber hiebey von einer Ansicht des natürlichen Rechts ausgegangen ist. Er hielt den Grundsatz: *casum sentit dominus* für ein oberstes Princip, und die Abweichung davon, die Festsetzung einer Regel, nach welcher Gefahr, ohne Eigenthum, übergeht, für Unrecht. Rec. will hier nicht wiederholen, was anderwärts über diesen Gegenstand schon gesagt worden ist; er glaubt sogar, daß die Aufhebung jener Regel eine neue Gesetzgebung nicht entstellen würde, und findet in so weit an der französischen Gesetzgebung nichts zu tadeln. Dagegen glaubt er nicht, daß diese nämliche Aufhebung auf Kosten des *jus in personam* zum Vortheil des *jus in rem* hätte geschehen sollen. Das *jus in personam* bindet ein bestimmtes, mit seinen Handlungen und Verhältnissen wohlbekanntes Subject. Auf die Heilighaltung desselben ist ein Theil der Civilgesetzgebung gebaut; sie ist die unerlässliche Bedingung der Sicherheit des Lebensverkehrs. Das *jus in rem* dagegen trifft den unschuldigen Dritten, es untergräbt häufig die Möglichkeit der Realisirung des *jus in personam*; es hebt die durch die Heilighaltung des letzteren beabachtete Sicherheit des öffentlichen Glaubens auf. Die neueren Gesetzgebungen hielten es deshalb in Collisionen für rathamer, das *jus in rem* dem *jus in personam* aufzuopfern, als umgekehrt. Ja, es läßt sich sogar eine Civilgesetzgebung, welche gar

kein *jus in rem* kennt, in vollkommener Harmonie mit der menschlichen Natur denken; eine Civilgesetzgebung ohne *jus in personam* dagegen würde als ein Ungeheuerlich in sich selbst vernichten. Nach dieser Ansicht sollte die jedesmalige Entstehung eines *jus in rem* an eine äußere sichtbare Handlung, an einen jedem Dritten erkennbaren Zustand geknüpft seyn, damit er sich vor Schaden durch leichte Erkundigung hüten könne, und ohne eigene Unvorsichtigkeit die Vereitelung seiner aus einem *jus in personam* erworbenen Rechte nicht zu besorgen habe. Von dieser Ansicht geleitet, verordnete das ältere römische Recht die *mancipatio* und die *cessio in jure*. Das neuere ließ die *traditio* stehen. Das deutsche foderte bey unbeweglichen Gütern die gerichtliche Auflassung. Das französische Recht verlangt zur Eigenthumsübertragung alle diese äußeren Handlungen, welche entweder jeder Dritte leicht erfährt, oder welche doch, gleich der *traditio* bey beweglichen Gütern, einen jedem Dritten in die Augen fallenden Zustand erzeugen, nicht. Durch den Grundsatz: *la propriété est acquise de droit, dès qu'on est convenu de la chose et du prix* (1583) wird die Privatconvention zwischen zwey Individuen ohne weiteres zum Gesetz für die ganze Gesellschaft, oder vielmehr zur Quelle eines gegen jeden unschuldigen Dritten wirkenden Rechts erhoben. Welch ein dem *jus in rem* auf Kosten des *jus in personam* dargebrachtes Opfer! — Noch ein anderes Beyspiel. — Die Schenkung des Kinderlosen wird nach Art. 960 von selbst und stillschweigend (*ipso jure*) aufgehoben, wenn der Geschenkgeber Vater von legitimen oder legitimirten Kindern wird. Die vom Geschenknehmer oder vom Gesetz (z. B. wegen der *reprises matrimoniales*) auf das geschenkte Gut gelegten Lasten fallen dann nach Art. 963 ohne weiteres hinweg. Wird nicht das Zutrauen des Dritten hiedurch untergraben, seine Sicherheit gefährdet? Wer kann, ohne Besorgniß, auf das geschenkte Vermögen eine Hypothek erwerben? Wer kann wissen, ob das Gut, in dessen Hinsicht man getraut, und sein eigenes Vermögen gewagt hat, kein geschenktes Gut ist, und ob nicht ein Zufall, den Niemand vorausieht, und an welchen Niemand denkt, der ganzen Sicherheit ein Ende machen wird? Also wieder ein *jus in rem*, wo nach Grundsätzen der höheren Rechtsphilosophie ein bloßes *jus in personam* entstehen sollte. — Diese und einige andere Bestimmungen sind Flecken des C. N. Sie hängen vielleicht mit der Schönheit seiner Form zusammen. Vielleicht überfah der Gesetzgeber in seinem Streben

F f.

nach dem Großen und Allgemeinen zuweilen das Detail der Folgen für das gemeine Leben. Daß eine immer thätig fortschreitende Gesetzgebung Mängel dieser Art werde zu verbessern wissen, ist fest zu erwarten. Dem deutschen Rechtsgelehrten fallen sie indessen doppelt auf, weil er die Masse organischer und administrativer Anstalten, durch welche jene Mängel in ihren Folgen, wenn nicht ganz aufgehoben, doch wenigstens sicher gemildert werden, nicht kennt oder nicht überieht. Das Notariat, die Gewohnheit, wichtige Verträge durch einen *acte authentique* zu beurkunden, das gegen den Notar verlassene *compulsoire*, der Umstand, daß der *acte sous seing privé* erst durch das *enregistrement* oder durch den *Tol* des Ausstellers gegen den Dritten ein gewisses Datum erhält, die Unzulässigkeit des Zeugnisses bey Verträgen von Wichtigkeit, der Umstand, daß jeder das Eigenthum unbeweglicher Güter übertragende Vertrag der Transcription im *bureau conservateur des hypothèques* unterworfen (2181) und dadurch mit allen seinen Clauseln der Publicität preis gegeben ist (2196) — alle diese und andere Einrichtungen wirken der vom Gesetz durch die große Erweiterung des *ius in rem* gestifteten Unsicherheit des Lebensverkehrs wieder entgegen. Will man daher von der Doctrin der französischen Jurisprudenz in ihrer philosophischen Verbindung mit den höheren Föderationen der Gesetzgebung und des Rechts eine gerechte und vollständige Ansicht erlangen: so beurtheile man immer den Theil aus dem Ganzen, und vergleiche ununterbrochen das Gesetz mit der Organisation. —

Diese Pflicht erhält die höchste Wichtigkeit, sobald es IV auf die Bestimmung der Voraussetzungen und Bedingungen der Einführung des C. N. in den Staaten der rheinischen Confederation, ankommt. Hr. S. sagt darüber in 9 Cap. viel Scharfsinniges und Durchdachtes. Er wünscht, daß die Aufnahme nicht durch die einzelnen Souveraine, sondern durch einen Act der Föderation erfolge. Er sieht ein, daß Deutschlands Legislatoren — wenn sie nicht der Wirkungskphäre des Richters die nämliche Ausdehnung geben wollen, welche ihr Frankreich gegeben hat, einen zweyten Theil zum C. N. liefern müssen; er verlangt, daß der C. N. als Principalgesetzgebung, nicht als Hülfrecht eingeführt werde; er dringt endlich auf die Errichtung eines einzigen Cassationshofes für ganz Deutschland. In Ansehung aller dieser Vorschläge stimmt Rec. dem Vf. vollkommen bey. Aber damit ist die Hauptschwierigkeit noch lange nicht gelöst. Der C. N. ist, wie Rec. oben ausführte, nicht das Centrum, sondern die Peripherie der gesamten Gesetzgebung Frankreichs. Er setzt stillschweigend eine bestimmte Staatsverfassung, bestimmte Formen des gerichtlichen Verfahrens, bestimmte Organisationsanstalten voraus. Reist man ihn aus diesen Umgebungen: so verwandelt man ihn in ein *caput mortuum*. Der Frankreichs Civilcodex als Hauptgesetzgebung aufnehmende Staat muß sich daher erst Receptivität zu dieser Aufnahme verschaffen. Seine kirchliche, politische und ge-

richtliche Verfassung muß im Einklang mit einer solchen Civilgesetzgebung stehen. Freylich wird der in allen Bundesstaaten eingeführte C. N. Deutschlands Völker unter der Herrschaft eines und desselben Civilgesetzes verbinden. Soll aber diese Vereinigung nicht den bloßen Worten nach, sondern im Geist und in der Wahrheit erfolgen; soll sie die von Frankreichs Rednern verkündigten Wohlthaten erzeugen: so muß der Einführung des C. N. die Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse vorangehen. Diese Einführung muß Deutschlands Regeneration beschließen, nicht beginnen. Der C. N. ist nicht die Grundlage, sondern der Schlussstein des Gebäudes der gesellschaftlichen Ordnung. Er trägt nicht den Staat, sondern er wird vom Staate und seinen Anstalten getragen. Irrig sagt der verdiente Vf. S. 477: „es sey eine leere Besorgniß, daß mit der Einführung des C. N. unsere bisherige Staats- und Gerichts-Verfassung eine Veränderung erleiden werde: der C. N. werde ja nur als Civilgesetz aufgenommen, und modificire sich als Civilgesetz von selbst nach der Verfassung und Einrichtung des Staats.“ — Wohin diese Ansicht führt, mag als Beyspiel der einzige vorhin angeführte 1583 Art. beweisen. Der darin sanctionirte Grundsatz: *la propriété est acquise de droit, dès qu'on est convenu du prix et de la chose*, enthält doch wohl reines Civilrecht. Unmittelbar steht er mit keiner öffentlichen Einrichtung in Verbindung. Nimmt man ihn indessen ohne Frankreichs Notariat, ohne die *transcription au bureau conservateur des hypothèques*, ohne die Theorie vom *acte authentique*, ohne das *enregistrement* u. s. w. auf: so wird er das Grab alles guten Glaubens und der Ruhe der Eigenthümer. Als Hülfrecht ist jeder Civilcodex, der C. N. gleich dem römischen Corpus Juris, accommodativ. Als Hauptrecht dagegen ist es keine Civilgesetzgebung weniger, als die Civilgesetzgebung des regenerirten Frankreichs. Hervorgegangen aus den Vulkanen der Revolution, gelütert und veredelt durch die wiederhervorgefundenen Principien der alten Gerechtigkeit und Ordnung, wird sie in jedem fremden Staat in ihren Wirkungen ihren Ursprung beurkunden. Sie wird die Fesseln der Feudalität zerbrechen, die juristischen Monumente des Familienstolzes untergraben, und die illiberalen Vorurtheile einer, ihre Functionen in Nacht und Dunkelheit verhüllenden Justizpflege, vernichten. Frohnden und unablässliche Gülten, Patrimonialgerichtsbarkeit u. s. w. werden durch die Macht der Verhältnisse dem Einfluß ihrer Herrschaft weichen. Das aus seinen Fugen gerissene innere Gebäude wird zusammenstürzen, und vielleicht selbst der rheinische Bund in seiner jetzigen Gestalt aufhören. Aber aus den Trümmern der bisherigen Ordnung wird eine neue und schönere Schöpfung hervorblühen. Rec. ist weit entfernt, eine solche Veränderung für ein Übel zu halten. Die Bundesacte vom 12 July 1806 hat in Deutschland bloß einen provisorischen Zustand gestiftet. Kein Freund der Nation, kein Weiser im Volk, welcher Erfahrung und Geschichte zu Rathe geraume Zeit nach Hadrians Tode fortgedauert ha-

zieht, kann die Verwandlung desselben in einen permanenten Zustand erwarten oder wünschen. Selbst Deutschlands Souveraine von mittlerem und geringerem Rang können dieses nicht. Sie können auf eine Vereinigung, welche, ohne verfassungsmässigen Schutz gegen den Übermächtigen und Stärkeren, ihr ganzes Daseyn an die Majestät des Namens des erhabenen Schöpfers ihrer Rechte knüpft, unmöglich die Hoffnungen der Zukunft und die Sicherheit ihrer Nachkommen gründen. Rec. glaubt hier, ohne Annahme, die allgemeine Einführung des C. N. in Deutschland in ihrer höchsten und glänzendsten Potenz wahrzunehmen. Wird diese Einführung entweder auf einmal, durch Willkühr, oder, wie es weit glaublicher ist, allmählich, durch die Natur der Sache, das Geübte unserer inneren Verfassung: so begründet sie dagegen nicht bloß ein einförmiges und allgemeines Privatrecht, sondern auch ein einförmiges und allgemeines öffentliches Recht der deutschen Staaten: Dieses Recht erhebt den Protector der Souveraine auch zum Beschützer ihrer Unterthanen; es organisiert diesen Schutz durch große, weitwirkende und kräftige Justizanstalten. Die Einführung des C. N. wird vielleicht ohne irgend einen Machtspruch, durch die Natur der Verhältnisse selbst, die Wiege der Wiedergeburt der deutschen Constitution, jener für Humanität und Kultur so segenvollen, nie den Weltthaten, nur den Mißbräuchen der deutschen Herrschergewalt entgegenwirkenden Verfassung. Vielleicht athmet schon jetzt, tröstend für die Menschheit, ihr verjüngter Genius in den Elementen der mit Deutschlands Rechtszustand zu verschmelzenden Gesetzgebung Frankreichs. Rec. spricht hiemit nur die bescheidenen Ansichten des Privatmanns, die anspruchlosen Wünsche des von den Bedürfnissen seines Vaterlands ergriffenen Patrioten aus. Seine Ansichten über die Verpflanzung der französischen Civilgesetzgebung auf deutschen Boden, über ihre Folgen und ihre Vorbereitung sind einzig und allein aus der Sache selbst, wie sie sich ihm darstellt, geschöpft. Täuscht ihn diese Ansicht nicht: so verschwinden alle bangen Besorgnisse, welche diese Verpflanzung in anderer Hinsicht in ihm erregt hatte.

B. G. F.

SCHÖNE KÜNSTE

BERLIN, b. Weifs: *Über den Antinous, dargestellt in den Kunstdenkmälern des Alterthums.* Eine archäologische Abhandlung von Conrad Levezow, Professor u. f. w. 1808. 136 S. 4. Nebst XII Kupfertaf. (2 Thlr. 12 Gr.)

Der Vf. war fleissig bemüht, allen Denkmälern antiker Kunst, welche den Antinous, Hadrians Liebling, darstellen, nachzuforschen, so daß nur wenige Stücke von Bedeutung seiner Aufmerksamkeit entgangen seyn dürften. Aus solcher Zusammenstellung nun erhellet, daß Antinous bey den Alten unter der Gestalt verschiedener Gottheiten verehrt worden und der ihm erwiesene Dienst und Opfer noch

ben. Dieses ist aber auch, unserm Bedenken gemäss, die bessere Seite von Hn. L's. vorliegender Schrift, denn an seinen kunsttrichterlichen Urtheilen und Folgerungen haben wir weniger Gefallen gefunden. Nach S. 132 will es scheinen, als hätte man die genauere Kenntniß des Zustandes der Kunst zu Hadrians Zeit einzig den Antinous-Bildern zu verdanken, da doch eine nicht geringere Anzahl vorzüglicher Bildnisse von Hadrian selbst, so wie von seiner Gemahlin, vorhanden sind, welche über den besagten Punkt eben so gut Aufschluß geben können und auch wirklich gegeben haben. Ferner sagt Hr. L. S. 133: „Endlich lehrt uns die Abstufung des Porträts bis zu den idealen Heroen- und Götter-Charakteren, unter welchen Antinous verehrt wurde, daß in dem Zeitalter Hadrians nicht nur jene sorgfältige Charakteristik der älteren Kunst nicht erloschen war, sondern die Art und Weise der Darstellung giebt uns auch Beweise von eines mit innigem Kunstgefühl gepaarten mechanischen Geschicklichkeit der Verfertiger jener Werke.“ Hier ist wenigstens Wahre mit viel Unrichtigem gemischt. Wahr ist es zwar wohl, daß die Bildhauer zu Hadrians Zeit noch große Kunst und mechanische Fertigkeit besaßen haben; allein in Betreff der Abstufung des Porträts vom Antinous, von treuer Naturähnlichkeit an bis zu den idealen Heroen- und Götter-Charakteren, unter denen er verehrt wurde, scheint jenen Künstlern etwas zu viel eingeräumt zu seyn, theils weil sich die Kunst zu Hadrians Zeit schon nicht mehr im Stande befunden hat, Schön-Menschliches noch schöner darzustellen, zu erhöhen, zu vergöttlichen; theils auch weil die Aufgabe, dieselben Porträtzüge den verschiedenen Charakteren verschiedener Gottheiten anzupassen, an sich selbst unauflöslich ist. Antinous, Bacchus z. B. hat auch in den bestgearbeiteten Stücken immer noch den Zug stiller Schwermuth behalten, welcher dem Antinous zwar eigenthümlich mag gewesen seyn, aber dem Bacchus nicht geziemt, und in den Bildern desselben von acht griechischer Arbeit auch nie gefunden wird. S. 32 behauptet unser Vf. ganz bestimmt, der Antinouskopf an der einen Figur der berühmten Gruppe des Castor und Pollux zu St. Ildephonso in Spaniendey moderne Arbeit, sagt aber nicht, auf welchen Gründen oder glaubhaften Nachrichten diese seine Angabe beruhe. Wir sind im Gegentheil zu glauben geneigt, daß besagter Antinouskopf wirklich antik und ein verdienstliches Werk sey, obgleich derselbe ursprünglich nicht zur Statue gehören mochte. Denn wenn er eine von den modernen Ergänzungen der Gruppe wäre: so hätte man nicht nöthig gehabt, die Nase zu restauriren, welches aber, nach dem Bericht eines verständigen Augenzeugen, wirklich der Fall ist. (S. das Programm unserer A. L. Z. vom Jahr 1808.)

Die 12 Kupfertafeln enthalten sauber gearbeitete Umrisse der vornehmsten Antinousbilder auf ant. Münzen, in Statuen und Brustbildern. Das Aufserer der Schrift macht überhaupt der Abhandlung keine Ehre.
— y. — H.

LEIPZIG, b. Härtnoch: *Talpen von Friedrich Kind*. 1808. 4 Bändchen. 240 S. 3 Bändchen. 261 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Auch diese Sammlungen von kleinen Erzählungen, Dramen, Gedichten u. s. w. werden den Freunden des Verfassers eine angenehme Gabe seyn. Einer vorzüglichsten Auszeichnung werth scheint uns in der 4. Sammlung die versificirte Legende vom *großen Christoph*. Der volksmäßige märchenhafte, etwas derbe Ton ist gut getroffen und gehalten, die Idee des Ganzen glücklich durchgeführt, und der Gang so geleitet, daß mit jedem Fortschritte die Aussicht sich erweitert, und am Ende in eine religiöse Anschauung sich verliert. — Die Erzählung: *Jung gefreit!* schildert mit leichter munterer Laune, wie ein gründgelehrter systematischer Professor, den ein leichtsinniges Mädchen eine Zeitlang gefangen hält, vielmals auf dem Punct steht, sich zu verheirathen, aber immer mit seinen Plänen scheitert, und endlich als Hagestolz wider Willen aus der Welt geht. — *Nicol von Drandorf*, eine Criminal-Geschichte nach den Acten, aus denen charakteristische Stellen angeführt werden, ist als ein kleines Sittengemälde von einigem Interesse. Der Proceß, der im Jahr 1661 in Sachsen geführt ward, betrifft einen Landmann, welcher, weil er mit zwey Frauen sich verheirathet hatte, mit dem Schwerde hingerichtet wurde. — Wie konnte sich aber der Vf. zu dieser Geschichte eine solche gereimte Vorrede erlauben, so ganz verfehlt und verkünstelt! *Die Rose von Jericho* — eine Folge von dramatischen Skizzen, erst in der fünften Sammlung beendigt. Uns scheint, daß der in den Reden der Personen hörbare Hexameter-Tact störend wirke. — Die kurze Erzählung: *Der Hausaltar*, und das kleine Lustspiel: *Der Kuss*, diese beiden Stücke sind unbedeutend, und lassen eine gewisse Leere empfinden. In dem ersten ist uns als undeutlich folgende Stelle aufgefallen: S. 14: „Nur ein Stündchen verlangte der genügsame Don Diego, so lange werde doch wohl die Mutter nicht gerade heute erwachen.“ —

In der 5. Sammlung möchte vor allen der märchenhaften Geschichte: *Das Münster*, der Preis gebühren. Sie ist nicht ohne poetisches Verdienst, und ungemein anziehend; mit jedem Fortschritt steigt das Interesse, und die sehr gespannte Erwartung wird am Schlusse aufs schönste befriedigt. Mit dem Wunderbaren wird hier nicht willkürlich gespielt, es ist vielmehr so angewendet, daß es, den alten Volksagen vom Teufel gemäß, als treffendes Sinnbild des Bösen dient, das bey aller seiner Macht dennoch zuletzt unterliegt, und selbst in dem, was es durchgesetzt, Spuren seiner Verkehrtheit zurückläßt. Der

Vortrag ist nach Art der alten Chronik, deren treuherziger und angenehm redseliger Ton sehr gut nachgeahmt ist, und der alten Sage gleichsam den Stempel der Glaubwürdigkeit aufdrückt. — Von ganz anderem Charakter ist *Zema oder der Feuersegen*, eine Art Feenmärchen, in welchem die schonungslose, durch gänzliche Vernichtung nur zu befriedigende Wuth weiblicher Eifersucht mit den lebhaftesten und sprechendsten Farben geschildert wird. Besonders glücklich erfonnen ist die List, womit die verderbliche Salamandrine die beiden Liebenden nach und nach zu entzweyen und zuletzt zu tödtlichem Haß gegen einander zu entflammen weiß, ohne daß der Geliebte in ihr die Urheberin alles Unheiles auch nur ahndet. Hie und da hat der Erzähler kurze dramatische Scenen einzuschalten für gut befunden, wahrscheinlich zur Erhöhung des Effects. Allein diese Vermengung zwey so entgegengesetzter Formen thut keine gute Wirkung. Denn es ist eine gewaltsame Zumuthung an die Phantasie, plötzlich aus einer Anschauungsart in die andere, aus der Vergangenheit in die Gegenwart und aus dieser in jene sich zu versetzen. Der lustige Ritter Flandern ist ein wenig zu grell geschildert, und ohne die Laune, welche aus einem solchen Charakter, wenn er nicht missfällig werden soll, sprechen muß. — Die Erzählung: *Verirrungen der Leidenschaft*, welche sich auf eine wahre Begebenheit zu gründen scheint, wird für manche Leser dadurch ein doppeltes Interesse erhalten, daß sie an jüngst vorgefallene Ereignisse geknüpft ist. Es wird darin der Wahnsinn geschildert, in welchen ein junges reizbares Mädchen verfiel, das seinen Geliebten durch den Krieg verlor. Die Geschichte ist nicht von der gewöhnlichen Art, und erregt durch besondere Situationen, die sehr anschaulich dargestellt sind, viel Theilnahme. — Die morgenländische Erzählung: *Der Apfel von Baisora* liest sich ganz angenehm, ohne weiter von Bedeutung zu seyn. Nur erscheint zuletzt Seine Majestät dem Mohren gegenüber doch ein wenig gar zu launenhaft. — *Die Rose von Jericho*. Dieses skizzirte Drama befriedigt auch hier nicht, man mag auf die Form oder auf den Inhalt sehen. Es herrscht darin ein gewisser feyerlicher Ton, der etwas Gezwungenes und Kostbares hat, so daß man bey der Darstellung nicht gern verweilt, das Unvollkommene und die Halbheit solcher dramatischer Skizzen nicht weiter zu erwähnen. Der Stoff ist mystisch, besonders am Schlusse, aber dabey von gewöhnlicher Art; das Ende wird so schnell herbeygeführt und die Schlusscenen werden so kurz abgefertigt, daß es fast scheint, als sey der Vf. selbst seiner Arbeit überdrüssig geworden.

Ha. Ha.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Braunes u. Comp.: *Almanac du Théâtre pour l'an 1808*. Par Aug. Guill. Iffland, Directeur du Théâtre royal national de Berlin, traduit de l'Allemand. Avec 3 portraits et la procession au palais de la diète

de Worms, tirée du drame intitulé Martin Luther. 1809. VM u. 327 S. 12. (2 Thlr. 16 Gr.) Das Lob, welches dem Originale 1808. No. 206 ertheilt worden ist, geht auch auf diese wohlgelungene Uebersetzung über.

M. G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 F E B R U A R, 1809.

M E D I C I N.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Entwurf der dynamischen Pathogenie*, von A. Winckelmann, Dr. der Phil. und Arzneykunst, Prof. zu Braunschweig. Erstes Buch. 1805. 204 S. gr. 8. (21 Gr.)

Der Vf. erklärt diese Schrift für eine weitere Ausführung einer Theorie der Natur, welche er in seiner *dynamischen Physiologie* schon angekündigt hatte. Im ersten Cap. wird der Plan bey Bearbeitung der Pathogenie, als darin bestehend angegeben, daß erstlich seine ganze Art und Weise in Erklärungen der Krankheiten aus einander gesetzt, und die strenge Befolgung der dynamischen Methode bey denjenigen gerechtfertigt würde, welche sich für den Zusammenhang der Naturwissenschaft mit den Grundsätzen der Philosophie interessieren. Ferner gehört es zum Plane, eine Reihe einzelner physiologischer Sätze zur Erklärung der pathologischen aufzustellen. Endlich sollten auf diese physiologischen Sätze alle Bestimmungen der Pathologie aufgetragen werden. Indem hierauf der Vf. die Bestimmung seiner dynamischen Methode anhebt, verwickelt er sich bald in sehr leichte Erklärungen, dadurch, daß er sagt, dynamisch erklären heiße: den Grund der Erscheinungen in die Vorstellung eines Verhältnisses von Kraft oder Thätigkeit setzen — oder jede Materie und materielle Erscheinung nicht als Materie, sondern als Act der lebendigen Thätigkeit der Natur betrachten. Auf diese Art aber beraubt theils der Vf. alle Thätigkeit in der Natur ihrer Qualität, und reducirt sie auf Quantität, theils behauptet er, daß Materie keine Materie sey. Wirklich zeigen auch alle Darstellungen dieser Schrift gar zu deutlich, daß der Vf. eine bloß idealistische Vorstellung von der Natur gehabt habe. Die Materie wird bloß subjectiv, als Modification des Bewusstseyns, deducirt, und dadurch die Objectivität, welche vorzüglich in der Natur beachtet werden muß, ganz verkannt. Dann hat der Vf. noch die beschränkte Ansicht *Kants* von der Materie, als Modification zweyer Thätigkeiten. Auch ist der relative Idealismus in der Behauptung hervorleuchtend, daß das Daseyn anderer Intelligenzen zum Bewusstseyn *durchaus* nöthig sey. Aber woher hat denn Gott sein Bewusstseyn? Da nun aus einer solchen Dualität des Bewusstseyns die ursprüngliche Duplicität in der Natur abgeleitet werden soll: so ist es hieraus klar, auf welchen Stützen jene Dynamik ruhe. Ferner ist es falsch, wenn behauptet wird, die höchste Betrachtung der Natur sey die Kenntniß der göttlichen Ordnung der Dinge, oder die Betrachtung der

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Natur in ihren Gesetzen: denn wir wissen gar wohl, daß das Setzen höher ist, als das Gesetzte, und noch höher dasjenige, was beide Charaktere in sich begreift. Zu den physiologischen Vorderätzen des zweyten Capitels übergehend, bemerken wir unter andern, daß die Definition der Gesundheit ganz der oben berührten idealistischen Betrachtungsweise entspricht, indem sie als derjenige Zustand des lebendigen menschlichen Körpers erklärt wird, in welchem das vollkommen menschliche Bewusstseyn und eine frey menschliche Wirkung, wie sie das Bewusstseyn fordert, möglich ist. Diese Definition ist offenbar viel zu enge, weil sie gar nicht auf den Menschen paßt, in wiefern er Naturwesen ist. Auch ist es fehlerhaft, daß der menschliche Körper in folgende drey Hauptkräfte eingetheilt wird, nämlich: die Thätigkeit des Nervensystems, des Bluts und lymphatischen Systems. Sollte irgend eine Haupteintheilung Statt finden: so müßte offenbar das lymphatische System zum Gefäßsystem überhaupt gerechnet werden, und man dürfte das Muskelsystem als Hauptglied durchaus nicht vergessen. Eben so ist es höchst unrichtig, daß das Blut- und Nerven-System in unmittelbarer Wechselwirkung stehen sollen. Die Beweise, welche der Vf. über das Wechselverhältniß genannter Theile des Körpers vorbringt, beweisen nur so viel, daß das Nervensystem die höchste Organisation des Körpers sey, und vermöge dessen auch das Blut, so wie alle Flüssigkeiten, eben weil sie die niedersten Gebilde sind, am kräftigsten beherrsche. Was übrigens von der Wirksamkeit des Nervensystems ausgesagt wird, ist theils nicht neu; theils mit vielen Irrthümern untermischt, wie z. B. die Behauptung, daß die Thätigkeit des Nervensystems in allen Theilen dieselbe sey u. s. f. Daß das Blut nur insofern leben soll, als es dem Nervensystem entgegengesetzt ist, können wir auch nicht ganz zugeben. Denn soviel wir wissen, hat das Blut in seinen Blutkügelchen ein eigenthümliches Leben, und stehet überdies nicht allein mit den Nerven, sondern auch mit allen übrigen Organen des Körpers in lebendiger Wechselwirkung. In der Behauptung, daß das Blut eher sterbe, als der Nerv, wenn beide von ihrem Ganzen getrennt sind, scheint der Vf. das Naturgesetz nicht zu kennen, daß ein organisches Individuum um so leichter stirbt, je höher die Stufe der Individualität ist. Hätte er dieses Gesetz gekannt: so würde er sich auch nicht gewundert haben, wenn er bemerkte, daß die einfaugenden Gessae nach dem Tode noch einsogen. Denn wenn gleich die höheren Organe des menschlichen Körpers schon abgestorben sind: so können die niedern, in Beziehung auf das angedeutete Gesetz, noch leben. Im 3ten Cap. ist von allgemeinen pathologischen Definitionen

G g

und Eintheilung der Krankheitsformen die Rede. Eben so fehlerhaft als vorhin die Definition der Gesundheit war, ist hier folgende der Krankheit: „Krankheit ist Veränderung des Wechselverhältnisses des Bluts, Nerven - und lymphatischen Systems, wodurch das vollkommene Bewußtseyn oder die Rückwirkung auf Vorstellungen und Empfindungen mehr oder weniger unmöglich wird. Nicht genauer ist die Bestimmung des Fiebers, welches in einem veränderten Wechselverhältnisse zwischen Blut- und Nerven-System beruhen soll. Die Eintheilung der Krankheiten kann auch nicht auf Beyfall Anspruch machen. Der Vf. behält die Eintheilung in chronische Krankheiten und Fieber (acute Krankheiten) bey, wogegen wir eben nicht viel einzuwenden haben: aber die übrigen Rubriken können wir nicht gut heißen. Die chronischen Krankheiten nämlich werden in Krankheiten des Bluts, des Nervensystems und der lymphatischen Gefäße vertheilt, wobey wir den oben schon berührten fehlerhaften Schematismus des Vfs. wieder erblicken. Auch die Eintheilung der Fieber ist nicht genau, indem sie entweder als rein, zusammengeferzt, oder mit Ausschlägen verbunden, betrachtet werden. Unter den reinen Fiebern stellt der Vf. als Unterabtheilung adynamische Fieber auf, wobey er die Schwäche des Nervensystems zur Grundlage macht, vergleichbar den asthenischen Fiebern der Erregungstheoretiker. Aber dürfen denn auch adynamische Fieber in einer dynamischen Pathogenie Start finden? Im 4 Cap. wird der Verlauf der Fieber, Typus, Krisen u. s. w. erklärt. Was hier zur Bestimmung des Typus beym Fieber und zwar des intermittirenden Typus gesagt wird, bezieht sich theils auf den bloßen Paroxysmus, theils ist die Erklärung falsch. Es wird nämlich behauptet, der Frost beym eintretenden Wechselfieber rühre von vermehrter Thätigkeit des Bluts, und die darauf folgende Hitze mit Schweiß von vermehrter Thätigkeit des Nervensystems her; da doch vielmehr die umgekehrte Erklärung, wie Jeder leicht begreift, die wahre ist. Dann, sagt der Vf., folge wieder ein gesunder Zwischenraum, bis zum neuen Anfälle. Eine solche Erklärung heißt doch wohl mehr eine Beschreibung als Erklärung des Typus: denn es wird ja gefragt, was die Ursache der bestimmten Zwischenräume zwischen den Anfällen sey, worauf eben der Typus als besondere Bezeichnung des Fieberzustandes beruht. Gern pflichten wir aber darin dem Vf. bey, daß er die Beobachtungen der Alten, den Verlauf des Fiebers betreffend, in Schutz nimmt. Hierin stehen die meisten neueren Ärzte aus Mangel an Beobachtungsgeliste weit hinter ihren Vorfahren zurück. Auch würden wir hinzufügen, daß die Begriffe der Alten von der Rohheit und Kochung bis auf einen gewissen Punct wahr sind, aber nicht zu reichen, den ganzen Vorgang zu verdeutlichen, und folglich den Begriff desselben zu erschöpfen. Der Versuch, die Metastasen aus dem Wechselverhältnisse des Bluts und Nervensystems zu erläutern, ist zwar hier im Allgemeinen zweckmäßig begonnen; nur hatten dabey auch die Beziehungen auf den Consensus der Organe etwas mehr ausgeführt werden sollen.

Die Erklärung des Krampfes, welcher in ein Überwiegen des Nervensystems gesetzt wird, scheint uns sehr unvollkommen; zumal da der Vf. den positiven Factor des Krampfes, die Muscularthätigkeit, ganz zu übergehen scheint. Im 5 Cap., wo von den Arzneymitteln die Rede ist, werden nur zwey Wege angegeben, die Wirksamkeit derselben zu bestimmen, entweder die chemische Analyse, oder die Erfahrung. Diefes ist unzureichend. Man kann noch einen dritten Weg einschlagen, wobey auf die ganze Natur derjenigen Materie gesehen wird, welche mit dem menschlichen Körper in Wechselverhältniß zu setzen ist, und wobey man alles, was sich theils *a priori*, theils *a posteriori* bestimmen läßt, vereinigt. Diefes würden wir die Bestimmung eines Arzneymittels durch die Metamorphose nennen. Das 6 Cap. zeigt uns die allgemeine Anwendung der Semiotik zu den Erklärungen der Pathologie, die Zeichen von dem Zustande des Nervensystems, des Bluts u. s. w. Die Zeichen werden hier größtentheils sehr einseitig, durch das Verhältniß der Nerven und des Bluts, erörtert. Auch läßt sich der Vf. zuweilen in spielende Behauptungen ein, welche theils falsch, theils zu allgemein sind; wie z. B. das Auge der Wollust und des Genies sey gewöhnlich blau, das Auge der Kraft schwarz, das Auge der Schönheit und Unschuld braun. Dann sind manche Erklärungen hier, streng genommen, gar keine, wie die, wo von dem zu dünnen Blute die Rede ist, daß selbiges ein Product des unvollkommenen Wechselverhältnisses sey, weil der Cruor vermuthlich als ein Product des Wechselverhältnisses betrachtet werden müsse, und den Zusammenziehungen der Muskeln seine Bildung verdanke. Vielmehr hätte der Vf. hier die ganze Assimilation untersuchen, und darans die besondere Bildung des Cruor herleiten sollen. Daß ferner Hypochondrische gewöhnlich ein dunkles Blut haben, wie behauptet wird, wissen wir nicht; wohl aber, daß dieses bey Melancholischen Statt findet. Aus dem Gegensatze der Hypochondrischen und Melancholischen möchte dann auch wohl das Gegentheil in Absicht der Beschaffenheit des Bluts sich darthun lassen. Mehrere Erklärungen des Pulses finden wir auch unrichtig, wie z. B. diese, daß der harte Puls von einem Überwiegen des Nervensystems zeuge, welches gerade umgekehrt sich verhält in Beziehung auf das Wechselverhältniß zwischen dem Blutgefäßsystem und Nervensystem. So viel wir wissen, gefällt sich der harte Puls gewöhnlich zu Entzündungen und Krämpfen, wo doch offenbar im ersten Falle das Blutgefäßsystem, im anderen die Muskelthätigkeit überwiegt. Die Meinung, daß das Blut in den Lungen kälter werde, ist wohl nicht gegründet; sonst müßten ja diejenigen Thiere, welche am öftersten respiriren, die Vögel nämlich, das kälteste Blut haben. Im 7 Cap., als der Fortsetzung des vorigen, ist von dem Zustande des Darmkanals u. dgl. die Rede. Hier wird die sogenannte gastrische Methode in Schutz genommen, ihre Erklärungsweise aber verworfen; wobey wir nur bedauern, daß die Erklärung des Vfs. nicht viel besser ist. Bey der Entstehung der Gelbsucht wird dann die

Frage aufgestellt, ob die Galle durch die lymphatischen Gefäße in das Blut gelange, oder durch die Venen der Leber. Nach der Verbindung der Organe hätte sich der Vf. leicht diesen Scrupel entfernen können, da es offenbar ist, daß beide Wege Statt finden können, entweder einzeln oder auch beide zusammen. Bey der plötzlich entstehenden Gelbsucht, etwa nach einem heftigen Zorn, sind wohl offenbar die Lebervenen am thätigsten. Das Jucken erklärt der Vf. in diesem Cap. für eine Ausdünstung der Hautgefäße, welche die Nerven der Haut ein wenig reizt, welches offenbar nicht richtig ist, indem bey dem Jucken gewöhnlich die Ausdünstung gehemmt ist, und die Nervenenden der Haut in einem entzündeten Zustande sich befinden. Die Erklärung der Alten durch eine dorthin abgesetzte Schärfe war also der Wahrheit um ein ziemliches näher, als die unseres Vfs. Im 8 Cap. folgt die allgemeine Aetiologie, wo bey der Betrachtung der entfernten oder gelegentlichen Ursachen der Krankheiten vorzüglich diejenigen in Untersuchung genommen werden, welche ausserhalb auf den Körper einwirken sollen. Bey der Eintheilung der inneren und äusseren Ursachen zeigt sich der Vf. sehr schwankend, welche Anglichkeit wohl daher rührte, daß er nur die beschränkte idealistische Ansicht hatte, und demnach die Natur sich in seinen Schematismus nicht fügen wollte. Er thut nicht wohl daran, daß er in seine Eintheilung die Gifte unter die äusseren Ursachen bringt, weil sie offenbar als Gifte durch den Organismus selbst wirken. Auch die Bestimmung des Giftes ist nicht sonderlich gut gerathen, indem er einen solchen Körper darunter versteht, welcher durch die ihm einwohnende Kraft den lebenden Körper mehr oder weniger zerstört, sobald er in den Grenzen des Organismus aufgenommen ist. Besser könnte man sagen, Gift sey diejenige Eigenschaft einer Materie, vermöge welcher sie, in den Assimilationsproceß der lebenden Individualität aufgenommen, dessen Beschaffenheit wesentlich umzuwandeln sucht. Indem von der Ansteckung weiterhin die Rede ist, bezweifelt der Vf. die Möglichkeit, eine nur einmal erfolgende Ansteckung, z. B. wie bey den Blattern Statt findet, zu erklären: ungeachtet dieses eben so gut begreiflich ist, als daß sich eine gesunde Qualität mit der Krankheit zur Homogenität verbinden kann, wovon uns die Temperamente Beyspiele geben, und auch manche Gewohnheiten können es hinreichend erläutern, wie jenes zu begreifen sey. Die Ansteckung überhaupt reducirt er dann auf die Sympathie. Daß aber Ansteckung in der Natur (und anderswo ist keine) Statt finde, ohne materielle Vermittelung, wie der Vf. wohl glauben möchte, indem er die Einbildungskraft vorgeschützt, ist unangemessen.

lich. Denn selbst die Ansteckung, wovon die Einbildungskraft eine entfernte Ursache abgiebt, ist keine Ansteckung zu nennen, als in so fern materielle Einflüsse die nächste Ursache constituiren, man müßte denn unfinnigerweise in der Natur einen leeren Raum annehmen, oder behaupten wollen, daß Ansteckung sich auch wesentlich umändern könne. Sehr billigen wir es aber, daß der Vf. den Mißbrauch der Arzneymittel vorzüglich unter den Krankheitsursachen auführt. In dem, was weiterhin von der Witterung gesagt wird, lassen sich leicht Unrichtigkeiten finden, wie z. B. wenn behauptet wird, daß die Feuchtigkeit der Luft das Nervensystem überreize, und bald hernach die Behauptung folgt, eine trockene Luft reize das Nervensystem sehr. Eben so wenig sorgfältig ist der Vf. in Bestimmung der Elektricität und des Lichtes, welche beide er positive Principien des Lebens nennt; da doch ein sehr bedeutender Unterschied zwischen ihnen obwaltet. Wie verwegen endlich ist die Behauptung, daß der Mensch das Licht entbehren könne, da doch im strengsten Sinne genommen, kein lebendes organisches Wesen ohne den Einfluß des Lichts seyn kann. Bey der Bestimmung des Einflusses der Jahreszeiten wird beyläufig die Bearbeitung der Topographien sehr empfohlen, welches wir um so mehr billigen; da durch dieselben der sicherste Grund zu einer medicinischen Geographie gelegt wird, deren bessere Bearbeitung der Medicin außerordentliche Vortheile gewähren würde. Am Ende dieses Cap. berührt der Vf. noch das sittliche Verhalten des Menschen: eine Materie, welche nur etwas weidäufiger und gründlicher hätte ausgeführt werden sollen. Im letzten Cap. werden die entfernten Krankheitsursachen abgehandelt, welche innerhalb der Grenzen des Organismus liegen. Der Vf. erläutert hier die Verhältnisse, welche das Gehirn und Nervensystem betreffen, und führt dann auch mit Wenigem die Beziehungen des Bluts und lymphatischen Systems an. Mit einer Andeutung der Disposition, welche durch Alter, Temperament herbeygeführt werden könnte, wird endlich der Beschluß gemacht. Wir bedauern nur, daß alles dieses größtentheils nur oberflächlich nach dem quantitativen Verhältniß der organischen Thätigkeiten bearbeitet ist, und jeder Leser sich von diesem Cap. vorzüglich wenig versprechen darf. — Wir schliessen hiemit unsere Kritik mit der Bemerkung, daß in dieser Schrift manche einzelne schöne Kenntniss, obgleich nicht oft als eine eigenthümliche, angetroffen wird, daß wir aber dabey nichts so sehr vermissen, als den ordnenden und belebenden philosophischen Geist, welches wir um so mehr rügen, da der Vf. in Ansehung der Philosophie nicht ohne Anmaßung war.

K L E I N E S C H R I F T L I C H E

Medicin. Gotha, b. Perthes: *Über die Sucht, Arzt zu werden.* Von D. August Immanuel Cunitz, herzoglich. Sachsb. Berggräbe und Landphysicus zu Eisenach. 1808. 155 S. 8. (15 Gr.) Eine große Obliquesheit des Staats ist es, auf den inneren Werth der Gesundheitsbeamten zu sehen, alle Vorkehrungen zu treffen, um sie so bruchbar als möglich zu machen: mit dieser Obliquesheit ist daher die Sorgfalt des Staates, daß die Zahl der Ärzte in einem Lande nicht zu groß werde, genau ver-

bunden. Denn bey größerer Concurrenz wird auch der bessere Arzt weniger Beschäftigung erhalten; je mehrere unberufene Priester Hygieens sich zeigen, mit desto geringerem Vortheil für die leidende Menschheit wird die Kunst betrieben werden; kein Wunder dann, wenn sie nicht so gewürdigt, als sie verdient, nicht so vervollkommen wird, als zu wünschen ist. Der Vf. dieser Schrift stellt einige Ursachen der Vermehrung der Ärzte auf. 1) Die Mode. (Wen sich durch

solche zufällige Umstände zur Wahl des Studiums der Arzneykunde bestimmen läßt, wird auch nur einen modischen Werth haben, wird mit der Mode steigen und fallen.) 2) Revolutionen in der politischen und gelehrten Welt. (Der Arzt, wenn er sich nicht unberufen herbey drängt, um an politischen Reformen Antheil zu nehmen, hat die beste Gelegenheit, den müßigen Zuschauer dabey zu machen. Auch das reducirte Personal der Juristen wird wahrscheinlich künftig in mehreren Ländern zur Vermehrung der Ärzte beytragen. Wichtig ist ferner der Einfluß der bey politischen Reformen nöthigen Verstärkung der Armeen auf das Wachstum der Mehrtheit der Ärzte. Rec. wundert sich, daß der Vf. davon nichts erwähnt hat.) 3) Die Vermehrung medicinischer Lehranstalten. (Hier war der schicklichste Ort, wo erörtert werden konnte, ob in einem Lande mehrere Pepinieren errichtet werden sollen, und ob die Classe der Halbarzte dadurch vermehrt werde. Anlockender wird auch das Studium der Heilkunde auf manchen Universitäten durch die Menge der Stipendien, die bloß für Mediciner bestimmt sind.) 4) Die verbesserte Staatsverwaltung, wodurch das Leben der Menschen höhere Würdigung und der Arzt viele Prärogative vor anderen Staatsmitgliedern erlangt. (Ist auch auf der einen Seite nicht zu leugnen, daß die bey einer verbesserten Staatsverwaltung zu erwartende Bestimmung mehrerer Ämter, denen Ärzte ausschließlich vorzuziehen haben, und die ihnen mehrere Emolumente, einen fixen Gehalt, Würde und Ansehen zusichern, die Zahl der Expectanten vermehren wird: so läßt sich doch auf der anderen Seite behaupten, daß, wenn medicinischen Facultäten anbefohlen wird, daß sie künftig bey Prüfungen angehender Ärzte nicht zu viel Nachsicht beweisen sollen, viele dadurch vom Studium der Arzneykunde werden abgehalten werden. Und sorgt der Staat für zweckmäßigere Vertheilung der Ärzte in einem Lande: wird man dann noch Ursache haben, über eine zu große Zahl der Ärzte zu klagen?) 5) Die größere Neigung des Publicums für Ärzte, eine Folge der zunehmenden Cultur unter mehreren Ständen und eines besseren Betragens der Ärzte selbst. 6) Das Popularisiren medicinischer Kenntnisse. (Ist aber dieses nicht oft Ursache, daß man in mehreren Krankheiten die Hülfe eines einsichtsvollen Arztes für unnütz erklärt?) 7) Die Verbindung der Chirurgie mit der Medicin. 8) Den Übergang vieler Apotheker zum Arztgeschäft. (Sorgfältig sollte der Staat auch darauf sehen, daß die Zahl der Apotheker nicht zu groß, und daß künftig ein besseres Verhältniß derselben zu den Ärzten und zu dem Staate selbst beobachtet werde.) 9) Mangel an guten Policeyanstalten und Gebrechen der vorhandenen. 10) Den Aberglauben. (Rec. vermuthete nicht, daß diese beiden Ursachen hier erwähnt würden, da sie nicht zur Vermehrung ächter Heilkünster beytragen, sondern nur eine Menge Ackerärzte hervorzubringen pflegen.) 11) Das erleichtert seyn sollende Studium der Arzneykunst, besonders durch das Brown'sche System. 12) Die Profelytenmacherey, die man bey Professoren, Studenten und alten Ärzten bemerkt. 13) Die glänzenden Aussenstellen der Arzneykunst. 14) Die große und dabey leicht scheinende Erwerbart des Arztes. 15) Die zu späte Beförderung der Studirten aus anderen Wissenschaften. — Einen wichtigeren Beytrag zur medicinischen Policy würde der Vf. durch diese Schrift geliefert haben, wenn er nicht nur bey Erörterung einiger Ursachen, welche die Vermehrung der Ärzte veranlassen, eine zweckmäßigere Ordnung gewählt, sondern auch mehrere Mittel, wodurch die medicinische Studirlust eingeschränkt werden kann, angegeben hätte. — ea —

Berlin, b. Voss: J. G. Walter: Was ist Geburtshülfe? Vorgelesen in d. kön. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin. 1808. 113 S. 8. (10 Gr.) Wie der Vf. dazu gekommen sey, den angegebenen Titel für sein vorliegendes Werk zu wählen, ist unmöglich zu begreifen; da sich außer einigen ziemlich unlogischen Distinctionen von Kunst und Wissenschaft, auf ein Paar der ersten Seiten, durchaus nichts findet, was auf jene Frage des Titels den geringsten Bezug hätte. Das Übrige besteht aus Bemerkungen über verschiedene Gegenstände, welche zwar mit der Geburtshülfe in Beziehung stehen, aber doch die eigentliche Hülfsleistung fast gar nicht angehen. Was den Werth der Bemerkungen selbst betrifft: so sieht sich Rec. genöthiget, dieselben um so strenger zu würdigen, da sie von einem bekannten Schriftsteller herrühren, dessen sonstige Verdienste

wohl zu größeren Erwartungen berechtigen könnten, als man hier befriediget findet. Von S. 3—22 betrachtet der Vf. das Becken und dessen Axe; die hier gesagten Dinge sind in der That so trivial, daß man sie in zehn Handbüchern besser findet. Dabey schreibt der Vf. überall so ohne Präcision und fällt sich in so schaaalen Behauptungen, daß den Mitgliedern der königl. Akademie wohl bey der Vorlesung eben so weh geworden seyn mag, wie den getäuschten Käufern bey der Nachlesung. Was wollen z. B. solche Sätze sagen: *die eigentliche Höhle des Beckens ist im strengsten Verstande unformlich: dennoch läßt sie sich als eine Höhle ansehen.* Oder S. 20. *Hinaus (aus der trivialen Beschreibung des Beckens) sehen wir also ganz deutlich ein, wie der Mensch nach mechanischen Gesetzen geboren wird.* Zuerst führt die Natur den Menschen in seiner Geburt durch die obere Öffnung, hierauf durch die Höhle des kleinen Beckens und drittens durch die untere Öffnung. Kennt der Vf. weiter keine mechanischen-Gesetze der Geburt: so müssen wir die Mütter und Kinder herzlich bedauern, deren Erlösung ihm etwa anvertraut werden möchte. Von S. 22—25 spricht der Vf. über Schiefslagen der Gebärmutter. Hier heißt es unter anderen S. 21, die schiefe Lage habe die *Geburtshülfe* (?) zu Thorheiten, ja selbst zu Abscheulichkeiten verleitet. S. 22: *Wir wollen den Uterus erstens ganz natürlich, das heißt nicht geschwängert, uns vorstellen* — also ist Schwangerschaft dem Vf. ein nicht natürlicher Zustand ?? Die Schiefslage der Gebärmutter soll durchaus nur von regelwidriger Lage des Kindes entstehen, und eine Gebärende auf die Seite zu legen, um Schiefslagen zu verbessern, nennt der Vf. S. 23 eine Abscheulichkeit. Die erste Behauptung will er dadurch stützen, daß er die Gebärmutter im ungeschwängerten Zustande nie bey Leichenöffnungen habe schieffstehend gefunden, und daß das Kind gewöhnlich in seiner Längsachse mit der der Gebärmutter übereinkomme. Dachte denn der Vf. nicht an die Stütze, die die schwangere Gebärmutter von den Beckenwänden erhält, und wie, wenn nun die Darmbeine, wenn die Fläche des Beckeneinganges von der richtigen Stellung abweichen? Von S. 26—44 ist die Rede von Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter. Dafs, wie S. 28 behauptet wird, dabey der Muttermund ganz und gar nicht verändert werde, ist gegen alle Erfahrung. Unter aller Kritik ist das Geschwätz über den Durchgang des *ovuli* durch die Mutterröhren (S. 39 ff.) Zur Probe: *Sobald das haarigte ovulum in die tuba tritt, werden die zarten und feinen Röhrchen des ovuli von den passis capillaribus der tubae angezogen, und da die vasa capillaria in dem Mafse sich vermehren, wie die tuba sich dem utero nähert: so muß natürlicher Weise das ovulum dieser zunehmenden Kraft (?) folgen, das heißt, das ov. muß in den uterus geführt werden.* S. 43 kommt der Vf. auf Wasserfucht des Eierstockes und dann auf Mutter-scheidenvorfall, und geht weiterhin zur Beantwortung der Frage über, ob eine *conceptio ovarii tubae und abdominalis per se et absolute lethalis* sey? Dafs das Kind allemal durch den Kaiserschnitt gerettet werden könne, wenn dieser zur rechten Zeit und auf gehörige Art geschehe (gemacht werde), ist falsch. *Graviditas tubaria* endigt ja oft mit Zerplatzung der *tuba*, weit eher als d. Kind lebensfähig ist; was kann hier der Kaiserschnitt dem Kinde helfen? — S. 54 nähert sich der Vf. der Frage, ob *superfoetatio* möglich sey? welche er bis S. 61 verneinend, selbst im Falle eines *uteri duplicis* beantwortet. Rec. stimmt darin mit dem Vf. überein, findet es aber ungerecht, wenn S. 61 gesagt wird: der allerwichtigste Grund gegen die Überfruchtung sey der, weil sonst immerwährende Schwangerschaft Statt gefunden, Schwangerschaft und Entbindung beständig abgewechselt haben würden, und dieß der Weisheit und Güte Gottes zuwider sey; denn wo solle eine Mutter Kräfte hernehmen, einer solchen Verschwendung der Kräfte zu widerstehen!!! Von S. 62 an redet der Vf. von der Nachgeburt in anatomischer, physiologischer und pathologischer Hinsicht; man findet hier sehr triviale Dinge mit sonderbaren Behauptungen vermischt, z. B. S. 64 wo behauptet wird, die Hülle des Nabelstranges sey eine Fortsetzung der Haut und Oberhaut des Kindes. S. 70 die Nabelblutader habe mit den Nabelschlagadern gar keine Verbindung. Endlich kommt der Vf. auf Schregers bekannte Meinung von der Art der Ernährung des Fötus, welche er gänzlich verwirft. Die von dem Vf. beschriebenen Verläufe an Nachgeburten, theils um den Mangel lymphatischer Gefäße, theils um den Mangel eines unmittelbaren Zusammenhanges zwischen Venen und Schlagadern des kindlichen Theils der Placenta zu beweisen, sind wohl keineswegs hiezu hinreichend. Es ist nur zu bekannt, wie oft man durch dergleichen Versuche an todtten Theilen irre geleitet wurde.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 F E B R U A R , 1 8 0 9 .

P H I L O S O P H I E .

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: G. W. Fr. Hegel, D. und Prof. der Philos. zu Jena (nunmehr Rectors in Nürnberg), *System der Wissenschaft*. I Theil. Die Phänomenologie des Geistes. 1807. XCI u. 765 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 Gr.)

Die wahre Gestalt, in welcher die Wahrheit existirt, kann allein das *wissenschaftliche System* derselben seyn. Wer hievon noch nicht überzeugt ist, kann es wohl durch die inhaltreiche Vorrede und das Buch selbst werden. Innerliche Ordnung und Ebenmaß ist allein befriedigend, und die Speculation wird niemals zur Heiterkeit und ruhigen Haltung kommen, wenn die Liebe zum Wissen nicht das Wissen selbst wird. Der Weg zum Ziel und die Arbeit selbst ist dem Vf. also mit Recht das Dringendste, das Nothwendigste in dieser Zeit, wo bey veraltetem Sinn und fast erloschener Empfindung das einzige Heil in der Wissenschaft ist, und aus der Reflexion selbst der Strahl errungen werden muß, der von sich weiß und nirgends aufgehalten wird von sich selbst. Der Geist kommt nicht zur Ruhe, wenn er nicht *an sich selbst seyn* durch die Vermittelung der Wissenschaft zum *für sich selbst* bringt, und auf solche Weise sich durch die That und das Werk selbst *befreyet*. Dafs er hiedurch nicht aus sich selbst tritt, sondern immanent sich wahrhafte und wirkliche Eigenthümlichkeit erringen müsse, will diese Schrift darthun. Der Glaube ist nicht eines Jeden Sache, noch weniger die oft postulierte unmittelbare Anschauung des Absoluten: der mühsame Weg der Vermittelung des Geistes durch sich selbst, die Erfahrung von jedem Moment seiner Entwicklung und das Gefühl der Nothwendigkeit, welche aus den einzelnen Momenten forttreibt zur Vollendung des Ganzen — dies ist, was als Ein durchgeführter dialektischer Beweis einen jeden des Verstandes Fähigen zur Selbsterkenntnis führt, und aller Schwärmerey, allem blinden Glauben ein Ende macht, zugleich also auch die *einzige wahre Weihe* und Enthüllung aller und jeder errichteten Mythen und der falschen Propheten. Mit solcher Selbstdurchwirkung des Geistes ist zumal auch die wahre Geschichte der Entwicklung des Menschengeschlechts, ja auch dessen innerstes Heiligthum — das Werden der Philosophie — erkennbar, und es ist selbst das Werden der Wissenschaft, welches diese *Phänomenologie des Geistes* sich zur Aufgabe gesetzt hat. Wie die errungene und ihrer selbst gewisse Wissenschaft ihren eigenen Begriff gestaltet, und in allem selbstständig wirkt, dürfen die übrigen Theile der Ausführung mit desto grösserer Zuversicht zeigen. Das Subjective muß sich selbst klar werden und der Geist verfährt und ausgeheitert mit dem Dunkel der *verneinenden Mächte*: dann erst ist auf die ächte *Physik* und *Ethik* zu hoffen. Der Vf. hat in der That Ursache, mit dem, was er gethan, zufrieden zu seyn; was zu thun noch übrig ist, wird ihm selbst am mächtigsten treiben. Wir aber wollen die Darstellung des vor uns liegenden bedeutungsvollen Inhalts versuchen. Was unsere Gedanken über die unvergleichbare Wichtigkeit der Sache selbst betrifft: so vergönnt uns hier der Raum nicht, davon zu reden; wer diese Recension durchlieset, wird ohnehin die Sache für wichtig halten. Wir übergehen daher auch die besondere Betrachtung dessen, was die Vorrede erläutert, so wie was die Einleitung zur Übersicht des Ganzen darlegt, hoffend, diese Übersicht werde sich am Ende unserer Darstellung in einem vollständigen Begriff zusammenfinden.

L. Die *sinnliche Gewissheit* oder das *Dieses* und das *Meinen*. Das erste ist das *unmittelbare Wissen des Unmittelbaren oder Seyenden*, woran nun nichts zu ändern ist — die *sinnliche Gewissheit*, welche als die reichste und *wahrhafteste* Erkenntnis erscheint: sie hat den Gegenstand in seiner ganzen Vollständigkeit vor sich, giebt aber in der That nur die abstracteste und *ärmste* Wahrheit; sie sagt von dem, was sie weiß, nur aus, *dafs es ist*. Ich, dieser, bin dieser Sache nicht darum gewiss, weil Ich als Bewußtseyn hiebey mich entwickelte und den Gedanken bewegte; sondern die Sache ist, weil sie ist. Dafs sie ist, ist dem sinnlichen Wissen das wesentliche (es giebt wohl auch jede nähere Bestimmung auf und behauptet blofs das *Seyn*) und dessen Wahrheit. Das Ich, dieser, weiß unmittelbar *dieses*. Aber eine wirkliche sinnliche Gewissheit ist nicht allein diese reine Unmittelbarkeit, sondern ein *Beispiel* derselben. Wird über den Unterschied des Gegenstandes und des Ich reflectirt: so ergiebt sich, dafs weder das eine noch das andere *nur unmittelbar*; sondern zugleich *vermittelt* ist, eines nämlich der beiden durch das andere. Eins ist dann das einfache unmittelbare Seyende oder das Wesen — der Gegenstand; das andere das unwesentliche, vermittelte, welches in der eigenthümlichen Form der Sache nicht *an sich*, sondern durch ein anderes ist, ein *Wissen*, das den Gegenstand weiß, weil er ist, gleichgültig, ob jenes wisse oder nicht. So zeigt sich, und man muß weiter sehen, was an dieser sinn-

lichen Gewissheit das Standhafte ist. Was ist das *Jetzt*? *Merket* euch: es ist Nacht. Betrachtet das Bemerkte am hohen Mittag, und es ist vergangen. Doch das *Jetzt* bleibt; aber wofür es ausgegeben wurde, das Nacht sey, ist verschwunden. Das *Jetzt* aber bleibt einmal so einfach wie immer, was auch sein Beyspiel sey; so wenig Tag und Nacht dessen Seyn ist, eben so wohl ist auch Tag und Nacht. Dieses *Allgemeine* ist in der That das Wahre der sinnlichen Gewissheit. Als ein Allgemeines *sprechen* wir auch das *Sinnliche aus*; wir sagen: *Dieses* d. h. das *allgemeine Dieses*, oder: *es ist*, d. h. das Seyn überhaupt. Wir *stellen* uns freylich dieses *Allgemeine* nicht vor dabey, aber wir *sprechen's aus*. In der Sprache wird also die Meinung widerlegt oder berichtet (sie ist das Element der Mittheilung, woraus nun das Beyspiel sich lebendig entwickeln und spielen kann). Das *reine Seyn* ist also das Wesen der sinnlichen Gewissheit, aber nicht als unmittelbares, sondern als solches, dem Negation und Vermittelung wesentlich ist; also nicht was wir unter dem Seyn meinen, sondern das *Seyn* mit der *Bestimmung*, daß es das *reine Allgemeine* ist, und *unsere Meinung* bleibt diesem *leeren* oder gleichgültigen *Jetzt* noch gegenüber. Eben so ist es mit *Hier*. Die Sache hat sich nun umgekehrt: der Gegenstand, vorher das Wesentliche der sinnlichen Gewissheit, ist nun das Unwesentliche, denn das *Allgemeine*, wozu er geworden, ist nicht mehr ein solches, wie er für sie wesentlich seyn sollte, sondern sie ist *jetzt* in dem Wissen. Ihre Wahrheit ist im Gegenstand als *meinem* Gegenstand oder im *Meinen*; er ist, weil *Ich* von ihm weis. Die sinnliche Gewissheit ist *daher* nicht vertrieben, sondern nur in das *Ich* zurückgedrängt. Aber dieses *Ich* erkennt hier oder *jetzt* dieses; ein anderes *Ich* im nämlichen *Hier* oder *Jetzt* ein anderes. — das Bleibende ist das *Ich*, allgemein wie das *jetzt* und hier und eben so gleichgültig; ausgesprochen jedesmal, welcher *dieser* auch gemeint sey. Beide Elemente der sinnlichen Gewissheit sind nicht unmittelbar, setzen wir also ihr *Ganzes*. Dessen Unmittelbarkeit nun geht das *Andersseyn* des *Hier* und das *Andersseyn* des *Jetzt* nicht an: ihre Wahrheit erhält sich als sich selbst gleichbleibende Beziehung, die zwischen dem Gegenstand und *Ich* keinen Unterschied der Wesentlichkeit und Unwesentlichkeit macht. *Ich dieses* behauptet also das *Hier* als *Baum* u. dgl. und nehme von *Anderer Meinung* keine Notiz, und halte demnach an einer unmittelbaren Beziehung fest. So treten wir zum *Jetzt* und *Hier dieses*; aber indem es gezeigt wird, hat es schon aufgehört zu seyn; das *Jetzt* oder *Hier*, das ist, ist ein anderes; als das gezeigte; es ist ein *gezeigtes* und das ist seine Wahrheit. Aber was *gewesen* ist, ist in der That *kein Wesen*; es ist *niemals*, und um das Seyn war es zu thun. In diesem *Aufzeigen* ist also eine Bewegung und das *Aufzeigen* selbst ist die Bewegung, welche es auspricht, was das *Jetzt* in Wahrheit ist, nämlich ein Resultat oder eine Vielheit von *Jetzt* zusammengefaßt, und das *Aufzeigen* ist das *Erfahren*, daß *Jetzt* *Allgemeines*

ist. Die Dialektik der sinnlichen Gewissheit ist also nichts anderes, als die *einfache Geschichte* ihrer Bewegung oder ihrer Erfahrung und die *sinnliche Gewissheit* selbst nichts anderes, als nur diese *Geschichte*. Daher geht auch das natürliche Bewußtseyn zu diesem Resultat, was an ihr das Wahre ist, immer selbst fort und macht die Erfahrung darüber; aber *vergist* es nur ebenso immer wieder und fängt die Bewegung von vorn an (giebt sich dem Sinn gänzlich hin und stößt sich jedesmal aufs neue darauf, statt daß er ihm in jener Erfahrung durchsichtig und ein Raum zum freyen Athmen des Geistes werden sollte). Was ist nun die Behauptung, das Seyn von äußeren Dingen als *dieses* habe absolute Wahrheit für das Bewußtseyn? Weis sie wohl, was sie sagen will? Die Wahrheit des sinnlichen *Dieses* soll allgemeine Erfahrung seyn; aber vielmehr ist das Gegentheil reine Erfahrung und jedes Bewußtseyn hebt eine solche Wahrheit auf; es wird also in aller sinnlichen Gewissheit in Wahrheit nur erfahren das *Dieses* als ein *Allgemeines*. — Der Vf. erinnert hier recht zur gelegenen Zeit an jene unterste Schule der Weisheit, nämlich die alten eleusinischen Mysterien der Demeter und des Dionysos, wohin solche Behaupter zu verweisen sind, um das Geheimniß des Brodessens und Weintrinkens zu erlernen. Denn der in diese Geheimnisse Eingeweihte gelangt nicht bloß zum Zweifel am Seyn der sinnlichen Dinge, sondern zur *Verzweiflung* an ihm (wie es recht ist, wenn der Mensch zur Freyheit kommen soll), und vollbringt theils ihre Nichtigkeit in ihnen, theils sieht er sie vollbringen. Auch die Thiere sind von dieser Weisheit nicht ausgeschlossen, sondern erweisen sich vielmehr am tiefsten in sie eingeweiht, denn sie bleiben nicht vor den sinnlichen Dingen als an sich seyenden stehen, sondern verzweifeln an ihrer Realität und in völliger Gewissheit ihrer Nichtigkeit (wir möchten lieber sagen ihres *Jetztseyns* und in der Ahndung ihres Nichtmehrseyns) längen sie ohne Weiteres zu und zehren sie auf, und die ganze Natur feyert, wie sie, diese offenen Mysterien, welche es lehren, was die Wahrheit der sinnlichen Dinge ist (aber doch nur den lehren, der sich befreyn soll und nicht rechnen auf das Kommen und Verschwinden; daher dann auch die *thierische* Natur auf jener Stufe der Einweihung stehen bleibt vor dem Heiligthum — eine alles verzehrende Sphinx; die *menschliche* aber in der Bewegung der Geschichte sich selbst sammelt und eingeht in das Allerheiligste).

II. *Die Wahrnehmung, oder das Ding und die Täuschung*. Die Wahrnehmung nimmt alles dies und das so auf, wie es in Wahrheit ist; statt unmittelbar zu wissen, wird *wahrgenommen*. Die Wahrnehmung nimmt also das ihr Seyende als *Allgemeines*, statt daß das unmittelbare Bewußtseyn das *Dieses* will. Die Allgemeinheit ist ihr Princip, also Gegenstand und Ich — die Elemente allgemein; das Princip ist geworden; also nicht mehr erscheinend, sondern nothwendig, unausweichlich. Eben so unausweichlich sind nun jene Elemente zu *Gegenstand* und

Wahrnehmen geworden; der Gegenstand dasselbe, was diese Bewegung ist, sie als wahrnehmend die Entfaltung und Unterscheidung der Momente, er das Zusammengefaßtseyn derselben; sie, die Bewegung, das Unbeständige und Unwesentliche, er das Einfache, das Wesentliche u. s. w. — Der Gegenstand als das Allgemeine ist vermittelt: diese Natur drückt er dadurch aus, daß er das *Ding von vielen Eigenschaften* ist. Der Reichtum des sinnlichen Wissens gehört der Wahrnehmung, nicht der unmittelbaren Gewissheit an, an welcher er nur das Beyspiel war, denn nur die Wahrnehmung hat die Negation, den Unterschied oder die Mannichfaltigkeit an ihrem Wesen. So ist demnach das *Dieses* gesetzt als *Nichtdieses* als aufgehoben, und damit nicht *Nichts*, sondern ein Nichts von bestimmtem Inhalt, nämlich dem *Diesem*. Das Sinnliche ist da, aber als Allgemeines, das sich als *Eigenschaft* bestimmen wird. Das *Aufheben* ist gleich aller Negation ein *Negiren* und *Aufbewahren* zumal: Das Nichts als Nichts des *Dieses* bewahrt die Unmittelbarkeit auf und ist selbst sinnlich, aber eine allgemeine Unmittelbarkeit. Indem nun das Seyn diese seine Vermittelung an seiner Unmittelbarkeit ausdrückt, ist es unterschiedene *bestimmte* Eigenschaft, und zwar sind *viele* solcher E. gesetzt, eine die andere negirend. In der *Einfachheit* des Allgemeinen ausgedrückt beziehen sich diese bestimmten Eigenschaften *auf sich selbst*, sind gleichgültig gegeneinander, jede für sich frey von der anderen. In der einfachen sich selbst gleichen Allgemeinheit, von allen verschieden, sind und durchdringen sich als in einer einfachen Einheit alle jene bestimmten Eigenschaften, ohne sich zu *berühren*, denn eben durch die Theilnahme an der Allgemeinheit sind sie gleichgültig für sich. Dies allgemeine Medium ist das *reine Wesen* (das wunderbare; oft verwirrte *Ding* des Aristoteles und der Scholastiker); dasselbe obige *Hier* oder *Jetzt*; aber die *vielen* sind in ihrer Bestimmtheit selbst *einfach allgemeine*. Hier ist Salz, hier Schärfe, hier kubische Krystallisation; hier der spec. Zusammenhang; hier die Auflöslichkeit *allgegenwärtig*; keines afficirt das andere, sondern bezieht sich auf sich selbst; das Band ist allein das Hier, das reine Ding. Wären jedoch die Eigenschaften schlechthin gleichgültig gegen einander, und bezögen sich nur auf sich: so wären sie nicht *bestimmt*, was sie sind, indem sie sich unterscheiden, und sich auf andere als *entgegengesetzte* beziehen. Also nicht bloß, daß jede auch da ist, sondern daß jede *eins* ist und eine ausschließende Einheit. Es ist jede ein Punct der Einzelheit im Medium des Beistehens in die Vielheit ausstralend. Die sinnliche Allgemeinheit oder die unmittelbare Einheit des Seyns und des Negativen ist erst so *Eigenschaft*, in so fern das Eins und die reine Allgemeinheit aus ihr entwickelt und von einander unterschieden sind, und sie diese mit einander zusammenschließt. Diese Beziehung derselben auf die reinen wesentlichen Momente vollendet erst das *Ding*: Dieses als seinen Gegenstand hat nun das Bewußtseyn nur *an nehmen*, und sich als reines Aufstellen zu

verhalten: denn was es als veränderliches und unwesentliches zu dem Gegenstand als dem sich selbst gleichen hinzusetzt, kann veranlassen, daß es sich *täuscht* (d. h. daß es eins mit dem anderen vertauscht, welches dann eben das Schicksal der Geistesentwicklung auf dieser Stufe ist). Die Möglichkeit der Täuschung ist im Bewußtseyn; das Kriterium der Wahrheit ist aber hier die *Sichselbstgleichheit* des Gegenstandes, und alle Ungleichheit setzt das Bewußtseyn als in sich. Es tritt wieder die Meinung ein von ganz entschiedener Einzelheit; da in der That die früher gewonnene Allgemeinheit sich immer mehr als ein gemeinschaftliches Medium bewährt, und die Hemmungspuncte sich auflösen zu stets klarerem Äther, was aber hierin ewig besteht, erst in seiner heiligen Tiefe gefaßt werden muß. Das Bewußtseyn durchläuft also wieder seinen Kreis, doch nicht auf die erste Weise. Es hat nämlich die Erfahrung über das Wahrnehmen gemacht, daß das Resultat und das Wahre desselben seine Auflösung, oder die Reflexion in sich selbst aus dem Wahren ist, als Auffassen zumal mit dem aus dem Wahren in sich selbst reflectirt seyn. Es unterscheidet nun sein Auffassen des Wahren von der Unwahrheit und dem Unwesentlichen seines Wahrnehmens, weist diese zurecht, und so fällt allerdings die Wahrheit als *Wahrheit des Wahrnehmens in dasselbe*. Zuerst also das Wahrnehmen des Dinges als *Eins*. — alle Verschiedenheit rechnet das Bewußtseyn sich als wahrnehmendem zu, sie fällt in uns. Dies Ding, also, an unser Auge gebracht, ist weis, auch scharf, an die Zunge gebracht u. s. w. Wir sind das allgemeine Medium, die Dinge sind sich selbst gleich; aber es ist doch auch das eine *bestimmte* nur im Gegensatz gegen das andere, das Medium sey welches es wolle. Die Dinge sind also auch an und für sich bestimmt, ihre Eigenschaft ist ihnen *eigen*, und wie vielfach diese sey, so ist sie es an ihm selbst, und das Ding ist das *auch* und allgemeine Medium. Hiebey nun ist das Bewußtseyn sich bewußt, daß es sich *auch* in sich reflectirt und in dem Wahrnehmen das dem *auch* entgegengesetzte Moment — die *Einheit* des Dinges mit sich vorkommt; als ausschließend die einzelnen Eigenschaften von einander durch *insoferne*: nämlich insoferne es weis ist, insoferne ist es nicht u. s. w. So macht demnach das Bewußtseyn wechselsweis sich selbst und das Ding zu beidem, zum reinen vielheitslosen *Eins* und zu einem in selbstständige Eigenschaften aufgelöseten *Auch*. Das Ding ist also wohl an und für sich, sich selbst gleich, aber diese Einheit mit sich selbst wird durch andere Dinge gestört; die Einheit des Dinges ist erhalten, und zugleich das Andersseyn außer ihm, so wie außer dem Bewußtseyn. Der Widerspruch wird vertheilt, aber er ist nicht verschwunden: das Ding ist im Gegensatz mit anderen, und soll sich darin für sich erhalten. Ding aber oder für sich seyendes Eins ist es nur, insofern es nicht in dieser Beziehung auf andere steht; denn in solcher ist vielmehr der Zusammenhang mit anderen gesetzt, welcher das Aufhören des für sich Seyns ist. Durch

den *absoluten Charakter* also *verhält* es sich zu andern; dieß Verhältniß aber ist Negation der Selbstständigkeit, und gerade durch seine wesentliche Eigenschaft geht das Ding zu Grund. Es ist nämlich *für sich*, negirt alles Andersseyn, ist also absolute, nur auf sich selbst sich beziehende Negation, welche eben *Aufhebung seiner selbst* ist. Dieß *für sich* Seyn ist also eben so *unwesentlich*, als dasjenige, was allein das Unwesentliche seyn sollte, nämlich das Verhältniß zu anderem. Es ist demnach der Gegenstand in seinen Bestimmtheiten aufgehoben, wie er es in seinem sinnlichen Seyn war. Aus diesem wird er ein Allgemeines, welches, da es aus dem Sinnlichen herkommt, wesentlich durch dasselbe bedingt, und daher nicht wahrhaft sich selbst gleiche Allgemeinheit, sondern mit *einem Gegensatz* afficirt gewesen, welcher sich in die Extreme der Einzelheit und Allgemeinheit trennt. Diese *scheinen* nun das *Wesen* auszudrücken, aber sie sind nur ein *für sich Seyn*, welches mit dem *Seyn für ein anderes* behaftet ist; indem aber beide wesentlich in einer Einheit sind; so ist jetzt die unbedingte Allgemeinheit vorhanden, und das Bewußtseyn tritt hier erst wahrhaft in das Reich des Verstandes ein. — Die sinnliche Einzelheit verschwindet also in der dialektischen Bewegung der unmittelbaren Gewisheit, und wird *sinnliche Allgemeinheit*; das Wahrnehmen nimmt den Gegenstand wie *er an sich* ist oder als Allgemeines überhaupt; es tritt nun das Eins und das Verhältniß hervor und die Sophistik sucht durch die *Rücksicht*, das *Insofern* und das *Auch u. s. w.* jene Momente von ihrem Widerspruch zu retten. Aber diese Auskunftsmittel erweisen sich selbst als nichtig, und das Wahre, was hiedurch gewonnen werden soll, erweist sich in einer und derselben Rücksicht das Gegentheil zu seyn, so daß sein Wesen unterscheidungs- und bestimmungslose Allgemeinheit ist. (Reiflich erwägend finden wir, daß diese Entwicklung des unmittel-

baren Bewußtseyns nirgends bestimmter nachgewiesen werden kann, als in der Geschichte der hellenischen Philosophie bis auf den Sokrates: was in den drey ersten Abschnitten dieses Werkes gesagt wird, kann als Schlüssel zu jener dienen, wie sie selbst dagegen zum Beyspiel.) Sehr richtig bemerkt der Vf. (S. 56), daß jenes leere Abstrahiren des Einzelnen und Allgemeinen, jenes Wesen mit Unwesentlichem verknüpft, das doch zumal nothwendig ist u. s. w. dasjenige ist, was den so genannten gefunden Menschenverstand am meisten beschäftigt, äßt und täuscht, daher es das Spiel dieser Abstractionen, und gewöhnlich da am ärmsten ist, wo er sich am reichsten glaubt. Die Philosophie, meint dieser g. M. V., habe es mit *Gedankendingen* zu thun, was allerdings wahr ist: denn sie erkennt dieselben für die reinen Mächte, aber zumal auch in *ihrer Bestimmtheit*, und ist daher ihrer Meister, indess der g. M. V. nie zum Bewußtseyn kommt, daß solche einfache Wesenheiten in ihm walten, sondern meint mit gediegenem Stoff zu verkehren, so wie die sinnliche Gewisheit nicht weiß, daß die leere Abstraction des reinen Seyns ihr Wesen ist: doch sind es jene reinen Wesen, an welchen der g. M. V. durch allen Stoff und Inhalt hindurch und hin und her läuft, und woran überhaupt die Bewegung des Wahrnehmens abläuft. Das wahrnehmende Bewußtseyn treibt sich in diesem Verlauf unaufhaltsam fort, und wittert wohl die Unwesenheit der Bestimmtheiten, aber es sucht sich gegen die Gefahr durch die Sophisterei zu retten, das war, es eben als das Nichtwahre behauptete, nun als das Wahre zu behaupten. Gegen das *Zusammenbringen* der Gedanken sträubt es sich; aber die Natur der Abstractionen bringt sie an sich zusammen, und indem der g. M. V. den Bestimmtheiten nicht ihre Wahrheit erhalten kann, giebt er sich selbst die Unwahrheit.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Amberg, b. Uhlmann: *Gedichte vermischten Inhaltes* vom Professor Baumgärtner. 1804. 444 S. 8. (1 Thlr. 14 Gr.) Eine starke Sammlung von Parabeln, Fabeln und lyrischen Gedichten von sehr ungleichem Werth. Der Vf. nennt sie selbst in der Vorrede Versuche und Früchte einiger Nebenstunden in früheren Jahren, hätten sie aber nur neben den gewöhnlichen Mängeln jugendlicher Producte auch das Feuer und die Kraft jugendlicher Erzeugnisse! Von unrauten verführerischen Bildern wollte er seine Muse rein erhalten: aber er verunreiniget sie dagegen mit schmutzigen, ekelhaften Bildern, selbst wo er davor warnt. So heist es z. B. S. 13 vom Dichter:

So hebt den Adler strebender Flügelschlag
hin, wo des Aethers reinere Fluthen wehn;
da trinkt der königliche Vogel
freudig der glühenden Sonne Strahlen,
zu edel, daß er modernde Sümpfe such',
wo feige Thiere wühlen in schlammichter
Verwesung und in ekeln Lärme
sich bey dem häßlichen Aase freuen —

und der königliche Vogel speist im zweyten Vers selbst sehr

unköniglich, denn nicht alles Starkriechende ist Gewürz. Überhaupt gefällt sich der Vf. zu sehr im Aufzeigen des Schlechten und Verwerflichen, so daß seine Aufsätze, statt die Moral zu befördern, selbst unmoralisch werden. Welchen empörenden Satz zieht er z. B. S. 141 aus einer schlechten Fabel: „O ihr Menschen, flieht die Knechtschaft, oder flieht sie nicht: ihr seyd allezeit verloren.“

Wie aber in jeder Handlung etwas Gutes ist, weil sich in ihr eine Kraft äußert, und jede Kraftäußerung an sich gut ist: so ist auch in jedem Dichtwerk etwas Gutes. Dem Vf. ist ein Talent eigen, Begriffe und Sätze zu allegorisiren; weil er aber den Begriff nur als Begriff darzustellen sucht, ohne ihn — wie das Genie thut, in einer höheren Idee zu verklären: so fehlt seiner Darstellung immer die Schönheit oder der Geist. Unter den vielen Beyspielen nennt Rec. nur das Gedicht: *Die Verleumdung*, S. 66. Der Mangel an Idee, welcher allezeit auch Mangel an genialer Besonnenheit ist, zeigt sich bis in den Schluß, wo der Engel die Verleumdung in die Spinnstuben verweist, wo — die Verleumdung herrscht.

D. & A.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 F E B R U A R , 1 8 0 9 .

P H I L O S O P H I E .

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: G. W. Fr. Hegel u. s. w. *System der Wissenschaft* I. Theil. *Phaenomenologie u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

III. *Kraft und Verstand, Erscheinung und übersinnliche Welt.* Dem Bewußtseyn ist in der Dialektik der sinnlichen Gewisheit Hören und Sehen u. s. w. vergangen, und als Wahrnehmen ist es zu Gedanken gekommen, welche es aber erst im unbedingt Allgemeinen zusammenbringt. Dieß ist nun noch der *Gegenstand* des Bewußtseyns; seinen *Begriff* als *Begriff* hat es noch nicht gefaßt; er ist aus dem Verhältnis zu einem anderen in sich zurückgegangen und *an sich* Begriff worden; aber das Bewußtseyn ist noch nicht für sich der Begriff, und erkennt darum in jenem reflectirten Gegenstand noch nicht sich selbst. Indessen gehen die selbstständig gesetzten Unterschiede unmittelbar und immer deutlicher in ihre Einheit über, und ihre Einheit unmittelbar in die Entfaltung und diese wieder zurück in die Reduction. Diese Bewegung heist *Kraft*; das eine Moment derselben, sie nämlich als Ausbreitung der selbstständigen Materien in ihrem Seyn ihre *Außerung*; sie aber als das Verschwundenseyn derselben ist die aus ihrer Außerung in sich *zurückgedrängte Kraft* oder die *eigentliche Kraft*. Diese *muß* sich äußern, und dann ist sie in der Außerung eben so *in sich* selbst seyende Kraft, als sie in diesem in sich selbst seyn Außerung ist. Indem wir so beide Momente in unmittelbarer Einheit erhalten: so ist eigentlich der Verstand, dem der Begriff der Kraft gehört, der *Begriff*, welcher die unterschiedenen Momente als solche trägt: denn *an ihr selbst* sollen sie nicht unterschieden seyn; der Unterschied ist hiemit nur in Gedanken, von dem die Kraft freigelassen als die Substanz dieser Unterschiede gesetzt werden muß, sie einmal als diese ganze Kraft wesentlich *an und für sich* bleibend und dann ihre Unterschiede als *substantiell* oder als für sich bestehende Momente. Die Bewegung des sich beständig Ver selbstständigens der beiden Momente und ihres sich Wiederaufhebens ist hier zu betrachten. Was sich vorhin als das sich selbst Vernichten widersprechender Begriffe darstellte, hat hier die *gegenständliche* Form und ist Bewegung der Kraft, als deren Resultat das unbedingt Allgemeine als *Ungegenständliches* oder als *Innere* der Dinge hervorgeht. Die *Kraft selbst* ist nun *das In sich selbst* reflectirt seyn oder das Aufgehoben seyn der Außerung; das Einsseyn ver-

schwindet wie es erschien, nämlich als ein *anderes*; sie ist es selbst, ist in sich zurückgedrängte Kraft. Das, was als anderes auftritt, und sie sowohl zur Außerung als zur Rückkehr in sich selbst sollicitirt, ist *selbst Kraft*. So erscheinen zwey entgegengesetzte Kräfte — *allgemeines Medium* oder Auflösung, Ausbreitung und *Eins*. Das Sollicitirende ist als allgemeines Medium und das *Sollicitirte* als zurückgedrängte Kraft gesetzt; aber jenes ist nur allg. Med. dadurch, daß das andere zur Kraft ist; ist sollicitirend nur dadurch, daß es sollicitirt *wird*, und umgekehrt. Hierauf muß sich ergeben, daß der Begriff der Kraft, durch die Verdopplung in zwey Kräfte *wirklich* wird und wie er dieß wird. Das Seyn dieser beiden Kräfte hat die reine Bedeutung des Verschwindens: denn sie sind nichts als Extreme, die etwas Festes für sich behielten, und nur eine äußere Eigenschaft gegen einander in die Mitte und in ihre Berührung schickten, sondern was sie sind, sind sie nur in dieser Mitte und Berührung. Die *Wahrheit* der Kraft bleibt nur der *Gedanke* derselben, und haltungslos (durch sich selbst nämlich) stürzen die Momente ihrer Wirklichkeit in die Einheit zusammen, welche der *Begriff* der Kraft als *ihre Begriff* ist, und zumal das *Innere* der Dinge als *ihre Inneres*. Als Verstand blickt so das Bewußtseyn durch diese *Mitte* des Spiels der Kräfte in den wahren Hintergrund der Dinge. Die *Mitte*, welche die beiden Extreme, den Verstand und das Innere, zusammen-schließt, ist das entwickelte *Seyn* der Kraft, das für den Verstand nun selbst ein *Verschwinden* ist. Es heist darum *Erscheinung* — ein *Ganzes* des Scheins. Dieß Ganze als Allgemeines macht das *Innere* aus, das *Spiel der Kräfte* als *Reflexion* desselben in sich selbst. Unser Gegenstand ist hiemit nunmehr der Schluss, welcher zu seinen Extremen das Innere den Dinge und den Verstand und zu seiner *Mittel* die Erscheinung hat. Das *Innere* ist immer noch *reines Jenseits* für das Bewußtseyn: denn es findet sich selbst noch nicht darinnen — es ist *leer* und das Nichts der Erscheinung, positiv das einfach Allgemeine — wer mag *etwas* sehen im reinen Licht oder in reiner Finsternis? Diese Leere soll und muß ausgefüllt werden — mit der *Erscheinung*: denn das übersinnliche Jenseits ist das Sinnliche und Wahrgenommene gesetzt, wie es in *Wahrheit* ist; die *Wahrheit* des Sinnlichen und Wahrgenommenen aber ist, *Erscheinung* zu seyn; das Übersinnliche ist also die Erscheinung als *Erscheinung*, nämlich die Welt des sinnlichen Wissens und Wahrnehmens als *aufgehoben* oder im *Wahrheit* als *innerliche* gesetzt, womit dann die ge-

mein hin durch Mißbrauch der ursprünglichen Bedeutung des Wortes angenommene Gleichbedeutendheit von Erscheinung und unmittelbar Sinnlichem wegfällt. Die absolut wechselnde Erscheinung wird zum einfachen Unterschied durch ihre Beziehung auf die Einfachheit des Inneren oder des Verstandes — dieses an sich Allgemeine ist wesentlich auch der allgemeine Unterschied: denn der Wechsel ist sein Wesen, aber der wahre Wechsel, im Inneren gesetzt, als beruhigter, sich gleichbleibender Unterschied. Er ist also im Gesetz ausgedrückt, als dem beständigen Bilde der unfteten Erscheinung. Die überfinnliche Welt ist demnach ein ruhiges Reich von Gesetzen im Wechsel gegenwärtig, aber noch nicht allgegenwärtig, sondern in viele Gesetze gebrochen, welche dann als Momente eines Gesetzes erkannt werden, aber hienit auch ihre Bestimmtheit verlieren, indem nur ein die Bestimmtheit weglassendes Gesetz gefunden ist, wie z. B. die allgemeine Attraction, welche nur ausagt, daß alles einen beständigen Unterschied zu anderem hat. Wenn ein solches Gesetz auch nichts vom wesentlich wirklichen Inhalt giebt: so ist es doch dadurch, daß es ausagt: alle Wirklichkeit sey an ihr selbst gesetzmäßig, von großer Bedeutung; denn es macht dem blinden zufälligen Vorstellen ein Ende. So ist das Gesetz auf gedoppelte Weise, einmal als Gesetz, an dem die Unterschiede als selbstständige Momente ausgedrückt sind; das andre Mal als einfaches in sich Zurückgegangenseyn, welches wieder Kraft heißen kann, aber Begriff der Kraft, welcher alle Unterschiede in sich zieht, und die wesentliche Nothwendigkeit des Gesetzes ist, so daß Kraft eben so beschaffen ist, wie das Gesetz, und der Unterschied, den der Verstand gemacht, schon in der Anlage, daß es keiner sey, als Unterschied des Inhalts oder der Sache wegfällt. Dieses Darlegen heißt Erklären, welches so klar ist, daß es nur immer dasselbe wiederholt: — eine Bewegung, vermittelt deren in der bloßen Einheit ein Unterschied gesetzt, aber weil er keiner ist, wieder aufgehoben wird. So wird der Wechsel Gesetz des Inneren; es ist Gesetz der Erscheinung, daß Unterschiede werden, die keine sind und sich aufheben, oder daß das Ungleichnamige sich anzieht. Es ist das Gleichnamige, was sich von sich selbst abstößt, und diese Abgestoßene zieht sich wesentlich an, denn es ist dasselbe. So ist das Ungleiche sich gleich, da das Gleiche sich ungleich ist, und das vorige ruhige Reich der Gesetze ist eine verkehrte Welt geworden, und das Innere als Erscheinung hienit vollendet. Wechsel und Veränderung war in jenem nur angedeutet als Negatives im ruhigen Positiven; in dieser hat er sein Princip gefunden, und die Umkehrung ist nicht anders als durch jene Bewegung zu begreifen. Der Vf. sagt hier: „die nach den Gesetzen der einen Welt den Menschen schändende und vertilgende Strafe verwandelt sich in ihrer verkehrten Welt in die sein Wesen erhaltende und zu Ehren bringende Begnadigung.“ Es gilt aber auch das Umgekehrte: Vernunft wird Unfinn, Wohthat Plage. Doch wird jetzt nichts mehr wahr-

genommen, sondern die Ausgleichung giebt sich von selbst und unmittelbar durch die Ansicht der Gegensätze, welche sich also nun nicht weiter fixiren können, sondern sich völlig entsprechen und so die Thätigkeit und Bewegung des Gesetzes zu seiner Ruhe zurückkehrt. Es haben also die Gegensätze ihren Unterschied und ihr Anderes an ihnen selbst und sind bey allem Widerspruch nur eine Einheit. „Diese einfache Unendlichkeit oder der absolute Begriff ist das einfache Wesen des Lebens, die Seele der Welt, das allgemeine Blut zu nennen, welches allgegenwärtig durch keinen Unterschied getrübt oder unterbrochen wird, das vielmehr selbst alle Unterschiede ist, so wie ihr Aufgehobenseyn, in sich pulst, ohne sich zu bewegen, in sich erzittert, ohne unruhig zu seyn u. s. w. (S. 94 ff.)“ Es scheint uns das tiefe Geheimniß der Selbstgleichheit und Ungleichheit selten so anschaulich dargelegt worden zu seyn, als hier vom Vf. geschieht. Die Erscheinung erscheint als ein nothwendiges, aus den Abgründen unendlicher Tiefe steigendes Wesen, das Entzweyen als unangänglicher Bezug auf die Einheit, und es leuchtet ein, daß die Frage um den Grund des (so genannten) Herausgehens der Einheit aus sich selbst von gleichem Werth wie die um den Grund von $1 + 1 = 2$ ist. — Diese ganze Erklärung ist also Selbstbefriedigung und eigentliches Selbstbewußtseyn. „Ich unterscheide mich von mir selbst, und es ist darin unmittelbar für mich, daß diese Unterschiede nicht unterschieden ist“ (S. 97—99). Vom sinnlichen, wie vom wahrnehmenden und verstehenden Bewußtseyn ist nun der Vorhang hinweggezogen; es steht nichts mehr entgegen, daß das Innere ins Innere schaue und Selbstbewußtseyn sey. Wir müssen also hinter den Vorhang gehen, sowohl damit gesehen werde, als damit etwas dahinter sey, was gesehen werde. Aber wir können eben so wenig geradezu und unmittelbar dahintergehen, als wir ohne weitere Auseinandersetzung zu erkennen fähig sind, was das Bewußtseyn weiß, indem es sich selbst weiß.

IV. Die Wahrheit der Gewisheit seiner selbst. Mit dem Selbstbewußtseyn sind wir also nun in das heimliche Reich der Wahrheit eingetreten. Das Selbstbewußtseyn ist wesentlich die Rückkehr aus dem Andersseyn. „Es hat nunmehr einen gedoppelten Gegenstand, den einen, den unmittelbaren, den Gegenstand der sinnlichen Gewisheit und des Wahrnehmens, der aber für es mit dem Charakter des Negativen bezeichnet ist, und den zweyten, nämlich sich selbst, welcher das wahre Wesen, und zunächst nur erst im Gegensatz des ersten vorhanden ist. Das Selbstbewußtseyn stellt sich hierin als die Bewegung dar, worin dieser Gegensatz aufgehoben und ihm die Gleichheit seiner selbst mit sich wird.“ Aber auch der Gegenstand ist für uns in sich zurückkehrend lebendig geworden — Gegenstand und Bewußtseyn also selbstständig und ein wahres Leben; also für sich Seyn und Auftreten gegen die allgemeine Substanz, Verleugnung der Continuität mit derselben, vielmehr ein Absondern von derselben und ein Aufzehren der-

selben als ihrer unorganischen Natur zu ihrer eigenen Erhaltung — ein eigentlicher Gang und Fortschritt des Lebens. „Was so aufgezehrt wird, ist das Wesen; die auf Kosten des Allgemeinen sich erhaltende und das Gefühl ihrer Einheit mit sich selbst sich gebende Individualität hebt gerade damit ihren Gegensatz des anderen, durch welchen sie für sich ist, auf; die Einheit mit sich selbst, welche sie sich giebt, ist gerade die *Flüssigkeit der Unterschiede* oder die allgemeine Auflösung. Aber umgekehrt ist das Aufheben des individuellen Bestehens ebenso das Erzeugen desselben: Denn da das Wesen der individuellen Gestalt, das allg. Leben und das für sich Seyende einfache Substanz ist: so hebt es, indem es das Andere in sich setzt, diese seine *Einfachheit* oder sein Wesen auf, d. h. es entzweyt sie, und dies Entzweyen der unterschiedslosen Flüssigkeit ist eben das Setzen der Individualität. Die einfache Substanz des Lebens also ist die Entzweyung ihrer selbst in Gestalten und zugleich die Auflösung dieser bestehenden Unterschiede (Gliederung); und die Auflösung der Entzweyung ist eben so sehr Entzweyen oder ein Gliedern. — Dieser ganze Kreislauf macht das Leben aus; er ist das sich entwickelnde, eine Entwicklung auflösende und dieser Bewegung sich *einfach erhaltende* Ganze.“ Wir haben nun zu betrachten, was das Selbstbewußtseyn über das *reine Ich* als hierin sich selbst sein Gegenstand in der Entfaltung der Erfahrung finden wird. Es ist vorerst *Begierde*, die Selbstständigkeit dieses Gegenstandes ganz in sich aufzunehmen, welche Begierde nur mit der wahren und vollen Gewissheit, daß es wirklich und wahrhaftig sein eigener Gegenstand ist, befriediget werden kann. Wenn einmal diese Gewissheit seiner selbst gewonnen ist; dann erst wird der Geist heiter in der Betrachtung und tüchtig zu allen Werken. So muß es seyn, wenn einmal gewisse Stufen der menschlichen Entwicklung zurückgelegt und unwiederbringlich sind, wenn einmal die ursprünglich unmittelbar objective Gewissheit schaal, ja leer geworden ist, und ihre Zuversicht erst mit dem Aufgang des Subjectiven uns wieder erweckt und erfrischt zu höherem Leben. — Das Selbstbewußtseyn erreicht seine Befriedigung am Ende doch nur in einem anderen Selbstbewußtseyn; die Momente desselben also drey: das reine ununterschiedene Ich sein unmittelbarer Gegenstand; dann Begierde zur Aufhebung des selbstständigen Gegenstandes und zur vollen Gewissheit seiner; endlich diese Wahrheit selbst oder die volle Reflexion des Selbstbewußtseyns, ein Andersseyn, dessen Unterschied aber als nichtig sogleich erkannt wird — also eine Selbstständigkeit; ein Selbstbewußtseyn für ein Selbstbewußtseyn — Ich das Wir; Wir das Ich ist — Gegenwart — Geist; dessen Begriff das Selbstbewußtseyn ist und dessen Ankunft wir nun bestimmt entgegensehen. — A. *Selbstständigkeit und Unselbstständigkeit des Selbstbewußtseyns; Herrschaft und Knechtschaft*. Das Selbstbewußtseyn erkennt sich an in einem anderen als *es selbst* (doppeltinnig); es kommt außer sich, aber es ist zugleich in sich zurückgehalten für sich und sein. Außer sich

ist für *es*. Es erkennet sich als gegenseitig sich anerkennend. Aber der Gegenstand muß sich auch als die reine Gewissheit seiner selbst darstellen, und nicht bloß in wechselseitiger Anerkennung gefaßt werden: das Selbstbewußtseyn muß sich zeigen als reine Negation seiner gegenständlichen Weise, daß es nämlich an kein bestimmtes Daseyn und überhaupt nicht an das Leben geknüpft sey. Dies Darstellen ist ein gedoppeltes Thun; Thun des anderen und Thun durch sich selbst. In so fern es Thun des anderen ist, geht jedes auf den Tod des anderen. Darin aber ist auch das zweyte, das Thun durch sich selbst vorhanden: denn jenes schließt das Daransetzen des eigenen Lebens in sich. Das Verhältniß beider Selbstbewußtseyn ist also so bestimmt, daß sie sich selbst und einander durch den Kampf auf Leben und Tod bewähren. Durch das Daransetzen des Lebens wird die Freyheit des wahren für sich Seyns bewahrt: denn der Tod vernichtet natürlich beide, die ihr Leben wagten, und sie heben sich als die für sich seyn wollenden Extreme auf; die Wahrheit des *selbstständigen* Bewußtseyns ist also das *knechtische* Bewußtseyn, welches einem Herrn sich unterwirft, aber in sich zurückgedrängt zur Selbstständigkeit sich umkehren kann, wie die Herrschaft auf das leere Ding ausgegossen zur Knechtschaft. Die Verachtung und die Furcht des Negativen bringen diese Zustände hervor, welche die nothwendigen Durchgangspunkte der wahren Befreyung sind: denn die Furcht des Herrn ist der Anfang aller Weisheit und das Erbeben des Inneren ein Aufruf unseres ganzen Wesens sich aus sich selbst eine unvergängliche Gestalt zu geben. Es ist zuletzt nach aller Mühseligkeit ein freudiges Erkennen des Herrn, der es rein und werth genug gehalten, in ihm einzukehren — es ist als solches Widerfinden seiner durch sich selbst sein *eigener* Sinn gerade in und durch die Arbeit, worin es nur fremder Sinn zu seyn schien. Furcht, Dienst und Gehorsam, so wie die Bildung, sind also unerlässliche Momente; und jedes derselben muß ganz durchlebt seyn, sonst bleibt das negative Wesen immer ein äußerliches und das Leben wird bis zum Tod davon geneckt: die Freyheit ist nicht vollendet; denn die gegenständliche Welt ist nicht ganz besiegt, sondern ein gewisser *Eigensinn* von jenem Verhältniß noch zurückgeblieben. — B. *Freyheit des Selbstbewußtseyns, Stoicismus; Skepticismus und das unglückliche Bewußtseyn*. Hier vorerst die Freyheit in die Selbstbewegung des Denkens gesetzt und in die (wir möchten sagen) *Meinheit* des Begriffes; was dem *Stoicismus* entspreche, dessen Princip das Bewußtseyn als *denkendes Wesen* und etwas nur wesentlich und wahr und gut ihm sey, in so fern sich das Bewußtseyn darin als denkendes Wesen verhält — mithin das Princip der Erringung einer selbsteigenen Sphäre, um darin unter allen Verhältnissen, im Purpur wie im Sklavenkleide, frey sich zu behaupten und aus allen Bewegungen in die einfache Wesenheit des Gedankens sich zurückzuziehen. (So ist der Stoicismus dann doch immer nichts anderes, denn innerliche Durchbildung und Verklärung des Eigensinns, Freyheit und Anerkennung göttlicher Ge-

walt — der Tugend — innerhalb des eigenen Kreises — sichtbare Aufregung aber und Spannung, wenn man ihn in der geistigen Entwicklung an seiner einseitigen Stelle betrachtet.) Der Stoicismus ist in Verlegenheit gekommen, da man ihn nach dem *Inhalt des Gedankens* fragte — er fährt im Allgemeinen umher, will durch Reden von Gutem, Wahrem, Tugend u. s. w. erheben und erwecken; erhebt nur, was schon erhoben ist — das reine Denken — wird langweilig und thatenlos (er weifs vor lauter Erinnerung und Aufruf nicht zu leben und giebt sich zuletzt aus Überdruß an solcher Einförmigkeit selbst den Tod). Der *Skepticismus* erst ist die *Realisirung* desjenigen, wovon der Stoicismus nur der leere Begriff ist — er ist die wirkliche Erfahrung, was die Freyheit des Gedankens ist. In ihm wird *für das Bewusstseyn* die gänzliche Unwesentlichkeit und Unselbstständigkeit des anderen; der Gedanke wird zum vollständigen, das Seyn der *vielfachbestimmten* Welt vernichtenden Denken und die Negativität des freyen Selbstbewusstseyns wird sich an dieser mannichfaltigen Gestaltung des Lebens zur realen Negativität. Die Unendlichkeit hat er also an ihm selbst, und die Selbstständigkeiten in ihrem Unterschied sind ihm verschwindende Gröfsen (dieser Moment der Entwicklung ist einer der wichtigsten; der Geist sammelt in ihm seine ganze Stärke und das Schwache findet verwirrt und aufgezehrt seinen Untergang). Es geschieht also dem Sk. nicht mehr, daß ihm verschwindet, was verschwinden muß, sondern er *läßt* es schwinden — das gegenständliche als solches und sein Verhalten zu ihm — die Sophisterei und sein *aus sich* bestimmtes Wahres, durch welche Selbstbewusste Negation es die *Gewissheit seiner Freyheit* sich *für sich selbst* verschafft, die Erfahrung derselben hervorbringt und sie dadurch zur *Wahrheit* erhebt. Das skeptische Selbstbewusstseyn ist sich sonach die Ataraxie des sich selbst Denkens, die unwandelbare und wahrhafte Gewissheit seiner selbst (der ganze Fonds des Negativen in ihm selbst). Hr. H. stellt nun den Scept. weiter als die dialektische Unruhe dar, wodurch derselbe aus jener Ataraxie in die Unwesentlichkeit der Unterschiede wieder hineinfällt und als selbst darin befangen thut, was freylich unvermeidlich ist; der Sceptiker kann auch den heroischen Entschluß des Selbstmords nicht fassen, weil er eben so nichtig wäre, wie jeder andere unterschiedene Entschluß; er kann also für sich nicht zum Tod kommen, und ist doch der endlosen Unruhe schmerzlich satt. Man sieht hieraus, wie auch der Skepticismus *als solcher* nur ein Moment der Entwicklung seyn kann und zwar ein durchaus bekräftigender, wenn er sich der ewigen Freyheit, welche ihn allerdings als Abgrund der unwandelbaren Wahrheit und Gewissheit seiner selbst und in ihrer Negation alles zu verschlingen drohend selbst erschrecken könnte, durch einen Sprung in die Arme wirft, dessen Wahrheit und Nothwendigkeit später und bey tieferer Einsicht sich von selbst zeigt. „Der Scepticismus verliert sich also als das doppelte Bewusstseyn seiner als des sich befreysten, unwandelbaren, und sich selbst gleichen, und seiner als des absolut sich verwirrenden und verkehrenden in das unglück-

liche Bewusstseyn, indem er sich von der Einheit angetrieben sieht, die er errungen zu haben meint, im Augenblick, wo er sie errungen zu haben meint. Die wahre Rückkehr aber dieses Bewusstseyns in sich selbst, oder seine Veröhnung mit sich, wird den Begriff des lebendig gewordenen und in die Existenz getretenen Geistes darstellen, weil an ihm schon dies ist, daß es als ein ungetheiltes Bewusstseyn ein gedoppeltes ist — die Einheit beider ist ihm das Wesen, aber es *für sich* ist sich noch nicht dieses Wesen selbst, noch nicht die Einheit beider. Das Bewusstseyn des Lebens, seines Daseyns und Thuns ist nur der Schmerz über das Daseyn und Thun, denn es hat darin nur das Bewusstseyn seines Gegentheils als des Wesens und der eigenen Nichtigkeit. Aber so erfährt es eben dieses Hervortreten der Einzelheit am Unwandelbaren, und des Unwandelbaren an der Einzelheit. Dies ist die Erfahrung, die es in seinem Unglück macht; aber das *findet* sich nur und fodert das Bewusstseyn aufs neue auf.“ Der Moment jener feyerlichen Resignation ist da, und es tritt nun in der schwankenden Bewegung ein, was er weiter S. 148 beschreibt — *Sehnsucht* im Gemüthe, ein *Fühlen* statt dem Ergriff des Wesens, ein Zurückfallen in sich, welches endlich die unwandelbare Einzelheit als wirkliche aufzufuchen oder als verschwundene fest zu halten ansieht. „Diese *Rückkehr des Gemüthes* in sich ist so zu nehmen, daß es sich als einzelne Wirklichkeit hat. Es ist das *reine Gemüth*, das den Gegenstand seines reinen Fühlens gefühlt hat (also im Beginn ist, zur Klarheit seiner selbst zu gelangen). Was dem unglücklichen Bewusstseyn nur Begierde, Arbeit und Genuß war, wird nun anerkannt nicht bloß als verzehrend, sondern als eine zwar gebrochene und einer Seits nichtige, aber anderer Seits geheiligte Wirklichkeit, worin sich das Unwandelbare selbst *Preis giebt* und zum Genuß *überläßt*, wofür aber das einzelne Bewusstseyn *dankt*, d. h. die Befriedigung des Bewusstseyns seiner Selbstständigkeit sich versagt. Daß dies nun Anfangs nicht ernstlich gemeint sey, sondern durch das *Entschwinden der Gestalt* des Unwandelbaren ein nothwendiges Opfer werde, zeigt Hr. H. auf mehreren Seiten, doch etwas verwirrt. Es versteht sich von selbst, daß durch solches Opfer das Bewusstseyn seines *Ich* sich entäußert, und sein unmittelbares Selbstbewusstseyn zu einem gegenständlichen Seyn gemacht hat. Nur in diesem Opfer schwindet der Betrug und das Unglück läßt ab. In jenem Gegenstand aber, worin ihm *kein* Than und Seyn als dieses *einzelnen* Bewusstseyns, Seyn und Thun *an sich* ist, ist ihm die Vorstellung der *Vernunft* geworden, der Gewissheit des Bewusstseyns in seiner Einzelheit absolut *an sich* oder alle Realität zu seyn (d. h. absolut in seinem innerlichsten Wesen zu seyn, nicht nach dessen Preis gegebener Wohlthat lüftern dennoch eitler Weise zu danken, sondern ohne Bedenken und ohne Berechnung in dem Unwandelbaren zu verharren und dem Unbegreiflichen sich hinzugeben).

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 F E B R U A R , 1 8 0 9 .

P H I L O S O P H I E .

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: G. W. Fr. Hegel u. f. w. *System der Wissenschaft.* 1 Theil. Phaenomenologie, u. f. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V. *Gewissheit und Wahrheit der Vernunft.* „Die Einzelheit, welche wirkliches Bewußtseyn ist, hat es bis zur vollständigen Entwicklung gebracht, hat ihr Fürsichseyn aus sich hinaus gerungen und es zum Seyn gemacht. — Es hat auf sich Verzicht gethan, und das Unwandelbare ist ihm nicht mehr Extrem, sondern verfohnt. Bisher war es dem Bewußtseyn um Selbstständigkeit und Freyheit zu thun, um sich für sich selbst zu retten und zu erhalten auf Kosten der Welt oder seiner eigenen Wirklichkeit, welche ihm beide als das Negative seines Wesens erschienen (mithin als feindselig, wo dann die Freyheit ein immer noch sehr gebrechliches Gut ist. Aber als Vernunft seiner selbst gesichert, hat es die Ruhe gegen sie empfangen, und kann sie ertragen: denn alle Wirklichkeit ist ja nichts anderes als es selbst. Es ist ihm, als ob die Welt ihm jetzt erst würde; vorher versteht es sie nicht, es begehrt und bearbeitet sie; zieht sich aus ihr in sich zurück, und vertilgt sie für sich und sich selbst als Bewußtseyn, als Bewußtseyn derselben als des Wesens, so wie als Bewußtseyn ihrer Nichtigkeit. Hierin erst, nachdem das Grab seiner Wahrheit verloren, das Vertilgen seiner Wirklichkeit selbst vertilgt, und die Einzelheit des Bewußtseyns ihm an sich absolutes Wesen ist, entdeckt es sie als seine neue wirkliche Welt, die in ihrem Bleiben Interesse für es hat, wie vorhin nur in ihrem Verschwinden: denn ihr Bestehen wird ihm seine eigene Wahrheit und Gegenwart; es ist gewiss, nur sich darin zu erfahren.“ Diese Stelle, vereint mit den vorhergehenden Darstellungen, überhebt uns der Verbindlichkeit, ferner ausführlich zu seyn: wir dürfen nur andeuten, sowohl um den Sinn des Vfs., als unsere Gedanken darüber wenigstens einigermaßen, d. h. so viel es der enge Raum einer Rec. erlaubt, verständlich zu machen. — Aller Idealismus, welcher den bisherigen Weg (wenigstens in der Wesenheit der Momente) nicht einschlägt, versichert bloß, ohne evident zu seyn (dies haben besonders Descartes und Fichte gethan). Die Vernunft ist die Gewissheit, *alle Realität* zu seyn. Dies ist im Allgemeinen die erste Positivität, welche das Selbstbewußtseyn an sich selbst für sich ist: das Ich ist die *reine Wesenheit* des Seyenden, was Hr. H. Kategorie nennt. Diese hat den reinen Unterschied *an sich*,

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

welcher also ist, aber durchsichtig, nicht als Fund oder Zusage irgend woher, sondern als *Anfang des Begreifens*. Was bey diesem Allgemeinen, welches eben nur Anfang selbsterworbenen höheren Daseyns ist, stehen bleibt, ist leerer Idealismus, welcher fort und fort sucht und nicht findet. Aber die wirkliche Vernunft ist dagegen getrieben, ihre Gewissheit zur Wahrheit zu erheben und das *leere* Mein zu erfüllen. — A. *Beobachtende Vernunft*. Früher ist dem Bewußtseyn nur *geschehen*, manches an den Dingen wahrzunehmen und zu *erfahren*: hier stellt es die Beobachtungen und die Erfahrungen selbst an. Die Vernunft geht darauf, die Wahrheit zu wissen; was für das Meinen und Wahrnehmen ein Ding ist, als Begriff zu finden; sie hat jetzt ein allgemeines und das größte Interesse an der Welt, denn sie sucht sich zu begreifen. Aber nicht das oberflächliche *Mein* ist das Ziel dieses Interesse; die Vernunft ahndet sich als ein tieferes Wesen, denn das reine Ich ist und muß fordern, daß das mannichfaltige Seyn ihr als das Ihrige selbst werde, daß sie sich als die Wirklichkeit anschauet. Aber vor allem muß sie sich an ihr selbst vollendet haben, um ihre Vollendung zu erfahren. Durch die Beobachtung strebt die Vernunft sich als seyenden Gegenstand, als wirkliche sinnliche Gegenwart zu finden, und was sie findet, ist nicht mehr bloß ein allgemeines Seyn; sondern sie verwandelt ihre Sinnlichkeit unmittelbar in Begriffe, und erkennt die Dinge, die ihr nun nur als Begriffe Wahrheit haben und als ein seyendes Denken. Das Resultat wird dies seyn, daß das Bewußtseyn für sich selbst werde, was es an sich ist. — a) *Beobachtung der Natur*. Das Wahrgenommene muß vorerst die Bedeutung des *Allgemeinen*, nicht des Sinnlichen haben; aber das Beschreiben, welches oberflächlich die Einzelheiten heraushebt, und das Sinnliche in die Form des Allgemeinen aufnimmt, würde ins Endlose führen: denn die Vernunft, als bloß beobachtend und beschreibend, ist ein rastloser Instinkt, und in der Unbestimmtheit des Allgemeinen, worin die Besonderung wieder der Vereinzelung sich nähert, und hier und da ganz in sie herabsteigt, ist ein unerschöpflicher Vorrath für Beobachtung und Beschreibung. Das, *woran* die Dinge erkannt werden, ist indess eigentlich dasjenige, was jener Instinkt besonders aufspürt, und er würde nie sich beruhigen, wenn das künstliche System niemals mit dem natürlichen übereinstimmen könnte. Dies ist aber wirklich, wo die Gegenstände eine Wesentlichkeit oder ein *Fürsichseyn* an ihnen haben, und nicht Zufall des Augenblicks u. f. w. sind, so nämlich, daß sie nicht bloß das Erken-

Kk

nen unterscheidet, sondern *sie sich selbst*, wie z. B. das Thier durch Klauen und Zähne. Von solchen Unterscheidungsmerkmalen aus muß nach dem Gesetz und dem Begriff geforcht werden; der Vernunftinstinct beharrt auf der Wahrheit des Gesetzes in der Erfahrung, und alle Hypothese, und alles *Soll* kann ihn nicht irren, denn die Vernunft ist ja die Gewissheit, Realität zu haben, und die Wahrscheinlichkeit kann ihr nie als Wahrheit gelten. Der Vernunftinstinct geht ferner darauf hin, das Gesetz und seine Momente zum Begriff zu reinigen; darum stellt er Versuche an, welche darauf hinausführen, das Gesetz ganz in die Gestalt des Begriffs zu erheben, und alle *Gebundenheit seiner Momente an bestimmtes Seyn zu tilgen*. So gelangt er zum Begriff der *Materie*, nicht als einem seyenden Ding, sondern dem *Seyn als Allgemeinen* (nämlich der Fülle alles Seyns). Was demnach in Wahrheit das Resultat und Wesen ist — der Begriff des Seyns in seiner unmittelbaren Beziehung auf sich selbst, die Mässigung der Fülle — das Organische — tritt nun als Gegenstand auf, an welchem der Instinct sich selbst finden und verstehen wird. Dem Organischen gegen über aber auch das Unorganische, die Losgebundenheit der Bestimmtheiten entgegen jenem einfachen Begriff, wobey es sich aber sogleich versteht, das die Beziehungen beider nicht Gesetze zu nennen sind, wie z. B. aller klimatische Einfluß und jede teleologische Beziehung; sondern ist zuallererst jedes Element solcher Beziehungen selbst sein Zweck, und der erste Gegenstand der Erforschung. Jene bloß äußerlichen Beziehungen genügen dem Instinct nicht, der in entschiedenen Charakterzügen das eigene Wesen verklärt zu finden trachtet, ohne das er eben weiß, was er bestimmt will. Darum hält er aber so fest an dem, was sich selbst erhält, was also den Zweck in ihm selbst verfolgt, was ihm nirgends deutlicher wird, als im Organischen: denn das Beobachten sucht die Momente in der Form des *Seyns* und *Bleibens*, des Charakteristischen in allem Wandel, und wenn im Unorganischen das Seyn mit einmal sich in entschiedenen Zügen zu erkennen giebt, oder in unentschiedenen Momenten stets verschwindet: so gewährt dagegen das Organische in der lebendigen Beziehung des Inneren und Äußeren die interessanteste Beschäftigung. Das Äußere wird auf solche Art immer mehr und immer deutlicher Ausdruck des Inneren. Solche Eigenschaften, welche das Innere ausdrücken, wie z. B. Sensibilität, Irritabilität, Reproduction, verhalten sich für den Vernunftinstinct wie allgemeine Flüssigkeiten (wie man sie auch oft aussprach), und die Beobachtung wird von ihnen ins Endlose fortgeführt, sowohl in Hinsicht des Eigenthümlichen, was man an ihnen sucht, als ihres Verhältnisses untereinander, wo sie dann, statt daß ein qualitativer Unterschied sich festsetzen sollte, als in quantitativen Beziehungen stehend angegeben werden, so daß diese Art von Gesetz suchen und Gesetz geben am Ende gar nicht mehr an die Momente des Lebens geknüpft ist, sondern *alleenthalben mit allem* getrieben werden

kann. Auf diese Art sinkt aber das Verhältniß der Lebensmomente zu der äußeren Beziehung herunter, welche gemeine, gegeneinander gleichgültige Eigenschaften, wie Schwere, Härte, Farbe u. s. w. unter sich haben, und man betrachtet nicht mehr den Begriff und die entschiedene Einheit der organischen Natur, sondern das Losgebundene, da man doch die Entwicklung des Inneren erkennen sollte. So wie man diese aber in ihrer Beziehung auf ihre Einheit ernstlich thut, zieht sich der Gegenstand immer mehr in sich selbst, rundet sich und giebt keine Berührungspunkte zur Betrachtung, wenn man nicht das Verhältniß zur unorganischen Natur und in demselben das wirkliche im organischen Wesen vor Augen behält, so daß am Ablauf dieses Lebensprocesses der Begriff des Inneren und des Äußeren und des Entsprechens zwischen beiden gefaßt werden kann, denn jedes dieser Extreme, für sich allein gefaßt, ist sich selbst durchdringlich, und eben darum der Beobachtung undurchdringlich, ist frey in sich und kann nur in seiner Richtung und Beziehung aufs andere beobachtet werden, da es allein auf diese Weise sich dem *Processus* widersetzt, mithin beobachtbar wird. Der Vf. windet sich hier durch manche Krümmen, um die Nothwendigkeit der Integration der organischen und unorganischen Natur durch einander und deren Fassung in dem allgemeinen Individuum — der Erde — herbeizuführen, welche sehen lange vor Augen stand, und durch so viel Redseligkeit eben nicht dringender wird. So hat er dann, ebenfalls allzu mühselig, zuletzt erkannt, daß der Beobachtung an dem gestalteten Daseyn nur die Vernunft als *Leben überhaupt* werden kann, und die beobachtende Vernunft demnach in der organischen Natur nur zur Anschauung ihrer selbst als allgemeinen Lebens überhaupt kommt, und die Gestaltungen des innerlichen und besondern Lebens der Dinge ihr vorerst nur erst als ein Spiel von Beziehungen vorschwebt, ohne daß sie noch den Ernst und die Nothwendigkeit begreift. — b) Die Beobachtung des Selbstbewusstseyns in seiner Reinheit und seiner Beziehung auf äußere Wirklichkeit: logische und psychologische Gesetze. Das beobachtende Bewußtseyn wird zu der negativen Einheit des Denkens, d. h. des für sich selbst Seyns, zu dem *thuenden Bewußtseyn* durch die Natur der Sache hingeführt: denn was es beobachtet, es selbst hat ja beobachtet, also gethan. Eine Welt des Denkens und der psychischen Erscheinungen stellt sich also der gegen über, welche die bloße Beobachtung gefunden zu haben meint, und eine ist der Widerschein der anderen, so daß am Ende nur Einheit des vorhandenen und gemachten Seyns sich darstellt und die Nothwendigkeit wieder weiter treibt. — c. Beobachtung der Beziehung des Selbstbewusstseyns auf seine unmittelbare Wirklichkeit; Physiognomik und Schädellehre. Endlich tritt am Individuum der Gegensatz hervor: Bewegung des Bewußtseyns und das feste Seyn einer erscheinenden Wirklichkeit zu seyn, welche an ihm unmittelbar die *seinsgeist*. Dies Seyn, der Leib der Individualität ist ihr nicht gethan ha-

ben. Aber indem das Individuum zugleich nur ist, was es gethan hat, so ist sein Leib auch der von ihm hervorgebrachte Ausdruck seiner selbst, ein Zeichen davon, was es in dem Sinn ist, dafs es seine ursprüngliche Natur ins Werk richtet. Sprache und Handlung veräußern ganz und gar, und können vom Ind. selbst als etwas bloß äußerliches behandelt werden — was also genau dem Inneren entsprechen soll, muß an noch an dem Individuum selbst seyn. In der Physiognomik soll der Charakter als bewußtes Wesen und als bleibende Gestalt desselben betrachtet werden, und man sollte einigermaßen mit Wahrscheinlichkeit aus einer bedeutenden Gestalt, z. B. der Hand, das Schicksal des Menschen bestimmen können, in so fern er selbst sein eigen Schicksal ist. Es kommt alles darauf an, dafs man immer sorgfältiger nur auf jene Zeichen dringe und halte, welche selbst die Reflexion über alle Zeichen und Auserungen ausdrücken und in den Augenblicken, worin sie dieselbe ausdrücken: so wird auch der tiefverborgene Entschluß, sich unbegreiflich zu machen, sich zuletzt nicht mehr verstecken können, und man könne über die Meinung vom Meinen des Bewußtseyns über sich selbst hinaus. Das wahre Seyn des Menschen ist seine That; in ihr ist die Individualität wirklich. Die Gebehrde und Gestalt mag Theil nehmen am Ausdruck der That, aber sie ist diese That nicht, so wie keine andere bestimmte — und in wie fern hat das Individuum denn an seiner Gestalt gethan oder nicht gethan? was gehört zum Fixiren der Gestalt durch das eigene Thun, wo die natürliche Bildung schon Gestalt gegeben hat? (Zur Möglichkeit der Entscheidung dieser Fragen gehört nichts Geringeres denn die tiefste Erfassung der möglichen Wirkungsart der Individualität selbst.) Der vollständigste, aber eben darum ganz in sich gekehrte, also auch schwer zu ergründende Ausdruck der Individualität ist das Nervensystem — ein Flüssiges, in welchem die angeregten Kreise wieder verfließen — und wenn sie auch sich fügen und gliedern, doch diese Gliederung selbst wieder nur innerlich bezogen (also auch nur von innen erkennbar) ist. Der Schein will überreden, am Schädel als dem ruhenden äußersten müsse sich diese Innerlichkeit ausdrücken — eben so müßte dies auch an der Wirbelsäule seyn; indess fällt einem dann doch beym Denken u. dgl. gewöhnlich der Kopf ein. Jedoch ist das Hirn eigentlich der Kopf — der Schädel *caput mortuum* (wenn dies nun, was man eigentlich doch nicht sagen kann, so sind die Eigenschaften, welche der Schädel andeuten könnte, an ihm vergangen und er zeigte dann doch richtig, was lebendig gewesen ist, welches für das von Galt behauptete Verhältniß zwischen Hirn und Schädel schon viel zu viel eingeräumt wäre, weil er dann zur Bekräftigung seiner Lehre nur das Leichtere noch zu beweisen hätte, nämlich dafs der Schädel kein *caput mortuum* sey). Je todter nun die Psychologie, desto knöcherner die Eigenschaften (und so mag sich am Schädel manches fühlen lassen von manchen Leuten); freylich läßt sich nicht leugnen, dafs man sich einen Mör-

der z. B. mit diesem, einen Schläuen mit jenem Knorren am Schädel vorstellen kann, wesswegen man noch vieles hören wird zur Erweiterung der Schädellehre: aber — der Schädelknochen ist ein so unbefangenes Ding, dafs er derley Vorstellungen weder zu- noch abtut: es wird also am Ende durch einen Knorren oder Vertiefung eben so gut etwas angedeutet als nicht, und man muß gegen die Schädellehre mißtrauisch werden, wenn man sieht, dafs ein Knochen für die ganze Wirklichkeit des Individuums angesehen wird. (Indessen haben die Schädellehrer gleich allen Verstockten noch Schlupfwinkel genug; unter anderen den, dafs sie mit nicht geringem Triumph sagen dürften: unsere Lehre ist mehr als alle Physiognomik, welche mit Ton, Stimme, sprechender Gebehrde u. s. w. zu thun hat, womit man es bey einiger Re- und Inflexion wohl noch zum nicht sprechen und nichts verrathen bringen kann: aber die Schädellehre tastet und begreift dort, wohin sich jene Re- und Inflexion gekehrt hat und sich gleichsam in sich selbst versteckend sammelt — unter das Dach, wo das Individuum nicht mehr verrathen zu werden glaubt — wir haben also die Auspionierung aufs höchste getrieben u. s. w.) — Der rohe Instinct der selbstbewußten Vernunft fühlt sich zuletzt mit solcher Beobachtung geärgert, und wirklich hat auch hier — mit der Auffassung des Inneren als festen geistlosen Seyns eben solchem Seyn im Ausdruck entgegen gesetzt — die beobachtende Vernunft ihre Spitze erreicht und muß sich überschlagen — diese letzte Stufe ist die schlechteste, aber eben darum ihre Umkehrung unvermeidlich. Was aus der Tiefe des Geistes bis ins vorstellende Bewußtseyn getrieben von der Unwissenheit dieses Bewußtseyns nicht gefasst wird in seiner Bedeutung der Tiefe, verhält sich eben so gegen diese Unwissenheit des vorstellenden Bewußtseyns, wie der innere Geistreichtum gegen die armen Schädelbetaster, oder wie der reine, klare, seelenvolle Gesang aus einem schönen Mund zum Kauen, sey es nun Reden wollen und nicht können, oder thierisches Fressen. Edles und Unedles sind nahe bey einander. B. Die Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewußtseyns durch sich selbst. Wie die beobachtende Vernunft in der Einbeit des Ich und des Seyns die Bewegung des Bewußtseyns, nämlich die sinnliche Gewissheit, die Wahrnehmung und den Verstand wiederholte: so wird diese Verwirklichung auch die doppelte Bewegung des Selbstbewußtseyns wieder durchlaufen und aus der Selbstständigkeit in seine Freyheit übergeben. Zuerst ist diese thätige Vernunft ihrer selbst nur als Individuum bewußt, und muß als solches seine Wirklichkeit im anderen fordern und hervorbringen — dann aber, indem sich sein Bewußtseyn zur Allgemeinheit erhebt, wird es allgemeine Vernunft und ist sich seiner als Vernunft, als an- und für sich schon Anerkanntes bewußt, welches in seinem reinen Bewußtseyn alles Selbstbewußtseyn vereint; es ist das einfache geistige Wesen, welches zumal zum Bewußtseyn kommend, die reale Substanz ist, worin die früheren Formen als in ih-

ren Grund zurückgehen und für sich nur abgerissene Momente derselben sind. Diefes Ziel nun — der Begriff in seiner Realität aufgefaßt, schließt schon das Reich der Sittlichkeit auf: denn diese ist nichts anderes als in der selbstständigen Wirklichkeit der Individuen die absolute geistige Einheit ihres Wesens. Die Individuen sind nicht nur an sich in der einfachen selbstständigen Substanz aufgelöst, sondern auch für sich durch das Opfer der Einzelheit, womit zumal das Allgemeine in ihnen als Seele und als das Thüende aufsteht. In allgemeinen Geist — des Volks oder des Geschlechts — hat jeder die Gewissheit seiner selbst, und alle sind für einen wie einer für alle. In einem freyen Volk ist daher in Wahrheit die Vernunft verwirklicht, und es konnten Weise des Alterthums mit Recht sagen: Weisheit und Tugend bestehen in einem den Sitten des Volks gemäßen Leben. — Indessen ist dies nur die erste Selbstversicherung im allgemeinen Seyn — gleichsam der volle Schutz des Einzelnen — von nun an beginnt erst die Selbstprüfung und sittliche Weiterfahrung im eigentlichen Sinn — das Streben zur wahren Befreyung (der große Wendepunct von der Vollendung des classischen Lebens der Alten zu dem nach Innen gewandten Suchen und dem tiefen Drang des Mittelalters). Das Selbstbewußtseyn ist sich nun selbst Zweck — seine Reinigung und Heiligung das Ziel und sein Thun selbst das Gute schon darum, daß es wahres Selbstbewußtseyn und die allgemeine Substanz ihm zugesichert ist. — a. *Die Lust und die Nothwendigkeit.* Die reine Freude über diese Zusage, welche das ruhige Selbstbewußtseyn unfehlbar zu seiner Verklärung im Geiste führt, schlägt gar leicht in blinde Lust des Lebens und sich selbst Genießens aus und wird unbändig, bis sich ihr das Undurchdringliche — die Nothwendigkeit — ein dunkles Schicksal entgegensetzt und das Treiben der bloßen Lust — (sollte es auch Verzückung in den liebenden Himmel gewesen seyn) in bitteren Kampf verwandelt. Wen der tiefe Schrecken vor der eigenen Negativität nicht tödtet, der mag noch erkennen, daß dieselbe sein eigenes Wesen ist, welches alle Kraft der Selbstgewöhnung und Selbsterkenntnis aufodert. — b. *Das Gesetz des Herzens und der Wahnsinn des Eigendünkels.* Die Nothwendigkeit als unmittelbar in dem Fürsichseyn des Bewußtseyns ist also Gesetz des Herzens und das Für sich gilt demnach auch als nothwendig und allgemein. Diefes Gesetz des Herzens — die hohe Besinnung, welche die Lust gewonnen — ist nun das Ziel; ihm widerstrebt die Ansicht der allgemeinen Leiden, auf deren Hebung nun die ganze Individualität sich richtet: denn sie sucht nicht die Lust des Einzelnen, sondern das Wohl der Menschheit. Es soll die Individualität und das Nothwendige im ganzen Geschlecht eins und das Gesetz des Herzens seyn. Aber solche allgemeine

Wohlfahrt wird gefodert, als ob im eigenen Herzen die Nothwendigkeit aller zur Besinnung gekommen, und in Allen anderen eine schlechthin widerstrebende und daher zu vernichtende Unordnung — lauter Jammer und Leiden — sey. — „Das Herzklopfen für das Wohl der Menschheit geht darum in das Toben des verrückten Eigendünkels über; in die Wuth des Bewußtseyns, gegen seine Zerstörung sich zu erhalten, dadurch, daß es die Verkehrtheit, welche es selbst ist, aus sich herauswirft und sie als ein anderes anzusehen und auszusprechen sich anstrengt.“ So wird allgemeine Befehdung, Festsetzung und Auflösung des Einzelnen, und andererseits ein Streben zur wahren Wirklichwerdung, zur Erkenntnis der Individualität als des Verkehrenden und Verkehrten; ein Opfer des einzelnen Bewußtseyns oder — c. *Der Weltlauf und die Tugend.* Es wird hier erst das Gesetz das Wesentliche für letztere, da es vorher nur im Spiel des Reflexes betrachtet wurde — also zwar ein Anfang fester Erkenntnis und tüchtigen Lebens, aber durch das Bestehen auf dem Vorsatz, das Gute durch Aufopferung der Individualität zur Wirklichkeit zu bringen, muß die Tugend im Kampf gegen das negative Princip, welchem nichts heilig (weil es selbst noch nicht sich geheiligt), welches vielmehr den Verlust von allem und jedem wagen und ertragen kann, unterliegen; denn sie hat übersehen, daß die Wirklichkeit eben die Individualität ist (welche eigentlich das zu heiligende wäre. Ein wichtiges Wort, was sich einst in der, wills Gott, bald weiter gedeihenden Ethik bey mehrerer Ausführung gar eigenthümlich und groß ausnehmen wird. Wir können hier nur tiefere Erwägung empfehlen, auch wohl sagen, daß in demselben ein Aufschluß sey über den absoluten Werth alles, insbesondere des jetzt bey so viel schlechter Individualität sich wieder regenden ascetischen Tugendheroismus). Es ist also die Individualität das eigentlich Verwirklichende des Allgemeinen; sie ist selbst Zweck und durch den wahren Gebrauch dieser Kraft wird allein der blinde Weltlauf besiegt. — C. *Die Individualität, welche sich an und für sich selbst reell ist.* „So hat denn das Bewußtseyn nun allen Gegensatz und alle Bedingung seines Thuns abgeworfen; es geht frisch von sich aus, und nicht auf ein anderes, sondern auf sich selbst. An der Individualität als Wirklichkeit ist also der Stoff des Wirkens und der Zweck des Thuns am Thun selbst.“ Es ist eine Kreisbewegung und das Medium klarer Äther. Bis aber die Individualität zur Realität an und für sich gelangt, muß sie einige Momente durchwandeln: a. *Das geistige Thierreich und der Betrug, oder die Sache selbst* — denn jene sich selbst reale Individualität ist Resultat, welches errungen werden muß, eben durch das aus dem Dunkel nach dem Tage strebende Treiben eines geistigen Thierlebens.

(Der Abschluß folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Hannover, b. Hahn: Ausführliches Inhalts- und Sach-Register zu den 3 letzten Bänden der vermittelten landwirthschaftlichen Schriften oder den 3 letzten Jahrgängen der Annalen der

niederrheinischen Landwirtschaft. Herausgegeben von Dr. Albr. Thaer. 1808. 95 8. 8. (8 Gr.) 8. Recens. des ersten Bandes. 1806. No. 195.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 F E B R U A R , 1809.

P H I L O S O P H I E.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: G. W. Fr.
Hegel u. f. w. *System der Wissenschaft. I Theil.*
Phänomenologie u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Individualität ist vorerst *ursprünglich bestimmte Natur*; ihr Thun aber reines Übersetzen aus dem noch nicht Dargestellten ins dargestellte Seyn, so dass sie sich selbst ihren eigenen Inhalt, welcher eben jene ursprünglich bestimmte N. ist, verwirklicht. „Nur dass sie für sie sey, was sie an sich ist, muss sie handeln, oder das Handeln ist selbst das Werden des Geistes als Bewusstseyn. Aus ihrer eigenen Wirklichkeit (Wirksamkeit) weifs sie, was sie an sich ist, und die ganze Handlung tritt weder als die *Umstände*, noch als *Zweck*, noch als *Mittel*, noch als *Werk* aus sich heraus.“ Aber mit diesem Treiben zur Individualität und Anerkennen derselben, ist vorerst nothwendig verbunden, dass eine jede Art derselben recht und gut erfunden werde, und man zuletzt nicht weifs, was schlecht ist: denn das Schlechte ist ja immer das individuelle Leben einer bestimmten Natur; die Vergleichung, welche etwa das Schlechtere oder Bessere finden wollte, ist leer, denn sie geht über das Wesen des Werks, ein sich Ausprechen der Individualität zu seyn, hinaus. „Hier findet also weder *Erhebung*, noch *Klage*, noch *Reue* Statt — und das Individuum kann nur Freude an sich erleben.“ Aber die Werke verschwinden, wie ehemals die Gegenstände; das Thun selbst ist der ursprüngliche Begriff als *absoluter Übergang* oder als *das Werden*. Es müssen sich nun dem Bewusstseyn an seinem Werk der Gegensatz des Wollens und Vollbringens, des Zwecks und der Mittel und dieses innerlichen zusammen, so wie dagegen der Wirklichkeit, aufthun: es muss der Zufall und das Glück zu herrschen scheinen, und gleichsam alles wanken und sinken in den *Abgrund* der eigenen Wirklichkeit. Was ist demnach die Sache selbst und das wahre Werk? —

VL. *Der Geist*. Die Vernunft ist Geist, indem die Gewissheit alle Realität zu seyn, zur Wahrheit erhoben und sie sich ihrer selbst als ihrer Welt und der Welt als ihrer selbst bewusst ist. — Es ist also der Geist das an und für sich seyende Wesen, welches sich zugleich als Bewusstseyn wirklich und sich selbst vorstellt. — „Die lebendige, sittliche Welt ist der

Geist in seiner *Wahrheit*; wie er zunächst zum abstracten *Wissen* seines Wesens kommt, geht die Sittlichkeit in der formalen Allgemeinheit des Rechts unter. Der nun in sich selbst entzweyte Geist beschreibt in seinem gegenständlichen Element als in einer harten Wirklichkeit die eine seiner Welten, das *Reich der Bildung* und ihr gegenüber im Elemente des Gedankens die *Welt des Glaubens*, das *Reich des Wesens*. Beide Welten aber von dem Geiste, der aus diesem Verlust seiner selbst in sich geht, vom Begriff erfasst, werden durch die *Einsicht* und ihre Verbreitung die *Aufklärung* verwirrt und revolutionirt, und das in *Diesseits* und *Jenseits* vertheilte Reich kehrt ins Selbstbewusstseyn zurück, das nun in der *Moralität* sich als die Wesenheit und das Wesen als wirkliches Selbst erfasst, seine *Welt* und ihren *Grund* nicht mehr aus sich heraussetzt, sondern alles in sich verglimmen lässt, und als *Gewissen* der seiner selbst gewisse Geist ist. — A. *Der wahre Geist, die Sittlichkeit*. Der Geist, seiner selbst gewiss, will nun wissen alles, was an ihm ist; er — der Sittliche will — einmal handelnd — wissen von der Sittlichkeit seiner Handlung — er will dieß an und für sich wissen, womit dann die unbefangene Sittlichkeit zu Grund geht. a. *Die sittliche Welt, das menschliche und göttliche Gesetz, der Mann und das Weib*. Der Vf. sucht hier in vielen schwerfälligen Reden zu erweisen, wie der Geist sich durchaus an und für sich zu verklären und das bloß für sich zu vernichten trachtet, und durch die Auflösung der Form des Bestehens das Versinken ins natürliche Daseyn aus dem sittlichen abwehrt, und das Selbst seines Bewusstseyns in die Freyheit und in seine Kraft erhebt und erhält. Das negative Wesen zeigt sich hier als die eigentliche Macht des Gemeinwesens und die Kraft seiner Selbsterhaltung; dieses hat also die Wahrheit und Bekräftigung seiner Macht an dem Wesen des *göttlichen Gesetzes* und dem *unterirdischen Reich*. Weiterhin zeigt sich (ohne den Umschweif der Worte, klarer und entschiedener), wie das Individuum und der Familienkreis — als *natürliches Erkennen* zwischen Mann und Weib, als *Bild* des Geistes und Belebung dieses Bildes im Kinde; ferner als das *nährungsvolle* Verhältniss der Hingabe und des Verschwindens zwischen Ältern und Kindern; endlich das ruhige schöne Gleichgewicht geistigen Lebens zwischen Geschwistern, und insbesondere als Vollendung dieses schönen Verhältnisses zwischen Bruder und Schwester, in welcher das weibliche die tiefste Ahndung des sittlichen Wesens hat, aber nicht zum Tag des Bewusstseyns

LI

kommt, sondern bey innerlichem Gefühl verharret, und dem der Wirklichkeit entthobenen Göttlichen — sich dann immer mehr entwickelt von dieser Wurzel des göttlichen Gesetzes und Bestandes aus zur selbstbewußten Kraft der Allgemeinheit, womit der Mann alles an das Licht des Bewusstseyns und der Wirklichkeit bringt, und so zumal auch das *Recht der Begierde* und die *Freyheit von derselben* hat (durch welches alles dann ein menschliches Gesetz zu Stande kommt, das mit dem göttlichen zuletzt völlig übereinstimmen muß). — Die *wahre* Vereinigung des Mannes und Weibes — die *ewige Ehe* ist der Schlüssel und das Fundament dieses ganzen Entwicklungsmoments. — b. Die *sittliche Handlung, das menschliche und göttliche Wissen, die Schuld und das Schicksal*. Allgemeiner Wille und Familienleben hat den Einzelnen im vorigen mehr in Schatten gestellt; er hat noch keine *That* begangen und *diese* ist doch das *wirkliche Selbst*. Sie stört die ruhige Organisation und Bewegung der sittlichen Welt, deren Elemente sich durch sie als Übergang entgegengesetzter und als die Nichtigkeit ihres Selbst erweisen, statt daß sie in jener eins waren. Hieraus ist c. der *Rechtszustand* — die allgemeine Gleichheit geboren als *wirklich geltende Selbstständigkeit* des Bewusstseyns — ein höherer Stoicismus; welcher leicht in skeptischen Schwindel geräth, in dem *leeren Eins* der Person und nun der Haltung bedarf. Die Allgültigkeit läßt die Nichtgültigkeit vernehmen. Das *Gelten* ist eben der Verlust der Selbstheit, und wir betrachten nun B. den *sich entfremdeten Geist*. 1) Die *Welt des sich entfremdeten Geistes*. a) Die *Bildung und ihr Reich der Wirklichkeit*. Es wird nun ausführlicher dargethan, daß hier die Entwicklung einer anderen Gleichheit als der des Rechts das Ziel ist, und gerade so viel Wirklichkeit als Entfremdung und gerade so viel Gültigkeit als Bildung, d. h. *wohl erworbene Wirklichkeit* ist. Der ganze Abschnitt befaßt sich weiter mit der Betrachtung der *verwirklichenden Bewegung und Begeisterung* der einzelnen Momente im Gang der Bildung, und sucht zu zeigen, wie die *Entfremdung* zuletzt sich selbst entfremdet wird und das Ganze durch sie in seinen Begriff sich zurücknimmt. Wie nämlich der Gegensatz von *Gut und Schlecht* und gleich ihm der von *Staatsmacht und Reichthum* zuerst so beurtheilt, daß jene das allgemeine Seyn, dieser aber das für sich Seyn fördert und nach dem Meinen und Wünschen, oder nach dem Gegenstand für gut oder schlecht gehalten, gemäß der Gleichheit oder Ungleichheit des Selbstbewusstseyns damit — sich alsbald verkehrt und die Staatsmacht als drückende Gewalt angesehen und als das Schlechte, der Reichthum aber als das Gute, das sich preis giebt und allen das Bewusstseyn ihrer selbst verschafft. So ist demnach ein zweyfaches Gleichfinden und Ungleichfinden in Bezug auf Staatsmacht und Reichthum. *Erfelmäßig* ist das Bewusstseyn des Gleichfindens von St. und R., so fernes in jener sein einfaches reines Allgemeines findet, in diesem aber zumal auch das für sich Seyn; das Bewusstseyn des Ungleichfindens beider Wesenheiten ist *niederträch-*

tig; ihm ist St. Fessel und Druck; R. als Wesen ebenfalls ungleich, es sucht in demselben nur Einzelneheit und vergänglichen Genuß. Dort also ist Achtung für die gegenständlichen Wesen, hier *Neigung und Begierde*, welche verzehren. Dort ist *Elze* und stolzer Dienst der Ehre und die Äußerungsart durch die Sprache ist *Rath*; die eigene Meinung wird vorbehalten und die Eigensucht regt sich im verborgenen; *Schmeicheley* dagegen ist das offenbare. — b) Der *Glaube und die reine Einsicht*. Bey der Selbstentfremdung in der Bildung steht jenseits ihrer die unwirkliche Welt des *reinen Bewusstseyns* oder des *Denkens* als Elementes dieser anderen Welt, deren Gedanken das Bew. zwar hat, aber noch nicht denkt. Die *Sichselbstgleichheit* des reinen Bewusstseyns ist dem zerrissenen Bew. zwar an sich, aber noch nicht für es selbst. Es ist also nur die *unmittelbare* noch nicht in sich vollendete Erhebung, die des entgegengesetzten sich noch nicht bemächtigt hat — es flüchtet sich in jene reinere Welt, die es selbst noch nicht verwirklicht hat. Dies ist die auf dieser Stufe mögliche Weise der *Religion* (als Einkehr und Versammung in sich), nicht die Religion ganz an und für sich, sondern eine Form derselben, wie schon das unglückliche Bewusstseyn und der Glaube an die Unterwelt in der sittlichen Substanz gewesen. Es ist Glauben; aber da das reine Bewusstseyn annoch wesentlich an jenem Gegensatz der gebildeten Wirklichkeit sich entfremdet ist: so muß sich auch seine andere Seite hervorthun — die *reine Einsicht* nämlich als der sich im Selbstbewusstseyn zusammenfassende geistige Proceß, welcher das Bew. des Positiven, die Form der Gegenständigkeit sich gegenüber hat und sich dagegen richtet; ihr eigener Gegenstand ist das reine Ich. Der Glaube ist unmittelbar; sein Gegenstand *Wesen, reiner Gedanke*; sein reines Denken fixirt sich in der Vorstellung einer übersinnlichen Welt, indessen sich die Einsicht durch die Rückkehr des Inhalts in das Selbst von fremden Gegenständen erledigt. Glaube und Einsicht sind aber gemeinschaftlich die Rückkehr aus der Welt der Bildung. Wie der Glaube das ruhige reine Bewusstseyn des Geistes als des *Wesens*, ist die Einsicht das *Selbstbew.* desselben. — 2) Die *Aufklärung*. Ihr Wesen ist *reine Einsicht*, also ihre erste nothgedrungene Aufgabe: — *Kampf der Aufklärung mit dem Aberglauben*, welcher in dreyerley Gestalt, als Betrug der Priesterschaft, Dummheit des Volks und Despotismus der Herrscher erscheint, jedesmal als mit dem *fixirten, an und für sich undurchdringlichen* Inhalt coexistent. Die Aufklärung wendet sich an die ehrliche betrogene Masse, und sucht ihr begriffloses Bewusstseyn zur Einsicht zu bringen. Sie pflanzt also ihr eigenes Wesen unmittelbar im empfänglichen Stoffe fort, ansteckungsartig, unauslöschbar, wo sie Platz gegriffen, weil sie ins Mark des geistigen Wesens dringt; jedes Wehren dagegen verschlimmert die Sache des Betrugs und der Tyranney. Dieses stumme Fortweben des Geistes im einfachen Inneren seiner Substanz ist nur eine Seite der Realisirung der reinen Einsicht. Sie verwickelt sich auch

in Kampf und geht in ihrer Negativität zu weit, da sie ein *anderes* zu verleugnen meint und den wahren Inhalt, d. h. sich selbst verleugnet. Sie kämpft gegen den Glauben als vom Bewusstseyn hervorgebrachtes, und weiß nicht, daß dies eben seine Stärke ist, welche sie selbst erst gewinnen muß, um reine Einsicht zu werden. Dabey behauptet sie, der Glaube sey etwas ganz Fremdes, Untergeschobenes, dem aber das Bew. vertrauensvoll sich hingebe; nennt also fremd, was das Eigenste ist, und thut ganz thöricht. Daher sie auch den geistigen, anbetenden Glauben nie betasten mag, weil dieser der nahrhafte Boden der reinen Einsicht ist. Indem sie also sich Bestand und Inhalt erkämpfen will, dichtet sie dem Glauben an, er verehere Götzen, beruhe auf schlechtem Zeugniß, und verstoße durch Selbstmarter gegen alle Zweckmäßigkeit des Lebens. Wie muß demnach die Aufklärung dem reinen Glauben erscheinen? Nicht anders denn als Lug und Trug. 3) *Die absolute Freyheit und der Schrecken*. Vom Gegenstand ist jetzt nur noch ein leerer Schein vorhanden, der das Selbstbewusstseyn von dem Besitz trennt: — Es kommt weder zu Gesetzen und Einrichtungen der bewußten, noch zu Thaten und Werken der wolenden Freyheit: denn alle Gegenständlichkeit ist aufgehoben und die allgemeine Freyheit löst alles in sich auf und die Individualität ist durch Repräsentation und Vertretung um die Wirklichkeit betrogen, um die nämlich, nicht das Gesetz zu geben, sondern das allgemeine Werk zu vollbringen. So ist dann die absol. Freyheit negativ und kann kein pos. Werk oder That hervorbringen, „sie ist nur die Furie des Verschwindens.“ Ihr einzig Werk ist der Tod und zwar der kälteste ohne Erfüllung — kaltes Vernichten, Hinschwinden und Vergehen. Die Anschauung also dieses negativen Wesens des absoluten freyen Selbstbew. von sich selbst ist *Schrecken*, und wie sich die Fülle der Gegenständlichkeit aufgehoben hat, so vergehen auch Sinne und Denken. So wie sich das Selbstbewusstseyn von diesem *Schrecken* erholt, sieht es die Selbsterscheinung entweichen; nicht die jenseitige Nothwendigkeit der sittlichen Welt bindet; die absol. Freyheit geht aus ihrer sich selbst zerstörenden Wirklichkeit in ein anderes Land des C. *seiner selbst gewissen Geistes über, der Moralität*, wo das Selbstbew. über den Gegensatz des Bew. Meister wird, und die Gewisheit seiner selbst keine Zwecke mehr hat, sondern reines Wissen ist. — a) *Die moralische Weltanschauung*. Die Pflicht gilt als das Wesen, sie ist einwohnender Trieb und Ziel. Durch das Handeln soll das Reich der Pfl. immer mehr erweitert werden, und das Bew. der Moralität müßte zuletzt weg allen in der vollkommenen Einheit — sie müßte Instinct werden; diese Aufgabe ist also nur das Postulat der vollen Moralität — was hievon festzuhalten ist, ist die *reine* (ewige) Pflicht selbst, nicht die vielen Pflichten, welche die Sache ins Endlose ziehen, welcher unabsehbliche Schein dann zu dem Resultat der moral. Weltanschauung verleitet: „es gebe kein moralisch vollendetes Wirkliches, ja sogar kein

moralisch Wirkliches; jene Einheit also liege wohl jenseits dem Wirklichen — es giebt also moral. Selbstbew., aber nur in der Vorstellung, „und so wird geboren b) *die Verstellung*, in der die Harm. der Moral. und Wirkl. geleugnet und doch in der Handlung deren Gegenwart behauptet wird. Diesen falschen Schimmer verabscheut das moral. Bewusstseyn und kehrt in sich zurück, was Hr. H. in c) *das Gewissen; die schöne Seele; das Böse und seine Verzeihung*, weiter ausführt, um zu zeigen, daß erst das Gewissen das *An und für sich* des moral. Selbstbew. ist. Alles ringt zur Erscheinung

VII. *der Religion*, welche, wenn gleich in mancherley Formen z. B. des Übersinnlichen im Verhältniß zum Verstand, des sehnsuchtsvollen Schmerzens und Ringens zum Gegenständlichen und unvergänglich Gegenwärtigen im unglücklichen Bewusstseyn, woraus die Vernunft als Selbstbewusstseyn, das sich unmittelbar in der Gegenwart weiß, hervorging; ferner als Rel. der Unterwelt im sittlichen Bew.; als Glauben an den Himmel im Wunsch der Vereinigung des Selbst mit der Allgemeinheit, der aber in der Aufklärung unterging, welche nur ein leeres Jenseits hat u. s. w. bisher schon als das Bew. des absoluten Wesens erschienen, dennoch bis jetzt nicht das absolute Bew. an und für sich war. Der Vf. betrachtet nun die Religion als: a) *natürliche*, in welcher der Geist sich als seinen Gegenstand in natürlicher oder unmittelbarer Gestalt weiß; b) *künstliche*, oder als das Wissen des Geistes von sich in Gestalt der aufgehobenen Natürlichkeit oder des Selbst vermittelt des eigenen Hervorbringens des Bew. und der Anschauung dieses Hervorbringens; c) *offenbare*, welche die Einseitigkeit der beiden ersten aufhebend, das *An und für sich* des Geistes offenbaret. — die Einheit des Bew. und des Selbstbew. „Hier gelangt er demnach zu seiner *Gestalt*; aber das ist gerade noch die unüberwundene Seite, von der er in den *Begriff* übergehen muß, um die Form der Gegenständlichkeit in ihm ganz aufzulösen. Der Geist hat dann den Begriff seiner selbst erfaßt, und seine Gestalt, indem sie der Begriff ist, ist er selbst.“ Dieser wichtige *Abchnitt von der Religion* muß gelesen werden. — Vom ewigen Aufgang des Geistes, dem alles erfüllenden *Lichtwesen* beginnt der Verf.; betrachtet dann dessen Negatives die *Finsterniß* die Herrlichkeit des Geistes seinen Morgen, aber noch nicht sein Untergehen *in ihm selbst* — die *Lichtgeister* und die Geister der *Finsterniß* — diese älteste Naturreligion — dann den *Pantheismus*; die unschuldige *Religion der Pflanzen und Blumen*, und die schuldvolle *Thierreligion* — ferner den Geist, der den Gedanken seiner noch nicht erfaßt hat, als *Werkmeister* strenger Form des Unvergänglichen, zuerst instinctartig, dann mit Gewalt ringend zur Erkenntniß; anwendend die vorher göttlich verehrte Pflanzenwelt zur Hülle und Verzeierung; endlich auch die Thiergegestalt bildend und zuletzt überwindend in seiner Hervorbringung des Menschenbildnisses, das vom Lichtstrahl zum inneren Erklingen gebracht in manchen abentheuerlichen und ungeheuren Vermischun-

gen und Verfachen erst in räthselhaften Worten spricht, dann aber immer mehr der Kunst begehrt und aufgenommen wird und durchgebildet vom künstlerischen, sittlichen und wahren Geist, der nur in einem freyen (und *recht menschlich aufgerichteten*) Volke sich an Tag legen konnte. Die Ansicht des Vfs. von der Entwicklung der Götterwelt dem Sichgleichfinden des künstlerischen Geistes mit diesem seinem Werk, dem Erheben über dasselbe, dem Wesen der Orakel, des Cultus, der Reinigungen, der Opfer; ihrer Heimkehr zu dem Opfernden und der Opferung des Wesens selbst im Geheimniß des Brods und Weins und der Entdeckung des Lichtwesens in den Mysterien höherer Weihe; endlich der Feyer des Menschen in geheiligtem Spiel und Bewegung u. s. w. ist tief gefaßt, wenn sie gleich noch tiefer, und wir möchten sagen, comparativ physiologisch in der Folge sich darstellen lassen mag. Hr. H. zeigt ferner, wie durch die Rel. der Kunst der Geist aus der Form der Substanz in die des Subjects getreten ist und in der Menschwerdung Gottes die Rel. offenbar wird, und zwar in der vollkommenen das ganze Subject durchdringenden M. W. des göttlichen Wesens, wie diese gänzliche Entäußerung der Substanz vom unglücklichen Selbstbewußtseyn am tiefsten erfährt und am freudigsten vernommen wird unter allen, die darauf harren; wie die Schwärmerey für andere Momente sich annoch hiegegen setze, der Glaube aber den leibhaftigen und wirklichen Gott im Menschen sehe, also der sinnlichen Gewissheit genug geschehe wie der geistigen und die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens angeschaut werde, was eben der Inhalt der absoluten Religion ist; wie Gott so allein als Geist da ist, und die Hoffnungen der vorhergehenden Welt sich alle dahin

drängten; wie bey jener Entäußerung der Substanz in dem Mittelpunct des unglücklichen Selbstbew. Gott als gestorben angesehen, also in Wahrheit alle Abstraction des göttlichen Wesens dem Tod überliefert worden; wie dieser Tod eben die Rückkehr, des Bew. in die Tiefe der Nacht des Ich = Ich, das innerste sich einfach Wissen und die reine *Subjectivität* die reine Gewissheit seiner selbst sey; wie dieses Wissen begeistere, die durch die Auferstehung des Gottmenschen begonnene Veröhnung des für sich Seyns im eigenen Selbst zu vollführen, und so durch die ewige Liebe im Thun und Wissen den Menschen auferstehen und verklären zu machen u. s. w. So ist also der Geist *sich selbst* wissender Geist; er weiß sich, das, was ihm Gegenstand ist, ist; er ist *wirklicher Geist*; aber er muß auch der sich in *Geistesgestalt* (Religiosität) wissende Geist oder das *begreifende Wissen* seyn. Dadurch wird dasjenige zum Element des Daseyns oder zur Form der Gegenständlichkeit für das Bew., was das Wesen selbst ist, nämlich der Begriff.

Ob wir Hn. H. durchaus verstanden haben, überlassen wir ihm selbst zur Beurtheilung; uns selbst haben wir verstanden, *dies* aber ist gerade des Vfs. tiefste Absicht bey seinem Werk. Was aber die Manier des Vfs. anlangt, so haben wir dabey oft die Art der Nothwendigkeit vermisst, welche uns bey Betrachtung eines jeden Momentes ansprechen muß. Diese seine Manier ist oft hart, trocken und schwerer als der Gegenstand zu überwinden; nicht selten auch, was bey dem Beginn einer solchen Arbeit wohl begreiflich ist, um den Gegenstand unsicher sich bewegend und ängstlich zaudernd, bis sie endlich ihn sicher trifft. Die Frucht ist köstlich genug: die Hülfen fallen bey der Reife von selbst ab. K. I. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. *Manheim u. Heidelberg, b. Schwan und Götz: Abhandlung über die Construction des Wissens, von Carl Peter John. 1806. 88 S. 8. (10 Gr.)* Das dieser Abhandlung Eigenthümliche ist ein Gebrauch der Schelling'schen Philosophie zur Darstellung des Zwecks und des Wesens der christlichen Religion. Da eine Prüfung der Behauptungen des Vfs. hier keinen Platz finden kann: so wird Rec. bloß folgende Ansichten desselben mittheilen. „Gott ist dreyeinig, sagt der Vf., d. h. Gott ist in der Einheit Drey und in der Dreyheit Eins. Denn ist Gott: so ist er nur dadurch, daß er ein Wissen und ein Seyn (Ideales und Reales) in sich faßt. Aber da er derselbe Gott ist, der weiß und der ist: so ist damit keine Verschiedenheit, sondern nur eine unendliche ewige Einheit (Identität) gesetzt. Ewig sendet der ewige Vater den ewigen Sohn und den ewigen Geist, und ewig nimmt er sie zurück in sich. Schon fruhe leitete ein glücklicher Instinct die Menschen, diese heilige und einzige Lehre aufzufassen. — Das Urseyn, stets sich selbst Gleiche, von keiner Differenz Beflechte, in dem Alles verschwindet, und in verkürzter Gestalt nur aus ihm hervorgeht, dieses Ewige, das in der Einheit Allheit, und in der Allheit Einheit ist, ist die Vernunft. Sie ist das Wort, das im Anfang war, und bey Gott war, und ohne das nichts gemacht ist, was gemacht ist, der ewige Gedanke Gottes, der in die Welt spricht, so wie diese selbst

nichts als das Fleisch gewordene Wort Gottes ist. — Es kann im Christenthum nur zwey symbolische Handlungen geben. Da in denselben das Unendliche sich in der Form der Kirche faßt: so kann diese nur auf folgende Art symbolisch abgebildet werden. Die Kirche ist dasjenige, in dem das Unendliche endlich, und das Endliche unendlich dargestellt ist. Es lassen sich also in ihr die beiden Seiten, einmal die Aufnahme des Unendlichen ins Endliche, und dann die Zurückbildung des Endlichen ins Unendliche unterscheiden. Dort senkt sich das Göttliche ins Irdische ein, hier schwindet das Einzelne ins Allgemeine zurück. Jenes, in einer symbolischen Handlung abgebildet, ist die Taufe (Ausgießung, Empfang, in sich Aufnahme des heil. Geistes); dieses das Abendmahl (die Verbindung des Gläubigen mit Christus im Genuß des Brods und Weins). — Im Christenthum nichts als Moral finden zu wollen, ist eine ganz verkehrte Ansicht desselben. — Ueber Christus und dem Geist schwebt in lauterem Äther der Identität der Vater. In der Einheit Drey, und in der Dreyheit Eins, strahlt ihre stille Majestät in reiner Göttlichkeit, Himmel und Erde, Leben und Tod ewig vereinend. In Erleuchtung, Gnade und Heiligung spricht sie sich aus, und in Glaube, Liebe und Hoffnung faßt sie das Gemüth, und so ist jetzt köndlich groß das gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbart im Fleisch, aufgenommen in die Menschlichkeit. Za.

Druckfehler. In der Recension der Seidensticker'schen *Einleitung in den Code Napoléon* No. 29. S. 228 ist durch ein Versehen des Setzers die letzte Zeile: *geramte Zeit nach Hadrian's Tode fortgedauert ha-*, welche zu der Spalte S. 229 gehört, auf die vorhergehende Spalte gekommen, wo vielmehr zu gelesen werden muß: Kein Freund der Nation, kein Weiser im Volk, welcher Erfahrung und Geschichte zu Rathe zieht, kann u. s. w. Auch muß man S. 228. Z. 14 v. u. *aus unablösliche Bilden* lesen: *unablässige*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 F E B R U A R , 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT UND LEIPZIG: *Vergleichende Schilderung der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten.* 1808. IV und 250 S. 8. (20 Gr.).

Da die Staaten für eine Art von Maschinen ausgegeben werden, und es oft leider auch wirklich sind: so ist zu verwundern, daß nicht längst schon ein Nürnberger auf den Gedanken gekommen ist, eine Reihe von Staatsmaschinen, wie wir sie in Europa knarren und schreyen hören, in Kork oder Wachs zu modelliren, und an einer Sammlung von Modellen die Staatsorganisations-Lehre, mit einem feinen Stäbchen in der Hand, zu demonstrieren, wie der Astronom oder Geograph seine Wissenschaft am Himmels- oder Erd-Globus für Geist, Auge und Hand zu demonstrieren pflegt. Was man cubisch sieht, sieht man am besten; man hat auch hinlängliche Ursache es zu sehen, weil man sonst Gefahr läuft, sich die Augen daran auszuklopfen, und so vom Nichtsehen blind zu werden, wie Andere es vom Sehen geworden sind. Der Künstler dürfte aber bey dem Bau und der Structur der einzelnen Staaten nicht stehen bleiben, sondern er müßte, so viel möglich, auch den allgemeinen Organismus in dem großen Ganzen der europäischen Föderation darzustellen suchen. Zu dem Ende dient folgender Vorschlag: es wird ein Wasserrad von einem riesenmäßigen Umfange verfertigt; auf das Rad ergießen sich, um es in den gehörigen Umschwung zu bringen, reiche Hülfquellen, aus der Nähe und Ferne, in geheimen und offenen Kanälen, durch Saug- und Druck-Werke herbeygezogen; von des Rades Kurbel wird ein Gestänge in Bewegung gesetzt, welches durch ganz Europa, und durch eine lange Reihe seiner Staaten, wie durch einen Zug von Gruben oder Zechen, schiebt.

Einstweilen kann das vorliegende Buch die Stelle eines solchen Kunstcabinetts auf das Beste vertreten. Der ungenannte Vf., der einen nicht engen Erfahrungskreis gehabt zu haben scheint, und seinen Gegenstand vollkommen beherrscht, liefert eine vergleichende Beschreibung der vorzüglichsten Staatsverwaltungs-Organisationen in Europa. An der Spitze steht die Idee einer guten Organisation, vorzüglich nach Schözer und Rehberg ausgeführt. Daran schließen sich die mancherley Gebilde der Wirklichkeit in Frankreich, Westphalen, Preußen, und wie
J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

die Staaten in der Ordnung, je nachdem sie mehr oder weniger noch in dem alten Uhrwerke ihrer Geschichte, oder in irgend einem neuen Systeme gehen, weiter auf einander folgen mögen. Aufser den drey eben angegebenen Staaten sind mit in die Parallele gezogen worden: Berg, Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen und Oesterreich. Hin und wieder ist auch von erloschenen Lichtern die Rede, z. B. von Hessencassel. Am ungernsten vermißt Rec. in dieser Gesellschaft das Königreich Italien. Dieses ist der Staat, wo man zuerst eine Revolution von oben sah, nachdem in Frankreich die Revolution von unten auf zum Ziele gelangt war, und wo man daher zuerst für gut fand, das französische Muster auf dem Grunde jenes Unterschiedes, dessen Wichtigkeit dem Scharfblicke Napoleons nicht entgehen konnte, in mehreren bedeutenden Punkten bey der Nachahmung zu verlassen. Bey den übrigen Staaten, in welchen die Revolution gleichfalls von oben kam, oder die durch eine Revolution von oben entstanden, war es sicherlich wohl gethan, sie in solchen Dingen, auf welche jener Unterschied Einfluß hat, mehr nach dem Muster von Italien als von Frankreich einzurichten. Dadurch bildete sich eine zahlreiche Classe von Staaten, zu welchen auch das Königreich Westphalen gehört, die in mancher Hinsicht nicht unmittelbare, sondern nur mittelbare Abdrücke von Frankreich sind, und zu einem nicht unbeträchtlichen Theile aus Italien erläutert werden müssen. Die Genesiss ist dann von dem Originale aus durch die Reihe der Copieen folgende: Idee — Frankreich — Italien — Westphalen.

Seinen Hauptzweck setzt der Vf. in Beschreibung, die er, seiner eigenen Angabe nach, genommen hat aus den französischen Gesetzbüchern, mehreren französischen Zeitschriften und älteren Schriften über die französische Staatsverwaltung, *Fleurbaey's Code administratif*, dem *Almanach Impérial*, deutschen Staatskalendern, Regierungsblättern, Gesetzsammlungen. Man suche daher bey dem Vf. nicht Erfahrungen und Urtheile über die Erfolge neuer Verwaltungseinrichtungen dieses oder jenes Staats, nicht Entwicklung der Regierungsgrundsätze, sondern nur Schilderung der Organisation, nur Darstellung des Systems der Staatsverwaltung in ihren äußeren Formen.

Gleichwohl ist der Vf. bey weitem nicht bloß Referent. Nicht selten hat er seinen Beschreibungen durch gute Bemerkungen über folgende Fragen einen pragmatischen Gehalt gegeben: welches sind die Gründe der Organisations-Veränderlichkeit der Staat-

M m

ten, sowohl in ihren Verhältnissen zu einander, als auch in ihrem gemeinschaftlichen Verhältnisse zur Idee? Wie groß ist der Abstand dessen, was hie oder da zu geschehen pflegt, von der Idee? Welche Vortheile oder Nachtheile gewährt die eine oder andere Einrichtung? Welche insonderheit das in Frankreich auch in der Staatsadministration durchgeführte Einheitsystem? Wie verhält es sich mit der Möglichkeit oder Rathsamkeit eines Überganges aus bisherigen Zuständen in neue? Warum war und ist es auch hier so schwer, sich in der Praxis dem Ideegerechten zu nähern, und worauf beruhte die auch hier so lange geübte Kunst, das Licht im Dunkeln nicht zu sehen, ob man gleich nicht blind ist?

Bey der oft nur leisen Berührung dieser Fragen geht die Haupttendenz des Vfs. dahin, das jetzige französische Verwaltungssystem als dasjenige, welches der Natur der Sache und den Anforderungen der Idee am meisten Genüge leiste, auszuzeichnen, ohne jedoch die schwachen Seiten dieses Systems zu übersehen, oder die Schwierigkeiten, die der Nachahmungslustige zu überwinden hat, zu verstecken; dergleichen ohne die deutschen Fürsten zu tadeln, daß sie bisher nicht eifriger auf Neuerungen dachten, da ihre Völker den Glanz eines harmonischen Verwaltungssystems nicht vermißten, und in dem alten, mit Aufsätzen und Nebengebäuden erweiterten, wenn gleich nicht verschönerten Staatsgebäude sich wohl befanden. „Der Zweck dieser Schilderung (bemerkt der Vf. selbst) ist: das Publicum mit dem Geiste des Systems der französischen Staatsverwaltung näher bekannt zu machen, und denselben durch Vergleichung mit dem Einheimischen kräftiger herauszuheben; für Kenner Materialien zur leichteren Übersicht und Beurtheilung zusammenzustellen; bey Laien dem ungünstigen Eindruck schwer zu vermittelnder Nationalvorurtheile entgegen zu arbeiten; das Gute oder Böse, es sey vaterländisch oder fremd, gleich wahr und einfach darzustellen.“

Am französischen Systeme lobt der Vf. insonderheit: es entspreche in seinen ersten Grundzügen dem Zwecke der Vereinfachung, Übereinstimmung und Unterordnung unter einen Centralpunct völlig; die Hierarchie der Verwaltungsbehörden sey einfach und folgerecht; sie erleichtere die Übersicht des Ganzen und die allgemeine Aufsicht; sie beschleunige den Geschäftsgang und die Ausführung; sie concentrirte in der obersten Leitung alles; sie verbinde gewissermaßen das herrschende Einheitsystem mit dem Collegialsystem. Auf der anderen Seite aber findet es der Vf. bedenklich, daß jene Hierarchie den höchsten Grad des Vertrauens und Glaubens an die Berichte des Einzelnen, auf dessen Einsicht, Fleiß und Redlichkeit man sich in allen Localbeziehungen ganz verlassen müsse, voraussetze; daß durch die Concentrirung in der obersten Leitung gerade da ein übermäßiger Geschäftszudrang bewirkt werde, wo die Einfachheit am nothwendigsten sey; daß endlich die ganze Einrichtung nur auf die höchste Vollkommenheit der obersten Leitung, auf eine unermüdete Thätigkeit,

auf stets gleiche Kraft, auf immer wirksamen Nachdruck von oben, *folglich auf die Person des außerordentlichen Regenten, der sich diese Formen und Werkzeuge geschaffen hat*, berechnet seyn könne.

Warum aber soll sich der Ritters seine Rüstung nicht so stark und schwer wählen, als er sie selbst zu tragen vermag, mehr in der Hoffnung, daß seine Nachkommen in selbige hineinwachsen, als mit der Furcht, daß sie darunter erliegen werden? Haben wir die Waffen unserer Vorfahren, die wir in den Rüstkammern zu unserer Beschämung hängen sehen, schon darum getadelt, weil wir jetzt zu schwach sind, sie zu handhaben? Es würde schlecht um die Menschheit stehen, wenn ihre Heroen es vorziehen wollten, sich zu den folgenden Geschlechtern herabzulassen, statt sie zu sich heraufzuheben; oder wenn solche Revolutionen, wie die französische, keine anderen und höheren Entschlüsse zum Resultate haben sollten, als daß man sich in den alten und ausgefahrenen Geleisen fortschleppen, und es für zu unbequem oder zu gewagt halten wolle, neue Bahnen, die man als die richtigeren entdeckt zu haben glaubt, zu versuchen. Napoleon hat bey seinen Schröpfungen an seine Nachkommen gedacht, aber nicht mit der Voraussetzung, seine Nachfolger möchten nicht groß genug seyn, das wenigstens zu erhalten, was er selbst nicht schaffen und einrichten konnte, ohne ungleich größer zu seyn. „*Jespère (sagte Napoleon zum Senate bey Stiftung der erblichen Kaiserwürde) que la France ne se repentira jamais des honneurs, dont elle environnera ma famille. Dans tous les cas, mon esprit n'est pas plus avec ma postérité, le jour où elle cesseroit de mériter l'amour et la confiance de la grande nation.*“ Bey einer anderen Gelegenheit: „*Mes descendants conserveront long-tems ce trône. Dans les camps, ils seront les premiers soldats de l'armée, sacrifiant leur vie pour la défense de leur pays. Magistrats, ils ne perdront jamais de vue, que le mépris des lois et l'ébranlement de l'ordre social ne sont que le résultat de la faiblesse et de l'incertitude des princes.*“ Bey einer dritten Gelegenheit: „*Si quel qu'un de ma race devant me succéder, oublioit le serment, que j'ai prêté, et que, trompé par l'inspiration d'une fausse conscience, il vint à le violer, je le voue ici à l'animadversion publique, et je vous (le Sénat) autorise à lui donner le nom de Néron.*“

Die vom Vf. gewählte Methode ist für seinen Zweck gewiß die richtige. Er hält das Französische gegen das Ideegerechte, und das Ubrige gegen das Französische. Frankreich steht in der Vergleichung in der Mitte und ist, schon dieser Stelle nach, der vorzüglichste Gegenstand des Buches. Die Hauptabschnitte in der vergleichenden Darstellung sind aber nicht nach den Staaten, sondern zuerst nach den *Ämtern* und *Einrichtungen*, die zur Ausübung der Rechte der höchsten Gewalt in einem Staate zu treffen sind, und sodann nach den *Hauptgegenständen* der Staatsverwaltung gemacht worden. Unter einem jeden Hauptabschnitte ist dasjenige, was jeder Staat nach seinem Verwaltungssysteme dafür aufzuweisen

hat, vergleichend zusammengestellt. Man findet folglich in diesem Buche ein *System* mehrerer wirklich vorhandener interessanter Staatsverwaltungen, aus dem Gesichtspuncte einer allgemeinen Theorie der Staatsorganisation, mit besonderer Hervorhebung der französischen Staatsverwaltung, bearbeitet. Nächste Frankreich sind vorzüglich die Königreiche Westphalen und Preussen berücksichtigt worden. Über die preussische Monarchie fällt der Vf. das allgemeine Urtheil: „sie hat durch ihr Beyspiel auf die Verwaltungssysteme der meisten deutschen Staaten mächtig gewirkt, und wenn man nicht leugnen kann, daß sie durch Ordnung und Zusammenhang in ihren Einrichtungen vor anderen sich auszeichnete: so wird man auch einräumen müssen, daß sie nicht nachtheilig gewirkt hat; wäre es auch nur in der Hinsicht, daß durch ihr Beyspiel manche Regierung aus einer allzugemächlichen Ruhe geweckt wurde.“

Daß ein solches Werk, insonderheit in unseren Tagen, von sehr großem und vielfachem, sowohl theoretischen als praktischen, Nutzen sey, liegt am Tage. Der Lehrer der Politik wird sich freuen, in gegenwärtiger Schrift eine Beyspielsammlung für seinen politischen Curfus zu haben. Mehr noch wird die Schrift außer der Schule willkommen seyn. Die Vergleichung verschiedener Systeme der Staatsverwaltung ist für Jeden, der auf die neue Einrichtung des Staatsdienstes Einfluß haben kann, ohnehin Pflicht. Sie kann aber auch denjenigen dienlich werden, welche das Schicksal bloß dazu bestimmt hat, die Folgen der gewählten Maaßregeln zu empfinden. Je weniger die eigentliche Beschaffenheit und die Gründe neuer Einrichtungen gekannt und begriffen werden, desto leichter werden sie mit Mißtrauen und selbst mit Unzufriedenheit aufgenommen. „Entspricht die Organisation des französischen Reichs den Forderungen der höchsten Zweckmäßigkeit für einen gegebenen Staat, warum sollte dieser sie nicht ganz oder in ihren vorzüglichsten Theilen zum Muster nehmen? Enthält sie die Lösung eines der schwierigsten Probleme: so ist sie mit Recht der Gegenstand der Bewunderung aller Nationen, und gehört in so fern ihnen allen an.“

Wir möchten jedoch hiebey noch nicht stehen bleiben. Die Vergleichung kann auch als eines der vorzüglichsten Hülfsmittel gelten, den Geist der neuen französischen Civillegislation aufzufassen, welche so innig mit der Verfassung und Verwaltung des Reichs zusammenhängt. Noch mehr; sie hilft nicht bloß den C. N. besser verstehen, sondern kann auch den Anschlag in der wichtigen Debatte für und wider die Annahme dieses Codex in Deutschland geben. Denn wenn hier oder dort in Deutschland die Staatsverwaltung gegen die neue französische weit zurück stehen sollte, was gilt alsdann noch das Hauptargument, womit man dem C. N. in den Weg zu treten sucht, daß dieser Codex nicht wohl anders, als in Verbindung mit mehreren französischen Staatseinrichtungen, gegen welche ein guter Patriot die vaterländischen nicht zurücksetzen könne, unter uns aufge-

nommen werden könne? Dann wird vielmehr der C. N. für Deutschland zu einer Arznei, die nicht bloß das Uebel hebt, wogegen sie gebraucht wird, sondern nebenher auch mehrere andere Hauptübel anregt und dadurch eine indirecte Veranlassung zur Gründung eines ganz neuen Gesundheitszustandes wird. Die Kur aber darf nicht gescheut werden; denn sie ist in den besten Händen, indem sie unter uns nicht in den Händen des Volks, sondern gut berathener Regenten ist. Zum größten Glück der Menschheit hat nur Frankreich allein seine Revolution von unten gemacht, und hat hierauf seinen Platz so genommen, daß es die übrigen Staaten nunmehr die ibrige von oben herab machen lassen will. Wer der Sache diese Wendung zu geben vermocht hat, der verdient unter den ersten Wohlthätern der Menschheit genannt zu werden.

Vielleicht läßt sich die Vergleichung, wie man sie im vorliegenden Werke durch Frankreich zwischen dem Ideegerechten und dem Zufälligen angestellt findet, auch dazu mit benutzen, um mit Hülfe derselben einige Schritte weiter in die noch etwas verschleierte Zukunft des deutschen Vaterlandes zu blicken. In Frankreich zeigt sich das vollendeteste Einheitsystem: in Deutschland hingegen zeigt sich von diesem Systeme noch wenig oder gar nichts. Wird der große Mann, welcher jenes System für Frankreich organisiert hat, wird der das unter seiner Protection stehende Deutschland uneinig und getheilt bleiben lassen? Freylich kann der Gedanke aufsteigen, ob nicht Frankreich fürchten müsse, in eben dem Grade an specifischem Gewichte zu verlieren; in welchem es die Wohlthat oder Wirksamkeit jenes Einheitsystems weiter verbreiten hilft. Allein ein so engherziger und übel berechneter Patriotismus kommt schwerlich einem Kaiser in den Sinn, der bey allem, was er bisher angelegt und eingerichtet hat, von dem Princip ausgegangen zu seyn scheint, daß Frankreich nur in der Gesellschaft vieler gleich cultivirter und gleich blühender Staaten das bezielte Glück erreichen könne; ein solcher Patriotismus läßt sich nicht bey einem Weltreformer suchen, der bey dem europäischen Ganzen nicht stärker an seine Nation denken kann, als er bey seiner Nation an sich selbst denkt. Die Erhabenheit des Geistes verlangt einen Umkreis, der im Verhältniß zu ihr steht, und die Sonne scheint nur darum so weit und breit, weil sie so hoch steht.

So nützlich aber das Buch auf der einen Seite ist: so kann es doch allerdings auf der anderen auch wieder schaden. Denn es beschäftigt sich mit einer Maschinerie, folglich mit einer Sache, die so leicht, vorzüglich in unseren Tagen, dadurch verderblich wird, daß man über der Künstlichkeit und Schönheit die mechanischen Werkzeuge vergißt, wie in jeder Maschine das Getriebe nicht die Hauptsache ist, sondern die Kraft, welche darin wirkt. Wer sich mit der politischen Organologie befaßt, kann nicht oft genug, sowohl sich selbst, als Anderen, folgendes Sprüchlein wiederholen:

Der Geist ist's nicht allein, wodurch die Welt
Sich fest in ihren Angeln hält;
Es treiben der Materien gar viel
In Zeit und Raum mit ihm sein Spiel,
Und, obwohl ungern, muß er sich dazu verstein,
In Körpern, wie die Kraft im Räderwerk, zu gehn.
Doch ist und bleibt das Kunstwerk dieser Welt
Im Grund des Geistes aufgestellt.

Man erwäge ferner, daß die Cultivirung der Lehre von den Instrumenten schon manchen Operateur verführt hat, eine unnöthige oder wohl gar mißbräuchliche Anwendung von den Instrumenten, mit gänzlicher Verkennung des Zwecks, wozu sie da sind, zu machen. Der Zweck läuft oft Gefahr, durch die Leichtigkeit und Geschmeidigkeit der Mittel zu leiden, und es kann dem Staat gehen, wie Peter dem Großen, welcher wohl nur deswegen so gern Zähne auszog, weil es ihm so leicht ward, oder weil er einen so vortrefflichen Pelikan hatte, so daß der kaiserliche Dentist am Ende mehr an seinen Pelikan dachte, als an das Recht seiner Unterthanen auf Erhaltung ihrer Zähne. Der Staat vergift gern, daß organisierten und organisiert werden zwey ganz verschiedene Dinge sind. Je mehr er die Kräftigkeit seiner Hebel, die Leichtigkeit seiner Saug- und Druck-Werke, die Schärfe seiner Scheren, womit er unter dem Namen von Schlagbäumen an allem, was kommt oder geht, schneidet, kennt und kennen gelernt hat: desto größer ist die Verführung für ihn, zu oft und zu viel, zur un rechten Zeit und am un rechten Orte, zu heben, zu saugen, zu drücken, zu schneiden. Soll man aber darum die Messer nicht scharf machen, weil sie schneiden können?

Daraus wollen wir übrigens dem Vf. keinen Vorwurf machen, daß er, wie die meisten, welche sich damit beschäftigen, Frankreichs rechtlich-politische Einrichtungen den Deutschen zur Nachahmung zu empfehlen, zu bemerken vergessen hat, von welchem tief liegenden Punkte die Nachahmung billig ihren Anfang nehmen müsse, wenn sie mit einem vollständigen Erfolge begleitet seyn solle. Diesen Endpunkt — wir meinen das Repräsentativ-System — verliert man, wenn es auf das Nachahmen ankommt, sowohl in als außer Deutschland gern aus den Augen.

Es mag daher wahr seyn, daß das Repräsentativ-System die Hauptgrundlage ist, worauf in Frankreich der neue Zustand der Dinge beruht; daß wir in Deutschland, wenn wir uns daselbst der Erschütterung nicht aussetzen wollen, die mit wirklicher, nicht bloß scheinbarer Einführung dieses Systems nothwendig verbunden seyn muß, nur fortfahren, wie eifrig wir immer das deutsche Handwerk der Nachahmung treiben mögen, neue Flecken auf das alte Kleid zu setzen, und daß es am Ende Frankreich ganz allein ist, welches einen ganz neuen Rock trägt, der in der Revolution gemacht ward; daß alsdann

selbst der Codex Napoleon in Deutschland nichts weiter ist, als ein solcher neu aufgeflickter Lappen, nur mit dem Unterschiede, daß er von einer ganz eigenen Größe ist, sich auch unter allen übrigen Lappen schon um deswillen am leichtesten entschuldigen läßt, weil die Blöße, die er bedecken soll, kaum unanständiger gedacht werden kann; daß das, was in Frankreich durch das Repräsentativ-System Gemüthsbewegung ist, in Deutschland ohne dieses System zu einer Grimasse und Gesichterschniderei wird.

Dennoch brauchte sich der Vf. durch das alles nicht bewegen zu lassen, bey seiner Vergleichung bis auf jenen Endpunkt zurück zu gehen. Denn da, wie der Vf. richtig bemerkt, in Deutschland die Revolution von oben herab gekommen ist und zum Theil noch kommen soll: so wird man unter uns wohl nicht leicht mit dem Bau bis an das Repräsentativ-System, da dieses im Grunde liegt, kommen; sondern man wird mit allerley flacheren Anstalten, als Surrogaten, gern vorlieb nehmen.

Wenn nur am Ende nicht auch sogar noch selbst die Surrogate in Deutschland unterbleiben. Geschähe dieses: dann ließe sich freylich nicht absehen, wohin man die Sachen, die man aus Frankreich zu übertragen im Begriff ist, anders stellen will, als in die Luft. Man würde dann in Deutschland Gäste bekommen, ohne Stühle zu haben, auf welchen man sie bitten könnte, Platz zu nehmen.

In Deutschland, wie in den übrigen europäischen Staaten, lag vormals das Lehnssystem zum Grunde, also das System des Grundeigenthums. Die Staatsverfassung beruhte in einer Kette von Eigenthums-Modificationen, welche den Bauer an den Kaiser knüpfte. Dieses System ist in Deutschland längst unkräftig geworden, und ist, nachdem es durch den Umsturz des deutschen Reichs seine Auflösung im Großen erhalten hat, in ein bloßes Rentensystem übergegangen. Wo es sonst um Person und Freyheit, um Vaterland und Eigenthum galt, da wird jetzt nur noch mit kleinem Gelde geklappt. In Frankreich ist das Repräsentativ-System in die Stelle des Feudalismus getreten; und darauf ruht dort der neue Rechtszustand, von der Constitutions-Urkunde und den organischen Senatusconsulten an bis zu dem ersten besten Artikel des Codex Napoleon. Was ist aber in Deutschland in die Stelle getreten? Bis jetzt oft noch gar kein System. Denn das Souveränitäts-System, so lange es nicht in verfassungsmäßigen Institutionen fixirt wird, oder sich nicht wenigstens selbst darin fixirt, gilt für gar nichts, und ist negativer Art; man hat darin eine Null für eine Zahl. Es ist die politische *Tabularasa*. Das Recht der äußeren Willkühr giebt keinen Grund ab, worauf sich etwas Menschliches, Vernünftiges, Rechtliches bauen läßt.

— r.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte.* Für den ersten Unterricht in der Geschichte; besonders für Bürger- und Land-

schulen, von G. G. Bredow. 4te aufs neue durchgesehene Aufl. 1808. VI u. 122 S. 8. (4 Gr.) S. Recens. der 3. Aufl. 1807 in No. 126.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 F E B R U A R , 1 8 0 9 .

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) LEIPZIG, b. Kummer: *Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen von August von Kotzebue*. 1805. IItes Bändch. 482 S. 1806. IIItes Bändch. 332 S. IVtes Bändch. 338 S. kl. 8. (5 Rthlr. 6 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Niemann: *Gesammelte Erzählungen von A. E. Eberhard*. IIItes Bändch. 1806. 302 S. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Beide Sammlungen sind besonders in Rücksicht dessen merkwürdig, was unter uns als moralische, geistreiche Erzählung gelten darf. Wenn man ihnen etwa alle romantische Sitte erlassen wollte, die auf dem Boden unserer Gegenwart nur durch einen hohen Grad von Erfindung Haltung gewinnen kann, ja auch sonst Manches, wodurch sich dergleichen Erzählungen oder Novellen zu wahrhaft gebildeten Werken erheben, den Witz z. B., oder dichterische Gestaltung eines tiefen Gefühls: so scheint doch nicht unbillig zu behagen, daß sie mit einiger Sorgfalt und Eleganz, mit etwas Geist und Kenntniß der feineren Welt und in einer gefälligen Sprache geschrieben wären, zumal wenn sie von einem Schriftsteller herrühren, welcher mit solchen Ansprüchen seinem Publicum auch in dieser Gestalt recht oft unter die Augen tritt, und über den fruchtbaren Cramer doch weit weg zu seyn glaubt. Was aber an denen des Mn. v. Kotzebue vorzüglich auffällt, ist eine ganz eigene specifische Unsauberkeit und Geschmacklosigkeit der Darstellung, welche, alle Lockerheit des Inhalts ihm übrigens zugegeben, jedem reinern Sinn sogar die erste flüchtige Lectüre beschwerlich machen müssen. Denn zu einer Sudeley aller möglichen Manieren unter einander, von denen der Vf. sich vorstellt, daß sie seiner Leichtigkeit zu Gebot steht, gesellt sich noch ein solches Treiben und Jagen der Schreibart, daß, um es so sinnlich auszudrücken, wie man es wirklich empfindet, er jene alle vorgespannt zu haben scheint, und mit ihnen über Stock und Stein dahin sprengt. Bald geht er dem Voltaire nach, ein andermal ist er August la Fontainisch, bald auf diese, bald auf jene Weise empfindsam und witzig, auf seine eigene immer undeutlich dazwischen, wie er denn von dem Büchlein *Ich an und seit der gefährlichen Wette* noch nicht gelernt hat, Spass und Schmutz zu unterscheiden. Wir wollen zum Einzelnen übergehn. Des Pfarrers Tochter aus dem ersten Bändchen wird hier in einem zwey-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

ten Buch beendigt. Wegen des ersten müssen wir auf die Anzeige in No. 82. 1806. dieser A. L. Z. zurückweisen. Man verließ sie dort am Wendepunct, und der Vf. hebt mit folgender Wendung wiederum an: „Die meisten Menschen kitzeln sich mit der Einbildung, sie hätten Grundsätze, könnten vernünftig überlegen, wohl gar Entschlüsse fassen, wie sie heute über eine Sache dächten, würden sie auch morgen darüber denken, und was dergleichen Großthuereyen mehr sind.“ Nachdem er einige Seiten so fort discurt hat, eröffnet er, daß Charlottens erster Gedanke bey dem Erwachen die — *Maskerade* war. Hieran knüpft sich nun eine, mit allen bekannten, sehr handgreiflichen, Handgriffen durchgeführte, Verführungsgeschichte. Der Fürst des Landes, der gehörig wollüstig, gefühllos und gemein ist, begehrt Charlotten. „Graf Schmieg, ein verlehter Wollüstling, seit mehreren Jahren des Fürsten Unterhändler an Amors Hofe, und folglich sein Liebling, des Landes Fluch und der Unterthanen Abscheu,“ nebst dessen Gemahlin, suchen sie zu verstricken; der Mann wird auf Commission geschickt, die Frau vom Graf Schmieg in's Haus genommen; man läßt sie Wohlthaten und gute Handlungen bey dem Fürsten auswirken, schmeichelt ihr, daß sie die Leibeigenschaft werde aufheben können. — die Briefe beider Gatten werden untergeschlagen, faische geschmiedet; endlich wird noch das Mittel gebraucht, Charlottens Vater wegen ketzerischer Predigten dahin zu verurtheilen, daß er seines Amtes entsetzt, und ihm Mantel und Kragen abgerissen werden soll: „Erbarmen! Fürst! schluchzte Charlotte mit kaum noch vernehmlicher Stimme. Da lag er wieder vor ihren Knien, flehte selbst um Erbarmen, umfasste den schlanken Leib, drückte wüthende Küsse auf ihre Arme, ihren halb entblößten Busen — die Besinnung verließ sie — bewusstlos sank sie zurück — und als sie erwachte — war sie allein — das Urtheil lag zerrissen zu ihren Füßen.“ Das ist nun eine von den schonenden Darstellungen des Vfs., in denen er sich wohlgefällt, ohne hier die Infamie zu sünden, die darin liegt, daß Charlotte eben in einem solchen Augenblick ihre Sinne überraschen läßt und das Bewußtseyn verliert. — Nachdem hierauf die Verzeihung eingetreten ist, dann ihr Mann sie durch neue Mißverständnisse ganz ihrem Schicksal überlassen, wird sie entschiedene Maitresse des Fürsten, thut viel Gutes und wenig Übels, und wird auch von ihm verlassen, schleppt sich nach ihrem Geburtsdorf, und endigt ihr Leben auf dem Grabe ihrer Mutter, die aus Gram um sie gestorben war, un-

Nn

ter dem Fluch ihres Vaters, und wird begraben „unter den Blumen ihres Kindes. „Wer wagt es, einen Stein auf die Unglückliche zu werfen?“ sagt der Vf. Er hat gut reden und Nächstenliebe üben, denn ist die Unglückliche nicht sein Werk? Die unwissendste Unschuld, sollte man denken, hätte solch einem groben Gewebe leicht entgehen mögen. Hätten sich Charlotte oder ihr Mann nur in den Leih- und Lese-Bibliotheken etwas umgesehen! Ein bis dahin unerhörter Kniff ist uns freylich unter denen, welche in Bewegung gesetzt wurden, vorgekommen, das nämlich der Graf, wenn Charlotte mit dem Fürsten allein gelassen werden sollte, sich nicht damit begnügte, seine Gemahlin abrufen zu lassen, sondern im Nebenzimmer eines seiner Kinder so lange kniff, bis es auf ärgste Schrie, und sie daneben noch als zärtliche Mutter davon eilen konnte. — Von allen den artigen Anspielungen und launenhaften Ausfällen, die in der ersten Hälfte vorkommen, findet sich in dieser weiter keine Spur; was jene etwa Ekelhaftes an sich hatten, ist hier in das Materielle der Geschichte übergegangen. — Der Schutzgeist und die Rache; der erste, wie der Vf. angiebt, „einige unbedeutende Zierrathen abgerechnet,“ eine wahre Geschichte; beide aber, wie er nicht angiebt, nach dem Französischen. Nicht unbedeutende Zierrathen kommen freylich auf Rechnung des Hn. v. K. In der Rache z. B., wo ein abgewiesener Freyer einen anderen jungen Mann von niedriger Herkunft anstiftet, um das stolze Mädchen zu werben, der sie auch unter angenommenem Rang und Namen erhält, hat der boshafte Freyer in Jena studirt, und von den neuen Philosophen gelernt, daß die ganze Welt *hors nous et nos amis* aus Dummköpfen besteht — er ersann diesen „teufelischen Plan der Rache, denn unsere heutigen Philosophen sind bekanntlich Menschenkinder wie wir alle.“ Wie leichtherzig Hr. v. K. von teuflischen Plänen spricht! er nimmt dergleichen doch hier offenbar auf seine eigenen Schultern. — Das 3te und zum Theil 4te Bändchen enthält: *Die Frucht fällt weit vom Stamme*. Diese Erzählung ist wenigstens als die bessere anzuführen. Ein lustiger Gefelle Florio erheitert etwas die sonst sehr unanmuthige Geschichte des Baudirector Klumm. Die Reise der beiden Freunde ist freylich ein Stück *Candide à la Kotzebue*. Eine besondere Erfindungskraft zeigt sich oft bey ihm in unnöthig widrigen Zusammenstellungen. Wozu bedurfte es des Zuges, daß der Bösewicht Klumm sich auf den Leichenstein der Mutter legen muß, um sich von da als verstellter Kranker in das Haus tragen zu lassen, wo er die Tochter verführen will. Der gute Bediger würde den Reisenden auch ohne dieses Motiv aufgenommen haben. Eben so muß den alten Klumm der Schlag rühren, damit sich die Tochter über ihn werfen und mit ihrem „gelüsteten Busen“ die Hand des Arztes berühren kann, den die Liebe zu ihr gerührt hat. Von solchen überflüssigen Hässlichkeiten winnelt es allenthalben. bey Hn. v. K., es sind dieses die sehr wesentlichen Ueberladun-

gen seiner Manier. — Glückseligkeit ist aus dem Französischen, und; wenn wir nicht irren, aus zwey Erzählungen zusammengesetzt. — Das Zinngießen und die kleine Tyrolerin sind am gleichförmigsten nach Lafontaine'schen Mustern hingeworfen, und in der That kann bey solchen Nachahmern der gute Lafontaine noch zum Ruf eines Künstlers kommen, der sich zu enthalten, der seine Züge zu wählen weiß. — In *Alles aus Liebe* ist der Vf. ganz er selbst; er läßt seine Heldin eine *tournee* mit einem halben Dutzend Ehemännern machen, und sich mit allen übel befinden, außer am Ende mit demjenigen, den sie liebt. Ihr erster Gemahl heist *Novalis*. „Aber noch waren die Flitterwochen nicht verfloßen, als die junge Frau eines Morgens in Thränen schwimmend zu ihrem Vater ins Zimmer stürzte, und ihm um der Asche ihrer Mutter willen anstehete, sie zurück zu nehmen. Sie klagte über den grenzenlosen Egoismus ihres Mannes, über die Geringschätzung, womit er sie behandle, über seine Ausschweifungen in Wollust und Opium, und endlich über seine unerträgliche ästhetische Narrheit.“ So entschlüpft dem Vf. statt Satyre gar oft Niederträchtigkeit; in dem Betracht, daß *Novalis* ein eben so bestimmter Name wie *Jean Paul* z. B. ist, läßt sich jene Schilderung nicht wohl anders nennen.

Unter den Zugaben zeichnen wir aus die Fragmente aus dem Tagebuch des letzten Königs von Polen; vom letzten Jahr seines Lebens, nachdem er den Thron hinter sich gelassen hatte. Es sind Bülletins, die er selbst auf der Reise und in Petersburg dictirte und an seine Freunde nach Warschau sandte. Wie Hr. v. K. bemerkt, sind sie zwar nicht eben brauchbar für den Geschichtschreiber, aber haben doch ein hohes Interesse für den Staatsmann und den Menschenkenner. Die Wahrheit ist, daß sie in dieser Sammlung eine wahre Erholung sind, und das meiste Interesse haben, aller Kleinlichkeit des Königs und der ganzen Situation ungeachtet, und obgleich fast nicht Ein markirter Zug darin vorkommt. Als solchen mußte man gelten lassen, daß Graf Kobenzl (der österreichische Bothschafter) sich bey einem Fest zur Belustigung der Gesellschaft in eine Henne verkleidete und alle Kinder, die da waren, in Küchlein, und dann sein Häuflein gegen alle Angriffe auf eine sehr komische Weise vertheidigte. Ein schönes Talent für einen Staatsmann! Unter diejenigen Züge, welche die große Milde des Königs charakterisiren, gehört, daß er den Vf. in Friedenthal bey seiner Vorbeyreise zu sprechen verlangte, ihn mit Höflichkeit überhäufte und den Wunsch äußerte, daß die jüngsten Kinder seiner Laune nur seine jüngeren seyn möchten, welcher Wunsch nach der Hand reichlich gewährt worden ist. Hr. v. K. hatte dagegen einen anderen, den er dem Könige späterhin schriftlich vortrug; er hatte nämlich in der hamburger Zeitung gelesen, der König habe *Memoires de son tems* geschrieben, und bat ihn im Vertrauen auf sein gütiges Benehmen, ihm zu erlauben, diese *Memoires* aus dem Mipt. in seine Mut-

tersprache zu übertragen. Kein unebenes Ansfinnen, das der König jedoch höflich ablehnte. Glücklicher war der Vf. mit *Iwan Iwanow Tschudrin*, den er auf seiner „letzten Reise von Tobolsk nach Petersburg“ zu Kasan kennen lernte. (Hat er deren mehrere gemacht? Wir wünschen ihm umgekehrt, aber eben so gutmüthig wie Stanislaus, daß dies seine letzte bleiben möge.) Jener Mann hatte 18 Jahr lang in China unter der Maske eines Eingeborenen gelebt, eine Chinesin geheirathet, und schrieb nun in seinem hohen Alter die Geschichte seines merkwürdigen Lebens und seiner Reiseabenteuer nieder. Hr. v. K. konnte die große Anzahl von Heften, die daraus entstanden war, nicht sehen, ohne ihrer zu begehren; er bat ihn, gleichwie den König, um Erlaubniß, sie seiner Nation mittheilen zu dürfen. Nach langem Widerstreben willigte dieser endlich ein, und versprach ihm eine Abschrift nach Petersburg zu senden, die auch wirklich erfolgt seyn soll. Mit diesem Mipt. will uns der Vf. nach und nach unterhalten. Die erste Mittheilung enthält die Beschreibung einer chinesischen ceremoniellen Mahlzeit. Eine gewisse Ähnlichkeit der *Tschudrin*- und *Kotzebue*-schen Laune läßt sich nicht darin verkennen, die Achtheit der Mahlzeit in allen Ehren.

Zu diesen geschichtlichen und völkerbeschreibenden Beyträgen gesellen sich auch politische; denn wozu fühlt sich der Vf. nicht berufen! Was in dem Aufsatz *Cromwell* mit großen Lettern so dreist und glücklich aus dem Leben und Thaten desselben ausgehoben ist, zeigt, wie gefährlich Hn. v. K.'s politische Opposition werden könnte. Doch, die Wahrheit zu sagen, weit gefährlicher scheint uns seine politische Allianz. Was ließe sich von einem Kriege wohl hoffen, wenn *Kotzebue* der Herold desselben wäre, und sein Schildträger zu den Waffen rief? Wenn indeß auswärtige Blätter von ihm als einem Manne geredet haben, der eine politische Einwirkung gehbt: so steht er auch hier wieder vor der Welt als der unschuldig Verfolgte da. Hat er nicht noch zu rechter Zeit eben so vorsichtig und wahrhaft, wie vormals vom Bahrdt mit der eisernen Stirn, von allem Antheil sich losgesagt und ihn auf gute Freunde geschoben? Und wer wird auch Einfluss auf politische Handlungen einem Dichter zutrauen, der von jeher froh war, Theateractionen mit nothdürftigem Verstande zu leiten? Deshwegen entgeht seiner Person die politische Bedeutsamkeit nicht; sie ist nur von der Art, daß sie ein Artikel für die bekannte Schrift *mauvais augures* gewesen seyn würde. Ein schlimmes Omen ist es gewiß, wenn der einen Stern auf die Brust bekommt, dem die öffentliche Meinung ganz andere Zeichen zadachte, oder wenn in einem Staat *Kotzebue*'sche Moral und Poesie unter niederen und höheren Ständen einen allgemeinen Curs bekommt, wobey es kaum zweifelhaft seyn kann, ob sie es ist, welche die öffentliche Sittlichkeit und Anständigkeit untergräbt, oder ob die bereits eingerissene Erschlaffung aller Sitte und Würdigkeit ihr die allgemeine Aufnahme zu wege bringt. Und wenn

in den Zeiten des Friedens Jahre hindurch unter öffentlichem Schutz und der Leistung eines solchen Mannes eine förmliche Fabrik pasquillantischer Schmähungen gegen alles Kräftige und Bessere der Zeit in der Hauptstadt blühet: wer kann sich über das Geschlecht der Libellisten wundern, das nach jener Epoche mit so edler Freymüthigkeit über den Staat und seine Verwalter herfiel? Das heißt also mit Recht Saot von *Kotzebue* gesäet. — Bey Gelegenheit eines aus dem Französichen übersetzten, dem General Moreau zugeschriebenen Verbannungsmonologs bricht die Gelehrsamkeit des berühmten Mitgliedes der Berliner Akademie wieder durch. Es wird des Aulus Gellius darin erwähnt, den die Franzosen Aulugelle zu nennen pflegen, welches Hr. v. K. klüglich wieder ins Lateinische übersetzt: „in einem Briefe, den uns *Aulugella* aufbewahrt hat.“

Unter den übrigen Beyträgen finden sich viele, die zu den mannichfaltigen Consolationen gehören, welche der Vf. sich selbst giebt. Unter der Aufschrift *der Name thut viel zur Sache*, erzählt er von *la Motte*, der eine Tragödie als Anonymus gab, die gelobt wurde, weil man nicht wußte, von wem sie war, und getadelt, sobald man es erfuhr. Eine Note sagt: Gerade so ging es *Kotzebue* in Wien mit der *Octavia*, bey welcher er auch das Incognito beobachtet hatte.“ Zuletzt kann er sich nicht enthalten, in den Wunsch auszubrechen, daß er wissen möchte, was man sagen würde, wenn die *Hussiten* unter *Goethe's* und *Was wir bringen* unter *Kotzebue's* Namen erschienen wären. Wer hätte ihn für so bescheiden gehalten? Er setzt da sein Hauptkunststück, zu dessen Effect er die Kinder schaarenweise, die Compositeurs zu halben Dutzenden und die Jamben und Reime allenthalben her aufgeboten, mit einem flüchtigen Gelegenheitspiel von *Goethe* zusammen. In seinem Sinne ist das alles Mögliche: in welchem Sinn man ihm, dennoch die Möglichkeit des Irrthums nicht zugeben kann, bedarf keiner Erörterung.

Aus Hn. *Eberhards* Erzählungen, die sich in dem nämlichen Kreise wie die obigen bewegen, und denen es gleichfalls an allem fehlt, was den Geist interessiren, irgend die Phantasie, das Nachdenken, oder nur ein heiteres Wohlgefallen anregen könnte, spricht uns übrigens eine gesetztere Feder, eine gewähltere Schreibart an. Dieser Band enthält dorendrey: *der Polyp im Herzen*, *das Document* und *Nur keine Mésalliance!* In der ersten hat das Pikante die Oberhand, in der zweyten das Peinliche und in der dritten das Lehrende. Sie sind dem Publicum aus anderen Sammlungen bereits bekannt; es wird sie auch in dieser lesen, und damit haben sie und das Publicum ihre Schuldigkeit gethan. Dem Urtheil geben sie wenig zu schaffen. Da aber Hn. *Eberhards* Stärke sonst sich am meisten aufs Pikante wendet: so möchten wir fragen, warum er es nicht lieber auf einem anderen Wege zu erreichen sucht, als indem er das Sinnlichwidrige mit dem Herzererschneidenden in Verbindung setzt. Es ist nichts gegen das Komische des Einfalls einzuwenden, daß der alte Anatom

seine junge Nichte heirathen will, weil er glaubt, ihre Beklemmungen, die dem Geliebten gelten, rühren von einem Polypen im Herzen her, und sich um alles in der Welt diese nahe Beute nicht entgehen lassen mag: aber daß er das Herz ihrer Mutter, die wirklich an jener Krankheit starb, in seiner Sammlungs aufbewahrt, es ihr zeigt, sie es ihm entwendet und begräbt, dabey wendet sich einem denn doch das Herz etwas um. Hier genau das Maf zu treffen, wenn es nicht ein höherer Tact thut, sollte das Amt des Geschmacks seyn. N + d.

BERLIN, in der Schuppelschen Buchh.: *Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist*, von A. F. E. Langbein. 1808. 334 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ein jünger-reisender Kaufmann (Franz) bekommt durch den Anblick einer schönen Gegend und — eines noch schöneren Mädchens (Rosalie) Lust, sich in einer kleinen Stadt niederzulassen, und hier einen Krämerladen anzulegen, und hat darüber mit einem anderen reichen Krämer, welcher der einzige des Orts ist, einen grossen Kampf zu bestehen. Dieser Kampf und Zwist nebst den mancherley Händeln, bis der junge Kaufmann zur völligen Ruhe und zur näheren Bekanntschaft und endlich zum wirklichen Besitze seiner Rosalie gelangt, hat in diesem angenehmen unterhaltenden Romane dem rühmlich bekannten Vf. eine herrliche Gelegenheit gegeben, die Philisterwelt in einer kleinen Stadt zu schildern. In dem reichen Krämer Jonas Bulling stellt er ein sprechendes Bild von einem durch Geld und Ansehn stolz und brutal gewordenen Menschen dar, dem die dienstfertigen, bestechlichen Rathsherrn mit allen Nebenparthieen von Neid und Privathafs passend gegenüberstehen. Alles hängt unter diesen Menschen natürlich wie eine Kette zusammen, so, daß der Vf. sein Spiel unter ihnen recht gut mit einem Anschein von Wichtigkeit treiben, und dem Leser in der Beschränktheit durch die Vorpiegelung eines nach. Verhältniß weiten Kreises die Täuschung der Freyheit verschaffen kann, wodurch es diesem in der kleinen Stadt doch ziemlich behaglich wird, und er über die geringen Händel keinesweges die Geduld verliert. Die Kraft und Leichtigkeit, alles lebhaft zu versinnlichen, wodurch sich *Langbein* vor vielen anderen auszeichnet, macht uns gleich bey seinen Personen einheimisch, und fesselt unsere Aufmerksamkeit, wenn sie auch gerade unsere Phantasie oder unseren Geist nicht sehr beschäftigt. Man kann von diesem Dichter sagen: er dichtet für die Sinne, ist witzig für den Verstand und leichtsinnig — erheiternd für das Gemüth. Die Laune, die bey ihm herrscht, bewährt sich mehr durch den Ausdruck, oder durch die eigene Vorstellungsart im Einzelnen, als durch den Gedanken oder die bildende Geistesfreyheit im Ganzen; mit anderen Worten: sie hat sich nicht bis zum Humor aufgeschwungen, so daß sie mit einer Idee durch die kühnsten Bilder und Vergleichen hindurch die entferntesten Gegenstände berührt, und über das Wesen der Dinge sich herrschend bewiese. Die Laune fällt mehr der Gesellschaft und dem Zimmer, aber der Humor dem Weltall und der Natur anheim, daher die erstere selten und der letztere in den Dichtungen gewöhnlich roman-

tisch wird. Dagegen hat die erstere mehr die Sicherheit und die Gewißheit für sich, plastisch und überall verständlich und allen unterhaltend zu seyn, und ihres Zwecks bey der Dichtung und Bildung selbst, in der Rundung des Ganzen, nicht zu verfehlen. Dieses Glücks hat sich besonders *Langbein* zu erfreuen, und der grössere Theil der Leser eilt ihm auch daher ohne Bedenken zu; es wäre auch, da er in dem Kreise, worin er dichtet, ganz seinen Beruf erfüllt, fast thöricht, in diesen Bezirk oder in diese Auffassungsart mehr Poesie hinein wünschen zu wollen. Man genieße den witzig-launigen Dichter, wie ihn Gott erschaffen hat; nur — die Kritik muß es erkennen. Die witzig-komische Kraft seiner Darstellung offenbart sich auf mancherley Weise, oft schon durch einzelne Ausdrücke, wie: der getiegete Director, statt: der mit Koth besprützte, wo die Anspielung auf etwas Schmuckes in dem Worte *getieget* der Sache einen Anstrich von Ironie giebt; oft durch Sätze, wie dieser, wo die kleinere, eigentlich unwesentliche Wirkung sich gleich für die Ursache hinstellt, um sie ins Lächerliche zu ziehen; kaum waren diese Worte über seine Lippen, so lag er draussen im Vorfaal (wurde hinausgeworfen), und *drückte seine Gestalt in den reichlich gestreuten schneeweissen Sand*; oder durch eine Belebung des Sinnlichen vermittelt einer Ideenverbindung, wie in dieser Schilderung: er bekam einen blutigen *Gedankenstrich* über die Stirn; das Unterfutter der seidenen Beinkleider *guckte neugierig* über dem einen Knie aus dem Oberzeuge hervor; — das Folgende aber ist gesucht: und einige Westenknöpfe spielten in fernern Winkeln verstecken. Leider verfällt der Dichter bey seinen sinnlichen Darstellungen öfters ins Übertriebene, was, in seiner Art zu dichten, fast den einzigen Fehler ausmacht; z. B. wenn die sämtlichen Rathsherrn mit der neuen Bothschaft sich athemlos laufen, und Jonas Bulling, der gerade bey dem Pudding sitzt, sie zur Thür hinauswerfen will, oder wenn die Krämerin über die Schreckenspost, daß ein fremder Kaufmann sich ansiedele, dem regierenden Bürgermeister ihre Haube an den Kopf schleudert; oder, wenn es heisst: Schweigt, ihr elenden Fiedler! brüllte sie Bulling an, und versetzte der brummen den Bassgeige einen so grimmigen Fußtritt, daß sie in Stücke zerfiel. *Mit Grausen* fuhren die Musikanten von den Stühlen auf, und retteten sich und ihre Instrumente durch schnelle Flucht." Durch solche Anhäufungen verliert das Komische zuletzt seine Wahrscheinlichkeit, und folglich auch seine Kraft und Wirkung, selbst, so zu sagen, seine Würde. Der anscheinende Ernst des Erzählers wird dadurch gestört, wir sehen plötzlich einen Lustigmacher vor uns, und verlieren auf einen Augenblick das Ganze aus dem Gesicht. Zum Glück kommen solche Stellen in diesem Romane nicht viele vor, und das Meiste bewegt sich mit einer gewissen Haltung, so daß der subjective Scherz sich nur selten in den objectiv-lächerlichen Ernst eindringt, wie man von einem guten Komiker auch immer erwarten muß. Mit solchen, meist preiswürdigen, Eigenschaften bedarf dieser Roman weiter keiner Empfehlung. T. Z.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 FEBRUAR, 1809.

ÄSTHETIK.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Grundzüge ästhetischer Vorlesungen*, zum akademischen Gebrauche von Heinrich Luden, Prof. in Jena. 1808. XVI und 136 S. 8. (12 Gr.)

Es war, nach der Vorrede, des Vfs. Absicht: „in dieser Schrift so wenig zu geben, daß sie, ohne die Vorlesungen nicht sollte verstanden werden können, aber genug, um dadurch die Übersicht über den Gang leicht zu machen und die Vorlesungen dem in die Erinnerung zu rufen, der sie gehört hat.“ — Dieser Absicht zu Folge darf es den Leser nicht befremden, wenn er häufig, und gewöhnlich bey den wichtigsten Gegenständen, ein Wort findet statt der Sache, einen Titel statt des Gehaltes, eine Überschrift statt der Schrift. Solche Grundzüge mögen dem Lehrer bey einem freyen Vortrage als Leitfaden und mnemonisches Hilfsmittel nützlich seyn: dem Zuhörer werden sie wenig helfen, sobald sie, wie die vorliegenden, mehr die Form des Vortrags als seinen Inhalt fixiren. So liefert man z. B. §. 39: „Untersuchung über die Malerey der Alten in Gegensatz der Christen. Beziehung des Charakters der Malerey auf die beiden Zeitalter. Bestätigung des Resultates durch die Geschichte.“ Der Zuhörer muß Lehrer seyn können, wenn ihm dieses die Vorlesung zurückrufen soll. Dem Leser aber werden solche Bücher oft wie Affichen vorkommen, welche die Neugierde auf etwas noch Vorenthaltenes nur spannen, ohne selbst zu befriedigen.

Der Kritiker darf diesen Mangel so wenig unbeachtet lassen, als er sein Urtheil darauf beschränken oder dadurch in Ansehung des Buchs selbst zum Vorurtheil werden lassen darf, sonst gleicht er dem Zehoren, welcher seinen Unwillen über die wenigen Kirchgänger eben diesen wenigen zu empfinden giebt. Ein Autor verlangt mit Recht eine freye, unbefangene Aufnahme seines Buches und jedes darin enthaltenen Satzes. Sollte ihn auch die Kritik verwerfen: so darf doch der Kritiker ihm nicht früher die Achtung versagen, bis die Kritik an ihm ihr Geschäft geendigt hat. Allein, wo der Autor selbst als Kritiker handelt, indem er fremde Ansichten seines Gegenstandes aufstellt, da übe er auch selbst die Pflicht, welche er von seinem Kritiker fodert. Er gehe auf den Punkt zurück, auf welchem der Irrthum der fremden Ansicht erzeugt ward, und suche den Grund seiner Zeugung; denn der Anfangspunct eines Ab-

wegs fällt nothwendig in die Linie der Wahrheit. Unser Vf. beobachtet dieses nicht, z. B. wo er §. 5 das Zeitalter in Rücksicht auf die Kunst zu schildern versucht. Er nennt die bekannte Spaltung in a) Profaiten, Stylisten, Materialisten, deren höchstes Streben der Vortheil, höchster Gott der Verstand; b) in Poetisten, Formalisten, Schwebler, deren höchstes Streben das Endlose, höchster Gott das Leere ist. Welcher formalste Formalist hat aber jemals das Leere als höchsten Gott aufgestellt? Freylich läßt sich der Idealismus so karikiren, daß etwas Ähnliches daraus resultire: allein das Resultat einer karikirten Darstellung als Widerlegung einer Meinung aufzustellen, mag der ephemeren Persiflage anstehen, nicht aber dem Lehrbuch einer Wissenschaft. Auf eine ähnliche Art übereilt der Vf. die Untersuchung S. 150, wo er spricht: „die Frage, ob der Chor (in der Tragödie) wieder einzuführen, ist fast widersinnig. Als ob der Genius, *major pars* für *senior pars* haltend, sich nach den Stimmen richtete!“ Das thut der Genius freylich nicht. Untersucht denn aber nicht die ganze Ästhetik ähnliche Fragen, und entscheidet nicht das Kunsturtheil nach solchen — gefundenen oder geahneten — Resultaten, ob ein Werk genial sey oder nicht? Müßte man also des Vfs. Grundzüge nicht mit demselben Namen belegen, (den wir in dieser Beziehung mit Unrecht wiederholen würden,) wenn der Vf. Recht hätte?

Allein abgesehen, daß jene Schilderung die wahre Meinung entstellt: so stehen sich jene Parteyen, welche der Vf. als entgegengesetzt schildert, nicht richtig entgegen. Seine materialistische ist mehr eine kritische Partey, welche die Kunst und Wissenschaft nach ökonomischen und Verstandesprincipien beurtheilt, daher auch nur ihre Ansichten der Dinge erwähnt werden; seine formalistische hingegen ist eine poetische Partey, daher auch ihre Producte hier mit in Betrachtung kommen. Die Schwebler werden mit Unrecht hier genannt. Diese haben kein festes Princip, und sind wegen ihrer regen Empfänglichkeit Beute des Augenblicks und Anbeters nicht nur fremder, sondern auch eigener genialer Einfälle, die sie für Urlichtsmeteore halten, weil sie, geblendet oder von Natur kurzsichtig, die Wolke nicht sehen, welche wetterleuchtet, oder den Stumpf, der phosphorescirt. Man sollte sie indeß nicht zu sehr bespötn; sie sind thätige Negotianten, die freylich oft falliren, aber dabey manches treffliche Gut in Umlauf bringen; dabey ist auch der geistige Handelsstand so wenig geschlossen, daß der Spötter ge-

wöhnlich sich selbst mit dem eigenen Pfeile zugleich verwundet.

Zum Schluß der Schilderung jener Parteyen sagt der Vf.: „Die verwelkte Naturblüthe belebt keine Kunst; Griechenland ist dahin, der Katholicismus für uns todt.“ — Die alte Kunst wird oft, auch in diesem Buche, griechische oder heidnische, die neue christliche Kunst genannt; kann also obiger Satz einen anderen Sinn haben, als: für uns ist alte und neue Kunst verloren und todt? Nach §. 28 sind aber Künstler und Kunstfreunde beide mit einander gegeben, setzen sich gegenseitig voraus und erfüllen nur Einen Gedanken der Gottheit. Da es nun jetzt Kunstfreunde giebt, sonst hätten wir keine Aesthetik, ja nicht einmal obige Klage über den Verlust aller Kunst: so muß es auch Künstler geben, folglich Kunst, und weder griechische noch christliche Kunst ist verloren. Sollte hier der Vf. sich nicht selbst einer kleinen Schwebeleiy schuldig gemacht haben, die jeden ergriffenen wahren Satz hinaufschraubt zu einer Extensität und Intensität, bey welcher der Organismus der Wissenschaft so wenig gesund bestehen kann, als der animalische Organismus, wenn einzelne Glieder es den anderen an Eigenleben und Energie zuvorthun wollen? Weder Götterglaube, noch Katholicismus an sich machen den Bildner und Mäler, der Kunstgeist ist es allein; was ohne ihn Götterbilder sind, zeigen ägyptische, chinesische, japanische, amerikanische, indische und selbst manche griechische Reliquien. Der Genius schafft — nicht Gott, sondern die Götter, folglich auch ihre Bilder, der eigentliche reelle Cultus schadet vielleicht der Kunst mehr, als er sie beförderte; so make z. B. der Götterglaube seine Statuen bey feyerlichen Processionen, und bekleidete sie, was der Schönheitsinn eben nicht billigt. Sollte nun der Genius beschränkt seyn, und auf der einen Seite gleichsam gelähmt, weil der Götterglaube nicht mehr reell vorhanden ist? Wehe dem Kunstwerk, das nicht die allgemeine Sprache aller Geister spricht, und einen reellen Glauben vorfinden muß, um anerkannt zu werden! Shakespeare's Macbeth, Goethe's Erlkönig leben in einer Welt des Geisterglaubens, aber diese Welt mit ihrem Glauben erwacht, so wie jene Gestalten auftreten, wie Träume, wenn der Schlaf erscheint.

Das Buch selbst zerfällt nun in zwey Haupttheile, wovon der erste die Construction der Idee des Schönen in der allgemeinen Form der Kunst enthält. „Die Tendenz des menschlichen Geistes — sagt der Vf. — ist immer eine und dieselbe: Eins zu werden mit dem Universum, jede Trennung aufzuheben zwischen Welt und Geist. Erreichen kann er das Ziel auf fünf Wegen: durch die Philosophie, die Religion, die Tugend, die Wissenschaften und das Schöne.“ — Schlegel wird getadelt, daß er die Wissenschaften von dieser Fünfzahl ausschließt; allein, wenn der Vf. §. 22 ihre Ausübungskraft daher leitet, daß „in der Freudigkeit des Gemüths der Gelehrte entweder die Welt vergesse, oder durch die Wissenschaften lerne, wie das auszuführen sey, was der sittliche Sinn wirk-

lich zu machen drängt“: — so hat er wenig oder nichts gesagt. Heißt das Welt und Geist vereinen, wenn dem Geist Vergessenheit der Welt gegeben wird? dann hindert nichts, als sechsten Verföhner den Schlaf, den Rausch, oder abmattende Handarbeit anzunehmen. Von der anderen Seite aber finden sich die Mittel, die Forderungen des sittlichen Sinnes zu verwirklichen, in den mechanischen Künsten und Handwerken eben so gut als in den einzelnen Wissenschaften, und so wär' in ihnen der siebente Mittler gefunden, dem bald mehrere folgen werden. Wird aber alles geadelt: so sind wir auf demselben Platz, von welchem wir ausgingen, und es ist um die Versöhnung und Einswerdung mit dem Universum von neuem geschehen. Schlegel möchte also wohl Recht haben, daß er neben der Philosophie die Wissenschaften nicht erwähnte.

„Die Philosophie hebt (§. 9. 10) jene Trennung auf durch die Überzeugung, daß in allem Irdischen nur das Eine, Göttliche sey; die Religion dadurch, daß diese Überzeugung bey ihr zum Gefühl geworden ist; die Sittlichkeit, das Umgekehrte der Religiosität, indem sie das Objective nach dem Subjectiven, in welchem sie das Göttliche gewahrt, zu gestalten sucht.“

Nach dieser Ansicht, wie sie im Buche — ohne die mündlichen Erläuterungen des Vfs. — vorliegt, ist die Sittlichkeit mit der Religion und Philosophie in ewiger offener Fehde. Sie ist nicht nur theoretischer Weise „das Umgekehrte der Religiosität“, sie zerstört sogar feindlicher Weise den religiösen Sinn. Denn die Religion fühlt und die Philosophie erkennt in allem Irdischen und Wirklichen das Eine Göttliche. Die Sittlichkeit will aber das Irdische, also das Göttliche Objective, umgestalten nach dem Göttlichen Subjectiven, sie streitet mithin um Gotteswillen mit Gott, und widersetzt sich der Religion und der Philosophie. Statt den Geist mit der Welt zu versöhnen, erneuert sie nur den Streit auf einer höheren Stufe, wo der Geist das Göttlich Subjective und die Welt das Göttlich Objective heisst. Es entsteht eine Titanomachie statt des Kriegs, in welcher die göttliche Wirklichkeit der göttlichen Sittlichkeit oft übersteigliche Berge in den Weg legt, so, daß der Verföhner und Friedefürst erst Ursache des eigentlichen Streites wird, den ein höherer Mittler schlichten muß. Ist nun Sittlichkeit nach §. 11 rein menschliches Handeln: so sind Religion und Philosophie, welche die Göttlichkeit dessen behaupten, was Sittlichkeit umgestalten will, Beschränkungen des rein menschlichen Handelns und der göttlichen, im Subjectiven erkannten Natur, mithin ebenfalls Störerinnen, nicht aber Verföhnerinnen — und so dürfte sich diese Ansicht des Vfs. wegen inneren Widerspruchs nicht bewähren.

Ein Gleiches gilt von der letzten Verföhnerin, der Schönheit, „der unmittelbaren Erscheinung des Göttlichen im Irdischen.“ — „In der Natur, wo das Göttliche wohl im Irdischen ist, aber nicht erscheint, kann vom Schönen nicht die Rede seyn. In

der Natur — d. h. unter ihren einzelnen Erscheinungen — giebt es kein Schönes. Kein Mensch ist schön. Es giebt nur Schönheit in den Werken der Kunst. Das Schöne ist nur *durch Menschen für Menschen*. Die Natur nennen wir nur schön, wenn wir die Idee in sie hineingelegt.“ — Sonach wird das Göttliche, welches erscheinen soll, durch Menschen zur Erscheinung gebracht, und das im Irdischen Seyende Göttliche zum Behuf der Erscheinung dem im Subject gewährten Göttlichen gemäß umgestaltet, und es wiederholt sich hier derselbe Streit, wie zwischen den oben genannten Versöhnerinnen, ja das Schöne wird noch weniger die Versöhnung bewirken können, weil es, unzufrieden mit dem Göttlichen, welches *ist*, noch dessen Erscheinung fodert, und also die ganze Natur — welche nach §. 15 nicht schön ist — unversöhnt läßt, während es bloß im Einzelnen das Göttliche erscheinen läßt.

Worin liegt nun der Grund dieser Inconsequenzen? Ohne Zweifel hauptsächlich in dem wörtlichen Übermuth, welcher sich an dem hohen, vielversprechenden Ausdruck: Gott *ist* in allem Irdischen, ergötzt. Kann wohl die Einsicht, das Göttliche *sey* im Irdischen, aber gleichsam latent und gefesselt, bis ein Künstler kommt und es erscheinen läßt, den Geist mit der Welt versöhnen? Ist nicht der gefesselte Gott, welcher auf den befreysten Zauberer harret, vielmehr eine neue Fessel, welche die götterbändige Wirklichkeit um den menschlichen Geist schlingt? Aus jenem Wortübermuth entstehen denn auch die mancherley Widersprüche, z. B. wenn nach §. 18 durch Erhebung der Naturformen kein Kunstwerk entstehen kann, nach §. 40 aber das Wirkliche in der heidnischen Kunst nur geläutert zu werden brauchte, um das Göttliche, welches in der Natur war, erscheinen zu lassen, und endlich nach §. 115 den Alten die Wirklichkeit gar nicht entgöttert war; wenn ferner nach §. 13 das Göttliche in der Natur *ist*, nach §. 40 aber dieses Göttliche nur in der alten Zeit in der Natur *war*, aus der es späterhin zurücktrat. Dieser letzte Satz macht zugleich durch seinen Widerspruch gegen den ersten alle Religion neuerer Zeit zur Lüge und die Philosophie dazu, weil das Göttliche zurückgetreten ist, und es die Philosophie und Religion gleichwohl als in dem Irdischen Seyend behaupten. Woher kommt überhaupt dem Vf. die Lehre von diesem Zurücktritt des Göttlichen, da ihn Philosophie und Religion das Gegentheil lehren? Seinen eigenen Sätzen nach ist also jene Lehre höchst unphilosophisch und durchaus irreligiös.

Doch wir verlassen diese vorläufigen Ansichten des Vfs., welche ihn nur seinen Weg zur Hauptsache bahnen sollen.

Durch den bestimmt ausgesprochenen Satz: daß das Schöne bloß in der Kunst, und durchaus nicht in der Natur sey, bekennt sich der Vf. deutlich zum ästhetischen Idealismus. Die Benennung Idealismus zeigt hier durchaus keine Einseitigkeit der Ansicht an. Denn da selbst der eifrigste Kunstnaturalist gestehen

muss, daß doch nicht alles in der Natur schön sey: so erkennt er etwas Höheres, als das Daseyn in der Natur, als Princip der Kunst an, und wird wider Willen zum Idealisten. Diesen wahren Idealismus drückt der Vf. treffend und schön §. 17 so aus: „Das Göttliche, welches in einem Kunstwerke erscheint, ist die vollendete Idee der individuellen Erscheinung, die dargestellt ist.“ In diesem Satze müssen alle Parteyen zusammentreffen, und sie erkennen ihn auch in der That alle an, wenn sie ihn auch oft mit sehr verschiedenen Worten aussprechen. Nur in der Anwendung gehen die Meinungen aus einander, indem die *Naturalisten* die gewöhnlich unvollendete Erscheinung der Idee in der Wirklichkeit auffassen, und entweder aus mehreren Erscheinungen ein sogenanntes Ideal compiliren, oder das Charakteristische der unvollendeten Erscheinung — nicht der Idee — steigern bis zur Karikatur. So wird z. B. aus Alterthümern Schwächlichkeit, aus Fülle Wassersucht, aus Schlankheit Dürre, aus Weichheit Süßlichkeit, aus Kraft Roheit u. s. w., und solche Kunst bleibt hinter der Idee weiter zurück, als die Wirklichkeit selbst. Der *Idealist* aber, oder Poetist, Phantast, verwirft die Wirklichkeit ganz als unschön, und will die Idee ohne Rücksicht auf ihre — zwar gewöhnlich unvollendete — Erscheinung in der Wirklichkeit der Anschauung individualisiren. Jener schon einmal erwähnte Wortübermuth, nach welchem kein Mensch und gar nichts in der ganzen Natur schön ist, sollte auf die Vermuthung bringen, daß der Vf. dieser Partey zugethan sey. Allein diese Meinung kann kaum in einem leeren Begriffsspiel sich halten, und verschwindet bey jedem Versuch der Anwendung. Indem der Vf. das Studium der erscheinenden Natur als nothwendig für den Künstler erklärt, sagt er sich von diesem falschen Idealismus los; allein es fallen dadurch auch mehrere seiner Resultate. Z. B. es sey falsch, wenn man durch Idealisiren, d. i. Vervollkommnung, die Naturformen zu Kunstwerken machen, zu können glaube. Indem der Künstler die Naturformen vergleicht, findet er eine dem Ideal näher als die andere; indem er die schönere mit dem Ideal selbst vergleicht, bemerkt er den Unterschied; indem er den Unterschied in der Bildung selbst möglichst aufhebt, idealisirt er die Naturform und bildet folglich dem Ideal gleich, oder wenigstens ähnlich. Wie soll er es anders machen? Und wenn er es anders machen kann, und das Ideal aus freyem Geiste ohne Natur zu bilden fähig ist, wozu wird ihm Studium der Natur empfohlen? Das Verbeßern der Naturerscheinungen nach anderen Naturerscheinungen und nicht nach der Idee, ist freylich verwerflich, allein wer kann dieses *Idealisiren* nennen? und wenn es einige fälschlich so nannten, darf man deswegen das Erheben der Natur überhaupt verwerfen? Auch hier scheint der Vf. nur durch jenen Wortübermuth zum Karikiren eines in anderer Beziehung wahren Satzes verleitet worden zu seyn.

Warum aber wird der Natur so schlechthin alle

Schönheit abgesprochen? — „Wenn die unmittelbare Erscheinung des Göttlichen im Irdischen das Schöne ist — heisst es S. 15 — so kann in der Natur, wo das Göttliche wohl im Irdischen ist, aber nicht *erscheint*, vom Schönen nicht die Rede seyn. Das Universum übersteht der Mensch nicht; das Einzelne hat nur Einen Moment des vollen Lebens; die ganze Lebenskraft desselben zieht sich durch die Zeitlinie seiner Dauer aus einander; es ist in beständigem Werden und Vergehen; also nichts Bleibendes, nichts Ewiges und Göttliches.“ — In der That, ein sehr wichtiger Grund! Es hätte bewiesen werden müssen, dass die Natur unfähig sey, in dieser Zeitlinie einen Culminationspunct zu bilden, in welchem das ganze Leben des Gegenstandes erscheine, und dass nur die Kunst einen solchen Culminationsmoment darstellen könne. Die Natur zeigt aber diesen Moment, z. B. in der Blüthe der Jugend u. s. w., und dass die Kunst diesen Moment ebenfalls anerkenne, zeigen genug Kunstwerke; ja, indem das Kunstwerk nur einen Moment jener Zeitlinie darstellt, welcher in der Zeitlinie des Naturgegenstandes ebenfalls vorkommt, erkennt der Künstler das Symbolische dieses Momentes für die Natur, wie für die Kunst an. „Selbst — fährt nun der Vf. S. 17 fort, — wenn die Linie der Zeit, in welche die Lebenskraft des Gegenstandes sich vertheilt, aufgerollt, und also das ganze Leben in Einem Moment dargestellt würde, würden wir wohl ein vollendetes Porträt erhalten, aber kein vollendetes Kunstwerk, keine Darstellung des Schönen.“ — Auch dieses beweiset nichts. Denn, wenn das Porträt nur Porträt eines schönen Originalen wäre: so wär' es selbst Darstellung des Schönen. Oder hörte der f. g. vatikanische Apoll auf, schön zu seyn, wenn ein ihm gleicher Jüngling lebendig würde? Dafs aber die Natur das Schöne nicht hervorbringen könne, ist eben nicht bewiesen, sondern nur gesagt. Die Poesie, besonders die lyrische, möchte vielleicht scheinbar mehr als die bildende Kunst für des Vfs. Meinung sprechen, und noch mehr die Musik; allein, wie er selbst S. 21 sagt: „ein allgemeiner Satz, der nicht durch die ganze Kunstsphäre gilt, ist schon dadurch verwerflich.“

„Das Schöne — als unmittelbare Erscheinung des Göttlichen im Irdischen — setzt im Künstler ein doppeltes Vermögen voraus, eins für das Göttliche, das Vermögen für Ideen, und eins für das Irdische, die Phantasie, d. i. das Vermögen, eine unendliche Idee zu gestalten. Beide Kräfte in gleicher Stärke vereinigt das *Genie*; das *Talent* hat dasselbe Vermögen der Ideen, aber weniger Phantasie, sie zu gestalten.“ — Diese Bestimmung des Talents scheint dem Sprachgebrauch zu widersprechen, welcher unter

Talent mehr die Kunstfertigkeit versteht, als das Vermögen der Ideen. Ein talentvoller Majer z. B. zeichnet und componirt richtig, frey, schnell und mit Einsicht, führt mit Genauigkeit bis in das Kleinste aus, ohne Genie zu seyn, d. h. ohne durch seine Kunstfertigkeit Ideen darzustellen. Dasselbe gilt von den Ansichten der Kunst: dem Pythagoras ist die Sonne ein Gott, dem Anaxagoras ein Stein; so nennt man immer das Idee-Entblößte, Talent, das Ideenreiche aber Genie, man müste denn ein Talent für Schönheit annehmen, welches mit Genie eins und dasselbe seyn würde. In dem Sinne, wie der Vf. Talent nimmt, sagt er vollkommen richtig, den Werken des Talents fehle Objectivität und Organismus. Da aber dem Talent das Vermögen der Idee in gleichem Grade, wie dem Genie, zugeschrieben wird: so scheint die folgende Behauptung, dass sich Mangel an Organismus ins Geistlose verliere, widersprechend; der Geist müste alsdann vielmehr vorherrschen, und so ist es auch gerade der Fall bey Werken des Talents im Sinne des Vfs.

Sehr wahr wird vom Erhabenen gesagt: „ein Kunstwerk, welches dadurch, dass es eine Idee anschaulich auspricht, diese Idee in ihrer Ganzheit so in uns erregt, dass wir sie für alle Gestaltung zu groß erkennen, nennt die Sprache *Erhaben*.“ Eben so ausgezeichnet schön, wie dieser Satz, ist seine, freylich für den Wunsch des Lesers, zu kurze Ausführung, welche die Erwartung auf die hier nur angedeuteten Gegenstände der Vorlesungen, das Pathetische, Feyerliche, Edle, Rührende, in hohem Grade erregt. Zu allgemein wird dagegen der Charakter des *Komischen* in gänzliche Umkehrung der Welt gesetzt, „so dass diese gezeigt wird, wie sie *erscheint*, nicht wie sie ist.“

Nach mehreren Paragraphen über den vierfachen Unterschied der heidnischen und christlichen Kunst, über Styl und Manier, geht der Vf. zu den einzelnen Gattungen der Kunst, und ihren Eintheilungen über. Die *Erscheinung* des Göttlichen im Irdischen kann allein den Eintheilungsgrund geben; „erscheinen kann aber etwas nur unter der Form von Zeit und Raum. Unter jener Form vernimmt der innere Sinn die Erscheinung durch das Ohr, als Nacheinander; unter dieser durch das Auge als Zugleich. Das Medium für jene ist *Ton* und *Wort*, das Medium für diese *Farbe* und *Körper*. Stellt der Künstler das Göttliche dar durch Töne, so nennt die Sprache die Kunstgattung *Musik*; durch Worte, *Poesie*; durch Farben, *Malerey*; durch Körper, ohne Rücksicht auf die Farbe, *Bildnerey*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Hannover, b. Hahn: *Reden bey der Confirmation der Jugend*. Herausgegeben von Joh. Heinr. Schultze, Prediger zu Sohms im Herzogthum Lauenburg. 2te Samml. 1808. VIII u. 184 S. 8. (9 Gr.) 3. Recens. der ersten Samml. 1806. No. 289. Leipzig u. Köln, b. Hammer: *Religionsgeschichtliche Abend-*

unterhaltungen eines Pfarrers mit seinem Schulmeister und einem Bauer. Ein nützliches Lesebuch zunächst für den gemeinen Mann, aber auch für Seelförger, Lehrer und jeden wahrheitsliebenden Christen. 2ter u. letzter Bd. Ohne Jahrszahl. XXIV u. 408 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 FEBRUAR, 1809.

A S T H E T I K.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Grundzüge ästhetischer Vorlesungen*, zum akademischen Gebrauche von Heinrich Luden u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es muß auffallen, daß die Poesie wegen der Hörbarkeit des Worts, in demselben Sinn, wie Musik, hierunter die Zeitkünste gerechnet wird. Das Wort und sein Schall ist nicht Material der Poesie, sondern der Begriff, welcher nur zufällig, nicht wesentlich, durch das Ohr im Wort oder in der Rede überhaupt empfangen wird. So abhold die Ästhetiker auch dem Verstand und den Begriffen zu seyn pflegen: so ist doch wohl der Begriff, in welchem das Göttliche dem inneren Sinn unmittelbar erscheint, nichts Schlechteres als das andere Irdische, Ton und Gestalt, worin sich das Göttliche der äußeren Anschauung offenbart. Ein anderes ist nämlich der Begriff in Beziehung auf den Verstand, ein anderes in Beziehung auf innere Anschauung, für welche er eben sowohl das innere Wirkliche seyn kann, worin das Göttliche dem inneren Sinn erscheint, wie das Irdische die äußere Wirklichkeit ist, worin das Göttliche dem äußeren Sinn sich darstellt. — Eben so muß es auffallen, daß Farbe und Körper, und deswegen Malerey und Bildnerey, in der Urabtheilung unterschieden werden, und nicht vielmehr in der Unterabtheilung. Denn in beiden offenbart sich das Göttliche durch Gestalt, und die Malerey will nicht unmittelbar und hauptsächlich Farben geben — wie die optische Beleuchtungs- und Feuerwerks-Kunst — sondern sie strebt, ihren Figuren durch Täuschung mit der dritten Dimension Körperlichkeit zu ertheilen; bey den plastischen Werken sehen wir aber die dritte Dimension — wiewohl sie reell vorhanden ist — so wenig, als bey den malerischen wirklich, sondern ebenfalls durch eine — nicht artistische, sondern natürliche Illusion. Plastik und Malerey machen also, wenn man nach der Art der Erscheinung consequent classificirt, nur Eine Hauptgattung der Kunst, die bildende, aus, und das Göttliche erscheint der äußeren Anschauung entweder in der Zeit als Musik, oder im Raum als bildende Kunst, der inneren Anschauung aber in Begriff als Poesie. Da die Mittheilung des Begriffs ihren Weg zu der inneren Anschauung nothwendig durch die äußere nehmen muß: so geschieht sie entweder in der Zeit durch das Ohr im Wort, oder im Raum durch das Auge im Zeichen. Die Poesie hat daher zwey Künste zu Begleiterinnen in ihrer Erscheinung; für den äußeren

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Sinn die *Declamation* und die *Mimik*, durch welche sie auf der einen Seite mit der Musik, auf der andern Seite mit der bildenden Kunst zusammengrenzt, denn Wort und Zeichen sind ebenfalls ein Irdisches, worin eine Idee sich offenbaren kann. In so fern die Poesie sich der Worte bedient, eignet sie diese durch *Rhythmus* und *Wohlklang* der Declamation, in so fern sie sich der Zeichen bedient, ordnet sie diese durch *Bewegung* und *Gruppierung* für die mimische Darstellung. Wie aus den verschiedenen Vereinigungen dieser Künste Gesang, Pantomime, Ballet, Ballade (ursprünglich Gedicht mit Musik und Mimik verbunden), Schauspielkunst und Oper hervorgehen, verrieth sich leicht: der Vf. aber, welcher die Poesie bloß als Zeitkunst, und also nicht dem Wesen ihrer Erscheinung nach, betrachtet, fand für Declamation, Mimik und Schauspielkunst keine bestimmte Stelle in seiner Classification, und mußte sogar die Oper nur in einem Anhang zur Dramatik behandeln. Die Rückkehr aber der oben angegebenen dreyfachen Haupttheilung in allen Künsten, z. B. in der Poesie, als Lyrik, Epik, Dramatik; in der bildenden Kunst als Zeichnung, Malerey, Bildnerey; in der Musik als Rhythmik, Melodik, Harmonik, und tiefer herab in der Harmonik als einfacher, doppelter Contrapunct und Kanon, scheint ihre Richtigkeit auch überhaupt vermuthen zu lassen.

Der zweyte Hauptabschnitt des Buches handelt von der *Construction der Idee des Schönen in den verschiedenen Kunstgattungen*.

Von der Musik gesteht der Vf. selbst wenig Kenntniß zu haben. Es ist daher auch wenig Bestimmtes in seinen Sätzen, und da die Ausdrücke Modulation, Melodie, Harmonie vielleicht in einem anderen als dem üblichen Sinne genommen werden: so läßt sich nicht ausmitteln, ob der Vf. überall das Rechte getroffen habe. Unveränlich bleibt es z. B., wenn er sagt: „in der Melodie laufe die Harmonie in sich selbst zurück.“ Denn Melodie ist nichts anderes als die Entwicklung eines Rhythmus unter harmonischen Verhältnissen. Die Begriffe Rhythmus und Harmonie hätten aber eine genauere Auseinandersetzung verdient. *Rhythmus* ist nicht allein in der Musik das, was die Zeichnung in der Malerey ist; er ist überhaupt die Zeitfigur, ein begrenztes Ganzes in der Zeit, welches am reinsten in Tönen erscheint. *Harmonie* hingegen ist die Beziehung verschiedenartiger Erscheinungen auf eine verborgene Einheit, und sie erscheint ebenfalls am reinsten in den Tönen, bey welchen ein Aufser- und Neben-Einander ohne räumliche Verhältnisse Statt findet. Wie wichtig beide Begriffe für Kunst überhaupt, auch außer der Musik,

Pp

sind, ist bekannt. Dafs aber die Natur den Ton, der in die Zeit fällt, in die härtesten Producte im Raume gelegt habe, scheint Rec. nicht so wunderbar als dem Vf. Denn Hätte beruht nicht auf Extensität, sondern auf Intensität, welche nicht dem Raume, sondern der Zeit angehört. Ton oder Schall im Allgemeinen ist Phänomen mechanischer Erschütterung, je stärker und gleichförmiger diese, desto stärker und reiner der Ton; daher harte elastische Körper am reinsten und stärksten klingen.

Über *Malerey* mit ihren Untergattungen: Landschaftmalerey, Thiermalerey, historische und symbolische Malerey, wird viel Gutes und Wahres gesagt. Einen vorzüglichen Werth muß ohne Zweifel der Vortrag durch die nähere Hinweisung auf die angeführten Beyspiele von Gemälden (größtentheils aus der dresdner Galerie) bekommen.

Auch über *Bildnerey* spricht der Vf. manches Vortreffliche. Kühn und scheinbar den gefeyertesten Kunstansichten entgegen ist der Satz §. 68: „In der Fülle der Leidenschaft zeigt sich die Schönheit am herrlichsten und in ihrem höchsten Glanze.“ — Allein er ist vollkommen wahr mit dem Zusatz des Vfs.: „Nur muß die Leidenschaft nicht verwirren und zerstören, sondern erheben und individualisiren. Apollon; Niobe.“ — Der Meinung hingegen: wo religiöse Ansicht eine Götterwelt verbiete, da könne die Plastik den höchsten Grad ihrer Vollendung schlechthin nicht erreichen, möchte Rec. nicht beystimmen. Wenn man erkennt, dafs freye Kunst weder dienen soll, noch Stütze von etwas Fremdem, z. B. der Sittlichkeit, seyn: so sollte man auch erkennen, dafs sie selbst keiner Stütze bedürfe; weder religiöser noch politischer. Schneller wird sie sich zwar bey solchen Aufforderungen entfalten; aber ihr, ohne solche Hülfsmittel, die Möglichkeit der Blüthe schlechthin absprechen, heist die Macht und Freyheit des Genius verkennen und ihn beleidigen, indem man ihm huldigen will.

Ein *architektonisches* Werk nennt der Vf. sehr consequent nur dann ein Kunstwerk, wenn der Zweck desselben nicht ein menschliches Bedürfnis, sondern eine Idee, und also ein poetischer Zweck wäre, wo alsdann der Ausdruck dieser Idee ein Kunstwerk seyn müßte. Zu eng aber werden in dieser Rücksicht die architektonischen Kunstwerke auf Tempel und Kirchen beschränkt. Theater, Triumphbogen, Odeen, Basiliken und ähnliche Gebäude möchten wohl mit eben dem Recht dazu gehören. Auch die Gedanken über den reinchristlichen Ursprung der gothischen Kirchenbaukunst scheinen historisch nicht unterstützt zu werden. Das Vorbild der christlichen Kirchen waren ohne Zweifel die Basiliken, welche Constantin den Christen einräumte. Schiff und Navaten finden sich in ihnen in denselben Verhältnissen; nur die hochgewölbte Decke ist späterer Zusatz, welcher die übrigen Eigenheiten des gothischen Kirchenbaus herbeyführte, um mit allen Hülfsmitteln optischer Illusion durch ungeheure Höhe des Schiffes zu imponiren. Die Urform des Baues aber bleibt dessen ungeachtet heidnisch, nämlich von den Basiliken entlehnt.

Die *Gartenkunst* verwirft der Vf. mit Unrecht. In Gartenanlagen kann allerdings eine Idee dargestellt werden, mithin würde ihr Product in solchem Falle, nach des Vfs. eigener Meinung, Kunstwerk seyn. Dafs sich der Gärtner nach dem gegebenen Boden richten muß, ist der Kunst doch wohl nicht mehr hinderlich, als wenn sich der Bildhauer nach dem Stück Marmor, der Maler nach dem Platz, auf welchen er z. B. *fresco* malt, der Musiker nach dem Instrument, für welches er componirt, richtet. Oder liefern diese deswegen keine Kunstwerke? Dafs wenig Ländereyen eine Übersicht des Ganzen erlauben, ist nur ein Mangel unter des Vfs. falscher Voraussetzung, dafs Gartenkunst Landschaftmalerey sey. Ihr Charakter ist vielmehr musikalisch, und sie stellt sich dem Beschauer successiv in der Zeit dar; sie ist, wenn wir, ohne Gefahr mißverstanden zu werden, einen bildlichen Ausdruck brauchen dürfen, eine Mimik der unbelebten, oder doch aufsermenschlichen Natur. Dafs der Garten, als Boden und Pflanzung, ein Theil der Wirklichkeit bleibt, stört das Kunstwerk eben so wenig, als dafs der Marmor der Statue Stein bleibt; im Gegentheil soll ja gerade im Wirklichen die Idee erscheinen, und dafs endlich auf Regen und Sonnenschein viel ankommt — Alles nicht — ist kein besserer Einwand, als gegen die Bildnerey, dafs ein Sprung im Marmor die Arbeit verloren mache, oder gegen Musik, dafs Hitze und Kälte die Instrumente verstimme. Dieser Paragraph ist wirklich einer der schwächsten.

Der vierte Abschnitt handelt von der *Poesie*. Nach einigen kurzen Sätzen über Rhythmus, Reim, und Assonanz, wird die lyrische Poesie der Musik, die epische der Malerey; und die dramatische der Bildnerey verglichen. *Lyrik* ist „lebendiger Ausdruck des bewegten Gemüthes. Über Lied, Ode, Elegie, Epigramm, wird kurz, aber größten Theils mit Geist und Einsicht gesprochen. Ein Anhang handelt vom *Lehrgedicht*, und ein zweiter von *Dante's* göttlicher Komödie.

Weniger gründlich wird vom *Epos* gehandelt, und mancher schnelle, unbewährte Einfall hingeworfen oder nachgesprochen. Eine Hauptursache des Verderbs in der neueren Ästhetik ist unleugbar die sonderbare Mischung von Selbstdenken und Nachsprechen in den Ästhetikern, wodurch entweder wahre Sätze durch falsche nachgebildete Combinationen in Gegenden verworfen werden, wo sie keine Gültigkeit haben, oder falsche, nachgesprochene Sätze durch richtige Combination an Gegenstände geknüpft werden, welche dadurch dem Irrthum anheimfallen. Dahin gehört z. B. der Satz, das Epos müsse die solideste und ruhigste Versart haben, weil der Rhythmus Subjectivität des Dichters ausspreche, diese Versart aber sey der Hexameter und die Stanze. Spricht sich denn in der mannichfaltigen Bewegung des Hexameters die Subjectivität nicht auch aus, wenn der Dichter überhaupt mit dem Rhythmus nicht objectiv darstellen will? Warum findet sich denn der Hexameter bey den Alten im lyrischen Gedicht, welches Ausdruck des bewegten Gemüthes ist, z. B. im Hymnus; der Elegie, dem Idyll und anderen Gat-

ungen? Von der *Stunde* kennt Jeder den lyrischen Gebrauch. Ferner: der epische Dichter behandle alles mit gleicher Sorgfalt, das Große wie das Kleine. In der That, so würde ein treffliches episches Gedicht entstehen! Homer weiß zum Glück von dieser Gleichheit, ausser den Theorien, nichts, und eben so wenig unter den Modernen, Ariost und Tasso, noch weniger der gepriesene Camoens. Aber auch in solchen allgemeinen Sätzen gefällt sich der Wort-Übermuth, und hegt und pflegt in der Theorie, was er im Praktischen als Nebele und Schwebele, mehr überredet als überzeugt, zu verwerfen meint. — Ein Anhang zur Epik handelt vom Roman (gleichsam der Sonate neben der epischen Sinfonie), ein zweyter von der *historischen Kunst*.

Die dritte Gattung der Poesie, die *Dramatik*, ist am vorzüglichsten behandelt, besonders der Abschnitt von der *Tragödie*. „Die große Idee“ — sagt der Vf. S. 125 — „welche auf mannichfach verschiedene Weise im Drama anschaulich dargestellt wird, und durch welche das Drama den Menschen mit dem Leben versöhnt, ist diese: Höchste Freyheit ist Eins mit der strengsten Nothwendigkeit, und nur in ihr — der tragische Held kann Tugend haben, sein Vergehn ist das Wollen. Die Freyheit des Menschen muß untergehn, d. h. der tragische Held muß erkennen, daß er durch sein Wollen gefrevelt hat, und von dem Wollen absteht; er muß hinüber treten in die Nothwendigkeit. Aber es ist nicht nöthig, daß er physisch untergehe. Dies Letztere wird nur nothwendig, wenn jener erste Fall nicht eintritt.“ — Diese Ansicht ist groß und richtig. Hätte sie der Vf. im Ganzen festgehalten: so würde er klarer über Epos, Romanze, Ballade und Oper haben sprechen können, als es ihm in seinem Werke gelungen ist. Siegte nämlich die Freyheit über das Schicksal: so wäre dem letzteren der Charakter der Nothwendigkeit genommen, ohne welchen es undenkbar ist. Eine solche Darstellung kann daher nur in dem Epos, der Oper und dem Märchen Statt finden, wo eine Götter-, Geister- oder Zauber-Welt der Freyheit des Menschen als Schicksal gegenübersteht. Dieses Schicksal, welches nur Freyheit höherer Mächte ist, kann allerdings von der Freyheit des Menschen überwunden werden, nicht aber das wahre Schicksal, welches mit seinem Charakter als Nothwendigkeit, auch im Epos und im Märchen, zugleich über der Götter-, Zauber- und Menschen-Welt schwebt, und wo es hervortritt, den eigentlichen Stoff zur Zaubertragödie, der großen *Oper*, bildet, zu welcher sich die historische *Opera seria* ungefähr wie das bürgerliche Trauerspiel zur Tragödie verhält. *Offian's* Gedichte sind in ihrer Idee nicht sowohl episch als dramatisch. Der Form nach sind sie Balladen, welche in der Idee ebenfalls dramatisch sind, und sich dadurch von den Romanzen unterscheiden, welche die Idee des Epos in sich haben. Viel unpassende Urtheile über *Offian* würden nicht geschrieben seyn, wenn man ihn nicht aus eben so unpassender Ansicht zum Epiker gemacht, und seine Werke gegen das, theils erphantasirte, theils von Homer abstrahirte Ideal des Epikers gehalten hätte:

Wessen wir nun noch einen allgemeinen Über-

blick auf die Hauptidee des Vfs. und deren Entwicklung: so finden wir ungefähr dieses: Der Mensch findet in der Wirklichkeit eine Trennung zwischen Welt und Geist. Da die Tendenz seines Wesens stets ist, Eins zu werden mit dem Universum: so strebt er, jene Trennung der Wirklichkeit aufzuheben. Diese Vereinigung bewirkt unter anderen auch die Kunst. Bis hieher ist die Ansicht klar und einleuchtend. Allein nun verwickelt sich der Vf. nicht nur in die Mißverständnisse des Pantheismus, wodurch die oben angezeigten Widersprüche mit sich selbst entstehen; sondern er erzeugt sich neue Widersprüche durch Festhaltung mehrerer unbestimmter und nur bildlich wahrer Behauptungen über alte und neue Kunst. Z. B. das Göttliche (S. 40) war in der alten Zeit in der Natur, und der Mensch Eins mit der Natur. War dieses beides: so konnte Kunst in jenen Zeiten gar nicht Statt finden, weil Kunst, nach den ersten Sätzen, die Trennung von Welt und Geist voraussetzt, und selbst nichts ist, als eine der Versöhnerinnen des Geistes mit der Welt, unter der Bedingung jener Trennung. Ist aber das Göttliche noch in der Natur und der Mensch noch Eins mit ihr: so ist eine Versöhnung nicht denkbar. Gleichwohl haben wir alte Kunst, und der Vf. spricht sogar von ihr. Ein anderer Widerspruch ist in der, dem Vf. mit Mehreren gemeinen, Herabsetzung des Sentimentalen, wiewohl die Ansicht der Kunst als Versöhnerin der Wirklichkeit das Sentimentale zur Basis aller Kunst macht. Alle Kunst nämlich geht von Sehnsucht nach dieser Versöhnung oder Vereinigung aus; Sehnsucht aber ist der Grund aller Sentimentalität, welche den Werken der Alten auch eben nicht so fremd ist, als die bloß spaltende und classificirende Theorie meint. Bey diesem Widerspruch der Grundansicht des Vfs. mit den Ansichten des Einzelnen, läßt sich allerdings manche vortreffliche Bemerkung, die wir größtentheils nachgewiesen haben, nicht aber ein vollendetes Werk erwarten; und so viel auch Wissenschaften, Philosophie und Kunst in mündlichen Vorträgen zur Bestätigung, Beschränkung und Ausschmückung desselben thun mögen: so zweifeln wir doch, daß diese Versöhnerinnen eine Vereinigung so vieler Widersprüche werden bewirken können. S. r. c. C.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN; b. Hayn: Das goldene ABC für Herren und Damen in und außer der Ehe. Mit einem Titelkupfer. 1809. 399 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wenn die Menschen mit ihren Pflichten besser bekannt wären, sagt man: so würden sie sie besser erfüllen. Weil zweckmäßige Erziehung, vollständiger Unterricht fehlen: so wird so viel Unrecht gethan und gelitten. Der harte Befehl: du sollst! ertönt zwar aus allen Regionen von oberen Mächten in Amts- und Privat-Zuständen. Aber dieser Befehl hilft nicht mehr als der erste Commandoruf: Achtung! Wir halten uns in Reihen und Gliedern, und schauen nach dem Flügelmann, wenn einer da ist. Der Unterricht, den man uns in den Kinderjahren ertheilt, lehrt uns die den Wilden fremde Aufmerksamkeit,

macht uns schlank und gewandt. Wohl denen (und ihrer sind wenige), die nicht einseitig dadurch werden! Auch lernen wir durch solchen Unterricht einigermassen die Pflichten kennen, die wir alle im Allgemeinen zu beobachten haben. Längst, schon in uralten Zeiten, war der menschliche Verstand so weit gekommen, daß er die allgemeinen Obliegenheiten in kurze Sätze fassen konnte, die die Urtheilskraft wahr finden, und das Gedächtniß behalten mußte. Hierauf gründete man die einfachen Gesetze, die noch heute so richtig und verbindend sind, als sie den versammelten Völkern schienen, da sie das Organ der Gottheit in ihnen zu hören glaubten. Doch nur einen kurzen Weg führt uns die Anerkennung dieser Gesetze, locken uns ihre Verheißungen, schrecken uns ihre Drohungen. Nur unter Heerhaufen, nur auf der breiten Straße, wo alle sich für alle verbürgen, begleiten sie uns sicher. Wann der Mensch sich allein sieht, in Verhältniß mit anderen, denen er weder gehorcht noch sie liebt, in Gesellschaft solcher, deren Überlegenheit er zu viel oder zu wenig achtet, in Labyrinth, wo die Gänge seiner Pflichten und Befugnisse zugewachsen sind, in ungewohnten Fällen, wo die geschwätzte Begierde sich seiner Unwissenheit als Führerin aufdrängt; kurz, wann der Mensch sich mehr als Ganzes, denn als Theil des Ganzen erscheint, dann stockt die auf alle, nicht für diesen und jenen berechnete, wenn gleich allgemein gültige, Vorschrift. Es giebt unendlich weniger Verbrecher gegen die Landesgesetze, als gegen sich selbst oder gegen ihre nächsten Umgebungen. Nur der Mensch, welcher alle äußeren Verhältnisse seiner Individualität umspäht hat, kann und will immer thun, was recht ist; die übrigen winden sich nie aus den Fehlern, wie gern sie sie auch vermeiden möchten. Bey einer lesenden Nation kann hingegen durch Bücher manches, wenn auch nur unvollständig, bewirkt werden. Man ist nicht immer im Stande, die Menschen, ihren relativen Werth, und die wahre Beschaffenheit ihres inneren Wohlseyns, durch eigene Ansicht kennen zu lernen. Diese Lücke, so gut es geschehen kann, auszufüllen, dienen die Schriften, die den Menschen schildern, wie er ist, wie er seyn soll, wie er seyn kann. Jede der erwähnten Gattungen trägt die ihr eigenen Früchte. Die erste zeigt an, die zweyte gebietet, die dritte tröstet. In Zeiten moralischer Erschlaffung, wie man die unsrigen oft zu nennen versucht wird, hält man sich zu der tröstenden, deren vorzüglicher Ertrag Toleranz gegen andere und uns selbst ist. Aber die Moralität gewinnt eben nicht bey der ewigen Entschuldigung unserer Laster; und dem reinen, kräftigen, eben deswegen auch trotzig und unduldsamen, Charakter wird nicht wohl unter seinen Zeitgenossen. Ein Gesunder kann nicht lange in einem Spital verweilen. Sein Anblick macht auch die Kranken noch kranker, die nur zu glücklich sind, wenn sie sich unter einander zu ertragen wissen.

Mit dergleichen moralisch Kranken und Schwachen, die gern an der Krücke gehen, wenn sie eine haben, hat sich der Vf. des goldenen ABC sein Geschäft gemacht. Er belehrt die Herren und Damen,

das heißt, die mehr mit äußeren als inneren Gütern ausgestatteten Leute des Zeitalters, von ihren Pflichten, und weist ihnen die Mittel an, wie sie solche mit Leichtigkeit ausführen können. Er hat sein Buch in verschiedene Capitel getheilt, deren Überschriften nach dem Alphabet geordnet sind. Die ersten Artikel sind: Affectation, Anstand, Arbeitsamkeit, Augen, Bildung u. s. w., der letzte handelt von den Zähnen. Seine Vorschriften halten das Mittel zwischen Strenge und Schlaffheit. Mild und sanft mußten sie seyn; denn die allermeisten betreffen das schöne Geschlecht, gegen welches der Vf. die Galanterie nicht spart. Er unterhält es häufig von seinen Reizen, und den erlaubten Mitteln, solche geltend zu machen. Auch in der kleinen Politik, deren sich dieses Geschlecht gegen die Männer zu bedienen pflegt, ist er zu Hause; so daß die Damen von ihm lernen können. Ueberhaupt scheint das Buch mehr für diese, als für die Männer, geschrieben zu seyn; er nimmt sich ihrer bey jeder Gelegenheit ritterlich an. Die Männer behandelt er strenger; er fodert, wenn er bey jenen bittet. Am ausführlichsten bearbeitet sind die Verhältnisse der Ehe und des HausweSENS. Über den Putz, die Wahl der Farben, findet man seltige Bemerkungen. Ein Cap. ist den alten Jungfern gewidmet; mit denen der Vf. auch den guten Ton beobachtet. In dem, was von der Erziehung vorkommt, fehlt das Umständliche. Auch die Diätetik ist nicht ganz übergangen. Um ein Beyspiel der Schreibart des Vfs. zu geben, wählen wir eine Stelle aus einem kleinen Capitel, *Kleinigkeiten* überschrieben, S. 202. „Mit Theilnehmung hört eine gute Gattin die Entwürfe des Ehrgeizes ihres Mannes an, sie führt ihn auf die Gegenstände zurück, von denen er gerne spricht; zuweilen erkundigt sie sich nach den Geschäften, die er treibt, sie äußert Ehrerbietung für sein Amt, und Achtung für seine Talente, noch mehr für seine Rechtschaffenheit. Sie will indeß nicht alles wissen, beschloß sogar die Augen vor einer Liebschaft zu, wenn er sahig wäre, sich eine zu erlauben. Sie forscht nach, was er gern mag, kommt ihm mit kleiner unerwarteter Aufmerksamkeit zuvor, wacht über seine Gesundheit, opfert bey dieser Pflege selbst etwas auf, weifs sich mit guter Art dem Mißbrauche des Vergnügens zu entziehen, so wie sie dagegen auch durch eine zärtliche Gefälligkeit, durch die Reize des Feingefühls und durch das Könnende der Innigkeit dessen Werth zu erhöhen weifs. Keine von den unennbaren Kleinigkeiten, die zum Glücke ihres Mannes beyttragen können, scheinen ihres Bestrebens unwerth zu seyn.“ Wir würden dem Ganzen ziemlich unbedingt Beyfall geben können, wenn sich der Vf. nicht mehrmals in leere Höhen verflöge, und bunt in die Luft makte. Z. B. S. 348. „Ordnung und Reinlichkeit, meine Damen, verbreiten einen unbeschreiblichen Zauber in ihrer Umgebung, den ihr nichts anderes in der Welt geben kann; es sind ein paar leuchtende Sonnen, die ihr Putzzimmer und ihr Schlafgemach mit einem hellen Glanze durchstrahlen, und beide in lichte Tempel verwandeln, die man nie anders, als mit dem Gefühle des Wohlbehagens, der Fröhlichkeit und der Vershrung betreten kann.“ Cht.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 FEBRUAR, 1809.

G E S C H I C H T E.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Lehrbuch der Staatsgeschichte für höhere Schulen*, von C. H. Hänle, Prorektor des großherzogl. badischen Pädagogiums in Lahr. 1808. 356 S. 8. (20 Gr.)

Ein Lehrbuch der Geschichte soll kein bloßes Aggregat von Jahrzahlen, kein dürres Gerippe seyn, sondern ein Buch, welches die Aufmerksamkeit des Jünglings reizt und spannt, und woraus Geist und Herz noch im männlichen Alter Erfahrung und Belehrung schöpft. Diefs sind Äußerungen des Vfs., welche Rec. gern unterschreibt, übrigens aber nicht ganz mit sich selbst über sein Urtheil von dem Werthe oder Unwerthe des Buchs einig werden kann. Durch vielfache Proben beweist Hr. H. ein vertrautes Studium, wenn auch nicht der Quellen, doch der besten Hülfsbücher in den einzelnen Zweigen der Geschichte; oft erzählt er wahr und bündig; und doch stehen richtigen Einsichten offenbare Mißgriffe zur Seite. Er fühlt, daß ein Lehrbuch für Schüler der höheren Classen in Gymnasien (denn für Akademien kann es nicht bestimmt seyn) nur die hervorragenden Ereignisse ausheben dürfe, übergeht daher die verbindenden Glieder, so wie die Namen jedes weniger bedeutenden Regenten, und greift doch tief in die Masse, um auffallende Resultate abzuziehen, welche zuweilen glücken, zuweilen mißglücken, jedoch immer den schon völlig ausgebildeten Verstand des Zuhörers voraussetzen. Er wird sich äußerst ungleich im Vortrage, und rechtfertigt sich durch die Nothwendigkeit bey einzelnen Ländern, dem Erklärer die Mühe zu ersparen, damit er zu bestimmter Zeit den Curfus seines Vortrags schließes könne (Vorrede S. 7), und eilt über wichtigere Gegenstände hastig weg. Er redet mitunter die Schüler an, um ihnen Gefühle der Moralität in das Herz zu legen; er spricht aber noch häufiger, wie man mit gebildeten Männern spricht, und bisweilen glückt ihm sein Raisonement vortrefflich, zuweilen erkennt man aus dem Vortrage den nämlichen Mann nicht mehr. Vielleicht urtheilen unsere Leser an der Stelle des Rec., wenn er ihnen die Belege von diesen Gegensätzen vorlegt. In der Geschichte jedes einzelnen Staats stößt man auf richtig aufgefaßte, und erzählte Thatfachen; besonders gut ist ihm Russlands Darstellung, und in derselben S. 199 Peters des Großen Bild gelungen. Desto mehr fallen Mißgriffe auf, welche selbst der wenig geübte Historiker leicht vermieden haben würde. Daß nach S. 43 *Agrippa* die südliche Hälfte der größten Insel (dies soll Britannien seyn) zur römischen Provinz machte, läßt sich durch einen Schreibfehler, statt *Agricola*, erklären. Aber woher weiß denn z. B. S. 308 der Vf., „daß der Ostgothe Hermanrich im Jahr 335 Ungarn größtentheils besaß, und daß nach 40 Jahren Attila beide Theile vertrieb?“ Hermanrich, den wir bloß aus Jornandes kennen, herrschte in dem Innern des Gothenlandes an der Nordseite des Pontus Euxinus etc., und daß Attila über 100 Jahre später seine Rolle spielte, ist bekannte Sache. Wie mag Hr. H. bey der Schweizergeschichte folgende Angaben als erwiesene Thatfachen niederschreiben? S. 285: die Helvetier dienten der *Isir*; S. 283: die Burgunder sollen eine Katze in ihrer Volksfahne geführt haben; S. 289: Rhaetien reichte bis in die Urner Alpen, an einen Fels, worein Dagobert, König der Franken, einen halben Mond hauen ließ; S. 291: das wüste Helvetien wurde bebaut und bewohnt, selbst da, wo nun Gletscher stehen. Wie mag er S. 287 von der helvetischen Wüste sprechen, als wenn sie in Helvetien selbst zu suchen wäre, und als wenn erst im 4ten Jahrhundert von ihr die Rede würde? Es nennt sie schon Caesar und Tacitus, und sie fand sich in der Gegend des Schwarzwaldes, in den Bergwäldern nicht ferne von dem Wohnorte des Vfs. Die Geschichte des nämlichen Landes, und die hier aufgestellten Sätze zeigen, in wie kleine Gegenstände Hr. H. sich in seinem Buche verliert, welches auf 356 Seiten alle Staaten Europas umfassen soll. Diese Umständlichkeit wird desto auffallender durch den Contrast mit den meisten anderen wichtigern Ländern, deren Geschichte sich der engsten Zusammenziehung unterwerfen muß. Doch erwachsen hieraus öfters allgemeine Sätze, welche zwar nur für den ausgebildeten Jüngling und Mann an rechter Stelle sind, aber auf alle Fälle dem Scharf Sinne des Vf. Ehre bringen. Unter vielen anderen rechnet Rec. hieher die richtige Bemerkung S. 193: „alle Cultur in Russland mußte bloß von Befehlen und Anordnungen der Regierung ausgehen, anstatt daß sie in anderen Staaten Europas sich aus dem Innern entspann.“ Diefes Urtheil wird man auch in größeren Parthieen, namentlich in der Regierungsgeschichte Friedrichs II in Preußen, bestätigt finden. Friedrich ist des Vfs. Held, er malt ihn S. 227 ff. mit kräftigen Zügen zu sehr in das Schöne und Große; aber eingreifend ist sein Urtheil, und der Leser wird es auch in mancher Hinsicht treffend finden. Vergebens freut man sich aber des Wohl-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. Jena, b. Etzner: *Die Hufiten vor Naumburg.* Ein historisches Gemälde von August Braun. 1803. 209 S. 8. (10 Gr.) Die Bewegungen der nach Johana Hufe, Verdrümmung fanatisch aufgeregten Böhmen, ihre Kämpfe mit den Deutschen, ihre verwüstenden Raubzüge in die Länder rund umher, haben unter uns noch keinen Bearbeiter gefunden. Anlockend scheint der Stoff, aber die Vorzüge verschwinden sogleich. Denn soviel diese Bewegungen auch versprechen mögen, je erwartungsvoller man an das Material geht in unseren Tagen, ähnlicher Kämpfe Zeugen, der gewaltig erschütternden; kein Geist herrscht bey diesen Unternehmungen. Diese Krieger bestehen aus Barbaren im gräßlichsten Sinne des Wortes, die Soldaten sind rohe gefühllose Henker, Mord und Brand verbreiten ihre zwecklosen, unbenutzt gelassenen Streifereyen, keine Vollkommenheit der Kriegskunst, keine neuen wichtigen Erfindungen, die schönen Kinder der Noth, keine Großthaten entschädigen für des graufenden Krieges Ungeheuer. Der Gewinn des Mordens so vieler Tausend, dieser verödeten Fluren, die noch ihr blühendes Gewand nicht zurückerhalten haben, besteht in Aufreibung unter sich selbst, in inneren, verderblichen Spaltungen, Unterwerfung unter denselben König, kaum ein paar Religionsartikel werden gerettet, wenig politische Rechte. Hier ist nicht das rege, kraftvolle Leben der Reformation, die 100 Jahr später das erst bewirkte, was schon die Hufiten ausführen konnten, nichts von den schönen Erwerbungen, durch welche diese ewig uns an sich fesselt. Der erste Anfall der hufitischen Haufen, wie aller Barbaren, ist wüthend; wird dieser aber bestanden, dann bleibt fast immer Flucht und Untergang ihr Loos. Wo der Städte Mauern und Graben im Stande, nur einigermaßen thätige Vertheidiger hinter ihnen, da sind sie, mit wenig Ausnahmen, gesichert. Nur das Rieden bey dem ersten kraftvollen Andrang, der Schrecken, den ihr furchtbares Glück vor ihrer Ankunft schon verbreitete, das verschafft den Feinden leichten Sieg; doch wo deutliche Männer der Gefahr ins Angesicht schauen, die überlegene Taktik (aus der doch bey dem jetzigen Zustande des Kriegswesens noch Manches mit Erfolg möchte anwenden lassen) ohne Furcht gebrauchen, da erliegen die ungeübteren, mit Gerüthschaften zur Führung des Kriegs nicht versorgten, in der Kriegskunst nachstehenden Böhmen meist, auch bey stärkeren Heeren. Dazu sind die Nachrichten über diese Ereignisse nicht sehr vollständig, zu mager und unbedeutend. Das Alles mußte allerdings wohl abschrecken.

Dem letzteren Mangel hat der Vf. des vorliegenden Werks für diesen Punkt der Erzählung durch die Darstellung der Ereignisse vor Naumburg abgeholfen, deren letzteres durch Hn. v. Kotzebue's bekanntes Schauspiel Vielen interessant geworden seyn muß, die vorher gar keine Kenntniß davon nahmen.

Dafür darf er um so mehr auf thätigen Dank rechnen, je tieferes Dunkel gerade über diesen Unfällen lag, und je ausführlicher, das Schweigen der anderen Schriftsteller reich ergänzend diese Erzählung ist, die zum Theil auch eine von der bisherigen so ganz verschiedene Aussicht öffnet, daß man verwundernd stehen bleibt. Des Vfs. Hauptquelle ist das Werk „*Lustiger Tuto von Gozmetz*, Scholastikus im Kloster (? es waren aber regulierte Chorherren S. Augustins!) zu St. Moritz vor Naumburg.“ eines gleichzeitigen Schriftstellers, der nicht zu den schlechtesten des Mittelalters zu gehören und dessen eigene nähere Bekanntschaft daher wünschenswerth scheint. Das Original soll erst seit Kurzem untergegangen seyn. Aber der Vf. muß eine Abschrift besitzen, von der wir jedoch so wenig als von den anderen benutzten handschriftlichen Nachrichten (S. 5) die *nothwendig erforderlichen* Notizen und Zeichnungen erhalten, oder die nähere Angabe der Urkunden. Der Vf. ist hierin sehr ungenau. (S. 20 das *alte Jahrbuch*, was ist das, ein Nekrologium? wie alt? u. f. w.) Daß die Nachrichten, welche sich bey der Stadt Naumburg über diese Vorgänge finden, ganz abweichend und falsch sind, bemerkt und behauptet der Vf. (S. 103 ff.): aber warum werden diese Nachrichten nicht kritisch und ausführlicher beleuchtet, ihr Alter untersucht, die Fehler klarer aufgedeckt, um auch uns zu überzeugen, daß wir *keine Quellen*, und wie er aus ihnen das Gemälde zusammenge setzt hat, doch gar nicht beurtheilen können? Wie könnte es fehlen, daß bey so neuer Darstel-

lung der Historiker, der an das Selbstprüfen sich gewöhnt hat, nicht hier und da von eigenen Zweifeln ergriffen würde?

Das Werk enthält zwey Abschnitte. Der Anfall einer Streifrotte gleich nach der aussiger Schlacht 1426, und den zweyten bedeutenderen 1430 (nicht 1432, wie Kotzebue, durch trübe Quellen geleitet, gesagt hat), wo die Tapferkeit der *hannoverschen* Adels und seiner Truppen, ein Haufen von nicht 3000 Kämpfern (denn die Städter, die friedlichen, blieben fürchtend daheim, suchend durch Unterhandlungen und Bewilligungen das Ungewitter abzuwenden, wo ihr Arm es vermochte) dreißigtausend Böhmen unter Procop in großer Niederlage fortschlugen. So mangelhaft waren unsere Schriftsteller, daß keiner dieser ehrenwerthen, der Nachwelt gehörenden Thaten, solcher Kraft erwähnte; daß Weisse, dessen Geschichte man doch wohl als die Summe der bekannten Nachrichten über Sachsen ansehen kann; sagen konnte (H. 299): „nur Wunsch nach Beute und neuen Genusssamkeiten habe die Hufiten bewogen, sich durch das Voigtland nach Franken und Baiern zu wenden.“ Das Ausziehen der Kinder ist richtig, ihre Erhaltung aber nicht Procop's, sondern Suerbad von Winterbergs Werk (S. 92), vor der Flucht liefs jener den Viertelsmeister Wolf niederhauen.

Das Ganze sind lauter kleine, aber höchst anziehende Gefechte, worin man die Bekanntschaft macht mit deutschem Muth, kraftvollen Ahnen, die alle Umstände benutzen; daher auch für die belohnender Sieg. Niemand wird daher das kleine Gemälde unbefriedigt aus der Hand legen... das auch sonst durch so manche Beziehungen auf die Gegenwart viele Reize gewährt.

In der Darstellung hat der Vf. die Sprache des großen Werks der Schweizergeschichte nachgebildet, das so viele schon erwärmt hat, und noch mehrere anseuern wird in den künftigen Tagen, vielen Freude seyn wird, und ihr Trost. Das Nachahmen der besten Muster ist nicht verwerflich, wohl aber das von aller eigenen Kraft entblößte Nachbieten und der slavische Sinn, der den Geist nicht zu ergreifen vermag, sondern in den Form des Wesens sucht, und in Nebendingen die Hauptsache. Eigenthümliche Wendungen und Ausdrücke sind bald erlernt. Die Übertragung oberdeutscher Sprachformen und Bestimmungen paßt nicht, und ist unverständlich für Oberländer; diese geben unsern ersten Geschichtswerke seinen Rang und seine Unsterblichkeit nicht. Diese Letztere hat sich der Vf. zu Schulden kommen lassen. Die altherthümliche Form, die im Ganzen vorwaltet (aber nicht gehalten ist), contrastirt sonderbar mit dem hastenden Witz der Neueren (S. 58. 60. 61. 69. 70. 107); Vergleichen, viele aus der Schweizergeschichte, wo sie ganz überflüssig, Störungen im Text, durch Material, welches in Noten gehört (20. 21. 32), empfehlen nicht. Der Vf. zeigt Kenntniß der sächsischen Geschichte, nur ist er oft nicht genau genug, wie S. 25, wo er das *Sandfeld* bey Tautenburg von sächsischen Landtagen (?) *synodis provincialis* herleitet, worin gleich mehrere Unrichtigkeiten liegen; wir hoffen, er werde seinen Fleiß ferner darauf wenden mit Überhebung aller Nebensachen. Woher Procop's Bildniß genommen, wird ebenfalls nicht gesagt.

ß. y.

Schöne Künste. Hamburg, b. Perthes: *El Nuevo Robinson, historia moral, escrita en el campo por el señor Campe.* Traducida a Ingles, al Italiano, y al Frances y de éste al Castellano por D. Tomas de Yriarte. Tomo I. 220 S. Tomo II. 303 S. 1808. 8. (1 Thlr. 22 Gr.) Die Uebersetzung des Robinson von Campe, welche der Dichter Yriarte unternommen, hat in Spanien so viel Beyfall gefunden, daß bereits das dritte Auflage davon erschienen ist. Hr. Perthes hat auf die Aufforderung mehrerer Freunde der spanischen Sprache sich entschlossen, von dieser Uebersetzung einen Abdruck zu veranstalten, welcher in Hinsicht der Correctheit und eines anständigen Aufsehn im Ganzen so gut ausgefallen ist, daß sie sowohl denen, welche das Spanische zu lernen anfangen, als auch denjenigen, die sich mit der Sprache des Umgangs und des gemeinen Lebens in diesem Idiome bekannt zu machen wünschen, empfohlen werden kann. Ausser den angezeigten Druckfehlern sind uns auf den ersten beiden Bogen folgende aufgestossen: S. 2 *facaba* für *facaban*. S. 6 *pas* für *pas*. S. 13 *do* für *de*.

Ha. Ha.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 F E B R U A R, 1809.

H O M I L E T I K.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Predigten von F. Schleiermacher*, Dr. der Theologie. Zweyte Sammlung. 1808. VI und 303 S. 8 (1 Thlr. 6 Gr.)

Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn zu einer Zeit, wo die weniger befestigten und noch nicht selbstständigen Gemüther, vom Schein einer verwirrungsreichen Gegenwart geblendet, zu zweifeln und zu zagen, beginnen, plötzlich die stärkende und beruhigende Stimme der Religion aus dem Munde eines Mannes erschallt, den Deutschland schon längst auf diesem Gebiete dankbar verehrt. *Schleiermacher*, innig durchdrungen von unendlicher Liebe zum ewigen Unsichtbaren, dessen Wort er fern von Sectengeist und Schulgeschwätz mit aller der Erhabenheit des Gegenstandes angemessenen Würde ausdrückt, und gegen den Andrang des Zeitgeistes vertheidigt, bietet in dieser neuen Sammlung von Predigten eine solche lebenerweckende Speise dar allen Genossen seiner Sprache und seines Vaterlandes, indem er sie darauf hinweist, woher ihnen allein wahres Heil und Rettung kommen kann. Alle in dieser Sammlung enthaltenen Predigten sind von ihm gesprochen worden, in Beziehung auf die neuesten Ereignisse unseres Vaterlandes, und mit steter Rücksicht auf die herrschende Stimmung der Gemüther und den Geist unserer Zeit; ein Umstand, der bey ihrer Würdigung um so weniger von uns durfte übersehen werden, je herrlicher der Vf. die dadurch nothwendig erwachsenden Schwierigkeiten beseitigt, und je herzergreifender er die Darstellung religiöser im Christenthum begründeter Gefühle, die vermöge ihrer Natur von keiner Zeit bedingt sind, an die nächste unmittelbare Gegenwart anzuknüpfen gewußt. Auch werden uns die Zeit, für welche ihr Vf. sie bestimmte, überleben, und eifrig der Nachwelt und dem künftigen Geschichtsforscher unter manchen andern nicht zu verachtenden Documenten zum klarsten Beweise dienen, wie der deutsche Sinn und das deutsche Volk sich auch in dieser traurigen Zeit, wo das Ganze für die Erlösung verchwunden ist, schon und herrlich in dem Einzelnen erhalten und offenbart hat.

Die drey ersten Predigten dieses Bandes sind von dem Vf. als Universitätsprediger in Halle gehalten. Sie unterscheiden sich von den übrigen nicht sowohl durch einen verschiedenen in ihnen ausgesprochenen Geist, als vielmehr durch die stets in ihnen hervorleuchtende Beziehung der Kirche und des

Staats auf die Wissenschaft und durch die Art der Darstellung, die, wenn gleich verständlich und klar, dennoch mehr berechnet ist für wissenschaftlich gebildete Hörer. Die erste Predigt, worin Hr. S. die Art und Weise, wie man die Verschiedenheit des Geistesgaben betrachten soll, auseinander gesetzt, möchten wir besonders allen akademischen Lehrern zur Beherzigung empfehlen, damit mancher unter ihnen, aufgebend seinen kleinlichen Neid und von sich werfend seinen ungebührlichen Dünkel, sich zur Idee des Ganzen, dem er seine Thätigkeit widmen zu wollen versprach, erhebe, den Einen Geist, der den mancherley Gaben zum Grunde liegt, auffasse, und seine Persönlichkeit ihm unterordne. Übrigens unterscheidet sich der Vf. in seiner Ansicht der Religion als der würdigsten und erhabensten, die seit *Luther* und *Lessing* aufgestellt ward, von allen seinen Zeitgenossen, daß er nicht bloß Eine bestimmte Sphäre des Lebens als der Religion angehörig festsetzt, sondern daß er Staat, Wissenschaft und Kunst, alle Verhältnisse des Lebens, kurz alles was menschlich ist, in sie hineinzieht, daß sie ihm das Element ist, in dem alles ruhen soll, und auf welches alles muß zurückgeführt werden, wenn es nicht ein Spiel des Zufalls und der Willkühr in der Luft hängen soll und seine Bedeutung verlieren. — Die vierte, uns vorzüglich ansprechende Predigt, die den seligen überall im Reiche Gottes waltenden Frieden, wovon sie handelt, durch sich selbst am besten ausdrückt, erschien uns als ein in erhabenen Zügen entworfenes, im hohen Styl gedachtes und mit aller Besonnenheit ausgeführtes, Größte in Ruhe darstellendes Kunstwerk. Die beiden, von allem Sichtbaren stets zu nehmenden Ansichten des ewigen Seyns und Werdens, des ewigen Friedens und Streites, die überall von einem Jeden, der sich und die Welt zu verstehen strebt, müssen verbunden werden und nicht getrennt, sind noch nirgends und am wenigsten in einer Predigt mit mehr Bestimmtheit, Würde und Anschaulichkeit dargestellt, und entwickelt worden. Denn noch Niemand hat, wie der in seinen Ansichten wahrhaft geschichtliche *Schleiermacher*, so scharfsinnig alle Gegensätze, die doch ihrer Natur nach nur scheinbar sind, zu verbinden gewußt; so daß wie ihn als den würdigsten Nachfolger des von ihm am würdigsten verherrlichten *Spinoza* zu nennen wagen. Die sinnvolle Anstellung des ruhigen Bildes von der ewigen Natur der Familie, wodurch er sich den Übergang bahnt von der Entwicklung des äußeren Streites zur Verherrlichung des ewigen Friedens, verrieth uns am besten die große Tiefe des Vfs.

R r

und zugleich die Klarheit, mit der er alle Verhältnisse im Reiche Gottes auffassend durchdringt. — In der sechsten Predigt, die aufzeigend, wie Unrecht es sey, unbedingt und so sicher die frühere Zeit der späteren vorzuziehen, Worte enthält, vom Baum des ewigen Lebens gebrochen, fanden wir eine wunderbare Kraft, die Gemüther der Niedergebeugten, von den Erscheinungen anderer Zeit Erschütterten tröstend aufzurichten, und zu dem Ewigen hinzulenken, wo allein Schutz zu suchen ist, wenn uns aufsteigen will das Zeitliche mit seinen Widersprüchen: Nicht einseitig bleibt Hr. S. in dieser Predigt bloß bey dem Theile Deutschlands stehen, dem er gerade angehört, sondern mit Bewußtseyn bewahrt er sich stets die Aussicht auf die Wiedererweckung der ganzen Nation, welche allgemeine Angelegenheit, wenn wir anders manche seiner einzelnen Winke verstehen, auch seine ganze Seele füllt. Die höchste Eigenheit mit sich und der Welt, wie sie vornehmlich dem Prediger, diesem unmittelbaren Stellvertreter des Ewigen, einzuwohnen sollte, offenbart sich in letzter GröÙe durch diese Predigt, wie in allen seinen früheren das Gebiet der Religion betreffenden Schriften. — Durch die 9te Predigt, wo gezeigt wird, wie Alles, was nicht aus dem Glauben kommt, Sünde sey, hat sich Hr. S. fürwahr kein kleines Verdienst um die Entwicklung des Wortes *necis* erworben, indem er die so verschiedenen und oft sich zu widersprechen scheinenden Bedeutungen dieses Wortes auf Eine Grundanschauung, aus der sie alle geflossen, zurückführt, und so den besten Commentar liefert zu manchen schwierigen Stellen im N. T. Ubrigens können wir hier unseren Wunsch nicht verbergen, Hr. S. möchte nach Aufstellung der Hauptzüge des Gläubigen, anstatt zu zeigen, was nicht aus dem Glauben folgt, mehr ins Einzelne gegangen seyn und die Art und Weise entwickelt haben, wie der Gläubige die Geschichte und besonders die Erscheinungen in der Natur deutend betrachtet. Überhaupt hat Hr. S. in dieser Sammlung seiner Predigten auf die aus der Betrachtung der Natur sich entwickelnden religiösen Gefühle wenig, ja fast gar nicht Rücksicht genommen, indem er fast einzig auf dem Gebiete der Geschichte und des menschlichen Handelns verweilt. Wir glauben den Vorwurf, welchen man ihm vielleicht deshalb machen könnte, am besten so zu beantworten, daß wir zurückweisen auf die schon früherhin angedeutete Entstehungsort dieser Predigten, welche, das Bedürfnis unserer Zeit stets im Auge behaltend, sich um so mehr auf das Gebiet des eigentlichen Handelns beschränken, und dieses nach Kräften bearbeitend, auch andere zu gleicher Thätigkeit um so ernstlichen ermuntern, je selbstsüchtiger die Meisten unseres Volk sich seit längerer Zeit bloß dem Schauen und Fühlen hingeben, und je selbstgefälliger sie alles thätige Eingreifen ins Leben unter ihrer Würde halten, und als ein Geschäft für gemeinere Sklavennatur achten. — Die zwölfte Predigt, worin Hr. S. über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer frühen Zeit so tiefe eindringende Worte spricht, und worin er alles vergänglich-

che Zeitliche in einem Staate von dem bleibenden Ewigen, aus der Natur und den kosmischen Verhältnissen eines Volks Hervorgegangenen, so scharf unterscheidet, scheint uns die wahre Eigenständigkeit des preussischen Staats in einem so ähnlichen gemeinsamen treffenden Bilde darzustellen, daß jeder preussische Staatsmann sich die hier gezeichneten Züge seines Staats tief einprägen, und bey jeder von ihm vorgeschlagenen Umgestaltung der Regierungsform sich sinnig fragen sollte, ob sein zeitliches Wollen mit dem ewigen Wesen seines Volks in Widerspruch stehe oder nicht. Zugleich ist sie eine Lobrede auf den großen Friedrich, den Schöpfer der einstigen preussischen GröÙe. Wenn das preussische Volk die hier ausgesprochenen Worte beherzigt, und in Hn. S.'s Sinn wieder zurückkehrt zu seiner wahren Eigenständigkeit: so glauben auch wir von ihm prophetisch sagen zu können: „Ein Volk ist ein ausdauerndes Gewächs in dem Garten Gottes, es überlebt manchen traurigen Winter, der es seiner Zierden beraubt, und oft wiederholt es seine Blüten und Früchte.“

J. L. F. S.

GLÜCKSTADT, b. Schneider: Neue Predigten von D. Johann Otto Thies. 1808. 224 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Das Charakteristische dieser Predigten ist das biblische Gewand, in welches der Vf. seine Gedanken auf eine ganz originelle Art einleidet. Man hat in neueren Zeiten mit Recht die Vernachlässigung des Bibelgebrauchs in unseren christlichen Vorträgen selbst an geschätzten Predigern gerügt; denn allerdings sollen wir den Reichthum herrlicher Aussprüche, welchen die Bibel darbietet, um so freudiger benutzen, da sie im Schimmer höherer Autorität desto tieferen Eindruck bewirken. Wollte nun der Vf. dieser Vernachlässigung durch Aufstellung einer entgegengesetzten biblischen Vortragsmethode praktisch entgegenarbeiten; so müßte man glauben, daß er einen Theil des Versäumten dem Maße nach wieder hätte einbringen wollen, und es beklagen, daß er so gleich in das andere Extrem übergegangen ist. Allein es ließe sich doch von einem so denkenden Manne und dem Vf. einer so geistvollen homiletischen Anleitung mit Recht erwarten, daß er sich bey solchem Vorbedacht, als Muster vorleuchten zu wollen, geschickter benommen haben würde. Doch wer die anderweitigen neuen moralischen Schriften des Vfs., seine Bücher über Tod und Leben, über die Ehe, über Glück und Unglück, kennt, der weiß, wofür die diesen Bibelgebrauch zu halten hat, er ist Manier des Vfs. Wie er besonders in jener letzten Schrift keinen Schritt zu thun wagt ohne die Leitung alter Classiker, wie er lieber mit ihren Worten, als mit den seinigen spricht, und jeden Ausspruch mit der Autorität der Alten belegen, oder schützen zu müssen glaubt, so auch in diesen Predigten, die einen anz eigenen Bibelgebrauch aufstellen. Einmal: der Vf. betet meist in lauter biblischen Stellen, deren Citate in das Gebet eingeschaltet sind. So besteht das Gebet der ersten Predigt aus sechszehn citirten bibl-

schen Stellen. In den Vorträgen selbst benützt der Vf. nicht bloß beweisende, ermüthende, tröstende Aussprüche der Bibel, sondern er spricht ganze Seiten hindurch in lauter biblischen Stellen, er giebt sie bisweilen statt der Entwicklung ganzer Unterabtheilungen; er schaltet, wie in einem Compendium der Dogmatik, Citate ein, ohne sie anzuführen, ja er haßt diese Citate dadurch, daß er die Stellen anführt, aus welchen vielleicht nur ein paar Worte in seinen Vortrag eingewebt sind, z. B. S. 158: *Thue das, so wirst du leben* (Luc. 10, V. 28), nicht ein thierisches, sondern ein göttliches Leben (1 Mos. 3, 24)" u. s. w. So enthält unter anderen die 7te Predigt auf 20 Seiten nicht weniger als vier und neunzig biblische Citate. Das ist nun freylich nicht die richtige Art, auf den verlassenen Pfad weiser Bibelbenützung einzulenken; das ist Manier, die zwar Manche recht erbaulich dünken, den ächten Bibelfreunden aber um so weniger gefallen wird. Doch in Ansehung der letzteren würde der Vf. sprechen, was er öfter äußert: *Was gehen mich dis draussen an?* 1 Cor. 5, 12, und wir glauben auch, daß diese Manier aus dem Einflusse hervorging, den die Aussprüche der heil. Schrift auf sein Gemüth äußerten. Es ist also eine Eigenheit des Vfs., nur daß nicht Jemand sie copire! — Vortheilhafter als sie charakterisirt diese Predigten eine seltene Freymüthigkeit, die sich besonders in der 3ten und 11ten Predigt darlegt. Ubrigens zeichnen sich diese Predigten nicht besonders aus. Denn einzelne sehr gelungene Schilderungen, treffende und feine Bemerkungen, wie sie sich in jeder Schrift eines so geistvollen Vfs. erwarten lassen, machen Predigten, an denen die specielle Kritik so manches vermisst, noch nicht zu Mustern. Manche sind in der Ausführung einzelner Parthieen leicht, biblische Stellen vertreten hier und dort die zu fordernde Entwicklung, Beweisführung und Anwendung. Unter den 10 Vorträgen dieser Sammlung sind folgende die anziehendsten: *Vom ächt-christlichen Vertrauen auf Gott*, über 2 Cor. 3, 4. *Wie kann ein Mensch so tief sinken, daß er zum absichtlichen Mörder an seiner ganzen Familie wird?* über Matth. 6, 27. *Wie wir davon lebendig überzeugt seyn können, daß mit dem Tode nicht alles aus sey, daß dann das wahre Leben erst angehe?* über Matth. 22, 34 — 40. V. Pf.

ALTONA, b. Hammerich: *Predigten von A. Zachariaß*, Prediger zu Itzehoe. 1808. 350 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Diese Predigten sind durch manche empfehlende Eigenschaften einer günstigen Aufnahme würdig; sie kommen aus einer der äußersten Provinzen Deutschlands zu uns, und man freut sich, auch dort den besseren Geschmack im Predigen walten zu sehen. Die Hauptstücke dieser Predigten sind sämmtlich praktisch, und manche behandeln seltener ausgeführte Materien, z. B.: *Was sind wir älteren Christen den jüngeren Christenthums bekennen schuldig?* nach Phil. 2, 1 — 11. *Hoffen auf Gottes Segen wirkt Segen*. Luc. 5, 1 — 11. *Nur bey gehöriger Aufmerksamkeit auf uns selbst können wir wissen, ob wir das Gute nach-*

dem Wunsche Jesu thun. Colosser 3, 16. 17. *Von welchen Christen wir sagen können: sie haben keinen Gott?* 2 Joh. 8, 9. *Religion will nicht befohlen, sondern empfohlen seyn*. 2 Cor. 1, 23. 24. Die Ausführung der Hauptstücke ist deutlich, herzlich und praktisch. Der Vf. besitzt reine Religionsbegriffe, und trägt sie in einer würdigen Sprache vor; nur ist dieser mehr Corvettheit, Gewandtheit und Leichtigkeit zu wünschen! — Der Vf. hat seine Predigten über freygewählte Texte gehalten; aber sowohl in Hinsicht auf diese Wahl, als auf die Benutzung des Textes wird dem Vf. manche Rüge begegnen. Sobald der Text frey gewählt ist, soll die Hauptwahrheit offen und anschaulich ins Licht liegen; der Text schon soll den Hauptsatz ankündigen und Interesse für ihn erwecken; er soll also nicht bloß Veranlassung geben, von der Materie zu reden, denn beynähe aus jedem Texte möchte man künstlich Veranlassung zu jeder Materie finden. Bey manchen Materien halt es zwar schwer, einen solchen Text zu finden, aber auch da, wo kein ganz passender zu finden ist, legt doch der eine dem Hauptplatz näher, als der andere. Wie wenig passend ist in der dritten Predigt zur Entwicklung dessen, was wir jüngeren Christen schuldig sind, der Text Philip. 2, 1 — 11, und warum giebt der Vf. hier 11 Verse als Text an, da er doch nur den 1ten benützt, und der übrigen auch in der Ausführung mit keinem Worte gedacht hat? Der Vf. führt bisweilen in der Predigt selbst solche biblische Stellen an, die ihm einen schicklicheren Text gegeben hätten. Wer über vorgeschriebene, oft dürftige, Texte predigen muß, und über wichtige Wahrheiten, die gerade jetzt als Zeitbedürfnis fordert, sprechen will, kann freylich den Text oft nur als Veranlassung benutzen, ohne ihn in der weiteren Ausführung mehr zu berühren. Aber wo freye Wahl des Textes ist, da soll dieser in der Predigt zur Verdeutlichung der Wahrheit zum Beweis und zur Rührung dienen. So hat aber der Vf. seine Texte nicht benützt, ja bisweilen, z. B. in der 9ten Predigt, ist weder vom Texte ausgegangen, noch seiner in der ganzen Predigt nur einmal gedacht. Eben so fehlerhaft sind die meisten Ein- und Übergänge. Manche noch vor dem Texte sich befindende Einleitungen sind ganz überflüssig, andere Eingänge sind viel zu weit ausgeholt, und so wenig geeignet, Interesse zu erwecken, daß man erst aus den letzten Worten ersieht, zu welcher Wahrheit sie überleiten sollen. Die Vermeidung solcher weiten Ausholungen, sowie die Unterdrückung der weder zur Verdeutlichung der Sache, noch zur Bewegung des Willens dienenden Bemerkungen ist überhaupt dem Vf. zu empfehlen; seine Vorträge werden dadurch mehr an gedrängter, kräftiger Darstellung gewinnen. V. Pf.

LEIPZIG, b. Märker: *Predigten im Sturme der Zeit gehalten von M. Lebrecht Siegmund Jaspis*, Pfarrer in Pobles bey Lützen. 1808. XII u. 115 S. 8. (12 Gr.)

Ein selbstständiger Prediger sollte, wie es hier in der Vorrede geschieht, den Vorwurf gar nicht erwähnen, den man ihm bey der Herausgabe solcher Amts-

reden machen könne, „als habe er dadurch *traurige Erinnerungen ange schlagen*“ — (welche seltsame Redart!). Gerade der jetzigen Generation scheint es vorzüglich Noth zu thun, geflissentlich und ernst an das Traurige aus der Vergangenheit gemahnt zu werden. Der herrschende Leichtsin्न verwischt die Eindrücke des Vergangenen allzusehnell, und so möchte ohne jene Erinnerungen der Gewinn für Religiosität und Sittlichkeit, der nach den Stürmen, nach den Drangsalen und Ängsten in dem Gemüth zurückbleiben konnte, leicht auf immer verloren gehn. Es ist daher nach unserer Ansicht Pflicht des Religionslehrers, in seinen Vorträgen recht oft und recht eingreifend auf die traurigen Erfahrungen der letzteren Zeit zurückzukommen und dies um so mehr, da diese Erfahrungen durch ihre Neuheit, durch ihr Gewicht und durch ihren fortwährenden fühlbaren Einfluß auf den inneren und äußeren Zustand der Menschen tiefer einwirken, als irgend etwas vorher.

Eben darum, so wenig wir sonst den gehäuften Druck von Predigten und Erbauungsschriften gut heißen, billigen wir die Herausgabe vorliegender Predigten. Sie sind zwar, wiewohl der gefuchte Titel verräth, hie und da etwas kostbar im Ausdruck — und diese Kostbare verführt selbst zuweilen zu einem Non sens, z. B. wenn des Tages der Schlacht bey Jena gedacht wird, wo „die Eingeweide der Erde von heissem Blute kochten“ — auch nicht gerade neu und eigenthümlich in den asketischen Ansichten; indess zeigt sich überall ein rühmlicher Ernst und Eifer des Vfs. für seinen Beruf, Ordnung und Wahl der Gedanken, und ein verständiges Benutzen der Bibel, so daß wir gern die Versicherung ertheilen, man werde diese Predigtsammlung nicht ohne Erbauung und Theilnahme le-

sen. Der Wohnort des Vfs. blieb von Plünderung und unmittelbarem Kriegsdruck verschont, gleichwohl kam seiner Gemeinde die Noth sehr nahe. Er benutzt die Erinnerung an die Tage der Angst und Sorge, um in mehreren Vorträgen theils Worte des Trostes, theils Aufforderung zu ernsthafter Überlegung, zur Selbstschämung, zur Stärkung und Befestigung im Guten, zur rechten Ansicht des Todes u. s. w. den Zuhörern ans Herz zu legen. Einer der besseren Aufsätze zeigt, welchen wohlthätigen Einfluß für Geist und Herz der gesellige Umgang jetzt habe. Daß der Vf., der erst zwey Jahre im Amte ist, außerdem, daß er seinen Geschmack mehr reinige und natürlicher in seiner Schreibart werde (gleich in der ersten Predigt heißt es z. B. „wird uns bey *Verstörungen*, die dem väterlichen Boden *entgegen*, nicht ein *theilnehmender Muth*, ein *gegenseitiges Bedauern einnehmen*“), auch wohl thue, auf die logische Anordnung seiner Dispositionen mehr Fleiß zu verwenden, zeigt unter anderen der Entwurf zur dritten Predigt, wo der I Th. — Aufmerksamkeit auf den Rath Gottes, d. i. wie es der Vf. selbst erklärt, Gottes Führungen — ziemlich mit dem dritten — Aufmerksamkeit auf den Gang unserer Schicksale, zusammenfällt. Die Sprache ist rein und würdig, aber für eine Landgemeinde hie und da zu hoch. Die Worte „Sinnlichkeit, Ansicht, Verhältniß u. a.“, die sehr oft vorkommen, hätten wir lieber mit anderen gleichbedeutenden vertauscht gesehen. In der vierten Predigt kommen ganze Ausführungen vor, die den ländlichen Zuhörern des Vfs. unverständlich und ungenießbar bleiben mußten. Ein schielender Gedanke findet sich hier S. 44: „So sehr das *Beten* leider abgekommen ist, so sehr ist das *Nachbeten* aufgekommen.“

N. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. Leipzig, b. Barth: *Leitfaden bey dem Religionsunterrichte der Churfürsten*, von C. Ch. G. Zörrenner, Pred. der Kirche zum heil. Geist zu Magdeburg, 1808. 68 S. 8. (3 Gr.) Dieses Büchelchen empfiehlt sich durch treffliche Concentrirung der nöthigsten praktischen Religionslehren, und durch Popularität. Nach einer kurzen Einleitung über die Bestimmung des Menschen, über Gott, Religion und Christenthum, redet der Vf. von Gott, dessen Eigenschaften und Werken, von der Sünde, von Christo Jesu, dem Erlöser der Menschen; vom Glauben an Jesum, der Besserung und Frömmigkeit; von den Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, gegen andere Menschen überhaupt, und in besonderen Verhältnissen und Verbindungen; und gegen die Thiere; von den Hülfsmitteln zur Tugend und christlichen Frömmigkeit; von den Bewegungsgründen zur Tugend und Frömmigkeit, oder der Glückseligkeit der Frommen und tugendhaften Menschen in diesem und dem zukünftigen Leben. Wir würden mit der Bestimmung des Menschen angefangen haben, und von ihr zur Religion u. s. w. fortgegangen seyn. Denn wenn man sogleich von Gott zu reden anfängt: so sieht man den Zweck davon noch nicht ein, und man kann auch nicht füglich von Gott reden, bis man von der Bestimmung des Menschen gesprochen hat. Luther hat daher nicht ohne Grund mit der Lehre vom Gesetze seinen Volksunterricht angehoben. Doch vielleicht hat der Vf. Bedenken getragen, von der gewöhnlichen Form und Ordnung des christlichen Unterrichts abzugehen. Bey allen Güte dieses Werks aber, sey uns vergönnt, einiges gegen die Materie zu erinnern. S. 14 heißt es: Seligkeit ist der Besitz der inneren Güter. Wir würden hinzugesetzt haben: und Genuß. S. 15. Es kann nichts in der Welt ohne Gottes Willen oder seine Zulassung geschehen — *eingewöhnlicher aber dunkler und auf Nebenbegriffe führender Ausdruck*. Ohne Gottes Willen und Zulassen kann nichts geschehen, aber auch ohne Gottes Willen?

Geschieht nicht das Böse ohne Gottes Willen? Zwar antwortet man: er will nicht das Böse, sondern das daraus entspringende Gute, er will es also als Mittel zu einem moralischen Zweck. Ist das heilig? Sollen, dürfen wir das wollen? Kann der Zweck die Mittel heiligen? Bey der Zulassung ist es anders: wenn man das Böse nicht hindern kann und darf: so muß man es zulassen, ohne es zu wollen, und das Böse möglichst gut zu machen suchen, oder, wie man im Sprichworte so sagen pflegt, aus der Noth eine Tugend machen. Nach dem S. 17 angegebenen Begriffe einer freyen Handlung können Unwissenheits-Sünden nicht dahin gerechnet werden, es müßte denn vorsätzliche Unwissenheit, oder *ignorantia vincibilis*, seyn. Wo und in welchem Falle ich mir keiner sittlichen Vorschrift bewußt bin, da kann ich auch nicht sündigen. Schwachheits-Sünden sollen solche seyn, wo wir uns an die Gesetze Gottes nicht sogleich erinnern. Gibt es nicht auch Schwachheits-Sünden, wo man, bey aller Erinnerung an die Gesetze Gottes, sie dennoch verletzt, weil man den Affecten, z. B. des Zorns, nicht immer widerstehen kann? Und haben sie nicht daher, vorzüglich den Namen Schwachheits-Sünden, weil man aus Schwachheit fehlt? Den Begriff Glückseligkeit S. 18 würden wir nicht so weit ausdehnen und in denselben auch äußere Güter mit einschließen. Denn wenn uns diese bey der Tugend mangeln, sind wir da nicht auch glücklich? Warum bedient man sich in Hinsicht der äußeren Güter nicht lieber des Wortes Glück, Wohlfeyn? Zwar unterscheidet den Vf. zwischen innerer und äußerer Glückseligkeit, und nennt jene Seligkeit und diese Glück. Aber das ist willkürlich, und Seligkeit möchten wir jene innere Glückseligkeit nicht nennen, die doch immer noch sehr mangelhaft ist, und vom Glück zum Theil mit abhängt, daher sie auch Glückseligkeit heißt. S. 44 ist nach den Worten: *denn er Gutes thun könnte* ausgelassen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 F E B R U A R , 1809.

M A T H E M A T I K.

FREYBERG, b. Cratz u. Gerlach: *Erster Unterricht in der algebraischen Auflösung arithmetischer und geometrischer Aufgaben.* Ein Lehrbuch des ehemalig. dessauischen Erziehungsinstituts, von Friedrich Gottlieb Busse, kön. sächsl. Commissionsrath u. s. w. Erster Th. 2te verbess. und verm. Aufl. mit 3 Kupfern. 1808. XXII u. 532 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Nach der Vorrede ist dieses Lehrbuch auch absichtlich für den Selbstunterricht und zum eigenen Nachlesen, neben dem Gebrauch anderer Lehrbücher, bestimmt, und wurde schon vor 27 Jahren von dem Vf. geschrieben. Weil er nun glaubte, „dass in Vergleichung mit einigen anderen ersten Einleitungen die seinige, sogar auch in Hinsicht der Richtigkeit, so wie des gemeinverständlichen Vortrags den Vorzug verdiene, auch nachher geübte Lehrer ihn versicherten, dass sein Buch sehr psychologisch geschrieben sey, und der Anfänger sich dabey sehr wohl befände: so nahm er sich vor, damit von den guten Eigenschaften des Buches nichts verloren gehe, die alte Ausgabe zu verbessern, und hauptsächlich auf eine schickliche Einleitung des ersten Anfängers in diejenigen Begriffe des Bejahten und Verneinten zu achten, welche er für die einzig richtigen hält. In Hinsicht dieses von Carnot, Klügel und ihm behandelten Gegenstandes hofft der Vf., dass auch das gegenwärtige Buch dereinst als Quelle mit genannt werde.“ — Eine solche Ankündigung berechtigt allerdings zu grossen Erwartungen. Rec. kann aber nicht sagen, dass sie ganz befriediget worden.

In Ansehung der Methode geht der Vf. seinen eigenen Gang. Den Anfang des Buches machen vorläufige Bemerkungen über das Multipliciren und Dividiren mit Brüchen. Im 1 Cap. folgen Aufgaben, worin die Anwendung der ersten algebr. Grundsätze gelehrt wird. §. 1 u. 2 enthält eine Übersetzung in Worte der Zeichen (+) (—) und (=) auf Beyspiele angewandt, hierauf kommen ein paar Aufgaben von der Art: wieviel bedeutet x , wenn $x + 10 = 28 + 2$? oder wenn $x + 2 - 3 = 8 - 2 + 5$, welchen unmittelbar die Aufgabe nachfolgt: Ein Vater hinterlässt 3 Söhne und 1200 Rthlr., der 2te Sohn soll 150 Rthlr. mehr als der 1ste, und der 3te 150 Rthlr. mehr als der 2te bekommen, wieviel erhält jeder? — In §. 8 wird erst erklärt, was eine Gleichung sey, und nachdem zuvor mehrere Aufgaben von 2 auch 3 unbekannten

Größen vorgekommen sind, so folgt hinterdrein §. 43 der Grundsatz: wenn 2 Größen einer 3ten gleich sind: so u. s. w.; endlich kommen §. 62 ff. allgemeine Regeln, wie man sich bey Auflösung der Gleichungen verhalten müsse, und in §. 84 wird nun auch erklärt, was Aufgaben mit 2 unbekannten Größen seyen. Das 20 Capitel könnte gewissten theils füglich das erste seyn, denn §. 584 ff. kommen ganz allgemeine Bemerkungen über die Buchstabenrechnung vor, wie z. B. dass diese die vorzunehmenden Operationen nur anzeige, selten wirklich verrichte, dass in jeder Aufgabe Bedingungen und Forderungen enthalten seyen, welche die Beschaffenheit der bekannten und unbekannten Größen betreffen, und welche, durch Zeichen ausgedrückt, die Grundgleichungen geben. So geht es fort. — Von den übrigen Capiteln setzt Rec. bloß die Inhaltsanzeige hieher. 2 u. 3 C. von der allg. Addition und Subtraction; 4 von Decimalbrüchen; 5 von geometrischen Aufgaben; 6 vom Verhältniss und Proportion für die gemeine Arithmetik; 7 von Anwendung der Proportion für die Algebra; es kommen aber nur die geometrischen Proportionen darin vor, von den arithmetischen wird erst im 17 Cap. gehandelt. Das 8 enthält das Multipliciren und Dividiren in Linien; das 9 von bejahten und verneinten Linien; das 10 vom Mult. und Div. bejahter und verneinter Größen überhaupt. Nun kommt Cap. 11 u. 12 die Lehre von den Quadratzahlen und unreinen quadratischen Gleichungen vor; Cap. 13 handelt von zusammengesetzten Verhältnissen und Proportionen; Cap. 14 u. 15 wieder von geometrischen Aufgaben und unreinen quadratischen Gleichungen; auch enthält letzteres noch einige Regeln für die Anwendung der Alg. auf geometrische Aufgaben. Cap. 16 beschäftigt sich mit stereometrischen Aufgaben. Cap. 17 lehrt die Art, wie man arithmetische Vermuthungen prüfen müsse, und neue Rechnungsregeln auffinden könne. Das 18 Cap. enthält vermischte, und das 19 unbestimmte Aufgaben. Im 1 und 2 Anhang folgen Aufgaben zur Übung und ein Verzeichniss der wichtigsten Lehrsätze, auch Aufgaben der Elementargeometrie. —

Nach dieser Inhaltsanzeige wird es wohl keines Beweises mehr bedürfen, dass alles ziemlich bunt durch einander vorgetragen wird; der Vf. hält aber, wie man aus der Vorrede sieht, diese Ordnung für psychologisch, und belehrt seine Leser im 590 §., dass er sie mit gutem Vorbedacht so und nicht anders wählte. „Schon vor 30 Jahren empfand er, dass von den Deutschen die Wissenschaften gar oft allzu

ängstlich zertheilt werden, daß einige Classificirungen und Definitionen zwar freylich nothwendig sind, daß aber am Ende, wenn wir bis zur Überschauung der Sache uns erhoben haben, fast jede Classification uns sehr mangelhaft und so manche Definition entweder als unrichtig oder als sehr wenig sagend erscheint.“ Rec. scheint das sehr psychologisch, daß dergleichen Bücheranlagen und hauptsächlich dergleichen Aufserungen ganz dazu geeignet sind, junge Leute, die sich daraus bilden wollen, zu dem Wahn zu verleiten, daß man um genaue Definitionen und Distinctionen, Ordaung im Lehrvortrag und Strenge in den Beweisen sich nicht zu bekümmern brauche. Auch in der Art sich auszudrücken und zu schreiben weicht der Vf. vom Gemeinen ab. Er sagt z. B. *Gröftheit, Umfläche, bewurzeln, ein sich bejaht oder verneint flächendes Rechteck, die Richtung ins Rechtere und ins Linkere* u. s. w. für: Gröfse, Fläche, die Wurzel ausziehen u. s. w., er schreibt *Rocken* f. *Roggen* u. s. w.

Verschiedene Materien, als z. B. die von der Behandlung der Irrationalgrößen, der unreinen quadratischen Gleichung, von Summirung der Reihen u. s. w., werden sehr unordentlich und mangelhaft vortragen; von der Ausziehung der Cubikwurzel meint der Vf. S. 397, sie sey gar zu mühsam, er will sie deswegen lieber gar nicht lehren, und was dergl. mehr ist. — Dasjenige, worauf er, nach der Vorrede zu urtheilen, im Buche den größten Werth legt, ist seine Ansicht von den entgegengesetzten Größen, nebst der Art, Plus und Minus zu behandeln, und hiebey geht er äußerst weitläufig und wortreich zu Werke. Von den ersteren wird §. III der Begriff festgesetzt, und gesagt: „A und B sind Gegengrößen, wenn $A + B = 0$ ist.“ Hieraus wird dann in §. 196 gefolgert: „Wenn zwey Größen A und B einander gleich sind: so sind auch ihre Gegengrößen gleich; ist aber eine von ihnen größer oder kleiner als die andere: so muß auch die eine Gegengröße kleiner oder größer seyn als die andere.“ In der Note zu diesem §. belehrt uns der Vf., „daß er der Erste war, welcher diese Sätze in ihrer völligen Bestimmtheit aufstellte.“ — Rec. scheint hierin kein großes Verdienst zu liegen, ihre Erfindung erforderte eben kein sonderliches Nachdenken; übrigens haben Kästner und Andere schon lange vor Hn. Buffe die 4 Species mit (+) und (—) aus dem Begriff von Gegengrößen dargestellt, und wenn sie jene Sätze nicht ausdrücklich aufstellten: so geschah es wohl gewiß nicht darum, weil sie Hr. Buffe noch nicht gelehrt hatte. —

Die Regeln für die Behandlung von (+) und (—) der Gleichungen, welche der Vf. giebt, lassen sich, wenn man sie aus der Weitfchweifigkeit, mit der sie umgeben sind, heraushebt, sammt und sonders auf folgende wenige Sätze reduciren. 1) Man überlege, was die unbekannten Größen vorstellen, ob sie sich verneint gedenken lassen oder nicht, und unter welchen Einschränkungen sie in der Aufgabe vorkommen. 2) Man verwende auch schon bey der Anlage und während des Calculs auf das sämmtlich vorkommende (+) und (—) der gegebenen Größen

die gehörige Achtsamkeit. Dann wird sich aufklären, welcher Werth für die Aufgabe, die man bearbeitet — und welcher nicht dafür, sondern etwa für verwandte Aufgaben gehört. 3) Kann die Aufgabe, bey der man sich auf einen positiven Werth der unbekannten Gröfse einschränkte, nicht so verstanden werden, daß negative Werthe derselben gedenkbar bleiben: so finden keine verwandten Aufgaben Statt.

Diese Regeln sind zwar richtig, und stehen, ihren weitläufigen Vortrag mit untergemischter Polemik abgerechnet, in einem Lehrbuch für die ersten Anfänger am rechten Orte: Rec. dünken sie aber, wie die oben bemerkten Lehrsätze über Gegengrößen, so klar, daß es der Miene von Wichtigkeit, die der Vf. sich darüber zu geben scheint — S. 353 nennt er sich ihren Erfinder — wohl kaum bedurft hätte. — Unter den gegebenen Beyspielen kann Rec. dem Vf. in §. 444 nicht beypflichten: Rec. glaubt nämlich, daß Hr. Prof. Klügel ganz Recht habe, wenn er das bejahte $x = \frac{1}{2} a \sqrt{5} - \frac{1}{2} a$ für das BD in Fig. 40, und nicht für BD hält; denn wenn $x = -\frac{1}{2} a \sqrt{5} - \frac{1}{2} a = BD$ oder $x = \frac{1}{2} a \sqrt{5} + \frac{1}{2} a = AD$ ist; wie Hr. B. selbst sagt: so muß er nothwendig zugestehen, daß BD nicht die bejahte, sondern verneinte Richtung bedente, zum Voraus gesetzt, daß man für $AD = +a$ vom Punct A, und für $AD = -a$ vom Punct B, wie es der Natur der Sache gemäß ist, zu zählen anfange.

Eine Hauptschwierigkeit bey dem Gebrauch von (+) und (—) ist der Fall, wenn Größen in einem Wurzelzeichen von geraden Exponenten negativ vorkommen: Diesen Fall setzt der Vf., nach Rec. Bedünken, nicht gut auseinander. Fürs Erste führt es den Anfänger auf falsche Begriffe, wenn im §. 309 S. 253 gesagt wird: „Der Ausdruck $\sqrt{-a} \cdot \sqrt{-a}$ bedeutet eine unmögliche Gröfse, welche niemals angegeben werden kann.“ Dieß ist an und für sich schon unrichtig. — Wenn nun Hr. B. so fortfährt: „Es hindert indessen nicht, daß nicht dergleichen Ausdrücke im algebr. Calcul oft mit Nutzen können gebraucht werden, es ist z. B. außer Zweifel, daß die Gleichung $\sqrt{-a} \cdot \sqrt{-a} = -a$ richtig ist.“ Wird da der Anfänger nicht offenbar schliessen müssen: Also $-a$, wenn es aus der Multiplication von $\sqrt{-a}$ mit $\sqrt{-a}$ entsteht, ist jederzeit eine unmögliche Gröfse? — Fürs Zweyte giebt Hr. B. im §. 319 die Regel: „Man soll zuerst versuchen, ob man auch bey geometrischen Aufgaben mit dem gewöhnlichen Satz ausreiche, daß die Quadratwurzel einer verneinten Gröfse unmöglich sey.“ Nun fährt er fort, und sagt: „Wahr ist dieser Satz nur arithmetisch unter der Bedingung, daß man unter der Quadratwurzel von a blofs eine solche Gröfse \sqrt{a} verstehe, die nicht nur an absoluter Gröfse, sondern auch an Zeichen gleich in sich selbst multiplicirt die Gröfse a zum Product gebe. In der Geometrie kommen aber außer den bejahten bey den Quadranten, deren beide Dimensionen entweder bejaht oder verneint sind, auch zwey verneinte Quadrate vor, deren eine Dimension

oder Seite bejaht, die andere verneint gerichtet ist. Dessen ungeachtet aber muß man, so lang es Genuge thut, mit derjenigen *algebraischen Geometrie* auszureichen suchen, bey welcher nur Quadrate von 2 gleichbezeichneten Seiten vorkommen sollen; und, solche Einschränkung vorausgesetzt, gilt dann auch in dieser Geometrie der Satz, daß die Seite eines verneinten Quadrats wie $\sqrt{-a}$ unmöglich sey.“ — Wie undeutlich und confus sind hier für einen Anfänger die Begriffe durch einander geworfen! — Wird er nicht glauben müssen, die Geometrie stehe mit der Arithmetik und Algebra im Widerspruch? — Größen, die in den letzteren für unmöglich erklärt werden, seyen dennoch in der ersteren möglich! — Kühn in Petersburg, so wird in der Note angeführt, war der Meinung, daß die unmöglichen Größen nicht unmöglich wären. Sie wird nicht widerlegt: was soll also der Anfänger von den unmöglichen Größen halten? — und was soll er alsdann anfangen, wenn man nun mit derjenigen *algebraischen Geometrie*, bey welcher nur Quadrate von zwey gleichbezeichneten Seiten vorkommen, nicht mehr auszuzeichnen kann? — Die andere Geometrie, Hr. B. nennt sie die *Richtungsgeometrie*, wird vermuthlich *unalgebraisch* seyn, oder was soll man sonst von ihr glauben? — Wie schön hat nicht der verdienstvolle *Tetens* die ganze Sache in drey Worten auseinander gesetzt, wenn es in der Anmerkung zu *Krafts* Mechanik S. 77 sagt: „Forschen wir der Ursache dieser wenigstens *scheinbaren* Abweichung des Calculs weiter nach: so erhellet, daß sie von der Zweydeutigkeit des Zeichens (—) herrührt. Denn bald drückt dieses Zeichen nur eine entgegengesetzte Lage der Größen aus, so wie auch die Änderung desselben in (+) die Änderung dieser Lage andeutet; bald bezeichnet es die, der durch (+) ausgedrückten entgegengesetzte Rechnungsart.“ — Hieraus ist einem Jeden auf den ersten Blick klar, daß, wenn das Zeichen (—) nur die Lage, oder Richtung bezeichnet, der Widerspruch der Geometrie mit der Arithmetik und Algebra nur scheinbar, und wenn es nicht auf Lage oder Richtung deutet, auch nicht einmal ein scheinbarer Widerspruch vorhanden sey, folglich der Meinung *Kühns* eine offenbar unsatthafte Verwechslung der Begriffe zum Grunde liege. — Rec. läßt es übrigens unentschieden, ob er vielleicht mit *Tetens* ungefähr Einerley sagen wollte. Wenn er aber das wollte: so hat er sich gewiß sehr dunkel und inadäquat ausgedrückt. Wahrscheinlich ist es indeß gar nicht, daß er es wollte, weil er S. 284 auf die *Gübertschen Annalen der Physik* 1807. 2 u. 6. Stück im Ansehung dessen *Tetens* auseinander gesetzten Falles verweist. Hieraus nämlich sieht man, daß (St. 2) der würdige Hr. Prof. *Mollweide* in Halle *Tetens* Erklärungsart vollkommen billigte, Hr. B. aber damit nicht übereinstimmen müsse, weil er (St. 6) sagt: er wolle den Beschluß seiner Erwiderung darum in *petto* behalten, um Hn. Prof. *Klugel* nicht vorzugreifen, der auch eine Erklärung von der Sache zu geben vorhabe. Wozu hätte es auch in St. 6 der *Gübertschen Anna-*

len von 1806 der Aufforderung an die Mathematiker bedurft, jenen von *Tetens* betrachteten Fall durch ein deutliches \mp zu lösen, wenn er mit ihm einverstanden war? —

Im §. 337 u. f. giebt Hr. B. die geometrische Construction der bejahten und verneinten Quadratwurzel, und geht dabey gar sonderbar zu Werke. Er versucht nämlich für die Proportion $a:b = -b:-c$ zweyerley Constructionen, welche aus den Lehrsätzen fließen: 1) daß die Ordinate zwischen zwey abgeschnittenen Stücken des Circuldurchmessers von diesen die mittlere Proportionale ist; 2) daß, wenn von zwey Linien eine den Circul berührt, die andere durchschneidet, erstere die mittlere Proportionale zu den abgeschnittenen Stücken der anderen in und außer dem Circul ist. Weil ihm nun keine von beiden Constructionen genügt: so läßt er, nachdem er viel Schwierigkeiten ohne Noth gemacht hat, endlich den Anfänger ganz im Stich, und endigt das Capitel mit den Worten: *Er würde sich durch andere Constructionen zu helfen wissen.* — Freylich fällt dem Geübteren unter anderen auch die Construction durch den Satz ein, daß wenn sich zwey Chorden im Circul irgendwo schneiden, die abgeschnittenen Stücke im umgekehrten Verhältnisse stehen; aber warum erfährt das der Anfänger in einem Buche nicht, das für ihn zum Selbstunterricht bestimmt ist? —

Rec. erinnert noch zu §. 419. S. 349, daß die Aufgabe, so wie sie da steht, zu den unbestimmten gehöre, und daß, um sich adäquat auszudrücken, hätte erinnert werden sollen, es sey dabey angenommen worden, die Gewinnsse sollten den Capitalien selbst gleichmäßig proportional bleiben. Es heist daher unrichtig S. 350, daß dieses also seyn müsse. Das 17 Cap. hat Rec. sehr wohlgefallen; es verdient die vom Vf. erfundene, eigene und schöne Methode, einfache Kennzeichen anzugehen, durch welche Zahlen sich Brüche aufheben lassen, wegen ihrer Merkwürdigkeit, und weil sie ein neues Feld zu Untersuchungen über die Eigenschaften der Zahlen darbietet, eine besondere Anzeige, und allgemein bekannt zu werden. Er setzt die Ziffersumme einer jeden dekadisch geordneten Zahl

... $3Ehze = e + z + h + E + Z + H + e + z + h + E + Z$
u. f. w., wo e; z; h die Einer, Zehner, Hunderte; E; Z; H die Ein - Zehn - Hunderttausende u. f. w. bedeuten. Es gilt übrigens jedes der Zeichen e; z; h; u. f. w. für jede der Zahlen 0; 1; 2; 3; 4; 5; 6; 7; 8; 9. Nun stellt er für die Zahl 3 den Lehrsatz auf: Durch 3 läßt sich nur jede solche Zahl theilen, deren Ziffersumme auch durch 3 theilbar ist. Denn

$$\begin{aligned} e &= e \{0.3 + 1\} = e \\ z. 10 &= z \{3.3 + 1\} = 3.3z + z \\ h. 100 &= h \{33.3 + 1\} = 33.3h + h \\ E. 1000 &= E \{333.3 + 1\} = 333E + E \\ Z. 10000 &= Z \{3333.3 + 1\} = 3333Z + Z \\ \text{also ist der dritte Theil dieser Zahl} &= 3z + 33h + 333E + 3333Z + e + z + h + E + Z \end{aligned}$$

folglich kann der dritte Theil jeder Zahl allemal ohne Rest angegeben werden, wenn auch ihre Ziffer-

Summe durch 3 theilbar ist. Auf ähnliche Art findet er die Regeln für die Theilbarkeit anderer Zahlen. Rec. hebt z. B. noch die für die Zahl 13 aus.

Durch die Addition von I) bejahten und II) verneinten Überschüssen, finden sich für diese Zahl folgende drey Resultate, von welchen jede als Regel dienen kann.

$$I) 1. e + 10. z + 9. h + 12. E + 3. Z + 4. H + 1. e + \text{etc.}$$

$$II) -12. e - 3. z - 4. h - 1. E - 10. Z - 9. H - 12. e - \text{etc.}$$

$$III) -11. e + 7. z + 5. h + 11. E - 7. Z - 5. H - 11. e + \text{etc.}$$

Stellt man sich nun die gegebene Zahl verzehnfacht vor: so muß auch da noch die Theilbarkeit dieselbe bleiben, und man erhält die folgende

$$IV \text{ Regel: } 7. e + 5. z + 11. h - 7. E - 5. Z - 11. H + 7. e + \text{etc.}$$

wo die Ordnung der Coefficienten bequemer ist. Beyspiel. Es sey zu finden, ob sich 715286 durch 13 theilen lasse: so wird die Anwendung der Regel durch folgende Anordnung erleichtert:

$$\begin{array}{r} 715 \quad 286 \\ 35 \quad 42 \\ 5 \quad 40 \\ 77 \quad 22 \\ \hline \end{array}$$

$$- 117 + 104 = 13$$

das ist $-(11. H + 5. Z + 7. E) + (11. h + 5. z + 7. e) = 13$, also ist die vorgegebene Zahl durch 13 theilbar. Für grössere Primzahlen, als 13, hat der Vf. keine Formeln mitgetheilt. Er vermuthet, daß für 17 und 19 wenig Hoffnung zu bequemen Regeln übrig bleibe, weil diese Zahlen in Decimalbrüche aufgelöst, erst nach sehr vielen Stellen rückgängig werden.

bX.

LEIPZIG, b. Fleischer: *Anleitung, geometrische Figuren zum vollkommenen Schlusse zu bringen, zu zeichnen, und eben so genau zu berechnen; für Forst- und Feldgeometer, als Hilfsmittel, ihre Arbeiten auch ohne goniometrische Vorkenntnisse, nach der, bis jetzt einzig zuverlässigen, Düzelschen Methode behandeln zu können*, mit sehr nützlichen Hilfstafeln begleitet, entworfen von Karl Christian Rommerdt, fürstl. hohenzoll. langensb. neu-entst. Kammerassessor etc. Mit 2 Kupf. 1807. XVI und 62 S. Text, 70 und 332 S. Tabellen. gr. 8. (3 Rthlr.)

Die Kenntnisse eines Feldmessers müssen immer etwas weiter als bis zum pythag. Lehrsatz gehen, sagte Joh. Tob. Mayer in seinem *Unterricht zur praktischen Geometrie*, am Ende des 11ten ss. Da nun Rec. für Alles, was in diesem vortrefflichen Buche steht, große Achtung hegt: so wird es ihm der Vf. desselben nicht verargen, wenn er an die Versicherung, daß man sich durch dasselbe ohne goniometrische Vorkenntnisse zum brauchbaren Feldmesser bilden

könne, um so weniger glaubt, als der Vf. selbst einige trigonometrische Formeln in seinen Unterricht mit einfließen läßt, also ihre Kenntniß und Behandlung voraussetzt.

Für den Ausspruch, daß die Düzelsche Methode die einzig zuverlässige in der Welt sey, mag Hr. Prof. Düzal sich bedanken; ganz gewiss hat der verdienstvolle Mann bisher noch selbst nicht gewußt, daß alle, die vor ihm waren, nur durch Zufall richtig malsen. — Übrigens enthält diese Anleitung keinen ausführlichen Unterricht über das Verneffen selbst, dies könnte auch auf 62 Seiten Niemand erwarten; der Vf. giebt nur über den Gebrauch seiner Tabellen Anweisung, und zeigt in einem Beyspiel, wie man sich bey der Aufnahme, Zeichnung und Berechnung einer Flur von einigem Umfang verhalten könne.

Tafel I enthält für ein rechtwinkliges Dreyeck, dessen Hypothense 40 Ruthen lang wäre, die Größe der Katheten, bey jedem Winkel, von einer halben Minute zu anderen, bis zum 45ten Grad. Wenn man also diese Tabelle gebrauchen will: so muß man bey einem vorgegebenen Winkel die Katheten, oder umgekehrt jenen aus diesen, durch die Regel de tri berechnen; ist der Winkel größer als 45 Grad: so muß man erst die nöthigen Stücke für diesen Grad abschneiden, den Überschuss messen, und in der Tafel besonders auffuchen. So lehrt es Hr. Rommerdt. Sollte aber diese wohl leichter und kürzer seyn, als den Logarithmus einer Linie nebst dem eines Sinus oder Cosinus in den Tafeln aufzufuchen? — Der Vf. wollte jedoch selbst bey seinem Unterricht keine solchen Anfänger voraussetzen, die von dem Gebrauch der Logarithmen etc. ganz und gar keine Kenntniß hätten, denn er lehrt S. 28 mit Hilfe derselben, oder nach der gewöhnlichen trigonometrischen Formel, einen Triangel aus zwey Schenkeln und dem eingeschlossenen Winkel berechnen, und setzt diese Berechnungsart bey einer ganzen Reihe Triangel fort. Die erste Tafel konnte also sehr wohl entbehrt werden. Die zweyte Tafel enthält für Elevationswinkel von Viertel- zu Viertel-Grad vom 2ten bis zum 12ten, und Längen von 5 bis zu 50 Ruthen, die Reduction auf den Horizont, weil man horizontal messen muß. Rec. bedauert, daß Hr. Rommerdt sich diese undankbare und für die Praxis beynahe völlig fruchtlose große Mühe gegeben hat. Jedermann weiß, daß dem ausübenden Feldmesser nur höchst selten Ebenen vorkommen, welche er längs ihrer Schiefe zu messen, und hernach ihre Projection durch Rechnung zu suchen sich erlauben darf.

bX.

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Hannoverscher Briefsteller, zugleich Handbuch der nothwendigsten Kenntnisse für junge Leute und Ungelehrte*, enthaltend Unterricht im Schreiben, in der Sprachlehre, im Briefschreiben, im Briefstyl, in der Abfassung aller Arten von Briefen und anderer schriftlicher Aufsätze, Nachrichten vom Wechselwesen, vom Gelde, Münzen, Maße und

Gewicht, vom Postwesen, Reiserouten und Meilenzeiger, Unterricht in der Rechenkunst und Handelsgeographie, Erklärungen kaufmännischer Zeichen und Wörter, nebst manchen geographischen, historischen und physikalischen Bemerkungen u. s. w. von Aug. Mehn. 2te verm. u. verbess. Aufl. 1808. XII u. 476 S. 8. (13 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 F E B R U A R, 1809.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN.

PARIS und AMSTERDAM, b. Dufour: *Manuel général pour les Arbitrages de Changes et pour beaucoup d'autres Calculs nécessaires chez les Négocians, par Nombres fixes ou par Logarithmes etc. suivi d'une Table de Logarithmes depuis 1 jusqu'à 10400 etc. par Felix Reishammer. An VIII. (1800) XVI u. 457 S. gr. 8. (9 Francs 50 Cent.)*

AUGSBURG und LEIPZIG, b. Stage: *Felix Reishammers allgemeines Handbuch für die Vergleichen der Wechselcurse etc. aus dem Französischen übersetzt und verbessert von Andreas Christian Mayer, Ingenieur und Weinvisirer. Ohne Jahrzahl. Erster Theil. 25 Bogen. (3 Rthlr. 8 Gr.)*

Ebendasselbst: *Felix Reishammers gründlicher Unterricht von den Logarithmen: oder Lehrart, wie Banquiers und Kaufleute sich der logarithmischen Tabellen mit Leichtigkeit und Geschwindigkeit bedienen können u. s. w. Mit einer logarithmischen Tabelle für Kaufleute von 1 bis 10400. Als Fortsetzung des Nelkenbrecherschen Taschenbuches. Aus dem Französischen übersetzt und verbessert von Andr. Christ. Mayer. Ohne Jahrzahl. Zweyter Theil. 12½ Bogen. (1 Rthlr. 16 gr.)*

Es ist unglaublich, daß Jemand sich ernstlich mit der kaufmännischen Rechenkunst beschäftigen und doch nicht wissen sollte, daß wir sehr viele, höchst mühsam ausgearbeitete, und ihrem Zwecke vollkommen entsprechende logarithmische Tabellen für Kaufleute, und sich darauf stützende abgekürzte Arbitrage-Rechnungen besitzen. Die Namen Clausberg, Kruse, Raphael, Levy, Kästner und vieler Anderer können beynahe Niemanden fremd seyn, der sich mit kaufmännischer Arithmetik abgiebt, und doch muß der deutsche Vf. der französischen Schrift, welche wir hier anzeigen, nie etwas von ihnen erfahren haben, wenn er glauben kann, durch seine Arbitrage-Tabeln etwas Neues zu liefern. Daß er aber diesen Glauben habe, beweiset seine Äußerung in dem Vorberichte, wo er geradezu äußert, daß er durch die Gerhardt'schen 1788 und 1795 erschienenen Logarithmen zuerst auf den Gedanken von Arbitrage-Tabeln gerathen sey. Er rechnet alle Erfordernisse derselben mit vieler Sachkenntniß her, und sagt dann mit vollkommener Selbstgefälligkeit: *J'ai tâché de réunir tous ces avantages avec celui d'en faire un volume portatif: c'est beaucoup présumer, mais l'expérience*

ce m' autorise à affirmer que ma collection des Arbitrages qui ne doit son existence qu'à un travail très-pénible, entrepris d'abord pour mon propre usage, remplira ces conditions dans tous les points, pourvu que l'on se vende familier l'usage des Logarithmes. Auch sehen wir gar nicht ein, womit Hr. Reishammer, wenn er diesen Glauben auch rechtfertigen könnte, es zu entschuldigen vermöchte, daß er die Gerhardt'schen logarithmischen Tafeln, die sehr correct gedruckt sind, nochmals abdrucken ließe, und ihnen durch bedeutende Abkürzungen Vieles von ihrer Brauchbarkeit entzog.

Da Hr. R., als Deutscher, die französische Sprache für diese Schrift gewählt hat: so könnte man vielleicht meinen, er habe eigentlich nicht für Deutsche arbeiten wollen. Dieser Vermuthung steht aber seine eigene Erklärung in der Einleitung entgegen, wo er bestimmt von sich sagt: *L'Auteur ne s'est décidé à le donner en français que parceque cette Langue est la plus universellement répandue parmi les personnes adonnées au commerce et particulièrement parmi celles qui suivent la partie de change.* Hr. R. hat also sein Buch für die Welt, sowohl für Deutschland als für Frankreich und für andere Länder geschrieben; dann ist ihm aber, wenn wir ihm keiner Unredlichkeit zeihen wollen, seine Unbekanntschaft mit der Literatur seines Faches durchaus nicht zu verzeihen. Ausser dem, daß er zu glauben scheint, man habe in der kaufmännischen Rechenkunst noch gar keine Notiz von den Logarithmen genommen, und selbst Jürgen Elert Kruse habe sie nicht gekannt, (S. 25 der Introduction heißt es: *Cet exemple est pris de Elert Kruse de Hambourg, aux Logarithmes près, dont il paroit n'avoir pas eu connoissance*), müssen ihm auch Joh. Christ. Nelkenbrechers *J. U. et Arithm. C. Tabellen zu Berechnung der Wechselarbitragen u. s. w.*, welche schon 1762 zu Königsberg herausgekommen sind, völlig unbekannt geblieben seyn. Denn diese vortreffliche ältere Arbeit, die mit der größten Vollständigkeit, Genauigkeit und Kürze abgefaßt ist, leistet gerade alles das, was das Reishammer'sche Werk leisten soll, und noch vieles mehr, auf eine bequemere, sicherere und eintuchtendere Weise, und es muß sich Jedem unwillkürlich aufdringen, daß es selbigem zu einem — nicht erreichten — Vorbilde gedient habe. Außerdem haben wir aber auch in späteren Zeiten viel brauchbarere Werke der Art erhalten, worunter besonders die in Altona 1786 erschienenen *Vollständigen Tabellen über Gold-, Wechsel-, Gold- und Silber-Specu-*

Tt

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

lationen, nach Rec. Dafürhalten, oben an zu stehen verdienten, wenn sie mehr auf die jetzigen Curse und überhaupt nach dem jetzigen Gang der Geschäfte eingerichtet wären. Eine gehörig verbesserte Auflage derselben wäre etwas sehr Wünschenswerthes. Hätte Hr. R. diese übernommen: so würde er sich den Dank des kaufmännischen Publicums verdient haben, statt daß wir jetzt — am mildesten geurtheilt — seine Arbeit für ganz überflüssig, besonders für Deutschland, erklären müssen.

Daß wir demnach die *deutsche Übersetzung*, wenn sie auch höchst vollkommen gerathen wäre, nicht gut heißen können, versteht sich von selbst, und zwar um so mehr, da der Vf., wie wir wörtlich angeführt haben, bestimmt äußert, daß er, als Deutscher, deshalb die französische Sprache gewählt habe, weil diese von den meisten Kaufleuten, besonders von Bankiers, verstanden werde, und dadurch also selbst jede Übersetzung seines Werkes für überflüssig und unzweckmäßig erklärt. Wir können aber versichern, daß der Übersetzer kein Französisch versteht, und daß man nicht schändlicher mit einem Autor umgehen könne, als es der Ingenieur und Weinvisirer Mayer mit dem seinigen gethan hat. Nur einige Stellen, so wie sie uns in die Hand fallen, wollen wir als Belege anführen.

Reishammer.

Connaissant le prix d'un semblable travail, j'ai pensé que ce serait une chose utile aux personnes vouées à l'état de négociant que de leur offrir le résultat de mes recherches, fruit d'une longue application, sur les combinaisons de changes appelées Arbitrages, à l'aide des mêmes tables de Logarithmes publiées par M. Gerhardt. Je m'y suis livré avec d'autant plus de zèle, que je ne connais point de place de commerce où l'on ne puisse s'en servir avec bien plus de succès que de tous les autres livres qui ont pour objet de faciliter les calculs.

Si j'avois à consulter des hommes versés dans ces calculs sur le moyen de rendre mon recueil le plus utile, j'en aurais recueilli leurs idées de la perfection dont un pareil ouvrage est susceptible, se serviraient sûrement réunies sur les points suivants, etc.

1. Découvrir, après la deduction de tous les frais, le bénéfice clair, net, soit sur le prix du change, soit en pourcentage; et, connaissant le temps que doit durer le débours, convertir ce bénéfice, par un calcul facile, en pourcentage annuel, soit qu'on fasse valoir ses fonds, ou qu'on s'en gresse par des opérations de

Mayer.

Wer den Werth einer ähnlichen Arbeit kennt, der wird den Nutzen für die Personen, so sich der Handlung widmen, durch diese Bekanntmachung bey der Gegenseinanderhaltung oder Vergleichung der Wechsel genannt Arbitrage, mit Hülfe der nämlichen Gerhardtischen Tabellen leicht vorstellen können. Es wurde um so mehr auf die Bearbeitung dieses Buches der möglichste Fleiß verwendet, damit man sich desselben mit dem besten Erfolg bedienen u. alle anderen Werke und Schriften, welche über leichte Arten zu rechnen herausgekommen sind, entbehren kann.

Den in diesen Rechnungen gebrauchten Personen wäre anzurathen, daß sie diese 2 Bände als ein wahres Handbuch zu Vergleichung der Wechselcurse brauchen, ihre Begriffe würden bey Vervollkommnung, wozu ein ähnliches Werk empfänglich ist, sich sicher über nachstehende Punkte vereinigen u. s. w.

Entdecken nach dem Abzug aller Spesen den klaren und reinen Gewinn, entweder auf den Preis des Wechsels oder in Procent, und wann die Zeit der Dauer von den Auslagen bekannt ist, diesen Gewinn durch eine leichte Berechnung in jährlichen Disconto zu ver wandeln; es sey, daß man die Fonds

Reishammer.

changer, et qu'on veuille connaître à quel taux reviendra l'argent.

Mayer.

wollte geltend machen, oder daß man durch Wechselgeschäfte es zuwege brächte und daß man wollte das Geld, was vom Gassen fällt, wissen.

Die auf dem Titel versprochenen Verbesserungen haben wir nirgends entdecken können, wohl aber fanden wir, daß die wenigen Druckfehler, welche sich in das Original eingeschlichen hatten, mit diplomatischer Genauigkeit in die Übersetzung mit aufgenommen, und durch viele neue vermehrt worden sind. Ein Blättchen, welches der Übersetzung beigelegt ist, ist überschrieben: *Verbesserungen von Reishammers Logarithmen*. Wir fanden aber zu unserem Erstaunen, daß die darin aufgeführten Druckfehler, so weit wir uns die Mühe gegeben haben solche aufzufuchen, sich nicht im Reishammerischen Originale, sondern bloß in der fehlerhaft gedruckten Übersetzung befanden.

Ubrigens müssen wir hier noch unser Bekenntnis über diese Art von Schriften im Allgemeinen ablegen. Wir waren allezeit die Lobredner der Logarithmen, und haben schon oft unsere Meinung, sowohl in diesen Blättern als anderswo, öffentlich dahin geäußert, daß es den Kaufleuten höchst nützlich sey, mit diesem unschätzbaren Hülfsmittel vertraut zu werden. Durch diese künstlichen Zahlen können sie ungemein viele Zeit ersparen, welches bey manchem höchst wichtigem Geschäfte, das — besonders an der Börse — oft sehr schnell beschloffen oder abgelehnt werden muß, vom größten Nutzen seyn kann. Auch im Comptoir, wo man mehr Zeit hat, ist es doch höchst wichtig, wenn man durch logarithmische Tafeln eine schnelle Probe seiner Rechnungen aufstellen kann. Dazu werden allerdings correcte Logarithmen erfordert, die aus so wenig Ziffern als möglich bestehen, und die durch eine eigene Einrichtung mancher Nebenvortheile gewähren, z. B. daß die Zahlen, welche oft wiederkehren, als die Zahl 100 in dem Ketten-Satze, ganz wegbleiben können; u. m. dgl. Viel weiter müssen sie aber nicht gehen, und Tabellen, wie die eben angezeigten, aus denen jeder Mensch, ohne alle Rechenkennntnis, wenn er nur etwas abgerichtet wird, jede Arbitrage mechanisch zu Stande bringen kann, sind dem angehenden Kaufmanne gewiss schädlich, indem sie ihn um die Fertigkeit zu rechnen bringen, ihn zu einer bloßen Rechenmaschine machen, und dennoch oft eben so viele Zeit durch Nachschlagen erfordern, als eine völlige Berechnung nach den gewöhnlichen Regeln. Der Kaufmann muß, wenn er sicher gehen will, seinen ganzen Satz im Kopfe haben, und durch die Logarithmen nur des Vortheils der kleineren Zahlen und des in Addiren und Subtrahiren verwandelten Multiplicirens und Dividirens genießen.

O K O N O M I E.

FRANKFURT a. d. O., in der akadem. Buchhandlung: *Praktisches Handbuch der Feldwirthschaft, mit besonderer Hinsicht auf die neuesten Vorschläge über die Anwendung der englischen Wirthschafts-*

art auf die deutsche. Von D. F. R. Weber, ord. Prof. der Staats- und Landwirthschaft zu Frankfurt a. d. O. I. B. mit Kpn. 1807. XVI u. 470 S. II B. 448 S. gr. 8. (4 Thlr. 16 Gr.)

In diesem praktischen Handbuche hat der verdiente Vf. den gesammten Feldbau und dessen verschiedene Branchen sehr vollständig erläutert; wo er einzelne wichtige ökonomische Gegenstände weniger ausführlich darstellen konnte, weil er mehr auf das Allgemeine zu sehen hatte, da hat er auf Quellen zum weiteren Unterricht hingewiesen, und — was in der That diesem Werke einen desto grösseren Werth giebt — der besten Literatur aus *allen* Sprachen, d. h. ausser der deutschen, der englischen, französischen, italienischen und spanischen, und vorzüglich derjenigen, die in vermischten Schriften, ökonomischen Sammlungen, Journalen, in Schriften gelehrter Gesellschaften oder einzelner Männer enthalten ist, sorgfältigst gedacht. Auch hat er hieby alle, ihm bekannten, neuen Erfindungen; besonders neue, für den Feldbau brauchbare Maschinen und Instrumente angezeigt, ihren Werth und ihre Anwendbarkeit dabey unbefangenen bemerkt, oder wenigstens auf die von ihnen gegebenen Nachrichten verwiesen, sich jedoch in dem ganzen Werke streng an die Grenzen des Feldbaues gehalten. Zugleich soll es als eine Fortsetzung seines *systematischen Handbuchs der Landwirthschaft* angesehen werden; daher auch manche einzelne Materien, welche an sich ein allgemeines Interesse für den ganzen Pflanzenbau haben, und in jenem ausführlich dargestellt worden sind, hier ganz übergangen werden. Jedoch sollen, nach einer, durch Umstände nöthig gewordenen Abänderung des erst vorgesezten und auch von *Thaer* gebilligten Plans, die Bearbeitungen der verschiedenen Branchen der Landwirthschaft nun nicht mehr in einer Reihe nach einander erscheinen, sondern von jetzt an einzelne Branchen herausgehoben, und in einzelnen Werken ausgearbeitet, herausgegeben werden. Zu dem Ende wird die Reihe zuerst an ein ökonomisch-juristisches Handbuch der Haushaltungskunst kommen, und dann wird ein praktisches Handbuch der Viehzucht folgen, zu welchen Arbeiten schon die reichhaltigsten Materialien gesammelt sind. Der Vf. empfiehlt auch dieses Werk der strengen, aber gerechten und billigen Prüfung der Sachkundigen. Rec. kann ihm seinen vollen Beyfall nicht verlagen, nachdem er es ganz mit aller Aufmerksamkeit gelesen hat. Es ist vollständig, gründlich, und ohne parteyische Vorliebe für alles Neue ohne Unterschied geschrieben; und für den praktischen Landwirth, der nicht der Dreyfelderwirthschaft huldigt, überaus brauchbar. Wir halten uns verpflichtet, den Inhalt desselben kürzlich mitzutheilen, und dabey noch auf das eine und andere Vortreffliche darin aufmerksam zu machen, um unser Urtheil zu begründen.

Im ersten Bande spricht der Vf., nachdem er den Begriff der Feldwirthschaft festgesetzt, und die Eintheilung der Lehre von derselben angegeben hat, in der ersten Abtheilung: *von der Feldwirthschaft im Allgemeinen*, und zwar in 3 Cap., welche wiederum in mehrere Abtheilungen und Unterabtheilungen zerfallen:

1) Von den Acker- oder Wirthschafts-Systemen, oder von der Eintheilung der Felder und vom Fruchtwechsel; und wie das Verhältniß des Futterbaues zum eigentlichen Ackerbau hieby zu bestimmen sey. 2) Von der Feldbestellung selbst. 3) Von dem Schutze, der Pflege und Wartung der Felder, und der Saaten insbesondere, gegen die sie betreffenden Unfälle und Gefahren. Der zweyte Band handelt in der zweyten Abtheilung dann *von den einzelnen Branchen des Feldbaues insbesondere*, und zwar in 3 Abschnitten: 1) Von dem Getreidebau, wo in 2 Capp. von dem Wachstume und Anbau der Getreidearten, namentlich des Weizens, Roggens u. s. w., und dann von der Erndte, dem Ausdrusch und der Reinigung, oder von der Zugutmachung und Aufbewahrung des Getreides die Rede ist. 2) Vom Anbau der sogenannten Handelskräuter oder Handelsfrüchte, und zwar wiederum in 2 Capp. von dem Anbau der Ölgewächse oder Ölpflanzen, und von dem Anbau der eigentlichen Manufacturkräuter. Endlich 3) vom Futterbau auf den Feldern, oder von dem Anbau der Futterkräuter und Futtergewächse auf den Feldern im Großen.

Im ersten Bande ist in Cap. 1. S. 71 ganz vortrefflich, was vom Übergange aus einem Wirthschaftssystem in ein anderes, besonders von der Vorsichtigkeit im Übergange von der Dreyfelderwirthschaft in die Wechselwirthschaft, gesagt wird. Auch sind die mehreren hier mitgetheilten Beyspiele von Fruchtwechsel Tabellen äußerst lehrreich. Auch können wir nicht umhin, hier die S. 178. Cap. 2 gerühmte Bestellungsweise über Sommer der weiteren Prüfung und Nachahmung zu empfehlen. Man soll nämlich dem künftigen Sommerfelde — versteht sich, wo es die Lage, die Art des Ackers und die Natur der auszuführenden Frucht verstaten — schon im Herbst alle die Furchen, die es überhaupt erhalten soll, geben, und dann im Frühjahr und zwar frühzeitig, bis zur Mitte oder am Ende Aprils, ehe das Unkraut aufkömmt, den Acker bloß mit der Egge einbrechen und sogleich — ungepflügt — besäen; also die Winterstoppel Ende Septembers oder Anfangs Octobers gehörig tief und auch *schmalfurchig* stürzen, und auf diese Eine Ahr Hafer 3 dergleichen im Frühjahr säen, hingegen zu Gerste im Herbst noch einmal Ende des Octobers oder Anfangs Novbrs., bis es zu frieren anfängt, den Acker ruhren, ohne dann im Frühjahr wieder zu pflügen. Wie leicht ist es zu begreifen, daß auf diese Art, wegen der bleibenden Winterfeuchtigkeit, der Sommerfrucht keine Dörrung im Sommer schaden könne, und alles Unkraut unterdrückt werden, also auch das Getreide ungleich vorzüglicher gerathen müsse, als nach der sonst üblichen Bestellungsart! Rec. ist schon im Voraus von der Vorzüglichkeit dieser Methode überzeugt, und wird sie schon in diesem Jahre selbst anwenden. — Weniger kann er der Bemerkung S. 130 beystimmen, wo der Vf. will, daß die Egge recht gleich, gerade und sicher gehen, nicht schwanken noch springen soll, und wo er die bewegliche Glieder-Egge des Baron Baumer verwirft, weil sie nicht allenthalben eingreife, und schwerer zu ziehen sey. Durch das Tanzen der Egge wird, nach der Saat, doch offenbar der Same besser vertheilt, und das furchenweise Aufgehen desselben verhindert;

so daß also gewiß auch nicht rüthlich ist, die Eggen schienen fest mit den Balken verbinden zu lassen. — Schade übrigens, daß die Verlagshandlung nicht für etwas besseres Papier und schwärzeren Druck gesorgt hat! Auch hätte dieses treffliche Werk es wohl verdient; von der Menge Druckfehler befreit zu werden; denn fast ein Bogen *Errata* und Verbesserungen sind ihm beygefügt. — Ich —

GLOGAU, b. Günter: *Neuere Feldbestellung mit mehrschaarigen Pflügen, wodurch erwiesen, wie ungleich mehr Getreide dadurch erbauet wird; erfunden und praktisch entworfen vom Commissionsrath von Arndt. 1808. 112 S. 8. (12 Gr.)*

So viel sich auch gegen den gewählten Titel einwenden liesse, so gründlich und interessant ist doch der Inhalt der ganzen Schrift, und überaus lehrreich für einen jeden Leser, dem darum zu thun ist, seinen Ackerbau zu heben. Hr. v. A. übernahm vor 18 Jahren sein väterliches, sehr verfallenes, und an sich unfruchtbares Gut Simsdorf in Schlesien, welches über Winter und Sommer 340 Scheffel säet, wenig Wiefewachs hat, und, bey der Übernahme, 8 Pferde, eben so viel Zugochsen, nur 11 Kühe und 250 Schaafe hielt. Dieses Gut brachte in den ersten Jahren kaum 600 Rthlr. ein, und im Jahr 1788, nach Abzug aller Ausgaben, schon 1800 Rthlr., und 1789 gegen 2300 Rthlr. rein. Eben so übernahm er durch Erheirathung im Jahr 1786 das ebenfalls verwilderte, $\frac{1}{2}$ Meile von Simsdorf entfernte Gut Ellguth, auf welchem er im ersten Jahre auch nicht mehr, als das vierte Korn, erndtete, aber schon das zweyte Jahr darauf das 7te Korn bauete, In Simsdorf aber erndtet er nun schon seit 2 Jahren durchgängig das 8te bis 9te Korn. Wie er nun seine Verbesserungen anfang, das erzählt er von S. 1 — 20 auf eine sehr instructive Weise, um sich auch um andere Landwirth, die mit ihm in gleicher Lage sich befinden, verdient zu machen; er theilt hier nämlich die Geschichte seiner Unternehmungen und Verbesserungen der oben genannten beiden Landgüter mit. Und worin bestanden diese? Zuvörderst liefs er in Simsdorf alle Graben reinigen, und die dadurch erhaltene Erde auf die Oberfläche der sandigen Berge, aus denen der dritte Theil des Guts besteht, führen, welche jedoch in kurzer Zeit wieder verschwand. Aus Mangel an animalischem Dünger wählte er nun eine Mischung von Kalk und Asche, und bediente sich dieses mineralischen Düngers mit sichtbarem Vortheil; aber auch dieser wurde von dem vielen Sande bald wieder verzehrt, so daß der Kalk, um ihn bloß in der Oberfläche zu erhalten, nun allemal auf die Ruhr gesäet und ganz seichte untergeackert wurde; allein auch auf diese Art trug der Boden nur 2 — 3 gute Früchte, und gab noch immer sehr spärliche Erndten. Hr. v. A. unternahm daher schon im dritten Jahr eine Veränderung in der Ackerbestellung. Ausserdem daß er für gutes Pflügen sorgte, suchte er die Beetzfurchen, die gewöhnlich im Ertrag geringer ausfallen, immer mehr zu vermindern, dachte darauf, das Unkraut aus dem Wege zu räumen, und jetzt gestattet er durch-

aus gar keine Beete mehr, sondern läßt alle Acker ins Quadrat pflügen, und sorgt nur für gute, zweckmäßige Wasserfurchen, so wie er, um dem sandigen Boden mehr Bindung zu geben, das Walzen der Gerstenäcker, und auch der späteren Winter-Einsaat mit großem Nutzen einführte. Auch verwandelte er 2 kleine Teiche mit Vortheil in Acker, bauete immer mehr Futterkräuter an, und vermehrte den Viehstand. Jedoch die Hauptverbesserung machte er mit Mufchelmergel, den er, mittelst eines Erdbohrers, auf einem wüsten Stücke mitten auf einer Wiese entdeckte, und mit welchem er nun, besonders seine Elendsberge, am wirksamsten dünne überfahren liefs, so daß er schon im folgenden Jahre von 14 Scheffel Ausfaat 42 Schock Getreide erndtete. Zugleich erfand er einen mehrschaarigen Pflug, dessen er sich vorzüglich zum Saarackern bedient. Damit läßt er alles ins Quadrat pflügen, und hat überhaupt eine ganz neue Ackermethode auf seinen Gütern eingeführt, welche gewiß der gewöhnlichen bey weitem vorzuziehen ist, und den Ertrag sehr erhöhen muß. Gern theilte sie Rec. hier mit, wenn sie nicht zu viel Raum einnähme; aber keinen Landwirth wird es gereuen, die Beschreibung derselben selbst von S. 48 an zu lesen, und einer genaueren Prüfung zu unterwerfen. Wäre es nur, bey der Schlendriansliebe der Ackerleute, auch möglich, sie anderwärts einzuführen, und überhaupt das Ackerwerk nach der Methode des Hn. v. A. zu betreiben! Auch was der Vf. über das Eggen und Walzen, desgleichen über das Mergeln, das, nach seinen vielfachen Erfahrungen, bloß die Hindernisse des Wachstums hebt, aber nicht als eigentliches Düngmittel anzusehen ist, über die Mittel, einem Landgute den höchsten Ertrag abzugewinnen u. s. f. sagt, das alles ist vortrefflich, und macht ihm und seinem Nachdenken sehr viel Ehre. Kurz, Rec. kann dieses gehaltreiche Schriftchen, das so manche bändereiche Bücher über Okonomie an erprobten Grundsätzen weit hinter sich zurückläßt, allen mit gutem Gewissen dringend zur Lectüre empfehlen, die mit dem Vf. sich ebenfalls genöthiget sehen, ihre deteriorirten Güter zu verbessern und ihren Wohlstand zu heben. Nur vermifste er üngern eine Abzeichnung des neu erfundenen 3-, 4- und 5-schearigen Pfluges. Da ihm das *Arndtsch - Riemische* Ackerfystem, oder unsere Feldbestellung zu einträglicherem Ackerbau mit mehrschaarigen Pflügen, entworfen vom Commissionsr. *Arndt*, mit Anmerkungen, auch einem allgemeinen Schaarwenzelpflug, herausg. vom Commissionsr. *Riem*, in 3 Kpf. Neue Aufl. Leipz. 1794. gr. 8. eben so wenig, als *Riems* Verbesserungen des *Arndtsch - Riemischen* 4-schearigen Pflugs. Mit 9 K. im Magaz. zur Beförd. d. Industrie. B. II, H. VIII. zu Gesicht gekommen ist: so kann er freylich nicht sagen, ob diese Schrift in Ansehung des Inhalts als eine neue anzusehen ist. Einen auffallenden Druckfehler S. 9. Z. 1 kann er nicht unbemerkt lassen, wo nämlich statt Hacken — Harken steht. Übrigens fodern wir Hn. A. auf, uns mehr aus dem Schatze seiner Erfahrungen mitzutheilen, und versichern ihn unserer innigsten Achtung!

— Ich —

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1809.

GESCHICHTE.

- 1) HAMBURG U. LEIPZIG, in dem historisch - politisch - militärischen Institut: *Lichtstrahlen*. III Hest. 12 Bogen. 8. broschirt. (Alle 3 Hefte des 1sten Bandes 2 Thlr.)
- 2) FRANKFURT U. LEIPZIG: *Des Obersten von Massenbach, Generalquartiermeisterlieutenants, drey Sendschreiben an die Herren Generallieutenants von Blücher und von Rüchel, und an den geheimen Cabinetsrath Hn. Lombard. Nebst dessen Erklärung über das Buch: Gallerie preussischer Charaktere*. J808. 143 u. 32 S. 8. (16 Gr.)
- 3) Ebendasselbst: *Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806. Von dem Obersten Massenbach*. 1808. XVI u. 206 S. 8. (20 Gr.)

Die Herausgeber von No. 1 bleiben auch in diesem dritten Hefte von uns schon No. 132 ff. 1808. angedeuteten Plane getreu; wir gehen daher gleich zu den einzelnen wichtigeren Aufsätzen über. No. 1. *Der Staatsrath im Königreich Preussen vor dem 14 Oct. 1806, ist aus dem bekannten Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im preussischen Staate*, abgedruckt. N. 2 liefert die Fortsetzung der *Vorlesungen des Prof. Schumacher über den dritten Coalition-Krieg*. Was schon bey einigen der früheren bemerklich wurde, bestätigt sich hier noch mehr: Der Vf. urtheilt gut, so lange er von Begebenheiten spricht, die auf den preussischen Staat keine Beziehung haben; sobald er aber auf diesen kommt, verläßt ihn sein Scharfsinn, sein Urtheil wird besangen und seine Untersuchungen arten in wätschweilige, oft nichts sagende, panegyrische Bemerkungen aus. Gehaltreicher, obgleich den Gegenstand nicht erschöpfend, sind 3) *einige Bemerkungen über die Verschiedenheit des Geistes in der französischen und in der österreichischen Armee*. Der Vf. versteht unter dem Geist eines Heeres „den Handlungstrieb der Individuen desselben, insofern dieser durch gewisse allgemein herrschende Grundsätze, Meinungen und Gefühle bestimmt und rege erhalten wird.“ Er bemerkt richtig, daß der bessere Geist einer Armee nicht etwa höhere Geisteskräfte bey den Einzelnen erbodene, geht aber doch zu weit, wenn er meint, der Gemeingeist einer Gesamtheit lasse nur auf die Eigenschaften desjenigen, der ihn der Menge einzubringen wußte, keineswegs aber auf Bildsamkeit seines Stoffes schließen. Der Grad und

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

die Art dieser Bildsamkeit kommen allerdings sehr in Betrachtung, und nach ihnen muß der, der den Stoff zu seinen Zwecken gebrauchen will, die Art seiner Einwirkung einzurichten verstehen. 5) *Bemerkungen über die Schrift: „Über meine Verhaftung und einige andere Vorfälle meines Lebens, von B. Veitel Ephraim, kön. preuss. geh. Rath. Berlin etc. 1808.“* Die vielen Blößen, die Hr. E. in seinem Buche giebt, werden aufgedeckt und lächerlich gemacht. Dadurch scheint jedoch der Verhaft desselben, die Verweigerung eines Verhörs und die harte Behandlung, welche er erfuhr, nicht völlig so gerechtfertigt zu werden, als der Vf. dieses Aufsatzes glaubt. Denn, wenn es nöthig war, den Hn. E. zu „neutralisiren“, wie es hier heist: so konnte dieser Zweck doch wohl durch weiteren Arrest in irgend einer preussischen Festung erreicht werden, und es fehlt immer noch der hinreichende Grund zu einer förmlichen Gefangensetzung. — Lebenswerth sind übrigens die Bemerkungen des Vfs. am Schluss seines Aufsatzes. 6) *Rückblick auf das Jahr 1794. Drey Memoires. Beschluss von No. 4 im 2 Hest.* Der Vf., Hr. v. M., giebt hier einige Actenstücke zu jenem Aufsatze. Das erste, *Betrachtungen über die gegenwärtige Lage der Angelegenheiten Deutschlands*, enthält ein treffendes Gemälde der Lage Preussens, nachdem die republikanischen Heere Holland erobert hatten, und der dadurch nothwendig gewordenen Mafsregeln, den zweckmäßigen Entwurf eines Operationsplans für den Feldzug von 1795, beide von Groß Gerau, den 23 u. 24 Jan. 1795, datirt, und zwey königl. Handschriften an den Gen. Feldmarschall u. Möllendorf, welche sich auf die hier in Rede stehenden Operationen beziehen, und bey denen man sowohl die Unbekannthschaft des Königs mit den Absichten des österreichischen Hofes, als die Ruhe, womit man zu Berlin den Fortschritten der Franzosen in Holland zusah, bewundern muß. Aber das Erstaunen wächst noch bey dem (No. 2) in Berlin entworfenen Operationsplan vom 29 Jan. 1795. Hier werden drey Defensiv - Stellungen, eine hinter der anderen, vorgeschlagen, und erst in der letzten denkt man sich zu wehren. No. 3 endlich folgt ein Aufsatz über die Abrückung der königl. pr. Armee aus ihren gegenwärtigen Stellungen in der Gegend von Mainz nach Westphalen, Potsd., d. 26 Jan. 1795, datirt, eine Skizze zu einem Marschtableau, wie sie jeder Zögling eines Cadettenhauses mit der Karte in der Hand ausarbeiten kann. Ansichten, Plan und Styl sind gleich stümperhaft in diesen beiden Actenstücken, und man muß die Folgerungen des Com,

mentators, der einige Reflexionen bey Gelegenheit der vorstehenden *Mémoires* hinzugefügt hat, unterschreiben, wenn er daraus die Nothwendigkeit guter Schulen, wo man richtig schreiben und logisch denken lerne; darthut. Den Beschluß machen (No. 9) *zwey Erklärungen des Obersten v. Massenbach*. Die erste ist durch einen Angriff des Generallieutenants v. *Blücher*, die zweyte durch das Buch: *Gallerie preussischer Charaktere*, veranlaßt worden; beide, so wie auch die Actenstücke zu dem Rückblick auf das Jahr 1794, (No. 6) stehen in genauer Verbindung mit den *Massenbachischen* Werken, zu deren Anzeige Rec. nunmehr übergeht.

Nach der Capitulation von Prenzlau, welche die militärische Laufbahn des Fürsten von Hohenlohe in der preussischen Armee beschloß, beschäftigte sich der O. v. M., der diesen Feldherrn als Generalquartiermeister-Lieutenant begleitet hatte, mit der Abfassung eines ausführlichen Berichts an den König, in welchem er sowohl die Geschichte des unglücklichen Feldzuges, insofern er daran Theil genommen hatte, als auch die entfernten und näheren Ursachen, welche nicht bloß zu den traurigen Resultaten geführt, sondern vielmehr nach seiner Überzeugung sie unvermeidlich gemacht hatten, weitläufig aus einander setzte. Er glaubte nun mit dieser Rechenschaft, die er seinem Souverän ablegte, sich begnügen, und den Erfolg ruhig abwarten zu können; aber die vielen öffentlichen Angriffe, die auf ihn gethan wurden, zwangen ihn, aus seiner Zurückgezogenheit hervorzutreten. Gleich unglücklichen Spielern, die ihren letzten Satz verloren haben, und nun einander Vorwürfe machen und sich wechselseitig die Schuld des Verlustes aufbürden, sah man auch bald nach jener verhängnisvollen Epoche Preussens die Personen, welche an der Lenkung der Begebenheiten mehr oder weniger Antheil genommen hatten, einander anklagen, und die Apologie jedes Einzelnen enthielt fast immer die Beschuldigung verschiedener Anderen. Das Publicum nahm Partey, und gereizt durch die revolutionäre Sprache vielgelesener Schriften, in welchen besonders eine Classe von Staatsbeamten, die in früheren Zeiten sich durch das Militär unterdrückt geglaubt hatte, ihrer Erbitterung Luft machte, feindete der große Haufe die Armee und besonders das Officiercorps an, dem er die Schuld der öffentlichen Drangsale allein beymaß. Vorzüglich traf aber der allgemeine Unwille das hohenlohische Corps, und indem man die Ereignisse von Auerstädt schonend beurtheilte und die Standhaftigkeit der Abtheilung, die bey Lübeck unterlag, mit verschwenderischem Lobe erhob, wollte man für den Verlust bey Jena und die Capitulation von Prenzlau keine Art der Entschuldigung gelten lassen. Man warf dem Feldherrn und seinen Rathgebern, wo nicht Bestechung und Verrath, doch Ungehorsam gegen höhere Befehle, widerspännige Unbesonnenheit und Muthlosigkeit vor. Diejenigen, die durch Enthüllung der ihnen bekannten, wahren Umstände die öffentliche Meinung aufzuklären sich bemühten, wurden heftig angegriffen, oder man such-

te in ihren Angaben selbst neue Beschuldigungsgründe zu finden, und den größten Schaden that dem Hn. v. M. persönlich, das Buch: *Gallerie preussischer Charaktere*, das neben seinem panegyrischen Lebenslaufe eine Reihe bitterer Bemerkungen über die achtungswertheften Männer der Monarchie und zugleich eine Menge von Anekdoten enthielt, die so gestellt waren, daß man ihn für den Verfasser, oder wenigstens für einen der Mitarbeiter dieses Werkes halten mußte.

So von allen Seiten bestürmt, versuchte er es zuerst, durch eine getreue Schilderung des Ganges einzelner Begebenheiten die Vorwürfe, welche ihm gemacht wurden, zu widerlegen. Er that dieses in den beiden ersten Hefen der *Lichtstrahlen*; aber die polemische Form seiner Apologien weckte neue Gegner, und indem er jeden Angriff besonders beantwortete, entstand die gegenwärtige Reihe von Schriften, in welchen freylich manche Wiederholung vorkommt, und denen, als Proceß-Acten Einer Partey, der Charakter der Einseitigkeit hie und da anzukleben scheint, die aber dessen ungeachtet als Angaben eines Mannes, der den Regierern des Staats und der Armee stets zur Seite gewesen ist, den Freund der Geschichte zu besonderer Aufmerksamkeit auffodern.

No. 2 enthält *drey Sendschreiben*. — In der Vorrede setzt der Vf. die besonderen Gründe, welche ihn zu der Bekanntmachung eines jeden derselben bewogen, aus einander; wir berühren sie hier nicht, weil sie aus der weiteren Anzeige von selbst hervorgehen werden. Das *Erste* ist an den General *Blücher* gerichtet, der ihn, in einer, im dritten Hefte der *Lichtstrahlen* aus der berliner Zeitung abgedruckten Erklärung, der Unwahrheit beschuldigt hatte. Hr. v. M. antwortet dort kurz, aber mit Würde, indem er sich auf das eigene Schreiben des Generals beruft, das dessen ausdrückliche Weigerung, zu der Armee des F. Hohenlohe zu stoßen, enthält. Hier hat er es mit einer, im Februarstück 1808 der *Minerva* enthaltenen, Widerlegung seines ersten Aufsatzes [*Lichtstr. H. I. II*] zu thun, die aber ihren Zweck nicht erfüllt. Denn es ist nicht die Frage: ob das hohenlohische Corps durch die Verstärkung der blücherischen Truppen würde gerettet worden seyn; sondern ob der Gen. *Blücher* die Ordre des Fürsten, zu ihm zu stoßen, erhalten hatte, und ob er im Stande war, sie zu befolgen. Die Ausflucht des Gegners, dessen Widerlegung dem gegenwärtigen Sendschreiben vorgedruckt ist, „daß der Gen. *Blücher* sich nicht auf Actenstücke, sondern auf seine edlen Absichten verlasse,“ entkräftet das Hauptdocument nicht; im Gegentheil wird auch hier die Ächtheit des Briefes anerkannt, in welchem dieser die ihm anbefohlene Vereinigung am 26 Oct. früh 10½ Uhr förmlich ablehnte, und lieber mit seinem Corps exponirt werden, als einen Nachtmarschunternehmen will. Mehr, als hier eingeräumt wird, hatte Hr. v. M. auch nicht behauptet, und dabey den Verdiensten und dem guten Willen des Gen. *Bl.* durchaus Gerechtigkeit wi-

derfahren lassen. Dafs der grösste Theil der blücherfchen Truppen am 27 Oct. bey Fürstenberg hätte eintreffen können, wird in dem Sendschreiben erwiesen, welches zugleich darthun soll, dafs der durch das Warten auf diese Verstärkung verursachte Zeitverlust vorzüglich den unglücklichen Ausgang bey Prenzlau veranlaßt habe. Rec. mafst sich darüber keine Entscheidung an, meint aber, dafs ein Heer, in welchem jeder Unterbefehlshaber blofs nach seinen eigenen Ideen zu handeln sich befugt, und bey gemessenen Befehlen nicht einmal einen Versuch zu ihrer Ausführung machen zu müssen glauben konnte, auch ohne jenes vergebliche Warten der endlichen Auflösung nicht würde entgangen seyn. Dafs diess aber der Fall war, bezeugen die Klagen über das Ausbleiben aller abgeschickten Haufen, die veräumte Abbrechung der Brücken u. s. w.

Hr. v. M. hatte in seinem Bericht an den König, und in seinem Aufsatze in den *Lichtstrahlen* behauptet, dafs die Schlacht von Jena eine ganz andere Wendung genommen haben würde, wenn der Gen. Rüchel früher auf dem Kampfplatz angekommen wäre, und es scheint nicht, dafs dieser öffentlich darauf geantwortet hat. Der Vf. hielt es (S. 61) für nöthig, sich deshalb selbst an ihn zu wenden, und weil er gehört hatte, dafs R. keine Briefe annehme, wenigstens nicht beantworte, wählte er den Weg der Publicität durch gegenwärtiges zweytes Sendschreiben. Er ist also hier nicht angegriffener, sondern angreifender Theil, und ein gewisses Bestreben, diesen Schritt bey sich selbst zu rechtfertigen, schimmert aus der zurückgerufenen Erinnerung an alte Zwistigkeiten, die der eigentlichen Sache fremd, obgleich für die Geschichte nicht ohne Interesse sind, hervor. Er entwickelt bey dieser Gelegenheit das System, welches er seit 15 Jahren den Verhältnissen des preussischen Staats angemessen hielt, und die Vorschläge, die er vergebens durchzusetzen sich bemühte. Diese gingen hauptsächlich auf die Befestigung der östlichen Grenze Preussens, auf eine zweckmässige Organisation des Generalquartiermeister-Staabes, und auf einen Plan zur Erziehung des Kronprinzen; und wie es scheint, hatte der G. R. diesen Vorschlägen entgegen gearbeitet. Soläfst sichs erklären, warum der Vf., ohne gerade jetzt von ihm gereizt worden zu seyn, gegen ihn allein die Offensive ergreift. Er setzt jedoch bey seinen Vorwürfen nie den Ton der Achtung aus den Augen, und erkennt das Verdienst und die patriotischen Absichten des Mannes, dem er oft herbe Dinge sagt, bereitwillig an.

Das dritte Sendschreiben, an den *geheim. Cabinetsrath Lombard*, ist durch das Buch: *Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 6, 7*, veranlaßt worden, in welchem wiederholte Ausfälle gegen die Mafsregeln des Fürst. Hohenlohe vorkommen. Der Vf. unterwirft die darin der Welt dargelegte Handlungsweise der preussischen Cabinets-Regierung einer scharfen Kritik, und sucht zu erweisen, dafs diese an den politischen Fehlern der letzten Jahre, welche in dem Buche enthüllt werden, selbst den grössten Antheil hatte, und dafs besonders das Unglück des letzten Feldzuges

durch eine Reihe von Vernachlässigungen des Cabinets vorbereitet wurde.

Die Katastrophe von Prenzlau wird in den *Matériaux* räthselhaft genannt; Hr. v. M. erklärt sie, indem er den Vorgang umständlich, und ohne seine eigenen Irrthümer dabey zu verschweigen, erzählt, und zugleich die Gründe auseinander setzt, die ihn bewogen, das Wort: Capitulation, auszusprechen. — Jetzt, sagt er, fühle ich freylich, dafs es für mich besser gewesen wäre, zu schweigen. Jetzt sagen Alle, wir hätten noch einmal sechten sollen. Aber warum trat denn damals Keiner auf, und äufserte diese Meinung? Damals schwiegen Alle, und Keiner wufste Rath.

Der *Anhang* enthält einen Auszug aus der eigentlichen Vertheidigung des O. v. M., so wie er sie in seinem Bericht an den König geführt hat. Seine Vorschläge und Bemühungen von dem Zeitpunkte an, wo der Krieg beschlossen war, und in den verschiedenen Momenten desselben, werden hier in kurzen Sätzen dargestellt. Die meisten sind sehr klar und bestimmt, bey einigen hingegen wird der forschende Leser nähere Erläuterung wünschen. So sieht man z. B. nicht, auf wen eigentlich die Schuld fällt, dafs der Landgrafenberg und der Dornberg schon in der Nacht vom 12 auf den 13 verlassen wurden, und wie es zugeing, dafs man am 13 keinen Versuch machte, sie wieder zu nehmen? Woran es lag, dafs der F. H. in der folgenden Nacht gar keine Meldung von den Vorposten erhielt, und, wenn diese ausblieb, auch keine forderte? Warum ein grosser Theil der Armee, und namentlich der rechte Flügel, von der Bestimmung eines Sammelplatzes bey Liebstadt nie etwas erfahren hat? Weshwegen endlich in allen diesen Schriften die Erscheinung des Hn. v. Montesquiou, die das hohenhohische Hauptquartier am 13 so sehr beschäftigte, gar nicht erwähnt ist? u. s. w. Manche dieser Fragen, von denen Rec. nur einige anführt, lassen sich von Jedem, der damals den Gang der Dinge näher gesehen hat, leicht beantworten. Sie fallen der gar zu grossen Nachsicht des F. Hohenlohe gegen Generale, deren Fähigkeit er bezweifelte, zur Last. Anstatt andere an ihre Stelle zu setzen, oder ihnen bey Zeiten unterrichtete Gehülfen zuzuordnen, schmeichelte er sich, dafs er im Stande seyn würde, nicht nur das Ganze, sondern auch die einzelnen Theile in Person oder durch seine Umgebungen zu lenken, und manche jener Unterbefehlshaber harrten nun vergebens auf irgend eine Instruction; nicht einmal eine Hauptidee zur Richtschnur ihrer Handlungen wurde ihnen mitgetheilt. Kaum aber war das Gefecht allgemein geworden: so vervielfältigten sich auch die Beschäftigungen dergestalt, dafs es den Adjutanten unmöglich wurde, zu den entfernten Abtheilungen zu kommen, die nun, ohne Kenntnifs des Plans und der allgemeinen Lage der Dinge, sich selbst überlassen blieben. Die Truppen fochten tapfer; aber ihre Kräfte wurden umsonst verschwendet, denn alle Verbindung der Theile zu einem Ganzen, alles Zusammenwirken auf Einen Zweck hatte ein Ende, und der Rückzug mußte in

allgemeine Zerstreuung ausarten, weil nur den wenigsten bekannt war, wo sie den Feldherrn zu suchen hatten.

In dem, der *Erklärung über das Buch: Gallerie preussischer Charaktere*, vorausgeschickten und bereits in einigen Zeitschriften abgedruckten Briefe an den Vf. desselben beklagt sich Hr. v. M. über die unerlaubte öffentliche Bekanntmachung von Anekdoten, die er im Kreise vertrauter Freunde erzählt haben könne, über die verstümmelte, unvollständige und folglich der Wahrheit nicht ganz gemäße Wiedererzählung dieser Anekdoten, und über die Hinzufügung näherer Umstände, die er Niemanden vertraut habe, und verwahrt sich feyerlich gegen alle Folgerungen, die man darauf gründen, so wie gegen alles, was jener Vf. noch ferner in Beziehung auf ihn sagen könnte. Er wiederholt sodann in der Erklärung nicht nur die schon in den *Lichtstrahlen* gegebene Versicherung, daß er das Buch nicht geschrieben habe, sondern fügt auch durch aus dem Werke selbst genommene Beweise darzuthun, daß er es nicht geschrieben haben könne.

No. 3 zerfällt in die beiden auf dem Titel angegebenen Abtheilungen. Jeder derselben geht eine Vorrede und dem Ganzen eine Zusignung an den Markgrafen Ludwig von Baden voraus, welche, indem sie die Veranlassungen zu diesen Schriften recapitulirt, zugleich dem Vorwurf, daß der Vf. hier und da als sein eigener Lobredner auftrete, begegnen soll.

Auf die Vorrede, die dem Ganzen hinlänglich zur Einleitung dient, folgen noch 2 Briefe voll Wiederholungen, und dann erst die Betrachtungen. Hr. v. M. stellt hier durch ein Gleichniß die Verhältnisse Englands zu dem übrigen Europa auf, und macht dann in 10 Fortsetzungen die Anwendung auf Preußen überhaupt, auf den letzten Krieg und auf die einzelnen Begebenheiten desselben. Daß diese Übergänge zuweilen etwas gezwungen sind, daß die Apologie einzelner Handlungen des Vfs. sich nicht ohne Unbequemlichkeit aus der, die politische Lage eines grossen Staates umfassenden Basis entwickelt, und dadurch Lücken in dem Zusammenhange entstehen, ist die Folge der gewaltsamen Verbindung verschiedenartiger Zwecke. Hr. v. M. will zeigen, daß das Unglück der preussischen Monarchie das Resultat falscher politischer Grundsätze war, daß er für seine Person diese von jeher eingesehen und ihnen kräftig entgegengearbeitet habe; er will aber zugleich auch die Vertheidigung seines Betragens bey Jena, Prenzlau u. s. w. führen, und diejenigen Schriftsteller, die ihn darüber angefochten haben, widerlegen; das alles soll aus Einem Raisonnement hervorgehen: es entsteht aber dadurch eine Vermischung des Allgemeinen mit dem Besonderen, der Geschichte des Staats mit den Confessionen des Vfs., welche die Wirkung von beiden schwächt, weil keines darin entschieden vorherrscht.

Die neuesten Aufschlüsse über den Feldzug von 1806, wie ein besonderer Titel sie nennt, sind hauptsächlich gegen einen Aufsatz im VI u. VII Stück des Journals: *die Zeiten*, gerichtet. Man hatte darin die Gründe zu

einer Anklage des Vfs. aus dem bekannten Bericht des Augenzeugen genommen. Hr. v. M. liefert daher einige Berichtigungen dieses Werkes und der daraus gezogenen, von dem Ankläger gemißdeuteten Stellen. Erzählung und Raisonnement wechseln mit einander ab, doch sind die Aufschlüsse größtentheils schon in dem Vorhergehenden enthalten und hier nur weitläufiger aus einander gesetzt, und durch Anführung der zwischen dem Vf. und dem Herzog v. Braunschweig gepflogenen Unterhandlungen vermehrt.

Alle diese Schriften begründen das längst nicht mehr bestrittene Urtheil, daß, wenn die während des Feldzugs begangenen Fehler das Unglück der preussischen Waffen herbeygeführt oder beschleuniget haben, doch nicht darin, sondern in der gänzlichen Vernachlässigung der vorher zu nehmenden politischen und strategischen Massregeln, in der Veräumniss aller nöthigen Anstalten, in dem Zustande des durch einen langen Frieden zurückgekommenen Heeres, in der Erschlaffung aller impulsirenden Kräfte der Staatsmaschine und in dem daraus entstandenen Mangel an Subordination der meisten Unterbefehlshaber die wahren Ursachen der Vernichtung der Armee und des Falles der Monarchie zu suchen sind. Wir lernen in dem Vf. einen Mann kennen, der das Gute stets mit Feuer und Kraft zu befördern strebte, und dabey die Weltverhältnisse richtig aufgefaßt hatte, der aber im Kampf gegen die herrschende Meinung unterliegen mußte, weil er seine Kaltblütigkeit nicht zu bewahren vermochte, wo es darauf ankam, die von ihm anerkannte Wahrheit zu verfechten. Indem er zugleich Zeit überreden und überzeugen wollte, verfehlte er seines Zwecks bey den Schwachen, die, ihrem Scharfsinn mißtrauend, um sich gegen Überredung zu sichern, ihr Ohr der Überzeugung verschlossen. Nach den unglücklichen Erfolgen, die er nur vorhersehen, nicht abwenden konnte, wurde er von allen Parteyen angegriffen, denn der unbefonnene Spieler wird stets geneigt seyn, dem warnenden Mitspielenden die Schuld des Verlustes gerade darum beyzumessen, weil er das Spiel im Anfang richtiger beurtheilt hatte, und verzeiht ihm die traurige Genugthuung nicht, das Unglück zuvor verkündigt zu haben. Die Apologien selbst sind nicht frey von Leidenschaft, sie mußten der Natur der Sache nach in Gegenangriffe ausarten; aber sie gewinnen durch lebendige Schilderungen einzelner Begebenheiten und durch tiefe Blicke in das innere Getriebe der ihrem Untergang entgegenrollenden Maschine ein hohes historisches Interesse, und zeichnen sich vor den Schriften der Gegner, die sich überall fehlerfrey darstellen möchten, durch die Offenheit aus, mit welcher der Vf. seine eigenen Irrthümer eben so freymüthig eingesteht, als er die Mißgriffe Anderer rügt. Die häufigen, mitunter ermüdenden Wiederholungen rühren von seinem Bestreben her, nach allen Seiten Fronte zu machen, und keinen Vorwurf unbeantwortet zu lassen. Er wird das künftighin nicht mehr nöthig haben, und bey erneuerten Anfechtungen über dieselben Gegenstände auf die bereits gegebenen Antworten sich berufen können. N. d.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 FEBRUAR, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN und LEIPZIG, in dem historisch-politisch-militärischen Institut: *Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14ten October des Jahres 1806*. Vom Verfasser des neuen *Leviathan*. 2ter Theil. 1808. 303 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch dieser Theil trägt ganz den Geist und den Charakter der übrigen Schriften des vielschreibenden Verfassers an sich. Man stößt oft auf Gedanken, welche, wo nicht durch ihre absolute Neuheit, doch durch die Art, wie sie dargestellt und benutzt werden, frappiren. Noch öfter aber wird ein denkender Leser durch Übertreibung und durch ein Jagen nach blendenden Ideen, auf Kosten der historischen Wahrheit, und gleichsam aller logischen Bündigkeit und Consequenz zum Trotze, gestört und wirklich beleidigt. Dieses ist bey dem zweyten Theile dieses Werkes dem Rec. noch weit öfter begegnet, als bey dem ersten (s. J. A. L. Z. 1808. No. 124 ff.), welcher überhaupt an treffenden Bemerkungen und nützlichen Wahrheiten weit reicher war. Die Unkunde des Vfs. über manche abgehandelte Gegenstände, der Mangel an eigener Beobachtung hat oft durch sehr schiefe und bizarre Hypothesen ersetzt und bemäntelt werden sollen. Ein Gemälde des preussischen Staats verdient dieser Theil aber noch weniger zu heissen als der erste. Denn über Berlin hinaus geht des Vfs. beschränkter Blick selten, so oft es auch hätte geschehen sollen.

Die Erklärung des auf dem Titelblatte befindlichen Motto's macht den Eingang aus. Rec. will keinesweges dagegen behaupten, daß ein bloßer Beobachter und speculirender Gelehrter nicht im Stande sey, über praktische Gegenstände richtig zu urtheilen: allein er glaubt weder, daß die Sache so leicht sey, noch daß, weil Columbus auf seiner Stube eine Charte entworfen hat, welche zur Entdeckung von Amerika führte, die Studierstube und der Schreibtisch der Ort sey, wo große praktische Plane entworfen werden können. Denn abgesehen davon, daß unter den verschiedenen Gegenständen des menschlichen Wissens und Treibens ein gar großer Unterschied obwaltet, und der eine mehr, der andere weniger in das Gebiet der Erfahrung oder der Speculation gehört: so lehrt die Vernunft, in Übereinstimmung mit der Geschichte, daß außer einer besonders glücklichen Anlage, tiefer Einsicht, und ge-

nauer Kunde des Gebiets, für welches gewirkt werden soll, auch ein anhaltendes Beobachten, ein ruhiges vorurtheilfreies Nachdenken, ein gerader Sinn, ein hohes Gefühl für Wahrheit und ein lebhaftes Mißtrauen in die eigenen Ideen erforderlich ist, um mit Glück durch bloße Speculation einen Entwurf oder ein Gebäude zu Stande zu bringen, von welchem sich ein nützlicher Gebrauch machen läßt. Und selbst unter diesen Umständen wird der bloße Theoretiker der Gefahr schwerlich entgehen, aus einem Satze theoretisch mehr herzuleiten, als praktisch daraus folgt, weil im wirklichen Leben die Dinge bey weitem nicht so einfach wirken, und der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung weit mehr und weit gewaltsamer unterbrochen wird, als es dem Denker scheinen mag. Ob nach dieser Ansicht unser Vf. große Hoffnung habe, sich den Nutzen und die Verdienste eines Columbus im politischen und staatswirthschaftlichen Fache zu erschreiben, überläßt man der eigenen Beurtheilung der Leser.

Die Hauptidee, welche diesem zweyten Theile zum Grunde liegt, besteht darin: der Staats-Chef dürfe nicht Grundeigenthümer seyn, und das jetzige Ackerbaufystem, welches seinen Grund darin habe, trage durchaus nichts. Diese Idee führt der Vf. nicht nur aus, sondern sie giebt den Maßstab, nach welchem er alles, was sich im preussischen Staat findet, beurtheilt. Es läßt sich aber im Voraus abnehmen, daß eine Beurtheilung der öffentlichen Anstalten, welche nach einem Grundsatz geschieht, der bisher nicht angenommen war, und welcher schwerlich jemals in seinem ganzen Umfange angenommen werden dürfte, weder gerecht noch lehrreich seyn könne. Ein kritisches Gemälde hätte den Leser in den Stand setzen sollen, zu beurtheilen, wie die preussischen Verwaltungsbehörden zu dem Zustande passten, der nun einmal da war, und ob und wie sie zu dem Zwecke, welchen sie befördern und erreichen sollten, wirkten und tauglich waren. Davon findet man aber nur äußerst wenig oder gar nichts.

Nach vielen vergeblichen Worten bestimmt der Vf. im ersten Abschnitt, daß ein König derjenige sey, welcher die Leitung der den Staat ausmachenden Gesellschaft übernommen habe. — Die Art dieser Leitung, der Zweck, zu welchem, und die Regeln, nach welchen sie geschehe, bestimmen das Wesen, die Güte einer Regierung. Wenn die Leitung durch Gewalt, und zum Privatvorteil des Regenten geschieht: so nennt sie der Vf., nach *Harrington*, eine Regierung *de facto*. Ist sie hingegen auf der Grundlage

eines gemeinsamen Rechts oder Vortheils eingerichtet: so ist sie eine Regierung *de jure*.

Die Regierungen *de facto* haben, sagt der Vf., wie die neuere Geschichte lehre, ihren Ursprung in dem Umstande — alle? — daß die Regierer, um zu den nothigen Machtmitteln zu gelangen, genöthigt gewesen, Grundeigenthümer zu seyn. Wo dieses der Fall sey, nähmen die Bürger den Charakter der Sklaven an, die bürgerliche Freyheit höre auf, es finde ein Herrschen, kein Regieren Statt. — Wo findet sich dieses bestätigt? Die Regierung sey nur eine Zerstörerin der bürgerlichen Freyheit, herrsche nicht durch Menschen über Grund und Boden, sondern durch Grund und Boden über die Menschen, und der König sey nichts weiter als der erste Edelmann, der den besten Theil des Grundes und Bodens inne habe. Wo hingegen die Könige mit ihren Machtmitteln auf die Unterthanen unmittelbar angewiesen seyen, würden sie die allgemeine Freyheit befördern, und sie zur ersten Quelle ihrer Macht erheben. In sofern dieses ganze Raisonement weiter nichts enthält, als Anwendung des Satzes: es ist nicht gut, daß der Staatschef einziger oder vorzüglicher Inhaber irgend einer Gattung eines Gewerbes sey, ist viel Wahres darin, aber durchaus nichts Neues. Das Übertriebene in des Vfs. Behauptungen wird jedoch Jedem auffallen.

Warum die Verwandlung des ersten Edelmanns in einen Staatschef in vielen Reichen so langsam vor sich gehe, deducirt der Vf. folgendermassen. Wo das Agricultur-System nur durch Leibeigenschaft bestünde, müßte das Regierungs-System demselben angepaßt seyn. Es werde keine Gesellschaft, welche nach einem gemeinsamen Interesse eingerichtet und erhalten werden solle, sichtbar seyn, sondern nur eine Gesellschaft von Benützern einer gewissen Art. Die ganze Gesetzgebung drehe sich um einen Punct, ein jeder bilde sich danach, man verkenne das Gewaltfame darin, und die Idee eines besseren Zustandes könne gar nicht aufkommen. Alle Verbesserungen könnten nur von dem Monarchen selbst ausgehen; dieser werde aber nicht darauf kommen, weil er sich natürlicher Weise gut zu regieren einbilde, da ein Jeder mit ihm zufrieden sey. Ewig werde daher dieses Verhältniß gedauert haben, wenn nicht einzelne Reiche ihre Lage benutzen, und neben dem unbeweglichen Reichthum des Grundes und Bodens den beweglichen des Geldes gesetzt hätten. Dadurch sey aus dem König-Edelmann der Staatschef geworden, und der Egoismus des ersten habe sich in dem zweyten in Liebe verwandelt, das ganze Wesen der Regierung habe sich ändern müssen. Der vorher nothwendige Despotismus gehe nun in Herrschaft der Gesetze über, alles Große und Schöne versammle sich um den König, wie vorher alles Kleinliche sich dasselbst eingefunden habe. — Folgt denn aber aus einer Sache wirklich alles dasjenige, was sich möglicher Weise daraus folgern läßt? Wirken denn auf ein so complicirtes Wesen, als der Staat und eine Regierung ist, nicht mehrere Dinge zugleich? Hat nicht jede

Wirkung ihre Gegenwirkung? Und kann sich nicht der menschliche Geist über das Sinnliche erheben?

II. König von Preussen. — Daß die Fortdauer Preussens und der jetzt herrschenden Dynastie davon abhängen, daß man bald anfangen, den Ackerbau nach besseren Grundsätzen zu betreiben, ist dem Vf. eine entschiedene Wahrheit. — Preussens Schwäche habe nicht ihren Grund in der Lage dieses Reichs, sondern darin, daß ein Familienstatut nicht nur die Veräußerung der Domänen verbiete, sondern auch dem Nachfolger die Macht gebe, die veräußerten Güter wieder an sich zu ziehen. Dieses rühre aus Zeiten her, wo die Regenten alle ihre Machtmittel aus dem Grund und Boden gezogen hätten; es jetzt noch festhalten wollen, hiesse allen Grundsätzen einer guten Staatsökonomie Hohn sprechen. — Nach den besten Schriftstellern beruhe die wahre Macht eines Staats auf dem Verhältniß der Bevölkerung zu dem Grund und Boden; es könne also von wahrer Macht da die Rede nicht seyn, wo dieses Verhältniß außer Acht gelassen werde. Er habe sich deshalb den Grundsatz abstrahirt, daß die Bevölkerung eines Landes gerade so groß sey, als die agricultorische Intelligenz der Regierung sey. Nie werde man diesen Satz widerlegen können. [Möglich: aber man wird ihn auch nie beweisen können, weil er eigentlich gar keinen Sinn hat, und weil es keinen gemeinschaftlichen Maßstab giebt, nach welchem man das eine wie das andere messen kann.] Sey er aber unwiderleglich: so folge daraus, daß es kein abgeschmackteres Agriculturssystem gebe als dasjenige, nach welchem große Schollen mit fremden Kräften bearbeitet würden. Hiedurch wurden die Unterthanen zu Sklaven und schädeten der Production. Dieses System hätten die Könige von Preussen aufheben sollen, so bald sie Könige geworden und aufgehört hätten Edelleute zu seyn. — Hätten die Könige von Preussen vor 100 Jahren ihre Domänen - Ämter parcellirt und freyen Bauern eingegeben: so würden sie zu Ende des 18 Jahrhunderts die ersten Monarchen Europa's gewesen seyn. — Welche Übertreibung! Die Gesetze, welche auf die Erhaltung der Domänen bey der Familie gerichtet sind, rühren nicht aus den früheren Zeiten her, und schwerlich wird Jemand, der die wahren Gründe dieser Gesetze kennt, und den Vortheil zu schätzen versteht, welchen Domänen, wenn sie gehörig benutzt und verwaltet werden, zu jeder Zeit, und besonders zur Zeit der Noth, wo der öffentliche Credit eine Stütze nöthig hat, gewähren, des Vfs. kühne Behauptungen richtig finden. Was übrigens die Benutzungsart betrifft, so ist Rec. auch der Meinung, daß in den meisten Fällen, und an den meisten Orten — allgemein auch nicht — eine vorsichtige und vernünftige Vertheilung vortheilhaft seyn wird. Doch auch von dieser Operation darf man keine Wunder erwarten. Namentlich darf man sich keine zu großen Erwartungen von dem Einfluß machen, den diese Operation auf die Bevölkerung und Production hat. Denn wenn die kleineren Güter, in welche die großen Domänen zerlegt werden

nicht weiter getheilt werden dürfen: so kann eine starke fortgehende Volksvermehrung dadurch nicht bewirkt werden: denn wovon sollen diejenigen, welche nicht zum Besitz kommen, ihre Familien erhalten? Gibt man aber eine weitere Vertheilung derselben zu: so wird zwar die Bevölkerung dadurch für eine Zeitlang gewonnen, aber die Cultur und Production, besonders die Production zum auswärtigen Verkehr, den die preuss. Staaten doch wohl schwerlich dürften entbehren können, wird nothwendig leiden, und es werden Nachtheile eintreten, von welchen die bloß speculirenden Staatswirthe, welche sich für die grenzenlose Theilbarkeit und Veräußerlichkeit der Besitzungen erklären, nichts ahnden.

Auch für den kriegerischen Geist würde die in Vorschlag gebrachte Veränderung, meint der Vf., vortheilhaft gewesen seyn. Dieser habe nämlich seinen Grund entweder in der Armuth oder in der Wohlhabenheit, und gehe in dem ersten Falle auf die Offensive, im zweyten auf die Defensive. Da es nun den Preussen zu Hause nicht gut gegangen, so hätten sie ihr Heil auswärts gesucht; wenigstens habe die Regierung ein so leicht zum Verderben führendes Streben nach Ausdehnung gehabt. — Dafs hier eine Verwirrung der Begriffe zum Grunde liege, leuchtet Jedem ein; und wann dachten die Preussen an ein Auswandern? ward nicht vielmehr viel eingewandert? — Er habe von jeher von dieser Ausdehnung mehr gefürchtet, als von der jetzigen Beschränkung. Dieses wolle aber kein Edelmann einsehen, der den Staat als ein Gut betrachte, welches um so mehr werth sey, je gröfseren Ackergehalt es habe. — Sehen aber nicht leider allenthalben bey weitem die Meisten, welche am Ruder der Staaten sitzen, Vergrößerungen des Gebiets als einen Gewinn an, der des Wünschens und Strebens werth ist?

Bey einer solchen Lage der Dinge sey die Aufgabe, die ein König von Preussen zu lösen gehabt habe, nicht leicht gewesen, und das Erste was Noth gethan, nämlich dem Geiste des Adels das Gleichgewicht zu halten, sey um so schwerer geworden, je mehr dieser in Schulden versunken, und den Verbesserungen im Inneren durch Erweiterungen nach aufsen zu vereiteln gesucht habe. — Läßt sich ein solches motivirtes Benehmen beweisen? — Wo es einen Feudal-Adel gebe, würden alle guten organischen Gesetze immer ein Wunsch bleiben, und wo diese fehlten, halte man sich immer an den König, und fodere von ihm Unmöglichkeiten. — In Beidem liegt etwas wahres.

Preussens Könige hätten es gut gemeint; gern hätten sie der Theurung und den Mängeln des Creditwesens abgeholfen, wenn sie nicht von adlichen Ministern umgeben gewesen wären, die ihnen die wahre Lage der Dinge vorenthalten, und an der Anwendung der wirksamen Mittel gehindert hätten. — Welches sind und waren aber die wahren Ursachen der Theurung, und welches sind die wirksamsten Mittel? Würden diese Mittel bloß wohlthätige Folgen gehabt haben? Ist eine Theurung, — d. h. hohe Preise:

nicht Mangel — ein ganz allgemeines Übel? könnte man fragen, und die Antwort würde einen Jeden, der mit der Sache bekannter ist als unser Vf. und weniger Vertrauen in seine Meinung setzt, in Verlegenheit bringen.

Indessen seyen doch auch die Könige von Preussen, dadurch, dafs sie Manufacturisten gewesen, zu dem dritten Stande hingezogen. Der Vf. tadelt dieses aus den sehr bekannten Gründen. — Wo das Interesse des Eigenthümers und dessen forschendes Auge fehlt, kann nie eine Fabrik gedeihen, wenn nicht zugleich die Freyheit anderer, auf eine für den Staat auf immer höchst verderbliche Weise, darunter leiden soll. Der Vf. glaubt indessen, dafs der König so lange Manufacturist bleiben müsse, als er Edelmann sey; er ist jedoch den Beweis schuldig geblieben, und wird ihn nie führen können. Unter dem Besitz grosser Güter und dem Betriebe grosser Manufacturen und Fabriken auf eigene Rechnung, findet ein sehr grosser und vielfacher Unterschied statt, vermöge dessen dieses viel weniger Vortheile für den Regenten und viel mehr Nachtheile für den Staat hat, als jenes, und das eine mit dem anderen in gar keiner Verbindung steht.

Doch nicht genug: Preussens König sey auch der erste Negotiant gewesen. Die grössten Comptoirs im Lande, die Bank, die Seehandlung seyen königlich. Mit dem Capitale der Nation habe man Operationen gemacht, statt diese aufzumuntern, ihre Capitale selbst höher anzulegen. Durch diese königlichen Institute sey der Privat-Credit gestört, und dadurch dann die wuchernden Juden gehoben.

Wegen aller dieser Vereinigungen habe der König von Preussen mit grossem Recht sagen können: *ich bin der Staat*. Hierin habe der einzige wahre Grund der Apathie und des Strebens, bey den allerbedeutendsten Ereignissen um ihn her neutral zu bleiben, gelegen. — Rec. will dem finanziellen System Preussens das Wort nicht reden. Allein es scheint doch ausgemacht zu seyn, dafs die Rolle, welche Preussen in den letzten Jahrzehenden gespielt hat, und welche ganz nothwendig über kurz oder lang zu dessen Verderben ausschlagen mußte, einzig und allein in dem Charakter der Personen, welche kamen und gingen, ihren Grund gehabt habe. Man wollte durch Pflöze und durch Fischen im Trüben gewinnen. Dieses ist aber das sicherste Zeichen der persönlichen Schwäche, die auch unter den besten Umständen alles verdirbt, und von der Schäferstunde, so einladend sie sich auch darbieten mag, keinen Gebrauch zu machen versteht. Schwerlich wird daher dann, wenn man des Vfs. Rathschläge befolgt, und wenn man sich auch den frevelhaften Gedanken nicht erlaubt, „die Sache könne auch noch anders gemacht werden,“ die Umwandlung erfolgen, welche der Vf. verkündet.

In der Schilderung der hauptsächlichsten Staatsorgane im Preussischen kommt zuerst das Cabinet. — Das Cabinet könne, sagt der Vf., nichts anderes seyn, als die Vereinigung des Monarchen mit seinen ver-

trautesten Rätthen, und diese würden immer, ihr Titel möge seyn wie er wolle, nichts anderes als Staatsrätthe seyn. Bekanntlich hießen diese Rätthe im Preussischen Cabinetsrätthe, und es wären deren

drey. Einer für das Innere, ein zweyter für das Äussere, und ein dritter, unter einem anderen Titel, für das Militär.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. 1) *Kiel*, ohne Namen des Verlegers: *Leben, Bildung und merkwürdiges Schicksal eines Studierenden* (.) von Jena nach Kiel (.) vom 13 Oct. bis Nov. 1806 (.) *siehe* den *Meklenburgers*. 1807. 144 S. 8. (12 Gr.)

2) Ohne Anzeige des Druckorts: *Beschreibung der Affaire bey Halle, zwischen den Franzosen und einem preussischen Reserve-Corps, den 17 October 1806*. Aus den besten Nachweisungen und Berichten von Augenzeugen der Affaire, zusammengetragen von P. A. W. v. Hinke, königl. preuss. Premier-Lieutenant. Nebst einem Plane der Stadt und Gegend von Halle und 3 Beylagen. 1808. 46 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

3) *Colberg: Der Bürger Nettelbeck während der Belagerung der Festung Colberg im Jahr 1807*. Ein Muster wahrer Vaterlandsliebe. 1808. 55 S. 8. broschirt. (6 Gr.)

4) Ohne Druckort: *Einige Briefe, geschrieben vor und nach der Schlacht bey Jena und Auerstädt, von dem preussischen Hauptmannne Herrn v. Gr. 1807. VIII. u. 79 S. 8. broschirt. (8 Gr.)*

No. 1. In so fern eine durchaus arglose Bonhommie, die angst Beschränkung der Ansichten und eine Naivetät der Darstellung, welche die entschiedenste Unfähigkeit, etwas zu erfinden, beglaubigt, die Wahrhaftigkeit eines Erzählers verbürgen, dürfen wir diesem Meklenburger auf sein Wort zutrauen, daß alle die Ereignisse, mit welchen er uns unterhält, ihm genau so, und nicht anders, begegnet sind. Das Schicksal führt ihn launig genug wiederholt auf den Schauplatz großer Begebenheiten; aber sie gehen an ihm vorüber ohne merkwürdig zu werden, denn die vorherrschende Persönlichkeit des Vfs. drückt auch dem Außerordentlichsten den Stempel der Alltäglichkeit auf. Aber selbst dadurch und durch den seltenen Tact, der ihn bey jeder Gelegenheit unter hundert möglichen Mitteln allemal richtig das unzweckmäßigste und verkehrteste ergreifen läßt, und durch die selbstzufriedene Genügsamkeit endlich, mit welcher er hinattennach noch immer sich wegen der genommenen schlechten Mafsregeln glücklich preiset, erhält das Buch ein ganz eigenthümliches Interesse; und ob wir gleich das Lehrreiche, welches er selbst darin findet, nicht entdecken konnten: so dürfen wir es doch allen gebildeten Lesern mit gutem Gewissen zur Gemüthsergötzung empfehlen.

No. 2. Nach einem Vorbericht, in welchem der Vf. den „Nicht-Militairs“ ein förmliches Collegium über die Anfangsgründe der Strategielieft, und ihnen besonders die Zwecke und Bestimmungen eines Reservecorps erklärt, um sodann auf die Armee unter den Befehlen des Herzogs von Würtemberg überzugehen, und systematisch zu zeigen, was sie hätte thun und wo sie hätte aufgestellt werden sollen, kömmt er endlich zum Zweck, und erzählt in 4 Abtheilungen, wie das Reservecorps sich sammelte, wie der Herzog die Truppen stellte, wie sie angegriffen wurden, und wie sie ihren Rückzug nach Magdeburg nahmen. Wenn man den Vorbericht und die erste Abtheilung überschlägt: so findet man in den 3 letzten einen einfachen, deutlichen und ohne unnütze Weitschweifigkeit abgefaßten Bericht von dem Gefecht bey Halle, der durch einen zweckmäßigen Plan der Gegend erläutert wird, und in welchem der Vf. alles leistet, was man von ihm fodern kann. Lobenswerth ist dabey die Unparteylichkeit, mit welcher er den Truppen beider Heere Gerechtigkeit widerfahren läßt, indem er bald einzelne charakteristische Züge heraushebt, bald ihr Betragen im Ganzen schildert. Das Urtheil über die Anstalten der Anführer überläßt er den Lesern, und wir folgen darin billig seinem Beyspiele. Auf dem Plan fehlen die Benennungen einiger Orte, die in dem Bericht von der Stellung der Preußen erwähnt werden; z. B. das Claus-, Ulrichs- und Ransche Thor; sonst ist er getreu, und gewährt die nöthige Übersicht. Die Beylagen enthalten Listen des Verlustes auf beiden Seiten, woraus man sieht, daß, ungeachtet nur ein kleiner Theil der Preußen und

von der Cavallerie nur das Regiment Usedom ins Feuer kam, die übrigen aber nur ein Arrieregarden-Gefecht hatten, dennoch der Tag sehr blutig gewesen ist.

In No. 3 liest man mit Vergnügen die Geschichte der patriotischen Unternehmungen und Aufopferungen eines braven Bürgers, der zu der Erhaltung einer wichtigen Veste wesentlich beynrug. Auch die Treue und Ausdauer der Einwohner, auf die er durch Rath und Beyspiel wirkte, erscheint in einem schönen Lichte. Solche Beyspiele sind um so erfreulicher, je seltener sie sich in unseren Zeiten gemacht haben, und man muß es dem Vf. Dank wissen, der sie in einem fließenden Styl, ohne Prunk und Übertreibung, und ohne hässliche Seitenblicke, mit der, dem Stoff angemessenen, einfachen Würde erzählt.

No. 4. Ob diese Briefe von einem bey Auerstädt verwundeten preussischen Officier, oder, wie die Sage geht, von einem durch die Schlacht bey Jena hart mitgenommenen jungen Gelehrten geschrieben worden sind, das kann ihren Werth weder erhöhen noch vermindern. Sie sprechen die tiefe Trauer eines Gemüths aus, das, von allen Banden, die den Menschen an das Leben fesseln, durch frühere Schicksale losgerissen, allein noch mit glühender Liebe an dem untergehenden Vaterlande hängt. Sie entwickeln den Ideengang in der Seele eines Mannes, der plötzlich mit Erstaunen dunkle Ahnungen, die er lange sich selbst zu verbergen gesucht hatte, in Erfüllung gehen und sich schmerzhaft gezwungen sieht, Gebrochen einzugehen, die sein Patriotismus vergebens zu leugnen strebt. Sie enthalten ein fortgehendes Raisonement, in dem man jedoch keine neuen Ansichten der Dinge, am allerwenigsten Aufschlüsse über die Kriegsbegebenheiten erwarten darf; aber sie entsprechen vollkommen ihrem Zweck, den vielen, meistens überladenen Schilderungen von dem Geiste des preussischen Officiercorps ein Gemälde der Handlungsweise, der Denkart und der Gefühle der Besseren entgegenzustellen, und gewiss ist, wie das Vorwort des Herausgebers sagt, „der unendliche Jammer der einzelnen, gebildeten und ehrenwerthen Männer im weiland preussischen Heere“ nirgends lebendiger ausgedrückt worden.

Kf.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. *Gießen u. Darmstadt, b. Heyer: Praktische Anleitung zum Selbstunterricht in der Buchhaltung*. Ein falsches Lehrbuch für Kaufleute und jeden anderen angehenden Geschäftsmann. Von J. C. Kliegenhöfer. 1808. 12 Bog. 4. (1 Thlr.) „Als Hr. S. G. Meisner durch seine neuerfundene deutsche Buchhalterey, die Jones'sche englische Buchhalterey, mit mehrerer Rücksicht auf den Zweck der doppelten Buchhaltung bearbeitet, und sein Werk für sieben Gulden ausgeben hatte, da fanden die Herausgeber dieser Schrift (wie sie es in der Vorrede zu erkennen geben) bey näherer Untersuchung, daß die Meisner'sche Arbeit noch vieler Verbesserung bedürfte, und wurden dadurch zu einer Umarbeitung derselben veranlaßt, woraus denn gegenwärtige verbesserte deutsche Buchhaltung entstanden ist, welche sie für Einen Thaler ausbieten.“ Die Herausgeber sich nicht weiter zu erkennen, und man bleibt zweifelhaft, ob nicht Hr. Kliegenhöfer selbst unter dieser Benennung versteckt sey. Einleuchtend aber ist es genug, daß das ganze Machwerk eine erbärmliche Buchhändler- oder Schriftsteller-Speculation ist, eine unbedeutende Arbeit durch eine andere unbedeutende, nachgeschufte, aber wohlfeilere, zu verdrängen. Der Titel paßt durchaus nicht zu dieser ganz überflüssigen Arbeit. Wir haben schon so viele Anleitungen zum Buchhalten, die in einem ungrammatischen Deutsch herzlich schlecht vorgetragen sind, und so wenig die praktischen als theoretischen Fortschritte dieser Wissenschaft befördern, daß die gegenwärtige, welche vor jenen nichts voraus hat, ganz füglich ungeschrieben, oder wenigstens ungedruckt hätte bleiben können. In ein tieferes Detail einzudringen verbietet uns die totale Unbedeutendheit der Schrift sowohl, als der Raum dieser Blätter, welcher eine bessere Anwendung verdient.

φ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 F E B R U A R, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN U. LEIPZIG, in dem hist. polit. milit. Institut:
*Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Kö-
nigreiche Preussen, bis zum 14 Oct. des Jahres
1806. Vom Vf. des neuen Leviathan u. f. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Darstellung der Entstehung und Ausbildung des preuss. Cabinets, wie sie der Vf. giebt; ist höchst sonderbar und geschichtswidrig. Mit dem Aufkommen des dritten Standes hätten die Fürsten darauf denken müssen, sich die Vortheile zu sichern, welche ihnen dieser gewährt habe; dieses hätte nicht besser geschehen können, als durch Absonderung von denen, welche, ihres eigenen Interesse wegen, den Landesfürsten nicht über den Edelmänn hätten herausgehen lassen wollen. — Wie würde der gute Friedrich erstaunen, wenn er sähe, was für Gründe unser Vf. seinen Anordnungen unterschiebt! Er wollte selbst und allein herrschen und regieren, hatte aber doch Männer nöthig, die ihm vor- und nacharbeiteten, die in Ordnung erhielten, was einkam und abging, die ausfertigten, was beschlossen war, kurz, er mußte Geheimschreiber, Privat-Secretäre haben. — Hieraus wurden in der Folge die allmächtigen Cabinetsräthe, ganz nach dem natürlichen Gange der Dinge, welcher unter gleichen Umständen allenthalben Statt finden wird. Denn allenthalben erschlaft die Kraft des Regenten, und der Einfluß derjenigen, die ihn umgeben, vergrößert sich. — Bürgerliche wurden nicht darum angestellt, um ihren Stand zu repräsentiren, an solche Dinge dachte man damals noch nicht, sondern weil nur Bürgerliche sich zu so einem höchst subalternen mühsamen Posten verstanden. Auch wuchs die Macht der Cabinetsräthe unter Friedrichs II. Nachfolgern nicht bloß deshalb, weil sich der Staat erweiterte, am wenigsten deshalb, weil der dritte Stand große Fortschritte machte, sondern weil seine Nachfolger weder die Kraft des Genies noch die des Charakters hatten, welche Friedrich besaß, und welche ein Selbstherrscher nothwendig haben muß. Eben so falsch ist die Ansicht, daß, weil die Officiere von Adel gewesen, ein bürgerlicher Cabinetsrath dem Militär nicht habe vorstehen können, und daß deshalb ein Adlicher angestellt, und die Politik vom Kriege getrennt worden sey. Man wollte für die Angelegenheiten des Militärs einen Mann vom Fache, einen Officier haben, und deswegen kam ein Adlicher an diesen Platz.

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Die Trennung der Politik vom Militär hingegen wurde, durch die Menge von Geschäften ganz heterogener Art nothwendig. Auch entstand dadurch an und für sich keine Lücke, aus welcher eine Schwäche hervorging, denn in dem Könige vereinigte sich ja alles, und Frankreichs Beyspiel zeigt ja, daß diese Trennung, ohne Nachtheil für die Stärke, sehr wohl bestehen kann. Zu den Paradoxieen des Vfs., die keinen Sinn haben, gehört es, daß ein dreyfacher Einwirkungspunct nichts tauge, sondern daß deren gerade zwey, nicht weniger nicht mehr seyn dürften. Eben so sonderbar und wirklich der Widerlegung nicht werth ist das, was der Vf. über einen Premierminister im Preussischen sagt. Man mache nur einen tüchtigen Mann zum Premierminister: dieser wird, alles dessen ungeachtet, was Hr. Fr. Buchholz dagegen sagt, schon seinen Stützpunkt finden. Ueberhaupt ist es kaum zu begreifen, wie man jetzt, wo die ganze cultivirte Welt es hört, sieht und fühlt, was die Charakterkraft eines Einzelnen vermag, den äußeren Dingen noch einen so großen Werth, und eine größere Gewalt als der Persönlichkeit zuzuschreiben im Stande ist!

Richtiger ist das, was der Vf. über das Verhältniß der Cabinetsräthe zu den Ministern sagt, wenn gleich die Gründe, welche er dafür angiebt, nicht die richtigen, wenigstens nicht die einzigen sind. Es taugt nichts, wenn die Menschen das nicht heißen, was sie sind, wenn Männer, im Range und in gesetzmäßiger Macht anderen nachstehend, an wirklicher Macht und Wirksamkeit über ihnen stehen. Denn so unverschuldet sie auch zu einer solchen Macht gekommen seyn mögen, so ist doch schwer, sich des Gedankens an eine unrechtmäßige Anmaßung zu erwehren. Dadurch wird aber dem Neide und der Eifersucht, die unvermeidlich eintreten müssen, noch mehr Nahrung gegeben. Es ist daher auch nicht zweifelhaft, daß, wenn auch aller Unterschied der Stände aufgehoben würde, oder wenn die Cabinetsräthe sämmtlich vom Adel und die Minister vom Bürgerstande wären, dennoch der Kampf und Widerstreit zwischen Ministern und Cabinetsräthen fort-dauern würde, wenn die jetzigen Verhältnisse bleiben. Die Eifersucht, welche aus dem Unterschiede der Stände entsteht, ist leider im Staate nicht die einzige!

Hierauf kommt die Reihe an das *Cabinets-Ministerium*. Die neueste Einrichtung und der Geschäftskreis desselben, wie aller nachfolgenden Behörden, ist nach dem bekannten Handbuche über den preussischen Staat vorausgeschickt. Zwey Bemerkungen

Yy

im Werth steigen, während der Werth des Symbols immer tiefer falle. Dieses sey der Tod aller Industrie, wie Spanien zeige. Nicht das Geld, sondern die Industrie müsse man vermehren, das Geld finde sich dann von selbst. — So richtig das Letzte ist, und so gefährlich die Anhäufung des Papiergeldes — wozu, wenn der erste Schritt einmal gethan ist, der Reiz allerdings sehr groß wird, — werden kann: so kann man doch dem Raisonnement des Vfs. selbst dann keinen Beyfall schenken, wenn man gleich gegen die Schöpfung der Treasorscheine selbst erhebliche Zweifel hat. Denn wenn man auch einmal zugeben wollte, des Vfs. Definition des Geldes sey erschöpfend: wie in aller Welt folgt denn daraus, daß, weil das Geld Symbol der durch die Industrie geschaffenen Sachen sey, die Masse desselben der Masse aller durch die Industrie geschaffenen Sachen gleich seyn müsse? Was für ein logischer Grund ist für diese Folge vorhanden? Oder auf was für eine Wahrnehmung gründet sie sich? Glaubt der Vf. wirklich, daß in irgend einem Staate die Masse des Geldes gleich sey den Producten, welche die Industrie auch nur in einem einzigen Jahre hervorbringt? Um wie viel weniger kann also die Masse des Geldes gleich seyn den Producten der Industrie, wenn man das Mobilien-Vermögen sämmtlicher Privatpersonen, welches doch meistens aus Producten der Industrie besteht, dazu rechnet! Hat, darf man dreist fragen, der Vf., welcher sich an eine äußerst schwierige Materie wagte, und allen, die darüber geschrieben, keck den Vorwurf macht, daß sie die Sache nicht recht verstanden, bey dem, was er niedergeschrieben, etwas Bestimmtes gedacht? Hat ihn, wie er S. 191 versichert, wirklich nur Wahrheitsliebe und Patriotismus dabey geleitet? Wahrlich, wenn der Vf. Recht hätte, so hätte es den Preussen eben so leicht werden müssen, die Contribution baar abzutragen, als es dem Vf. leicht wird, die Bogen zu füllen, und über die schwierigsten und verwickeltesten Gegenstände zu urtheilen und zu entscheiden.

Auf die Frage, welches von allen bekannten Finanzsystemen das beste sey, antwortet der Vf.: Keins von den gegebenen, wohl aber dasjenige, wobey man die Last nur in dem Maße vermehrt, in welchem man die Kraft sie zu tragen erhöht. Jedes andere werde sich mit dem Umsturz endigen. Es ist Schade, daß der Vf. nicht näher angegeben hat, welches System diese vortrefflichen Eigenschaften habe, und durch welche Mittel man es dahin bringen könne, damit die Bedürfnisse nicht zuweilen so hoch steigen, daß auch die Lasten über das natürliche Maß heraustreten müssen.

In dem Abschnitt über das *Justizwesen* beschäftigt sich der Vf. hauptsächlich mit dem Kammergerichte, als dem Vorbilde aller übrigen Landes-Justiz-Collegien. Höchst seltsam ist dasjenige, was der Vf. über dessen Benennung sagt, und unbedeutend sind die Bemerkungen über die örtliche Vereinigung der verschiedenen Senate, wie auch über die ganze Organisation dieses allerdings etwas buntscheckig zu-

sammengesetzten Gerichtshofs, worüber ein Kenner etwas viel Besseres hätte sagen können.

Vom preussischen Landrecht behauptet der Vf., es sey zu früh erschienen. Rec. glaubt dieses zwar auch, aber aus ganz anderen Gründen. — Ein Civil-Codex ist dem Vf. eine Sammlung von Normen, wodurch die gesellschaftlichen Verhältnisse in einem Staat regulirt werden. Die Güte einer solchen Sammlung müsse darin bestehen, daß ihre Normen der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse keinen Zwang anlegten. Dieser Art sey aber der Charakter des allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten nicht. Man sey vielmehr dabey davon ausgegangen, daß der gesellschaftliche Zustand seine größtmögliche Vollkommenheit errungen habe, und indem man kraft dieser Voraussetzung nur auf Fixirung desselben bedacht gewesen, habe man durch die Gesetzgebung selbst ein System von Ungerechtigkeiten aufrecht erhalten, während es der unverkennbare Zweck der Gesetzgebung gewesen, diesem System ein Ende zu machen. Man habe die Ungerechtigkeit des Richters mit der Ungerechtigkeit überhaupt verwechselt; jener durch bestimmte Normen abzuheben gesucht, diese dadurch verewigt, daß man sich über die Güte derselben keinen Zweifel gestattet habe. — Dem Rec. scheint dieser ganze Tadel ungerecht und der Gesichtspunct, wovon der Vf. ausgeht, durchaus schief zu seyn. Eine Civilgesetzgebung ist keine Constitutionsurkunde. Eine solche setzt sie voraus, und dem Zustande, der durch diese hervor gebracht worden ist, muß sie anpassend seyn. Ihr erstes Erfoderniß ist Bestimmtheit und Festigkeit, denn die Menschen im Staate sollen daraus mit Gewissheit sehen können, was sie in Ansehung ihrer Privatverhältnisse für die Gegenwart, und bey der bestehenden Ordnung der Dinge zu erwarten haben. Ändert sich etwas im Staate, in den Grundsätzen, in dem Wesen der Constitution, in den grundgesetzlichen Verhältnissen: so muß die Civilgesetzgebung, insofern diese Änderung Einfluß auf sie hat, danach abgeändert werden — wie dieses z. B. in Frankreich in Ansehung der Fideicommiss, ganz der Ordnung gemäß, geschehen ist — sie selbst hingegen darf nicht weiter auf Verbesserungen hinarbeiten, als daß sie den Privatpersonen so viel, als möglich ist, die Freyheit läßt, ihre Verhältnisse nach eigenem Gutbefinden zu bestimmen und zu verändern. Dieses hat die preussische Gesetzgebung in vielen Puncten gethan, namentlich hat sie in Ansehung der Erbbunterthänigkeit mehr, als in den mehresten anderen Gesetzgebungen bisher geschehen war, die Aufhebung dieses Verhältnisses erleichtert, und sie würde es in noch mehreren Stücken gethan haben, wenn nicht manche finanzielle Einrichtungen, z. B. das Stempelwesen, sie geniert hätte, und wenn man nicht zu oft darauf ausgegangen wäre, durch die Gesetzgebung und durch gesetzliche Einrichtungen Proceß und den Mißbrauch der bürgerlichen Freyheit zu verhüten.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 F E B R U A R , 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN u. LEIPZIG, i. d. hist. polit. milit. Institut:
*Gemälde des gesellschaftlichen Zustandes im Kö-
nigreiche Preussen, bis zum 14 Oct. des Jahres*
1806. Vom Vf. des neuen Leviathan u. i. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der berühmte Paragraph vom Adel beweiset, dass man nicht recht wisse, was in ein Civilgesetzbuch hineingehöre oder nicht, dass überhaupt die Gesetzgebung zu früh kam, weil die Gährung, die durch eine bessere Philosophie, durch historische Kritik, und durch neuere Erfahrungen in der Jurisprudenz und in der Staatswirthschaft entstanden war, noch zu wenig Haltung bekommen hatte, noch nicht zu einer gewissen Reife und Consistenz gediehen war. Eben darin hat auch der gerechtere, aber nicht neue Vorwurf seinen Grund, dass man die Normen nicht genug auf allgemeine Sätze reducirt habe; und es ist nicht zu leugnen, dass die französische Gesetzgebung darin einen Vorzug hat, wie überhaupt nicht zu verkennen ist, dass die Verfasser derselben über das ganze Wesen der bürgerlichen Gesellschaft und über den eigentlichen Zweck des Privatrechts weit tiefer und heller gesehen, und sich von dem unseligen Streben, allenthalben die Hände im Spiel haben, und ein Wort mitsprechen zu wollen, weit mehr frey gehalten haben.

Bey der Processführung, erklärt sich der Vf. für die mündliche Verhandlung. Rec. ist in Ansehung dieses, jetzt mehr als je zur Sprache gekommenen, Puncts entschieden der Meinung, dass eine mündliche öffentliche Verhandlung weit edler sey, und für die Sicherheit und Ruhe der Bürger, wie für Verbreitung einer gewissen Cultur, höchst wohlthätig zu seyn scheine. Doch hat die Sache mehrere Seiten, und es scheint, dass man sie hie und da zu poetisch betrachte, und sich zu viele Declamationen für diese Methode und zu bittere Vorwürfe gegen die bisherige, wobey wir nicht unglücklich waren, erlaube. Es ist hier der Ort nicht, dieses ausführlich zu entwickeln. Doch bittet Rec. alle Justizmänner, welche die mündliche Verhandlung mit so schönen Farben ausmalen, die Gegenstände, die Veranlassungen, die Gründe und die Zwecke eines sehr grossen, ja des bey weitem grössten Theiles der Processse im Geiste durchzugehen und zu erwägen, ob solche wirklich so viel Stoff und Gelegenheit zur Übung trefflicher Tugenden, zur Entwicklung grosser Talente, zur Begei-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

sterung der Redner und der Zuhörer darbieten? Auch dünkt dem Rec., es komme bey dieser Sache viel auf den Charakter einer Nation an. Der Deutsche liebt im Ganzen das Ernsthafte, das Gründliche, das Zweckmäßige, ist mehr ein Realist, als ein Verbalist. Tiraden, rhetorische Wendungen, Apostrophen, welche in anderen Sprachen gefallen können, erhalten in unserer durchs Schreiben weit mehr als durchs Reden ausgebildeten, und eben so mehr fürs Schreiben als fürs Reden gebildeten Sprache leicht etwas Widriges und Lächerliches, und erfordern überhaupt einen Geschmack und richtigen Tact, welcher unter keiner Nation Gemeingut ist. Übertreibungen, sophistische Sprünge, Spiele des Witzes, wozu die Lebendigkeit der Rede, und was sonst auf den Redner wirkt, leicht verleiten kann, beleidigen leicht unseren Sinn! — Gott erhalte ihn in der Gefahr — für Wahrheit und unsere herkömmlichen Begriffe vom Schicklichen. — Endlich kann man fragen, lässt sich so etwas schnell einführen? Man gehe unsere Advocaten durch, betrachte sie nach Gestalt, Sprache, Bildung und Kenntnissen. Lässt sich von der Mehrzahl erwarten, dass sie in eine solche neue Ordnung passet? Auch die Richter — doch wir wollen abbrechen und den Erfolg des Versuchs erwarten, der in einem aufblühenden Staat nicht ohne Rücksichten auf Bedenklichkeiten dieser Art gemacht wird.

Richtig ist es, was über das Advocatenwesen, besonders über die Geldnäkelsyen derselben, gesagt wird. Es ist sehr zu wünschen, dass dieser Stand sich hebe und veredelt werde, und dass man nicht zu sehr darauf ausgehe, ihn unter dem Drucke und unter strenger Zucht zu halten. Das Übel, welches ein oder ein paar Chicaneurs anrichten können, kommt dem Nachtheil bey weitem nicht gleich, der dadurch entsteht, wenn man bey den Advocaten alle Energie und Freymüthigkeit tödtet, und sie so ängstlich macht, dass sie jedes Wort abwägen müssen. Ob übrigens die Advocaten in der französischen Revolution die schöne Rolle gespielt haben, welche der Vf. ihnen beylegt, mag er mit der Geschichte ausmachen.

Gegen die Behauptung, dass ein Gericht, welches über einen Angeschuldigten, ohne ihn gesehen zu haben, verfügt, einem Vehmgerichte gleich sey, lässt sich vieles sagen. Sehr viele vortreffliche instruirende Richter haben dem Rec. versichert, dass sie es oft lebhaft gefühlt haben, dass Urtheile, welche aus gut geführten Acten von Richtern gesprochen wurden, die mit der Instruction nichts zu thun

Zz

haberr, besser ausgefallen seyn, als wenn sie von ihnen selbst gefällt seyn würden. In einer berühmten Rede wird die Trennung der Instruction von der Decision sehr lebhaft vertheidigt. Aber mit welchem Grunde macht man dem bisherigen deutschen Criminalverfahren den Vorwurf, daß der Instruent auch Decernent sey?

Was über das Costüme gesagt wird, verdient erwogen zu werden. Das Militärische scheint in der That zu der Justiz nicht zu passen, aber ein gesetzter Anzug ist mehr zu empfehlen, als man gewöhnlich glaubt. Sehr wahr ist es, daß über das Betragen in den Collegien streng gewacht werden sollte. Es sollte billig nichts Heterogenes darin getrieben werden. Nichts charakterisirt den Geist des Chefs mehr, als das Betragen der Mitglieder eines Collegiums.

Hervorgefucht und auf Spitzfindigkeiten betruhend ist dasjenige, was darüber gesagt wird, daß die Sportel-Casse in demselben Locale ist. Wenn die Sporteln einmal für das Gericht berechnet werden: so ist es wohl einerley, wo sie erhoben werden. Aber das sollte billig nicht seyn. Wenn Sporteln gegeben werden müssen, und das wird wohl allenthalben bleiben: so sollten sie dem Staate und einer eigentlichen Finanzbehörde und nie dem Gerichte berechnet werden.

Statt des Tadels der an sich unpassenden Benennung der Justiz-Collegien, wenn sie Regierungen heißen, hätte etwas viel Besseres über die unteren Behörden und über die Vertheilung der Gerichtssprengel, über die verschiedenen Gerichtsstände u. s. w. gesagt werden können, was in ein Gemälde allerdings gehört hätte.

Die Policey hat nach dem Vf. die Verbrechen und Vergehungen zu verhüten, welche der Arm des Richters bestrafen muß. Diese bekannte Definition muß so mangelhaft seyn, als eine jede Definition seyn wird, die ein höchst zusammengesetztes Institut, das zu den mannichfaltigsten Zwecken zu wirken hat, mit wenigen Worten wissenschaftlich darstellen will. Der Vf. tadelt es besonders, daß kein eigener Policeyminister vorhanden ist. Übrigens geht es ihm wie den meisten Menschen; sie erwarten und fordern von der Policey zu viel, weil sie weder die Schwierigkeiten kennen, welche mit der Ausführung vieler sehr leicht scheinender Einrichtungen verbunden sind, noch genug in Erwägung ziehen, daß in Policeysachen so leicht der Fall eintritt, daß die Mittel, welche wirksam seyn könnten, ein weit größeres Ubel ausmachen würden als der Zweck. Dafür aber hat, und dafür muß billig eine jede Regierung Abscheu haben. Übrigens ist es sehr wahr, daß bis jetzt weder in Deutschland überhaupt, noch in irgend einem einzelnen Lande, für das Policeywesen eine durchgreifende Anstalt vorhanden gewesen ist. Vorzüglich hat es an Einheit und Zusammenhang in den Maßregeln und an Geld gefehlt, um das, was man als gut erkannte, auszuführen.

Dem geistlichen Departement legt der Vf., eine seinen Begriffen von der Kirche entsprechende Bestim-

mung bey. — Ein Blick auf den Geschäftskreis desselben läßt freylich gewahr werden, daß er nicht nach dem Princip der Einfachheit geordnet ist, und es steht nicht zu leugnen, daß die Bildung für das eine der hier zusammengeworfenen Fächer nicht die für das andere in sich schliesse, oder auch nur dazu führe. Dieser Theil der öffentlichen Verwaltung befindet sich in allen protestantischen Ländern in großer Verwirrung. Der Grund davon liegt aber nicht darin, daß man einen adelichen Chef haben will, sondern er liegt tiefer, und ist eine Folge der Bildung, welche das protestantische Kirchenwesen, bey seiner Losreißung von dem hierarchischen System, erhielt. Freylich ist's seltsam, noch jetzt dieses Unwesen, welches im Preussischen lange nicht mehr so arg ist als in anderen Ländern, beyzubehalten. Daß es an falscher Behandlung des Schul- und Kirchen-Wesens nicht gefehlt habe, glaubt Rec. gern, da nirgends größere Mißgriffe zu geschehen pflegen, als in dieser wichtigen Angelegenheit. Doch scheint die Verbindung des Kirchen- und Schul-Wesens nicht so verwerflich zu seyn, als der Vf. will, denn beide arbeiten doch auf einen sehr verwandten Zweck hin, und beide haben doch zur Erreichung dieses Zwecks einerley Mittel. Freylich ist dieses nach des Vfs. Ideen nicht so, aber doch nach der Wirklichkeit. Stark, aber nicht unwahr sagt der Vf. von den Patronatrechten der Privatpersonen: „sie machen wie die Patrimonial-Gerichtsbarkeit ein ekelhaftes Staatsgeschwür aus.“ Doch ist das Patronatrecht der Privatpersonen dem Staate lange nicht so schädlich als die Patrimonial-Gerichtsbarkeit. Feine und beherzigungswerthe Bemerkungen über den Stand eines Präsidenten finden sich S. 280. — Das General-Controlle der Finanzen und die Oberrechnungs-Kammer macht den Beschluß und wird am kürzesten abgefertigt. Sie solle gleichsam der Mittelpunkt der isolirten Verwaltungszweige seyn, erreiche aber diesen Zweck nicht.

Wenn Rec. weitläufiger gewesen ist, als es das Buch verdient: so glaubt er sich eines Theils damit entschuldigen zu können, daß der Vf. desselben gewissermaßen das Haupt einer, zwar kleinen, aber vielschreibenden Partey ausmacht, und dadurch wichtiger wird, anderen Theils damit, daß er nicht gern den Vorwurf verdienen wollte, durch Gemeinsprüche einer genauen Prüfung aus dem Wege gegangen zu seyn. PN.

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: Mr. R. L. Edgeworths Erziehungskunst in Beyspielen oder praktischer Unterricht für Kinder von drey bis sieben Jahren. Herausgegeben von Friedrich Herrmann, Hofr. und Prof. in Lübeck. Mit Kupfern. 1808. Erster Band. XXXIV u. 197 S. Zweyter Band. VI und 303 S. Dritter Band. 491 S. 8. (4 Rthlr. 8 Gr.)

Um solchen Altern, besonders Müttern, die das Erziehungsgeßäft bey ihren noch zarten Kindern lieber selbst betreiben, als fremden Personen die Sor-

ge darüber anvertrauen wollen, ihre Mühe weniger beschwerlich zu machen, sind Bücher, wie das vorliegende, überaus nützlich. Es enthält eine Art ausführlicher Kinderidyllen, worin die moralische Tendenz besonders hervorsticht. Behandlungsweise, Vortrag und Styl sind dem jugendlichen Alter, dem sie bestimmt sind, ganz angemessen. Sanfte Kinder beiderley Geschlechts, die man früh zum Lesenlernen gewöhnt hat, werden sie gewiss herzlich gern, entweder allein oder unter der Leitung liebevoller Erzieherinnen, mehrere Male durchgehen. Der erste Band enthält: *Heinrich und Lucie*, eine Geschichte für Kinder, in 2 Theilen, und wird auch besonders verkauft. Der zweyte: *Rosamunde*, in 3; der dritte: *Franz*, in 4 Theilen, nebst einigen kleineren Erzählungen, die das Ende füllen. Es wird immer vom Leichterem zum Schwereren fortgeschritten, der Ideenkreis der geschilderten Kinder erweitert sich allmählich, ihre Einsichten werden fester, und die Theilnahme an ihnen stärker. Da Rec. aus guten Gründen hoffen darf, daß dieses Werkchen auch in Deutschland mehrere Auflagen erleben werde: so hält er es für nöthig, über die deutsche Bearbeitung desselben einige Bemerkungen anzufügen.

Der Verleger hat zur äußeren Empfehlung des Buchs das Seinige rechtschaffen gethan, bis auf die Kupfer, unter denen wenige schön zu nennen sind. Dafs er zugleich mit der deutschen Übersetzung das englische Original abdrucken lassen, wird ihn auch nicht gereuen. Nur glauben wir kaum, daß er seinen Vortheil recht verstanden, da er Original und Übersetzung einander gegenüber gestellt hat. Da das Buch dadurch noch einmal so theuer werden muß: so werden ihm die Käufer abgehen, die von beiden nur einen, den deutschen oder englischen, Text brauchen können. Das deutsche, wie das englische Kind, muß seinen Text wie ein Original lesen. In dem kindischen Alter, wofür *Edgeworth* schrieb, fängt man das Sprachenlernen noch nicht an; die Hälfte der Blätter bleibt also ungelesen. Bloß in Häusern, wo man beide, die englische wie die deutsche, als Muttersprachen behandelt, wird es in seiner jetzigen Gestalt recht sehr willkommen seyn.

Wir wollen den Übersetzer keiner besonderen Eitelkeit bezichtigen, daß er auf dem englischen Titel (denn jeder Band führt auch seinen eigenen Titel in dieser Sprache) seinen Namen setzen lassen, wohn er gar nicht gehörte. *Z. B. Harry and Lucy, a Tale etc. By Mr. Edgeworth. Translated by M. Fr. Herrmann.* Was geht es das englische Original an, wer es ins Deutsche übersetzt hat? Vielleicht aber hat der Verleger diese Worte bloß der Symmetrie des Drucks wegen beygefügt. Die Übersetzung ist treu und rein, das Original aber ist doch einfacher und schöner. Hr. H. hat im Ganzen mehr den Sinn desselben zu erschöpfen, als das Natürliche des Ausdrucks darzustellen gesucht. Junge Kinder edler Herkunft können immer, oder beynah immer so sprechen, wie E. die folgenden sprechen läßt. H's Kinder sprechen schon gekünstelter. Man wird in fol-

genden Ausstellungen, die sich auch über andere Dinge erstrecken, diese Fälle sehr leicht bemerken. Es ist uns wahrlich nicht um Tadel zu thun.

B. I. S. 11. *Lucie* war sehr aufmerksam gewesen, wenn sie ihr Vater oder Mutter etwas gelehrt hatte (*had taught her any thing*). Auf diese Weise hatte ihr die Mutter lesen und arbeiten lernen (*taught her to read and to work*). Erst Lehren mit dem Accusativ, dann Lernen mit dem Dativ, in gleicher Bedeutung! Der Sprachfehler ist recht stark. Auf S. 17 kommt das *und* zu oft vor; sogar eine Periode fängt damit an. *Und* sie bemerkten, *und* sie trat h n zu ihnen, *und* dachte u. s. w. — So schien es ihr, daß nicht eins wie das andere wäre (*she thought, they were not all alike*). Es ist von den Näpfen die Rede; die waren nicht *gleich*. S. 93. Du wirst nie einen richtigen Verstand *zeigen* können (*you will never have good sense*). Vom Zeigen ist nicht die Rede; ein Pädagog, wie *Edgeworth*, kann nicht so sagen. Es heißt: verständig werden; weiter nichts. — Vom Regen *geschmolzen*, wie man zu sagen pflegt (*melted away by the rain, as the workmen say*). Zermorscht, war hier das richtige Wort. S. 143. Wir wollen morgen bey eurem Onkel frühstücken, der in einer ziemlich angenehmen Gegend wohnt (*we intend to walk to breakfast with your uncle, who has come to live at a very pretty place*). Hienach hätten die Kinder nicht gewußt, wo ihr Onkel, der nicht viel über eine Stunde von ihnen entfernt lebte, wohnte. Er war aber erst hingezogen; so sagt das Original, die Übersetzung nicht. Auch wollten sie zum Frühstück gehen; das gehört mit her. *A very pretty place* ist nicht: eine *ziemlich* angenehme Gegend; es ist mehr. *To live at a very pretty place*, heißt: sehr artig wohnen. — *Heinrich und Lucie* waren sehr glücklich (*very happy*). Glücklich, daß sie spazieren gehen sollten? Sie waren froh (*happy*). S. 147. Er blickte *verdrüsslich* um sich (*looked wistfully round him*). Verdrießlich? Nicht doch. Schinachtend.

B. II. S. 47. Ich behaupte (*I dare say*), klingt übel aus dem Munde eines kleinen Mädchens, wie *Rosamunde* ist. Ich möchte sagen, ich glaube, kann hingehen. S. 93. Er ist angekleidet, und ich bin es noch nicht zur Hälfte (*he is dressed and I am not half dressed*); st. ich noch nicht halb. So sprechen Kinder. Weiter spricht die Mutter zu ihrer kleinen Tochter, indem sie sie zu einem Spiegel führt: Ist das ein hübsches Mädchen (*is that an agreeable girl*)? So kann sich *Rosamundens* Mutter schlechterdings nicht ausdrücken. *Agreeable* heißt hier freundlich. S. 97. Jetzt siehst du *viel hübscher* (*you look rather more agreeable*). So weit konnte es *Rosamunde*, mit dem Gefühl des Unrechts im Herzen, noch nicht gebracht haben. *Rather* heißt niemals *viel*. *Etwas freundlicher* wäre richtig gewesen. S. 111. Dafs du zur Weisheit und zum Guten und zum Glück geleitet wirst (*to manage yourself so as to make you wise and good and happy*). Welche Kanzelsprache gegen das fehlerhafte Original! S. 119. Stie-

feln (clogs). Nicht Stiefeln, sondern eine Art schwerer Schuhe, die an einigen Orten in Niedersachsen Klotzen heißen. Man schreibt auch im Englischen richtig Clogs, nicht Cloggs, wie hier S. 118 steht. S. 135. Nachdem sie ein Weibchen ihr Bedauern zu erkennen gegeben hatte (*after expressing some regret*). Wie gedehnt! Sie äufserte Leid; das ist alles. *Some* braucht nicht übersetzt zu werden. Eben so S. 137. Das Rothkehlchen schien es mit dem Fortfliegen noch bewenden lassen zu wollen (*the robin seemed in no haste to be gone*). S. 145. Zu dem jungen Rosenstock (*as far as the early rose tree*). Der Rosenstock mochte alt genug seyn; aber er trug Frührosen. S. 193. Schmerz macht, daß man sich erinnert (*pain makes one remember*), statt: Schmerz erinnert. Das *One* ist im Deutschen überflüssig. — *Housewife* ist keine Nadelbüchse, sondern ein Nähkästchen, Zwirnfutter. S. 203. Anstatt daß diese in wenig Stunden ganz verblüht seyn werden (*and these will be quite gone in a few hours*). Besser: Und diese sind in ein paar Stunden ganz hin. Kinder bilden ihre Perioden durch einfache Bindungswörter; aus ihnen kommt kein Anstatt, Nachdem, Demungeachtet u. dgl. — Weil du nicht immer Gelegenheit haben wirst, mir in die Augen zu sehen (*because you will not always have my eyes to see with*). Du wirst nicht immer mit meinen Augen sehen können; das ist lebhafter und richtiger. S. 221. Das ist ein sehr vernünftiges Verzeichniß, das mit großer Besonnenheit verfertigt ist (*this is a very reasonable, sensible list*). Wozu der Wortschwall? Wie kann man bey einem trockenen Register die Besonnenheit rühmen? S. 247. Du meinst unter dem Etwas mein armes Bohnenbäumchen (*you mean my poor laburnum*). — Alle lachten (*every body smiled*). Sie lächelten. Zum Lachen war es bey so verständigen Leuten nicht geeignet.

Der dritte Band ist auch zu haben als:

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Neues Taschenbuch zur Bildung der Kinder und zum Sprachunterricht auf 1808. Oder Franz, eine angenehme und belehrende Geschichte*, herausgegeben von M. Friedr. Herrmann. *Französisch und deutsch*. 419 S. 8. (1 Thlr.) Auch unter dem Titel: *Frank, histoire*

instructive et amusante pour la jeunesse par Mr. Edgeworth. Traduit par M. F. Herrmann. IV Parties. Avec Figures.

Schwerlich ist die französische Übersetzung, die sich sehr gut liest, aus Hn. Herrmanns Feder geflossen, ob es das Titelblatt schon belegt. Wahrscheinlich hat sie Edgeworth selbst in England verfertigen lassen. Die nänliche deutsche Übersetzung, die sich bey dem englischen Abdrucke befindet, steht hier dem französischen Texte unverändert gegenüber, mit Beybehaltung der Seitenzahlen. Wir fahren in unseren Anmerkungen fort. S. 161. Ich glaube nicht, daß eine Motte einen Rüffel ertragen könnte (*porter; carry*). S. 215. Was indeß meinen Knöchel betrifft: so ist der Schade nicht groß (*ma cheville n'est pourtant pas très-malade; my ankle is not very much hurt, however*). Welcher kleine deutsche Junge, der nicht zur Affectation im Ausdrucke verzogen ist, wird so gekünstelt sprechen? S. 275. Es hatte sich jemand in ein sehr lebhaftes Gespräch eingelassen (*quelqu'un parloit très-vivement: somebody was talking very eagerly*). Welche Worte für: Jemand sprach heftig. S. 325. Nach gerade nur so groß (*tout justement assez large; but just large enough*). S. 395. Wir müssen suchen, ohne sie zurecht zu kommen (*nous nous en passerons; we must do without it*). Wir müssen sie entbehren. S. 401. Was für dumme Streiche sind hier wieder vorgefallen (*qu'est ce que c'est que ceci; what a piece of work is here*)? Kürzer: Was ist das für Zeug? S. 417. Ich will nur so lange Zeit hier bleiben, als ich brauche, um ein Frühstück zu mir zu nehmen (*je ne resterai que le temps de déjeuner; I shall only stop with you whilst I eat my breakfast*). So soll ein deutscher Kärner gesprochen haben, statt: Ich will nur zum Frühstück hier bleiben. — Wenn sich die Ausländer über die unnützen Worthäufungen im Deutschen beklagen: so haben sie Recht. Unsere Schriftsteller müssen lernen, sich conciser zu fassen. Übersetzer zumal müssen die Kraft des deutschen Idioms zusammenhängen. Wenn der Deutsche will: so sagt er seine Meinung in eben so kurzen Worten, als jene. Und warum sollte er das nicht wollen? Oh.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Barth: Ch. E. Weisse's Todesfeyer in der Rathsfreyschule zu Leipzig. Am 4 Adventssonntage 1804. 1805. 34 S. 8. (4 Gr.) Nach einer zweckmäßigen kurzen Anrede an die versammelte Schulpugend, welche der Freyschuldirektor Plato hielt, und dem kurzen Gesang der Versammlung folgt die Katechisation vom Vicedirector Dolz. Erinnerungen an einige unvergessliche Männer, welche Ein Todesjahr mit Weisse theilten, an Kant, Spalding, Teller, füllen den Eingang. Dann folgt die Unterredung über Sir. 40, 15: „Dieweil er lebet, hat er einen größseren Namen, denn andere Tausend; und nach seinem Tode bleibt ihm derselbige Name.“ Hauptzüge aus dem Bilde des edeln Weissen geben den ersten Theil, lehrreiche Folgerungen daraus den zweyten. So wenig der Katechisation Zweckmäßigkeit in Ansehung ihrer Veranlassung abgesprochen werden kann: so ist doch die Unbestimmtheit mehrerer Fragen, die

Härte der Übergänge und die Unrichtigkeit mancher Ausdrücke nicht angenehm zu bemerken. Ein Gefang der Versammlung beschließt diese anständige und einer Unterrichtsanstalt, wie die leipziger Freyschule ist, sehr angemessene Todesfeyer des würdigen, ewig verehrten Kinderfreundes Weisse.

D. c. A.

HANDLUNGSWISSENSCHAFTEN. Leipzig u. Rönneburg, im Verlagsbureau: Die Hansestädte Lübeck und Bremen. Ein Handbuch für Einheimische und Fremde. Beilage zu dem Werke: Die Handlung von Hamburg. 1807. 460 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Im 99 Stück des Jahrg. 1808 dieser Blätter hat Rec. sein Urtheil über das Werk: Die Handlung von Hamburg gefällt. Es kann auch von dieser Beilage gelten, welche in keinem Betracht besser oder schlechter als selbiges ist, und wahrscheinlich auch einen und denselben Vf. hat.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 F E B R U A R, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ASCHAFFENBURG, b. Etlinger: *Scheik Mohammed Fani's Dabistan, oder von der Religion der ältesten Parfen.* Aus der persischen Urschrift von Sir Francis Gladwin ins Englische, aus diesem ins Deutsche übersetzt von Fr. von Dalberg. Nebst Erläuterungen und einem Nachtrage die Geschichte der Semiramis aus indischen Quellen betreffend. 1809. 118 S. kl. 8. (12 Gr.)

In der lieblichen *Geschichte einer Drusenfamilie*, die uns in die Gemeinschaft wahrer Christen recht anschaulich einführt, und ein Zeugniß giebt von der Religion Jesu eigenen Milde und Gemüthlichkeit, hatte Hr. v. D. unter vielen anderen aus vertrautem Umgang mit morgenländischer Art und Bildung fließenden Bemerkungen auch (S. 101 und 138) einer alten Parfensecte der Jezdianen oder Azerjanen erwähnt, als einer höchst merkwürdigen und vielleicht auf Zeiten und Sitten einer frühen Welt hindeutenden. Hier erhalten wir über diesen Gegenstand eine weitere Ausführung, welche dem Forscher der Menschengeschichte ein angenehmes Geschenk seyn wird. Es giebt nämlich im Morgenland unter vielen uns noch unbekannten Schätzen eine Schrift eines persischen Gelehrten und frommen Pilgers *Scheik Mohammed Mohhsen - al - Fany*, der uns Jahr d. Heg. 1081, unserer Zeitrechnung 1670 — 71 starb — *Dabistan* oder *Gemälde der Sitten* genannt, welche in 12 Abschnitten von den *Parfen*, und unter diesen von den *Jezdianen* — von den *Hindu* und *Brahmanen* — von den *Tibbetanern* — von den *Juden* — von den *Christen* — *Muhamedanern* — der Secte *Sady Kiah* — den *Unitariern* — *Roschenianern* — von den *Göttlichen* — von den *Weisen*, und endlich von den *Sophi's* handelt. Jeder Kundige sieht alsbald, welcher Gewinn unseren Einsichten aus der vollständigen Bekanntheit mit diesem Werke kommen müßte. Dinge, von denen wir jetzt so viel als nichts wissen, insbesondere die Gegenstände der drey letzten Überschriften betreffend, würden uns näher gerückt; und wenn uns jeder Abschnitt nur die Hälfte des Nutzens gewährt, wie der vor uns liegende erste, so ist damit in der That ein bedeutender Fortschritt gemacht. Und dieser einzige Abschnitt auch, oder vielmehr dieses Fragment des ersten Abschnitts, war bisher nur den sehr wenigen Besitzern von: *Gladwin's new asiatick miscellanys consisting of original Essays, Translations and fugitive* J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Pieces. Calcutta 1789, zugänglich. Schon in der Hinsicht müssen wir Deutsche dem Hn. von Dalberg danken, welcher mit warmem Eifer das Studium der ältesten Welt und aller rein menschlichen Künste betreibend, der Wissenschaft und Kunst alles opfert, und von Herzen ihnen ergeben ist. Seinen Verwendungen wird es auch gewiß am ersten gelingen, die übrigen Abschnitte jenes wichtigen Werkes zu erhalten, und wir zweifeln nicht, daß er uns eine so werthe Gabe keinen Augenblick vorenthalten werde.

Was die vorliegende Schrift selbst betrifft, so hat der Vf. in der Vorrede zuerst einen allgemeinen Blick auf den vorzüglichen Gegenstand des Fragmentes — *Emanation* und *Sternendienst*, geworfen. Je mehr wir von ältester Geschichte und Tradition erfahren, und mit der mosaïschen Urkunde vergleichen, desto klarer werde es, wie dem Aberglauben und Götzendienste eine reinere Idee der Gottheit vorhergegangen, welche allmählich verkannt und verhüllt worden. — Aller Geschichte innerliches Band ist die Entwicklung des Menschen selbst, und sehen wir da einmal zu, ob es nicht die Einheit ist, von der das Mannichfaltige ausgeht, und welche von diesem zuletzt wieder erfehnt und gesucht wird. Man hat diese Wahrheit bisher zu wenig geachtet, und noch vielweniger den kindlichen Sinn, von welchem aus jene Entwicklung erst recht sichtbar und verständlich wird: darum giebt es bey uns so viel orientalische Gelehrsamkeit und so wenig orientalischen Sinn, welcher ursprünglich kein anderer als der reine kindliche selbst ist. Ein solcher dringt tief ein in die Gegenwart und alles Dafeyn, er durchfühlt den Gegenstand, und heftet sich keineswegs zuerst an's Vergängliche, sondern allein an das Unvergängliche. Daher der tiefe, ewige Schmerz des Kindes, wenn ihr ihm etwas entziehet; und daß es nicht am Vergänglichen ihm gelegen sey, könnet ihr sehen an seiner Befriedigung mit jedem, das ihm gegeben wird: — das Seyn selbst ist, wovon es ganz erfüllt ist, und die Beraubung des Seyns sein Schmerz. Dieses Beharren auf dem Seyn hat so frühe schon jene Ideen vom innerlichen, ewigen Bestand und Wesen der Dinge anschauen lassen, worüber sich der gelähmte Sinn der späteren Welt so sehr verwundert, und nicht begreifen kann, wie solche Ideen schon einmal anerkannt worden, und nicht vielmehr das Eigenthum und die Errungenschaft der reiferen Menschen (wie sie es nennen) seyn sollten. Eben so wie das Kind auf dem Seyn beharret, ist ihm auch alles Erscheinen Schöpfung, alles Verschwinden Zerstörung, und

Aaa

wenn es wirklich selbst schafft und zerstört: so rechnet es doch mit nicht geringerer Zuversicht auf die wesentliche Erhaltung, und Erscheinen und Verschwinden, Schaffen und Zerstören wird ihm zum Spiel auf einem unvergänglichen Grund. Dies führt uns die ältesten Ansichten der Dinge, welche, da sie Herz und Seele erfüllen, immer religiös sind, etwas näher, und wir sehen, daß mit fortschreitender Entwicklung der bildenden Kraft des Sinnes sich jene Trimurti sammt allen ihren Emanationen entwickeln und bilden mußte nach jenem dreyfachen Charakter des Schaffens, Zerstörens und Erhaltens, und eben so nothwendig auch mit dem dreyfach verschlungenen ursprünglichen Gefühl der Heiterkeit, des Schauens und der Zuversicht. Später erst wird aus dem Spiele Ernst: jedes einzelne soll stehen und antworten — aber es folgt seiner vergänglichen Natur, und läßt den, der es halten will, unbefriediget. Dieser aber hofft vom nächsten Moment, er werde ihm Ruhe gewähren, und klammert sich mit aller Kraft der Phantasie an den Gegenstand, und der große Strom — Aberglaube und Götzendienst genannt — führt ihn fort, oder die Zerstörung erweckt desto heftiger die Wollust des einzelnen Daseyns, und ein wilder Naturdienst strengt sich an, das Daseyn nur um den rasenden, wenn auch letzten, Genuß desselben hinzugeben. Das Ruhigste und Mildeste ist dann die Lehre von der Emanation, als unglückvolles Versinken ins Endliche mit der Entfernung von der ewigen Einheit, in welcher nur durch die Seelenwanderung in unendlichem Progressus die Schuld vertilgbar vorgestellt, also der Weg der Reinigung offen gelassen und der Hoffnung Platz gegeben, so wie in kräftigeren Gemüthern von dieser Grundansicht aus ein Kampf des Lichts als Zeugen von der Nähe des Göttlichen und Selbstleuchtenden gegen das Dunkel, des Guten gegen das Böse erweckt wird. Das ist das Wesentliche der ehrwürdigsten Mythik der Indier in dem religiösen Theil ihrer Philosophie, der Vedanta genannt wird, so wie des Heroismus der persischen Religion — immer zu achten als das in den Händen der Weisesten befindliche Corrigen gegen den Einbruch alles verfallenden Aberglaubens und Abgötterey. So sind auch der ersten reinen Kindheit die Sterne des Himmels Lichter der Welt, zu erleuchten die Erde und zum Maß der Zeit; mit Entwicklung der Phantasie erst werden subjective Wünsche und Vorstellungsweisen mit ihrer Betrachtung verknüpft, und ihr reines Licht wird in die düstern Farben des irdischen Lebens gebrochen, es wird ihnen geräuchert, daß sich die Lüfte verdunkeln, weil man ihren reinen Glanz nicht mehr vertragen kann. Sobald sich also das Subjective mit einmischte, wie denn dieses nicht ausbleiben kann und sich gleich dem Objectiven vollenden muß, entstanden nothwendig in dem ernstesten gewordenen Kindergeschlecht jene tief eingreifenden Lehren von Emanation, von kämpfenden Mächten, von den Sternen als Herren des Schicksals, von der Verzehrerung alles Endlichen und vom Pantheismus,

oder vielmehr von der ersten blinden Vergötterung des Ich, da auch Pantheismus ursprünglich jenes klare Gefühl der Allgegenwart und Unendlichkeit Gottes gewesen. Man hat alles dieses Spätere, welches mehr aus dem Drang einer im Menschen erwachenden, aber sich noch lange nicht verstehenden, höheren Kunst entstanden ist, nicht gehörig unterschieden von dem Ursprünglichen, welches die reine Allgewalt der Natur gewesen, und hieraus erklärt sich unter anderen das Grundfalsche im zweyten Buch der Schrift: *Über die Sprache und Weisheit der Indier*, von der morgenländischen Philosophie nämlich, worin das Fundamentale, Kindliche der aufgeführten Lehren ganz übersehen, und, man möchte sagen, jeder Schritt in der Entwicklung dem Menschen zur Sünde angerechnet wird. Aber auch dieses wird häufig nachgesprochen werden, wie so vieles andere, und man wird das Geheimniß des Morgenlandes, so offen es daliegt, nicht eher verstehen, bis man das Eigenthümliche der Kindheit, das sich im Fortgang zu anderen Bildungsstufen gar leicht verwischt, festzuhalten weiß, wie es im Morgenlande wirklich geschehen ist. Der Vf., so wichtig ihm jene Schlegel'sche Schrift ist, wie sie dann bey dem ständigen Gebrauch Niemand anders vorkommen kann; ist einer der wenigen, welche jenen kindlichen Sinn in sich lebendig zu machen wissen: ihm galt das bearbeitete Fragment als ein näherer Beweis uralter Völker- und Religions-Verbindungen, deren tiefer gelegenen Sinn, so wie ihn die Wissenschaft faßt, weiter und zwar historisch aufzuklären, der anhaltendste Fleiß und scharfe Kritik mit Recht verlangt wird.

Bey Betrachtung des Fragments selbst dringt sich die Frage auf: wie fern dürfen wir dem Werk eines sehr späten Muhamedaners trauen? — Erberuft sich auf Schriften jener Jezdianensekte, die wir nicht besitzen; aber die Lehre von Emanation, Seelenwanderung und Sternendienst ist in ihrer ältesten Gestalt so bestimmt ausgedrückt, daß wir hiedurch schon mehr und näher nach Indien als nach dem westlicheren Persien hingewiesen werden; insbesondere ist ein Stück des Ganzen, worauf wir noch kommen werden, so durchaus neu und so weit abstehend von der späteren persischen Lehre, daß uns zur Befriedigung nur die Erforschung der merkwürdigen Quellen selbst, woraus Mohhsen geschöpft z. B. das Buch Akhteristan, das Amoghistan, das Tamarwafatir, oder gar das berühmte Buch über Mahabad, an noch fehlt. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß an manchen Stellen die Art und Weise des neueren muhamedanischen Orientalismus sich zu erkennen giebt, doch nur allein in der wegen mangelnden Sinnes für die kindliche Vorwelt zuweilen mißrathenen Beurtheilung und Ansicht derselben. Übrigens ist fromme Treue in diesem Manne nicht zu verkennen. —

Vom Inhalt selbst wollen wir das Merkwürdigste bloß andeuten, da das bis jetzt leider! so kleine Bruchstück ganz gelesen werden muß. — Die gleich

Anfangs angeführten Worte des Ourfey von Schiraz: „du, o Gott, hast die Kraft alles zu thun, was unmöglich ist; nur jene nicht, ein Wesen dir ähnlich zu erschaffen,“ scheinen uns sehr wesentlich in Betreff des späteren, schon in der Reflexion und Subjectivität fortchreitenden Emanationsystems. Jene subjective Unmöglichkeit eben ist es, welche die endlosen Reihen von Emanationen geboren hat, bey deren Ansicht dem Geiste schwindelt, und das Bekenntniß herbeygeführt wird, die menschliche Vernunft sey zu schwach, die erhabene, heilige Natur Gottes zu begreifen, wie diese ein Hauptstück des Glaubens der Jezdianen ist. Das hier entwickelte Emanationsystem hält sich meistens in der reinen und glanzvollen Region himmlischer Sphären, und ist schon in dieser Hinsicht mit der späteren zoroastrischen Lehre nicht zu verwechseln, welche bey weitem mehr der Erde als dem Himmel angehört — vielleicht ein bedeutsamer Wink; daß diese ältere Ansicht Hochindien, jene neuere aber dem tieferen westlichen Persien gehört, wo das Land selbst schon mehr die irdische Anstrengung zur Religion machte. Daher ist dort das Astrognostische die Hauptsache, und nicht etwa bloß der Einfluß der Planeten, sondern ausdrücklich der des Fixsternhimmels wird in den Schriften jener alten Secte erwogen, was bey den späteren immer mehr vernachlässigt wurde. Wie merkwürdig wäre diese Ansicht in ihrer ganzen Ausführung zu kennen, da hier das bloß Fragmentarische der jüngeren Gedanken vom dem *grossen* Umlauf des Himmels vielleicht in seiner Vollständigkeit sich zeigen möchte. Den größten Perioden des Himmels entsprechend, soll auch die Erde sich (S. 29) umändern, und aus einem hermaphroditischen Wesen sich jedesmal neu bevölkern, was, wie in einer Anmerkung des Hn. v. D. bemerkt wird, einen Coincidenzpunkt mit dem indischen Mythos gewährt, und sich aus indischen Quellen müßte näher erläutern lassen. Auch die Zeitrechnung dürfte sich auf die indische zurückführen lassen: man vergleiche das S. 30 ff. Gesagte mit dem, was *Kanne erste Urkunden der Geschichte* S. 497 ff. über die Berechnung der Jugo gesagt hat. — Mahabad (der große Herrscher), sagen die Jezdianen, sey der erste Mensch der gegenwärtigen Periode als letzter in der vorigen, welcher durch Gottes Hülfe mit seiner eigenen *geistigen* Natur und der Leitung schützender Engel im Stand gewesen, alles, was er in der verfloßenen Periode einzeln gehört und gesehen, in ein Ganzes zu verbinden, und in der jetzigen Schöpfung als einen treuen Spiegel darzustellen. Seine Verordnungen (vielleicht die des Monu selbst) haben der Welt Gesetz, Sitte, Kunst und Wissenschaft gegeben. Auch die uralte (für den, welcher den Sinn zu fassen weifs, gewifs sehr natürliche) Eintheilung des Volks in 4 Stämme ging von ihm aus, wie sie vom Monu eben so herrühren soll. Einem jeden Stamm gab Mahabad eine eigene Mundart, und sandte ihn nach der Gegend, die sich am besten für ihn schickte; aus der heiligen Sprache aber, die vom Himmel stammt, sind die Perser-,

Hindu- und Griechen-Sprachen u. s. w. entsprungen: Ihm folgten vierzehn fürstliche Seher (entsprechend den indischen). Der letzte Abad Azu zog sich in die Einsamkeit zurück, nachdem er die Welt in den blühendsten Zustand gebracht. Nach seinem Rückzug gerieth alles in Verwirrung, welcher sein Sohn oder vielmehr der ihm ähnlichste Nachkömmling Iy-Afram zuletzt abhalf u. s. w. Hierauf erst kam nach langem Zeitraum Gil-Schah oder Kai-muer, mit dem dann eine neue Periode, so wie ein neuer Königstamm beginnt. — Fortgesetztes Studium kann allein über den Zusammenhang dieser Mythen Aufschluss geben; aber jetzt schon ist, was wir hier vernehmen, merkwürdig genug, um über die weite und tief eingreifende Verbreitung des altindischen Mythos einiges Licht zu werfen: was der Menschennatur am tiefsten eingewebt ist, schafft sich natürlich auch den weitesten Wirkungskreis. — Das merkwürdigste Stück des ganzen Fragments ist unstreitig die S. 50 ff. dargestellte Verehrung und Anbetung der Sterne. Nirgends haben wir aus dem Morgenlande eine so ins Einzelne gehende Darstellung erhalten — Tempel der Planeten, Verehrung derselben nach Jahreszeiten; charakteristische Bilder der Planeten, ebenso charakteristische Opfer, hieran verbundene Kunst und Sitte; tiefes Studium der Verhältnisse der Planeten gegen die Fixsterne in Bezug auf das Schicksal der Erde und der Menschen u. s. w. — alles ist wie eine neu aufgefundene Welt, und man wird dem grossen Ganzen näher gebracht, von welchem man bisher nur Trümmer kannte. — Viele heilige Plätze waren unter den mahabadischen Königen auf der Erde ausgetheilt, z. B. Caaba, Jerusalem, Balkh, Medina, Isthakar u. a. m. Sehr bedeutend ist, was S. 72 von der uralten Verehrung des *schwarzen Steins* (woraus in den Planetentempeln das Bild des Saturnus gehauen war) in Mekka gesagt wird. *Hartmann* und andere wackere Alterthumsforscher haben schon hierauf hingedeutet und sind (ersterer z. B. in d. *Gött. Anz.* St. 152. 1808) schlecht verstanden worden: vor allem muß man hier den reichen und meist so genau treffenden *Kanne* vergleichen, der die Geschichte des Himmels, der Erde und des Menschen mit allen Lebendigen endlich einmal im rechten Gesichtspunct auffaßt. Doch mehr über den Gang des Mythos und dessen comparativ-physiologische Entwicklung zu sagen, würde hier am unrechten Orte seyn.

Was Hr. v. D. am Ende des Fragments von den Mahabadiern als indischen Königen in Iran sagt, zeigt immer mehr auf innige Verbindung der alten Welt und tiefen Zusammenhang der Sagen. Noch mehr thut dies der Nachtrag: *Mahadewa und Parvadi oder Semiramis und Ninus. Eine indische Sage*, welche eben so überraschend den trügerischen Vorhang, welchen spätere Verwirrung der Mythen über die bedeutungsvolle Sage von der Semi-Rama und dem Mahadewa ausgebreitet, aufhebt, als durch die Zusammenstellung des Hn. v. D. der tiefe Sinn dieser Sage in Bezug auf die Geschichte der Erde und des frühesten Menschengeschlechts näher gerückt wird. Auch

für den Gang der Entwicklung ursprünglicher Religion bis zur Verklärung derselben im Christenthum möchte sich aus einigen Andeutungen mehreres aufklären lassen. Zuletzt wird noch, in einer Anmerkung über den Sternendienst, die Wichtigkeit tieferer Untersuchungen hierüber ans Herz gelegt, und demnach ein Wunsch geäußert, zu dessen Erfüllung der würdige Hr. v. D. selbst, insbesondere, wenn es ihm gelingen sollte, den ganzen Dabitan oder gar eine und die andere von dessen Quellen aufzutreiben, ein Großes beytragen könnte. K. I. W.

MÜNCHEN, h. Lindauer: *Kleine Schriften für Policy und Gemeinwohl* von J. v. Obernberg, königl. bairischem Landesdirections-Rathe in München, der königl. Akademie der Wissenschaften Ehrenmitgliede. 1808. 126 S. kl. 8. (12 Gr.)

Diese Schrift, welche der Vf. von Zeit zu Zeit heftweise fortzusetzen gedenkt, enthält 10 kleine Aufsätze, größtentheils aus dem Gebiete der Policy. In dem ersten: *wandelnde Arbeits-Häuser*, thut der Vf. den freylich nicht allenthalben anwendbaren Vorschlag, rüstige Vagabonden und Bettler zur Austrocknung und Urbarmachung der Moore zu gebrauchen. Es sollen zu dem Ende leicht von einem Orte zu dem anderen zu versetzende, wohl bewachte Häuser an den Ufern der Moore aufgerichtet werden, worin die Bettler aufbewahrt werden können. Man sieht, daß dieser Aufsatz vorzüglich nur in Rücksicht auf Baiern geschrieben ist, und daß durch den hier gethanen Vorschlag doch höchstens nur eine Classe von Bettlern, die starken und rüstigen, nützlich beschäftigt werden kann. 2) *Wie sollen unsere Gottesäcker beschaffen seyn?* Ein sehr gut geschriebener Aufsatz, um die den alten Völkern, und auch jetzt noch den Nationen des Orients eigene Sitte, ihre Grabmäler zu schmücken, und so durch heitere Umgebungen das Bild des Todes weniger schrecklich zu machen, auch unter uns wieder zu erneuern. Mit Vergnügen hat Rec. die Nachricht gelesen, daß zu Rosenheim in Baiern mit der Ausführung der hier angegebenen Idee bereits der Anfang gemacht ist. 3) *Eine komische Curart eines Quacksalbers, wie es deren viele giebt.* 4) *Also könnte mit geringen Kosten ein Telegraph von einfacher Art aufgestellt werden.* Eine neu verbesserte, sehr einfache und wohlfeile Maschine, deren Modell die dabey befindliche Zeichnung darstellt, welche den Vortheil gewährt, daß sie an der Wand eines schon bestehenden Gebäudes aufgehängt wird, ohne eine besondere Bau-Anrichtung zu bedürfen. 5) *Wohlfeiler Feuer-Eymer;* zuerst in Böhmen aus Stroh und Reisern vom Haselnußstrauche geflochten, und inwendig mit einer Mischung von Pech, Wagenschmiere und Unschlitt überzogen. 6) *Papiergeld, eine wahre Wohlthat unter gewissen Umständen.* Ein mitgetheilte Aufsatz von Hn. Rauschmayr, Pfarrer zu Feldmoching. Der Herausgeber verspricht seine Erinnerungen in der Folge

nachzutragen. Um die ungleiche Vertheilung der Lasten in Kriegszeiten auszugleichen, soll die Regierung allen dadurch verursachten Schaden sogleich mit Papiergeld vergüten, welches im Lande Cours hat, und nach dem Kriege wieder eingelöst werden soll. Der Herr Pfarrer hat sich, wie jeder Sachkundige leicht bemerken wird, in eine ihm völlig fremde Sphäre verlitzen. Rec. enthält sich, die vielen Bedenklichkeiten und Gegenstände auszuführen, welche sich gegen einen solchen Plan anführen lassen. Auf ein paar Blättern, wie dieß hier geschehen, möchte sich wohl schwerlich über dergleichen wichtige Materien gründlich entscheiden lassen. 7) *Die Bierprobe.* 8) *Die Feldpolicy.* Sie beschäftigt sich mit der Abwendung und Verminderung der Feldschäden, der Erleichterung und Unterstützung des Landwirths. Die verschiedenen Arten von Feldschäden werden hier unter drey Haupt-Rubriken betrachtet: 1) Feldschäden von Thieren, 2) Feldschäden von Menschen, und 3) von der Natur. Insofern sich die Feldpolicy zugleich mit der Erleichterung und Unterstützung des Landwirths beschäftigen soll, hat sie vorzüglich für die Beförderung der Communication zu sorgen. Es werden hier manche gute Vorschläge gethan, um die Anlage und Unterhaltung der Communicationsstraßen auf eine gleiche, den einzelnen nicht zu sehr belästigende Art zu erhalten. 9) *Über die Nothwendigkeit eigener Dorfs-Vorsteher.* Ein Jeder wird gewiß unserem Vf. beystimmen, wenn er die Nothwendigkeit der Dorfs-Vorsteher darzuthun sucht, welche die landesherrlichen Verordnungen der Gemeinde unmittelbar zur Kenntniß bringen, über ihre Vollziehung wachen, und zugleich die Dorfpolicy handhaben sollen. Diese Vorsteher oder Schulzen sollen von der Regierung bestellt werden, dagegen der ihnen beygegebene Ausschuss von Gemeindegliedern von der Gemeinde selbst unter obrigkeitlicher Bestätigung erwählt werden mag. 10) *Die Grundursachen des hohen Preises der Dinge.* Der Vf. sucht diese hauptsächlich in dem Mangel an Arbeitern, welcher durch die Entvölkerung des platten Landes, vorzüglich durch den 30jährigen Krieg, ingleichen durch die Consolidirung vieler Güter und endlich durch die verhältnißmäßig wenigen Ehen unter dem Landvolke, wovon hier die Ursache hauptsächlich in dem späten Antreten der Bauergüter gesucht wird, bewirkt worden sey. Diese Hindernisse soll die Landespolicy aus allen Kräften zu heben suchen durch Unterstützung schuldloser Armen aus gemeinsamen Mitteln, durch Anlage von Arbeitsanstalten, allgemeinen Unterricht und zweckmäßiges Steigern der Bevölkerung. Denn eine hinreichende Concurrenz macht, wie der Vf. sehr richtig bemerkt, die billigsten Arbeitspreise.

Die Sprache in diesen Aufsätzen ist im Ganzen rein, obgleich nicht durchaus frey von Provincialismen, wie z. B. selbes, des einten u. s. w.

A. L.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 F E B R U A R , 1809.

L I T E R A T U R G E S C H I C H T E.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch und (seit 1801) b. Röwer: *Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts.* Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. 45 Bände. gr. 8. (Prän. Pr. 61 Thlr. 8 Gr. Ladenpreis 104 Thlr. 20 Gr.)

Die Literaturgeschichte läßt sich, eben so wie die Encyclopädie jeder Wissenschaft, in *innere* und *äußere* einteilen. Die letztere beschränkt sich auf die hauptsächlichsten Resultate, welche literarische Thätigkeit und zufällige Ereignisse für jede Disciplin hervorgebracht haben, auf Kenntniß der verdienten Gelehrten und ihrer merkwürdigen Schriften, und auf Angabe der Hülsbücher, welche weitere Auskunft geben; die *innere* Geschichte der Literatur setzt wissenschaftliche Einsicht und fortgesetzt vertrauten Umgang mit dem Fache voraus, dessen Veränderungen und allmähliche Gestaltung zu seiner dermaligen Beschaffenheit historisch beschrieben werden sollen. Nur ein wissenschaftlich gebildeter, und in einer Disciplin ganz einheimischer, mit allen erforderlichen Vorkenntnissen und literarischen Erfahrungen reichlich ausgestatteter Gelehrter vermag den Umfang und die Grenzen des Faches, dem er seine Kräfte widmet, zu überschauen; nur er ist geeignet, das, was Bereicherung oder Verlust, Fortschritt oder Verrückung, Erfindung und Entdeckung, Vervollkommenung oder Stillstand genannt werden darf, wissenschaftlich-historisch zu würdigen; nur er kann die Folgen polemischer Erschütterungen, welche in alle Fächer des menschlichen Wissens gedeihliches Leben und jugendliche Frische gebracht haben, verständig und genügend berechnen; ihm werden sogenannte Kleinigkeiten in ihrer, dem Laien-Auge oft kaum erkennbaren, bedeutenden Einwirkung auf das Ganze nicht entgehen, und er wird Andeutungen, Bemerkungen, Versuche und Vermuthungen berücksichtigen, welche die inhaltschweren Resultate der genetischen Dogmengeschichte kaum ahnden lassen. Eine allgemeine Geschichte der Wissenschaften, welche den Sachkundigen befriedigt, und den gründliche historische Belehrung suchenden Laien vollständig orientirt, kann Ein Mann nicht liefern; Polyhistoren, wie Cowring, Bayle, Leibnitz, Kant u. e. a., sind sehr selten, haben unvermeidlich in einzelnen Fächern auffallende Einseitigkeit, und wenn dergleichen Männer auch geneigt wären, was sie begreiflich fast nie sind, ihre Kenntnißmasse historisch zu verarbeiten, so würde ihre ganze Lebenszeit nicht hinreichen, um überall in das unerlaßlich nothwendige Detail einzugehen, und bey jeder einzelnen Parthie so lange zu verweilen, als die Bedürfnisse des verschiedenartigen Publicums es erheischen.

Es war daher ein glücklicher Gedanke des Hn. Hofrath Eichhorn, die Geschichte der einzelnen Wissenschaften von mehreren Gelehrten, welche derselben mächtig sind, bearbeiten zu lassen, und das anerkannte Verdienst der Deutschen um Gelehrsamkeit in einem Unternehmen geltend zu machen, dergleichen keine Nation aufzuweisen hat, und welches in weit höherem Masse, als ehemals die von Britten versuchte vollständige Bearbeitung der Universalgeschichte, darauf Ansprüche zu machen berechtigt ist, eine neue Epoche in der Bearbeitung der Literaturgeschichte zu bezeichnen, und von allen gebildeten Nationen Europa's dankbar benutzt zu werden.

Das Werk, so wie es schon grosentheils vollendet vor uns liegt, gereicht nicht bloß dem ersten Herausgeber, welcher nur zu früh die Fackel einem Anderen übergab, nicht bloß den Verlegern, die mit patriotischer Aufopferung dieses große Unternehmen wagten; es gereicht der deutschen Nation selbst zur Ehre, welche nicht aufgehört hat, Arbeiten dieser Art in ihrem Entstehen zu begünstigen. Aber erinnert will von Zeit zu Zeit das Publicum an Werke von so grossem Umfange seyn, damit es die nöthige Unterstützung zur Vollendung derselben nicht entziehe. Erinnerungen dieser Art liegen in dem Plan dieser Blätter, welche nicht bloß bestimmt sind, neue Werke ins Publicum einzuführen, sondern auch für ältere, noch unvollendete, eine rege Theilnahme zu erhalten. Bey gegenwärtigem Werke begnügt sich Rec. einen historischen Bericht zu erstatten, die dabey zum Grunde liegende Idee zu veranschaulichen und den Umfang desselben darzustellen. Die Beurtheilung der einzelnen Abtheilungen, in so weit ihre Erscheinung in den Zeitraum, welchen die Jen. A. L. Z. umfaßt, fällt, ist anderen Mitarbeitern übertragen, die Einsicht und Beruf haben, über ihr Fach zu urtheilen.

Das Werk soll die mit dem 11 und 12 Jahrhunderte beginnende *neue* Zeit umfassen; einige Mitarbeiter haben bey Darstellung der Geschichte ihres Fachs Rückblicke auf die alte Welt thun müssen, um die Quelle, aus welcher alles geflossen ist, und die Veränderungen in der Methode des Studiums zusammenzufassen.

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Bbb

menhängend und pragmatifch nachzuweisen; andere mußten nach Maßgabe der Entſtehung und Entwicklung einer Disciplin oder Kunſt von einem ſpäteren Datum ausgehen. — Kein Theil der geiſtigen Thätigkeit des Menſchen iſt ausgeſchloſſen; mit vollem Rechte iſt der Geſchichte der artiſtiſchen Cultur eine eigene Abtheilung gewidmet, denn die wechſelſeitigen Einwirkungen der wiſſenſchaftlichen und artiſtiſchen Cultur ſind unverkennbar, und in der letzteren beurdunden ſich oft weit lebendiger und anſchaulicher, als in der erſteren, der Entwicklungsgang der menſchlichen Geiſteskräfte, der Charakter und Genius, welche ganzen Zeitaltern einen gemeinſchaftlichen Typus aufdrücken. — Die Norm, nach welcher im Einzelnen gearbeitet werden ſollte, konnte und durfte nicht mit ſcharfer Genauigkeit beſtimmt werden, denn die hiſtoriſche Beſchreibung muß ſich nach den Eigenthümlichkeiten bequemen, welche in der Methode und Form, in dem Vorrathe und in der Anordnung der Materialien und in den höchſt verſchiedenartigen Zeitverhältniſſen einer einzelnen Disciplin oder Kunſt liegen. Nur ſo viel verlangt im Weſentlichen der allgemeine Plan: „es ſollen die inneren materiellen und formellen Veränderungen einer Wiſſenſchaft oder Kunſt, ihre Wiederherſtellung und allmähliche Geſtaltung bis auf die neuſten Zeiten, das Charakteriſtiſche derſelben in jedem Zeitalter, in jedem Lande, unter jeder Nation dargeſtellt; die Entdeckungen und Erfindungen, die Institute und Ereigniſſe, durch welche ſie gehoben, die Hinderniſſe, durch welche ſie aufgehalten worden ſind, nachgewieſen; die Männer, welche zu dieſen Veränderungen am thätigſten und folgerichſten mitgewirkt haben, und die Productionen derſelben, in denen ſich ihr Talent oder Verdienſt am deutlichſten offenbart, ausgezeichnet und kenntlich gemacht werden.“ — Die Ungleichheit in der Ausführung eines ſo vielumfaſſenden, und doch billig dem einzelnen Mitarbeiter groſſe Freyheiten verſöhnenden Plans iſt begreiflich. Die Individualität der Anſicht, die Vorbereitung, mit der ein Jeder zur Bearbeitung ſeines Fachs hinzutrat, der Gedanke an das Publicum, für welches er arbeiten wollte, und ſelbſt die Schwierigkeit, über das Wiſſenſchaftliche zu hiſtoriſiren, erklären dieſe Ungleichheit vollſtändig. Viele wackere, in ihrem Fache ganz einheimiſche Gelehrte vermögen nicht das Syſtem zu verlaſſen, und wiſſen die Bahn des Hiſtorikers kaum zu finden, daher iſt ihre hiſtoriſche Darſtellung unbeholfen und unlesbar; andere gieſſen ihren Notizen-Vorrath mit läſtiger Freygebigkeit aus, und geben ſtatt Geſchichte nur Materialien dazu; wieder andere gefallen ſich in der räſonnirenden Manier. Von allen dieſen Abwegen finden ſich Beyſpiele in dem vorliegenden Werke; und dennoch iſt es im Ganzen ungemein ſchätzbar, dem Gelehrten intereſſant, dem Studirenden faſt unentbehrlich, und dem nach Bildung und Befriedigung ſeiner Wiſſbegierde ſtrebenden Laien lehrreich und nützlich. Von den meiſten Mitarbeitern iſt der Gang,

welchen ein Theil der wiſſenſchaftlichen oder artiſtiſchen Cultur genommen hat, richtig aufgefaßt und beſchrieben, einzelne Zeitalter in ihrer Beziehung auf eine Disciplin oder Kunſt treffend genug charakteriſirt, das Weſentliche aus der wiſſenſchaftlichen Dogmengefchichte in oft recht intereſſanten Auszügen aus den merkwürdigeren Büchern dargeſtellt worden; auch für den biographiſchen Theil iſt in der Regel zweckmäßig geforgt; aber nur einzelne Mitarbeiter zeichnen ſich durch bibliographiſche Genauigkeit und Vollſtändigkeit und durch reichhaltige literariſche Nachweiſungen und Notizen auf das rühmlichſte aus.

In der Vertheilung der Fächer iſt die herkömmliche, freylich in mancher Hinſicht unbequeme (wie ſich z. B. in der VIII Abtheil. Naturwiſſenſchaften zeigt, uſter welche auch Okonomie, Technologie, Cameral-, Policey- und Finanz-Wiſſenſchaften gebraucht ſind,) Abtheilung der Wiſſenſchaften beygehalten worden. Wir theilen das Verzeichniß der einzelnen Abtheilungen hier mit, um bey jeder zu bemerken, wie viel davon und durch wen es bearbeitet iſt, und was folglich noch zu thun übrig bleibt, um den Plan des Ganzen, nach ſeiner erſten Anlage, vollſtändig auszuführen.

I. *Allgemeine Geſchichte der Cultur und Literatur*, als Einleitung in die übrigen Abtheilungen. Rec. behält ſich vor, hievon am Schluſſe ſeiner Berichterſtattung zu reden.

II. *Schöne Künſte*. Erfchienen ſind: *Geſchichte der zeichnenden Künſte* von G. D. Fiorillo. Erſter Band. Römische und florentiniſche Schule. 1798. XX. 472 S. Zweyter Band. Venetianiſche, lombardiſche und übrige italiäniſche Schulen. 1801. XVI. 946 S. und Register über dieſe beiden Bände. Dritter Band in 2 Hälften. Malerey in Frankreich. 1803 — 1805. X. 634 S. Register. Vierter Band. Malerey in Spanien. 1806. X. 470 S. Reg. Fünfter Band. Malerey in Großbritannien. 1808. VIII. 910 S. Reg. Dieſes Werk empfiehlt ſich durch Gründlichkeit, Vollſtändigkeit und ächtliterariſchen Fleiß; in 2—3 Bänden wird es beendigt ſeyn. Es iſt zu wünſchen, daß die Geſchichte der übrigen ſchönen Künſte von einem, auf gleiche Weiſe, wie Hr. F., Gelehrſamkeit und Kunſtkenntniß in ſich vereinenden Schriftſteller bearbeitet werden möge.

III. *Schöne Wiſſenſchaften*, oder Dichtkunſt und Beredſamkeit. *Geſchichte der Poefie und Beredſamkeit ſeit dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts*. Von Friedrich Bouterwek. 1801 — 1807. Nach ethnographiſch-chronologiſcher Methode ſind die vorgefundenen Materialien zuſammengeſtellt und verarbeitet; der Geiſt und Charakter bedeutender Dichter wird durch Auszüge und Proben kenntlich gemacht. Der erſte (XII. 350 S. gr. 8) und zweyte (XVI. 546 S.) Band enthalten, außer einer allgemeinen Einleitung, die Geſchichte der ſch. Redekünſte in Italien; der dritte (XX. 618 S.) und vierte (XIV. 412 S.) liefern eine Darſtellung der Geſchichte der ſpaniſchen und portugiſiſchen Poefie und Beredſamkeit; der fünfte

(XIV. 336 S.) und *sechste* (XIV. 415 S.) umfassen Frankreichs schöne Literatur. In ungefähr noch eben so vielen Bänden, als bis jetzt erschienen sind, kann diese Abtheilung beendet werden. Die synchronistische Darstellung des ästhetischen Geistes und Geschmacks im neueren Europa gehört in die allgemeine Übersicht; doch würde eine besonders hierauf hindeutende allgemeine Recapitulation am Schlusse dieser Abtheilung willkommen seyn. Von diesem Werke wird künftig eine genaue Beurtheilung gegeben werden.

IV. *Philologie. Geschichte des Studiums der klassischen Literatur seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften* u. s. w. von A. H. L. Heeren. *Erster Band*. 1797. XIV. 308 S.; *Zweyter Band*. 1801. VIII. 311 S. gr. 8. Dieses Werk zeichnet sich auf der einen Seite durch befriedigende Vollständigkeit, auf der andern durch besonnene Präcision auf eine so rühmliche Weise aus, daß ein jeder Freund der Literatur die Fortsetzung und Beendigung (wahrscheinlich in 4 solchen Theilen, wie die beiden ersten sind, oder in zwey Bänden) mit Sehnsucht wünschen muß. Es soll hier eine chronologisch-historische Entwicklung des Studiums der alten Literatur gegeben werden, die für den Anfänger die Stelle einer Methodologie der Wissenschaft, welcher derselbe seine Kräfte widmet, vertreten kann, und gewiß wird die dem Anfänger wissenschaftlich-pragmatisch so wohlthätige Darstellung dem Veteran einen Genuß gewähren, der von gelungenen Charakteristiken merkwürdiger Zeiten, Menschen und Ereignisse unzertrennlich auszugehen pflegt. — Der *erste* Band enthält als Einleitung eine aus den Quellen geschöpfte und schon wegen der Zusammenstellung vieler sonst zerstreuter Notizen sehr schätzbare Geschichte der Werke der Classiker im Mittelalter, d. h. die Geschichte ihrer Erhaltung und ihres Unterganges, und der Gestalt, in welcher sie dem neueren Europa übergeben worden sind; und damit war allerdings die rechte Basis gefunden, auf welcher die Geschichte der Alterthumswissenschaft vom 15ten Jahrh. an, nach festen Grundsätzen historischer Architectonik aufgeführt werden konnte. Von den Unterrichtsanstalten und Bibliotheken des römischen Reichs im 4ten christl. Jahrh. wird vollständige Nachricht ertheilt. Die verminderte Achtung gegen die Classiker und die Vernachlässigung derselben beginnt mit Konstantin dem Großen, in dessen Regierung die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und die Verlegung der Residenz nach Konstantinopel Epoche machen. Früher als die Barbaren wurde christlicher Fanatismus den Denkmalen der Literatur und Kunst verderblich; und es war ein großes Unglück, daß die Bibliotheken in der Regel im Porticus der Tempel aufgestellt waren, gegen welche der Religionseifer zuerst und am heftigsten wüthete. Die Völkerstürme des 5ten Jahrh. würden den Büchererschätzen weniger geschadet haben, wenn sie nicht von verheerenden Feuersbrünsten begleitet gewesen wären; wodurch auch in Konstantinopel viel Herrliches verloren ging. Die ostgothische Regierung in Italien beschützte Litera-

tur; durch die Verbreitung des von Benedict organisirten Mönchswesens im Abendlande wurde viel gerettet, und seit Karl d. G. wurde bald hie bald da classische Literatur, freylich in sehr verjüngtem Maßstabe, geachtet und gebraucht. S. 138 verdient nur noch *Cyrrillus* als Fabulist eingetragen zu werden, s. *Millin Mag. Enc.* 1806. T. 2. p. 17 sq. In Griechenland ist die Zeit unter *Basilus* und seinen nächsten Nachfolgern am beachtenswertheften. Der durch die Araber bewirkten Revolution ist die Einführung des Pergaments, welches die dauerhaftere Erhaltung der Classiker erleichterte, statt des vergänglichen Papyrus zu verdanken; aber der arabische Übersetzungseifer hat vielen griechischen Originalen den Untergang bereitet. Die S. 133 u. 135 angeführten Stellen des *Leo Africanus* lassen sich dahin vereinigen, daß aus den zusammengebrachten Manuscripten die *nützlichen* ausgesucht, und die übrigen (*residui*), welche der Übersetzung nicht werth zu seyn scheinen, *verbrannt* wurden; darunter waren vielleicht Dichter, Redner, Historiker. S. 246 vermißt man den von *Matthaeus Paris* rühmlich charakterisirten *Johann de Basingestockes*, welcher 1252 starb, und ausgebreitete Kenntniß der griechischen Literatur gehabt zu haben scheint. Diese Einleitung schließt mit den unsterblichen Instauratoren der classischen Literatur in Italien, *Petrarca*, *Boccaccio*, *Johann v. Ravenna* und ihren Schülern und Freunden.

Der *zweyte* Band umfaßt das 15 Jahrh. und zerfällt in 3 Abschnitte. 1) Geschichte der äußeren Verhältnisse, welche auf das Studium der classischen Literatur Einfluß gehabt haben, in geographischer Ordnung; am ausführlichsten wird Italien im Allgemeinen und nach einzelnen literarisch besonders merkwürdigen Städten behandelt; unter den übrigen europäischen Ländern sind Deutschland und vorzüglich Ungarn ausgezeichnet. Rec. theilt zu diesem Abschnitte einige bibliographische Berichtigungen mit. S. 69. *Philipp Giunta* hat nicht vor 1496 in Florenz zu drucken angefangen, und das älteste typographische Product aus dieser Officin ist, wie *Panzer* richtig bemerkt, der *Lucian* von 1496, nicht *Zenobii Epitome* von 1497; S. 74. *Poggius* Übersetzung der ersten 4 Bücher des *Diodorus Sic.* erschien zuerst zu Bologna 1472, wo P. ausdrücklich als Vf. der Übers. genannt ist, dann zu Venedig 1476 u. oft; die Übers. des *Thucydides* von *Laurentius Valla* ist zuerst gedruckt f. l. et a. vor Ende des 15 Jahrh.; der *Appian* von *Decembrio* übers. ist nicht zu Rom, sondern zu Venedig b. *Vindelinius Spira* 1472 gedruckt; die Übers. des *Strabo* erschien zu Rom 1469, Venedig 1472 u. s. w.; S. 86 unter *Ulrich Hahn's* frühesten Drucken hätte auch die Ausgabe von *Cicero de oratore*. 3 Decbr. 1468 genannt werden sollen. — 2) S. 177 ff. Nachrichten von dem Leben und den Hauptwerken der berühmtesten Humanisten, sowohl der Griechen als der Abendländer; sehr anziehend und lehrreich. Zwar hätten sie sich sehr leicht in den ersten Abschnitt verarbeiten lassen, und der Totaleindruck wäre vortheilhafter gewesen: aber Rec. betrachtet sie als Excurse und Baylagen, und glaubt,

dafs gerade diese Scheidung der Gegenstände dem mit Materialien aller Art überladenen Studirenden wohl thun werde. S. 180. Die *Erotemata* des *Emanuel Chrysoloras* sind gedruckt in 8, ohne Jahreszahl und Druckort, mit denselben Typen, welche bey *Crestoni Lex. gr.* Mailand 1480 und bey dem Homer Florenz 1488 gebraucht worden sind. S. 244. Die dem Rec. bekannte erste Ausg. des *Virgilius c. Landini comm.* ist die florentinische 1487. — 3) S. 278 ff. Geschichte des Studiums; Bildung des Geistes wurde damit bezweckt; man beschäftigte sich mit der alten Literatur um ihrer selbst willen. Die lateinische Sprache herrschte in den höheren Ständen und bey der gebildeteren Welt; auf schönen Styl wurde viel Fleifs verwendet, und über das dabey zu befolgende Muster lebhaft gestritten. Die griechische Literatur wurde theils aus Liebhaberey, theils als Hülfsmittel der römischen Literatur studirt. Die Zahl der griechischen Sprachlehren war schon sehr beträchtlich, an Wörterbüchern Mangel; doch hätte S. 284 *Joa. Crestoni Lexicon gr. lat. s. l. et a.* (Mailand 1480) fol. oder die vielleicht noch ältere Ausgabe 4, *Vincentiae* 1483, *Mutinae* 1499 fol. angeführt werden sollen. Viele griechische Schriftsteller wurden in das Lateinische übersetzt. Die Interpretation der Dichter war zweifach, grammatisch und moralisch; übrigens ging sie von den alten Grammatikern und Scholiasten aus, und äufserte sich meist in derselben Manier, welche bey diesen herrscht, über Worte und Sachen; der Nachbildungen und Nachahmungen wurden viele versucht. Seit Verbreitung der Buchdruckerkunst wurde die Hauptbeschäftigung der Humanisten auf Beforgung von Ausgaben zurückgeführt, und bald auf die Wahl der bey dem Abdrucke zum Grunde gelegten Handschriften, bald auf ihre Reinigung von Schreibfehlern und anderen Mängeln grosser Fleifs verwendet; auch erschienen schon Sammlungen kritischer Observationen. Ein Verzeichniss der bedeutenderen Bearbeitungen der Classiker ist S. 297 gegeben, und zuletzt wird der Einflufs der Philologie auf Theologie, Jurisprudenz, Medicin, Geschichte und besonders Philosophie geschildert.

V. *Geschichte.* Noch unbearbeitet. Möge die Bearbeitung keinem unserer neuen Modehistoriker zu fallen, welche den Mangel an gründlicher classischer Gelehrsamkeit und an Kenntniss der gesammten historischen Literatur durch philosophisches oder ästhetisches Raisonnement zu ersetzen sich einbilden!

VI. *Philosophie. Geschichte der neueren Philosophie* von *J. G. Buhle.* I—VI Bd. 1800—1805. Ist bereits in dieser A. L. Z. 1805. No. 268 ff. gründlich beurtheilt.

VII. *Mathematik.* a) *Geschichte der Mathematik* von *A. G. Kästner.* IV Bände. 1796—1800, unbeeidigt; der 1ste Band begreift das 16 Jahrh. und die folgenden 3 Bände enthalten Nachträge. Geschichte kann das nicht heissen, was hier gegeben ist, sondern es sind nur Materialien und reichhaltige, zum Theil vortreffliche und dem Kenner unschätzbare wissenschaftlich-bibliographische Notizen, welche ihren Bearbeiter erwarten. Eine Menge Epifoden, Anekdoten und Einfälle sind eingeschaltet, und der vielwissende Mann hat sich seinem herumstreifenden literarischen Genius

ganz überlassen. Auch zu diesem Bruchstücke, welches Niemand so leicht in derselben Manier wird fortführen können, und, wenn vom Zweck des ganzen Unternehmens die Rede ist, fortführen dürfen, wäre ein Register unentbehrlich gewesen. Hr. Reimer, der Übersetzer von *Bosset* Geschichte der Mathematik, würde gewifs ein dem bey diesem Unternehmen zum Grunde liegenden Plane entsprechendes Werk liefern; es mag aber diese Arbeit übernehmen, wer da wolle: so ersucht Rec. den Verleger, für ein Register der *Kästner'schen* historisch-literarischen Fragmente zu sorgen. — b) *Geschichte der Kriegskunst* seit der ersten Anwendung des Schiefspulvers zum Kriegsgebrauche bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von *J. G. Hoyer.* Erster Band. 1797. XVIII. XXII. 554. 44. Zweyter Band. 1800. XLII und 1222 S. nebst Register. Dafs der Geschichte des Technischen die Literatur untergeordnet ist, und im Verhältnisse zu jener nur einen sehr kleinen Raum einnimmt, läfst sich entschuldigen, da die Kriegskunst unleugbar mehr durch Praxis als durch Schriftsteller ausgebildet worden ist; aber in Hinsicht auf die Absicht des Werkes ist für Literatur doch gar zu wenig geleistet.

VIII. *Naturwissenschaften:* a) *Geschichte der Physik* von *J. C. Fescher.* Acht Bände, mit einem Register 1801—1808. Eine durch achtungswerthen Fleifs besonders dem Physiker fruchtbar-nützliche, chronologisch-wissenschaftliche Darstellung des Merkwürdigen aus der Dogmengeschichte der Physik; die biographisch-literarischen Notizen sind dürftig. Sehr zu seinem Vortheile unterscheidet sich jedoch dieses Buch, dem ebenfalls eine ausführlichere Beurtheilung in diesen Blättern bestimmt ist, von demjenigen, an dessen Stelle es trat: *F. Murhard Geschichte der Physik.* 1798. 1799. 928 S., welches als zweckwidrig ausgefondert, und von der Verlagshandlung durch einen neuen Titel (*die wichtigsten Lehren der Physik*) als für sich bestehend; seinem weiteren Schicksale überlassen wurde. b) *Geschichte der Chemie* von *J. F. Gmelin.* Drey Bände, VIII. 777. 790. 1288 S. und Register. 1797—1799. *Rudis et indigesta moles!* Überreich an wissenschaftlichen und empirischen Notizen, wie sie nur *improbis labor* zusammenhäufen kann; für jemand, der nicht Chemiker von Profession ist, und selbst für diesen kaum lesbar. — c) *Geschichte der Technologie* von *J. H. M. Poppe.* Erster Band. 1807. VIII. 506 S. anziehend und lehrreich selbst für ein gemischtes Publicum, obgleich der rechte Mittelweg zwischen Geschichte des Technischen und Literarischen verfehlt ist. In 3—4 Bänden wird diese Darstellung beendigt seyn; sie bedarf am Schlusse einer summarischen literarischen Recapitulation. — Noch fehlt in dieser Abtheilung die Geschichte der *Naturgeschichte*, der *Ökonomie* und der sogenannten *Cameralwissenschaften*; die Geschichte der von Philosophen bearbeiteten *Staatswirthschaft* hat Hr. Buhle in seine Geschichte der Philosophie aufgenommen.

IX. *Medicin* und X. *Jurisprudenz* sind unbearbeitet.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 FEBRUAR, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Rosenbusch und [seit 1801] bey Röwer: *Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts*. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Theologie: a) *Geschichte der Schrifterklärung* von G. W. Meyer. Erster Band. XII. 344. Zweyter Band. X. 563. Dritter Band. X. 474. Vierter Band. X. 475 S. 1802 — 1805. Zweckmässig, ausführlich, genau und vollständig wird die Geschichte der Exegese von den ersten Zeiten des Christenthums bis auf *Ernefti* und *Semler* durchgeführt; ein fünf er Band wird von da an bis auf unser Zeitalter das Werk beschliessen. Eine schon vorrätthige Recension dieses Werkes wird künftig in unserer A. L. Z. geliefert werden. — b) *Geschichte der christlichen Moral* von C. F. Staudlin. 1808. XXVI. 835 S. Der Vf. stellt die Geschichte der christlichen Moral als Gegenstand schriftstellerisches Geistes und Fleisses, philosophischer und gelehrter Behandlung, vom 14ten Jahrhunderte an, dar. Die frühere Geschichte umfasst sein ausführliches Werk über die Geschichte der christlichen Moral, dessen erster Band 1799 erschienen ist. Die Geschichte der Sitten, der Sittlichkeit und der moralischen Begriffe; in sofern diese nicht von Schriftstellern und Machthabern der Kirche aufgestellt wurden, sondern unter den christlichen Völkern überhaupt herrschten und wirkten, soll in einem besonderen Werke geliefert werden; die zwischen Lehren und Handeln obwaltende Wechselwirkung würde die Aufnahme dieser freylich mit einer Geschichte der Wissenschaft nicht unmittelbar zusammenhängenden Thatfachen aus dem wirklichen Leben vollkommen gerechtfertigt haben. — c) *Geschichte der praktischen Theologie oder der Homiletik, Katechetik, Liturgik und Pastoral*. Von Ch. F. Ammon. Erster Band. 1804. XXIV. 368 S. Dieser Band begreift die Geschichte der Homiletik von den ältesten Zeiten bis auf den Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, als Einleitung, und die erste Periode von *Hufs* bis auf *Luther*. — Die Geschichte der Dogmatik ist noch nicht bearbeitet.

Den die Specialgeschichten zu einem Ganzen verbindenden allgemeinen Theil, die Einleitung, in welcher die Geschichte der gesellschaftlichen Cultur überhaupt und die Entwicklung und Bildung des menschlichen Geistes zu Erfahrungen, Erforschun-

gen, Entdeckungen und Erfindungen ins Besondere dargestellt werden sollte, zu bearbeiten, übernahm Hr. Hofr. *Eichhorn*. Er machte sich die Aufgabe: „von der historischen Entwicklung der gesellschaftlichen und geistigen Veredelung des neueren Europa auszugehen, mit der Geschichte der Cultur und Aufklärung unseres Welttheiles seit dem eilften christlichen Jahrhunderte die Schicksale der Künste und Wissenschaften im Allgemeinen zu verbinden, und alles das darzustellen, was auf ihr Ganzes und dessen allmähliches Wachsthum, dessen Veredelung und Vervollkommenung grösseren oder geringeren, nahen oder entfernten, wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluss gehabt hat.“ Diese könnte nicht gelöst werden ohne Erörterung der Hauptmomente im Mittelalter, und deswegen war die grössere Ausführlichkeit in der Bearbeitung der ersten Periode nothwendig. So entstand: *Allgemeine Geschichte der Cultur und Literatur des neueren Europa*. Von J. G. Eichhorn. Erster Band. 1796. LXXXVIII. 480 S. *Erläuterungen und Beweise*. 132 S. Zweyter Band. 1799. 476 S. gr. 8. Leider ist das treffliche, Geist und Gelehrsamkeit seines Vfs. reichlich bezeugende Werk unbeeidigt geblieben, aber auch so, wie es vorliegt, verdient es empfohlen zu werden. Eine Bitte, möchte sie auch noch so dringend und von den haltbarsten Beweggründen unterstützt seyn, um Fortsetzung oder um Wiederkehr der väterlichen Liebe und Fürsorge zu einem des Vaters würdigen Kinde dürfte wohl zu spät kommen, da schon ein Jahrzehend verflossen ist, seitdem sich der Urheber davon losgesagt zu haben scheint. Diese beiden Bände enthalten zuerst in der Vorrede ein Gemälde der stufenweisen Bildung des heutigen Europa von 1100 bis 1800, und sodann von der ersten Periode (1100 — 1450) die Einteilung und zwey gehaltvolle Abhandlungen *über den Einfluss der Ritterchaft auf die Bildung von Europa und den ersten Anfang der neuen Literatur*, mit 18 angehängten Belegen oder Excurfen; und *über das Verhältniss des geistlichen Standes zur Cultur und Literatur im Mittelalter*. Im zweyten Bande wird auf Erläuterungen und Beweise in den Anmerkungen hingewiesen, welche nicht angehängt und vermuthlich nie gedruckt worden sind. L.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Göschen: *Briefe über Ost-Indien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helena*. Geschrieben aus diesen Ländern von C. C. Best, Hauptmann bey den kur-hannöve-

Ccc

rischen Truppen in Ostindien. Herausg. v. Karl Gottlob Küttner. Mit colorirten Abbildungen u. Prospecten. 1807. VI u. 176 S. 4. (15 Thlr.)

Seit einigen Jahren sind so viele Werke über Ostindien und besonders über das eigentlich sogenannte Hindostan erschienen, daß, wer über den Zustand dieses Landes unterrichtet seyn will, eine ziemlich erschöpfende Belehrung in denselben findet. Die beiden neuesten Schriftsteller, Hr. Hermann und Schedel, sprechen jedoch nicht als Augenzengen. Beide waren nicht im Lande, sondern entwarfen ihre Gemälde auf der Studierstube. Tritt aber ein Mann auf, der das, wovon er schreibt, im Lande selbst sah: so muß dessen Zeugniß desto anziehender seyn, zumal wenn seine Erzählung lebhaft, seine Schreibart fließend ist. Gegenwärtiges Werk empfiehlt diese rühmlichen Eigenschaften. Der Vf. ist ein Deutscher, und hat in seinen Briefen den Charakter der Nation, der nach Treue und Wahrheit strebt, hinlänglich bekrundet. Ganz neue und unerhörte Dinge kann man von einem Lande, von welchem man uns schon so viele Nachrichten mitgetheilt hat, nicht erwarten. Bestätigen nur die Nachrichten des jüngeren Erzählers die der älteren, und weiß jener seiner Erzählung einige noch nicht bekannte Umstände, einige seine Vorgänger übertreffende Details einzuweben: so erwirbt er sich den Dank des billigen mit der Literatur bekannten Lesers. Auch dies ist bey diesen Briefen der Fall.

Der Vf. ging im Jahre 1783 mit dem Reste des 14 kurhannoverschen Regiments, von welchem der grössere Theil schon im Jahre 1781 abgegangen war, nach Hindostan, landete im April desselben Jahres zu Madras auf der Küste Koromandel an; und blieb 9 Jahre lang in diesem Lande, theils in der eben genannten oder der Schwarzen-Stadt, wie sie, seinem Berichte nach, gewöhnlich genannt wird, theils zu Arkot, einer tiefer im Lande, in der Landschaft, welche das Karnatik genannt wird, gelegenen Stadt.

Den Inhalt der einzelnen Briefe anzugeben, liegt nicht in dem Plane dieser Blätter: wir verweisen auf das lehrreiche, auch durch sein Äußeres höchst empfehlungswerthe Werk selbst, und begnügen uns, um auf dasselbe die Aufmerksamkeit hinzuleiten, bloß einige Bemerkungen hinzuzufügen. Das Schiff, in welchem der Vf. nach Indien reifete, war 31 Wochen unterwegs, und zwar 15 Wochen von Bahia, oder, wie der Vf. nach der älteren Benennungsart sagt, von St. Salvador, in Brasilien aus bis nach der Küste Koromandel. Eine lange Zeit, indem ein Geschwindsegler diesen Weg in 16 Wochen zurückzulegen im Stande ist! Auf der der Küste Koromandel gegenüber befindlichen Küste Malabar herrschte zu dieser Zeit ein Frauenzimmer. (Der Vf. nennt sie die Königin von Kannanore. Heutiges Tages pflegt man diese kleinen indischen Fürsten nicht, wie zur Zeit unserer Väter, die noch von den Königen von Kalikut sprachen, Könige zu nennen.) Diese indische Fürstin erdreistete sich, die Neutralität gegen die Herrschaft der Britten zu verletzen, und wurde dafür schwer gezüchtigt. Die Gräben, mit denen die Fe-

stungen dieses Landes umgeben sind, sind mit einem seltsamen Verteidigungsmittel angefüllt, nämlich mit Alligatoren, einer Art von Krokodillen. — Die Diamantgruben sollen, wie hier gemeldet wird, 60000 Menschen beschäftigen. Ein Beweis, wie überaus volkreich dieses Land ist! — Der Vf. sagt: die Kasten der Hindus würden in die von der rechten und linken Hand getheilt. Er fügt aber keine genauere Erklärung der Bedeutung dieser Eintheilung hinzu. Die Braminen werden in 3 Classen getheilt. Die 1ste begreift die Sterndeuter und die Wahrsager, und ist durch einen gelben Safranstreifen auf der Stirne ausgezeichnet. Die 2te begreift die Priester des Götzen Schiwen; die 3te aber die Priester des Götzen Wischenu. Diese sind durch 3 Streifen, 2 weisse und in deren Mitte einen gelben oder rothen ausgezeichnet. Auf den colorirten Abbildungen aber sieht man keinen Braminen, der mit einem gelben Streifen auf der Stirne bezeichnet wäre. Überhaupt müssen wir bemerken, daß besonders die colorirten Abbildungen in mehreren Stücken mit der in den Briefen befindlichen Beschreibung nicht übereinstimmen. — Nach den genauen Abbildungen, welche sich in *Sonnerat Voyage aux Indes orientales et à la Chine, fait depuis 1774 jusqu'en 1781* finden, sind die Priester des Götzen Schiwen durch 3 quer über einander laufende Streifen, die Priester des Götzen Wischenu aber durch 3 senkrecht neben einander laufende Streifen ausgezeichnet. Wahrscheinlich haben die einen dieser Priester den gelben, die anderen den rothen Mittelstreifen. Unser Vf. bemerkt nicht, welche dieser Priestertragungen den gelben, und welche den rothen Streifen tragen. *Sonnerat* aber meldet: die Braminen der ersten Classe, welche dieser Reisebeschreiber und Augenzeuge *Vaidigiers* nennt, seyen durch 2 oder 3 gelbe Streifen, welche mittelst einer Mischung von Sandelholz und Safran gemacht würden, und einen in der Mitte derselben angebrachten runden, rothen Fleck, unter welchem bisweilen noch ein ähnlicher schwarzer angebracht sey, ausgezeichnet. Die Priester des Götzen Schiwen, welche *Sonnerat* Sivebramnals nennt, seyen durch 2 runde gelbe Flecken auf der Stirne, in deren Mitte bisweilen ein schwarzer befindlich sey, gezeichnet. Das Zeichen der Priester des Götzen Wischenu aber, welche dieser Reisebeschreiber *Strivaichevans* nennt, habe die Gestalt des griechischen Buchstabens T, wobey entweder ein gelber oder ein rother Fleck zwischen 2 länglichten weissen Streifen angebracht sey; denn diese Priester gattung theile sich wieder in 2 Unterabtheilungen, in die Vadakalers nämlich und die Tingalers. Unser Vf. bemerkt, was *Rec.* auch schon anderwärts gefunden hat: nicht alle Braminen würden Priester, sondern bisweilen Kaufleute, Wechsler u. s. w. In der Folge erzählt er ein Beyspiel, aus welchem sich ergibt, daß auch unter den Fürsten dieses Volkes Braminen seyn können, obgleich dies nicht der gewöhnliche Fall ist. Solche Braminen gehen dann wie andere Hindus gekleidet. Kein Bramin kann mit dem Tode bestraft, wohl aber zur Strafe geblendet, oder auch aus seiner Kaste ausgestossen werden. (Es versteht sich, daß dieses Gesetz nur die Hindus bindet.)

Unter die Priester der Hindus kann niemand, als nur ein geborener Bramine, aufgenommen werden. Diefes Priestergefez der Hindus erinnert an den Stamm Levi unter dem Volke der Hebräer. Der Vf. bemerkt: die katholischen Missionäre hätten stärkeren Zulauf, als die protestantischen. Rec. ist mit dem Vf. einverstanden, daß die Sinnlichkeit des Gottesdienstes hier die Prose-lyten macht. Die 2te Kaste der Hindus nennt unser Vf. *Nairen* oder *Rajahputs*; *Sonnerat Rajaputrs*. Diese Kaste begreift den *Wehrstand* der Hindus, so wie die erste den *Lehrstand* enthält. Aus ihr geht also der *Kriegsstand* hervor. Aus diesem entsprossen die Fürsten, die Herrscher des Volks. Die 3te Kaste der Hindus begreift vorzüglich den Handelsstand. Unser Vf. sagt, daß diese Kaste sich in mehrere Unterabtheilungen theile, und erwähnt 4 verschiedene Benennungen: *Wassiers*, *Banians*, *Comitis* und *Chattys*. Daß man unter dem Namen *Banians* Kaufleute verstehe, ist bekannt. Wie aber die Banians von den anderen Gattungen der indischen Negocianten verschieden sind, und was die 3 anderen Benennungen eigentlich bedeuten, findet man hier nicht angezeigt. Rec. glaubt, daß die *Comitis* eine Gattung von *Mählern* sind. Auch bey *Sonnerat* findet sich hierüber keine befriedigende Auskunft. Dieser Reisebeschreiber nennt auch nur diese Namen und bemerkt, daß die Zunft (*tribu*) der *Wassiers* in Indien fast ganz erloschen sey. Die vierte Kaste der Hindus begreift den eigentlichen *Nährstand*, nämlich Handwerker, Ackerleute und Hirten. Unser Vf. nennt sie mit anderen Reisebeschreibern: *Shuters*. *Sonnerat* schreibt das Wort *Choutres*. Sonderbar ist es freylich und der Verfassung dieses Volks, dessen Bildung uralte ist, eigen, daß die Gerber und die Schuster nicht zu dieser 4ten Kaste gehören, sondern zur untersten Hefe des Volks, die keine eigentliche Kaste bilden darf, zum verächtlichen Abschau der *Paria*s gerechnet werden; und daß hingegen 2 andere Classen von Menschen bey diesem Volke zum Nährstande gehören, welche bey allen anderen Völkern der Erde dem Lehrstande näher angehören, die Ärzte nämlich und die Bettelmönche. Die Verachtung, in welcher bey diesem Volke die Gerber und die Schuster leben müssen, erklärt sich, nach Rec. Bedünken, aus den uralten Religionsbegriffen der Hindus. Die Hindus verehren den Ochsen und die Kuh als ein heiliges, ihrem Götzen gewidmetes Thier. Wer sich mit der Verarbeitung der Haut, die dieses heilige Thier umgiebt, beschäftigt, wer das aus dieser laute bereitete Leder verarbeitet, der ist unrein, und der Verachtung preis gegeben. — Die in diesem Lande üblichen Sprachen sind die *tamulische* oder Malabar-Sprache und die *Telinga*- oder *Badaga*-Sprache. Es wäre zu wünschen, daß der Vf. sich hierüber weitläufiger erklärt, und genauer angezeigt hätte, ob diese Sprachen weit von einander verschieden, nur etwa verschiedene Mundarten, oder doch wenigstens beide Töchter einer gemeinschaftlichen Muttersprache seyen. Die persische Sprache vertritt in Indien die französische. Sie ist in diesem Lande eben so allge-

mein, wie diese Sprache in Europa. Sie ist auch die Sprache an den Höfen der indischen Fürsten. In ihr pflegen sie ihre Unterhandlungen mit den Europäern.

Die S. 151 befindliche Note ist wahrscheinlich nicht vom Vf., sondern vom Herausgeber dieser Briefe. Diese Note scheint zu sagen: die Portugiesen hätten im 8 Jahr. zu Meliapor, einem nicht weit von der Stadt Madras entfernten Dorfe, eine bischöfliche Kirche gegründet. Diefes würde ein gewaltiger Anachronismus seyn. Rec. glaubt aber, daß hier nur im Ausdrucke gefehlt ist. Statt daß es hier heist: Der heilige Thomas, der Apostel der Indier, habe hier im 8 Jahr. den Märtyrertod gelitten, wo die Portugiesen, unter dem Namen dieses Märtyrers, eine bischöfliche Kirche gegründet hätten — soll es heißen: Thomas habe hier im 8 Jahr. den Märtyrertod gelitten. In der folgenden Zeit (im Anfange des 16 Jahr. nämlich, nach *Vasko de Gama's* berühmter Entdeckung des Weges nach Ostindien) hätten die Portugiesen hier eine Kirche gegründet, in welcher dann der 700 Jahre vorher gemarterte Heilige Wunder gethan habe.

Die Zahl der bey diesen Briefen befindlichen sogenannten *Prospecte* beträgt 13, unter welchen 2 colorirte sind. Die Zahl der mit tauter colorirten Abbildungen versehenen Tafeln beträgt 14, und die Zahl der darauf befindlichen Figuren 42. Unter den meisten schwarz abgedruckten Prospecten liest man die Anzeige, daß sie von dem Vf. selbst gezeichnet sind.

4 + 8

BERLIN, b. Vofs: *Gemälde des griechischen Archipelagus*. Von Friedrich Murhard. Zweyter Band. 1808. VIII und 367 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Der Vf. schildert in diesem Bande die Insel Sizilien mit ihren Bewohnern, Producten, Manufacturen u. d. gl., wobey sich ihm häufige Gelegenheiten zu Vergleichen dieser Inselgriechen mit den Griechen in der europäischen Turkey und Klein-Asien darbieten. Man verweilt gerne in Gedanken in jenen Gegenden, und freut sich, wenn auch Manches zu schön geschildert seyn sollte, (wie der Vf. selbst nach S. 83 nicht in Abrede seyn wird), dennoch, daß wenigstens eine dieser Inseln noch so gut bevölkert ist, noch von so frohen, arbeitsamen Leuten bewohnt wird, die, unter einem weniger harten Drucke lebend, gleich vor den übrigen sich auszeichnen, und hoffen lassen, daß in Zukunft vielleicht eine schönere Zeit für diese Gegenden kommen wird, die unter einem freundlichen Himmel nicht den Landmann zwingen, dem kargen Boden alles mit mühseliger Anstrengung abzugewinnen. Doch, unter der Herrschaft der Osmanen ist an kein Heil zu denken; erst wenn der halbe Mond nicht mehr diesseits des Meeres blinkt, kann Griechenland emporkommen. Eine kurze gedrängte Übersicht der Geschichte dieses allmählichen Verfalles des griechischen Kaiserthums, des Reiches der Moslemin; ein in kräftigen Zügen, mit Leben und Geist entworfenen Gemälde des jetzigen Zustandes der von Griechen bewohnten Provin-

zen, wer sollte es nicht, eingedenk der herrlichen früheren Zeiten, gern lesen? Diese Schilderung giebt uns eine Fluth von Worten; zu häufig wird gegen den guten Geschmack gefündigt, und zu oft sind die fremdartigsten Dinge eingemischt, wodurch man aufs unangenehmste unterbrochen wird. Wenn könnte es gefallen, wenn der Ton in den Gesellschaften zu Szio gelobt wird, und der Vf. S. 140 fortfährt: „Nirgends stehen die spanischen Reuter der Etikette, oder die Pallisaden der Ziererey im Wege; es bedarf da nun keiner langen Belagerung, um überall Zutritt zu bekommen, und hat man eine Burg seiner Wünsche einzunehmen — leicht wird das von Statton gehen.“ — ?! Wer Lust hat, ähnliche Stellen zu lesen, der sehe S. 93. 132 u. f. w. Was sollen Bemerkungen wie die über die deutschen Schriftsteller S. 35, oder die Classification der Personen, die sich in unseren Gesellschaften finden, wie S. 141? Ähnliche Stellen rechtfertigen die Urtheile unserer Nachbarn über uns Deutsche nur zu sehr! Man glaubt sich um ein halbes Jahrhundert zurückversetzt, wenn man S. 93 findet: „ein *dolce zefiretto*, oder *gentile braze*, kein darber Saufewind amalgamirte die verschiedenen Wohlgerüche der blühenden Gewächse.“

Willkommen sind, bey dem Mangel an naturhistorischen Nachrichten über die Inseln des Archipelagus, die dem Vf. von einem Italiäner mitgetheilten Bemerkungen über die Vögel, die sich entweder für immer in Szio aufhalten, oder als Zugvögel die Insel berühren: man sehe Cap. 31 — 35: so wie die kürzeren Nachrichten über die Flora der Insel, in den folgenden Capiteln. Nur stören auch hier eingestreute Bemerkungen den Genuß, wie S. 210 ff. die erbauliche Betrachtung, daß es doch gut sey, daß Löwen und Tiger nicht in der Luft herum fliegen könnten, und S. 273, wo gar das bekannte Geschichtchen von den Gänsen, die das Capitol retteten, erzählt wird, und dann noch die Stelle aus dem Plinius lateinisch abgedruckt ist. Wären so fremdartige Dinge ausgeschlossen, und hätte der Vf. statt der unpoetischen Reimereyen noch manche Bemerkungen aus *Wittmann*, *Bartholdy* und anderen aufgenommen: so hätte das Ganze an Interesse gewonnen.

F. L.

EINBECK, b. Feysel: *J. W. Groten's Geschichte der Stadt Northeim*, mit einigen Beyträgen vermehrt herausgegeben von O. F. Redderfen, Senator daselbst. 1807. 208 S. 8. (12 Gr.)

Was Hr. Groten in seiner unfreywilligen *Musse* (Müßiggang) an allerley Nachrichten von der Stadt Northeim und ihrer Gegend sammelte (wie der Herausgeb. sagt, größtentheils Auszug aus *Franz Lübeck handschr. Chronik*; 2te Hälfte des 16. Jahrhund.), und 1723 unter dem Titel: „*Tausendjähriger Geschichtskalender von dem alten Stifte St. Blasii und der Stadt Northeim*“ zum Druck beförderte, war selbst unter den elenden Producten, welche die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts an Special-, Ort- und Landes-Geschichten hervorbrachte, höchst dürftig. Der Titel sprach den Werth der kleinen Materialien-Sammlung vollständig aus.

Das mag seiner Zeit verziehen werden, über die sich zu erheben, einem solchen Sammler nicht zugemuthet werden kann. Diesen Wust aber im J. 1807 und unter einem falschen Titel, denn hier ist nichts weniger, als eine Geschichte der Stadt Northeim vorhanden, vor ein Publicum zu führen, das seit 1723 doch andere Bedürfnisse fühlen, und den Werth solcher Compilationen zu beurtheilen gelernt hat, nachdem unterdessen *Rüling's* größeres Werk erschienen, und das vorliegende fast allen Werth verloren hat, den es etwa noch hätte haben können, das ist sehr dreist. Denn daß diese Werklein sich nur noch in wenig Exemplaren erhalten hat, in *Praun's* und *Erath's* literarischen Werken fehlt, kann keine Entschuldigung seyn.

Hier haben wir es weiter nicht mit dem schwachen *Groten* zu thun, bloß die neueren Beyträge des Hn. *Redderfen* gehören für unser Forum. Diese stimmen nach Einsicht und Manier mit dem Hauptwerk auf das Beste zusammen. Wohl nicht leicht ist in unseren Tagen Jemand so unvorbereitet an eine historische Arbeit gegangen, als der Herausgeber. Ein Aggregat von Citaten, ohne Plan und Einsicht zusammengerafft, theils *Groten's* Angaben zu erläutern, theils für die eigenen Zusätze, soll noch Gelehrsamkeit heißen. Was Quellenstudium sey, ist ihm unbekannt; von *Bünting* bis *Venturini* prangen zwar viele Namen, aber alles spätere Zusammenträger; nur ein- oder zweymal sind die *Orig. Guelphicae* erwähnt, wie es scheint, nicht einmal aus eigener Ansicht; *Scheidt's* und anderer Besserer Arbeiten gar nicht: keine Ahndung dessen, was Geschichte sey und Kritik. Mit albernen Fabeln sind die Berichtigungen ausgefüllt; S. 8, daß der letzte König und erste Herzog der Sachsen *Wittekind* 784 seine gesammten *Staaten*, nebst dem Lande an der Weser — von Karl dem Gr. zurückerhielt, daß von diesem Könige die sächsische Kaiserfamilie im Mannsstamme herkommt (S. 8). In Korbai hat der Herausgeber das Porträt Abt *Volkmars*, Bruders des letzten Grafen von Northeim, gesehen (S. 19); weil die Einwohner von Northeim 1208 *cives* genannt werden, oder der Ort 1268 *civitas*, so ist schon damals die städtische Einrichtung vorhanden gewesen (S. 22 u. 27). Wenn die Herzoge Otto und Magnus dem Rath 1314 eine *curia* daselbst verkaufen, welche *Burgundus de Woltershausen* bewohnt hat: so versteht der Herausg. das *Rathhaus* (S. 49); *Groten* wird zurecht gewiesen, daß er gegen allen Respect verstoßen, und den Herzog dem Abt nachgesetzt (S. 73); S. 82 wird der Name des Zimmermanns aufbewahrt, der 1793 einen alten Thurm abgebrochen; die guten Mitbürger mögen sich auch über das Lob ihres Geläutes freuen (S. 25) und das noch größere ihrer Orgel, die nur mit einer gleichguten um den Preis kämpft, keine bessere über sich hat (S. 88); wie soll man dergleichen nennen! Wer übrigens *Groten* war, woher seine *Musse* (was doch für die Existenz des Büchleins so wichtig ist), darüber hat der Herausg. es nicht der Mühe werth geachtet, eine Untersuchung anzustellen, nicht einmal den Vornamen giebt er uns an. Ubrigens manche nicht unwichtige Materialien, deren Werth wir nicht vollständig beurtheilen können, da uns *Rüling's* Werk nicht zur Hand ist.

β. γ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 F E B R U A R , 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenböck und Ruprecht: *Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie*, herausgegeben von einer Gesellschaft österreichischer Gelehrten. I. Band. 1806. VIII u. 344 S. 2 Band. 1808. IV u. 502 S. 8. (2 Thlr. 14 Gr.)

Welcher Historiker und Statistiker kennt nicht die trefflichen statistischen Aufklärungen über wichtige Theile und Gegenstände der österreichischen Monarchie, welche *Grellmann* von österreichischen Gelehrten sammelte und in 3 Bänden herausgab? Nach seinem zu früh erfolgten Tode wünschten viele Gelehrte in Österreich (auch im Auslande) die Fortsetzung und zwar in erweitertem Umfange. Da nun, wie der Herausgeber in der Vorrede sagt, ein im Auslande herausgegebenes periodisches Werk für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie in unserm Zeitalter ein wahres Bedürfnis ist, indem bey der gegenwärtigen Verfassung der österreichischen Censur über jene Gegenstände nicht mit erforderlicher Freymüthigkeit und Unparteylichkeit geschrieben werden darf: so haben sich mehrere österreichische Gelehrte zur Fortsetzung im ausländischen Verlage entschlossen. Dafs diese in gute Hände gerathen, wird die Anzeige des Inhalts beweisen.

Den Anfang machen *Bruchstücke aus einem ungedruckten Werke über den Zustand der Bauern in Ungarn*, von G. v. Berzoviczy. Dieser durch sein Werk *de commercio et industria Hungariae* (1797 und dann 1802 auch deutsch) bekannte Gelehrte verfasste vor einigen Jahren eine Schrift: *de rusticorum conditione et indole in Hungaria*. Die Censur verweigerte den Druck. Er verfertigte einen Auszug für die Zeitschrift von und für Ungarn. Aber auch damit wurde er von der Censur an die oberste Staatsbehörde verwiesen. Da gab er den Gedanken des Abdrucks ganz auf, und legte den Auszug in der ungarischen Nationalbibliothek zu Pesth nieder. Davon circuliren viele Abschriften; und eine solche wird hier ohne Wissen und Theilnahme des Vfs. abgedruckt. Der Vf., selbst vom Adel und vieler Bauern Grundherr, tritt als Verteidiger derselben gegen ungrosmüthigen Adel auf. „Nicht deswegen, heist es, haben wir Adliche in Ungarn die grossen Vorrechte in unserer Verfassung erhalten, dafs wir das Volk mit Lasten immer mehr und mehr beschweren, es unter jedem Vorwande

mehr und mehr benützen, sondern dafs wir wirklich edel handeln, in der That *Väter des Volks* seyn sollen. Es ist engherziger, frostiger Egoismus, sein Recht gegen die Untertanen immer mit der äussersten Strenge und Ausdehnung zu behaupten. Der wahre Adel mufs grosmüthig seyn in Gefinnungen und Handlungen.“ Um hiezu zu vermögen, wird der Bauer ernsthaft vollständiger als irgendwo historisch (unter den verschiedenen Regierungen) geschildert. Die Abhandlung, selbst Auszug, ist keines Auszugsfähig; also hier nur einiges. Ein Bauer mit einem Gute von 24 Joch Acker und 12 Morg. Wiesen, etwa 1000 Guld. an Werth, bedarf mit allen Abgaben und Ausgaben, wobey für ihn, sein Weib und Kind, Knecht und Magd nur 120 fl. angesetzt sind, wenigstens jährlich 265 fl. 28 kr. Von seinem Gute, seiner Wirthschaft, seiner Industrie kann er höchstens 180 fl. erwerben. Mithin mangelt ihm 85 fl. 28 kr. Und in der Ausgabe ist alles gering angesetzt, die Einnahme aber besteht in Heu, Stroh und Körnern, die er für sich, die Seinen und sein Vieh selbst braucht. Er mufs also die Abgaben (ohngefähr 96 fl. 28 kr.) und die nothwendigen kleinen Ausgaben durch Industrie ausser seinem Bauerngute gewinnen, z. B. durch Fahren, durch Handel, Bienenzucht u. s. w. „Wenn der Bauer diese besondere eigene Industrie nicht wirksam machen kann: so bleibt er in allen Abgaben stecken, die er mit baarer Zahlung zu leisten hat. Diefs beurkundet die tägliche Erfahrung und die immer wachsenden Comitatscasse-Rückstände, die sowohl die öffentliche Administration in Verlegenheit setzen, als auch den Staat wie ein abzehrendes Fieber schwächen.“ Über diesen Zustand werden nun sehr richtige Betrachtungen angestellt, und verschiedene Einwendungen widerlegt. Die Lasten sind es aber nicht allein, welche den Bauer drücken; die Art, wie sie aufgelegt sind, ist noch lästiger. Die Leistungen an den Grundherrn drücken eben nicht schwer, wenn das Glück beschieden ist, billiger Herrschaft und menschlichen Ökonomie-Verwaltern zu gehorchen. Aber der Zehnte und Neunte an Grundherrschaft und Clerisey sind eine schreckliche Last, weil durch Verspätung in Bezehntung der Gewande die Früchte eines ganzen Jahres oft zu Grunde gehen. Die Vorspann ist drückend. Für eine Fuhr mit 4 Pferden wird auf zwey ungarische Meilen ein Guld. bezahlt. „Die Stellung der Recruten drückt den Bauer jämmerlich. Welche Parteylichkeit! Welche Ausgaben! Welche Geschenke! Welche Mißhandlungen! welche gerechte und unerhörte Klagen! bit-

D d d

tere Thränen, schauerhafte Empörungen des menschlichen Gefühles! Es kann keine schlechtere Art geben, die Armee zu ergänzen." — „Der Bauer wird ferner sehr geschwächt durch die allgemeine Gewohnheit und Nothwendigkeit, nach allen Seiten hin Geschenke zu machen. Es ist buchstäblich wahr, daß er keinen Gang in seinen Angelegenheiten macht, ohne ein Geschenk mitzunehmen." Die Militär-Contribution ist auf 5 Mill. Gulden bestimmt; die Dominical-Contribution, um die Kosten der Comitats- und Jurisdictions-Verwaltung zu decken, stieg seit 1766 von 71603 fl. 17 kr. bis 1787 auf 2,064598 fl. 58 kr., und seitdem stieg sie noch höher, was um so lästiger war, als sich die Ausgabe für die Gemeinde und Dorfs-Bedürfnisse fast in eben der Masse vermehrten. Die Contributionen erstrecken sich nicht bloß auf liegende Gründe, sondern auf alle möglichen Nutznießungen, Unternehmungen, Industrie, Handel und selbst die Möglichkeit eines Erwerbes. S. 41 werden die 95 Dical-Rubriken als Contributions-Gegenstände angeführt; S. 42 die großen Mißverhältnisse derselben. Im kreuzer Comitats machen 20 Ochsen eine Dica, im marmaroscher ein halber Ochse. Im schümeger Comitats zahlen die Pächter von 600 fl. Pachtzins eine Dica; im szatmarer von 10 fl. u. s. w. Und da der Zahlungsbetrag einer Dica selbst in den Comitaten sehr verschieden ist, z. B. im arader Comitats beträgt eine Dica 40 Denar, im barscher 9 fl. 36 den. — wie kann da ein richtiges Verhältniß getroffen werden? Zu bedauern ist, daß die S. 44 angeführten zwey Tabellen über die Dicationen von 1785 und 1791 nicht abgedruckt sind. Vom Reichstage im J. 1802, auf welchem zwar die Contributionen u. s. w. erhöht, zum Vortheil der Bauern aber auch die Erhöhung des Salzpreises, die auch den Adel trifft, beliebt wurde.

II. *Über die ungarisch - nordische Handelsgesellschaft.* Eine freymüthige, patriotische Beurtheilung des von den Fürsten Esterhazy und Brezenheim auch mit unterschriebenen, und vom Ritter Schweickard entworfenen Plans. Dieser mit den angegebenen Modificationen werde Grundlage zu einer Unternehmung seyn, die, gleich Anfangs mit patriotischem Sinn geleitet, in kurzer Zeit die Unternehmer mit Erstaunen erfüllen werde. Um den Nutzen der Regierung mit den Vortheilen der Societät zu verbinden, sey zu wünschen, daß die Gesellschaft alles, was sie ohngefähr über 16 p. C. rein gewinne, als Amortis.-Fonds für auswärtige Staatsschulden der Regierung als bleibendes Societäts-Capital gegen billige Zinsen leihe. Die Gesellschaft hat große Vortheile erhalten, daß der Stapel zu Elbing aufgehoben, und die preussischen Zölle von 16 Thlr. 2 Gr. bis auf 16 Gr. herabgesetzt wurden, daß der König von Schweden die freye Einfuhr der ungarischen Weine erlaubte. Im russischen Reiche hatte nach den Zollregistern von 1804 die Einfuhr ungarischer Weine einen Werth von 1,900000 Rubel. Welchen Einfluß wird aber jetzt die politische Veränderung in Polen für dieses Unternehmen haben?

III. *Über den Reichstag von 1802.* Das Merkwürdige und Allgemeine dieses Tages ist ausgehoben, und mit mehreren Anmerkungen über die ungarische Staatsverfassung begleitet. Vortrefflich! Man muß es selbst lesen. IV. *Gallerie aller Heiligen.* Eine Übersetzung der *Galeria omnium Sanctorum catenis christianae virtutis sibi devinctorum, nominibus et symbolis in procelloso mundi pelago secure et cum honore circumvehendis opera et studio Joannis Simonidae, Brizmenfis Scholae in Hungaria Lectoris — extracta* 1676. Ein Beytrag zur Geschichte des auf Befehl Kaisers Leopold des Ersten zu Pressburg gehaltenen, den protestantischen Predigern und Schullehrern so gefährlichen, *judicii delegati* mit einer Einleitung und Anmerkungen. Die schrecklichen Leiden, welche protestantische Prediger und Schullehrer, die den protestantischen Glauben nicht abschwören wollten, damals auf Betrieb der Jesuiten erdulden mußten, werden beschrieben. Weg von diesem traurigen Gemälde finsterner Zeiten. Die Anmerkungen klären Vieles auf. V. Eine merkwürdige *Leutschauer Chronik*, von der wir bisher nur Auszüge in *Wagner's Analectis* hatten. Sie enthält nicht nur eine Geschichte der Stadt Leutschau, sondern auch zupfer merkwürdige Begebenheiten und schätzbare Materialien zur Geschichte des Königreichs Ungarn, vorzüglich kirchenhistorische Nachrichten über die Fortschritte der Reformation in Ungarn und die von den Katholiken gebrauchten Mittel zur Unterdrückung derselben. Sie ist im zweyten Bande fortgesetzt und reicht bis 1569. VI. *Kurze Übersicht des durch Unterhandlungen der Stände und Gesetze bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungarn bis 1576.* Gut! soll fortgesetzt werden. Den Beschluß des ersten Bandes machen VII. *Österreichische Staatsanzeigen.* Unter dieser Aufschrift liefert der Herausg. verschiedene merkwürdige österreichische Verordnungen, auch statistische Notizen, die jedoch insgesamt aus öffentlichen Blättern schon bekannt sind. Es wäre zu wünschen, daß der Herausg. diesen Theil sorgfältig bearbeitete, und das Interessanteste von den neuesten Vorfällen, Verordnungen u. s. w. immer mittheilte. Gewiß würde dadurch dieses Magazin in Deutschland, was wir sehr wünschen, mehrere Leser finden.

Der zweyte Band hebt mit einem aus dem Lateinischen eines unbekannten Vfs. übersetzten Aufsätze an, der den Titel hat: *Das blutige Schauspiel von dem Grafen Anton Karaffa aufgeführt durch Henkers Hand zu Eperies im Jahre 1687.* Überzeugt von der Milde und Weisheit der jetzigen österreichischen Regierung will der Herausg. dieses Actenstück in der einzigen Absicht abdrucken lassen, „um die gräßlichen Machinationen des jesuitischen Fanatismus und Proselytismus in Ungarn mehr in das Licht zu stellen. Über 100 Jahre sind seit diesem Zeitpunkte verflossen. Wie haben die Zeiten sich geändert! Wie sehr können die ungarischen Protestanten, wenn sie an Leopold I denken, mit ihrem Leopold II und selbst mit der gepriesenen Maria Theresia zufrieden

seyen! Mit diesem Aufsatze steht der folgende unter II. in Verbindung, der die Aufschrift hat: *Die Schlachtbank zu Eperies*, oder historische Beschreibung des Trauerspiels, in welchem im Jahre 1687 unter der Commission des Generals Anton Karassa mehrere der Empörung beschuldigte Ungarn mit der härtesten Todesstrafe belegt wurden. Verfaßt im J. 1688 zwischen den Monaten Januar und September, von *Johann Rezik*, damals Prof. der evangelischen Stände zu Eperies. In beiden werden die Grausamkeiten des ungarischen Alba und die großen Leiden der Unschuldigen mit Wärme beschrieben. In unsern Tagen, wo der Fanatismus nie wieder zu dieser Gewalt gelangen wird, kann man dergleichen schreckliche Thatsachen nicht ohne Empörung des Gemüths lesen. Indessen wäre doch zu wünschen, daß von dieser Materie nicht zu viel in einem Bande aufgenommen würde. Beyde Aufsätze mit den Beylagen nehmen 311 S. ein. Daß die *Leutschauer* wichtige *Chronik* fortgesetzt wird, haben wir schon oben erinnert. Die fernere Fortsetzung wird versprochen. Wichtig sind die S. 392 abgedruckten *Beyträge zur schlesischen Kirchengeschichte*, zwar aus öffentlichen Documenten, aber mit reichhaltigen, viele Aufklärung gebenden Bemerkungen. Die allgemeine Übersicht des Standes der Bevölkerung von Crain, Steyermark; Kärnthen, Görz und Gradisca im J. 1803 ist aus den neuen Annalen des österreichischen Kaiserthums. Die fortgesetzten *österreichischen Staatsanzeigen* machen den Beschluss. Man findet hier landesherrliche Verordnungen und statistische Miscellen.

Aus dieser Anzeige wird man nun sehen, daß dieses Magazin allerdings sehr wichtig ist. Nur können wir den Wunsch nicht bergen, daß die Herausgeber sich mehr auch über andere Provinzen der Monarchie verbreiten möchten, weil wir befürchten, daß dasselbe sonst den Absatz besonders in Deutschland nicht finden wird, welcher doch den Verleger allein zur Fortsetzung vermögen kann. Der Herausgeber hat dieses selbst gefühlt, und sagt, man möge bedenken, daß Ungarn der wichtigste und doch dabey am wenigsten bekannte Theil der Monarchie sey. Aber auch von einigen anderen Provinzen müssen unsere Kenntnisse erweitert werden. An Stoff dürfte es den Mitarbeitern nicht fehlen.

S. i.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Elpizon an seine Freunde vor und nach der wichtigsten Epoche seines Lebens*. 1808. 310 S. 8. (22 Gr.)

Wenn der bekannte Elpizon mehr Interesse für den Geist hat: so hat dieser mehr Interesse fürs Herz. Er spricht wie er empfindet, nur bisweilen zu lebhaft, ja fast schwärmerisch; zumal wenn er von seiner Luise, dem zärtlichsten Gegenstande seines Herzens, redet, seiner unvergleichlichen Frau, die ein Engel von Frau, so wie er ein Engel von Mann ist. So ist Elpizon bisweilen ein Schwärmer, aber ein liebenswürdiger, dessen süße Schwärmereyen man nicht un-

gern liest, nur daß sie bey einem so wichtigen Gegenstande nicht immer am rechten Orte zu seyn scheinen; er bittet also selbst, daß, wenn man seine Gefühle und Ausdrücke bisweilen überspannt finde, und ihn in dieser Hinsicht zu einem Schwärmer machen wolle; man ihn wenigstens zu den gutmüthigen rechne. Das ist er wirklich; er sagt viel Schönes, Wahres und Gutes, und es weht in seiner Schrift ein herrlicher religiöser Geist. Es sind 40 Briefe an zwey alte biedre Ritter und Freunde, die sie nach seinem Tode an seine Hinterlassenen zurückgeben. Sie sind gleichsam die Anwendung der Theorie Elpizons vom Glauben an Unsterblichkeit, und stellen den handelnden Elpizon dar, wenn jene den hoffenden darstellt. Sie sind reine Ergüsse eines felsenfesten Glaubens, und können als ein Erbauungsbuch von dem gebildeten Theile der Menschen gebraucht werden. Sie zeigen den Einfluß jenes Glaubens auf das menschliche Wissen, Wollen und Wirken, und auf viele andere Dinge. Es sey uns vergönnt, hier nur einiges zu erinnern, wo wir mit dem Vf. nicht ganz übereinstimmen. Zuerst scheint uns der Glaube an Unsterblichkeit zu hoch gestimmt zu seyn, wenn er ein felsenfester Glaube genannt wird. Ist der wohl möglich? Zwar in gewissen Augenblicken der Begeisterung und Entzückung kann man dies sagen. Rec. würde aber auch bey der höchsten Exaltation der Vernunft nicht wagen zu sagen; was Elpizon von sich rühmt, daß ihm die Überzeugung von ewiger Fortdauer so gewiß sey, als sein gegenwärtiges Daseyn. Wohl ihm, wenn er dies glauben kann! Rec. hält schon denjenigen für glücklich, welcher alle nur möglichen Vernunftgründe für sich, und keinen vernünftigen Grund gegen sich hat, und also nach Wahrscheinlichkeit eine Ewigkeit hoffen darf, und Ursache hat, nach dieser Wahrscheinlichkeit eben so wohl zu handeln, als er im menschlichen Leben danach zu handeln pflegt. Die Möglichkeit unserer künftigen Existenz überlassen wir dem, der uns ins Leben rief: und wir halten es nicht einmal für gut, von jener Existenz volle Gewissheit zu haben, die uns fürs gegenwärtige Leben sehr unthätig machen, und für lauter Himmel uns nicht empfinden lassen würde, daß wir auf Erden lebten und uns hiezu erst ausbilden sollten; auch scheint es für den Glauben an Unsterblichkeit nicht gut zu seyn, wenn man die Art und Weise bestimmen will, wie wir dort fortauern können, in welcher Form, in welcher Gestalt, an welchem Orte: worüber der Vf. sich weitläufig verbreitet hat. Alles dies sind doch bloße Hypothesen, wogegen unendlich viel gesagt werden kann. Am allerwenigsten hätten wir es bey einer so ernsthaften Sache gewagt, die Sonne zum künftigen Wohnplatze den Erdenbewohnern anzuweisen, und sie zum Himmel und zur Hölle für sie zugleich zu machen (denn auch die Bösen sollen da eintreffen und ihre Strafen leiden). Das erregt vielleicht selbst Spötteley, vielleicht auch wohl Abneigung für einen solchen Himmel. Wenn ja der künftige Aufenthaltsort bezeichnet werden sollte: so giebt es ja außer-

der Sonne noch Planeten genug, wo wir unser Wesen in jener Welt haben können. Auch würden wir Elpizon nicht haben weisagen lassen, dass im folgenden Jahrhunderte es gar trübselig in der Welt aussehe werde. Wozu diess? da keiner von uns das künftige Jahrhundert leicht erleben wird; und die es erleben sollten, werden vielleicht diese Weissagung nicht lesen, und wenn sie sie lesen, wird sie ihnen nicht nützen, wenn sie auch eintreffen sollte. Wir sehen auch nicht, was Elpizon für Grund hat, ein so böses Prognostikon zu stellen; vielmehr erwarten wir, nach unserem Glauben an die Vorsehung, das Gegentheil, und, wenn wir Elpizons felsenfesten Glauben hätten, würden wir noch mehr erwarten. Eben so wenig würden wir behaupten, dass die Menschheit noch immer im Vor- und Rückschreiten wäre, und dass sie hier gar nicht weiter käme. Die Menschheit ist immer im Voranschreiten, nur nicht die Völker (beides darf nicht verwechselt werden), diese sind bald vor- bald rückwärts geschritten. Das Licht der Erkenntnis, das sich der Menschheit einmal mitgetheilt hat, geht nicht verloren, und wenn es hier untergeht oder anterzugehen scheint: so tritt es dort wieder hervor. In der moralischen Welt geht so wenig eine moralische Lehre, wenn sie einmal in Umlauf gekommen ist, verloren, als der einmal ausgestreute Same. Der Vf. hätte also auch nicht sagen sollen: das herrliche Ziel von intellectueller, moralischer und physischer Totalvervollkommenung, von Wahrheits-, Tugend- und Glückseligkeits-Gemeinwerden steht gleichsam nur da, um die Menschheit zu necken (ein unedler Ausdruck), jetzt kommt sie einmal näher hinan, dann muss sie wieder zurück

u. s. w. Was ist nun aber weiter mit dem bald Hin- und Hergehn der Menschheit auf der Bahn zu ihrem Ziele, wenn sie noch eine zweyte Welt vor sich hat? So past's ja recht eigentlich für ihre erste Welt, dass sie in dieser bald vor- bald rückwärts gehe — die Bündigkeit dieses Schlusses sehen wir nicht ein. Warum soll diess gerade recht passen? Wenn es wirklich so wäre: so würden wir nicht einmal eine zweyte Welt fassen. Wenn die erste Welt so wenig Vorsehung zeigte, dass die Menschheit gar nicht vorwärts käme (oder beweist das Land eine gute Regierung, wo es nicht besser wird?), oder vielmehr wenn sie eine solche Vorsehung zeigte, die die Menschen mit ihrem Ziele nur neckte: so gäbe Rec. allen Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit auf, und hüllte sich in den Mantel der Philosophen, die die Welt dem Zufall oder dem Fatum preis geben. — Elpizon will erst recht leben, da er an Unsterblichkeit glaubt. Warum nun erst? Muss und soll man nicht recht leben, wenn man diesen Glauben und diese Hoffnung auch nicht hat? Ist die Tugend nicht jedem Menschen ins Herz geschrieben? Belohnt sie sich nicht selbst durch ihre innere Schönheit und durch ihren hohen Beyfall und Frieden; so wie sich das Laster durch seine Abscheulichkeit, und durch seine höllischen Gewissensbisse selbst bestraft? Und haben nicht auch Ungläubige vor dem Laster gezittert, und der Tugend oft große Opfer gebracht? Wenn wir auch zugeben, dass der Glaube an Unsterblichkeit die Tugendkraft stärkt und erhöht: so hat die Tugend doch auch ihre eigene innere Kraft, unabhängig von jenem Glauben. ☉

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Zürich, b. Ziegler: *Der Arzt, wie er ist und wie er seyn sollte, oder ein Wörtchen für das Publicum und seine Ärzte*, von D. König. 1806. 8. (4 Gr.) Der Vf. gehört zu der achtungswerthen, aber kleinen Zahl von Ärzten, welche, der wahren Würde der Arzneywissenschaft eingedenk, die Kunst um des Wohls der Kranken willen, nicht des Gewinnes wegen, üben, folglich aller Charlatanerie von Herzen feind sind. Er beginnt seine Abh. mit der Untersuchung: *Wie wird die A.W. ausgeübt?* Es werden hierüber 4 Tableaus aufgestellt; wie er es nennt, unter welche man alle ausübenden Ärzte bringen könne. Freylich sind es Gemälde im niederländischen Geschmacke, ein wenig grell gezeichnet, mit vielem Schatten versehen, aber wahr, manchmal ekelhaft wahr, Dämmköpfe, wie deren besonders vor einiger Zeit zu Dutzenden von den Barbierstuben und Apothekergewölben auf die Akademie und von da als doctorirte Praktiker ins Vaterland auf die Dörfer und Stadtstrecken kamen, ein Systematiker, Empiriker, Scharlatan und — als Gegenstück — ein rechtlicher, gelehrter Arzt. *Würde eines wahren Arztes.* Wer sie nicht hat, ist nach dem Vf. ein verächtlicher Arzt. *Der Arzt für das Publicum.* Das Publicum will einen geschmeidigen, seinen Vorurtheilen fröhrenden Arzt. *Wie kann der Arzt die Menschheit beglücken und seine Ehre retten?* Der Beobachtungs- und Untersuchungs-Geist müsse wiederhergestellt, schärfere Prüfung ohne Chikane eingeführt, gegenseitige Freundschaft (Redlichkeit und Vertrauen) der Ärzte unter sich eingeführt werden. Das Publicum müsste einen solchen Arzt nach seiner Würde behandeln, ihm Zutrauen schenken, ihm freundschaftlich aufnehmen. Den Schluss macht eine Untersuchung über die Ausübung der Hebammenkunst. Rec. bezeugt dem Vf. seinen ganzen Beyfall über dessen moralische und

wissenschaftliche Grundsätze. Leider sind die Schilderungen, welche er uns über die Ärzte und das Publicum giebt, wahr, wenigstens in der Gegend des Rec. Die Ärzte müssen auch hier einem dummen, stolzen, bigotten und wer weiß, was für einem Publicum sonst noch fröhnen, dasselbe benutzen, betrügen — des Einkommens wegen! Das Schlimmste ist, dass die Lage der Welt eher das Ärgere als Bessere fürchten lässt. Fj.

Oekonomiz. Bremen, b. Müller: *Der Rappsaatbau im Holsteinischen, besonders im Herzogthum Schleswig.* Eine mit einer goldenen Medaille belohnte Preisschrift. Als Antwort auf verschiedene Fragen der königl. dänischen Landhaushaltsgesellschaft, den Anbau dieser Saat betreffend. Von J. Iversen, Landmanne in Angeln. 1806. IV u. 38 S. 8. (3 Gr.). Eine Anweisung zum Rappsaatbau, wie solcher gewöhnlich getrieben wird, die weiter kein Verdienst hat, als dass sie populär geschrieben ist, keine Spur einer höheren Aufklärung dieses Wirthschaftsbetriebs; keine neue Ansicht! Fast zu günstig stellt sie auch den Vortheil dar; indem sie der Vergleichung mit dem Weizenbaue nur eine gute Erndte unterlegt, und dabey der öfteren Misserndten und der großen Gefahr vom Erdstöße nur mit einem Worte erwähnt. Da man solches Land, als der Rappsaat erfordert, in der Regel nicht zu brachen braucht, der Rappsaatbau also zwey Erndten wegnimmt, und da das Stroh vom Rappsaate doch immer weniger nutzbar ist, als das von den Kornfrüchten: so bleibt bey der Erbauung dieser Pflanze am Ende gemeinlich nur wenig Vortheil. Am zweckmässigsten hat Rec. dieselbe, außer bey eigentlichem Mischlande, fast nur dann gefunden, wenn ausgemergertes Land durch eine sehr starke Düngung hat verbessert werden sollen. Der Düngung zum Rappsaate durch Pferchen erwähnt der Vf. nicht, so wirksam sie auch ist. a.

Monatsregister

V D M

Februar 1809.

I. Verzeichniß der im Monat Februar in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**BC, das goldene, für Herren und Damen in und außer der Ehe 38. 302.
 Abendunterhaltungen, religionsgeschichtliche, eines Pfarrers mit seinem Schülmeister und einem Bauer: 2 B. 37. 295.
 v. Arndt neuere Feldbestellung mit mehrschattigen Pflügen 42. 335.

B.

- B**aumgärtner Gedichte vermischten Inhalts 31. 247.
 Best Beise über Ostindien, das Vorgebirge der guten Hoffnung und die Insel St. Helene. Herausgeg. von Kuttner 49. 386.
 Braun die Hussiten vor Naumburg 39. 311.
 Bredow merkwürdige Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. 4 Aufl. 35. 279.
 Briefe, einige, geschrieben vor und nach der Schlacht bey Jena und Auerstädt von v. Gr. 44. 351.
 Basse erster Unterricht in der algebraischen Auflösung arithmetischer und geometrischer Aufgaben. 1 Th. 2 Aufl. 41. 321.

C.

- C**ampe el nuevo Robinson, traducida al Ingles, al Italiano, y al Frances, y de éste al Castellano por de Yriarte. T. I. II. 39. 312.
 Canitz über die Sucht, Arzt zu werden 30. 237.

E.

- E**berhard gesammelte Erzählungen. 32 Bdch. 36. 281.
 Edgeworths Erziehungskunst in Beyspielen, oder praktischer Unterricht für Kinder von 3 bis 7 Jahren. Herausgegeben von Herrmann. 1—3 Band 46. 364.
 — — — Frank, histoire instructive et amusante pour la jeunesse. Trad. p. Herrmann. IV Parties 46. 367.
 Elpizon an seine Freunde vor und nach der wichtigsten Epoche seines Lebens 60. 397.

G.

- G**emälde des gesellschaftlichen Zustandes im Königreiche Preussen, bis zum 14 Oct. des J. 1806. 22 Th. 44. 345.
 Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des 18 Jahrhunderts. 45 Bände 48. 377.
 Grotens Geschichte der Stadt Northeim, herausgegeben von Hedderfen 49. 391.

H.

- H**äule Lehrbuch der Staatsgeschichte für höhere Schulen 39. 305.
 Hansestädte, die, Lübeck und Bremen 46. 358.
 Hegel System der Wissenschaft. 1 Th. 31. 241.
 v. Hinke Beschreibung der Affaire bey Halle zwischen den Franzosen und einem preuss. Reserve-Corps den 17 Oct. 1805 44. 351.

I.

- I**aspis Predigten, im Sturme der Zeit gehalten 40. 312.
 Iffland Almanac du Théâtre pour l'an 1809 29. 251.
 Inhalts- und Sach-Register, ausführliches, zu den 3 letzten Bänden der von Thaer herausgegebenen vermisch. landwirthschaftl. Schriften, oder den 3 letzten Jahrgängen der Annalen der niederricht. Landwirtschaft 33. 263.
 Iversen der Rappsaatbau im Holsteinischen, besonders im Herzogthum Schleswig 30. 300.

K.

- K**ind Tulpen. 4. 5 Bändchen 29. 231.
 Kriegenhöfer praktische Anleitung zum Selbstunterricht in der Buchhaltung 44. 351.
 König der Arzt, wie er ist und wie er seyn sollte 50. 399.
 v. Kotzebue Kleine Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miscellen. 2. 3. 4 Bändchen 36. 281.
 Kunhard Anti-Stolberg 27. 215.

L.

- L**angbein Franz und Rosalie, oder der Krämerzwist 36. 287.
 Leben, Bildung und merkwürdiges Schicksal eines Studirenden von Jena nach Kiel vom 15 Oct. bis Nov. 1806 fliehenden Mecklenburgers 44. 351.
 Lessow über den Antinous, dargestellt in den Kunstdenkmälern des Alterthums 29. 229.
 Lichtstrahlen. 3 Heft 43. 337.
 Luden Grundzüge ästhetischer Vorlesungen 37. 289.

M.

- M**agazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie. 1. 2 Bd. 50. 393.
 v. Massenbach Betrachtungen und Aufschlüsse über die Ereignisse der Jahre 1805 und 1806 43. 337.
 — — — drey Sendschreiben an die H. n. Generallieutenants v. Blücher und v. Rüchel und an den geh. Cabinetsrath Lombard 43. 337.

<i>Murhard</i> Gemälde des griechischen Archipelagus. 2 Band.	49. 390.
<i>N.</i>	
<i>Nettelbeck</i> , der Bürger, während der Belagerung der Festung Colberg im J. 1807	44. 351.
<i>O.</i>	
<i>Obernberg</i> kleine Schriften für Policey und Gemeinwohl	47. 378.
<i>P.</i>	
<i>Petersohn</i> Abhandlung über die Construction des Wissens	34. 271.
<i>R.</i>	
<i>Raabe</i> neuer hannöverscher Briefsteller. 2. Aufl.	41. 327.
<i>Reishammer</i> allgemeines Handbuch für die Vergleichen der Wechselcurse. Aus dem Franz. von <i>Mayer</i> . 1 Th.	42. 329.
— — — gründlicher Unterricht von den Logarithmen. Aus dem Franz. von <i>Mayer</i> . 2 Th.	42. 329.
— — — Manuel général pour les Arbitrages de Changes etc.	42. 329.
<i>Reimmerdt</i> Anleitung, geometrische Figuren zum vollkommenen Schlusse zu bringen.	41. 327.
<i>Rösch</i> Taschenbuch der Vorzeit auf das J. 1808	39. 308.
<i>S.</i>	
<i>Scheick Mohammed Fauf's</i> Dabistan oder von der Religion der ältesten Persen. Aus der persischen Ueberschrift von <i>Gladwin</i> ins Englische.	

aus diesem ins Deutsche übersetzt von <i>v. Dalberg</i>	47. 369.
Schilderung, vergleichende, der Organisation der französischen Staatsverwaltung in Beziehung auf das Königreich Westphalen und andere deutsche Staaten	35. 273.
<i>Schleiermacher</i> Predigten. 2 Samml.	40. 313.
<i>Schultze</i> Reden bey der Confirmation der Jugend. 2 Sammlung	37. 295.
<i>Seidenficker</i> Einleitung in den Codex Napoleon	28. 217.
<i>Stolberg</i> , Graf zu, Geschichte des Religion Jesu Christi. I — IV Theil	26. 201.
<i>T.</i>	
Taschenbuch, neues, zur Bildung der Kinder und zum Sprachunterricht auf 1808. Herausgegeben von <i>Herrmann</i>	46. 367.
<i>Thiers</i> neue Predigten	40. 316.
<i>Todesfeyer Ch. E. Weisse's</i> , in der Kathsfreyschule zu Leipzig	46. 367.
<i>W.</i>	
<i>Walter</i> was ist Geburtshülfe?	30. 239.
<i>Weber</i> praktisches Handbuch der Feldwirthschaft. 1. 2 Bd.	42. 332.
<i>Winkelmann</i> Entwurf der dynamischen Pathogenie. 1 Buch	30. 233.
<i>Z.</i>	
<i>Zachariä</i> Predigten	40. 317.
<i>Zerrenner</i> Leitfaden bey dem Religionsunterrichte der Confirmanden	40. 319.

H. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<i>Akademische</i> Buchhandlung in Frankfurt an der Oder	42.	<i>Heyer</i> in Gießen und Darmstadt	44.
Anonyme Verleger	35. 43 (2). 44 (4).	<i>Hinrichs</i> in Leipzig	46 (2).
<i>Berth</i> in Leipzig	40. 46.	Institut, historisch-politisch-militärisches, in Hamburg und Leipzig	45. 44.
<i>Braunes und Comp.</i> in Berlin	29.	<i>Kummer</i> in Leipzig	36.
<i>Cotta</i> in Tübingen	28.	<i>Lindauer</i> in München	47.
<i>Cratz und Geylach</i> in Freyberg	41.	<i>Magazin für Literatur</i> in Stuttgart	59.
<i>Dankwerts</i> in Göttingen	37.	<i>Märker</i> in Leipzig	40.
<i>Dufour</i> in Paris und Amsterdam	42.	<i>Mohr und Zimmer</i> in Heidelberg	58.
<i>Ettlinger</i> in Aschaffenburg	47.	<i>Müller</i> in Bremen	50.
<i>Ersdorf</i> in Jena	39.	<i>Niemann</i> in Leipzig	35.
<i>Feyfel</i> in Binbeck	49.	<i>Perthes</i> in Gotha	30.
<i>Fleischer d. J.</i> in Leipzig	41. 50.	<i>Perthes</i> in Hamburg	26. 39.
<i>Göbhardt</i> in Bamberg und Würzburg	37.	<i>Realschulbuchhandlung</i> in Berlin	42.
<i>Göfchen</i> in Leipzig	49.	<i>Reichard</i> in Braunschweig	30.
<i>Griff</i> in Leipzig	27.	<i>Rosenbusch</i> in Göttingen	48.
<i>Günter</i> in Glogau	42.	<i>Röwer</i> in Göttingen	48.
<i>Hahn, Gebauer</i> , in Hannover	35. 37. 41.	<i>Schneider</i> in Glückstadt	40.
<i>Hammer</i> in Leipzig und Köln	37.	<i>Schüppel'sche</i> Buchh. in Berlin	36.
<i>Hammerich</i> in Altona	35. 40.	<i>Schwan und Götz</i> in Mannheim und Heidelberg	51.
<i>Hartknoch</i> in Dresden und Leipzig	29.	<i>Steg</i> in Augsburg und Leipzig	42 (2).
<i>Hayn</i> in Berlin	58.		

Uhlmann in Amberg 50.
 Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen 50.
 Verlagbureau in Leipzig und Ronneburg 46.

Vossische Buchhandlung in Berlin 50. 49.
 Weiss in Berlin 29.
 Ziegler in Zürich 50.

III. Intelligenzblatt des Februar.

Ankündigungen,

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. 15, 216.
 — — — — in Jena Verlag 12, 94.
 Amelang in Berlin Verlag 12, 91.
 Barth in Leipzig Verl. 12, 91. 23, 100.
 Beckerische Buchhandlung in Gotha Verl. 10, 76.
 Beyer und Maring in Erfurt Verl. 16, 126.
 Briefe, vertraute, über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II. 6r Band 10, 77. 25, 116.
 Comptoir für Literatur in Leipzig Verl. 16, 126.
 Dieterici in Berlin Verl. 15, 115.
 v. Effische Bibelübersetzung. 2 Aufl. 14, 110.
 Engelhardt's tägliche Merkwürdigkeiten aus der sächs. Geschichte für die Jugend. 1 Theil 12, 96.
 Friedenspräliminarien. 1 Heft 24, 109.
 Frölich'sche Buchhandlung in Berlin Verl. 11, 86. 87.
 Gädike, Gebr., in Berlin 12, 95. 15, 113.
 Gaffert in Anspach Verl. 21, 88.
 Gehlen Journal für die Chemie, Physik und Mineralogie. VII B. 1 Heft 16, 123.
 Gesetzbuch Napoleons, officielle Ausgabe für das Königreich Westphalen 21, 82.
 Gräff in Leipzig Verl. 21, 84. 13, 101. 102. 14, 107.
 Grau in Hof Verl. 15, 117.
 Gredy und Breuningsche Buchhandlung in Erlangen Verl. 20, 78.
 Habersfeld Predigten 10, 75.
 Hemmerde und Schwetfshke in Halle Verl. 15, 114.
 Hitzig in Berlin Verl. 15, 115.
 Intelligenzblätter zu den Friedenspräliminarien 24, 109.
 Joachim in Leipzig Verl. 9, 71. 10, 80. 11, 88.
 12, 94. 95.
 v. Kotzebue die Biene. 38 Heft 16, 123.
 Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam Verl. 10, 79. 80. 11, 87. 12, 95.
 Mohr in Frankfurt am Mayn Verl. 15, 118.
 Nicolovius in Königsberg Verl. 16, 125.
 Oken Lehrbuch des Systems der Naturphilosophie 12, 92.
 Rommerskirchen in Köln Verl. 20, 80.
 Schöhl in Paris Verl. 11, 87.
 Schwan und Götz in Mannheim Verl. 13, 103.
 Steuttinsche Buchhandlung in Ulm Verl. 11, 85.
 Stiller in Rostock Verl. 12, 95.
 Tasché und Müller in Gießen Verl. 13, 97.
 Verlagsbuchhandlung, neue, in Köln Verl. 12, 91.
 Waldeck in Münster Verl. 15, 115.
 Walther'sche Hofbuchhandlung in Dresden Verl. 15, 103.
 Wittkind in Bielefeld Verl. 26, 121.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Adler in Schleswig 26, 129.
 Bertholdt in Erlangen 26, 125.
 Boie in Berlin 26, 121.
 Bonitz in Langensalza 26, 122.
 Florke in Göttingen 26, 121.
 Götting in Jena 26, 121.
 Hartleben in Coburg 26, 122.
 Hegel in Bamberg 26, 122.
 v. Hörmann in Ulm 26, 122.
 Kayser in Heidelberg 24, 108.
 Kiefer in Northeim 26, 122.
 Lauster in Heidelberg 24, 107.
 Litke in Brandenburg 26, 121.
 Luden in Jena 26, 121.
 Metzler in Ulm 26, 122.
 Mitska in Heidelberg 24, 108.
 Pazzi in Heidelberg 24, 108.
 Petiscus in Berlin 26, 122.
 v. Roth in Ulm 26, 122.
 v. Seutter in Ulm 26, 122.
 Siedmogrodzki in Berlin 26, 122.
 Stasie in Warschau 22, 90.
 Sturm in Jena 26, 121.
 Stutzmann in Erlangen 26, 122.
 Voigt d. J. in Jena 26, 121.
 Wendel in Nürnberg 26, 123.
 Wunderlich in Göttingen 26, 121.
 Zimmermann in Heidelberg 24, 108.

Nekrolog.

Kortum in Warschau 26, 124.
 v. Sternberg in Brzezina 26, 123.

Gelernte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Preisfrage des Monnikhoffschen Legats 22, 89.
 Erlangen, neue cameralistische Societät 14, 122.
 Warschau, Präfeswahl der königl. Gesellschaft der Wissenschaften, und Sapieha's Geschenk an dieselbe 12, 90.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Darmstadt, Schulprüfung im Gymnasium 14, 106.
 Dessau, Jubelfest der 50jährigen Regierung des Herzogs in der Hauptschule 14, 106.
 Hamburg, Schulprüfung im Johanneum 14, 105.

Heidelberg, Vereinigung des reformirten und katholischen Gymnasiums	14, 107.	Antikritik gegen die Rec. von v. Hoven's Grund- sätzen der Heilkunde, nebst Antwort des Rezensenten	16, 126.
Hufum, Redeactus	14, 106.	v. Altmann an Hn. Hofr. Voss in Heidelberg	15, 103.
Lübeck, Schulprüfungen und Redeactus in der Catharinenkirche	14, 106.	Briefe von Mayer Sohn in Aarau	9, 72, 11, 88.
Mannheim, Jahresprüfung im neu errichteten Lyceum	14, 107.	v. Deyn's Aufforderung	12, 96.
Naumburg, Eröffnung des erneuerten Schulge- bäudes der Stadtschule	14, 105.	Grasmüller in Jena hat eine neue Methode, Phaszen abzuzeichnen, erfunden	12, 90.
Pisa, Eröffnung der Vorlesungen auf der kais. l. Universität	14, 105.	Rom, Kunstnachrichten daher	9, 65.
Sonderburg, Schulprüfung	14, 106.	Schneider Bitte um Unterstützung bey einer neuen Ausgabe von Theophrastus physischen Schriften	15, 118.
Vermischte Anzeigen und Nachrichten.		Verlags- und Sortiments-Buchhandlung, nebst einer Lesebibliothek, wird zum Verkauf aus- gegeben	15, 120.
Akademische Buchhandlung in Jena Anzeige für Juristen	12, 96.		

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1. M Ä R Z , 1 8 0 9 .

T H E O L O G I E .

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Bemerkungen über den ersten paulinischen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritische Sendschreiben von Hn. Prof. Schleiermacher, von Heinr. Plank, Dr. der Philosoph. und Repetent zu Göttingen.* 1808. 256 S. gr. 8. (20 Gr.)

Nachdem wir in dieser A. L. Z. (1807. No. 255 f.) den Muth gehabt, der *Schleiermacherschen* Verwerfung des 1 Briefs Pauli an Timotheus unseren Beyfall, wiewohl keinesweges unbedingt, zuzufügen: so haben sich nachher, unseres Wissens, lauter missfällige Stimmen darüber erhoben, und zwar, was bey verneinenden Urtheilen am wenigsten der Fall seyn darf, meistens ohne Gründe, aus blosser kritischer Autorität; wenigstens ist uns vom Lesen dieser Beurtheilungen kein einziger tüchtiger Grund gegen die Argumentation, des Sendschreibens übrig geblieben. Um so erfreulicher ist die Erscheinung eines wirklichen *Widerlegungsversuches* gegen den Vf. des Sendschreibens, so fleissig, gründlich und umfassend, und mit so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit geschrieben, daß, wenn dieser nicht sieget, es schwerlich ein anderer vermöchte. Die Bescheidenheit des Vfs. hat zwar einen Titel gewählt, der an eine Widerlegung kaum denken läßt; doch da es einmal in unseren Tagen nicht ungewöhnlich ist, daß die Titel mit dem Inhalte nicht übereinstimmen: so wollen wir lieber, daß sie zu wenig versprechen, als zu viel. „Die von *Schleiermacher* aufgestellte Hypothese von der Nichtursprünglichkeit des ersten der Briefe an den Timotheus zu prüfen, und von allen Seiten, auch den hier mit Stillschweigen übergangenen, näher zu beleuchten“; ist, nach des Vfs. eigener Aussage, der Zweck seiner Untersuchung. Er folgt dabey ganz dem Gange des Sendschreibens, welches in vier Beweisen alle Gründe gegen die Achtheit des bestrittenen Briefes vereinigt; an diese schließt dann der Widerleger seine Gegenbemerkungen an.

1. Was den ersten Beweis betrifft, das Verzeichniß der in Paulus Briefen sonst nicht vorkommenden, und als unpaulinisch verdächtig gemachten Wörter und Redensarten: so macht Hr. P. zuerst im Allgemeinen den Einwurf, daß gegen einen Schriftsteller, wie Paulus, der verschiedene Gebrauch von seltenen Wörtern und Redensarten nicht beweisen könne, indem man bey ihm, als einem rhetorisch

Ungeübten, keine vollständige Kenntniß des griechischen Sprachvorrathes, und keine daraus hergeleitete Consequenz des Sprachgebrauches voraussetzen könne, und indem die Art seiner Schriftstellerey, die briefliche, es mit sich gebracht habe, daß er beständig mit einer populären Umgangssprache (?) auskomme, und sich daher nicht eine eigene, von dieser verschiedene Bücher Sprache, einen eigenen Wörternvorrath und einen festen Styl bilden konnte, zumal da er sich dem Sprachgebrauch seiner jedesmaligen Umgebungen und dem zufälligen Einflüsse von Umgang, Reisen und anderen Umständen überlassen haben möge. Dieser Einwurf kann aber doch nur in Verbindung mit anderen speciellen Gegengründen etwas ausrichten, und muß eine gewisse Einschränkung leiden, da man sonst bey Paulus und den übrigen neutestamentlichen Schriftstellern ganz auf die Bestimmung eines Sprachgebrauches Verzicht leisten müßte, was der Vf. selbst nicht will. Wir gehen daher zur Prüfung der einzelnen Gegenbemerkungen über die Sprache über, von denen wir natürlich nur einige ausheben können.

Das von *Schleiermacher* verdächtig gemachte Wort *ἐτεροδιδασκαλεῖν* Cap. 1, 3, vertheidigt der Vf. so: Paulus habe recht gut, nach der Analogie von *καλοδιδασκαλος* und *ἐτερόγλωσσος* ein *ἐτεροδιδάσκαλος*, und von diesem, nach der Analogie von *ἐτεροζυγεῖν* u. s. jenes *ἐτεροδιδασκαλεῖν* bilden können, wenn es auch schlecht griechisch und ungewöhnlich nach dem uns bekannten Sprachschatz sey; an solchen sonst nicht üblichen Wörtern fehle es nicht. Die Bemerkung des Sendschreibens, daß, wenn das Wort paulinisch wäre, es nach der Analogie von *ἐτεροζυγεῖν* auf das unähnlich anderen neben ihn bestellten Lehrern Lehren zu beziehen seyn würde, entkräftet die scharfsinnige Gegenbemerkung, daß der Begriff einer solchen Verbindung und eines solchen Zusammenseyns mit anderen nicht in dem *ἐτερος*, sondern im *ζυγεῖν* zu suchen sey. Daß *ἐτεροδιδασκαλεῖν* sonst nicht vorkomme, sucht der Vf. dadurch zu erklären, daß es Paulus wahrscheinlich für ein augenblickliches Bedürfnis erfunden, und entweder früher nicht darauf gekommen, oder später es wieder vergessen habe; daß es aber in unserem Briefe wieder gebraucht sey, findet er unverdächtig, da, wie er mit mehreren Beyspielen belegt, auch sonst in paulinischen Briefen *ἀπαξ λεγόμενα* so wiederholt werden. Den hierarchischen Beyschmack des Wortes leugnet er; die Waffe aber, deren er sich gegen das Sendschreiben bedie-

E e e

net, daß ja nach dessen eigener Annahme der Brief im ersten Jahrhundert geschrieben sey, wo die Hierarchie sich noch nicht so zu entwickeln angefangen, daß einzelne Ausdrücke sogar einen hierarchischen Sinn ausschließlichs erhalten hätten, ist unkritisch, da ja das Sendschreiben nichts Positives behaupten will über die Entstehungsart des Briefes. — Weniger glücklich scheint unser Widerleger in der Vertheidigung des *ῥέμενος εἰς διακονίαν* V. 12 statt des gewöhnlichen *ῥέμενος διάκονον* zu seyn. Die Beweise für die Analogie dieses Ausdrucks aus dem hellenistischen Sprachgebrauch nach dem hebräischen *שָׂדֵךְ* schienen Rec. nicht passend; es hätte dann wenigstens heißen müssen: *ῥέμενος εἰς διάκονον*; der Ausdruck *τιθέναι εἰς ὄργην* I Theff. 5, 9 ist offenbar ungewöhnlich, und die gewöhnliche Construction hätte sich hier nicht geschickt; nun ist aber die Frage, ob Paulus statt einer gewöhnlichen, ja geläufigen Construction in demselben Falle eine ungewöhnliche gewählt haben würde. Wir glauben, daß es nicht wahrscheinlich sey. — Andere getadelte Ausdrücke vertheidiget der Vf. mit vieler exegetischer Gewandtheit, z. B. *παιδεύειν* V. 20, *ἐντευξίς* Cap. 2, 1, *καλὸν ἔργον* Cap. 3, 1, wo die Erklärung des Sendschreibens durch *res bona* verworfen wird, ob aber ganz mit Recht, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. — Sehr gezwungen scheint uns die Vertheidigung der Ausdrücke *βαθμὸν* und *παρόρησιν περιποιεῖσθαι*. *Βαθμὸς* soll nicht, wie das Sendschreiben richtig erklärt, auf hierarchische oder messianische Ehre bezogen, sondern nur von der Ehre und Achtung bey der Gemeine verstanden werden: allein bekanntlich ist *β.* ein militärisches Wort, und läßt sich nicht ohne Beziehung auf eine Rangordnung denken. *Παρόρησις* soll das Zutrauen der Gemeine gegen ihre Diakonen seyn; wir leugnen zwar nicht, daß *π.* Zutrauen bedeuten könne, und auch hier vielleicht bedeute, aber unumgänglich nothwendig muß es auf das Subject (die Diakonen) bezogen werden, und dann ist es immer sonderbar, so wie auch das vorhergehende. — Gleich darauf wird der Gebrauch des Zeitworts *περιποιεῖσθαι* recht gut vindiciret. — Aber das *καίρος* Cap. 4, 1 in der Bedeutung für *χρόνος* zu retten, kostet dem Vf. viel; entweder seine Wahrheitsliebe oder seinen klaren Blick opfert er auf für einige Beyspiele, welche beweisen sollen, daß Paulus auch sonst jenes Wort unrichtig von bloßer Zeit brauche. Diese sind I Cor. 7, 5 *πρὸς καιρὸν*, das er mechanisch für bloß gleichbedeutend mit *πρὸς ὥραν* nimmt; da hier doch offenbar von einer qualitativ bestimmten Zeit die Rede ist; ferner I Theff. 2, 17 derselbe Ausdruck, wo noch dazu *ὥρας* dabey steht, und die richtige Bedeutung von *καιρὸς* nothwendig macht; endlich 2 Cor. 6, 2, wo das Beywort *δέκτος* die Bedeutung von *κ.* aufhebe, was wir nicht einsehen. — Die *καλὴ ὁμολογία* Cap. 6, 12, welche Schleiermacher auf ein Tauf- oder Verfolgungs-Bekenntniß bezieht; vertheidiget der Vf. durch die Erklärung vom kirchlichen Lehrgeschäft; allein wir sehen nicht, wie die folgende *ὁμολογία Χριστοῦ* die-

se Erklärung rechtfertige, welche ja offenbar ein solches Bekenntniß in Verfolgung ist. Die Erwähnung dieses Bekenntnisses Christi vor Pilatus ist übrigens verdächtig, Hr. P. mag sagen, was er will.

Auf diese Gegenbemerkungen läßt nun der Vf. den Beweis folgen, den auch Rec. schon angedeutet hatte, daß die übrigen paulinischen Briefe, bey ähnlicher Behandlung, theils mehr, theils weniger dieselbe Ausbeute von Sprachverschiedenheit gewähren würden. Was wir allein am Brief an Titus und nur unvollständig zeigten, zeigt der Vf. an demselben Briefe und am 2 Tim. mit großer Vollständigkeit. Die Anzahl solcher verschiedener Wörter im 2 Br. an Timotheus beträgt 63, da das Sendschreiben im 1 Br. nur 81 wirkliche *ἀπαξ λεγόμενα* angemerkt hat, und nach Verhältniß des Umfangs beider Briefe ist demnach das Übergewicht auf Seiten des zweyten. Der Br. an Titus, als um die volle Hälfte kleiner, zählt doch mehr als die Hälfte, nämlich 44, solcher *ἀπαξ λεγόμενα*, worauf der Vf. um so mehr Gewicht legt, da dieser Brief nach seiner Annahme zu Einer Zeit mit dem 1 Br. an Timoth. geschrieben worden seyn soll.

II. Diese Hypothese wird nun gleich vorn an dem Schleiermacher'schen Beweise aus der Verwandtschaft des 1 Br. an Timoth. mit dem Br. an Titus entgegengesetzt, um dieß so auffallende und von Schk. so trefflich für seine Sache benutzte Phänomen auf einem anderen Wege zu erklären. Zuvörderst wird im Allgemeinen gezeigt, wie die innere Verwandtschaft und zugleich Verschiedenheit beider Briefe für diese Hypothese stimme; dann wird auch im Einzelnen, zur Hebung der Schleiermacher'schen Anklage der Compilation des bestrittenen Briefes aus dem an Titus, die Anwendung davon gemacht, wobey sie herrliche Dienste thut, indem nur noch die Beschuldigungen des Sendschreibens, daß die compilirten Wörter meistens schlecht gebraucht seyen, zu widerlegen übrig bleiben. Allein den Beweis für diese Hypothese, den Beweis der Wahrscheinlichkeit, daß Paulus zu Einer Zeit diese beiden Briefe geschrieben, ist uns Hr. P. schuldig geblieben. Wir haben Noth, eine Zeit für den 1 Br. an Timoth. zu finden, und nun sollen wir in dieselbe Zeit noch einen anderen Brief setzen? Was man als wahrscheinlich zugeben kann, ist, daß Paulus den Br. an Tit. während seines zweyten Aufenthalts zu Ephesus geschrieben haben möge; der unfrige soll nach seiner Abreise geschrieben seyn: also muß immer eine ziemliche Zeit zwischen beiden Briefen gedacht werden, die vielleicht doch für die zu erklärende Verwandtschaft zu lang ist. — Was das Einzelne anlangt, so ist gleich der verwandte Anfang beider Briefe recht gut vertheidiget durch die Vergleichung des Anfangs des Br. an die Epheser und des Br. an die Koloss., und das angegriffene *θεὸς σωτὴρ* aus der Stelle Tit. 2, 10. So ist auch das *προσέχειν μύθους κ. τ. λ.* vom Verdacht befreit u. dgl. m. Aber die Reminiscenz Cap. 2, 7 aus 2 Timoth. 1, 11 und Röm. 9, 1 zu vertheidigen will nicht gelingen; die angeführten Beyspiele abn-

licher Wiederholungen in den paulinischen Briefen schreiben uns nicht genügend zu seyn. Überhaupt wird es dem Vf. nicht so leicht, die Verwandtschaft unseres Briefes mit dem 2 an Timoth. zu erklären, da ihn hier nicht jene Hypothese unterstützt. Besonders kostet es ihm Mühe, das Vorkommen der beiden Hymenaios und Alexandros in unserem Briefe 1, 20 vom Verdacht der Compilation aus 2 Tim. 2, 17 und 4, 14 zu befreien. Da das Sendschreiben für sich anführt, daß keine Annahme, weder die der Verschiedenheit, noch die der Identität beider Personen, ohne Schwierigkeit sey: so sucht der Vf. die letztere zu vertheidigen. Was den Hymenaios betrifft, so findet es *Schl.* ganz unbegreiflich, wie derselbe H., den Paulus schon früher in unserem Briefe dem Satan übergeben hatte, mehrere Jahre später noch ein Gegenstand der Warnung seyn könnte, und offenbar als Christ beschrieben werde, den P. jedoch nicht aus der Kirche zu verbannen wage, sondern ihn dem Urtheil Gottes überlasse, was der Sinn der Stelle 2 Tim. 2, 19 — 21 seyn müsse. Um nun diesen gewiß sehr treffenden Einwurf zu beseitigen, nimmt der Vf. an, H. habe vielleicht auch nach seiner Verbannung (wenn anders von solcher hier die Rede sey) fortgefahren zu Ephesus zu lehren, habe vielleicht sogar eine kleine Schule um sich versammelt, so daß also eine solche Warnung nicht zu spät komme und unpassend sey. (Allein in diesem Falle würde die Warnung nachdrücklicher ausgefallen seyn, und sie wäre wohl nicht ohne einen Ausbruch des paulinischen Feuereifers geblieben.) Daß aber Paulus von ihm als von einem Christen spreche (V. 20), vertrage sich recht gut mit seiner Excommunication, nach der es ihm nicht habe verwehrt werden können, den Namen Christ noch beizubehalten. (Aber es ist ja nicht vom *Namen* Christ die Rede, sondern vom *Christ seyn*: Christ im realen Sinne hörte aber der Excommunicirte gewiß auf zu seyn; und die Hoffnung der Wiederaufnahme, welche der Vf. auch für seine Sache zu benutzen sucht, mußte nach mehreren Jahren aufgegeben seyn, wenn der Irrlehrer so hartnäckig bey seinem Irrthum verharrete. Noch weniger genügt uns das über Alex. Gesagte. Der Vf. nimmt ohne Weiteres an, daß dieser A. zu Ephesus sey, also auch, daß P. an Timotheus *nach Ephesus* schreibe, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, wie wenig das seiner Erwähnung Vorhergehende und Nachfolgende zu dieser Annahme stimmt.

III. Den dritten Zweifelsgrund des Sendschreibens aus der Schwierigkeit, eine historische Situation für unseren Brief zu finden, und, wenn man mit genauer Noth eine ausgemittelt, damit Inhalt und Anlage des Briefes zu vereinigen, welcher nicht für den kurzen Aufenthalt des Timotheus zu Ephesus, der nach jener bekannten Annahme herauskommt, sondern für einen längeren und dauernden gemacht zu seyn scheint: diesen unseres Bedünkens wichtigsten Zweifel sucht der unverdroffene Anwalt unseres Briefes durch mehrere Combinationen und Limita-

tionen zu heben, als: die Reise Paulus durch Macedonien (Act. 20, 2) habe vielleicht länger gedauert, als man gewöhnlich annehme, vielleicht sey ein halbes Jahr oder länger verstrichen, ehe P. und Timotheus wieder zusammen gekommen, (womit aber doch, wie er selbst gesteht, nicht viel gewonnen sey); — Timotheus Aufenthalt zu Ephesus könne zuerst auf längere Zeit hinausgesetzt gewesen seyn, und uns unbekannte Ursachen (vermuthlich die Gegenwirkungen der Irrlehrer) hätten ihn vielleicht nach Empfang des Briefes bewogen, Ephesus zu verlassen; — was die Veranlassung des Briefes anlange, so habe das Sendschreiben darin Recht, daß P. bey seiner Abreise, nicht Flucht, aus Ephesus alles in guter Ordnung zurückgelassen und die nöthigen Einrichtungen vollendet haben könne und werde; allein die Absicht des Briefes sey auch nur so zu fassen, daß Timotheus die alte Ordnung der Dinge erhalten, nicht erst eine neue einführen solle. — Gleich aber nimmt der Vf. wieder als mit veranlassende Ursache des Briefes an, daß P. nicht Zeit und Muße genug gehabt haben möge, mit dem, erst kurze Zeit, vielleicht erst einige Tage vor der Abreise des Apostels zurückgekommenen, Timotheus ruhige Verabredung zu nehmen. — Den wichtigsten Antheil an der Veranlassung unseres Briefes sollen die Irrlehrer zu Ephesus haben; doch da gegen eben diesen Umstand das Sendschreiben nicht unbedeutende Zweifel erhebt, und diese mit früheren Einräumungen in Widerspruch kommen könnte: so sollen diese Irrlehrer, welche P. in Ephesus zurückließe, gar nicht sehr gefährlich gewesen seyn; Paulus habe sie bey seinem Aufenthalte daselbst unterdrückt gehabt, und Timotheus sey nicht ihrentwegen zurückgelassen worden (obgleich der Brief 1, 3 es selbst ausagt), sondern der Apostel habe vielleicht erst nach seiner Abreise besorgt, daß sie bey seiner Abwesenheit wieder auftreten möchten, zumal durch die Jugend des Timotheus muthig gemacht. — Wir überlassen es den unbefangenen Lesern, hierüber zu urtheilen; für uns selbst ist diese Vertheidigung nicht überzeugend gewesen. Überhaupt findet Rec. die ganze Annahme zu gewagt, daß Timotheus nach Ephesus zurückgekommen seyn soll, da wir ihn vor P's. Abreise von da, und *nach* derselben in Macedonien und Griechenland wissen.

IV. Es war nunmehr die scharfsinnige Beweisführung des *Schleiermacherschen* Sendschreibens aus der ganzen charakter- und stimmunglosen Anlage und Natur des Briefes zu widerlegen. *Schl.* nämlich findet den Brief darum verdächtig, weil er weder den abhandelnden noch den brieflichen Charakter an sich trage. Unser Vertheidiger hält den Brief allerdings für einen Lehr- oder Geschäfts-Brief, behauptet aber auch zu gleicher Zeit, daß er nicht leer sey von dem, was ein vertrautes Verhältniß zwischen dem Briefsteller und Empfänger voraussetze: „Sollte nicht schon die Veranlassung und der Zweck, weswegen er von P. aufgesetzt wurde, Beweis genug seyn für die Zärtlichkeit und Fürsorge, mit der der

Apostel auf das Wohlfeyn seines Freundes und den ungehörten Fortgang von dessen Bemühungen bedacht war?“ (Es ist aber nur von dem, was im Briefe ausgedrückt ist, vom Tone desselben die Rede, nicht von dem, was hypothetisch in Paulus Seele vorging.) „Möchte jemand wohl in den andringenden Worten, womit P. seinen Timotheus auffodert, den edlen Glaubenskampfstandhaft auszukämpfen, sich von jedem Laster rein, für jede Tugend heilig zu halten — in diesen Worten den Freund und Lehrer erkennen, dem das Bewährt erfunden werden seines Freundes und Zöglings an dem Tage der glorreichen Erscheinung des Welterlösers nichts weniger als gleichgültig war? Sollte auch die dem Inhalt nach zwar bloß diätetische Gesundheitsregel, deren Ausdruck aber nichts desto weniger die zärtlichste, um alles sich bekümmernde Fürsorge auspricht — sollte auch diese nur von einem solchen kommen, der dem Timotheus nicht weiter bekannt, von ihm nur gelegentlich erfucht worden wäre, ihm einmal einen Brief zu schreiben?“ (Dieser Umstand spricht eher gegen einen Unterschleier als für den vertraulichen Ton des Briefes überhaupt.) „Ja sollte endlich die ganze Haltung unseres Briefes, der zuversichtliche Ton, der in demselben herrschet, und gar keine Zurückweisung seiner gutgemeinten Rathschläge befürchtet, dieß plötzliche Abspringen und Hinüberleiten von einer Vorschrift zur anderen, von einer Ermahnung zu einer zweyten; sollte dieses alles nicht die sichere Erwartung von Seiten des Schreibers voraussetzen, daß dem Empfänger auch diese bloßen kurzen Hindeutungen verständlich und am wenigsten die Freymüthigkeit anstossend seyn würde, mit der er alle Punkte erörtert, und über jeden seine Meinung ohne Zurückhaltung mitgetheilt hatte? Und läßt sich dieses alles ohne Voraussetzung einer bestehenden freundschaftlichen Verbindung, wo der eine des anderen völlig gewiß ist, denken?“ (Dieses sey eine Probe der apologetischen, etwas mühsamen Manier des Vfs., und zugleich seines, wenigstens für wissenschaftliche Gegenstände etwas weitschweifigen Styles.)

Hierauf folgt nun der Vf. der Schleiermacherschen Analyse unseres Briefes, welche zum Zweck hat, den Vorwurf zu begründen, daß die Behandlungsart der Gegenstände in demselben des paulinischen Charakters unwürdig sey. Hier zeigt er sehr viel exegetisches Talent und Gewandtheit; daß er manches nicht einsehen kann, was das Sendschreiben gewiß mit Grund behauptet, muß man seiner apologetischen Tendenz zu Gute halten. Ganz verunglückt scheint Rec. der Versuch, die Stelle 1, 8—10, wo sich der Briefschreiber über die Gültigkeit und den Werth des Gesetzes erklärt, mit der paulinischen Lehre vom Gesetz und besonders mit der Stelle Gal.

5, 18 ff. in Harmonie zu setzen. Der Fehler scheint uns darin zu liegen, daß der Vf. die ἀνόμους u. s. w. zum Theil von den vor dem Gesetz Lebenden versteht, da doch von der vorchristlichen gesetzlichen Periode hier gar nicht die Rede ist, so wie sonst; ist aber an die nach dem Messias in der christlichen Periode Lebenden zu denken, so erhält man einen Widerspruch mit Paulus Lehre, nach welcher das Gesetz überhaupt abrogirt ist. — Die sehr umständliche Vertheidigung der Stelle 1, 12. 13, wo Paulus an sein Betragen vor seiner Bekehrung erinnert, hat uns ebenfalls nicht genügen wollen; daß dieser Brief an seinen Freund Timotheus gerichtet ist, ist ein Umstand, der, ungeachtet der richtigen Wahrnehmung des Vfs., daß P. dergleichen Bemerkungen absichtlich und unwillkürlich anbringe, immer anstößig bleibt. — Über den Anfang des 2 Cap. ist der Vertheidiger zwar glücklich genug, aber das *μεσότης* V. 5 macht ihm, nach seinem eigenen Geständnisse, viel Mühe. — Den Einwurf des Sendschreibens, daß der Briefschreiber den V. 8 von neuem aufgenommenen Gegenstand schon V. 9 wieder fallen lasse, hebt er so, daß er V. 8 als eine Wiederaufnahme der Materie nicht zum Fortsetzen, sondern zum Beschließen ansieht, und mit V. 9 eine ganz neue Gedankenreihe anheben läßt, für uns nicht überzeugend. — Gegen die vom Sendschreiben angenommene Compilation der Stelle 3, 1—7 aus Tit. 1, 5—9 werden Gründe vorgebracht, die nicht alle tüchtig sind, als: ein Compiler würde kein Bedenken getragen haben, die ganze Stelle, so wie er sie bey Titus fand, wörtlich abzu copiren; eben so wenig stimme für einen Compiler die Verschiedenheit in der Anordnung der Materien u. s. w. Consequenz bey einem Compiler vorauszusetzen, ist ganz am unrechten Orte. — Die Erklärung des *τάχιον* V. 14 durch *eher* (als ich anfangs wollte), womit der Vf. einem Schleiermacherschen Einwurfe begegnet, verträgt sich nicht mit dem *βραδύνω* V. 15, welches als der natürliche Gegensatz das *τ.* zum *bald*, *nächstens* macht, wie jeder Unbefangene fühlen muß. — Die Rettung des Zusammenhanges zwischen der Stelle *στούλος καὶ ἐδραῖωμα* V. 15 und dem Vorigen ist, wenn sie auch nicht gelungen seyn sollte, doch nicht ohne Scharfsinn. — Sehr umständlich und gründlich vertheidigt der Vf. die gewöhnliche Erklärung des *καταλέγεσθαι* Cap. 5, 9 vom Verzeichnisse der armen zu unterstützenden Wittwen; doch scheinen Rec. einige Schwierigkeiten noch nicht ganz gehoben. — Um den Unzusammenhang in Cap. 6 zu entschuldigen, nimmt der Vf. an, daß unser Brief auf der Reise unter mancherley Unterbrechungen in verschiedenen Absätzen, und eben daher auch in verschiedenen Stimmungen geschrieben sey.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Göttingen, b. Dieterich: Religionsvorträge im Geiste Jesu für alle Sonn- und Fest-Tage des Jahres, zur Erbauung gebildeter Familien u. zur Vorbereitung angehender Kanzelredner aus allen christlichen Parteyen, von Dr. Christoph Friedrich Am-

mon, Consistorialrath, erstem Prof. der Theologie, Superintendenten und Stadtpfarrer zu Christian - Erlangen. 3ter und letzter Band. 1809. VIII u. 572 S. 8. (2 Rthlr.) S. Recent. des 1sten Bdes. 1804. No. 179.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 M Ä R Z , 1 8 0 9 .

T H E O L O G I E .

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Bemerkungen über den ersten paulinischen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritische Sendschreiben von Hr. Prof. Schleiermacher*, von H. Plank u. f. w.

(Befchluß der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nachdem nun diese Gegenanalyse vollendet ist, erhebt der Vf. eine sehr weitläufige Anklage gegen das Sendschreiben, daß es zu den negativen Beweisen so gar wenig Positives hinzugefügt habe, daß es nicht angegeben, von welchem Zwecke der Falsarius ausgegangen, nichts bestimmt über seine Person, sein Zeitalter, den Ort, wo er lebte, die Art, wie es ihm möglich geworden, sein Machwerk als paulinisches zu verbreiten. Dieses Positive hinzuzufügen, sey eine unerläßliche Forderung der höheren Kritik; nur durch dasselbe hätte die übrige Beweisführung Haltung und Gewicht bekommen können. Gerade diese Enthaltung vom Positiven haben wir an dem Sendschreiben gerühmt, und rühmen es noch; durch diese von Hr. P. so sehr vermifste Positivität der Untersuchung ist die Einleitung ins A. und N. T., besonders die erste, der Sammelplatz von Hypothesen und Vermuthungen geworden. Freylich wenn sich in unserem Briefe eine handgreifliche falsarische Absicht (die noch dazu unchristlich oder unpaulinisch wäre) entdecken ließe: so würde die Bezweiflung desselben leichter seyn, und Schleiermacher hätte weniger Mühe gehabt; aber sollte nicht auch eine Unterschiebung ohne eine solche denkbar seyn? Der Vf. zeigt, daß die im Sendschreiben angegebenen Zwecke der Unterschiebung aus exegetischen Gründen nicht angenommen werden können, indeß könnte man die Vorschriften über den Wittwenstand noch immer als Zweck gelten lassen. Allein wenn auch jener wegfallen müßte: so würde damit dem Beweise des Sendschreibens wenig oder gar nichts geschadet seyn, indem die Kritik nach unserer Einsicht lediglich nur negativ seyn darf. Die Schwierigkeit, daß nach der Hypothese des Sendschreibens der Falsarius zu künstlich erscheine, besonders in Nachahmung des paulinischen Stils, die sich auch Rec. aufgedrungen hatte, hebt der Vf. gut heraus (S. 247). Trefflich ist der Umstand benutzt, daß Paulus nicht nach Ephesus zurückgekommen sey, wie 3, 14 und 4, 13 unseres Briefes versprochen wird: ein Compiler werde schwerlich dergleichen geschrieben haben. Die Fiction des diätetischen A. L. Z. 1809. Erster Band.

ichen Rathes 5, 23 ist allerdings für einen Compiler zu künstlich. Der Vf. schließt mit dem Beweise, daß es nicht historisch wahrscheinlich sey, daß der Falsarius sein Machwerk als paulinisches geltend gemacht haben könne. Hierüber können wir nichts sagen, als daß der Vf. ganz andere und viel günstigere Begriffe über die Art der Verbreitung der neutestamentlichen Schriften haben muß, als es uns bisher gelungen, darüber zu erhalten. Weiter uns zu erklären, würde zu weit führen.

Mit Gewißheit können wir dem Vf. den Beyfall des Publicums zusagen. Seine gelehrten scharfsinnigen Bemühungen, unterstützt durch theologisches Interesse und Liebe zum Alten und Positiven, werden ihr Ziel nicht verfehlen. Wer aber die Kraft hat, sich über gewisse Dinge im kritischen Skepticismus zu erhalten, wird, so wenig er der Schleiermacherschen Beweisführung unbedingten Glauben zugeschworen haben wird, nach dieser Widerlegung sie nicht für abgethan halten, und ihre Gründe bey Seite liegen lassen. Die mühsame künstliche Vertheidigung des Vfs. verräth selbst, daß den bestrittenen Brief nicht leicht wegzuräumende Schwierigkeiten drücken.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: Dr. Christoph Friedrich Ammon's, Consistorialr. u. Prof. der Theol. auch ersten Universitätspredigers, *Inbegriff der evangelischen Glaubenslehre*. Nach dem lateinischen zu akademischen Vorlesungen bestimmten Lehrbuche von dem Vf. selbst bearbeitet. 1805. 332 S. u. 2½ Bog. (1 Thlr. 6 Gr.)

Der Titel der deutschen Übersetzung so wenig als des lateinischen Lehrbuches (*Summa Theologiae christianae*) bezeichnen das Charakteristische dieses gehaltvollen Werkes. Doch ist der lateinische Titel noch umfassender, da man sich unter christlicher Glaubenslehre auch die Glaubenslehre der christlichen Kirche denken kann, welche oftmals verschieden ist von der Glaubenslehre des Evangeliums. Richtiger würde der Titel des Buches heißen: „Darstellung der christlichen Glaubenslehren nach den Grundsätzen der heiligen Schrift, der protestantischen Kirche und eines vernünftigen Nachdenkens.“ Der Vf. theilt uns den Plan seines Werkes, vollständig mit in der Vorrede zur lateinischen Ausgabe, welche aber hier ebenfalls in der Übersetzung gedruckt ist. Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über das Verhältniß der reinen Vernunfttheologie zur positiven, und der Nothwendigkeit einer

E f f

weisen Verbindung beider auch in unseren Tagen, fährt er S. XVIII fort: „Ich habe mirs zur Pflicht gemacht, bey jedem einzelnen Lehrsatze zuerst von den Ideen der Bibel auszugehen (doch hat der Vf. Ausnahmen gemacht, und bisweilen zuerst die Lehren der Vernunfttheologie dargestellt), die Beweisstellen chronologisch zu verzeichnen, und zugleich die Resultate zu benutzen, zu welchen uns die biblische Theologie und die gründliche und vorurtheilsfreye Exegese unserer besten Schriftforscher verholfen hat, so kurz auch oftmals der Sinn derselben gefaßt, oder nur angedeutet werden konnte. Unmittelbar auf sie ließ ich die Bestimmung dieser Sätze nach unseren symbolischen Büchern, deren Kenntniß kein gründlicher Lehrer unserer Kirche, wäre es auch nur in historischer Rücksicht, entbehren kann, und zugleich die Ansichten eines Luther, Melancthon, Chemnitz, Calov, Quenstedt, Hollaz und anderer Gotteslehrer folgen, die man sonst durch den Beynamen der *Rechtgläubigen* zu ehren suchte. Zuletzt glaubte ich, mit Rücksicht auf die Verdienste und Belehrungen der hellesten und unbefangenen Theologen der nächstvorigen und jetzigen Zeit, mit einer bescheidenen, und den Bedürfnissen des laufenden Zeitalters entsprechenden Kritik der älteren Vorstellungen eintreten zu dürfen.“ — Man kann schon nach diesen Angaben vermuthen, daß dieses Lehrbuch eine große Menge Ideen umfaßt, welche nur mit wenig Worten dargestellt, bisweilen nur angedeutet seyn können, und daß es folglich denen, die es zum Leitfaden ihrer Vorlesungen wählen, reichlichen Stoff zu ausführlichen Belehrungen darbietet, und sie nirgends in Verlegenheit setzt, was sie mehr, als das Compendium bereits enthält, vortragen sollen. So ist es auch in der That, und für jüngere Theologen, welche dasselbe bey ihren eigenen Studien zum Grunde legen wollen, ist durch eine hinlängliche und ausgewählte Literatur gesorgt, durch welche sie sich weiteren Unterricht verschaffen können. Freylich wird der angehende Theolog, welcher nach diesem Lehrbuche unterrichtet wird, oder sich selbst unterrichtet, schwerlich zu einer umfassenden und fruchtbaren Übersicht der ewigen und unveränderlichen Wahrheiten kommen, durch welche er sich selbst und seine Brüder veredeln und beruhigen soll; er wird zwar die biblischen und kirchlichen Lehrsätze nach den Aussprüchen der gesunden Vernunft, der Erfahrung, dem Masse unserer jetzigen Natur- und Geschichtskenntnisse beurtheilen, aber weniger die Wahrheiten zusammenfassen und nach einem festen Princip ordnen lernen, welche die Vernunfttheologie ausmachen. Noch weniger wird er im Stande seyn, den Geist des Evangelii Jesu aufzufassen, und sich von ihm durchdringen zu lassen. Denn er findet hier zwar die einzelnen Lehren des Evangelii nach ihrer Entstehung und Fortbildung; da es aber, nach des Vfs. Absicht, darauf ankam, bey jeder zu zeigen, wie sich die Kirchenlehre daraus gebildet habe: so mußte nicht nur die dem Evangelio fremde Anordnung und Benennung

der Lehrsätze des kirchlichen Systems befolgt, sondern auch überall von dem, was nach der Kritik der Vernunft als Darstellungsart, als Anbequemung u. s. w. wegfällt, so viel angeführt werden, als von dem, was da bleibt. Das als wesentliche Lehre des Evangeliums Bleibende ist hier nicht zusammengefaßt, und brauchte auch nach dem Zwecke des Lehrbuches nicht zusammengefaßt zu werden; nur daß auch der jüngere Theolog nicht glaube, er sey nach dem Studio dieses Lehrbuches mit dem Geiste der Lehre Jesu vertraut, und brauche nicht durch eigenes Studium des N. T. und anderweitige Anleitung noch vertrauter damit zu werden. Dem Vf. ist kein Vorwurf daraus zu machen, daß man aus diesem Buche keine deutliche, zusammenhängende und belebende Übersicht der Vernunfttheologie und des reinen biblischen Christenthums erhält. Dieser Zweck kann bey dem Plane einer Zusammenstellung der Vernunft-, Bibel- und Kirchen-Lehre nicht erreicht werden; aber dieser Plan hat unleugbar viele andere Vortheile. Er leitet zu einem unbefangenen Forschen, verschafft einen Reichtum von Kenntnissen, lehrt dieselbe Sache von allen Seiten betrachten, und Rec. würde als akademischer Lehrer dem Beyspiele mehrerer folgen, die diese Epitome zum Leitfaden ihrer Vorlesungen bereits gewählt haben.

Eine sehr wesentliche Lücke würde er aber dadurch ausfüllen zu müssen glauben, daß er theils den Begriff der Offenbarung genauer bestimmte, und ihn mit dem verbande, was Hr. A. in der Einleitung ganz übereinstimmend mit des Rec. Meinung über positive Theologie gesagt hat, theils die Gründe aufstellte, warum manches, das sich als Bibellehre erweist, doch in Wegfall verschrieben werden könne. Rec. kann es durchaus nicht billigen, daß aus den Prolegomenen das Capitel *de scriptura sacra* weggeblieben ist. Hier hätte kürzlich auf die große Verschiedenheit der Vorstellungsarten und Darstellungsarten in der Bibel und auf die Ursachen dieser Verschiedenheit hingewiesen, hier hätten die Grundsätze aufgeführt werden sollen, wonach das Allgemeingültige und Ewigbleibende der Bibellehren von dem Temporellen und Localen zu trennen sey; hier wäre mit Wenigem zu berühren gewesen, in wie fern eine biblische Theologie möglich und in wie fern sie nicht möglich sey, und welche Aufeinanderfolge der biblischen Bücher man annehme. Hr. A. versichert, um bey diesem letzten Punkte stehen zu bleiben, er habe bey Entwicklung der biblischen Lehren die Stellen der Bibel chronologisch geordnet. Aber welche Chronologie ist denn befolgt? Geht man die Entwicklung der einzelnen Lehren durch: so findet man z. B. das Buch Hiob an sehr verschiedenen Stellen, die Psalmen als ein Ganzes, das einer Zeit angehört u. dgl. Die Apokryphen stehen jedesmal hinter den kanonischen Büchern, ungeachtet es der Vf. wohl selbst kaum leugnen wird, daß das erste Buch der Maccabäer und wahrscheinlich ein großer Theil des Siraciden älter ist, als der größte Theil des Daniel. Rec. kann hiebey eben so wenig ins Detail gehen, als er an Bey-

spielen zeigen will, wie wenig oftmals von Bibellehre, sondern von der Lehre einzelner biblischer Bücher die Rede seyn sollte. So wie man die Lehre *de scriptura sacra* ungern vermisst: so sollte auch die Lehre vom Gebet und von Beichte und Absolution nicht übergangen seyn. Nicht ein Wink ist gegeben, warum Hr. A. diese Lehren ausschließt.

Bey dem unverkennbaren Werthe des Ganzen wird es nicht fehlen, daß das Buch eine neue Auflage erhält. Rec. zeigt daher noch einiges an, was er bey derselben verbessert zu sehen wünscht. In die Behandlung der einzelnen Lehren ist mehr Gleichheit zu bringen. Die Lehre von der göttlichen Regierung ist mit einer unverhältnißmäßigen Weitläufigkeit und beynahe in asketischem Tone vorgetragen, und der Vortrag hat auch gerade die Ungründlichkeit, welche man so oft an asketischen Schriften tadelt. Als Bestandtheile des teleologischen Beweises für die göttliche Regierung sind angeführt, und in einzelnen §§. ausgeführt: 1) die weise Einrichtung der Welt zur Glückseligkeit überhaupt; besonders in *Rücksicht der Metalle, Pflanzen und Thiere*; und noch mehr in *Rücksicht der Menschen*; 2) die treffliche Einrichtung der Welt zur sittlichen Bildung des Menschengeschlechts. Beweis von der Vorsehung aus der Freyheit des Menschen; Spuren der Vorsehung in der politischen, moralischen und religiösen Erziehung der Menschen; *Spuren der Vorsehung in dem Leben ausgezeichneter Menschen*; (eine wahre teleologische Tirade, welche sich Recensent in dieser Unbestimmtheit nicht auf der Kanzel erlauben würde. So darf in einem wissenschaftlichen Werke eine Theodicee nicht mehr versucht werden.) 3) Die moralische Ordnung der Dinge, worin wir leben. Nun kommen die Einwürfe und dann deren Widerlegung. — Gegen diese so ausführlich behandelte Lehre sichts es sehr ab, die Lehre von der *Erhaltung* ganz übergangen zu sehen, weil der Begriff *Erhaltung* in dem Begriff der Schöpfung enthalten sey. Wenn dieses auch seine volle Richtigkeit hätte: so ist doch die Lehre *de conservations* in dem kirchlichen System nicht nur besonders ausgeführt, sondern auch die biblischen Schriftsteller reden sehr

häufig davon, daß durch Gott die geschaffenen Dinge fort dauern. — Ungleich ist sich Hr. A. auch darin, daß er bisweilen die Ordnung alter Lehrbücher befolgt, bisweilen sie verläßt, und Beides ohne gültigen Grund. Zwischen den Lehren von der Schöpfung und Vorsehung steht sehr unbequem die Lehre von dem Ursprung und der Fortpflanzung der Sünde. In dem Abschnitt: von der Art und Weise, wie wir durch Christum selig werden sollen, läßt Hr. A. die Lehren in dieser Ordnung auf einander folgen: Von der Berufung und Vorherbestimmung; vom Glauben; von der Versöhnung; von der sittlichen Ausbildung des verführten Menschen. In anderen Lehrbüchern gehen die Lehren *de redemptione et reconciliatione* und *de fide* den Lehren *de vocatione* und *praedestinatione* voran, und das aus dem sehr richtigen Grunde, weil sich die Lehre von der Vorherbestimmung auf die Lehre von dem zur Versöhnung wirksamen Tode Jesu und von dem Glauben an ihn beziehen. — Sonderbar ist es, daß Hr. A. bey der historischen Entwicklung biblischer Lehren oftmals zuerst eine Stelle des N. T. bisweilen der spätesten Bücher anführt, als ob darin das Resultat aus allen vorhergehenden Büchern enthalten wäre. Z. B. bey der Lehre von den guten und bösen Engeln, §. 65, heißt es: Den Begriff eines bösen Engels (2 Petri 2, 4) bezeichnen die heiligen Bücher also, daß sie ihn als einen Verführer und Gegner der Menschen u. s. w. schildern. Diese Schilderung ist nicht in der angeführten Stelle enthalten, welche weiter nichts besagt, als daß einige Engel gefündigt hätten; die Gott zum Gericht aufbehalte. — Rec. hebt die Lehre vom Satan aus, weil gerade die Entwicklung derselben sehr unhistorisch ist. Zu der Bemerkung: die heiligen Schriften bezeichneten den Satan als einen Verführer der Menschen, sind 1 B. M. 3, 1 und Joh. 8, 44 angeführt. Dieser Verführer der Menschen wird mit dem Satan, Hiob 1, 6, identificirt, und sodann wieder als ein Urheber des Leidens und des Bösen unterschieden u. s. w. Wie viel tiefer ist der Ursprung des Glaubens an den Satan und die Übertragung chaldäischer Ideen und Parallelisirung derselben mit biblischen zu suchen! Hf.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Hamburg, b. Hoffmann: *Probe einer Psalmenübersetzung vom Hn. Katecheten Stuhlmann (.) mit Einleitungen und Anmerkungen von Gurlitt, Doctor der Theologie.* Zur Ankündigung der Prüfungen im Johanneum ff. 1807. 62 S. 4. (10 Gr.) Hr. Stuhlmann geht in der gut geschriebenen Einleitung zu seiner Übersetzung von der richtigen Bemerkung aus, daß die schöne Sammlung von kleinen Gedichten aus dem hebr. Alterthum, welche wir *Psalme* zu nennen pflegen, *metrisch* übersetzt werden müsse, daß man sich aber bey der großen Verschiedenheit des Inhalts und des Sylbenmaßes der Originale keineswegs bey allen Psalmen auf das *jambische* Metrum beschränken dürfe, wie bis dahin fast alle neueren Gelehrten, die ihren Übersetzungen eine dichterische Form gaben, gethan haben: Sollte sich freylich auch nicht mit solcher Zuversicht, als von Hn. St. S. 3 geschieht, behaupten lassen, daß die hebr. Poesie fest bestimmte, regelmäßige Metra hatte: so fördert doch allerdings die Mannichfaltigkeit der Tendenz und des Tons der hebr. Gedichte den deutschen Übersetzer auf, mit

dem Sylbenmaße zu wechseln. Hr. St. hat nun einen schätzenswerthen Versuch gemacht, eine kleine Auswahl von Psalmen theils in Hexametern, theils in abwechselnden Hexametern und Pentametern, theils in einem horazischen Oden - Metrum zu übersetzen. Wir geben von allen 3 Versarten eine Probe. Von dem im heroischen Sylbenmaße gelieferten 104. Psalm folgende Anfangsverse:

1. Sing, o Seele, Jehoven! — Jehova, mein Gott, über alles
Groß bist du! Majestätisch und prachtvoll bist du gekleidet!
2. Du, der in Licht wie im Mantel gehüllt, gleich Decken
die Himmel:
3. Breitete, der sich aus Wasser die himmlischen Hallen erbauet
Wolken zum Wagen erkohr, auf Flügeln des Windes einherfuhr;
4. Stürme zu Boten erlas, zum Diener den flammenden Blitzstrahl.
5. Und einsakte den Erdball, grundfest, nimmer zu wanken! —

Hier hat Hr. St. nur die Regel nicht immer befolgt, die er sich selbst S. 4 vorschreibt; daß nämlich, dem hebr. Original gemäß, mit jeder Stanze der Sinn schliessen müsse. In Ansehung des Metrums selbst weniger gelungen sind folgende Verse des 44. Psalms:

2. Gott! wir haben gehört; uns haben die Väter erzählt,
Was du für Thaten gethan, damals in voriger Zeit.
3. Wie du, wie deine Hand die Heiden verjagt, sie gepflanzt,
Nationen vertilgt, sie in die Stelle gesetzt.
4. Wahrlich! sie hätten dieß Land mit Schwerdschlag nimmer
erobert,

Nicht ihr eigener Arm hätte die Siege vermocht;
Deine Rechte nur that es, und dein Arm, und deiner Augen
Heiterer Blick; denn du sahst mit Gefallen auf sie.

Der im horazischen Sylbenmaß überfetzte 14. Psalm beginnt nach Hn. St.'s Übersetzung also:

1. Es spricht im Herzen der Schalk: es ist kein Gott!
Verderbliche, schändliche Thaten!
Keiner, der Gutes übt!
2. Vom Himmel schaut auf die Menschen Jova hin,
Zu sehen, ob einer verständig,
Eingedenk Gottes sey.

Hier ist nur bey dem ersten Verse zu erinnern, daß die Connection der zweyten Strophe dem, der das Original nicht vergleichen kann, nicht deutlich seyn dürfte, und daß in der ersten Strophe das Wort *Schalk* nicht passend ist, da es nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nicht einen frechen, irreligiösen Frevler, sondern den Listigen, der nicht gerade böse Absichten hat, bezeichnet. Rec., dem für den 14. Psalm das jambische Sylbenmaß genügend scheint, übersetzt den ersten Vers so:

„Es ist kein Gott!“ so denken Frevler;
Verderblich, schändlich ist ihr Thun;
Kein einziger übt Gutes aus.

Sollte Hr. St., wie wir vermuthen, von der ganzen Psalmen-Anthologie eine Übersetzung in verschiedenen Versarten liefern wollen (die gegenwärtige Schrift enthält nur 17 Psalme, nämlich Ps. 104. 44. 12. 14. 20. 21. 26. 30. 57. 114. 121. 122. 126. 128. 129. 137 und 48), so wird er hoffentlich den Vossischen Hexameter und die Ramler'sche und Vossische Übersetzung der horazischen Oden noch mehr zu Mustern in dem Bau seiner Verse nehmen.

Die den Übersetzungen beygefügte exegetischen und kritischen Bemerkungen des Hn. St. und die noch ausführlicheren Anmerkungen des Hn. D. Gurlitt, so wie des Letzteren Einleitungen in die einzelnen Psalme, verdienen noch insbesondere für das gelehrte Studium dieses Theils der biblischen Urkunden beachtet zu werden. Es ist darin nicht bloß von früheren exegetischen Arbeiten ein zweckmäßiger Gebrauch gemacht, sondern auch manche eigene befallswürdige Idee dargelegt worden. Hn. Gurlitt's Anmerkungen dienen zuweilen zur Berichtigung oder zur Bestätigung der Übersetzung und Bemerkungen des Hn. St. — Ps. 104, 13 liest Hr. St. in Piel וְהַיָּדָה — „die sättiget die Erde mit Früchten“, wodurch freylich der Vers in so fern fließender wird, als im Vorigen und Folgenden Jehovah als handelndes Subject dargestellt ist. Indes im Hebräischen nicht bloß, sondern auch in anderen Sprachen wechseln Dichter, selbst in zusammenhängenden Strophen, mit den verschiedenen Formen, und es kann daher auch nach der masoreth. Lesart sehr wohl übersetzt werden: „Von Früchten, die du schuffst, ersättigt sich das Land.“ V. 14 u. 15 theilt Hr. St. mit Recht anders ab, indem er mit וְהַיָּדָה und nachher auch mit וְהַיָּדָה einen neuen Vers anfangt; aber die Übersetzung V. 14: „Daß Kraut sprieße den Thieren und Saat für menschlichen Feldbau“ können wir nicht billigen. Hr. G. bemerkt sehr richtig, daß עֲלֵהּ in der Dichtersprache das Vieh, als Diensterschaft des Menschen, heißen könne, und es stimmt der Horazischen Übersetzung bey: *Saat für das Vieh des Ackermanns*. Allein עֲלֵהּ heißt überhaupt nicht *Saat*, sondern eben so wie גֵּרָם *Gras* oder *Kraut*. Beide Strophen sind hier ganz parallel. — Ps. 14, 4, welchen V. sammt dem dritten Hr. St. mit Recht als Rede Jehovahs nimmt, übersetzt er: „Ha! fühlen

sollen die Übelthäter all, | Gefättigt vom Mark meines Volkes, | den sie verschmäht, den Herrn!“ — Es scheint also, er construirt die letzten Worte des Verses יְהוָה לֹא קָרָא *Jovam (quem) non invocant q. f. quem despiciunt* mit den ersten Worten יְהוָה יָדָה. Dieß ist aber sehr hart, da so viele Worte dazwischen stehen, und überdies ist nun אֲכָלֵי לֶחֶם gar nicht ausgedrückt. Hr. G., mit jener Übersetzung, die mit der Jacobischen im Wesentlichen übereinstimmt, nicht zufrieden, nimmt יָדָה elliptisch: „Wollen sie nicht einsehen, fühlen, (scil.) daß sie verderbt sind“ — (dieß wäre aber eine sehr gewagte Ellipse); sodann trennt er אֲכָלֵי עֵשֶׂי vom Folgenden und macht אֲכָלֵי לֶחֶם zum Gegensatz der Worte יְהוָה לֹא קָרָא und „Brod essen“ soll stehen für: *köstlich leben, schmausen* (wofür wir aber bey Hn. Vf., so wie bey anderen Exegeten, bey denen wir dieselbe an sich höchst unwahrscheinliche Behauptung gefunden zu haben uns erinnern, den Beweis vermissen), so daß der Sinn sey: „Ein Freudenleben leben sie, aber um Jehovah kümmern sie sich nicht.“ Der ganze Vers würde sodann einen recht guten Sinn geben; allein die Erklärung ist, wie wir bereits angedeutet haben, zu willkürlich; die Worte אֲכָלֵי עֵשֶׂי und אֲכָלֵי לֶחֶם machen auch ohne Zweifel nur Einen Satz aus. Rec. möchte עֵשֶׂי nicht als Particip, sondern als *accusat. plur.* von עָשָׂה *opus* nehmen „*nonne cognoscunt opera iniqua?*“ und der Sinn wäre: „Sie sind moralisch so verderbt, daß sie alles Böse, das sie begehen, gar nicht einmal dafür erkennen.“ Die folgenden Worte: „Sie fressen mein Volk, als fräßen sie Brod“ sind dann ein individueller Satz und als Bild der Grausamkeit und Gefühllosigkeit, womit die Feinde des hebräischen Volks dasselbe placken und plagen, zugleich ein Beleg des vorausgehenden allgemeinen Satzes. Damit könnte sich dann die Rede Jehovahs schließen, und die Worte יְהוָה לֹא קָרָא könnten den folgenden 5ten Vers anfangen. Zu Ps. 21, 13, wo Hr. G. sehr wohl erinnert, daß das Wort שָׂכַם an und für sich nicht *Knechtschaft* heißen, daß aber der ganze Satz: „Du belegst ihnen die Schulter“ auf den Begriff der Knechtschaft führen könne, ist auch noch 1 Mos. 49, 15 zu vergleichen, wo נָשַׁם שָׂכַם so viel ist, als *subire servitutem*. — Bey Ps. 121, 6, welche Stelle den Ausleger so sehr aufgefallen ist, bringt Hr. G. zwey Vermuthungen bey; *entweder* soll aus dem Text ein Wort herausgefallen seyn, welches das Wohlthätige des Mondes andeutete, z. B. אֶרֶךְ לֵךְ *lux tua erit luna*, oder יְהוָה דֹּדֶךָ *duces te*, oder וְשָׁמַר *custodiet te*, oder es soll nichts ergänzt, dagegen aber im zweyten Gliede als *partic. adversativa*, *sondern*, genommen werden und כִּי כִּי bey beiden Subjecten (Mond und Sonne) die allgemeinere Bedeutung *treffen, berühren* haben. Beide Vermuthungen scheinen uns vieles gegen sich zu haben; dagegen aber glauben wir, daß alle Schwierigkeit dieser Stelle durch Vergleichung von *Virgil. Aen. VI, 270. 271 oder Georg. III, 336. 337* gehoben wird. — Bey Ps. 137, 5 hat Hr. G. S. 54 die scharfsinnige, befallswürdige und, so viel wir wissen, ganz neue Conjectur aufgestellt, daß nach וְיָמִינוּ wegen Ähnlichkeit der Sylben מָנוּ ausgefallen sey, und S. 59 vermuthet er, nicht weniger ingenüös, daß מָנוּ-ל, womit sich in unserem masoreth. Texte Ps. 48 so unpassend schließt, als Ein Wort (מָנוּל) zur Überschrift des folgenden Ps. gehöre, und eben so wie Ps. 9, 1 (vgl. 1 Chron. 15, 20) ein Musikinstrument bezeichne. — Noch müssen wir bemerken, daß Hr. G. hie und da treffliche hermeneutische Erinnerungen (z. B. S. 24, daß man neuerdings in der Festsetzung von Chor- und Stimmen-Abtheilungen in den Psalmen zu weit gegangen, und S. 32, daß sehr viele Psalmen, in denen man Localveranlassungen aus Davids Geschichte sucht, sicherlich nur Ausbrüche von augenblicklichen Empfindungen oder temporellen Gemüthsstimmungen des gerührten Dichters seyen) und kleine, theologischen Vorurtheilen entgegengesetzte Excurse (z. B. S. 13 — 15 über das Recht der Israeliten auf Canaan, S. 26 über Ursprung und Würdigung der Opfer) mit liberaler Geistes beygefügt, und dadurch diese Schrift für ihre nächste Bestimmung noch besonders nutzbar gemacht hat.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 M Ä R Z, 1809.

J U R I S P R U D E N Z.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Einfaches System des heutigen Civilrechts*, von Dr. Heinrich Georg Wittich (jetzt Tribunalrichter bey dem Tribunale erster Instanz in Goslar). Erster Band. Mit 2 Kupfertafeln. 1804. XX u. 407 S. Zweyter Band. 1805. XVI u. 365 S. Dritter Band. 1805. XII u. 400 S. 8. (5 Thlr. 6 Gr.)

Wenn man überhaupt dem Gelehrten, welcher einen seit einem Jahrtausend betretenen und, wenige Ausnahmen abgerechnet, fast ausschliesslich genommenen Weg verlässt, und sich einen anderen, bey der Umwälzung alles Positiven dem Zeitgeist angemesseneren, bahnt, um hiedurch neue Ansichten zu gewinnen, Dank schuldig ist: so muss dieser dem Vf. gegenwärtiger Schrift in einem um so höheren Grade zu Theil werden, als dieselbe das reine Product einer vorurtheilsfreyen und scharffinnigen Speculation ist, und in mehr als einer Rücksicht eine genauere Aufmerksamkeit verdient, als man ihr bis jetzt geschenkt zu haben scheint. Rec. hat sich als akademischer Lehrer schon mehrere Jahre des vorliegenden Werks bedient, und, ob er gleich mit dem Vf. nicht überall gleicher Meinung ist, wie das in einer positiven Wissenschaft nicht anders seyn kann: so gesteht er doch, mannichfache Belehrung daraus geschöpft zu haben, da der Vf., fern von der unseligen Methode der meisten Systematiker, einen schon gewonnenen Stoff in neue Formen zu gießen, vielmehr neuen Stoff zu gewinnen gesucht, und dabey so erfreuliche Beweise eines gründlichen Quellenstudiums gegeben hat.

Die Idee zu diesem einfachen Systeme des Civilrechts legte der Vf. schon 1797 in einem Programme: *Systema juris naturae in tabula depictum*. Goett. 1797. 8., nieder; 5 Jahre darauf theilte er den Grundriss desselben unter dem Titel mit: *Grundriss eines einfachen Systems der Pandecten*, von Dr. G. H. W. Götting. b. Schrader. 1802. 8.; — und ob sich gleich, wie in unseren Zeiten zu erwarten war, engherzige bittere Gegner dagegen erhoben: so überzeugte ihn doch eine vieljährige Prüfung von der Zweckmäßigkeit seiner Idee, die er denn durch vorliegendes Werk auszuführen beschloß. Dieses zerfällt in eine Einteilung, in einen allgemeinen und in einen besondern Theil. Die erste beschäftigt sich mit dem Begriff des Systems, der Literatur und dem Nutzen desselben, und wird für uns besonders dadurch sehr wichtig,

dafs sie uns die Absicht und den Gesichtspunct des Vfs. vor Augen legt. Erstere war nämlich, eine Stellung der römischen für das in Deutschland anwendbare Civilrecht brauchbaren Sätze unter erste Principien zu bewirken. Sie schliesst daher die Geschichte der Gesetze, die Art neue Gesetze zu geben, und die Kunst dieselben auszulegen, als fremdartige Wissenschaft ganz von diesem System aus. Jene Principien aber sind theils *natürliche*, d. h. schon durch blofse Logik erkennbare Rechtsätze, theils *positive*, d. h. nur im erklärten Willen des Staats enthaltene Rechtsnormen, und diese nehmen dann ihre Richtung zur *Civilgesetzgebungspolitik*, einem wenig beachteten Theil der Gesetzgebungspolitik überhaupt. Beide Arten von Normen finden aber Anwendung, wenn Handlungen von Privatpersonen unternommen sind, und auch diese letzteren müssen in diesem Falle nach ihren Zwecken und den Grundsätzen der *Privatpolitik* erklärt werden, einer bisher unbekannten Wissenschaft, für welche sich mehrere Materialien im römischen Gesetzbuche finden. Was die Methode des Vfs. anlangt: so hat er immer sorgfältig die Grundsätze von ihren Folgerungen abgesondert, die ersteren in den Text verwiesen, und die letzteren in die Noten aufgenommen, überdies die Beweisstellen für beide auch in so ferngefondert, dafs die für die Grundsätze meist *in extenso* nach dem Gebauer - Spangenbergischen Texte, und soweit Rec. verglich, sehr correct abgedruckt und mit den Namen ihrer Vff. versehen sind: eine Verfahrungsart, welche gegen alle jetzt bekannten auf eine sehr lobenswerthe Art absteht. Zur Erleichterung des exegetischen Studiums und zur Berichtigung mancher dogmatischer Irrthümer hat es ebenfalls der Vf. für rathsam gehalten, die positiven Grundsätze mit den eigenen Worten des röm. Gesetzbuchs darzustellen, u. zwar die griechischen Stellen mit einer deutschen Interlinearversion, woraus zwar das Unbequeme einer buntscheckigen Sprache entsteht, aber im Gegentheil auch eine glückliche Veranlassung, in mündlichen Vorträgen diese Grundsätze exegetisch und dogmatisch richtiger zu erklären, dargeboten wird. Antiquarische und bibliographische Notizen mußten, da das System nicht historisch, sondern nur logisch geordnet werden sollte, nach dem Plane desselben völlig ausgeschlossen bleiben. In dem der Literatur gewidmeten §. 2 theilt der Vf. die Hauptrubriken der Handbücher von G. A. Struv, Hofacker, Hugo, Schmalz, Hufeland, Thibaut, des *allgem. preuss. Gesetzbuchs* und des *Projet de Code civil* mit, und giebt aus jeder dieser Schrif-

tene eine Probe des Details, wobey nur das zu wünschen übrig bleibt, daß die mitgetheilten Proben aus einer Lehre, und nicht nach Gutdünken ausgehoben seyn möchten, und nicht das Projet des Jahres III, sondern des Jahres XI, worauf sich auch nur einzig die gleichfalls angeführte *Analyse des observations des tribunaux d'appel* u. f. w. (die ist aber von *Crussaire*) 1802. 4. bezieht, zum Grunde gelegt wäre. Und so wie diese grösstentheils alle die von *Cajus* gebrauchte Ordnung befolgten: so konnte der Vf. nur den einzigen *Domat* gewissermassen als seinen Vorgänger anerkennen, der dieselbe verliess, und eine neue selbstgeschaffene aufstellte. Hierauf folgt der allgemeine Theil: *Analyse des Vermögens als Gegenstandes der Rechtspflege, und unmittelbarer Civilrechtsgrundsatz, nebst den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeit, der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik; sämmtlich nach vorausgeschickten allgemeinen positiven Regeln und einigen Begriffen*. Dieser Theil besteht eigentlich nur aus isolirten Begriffen und Sätzen, welche nie betrachtet werden können, wenn man seinen Blick nicht auf den speciellen Theil erweitert. Das erste Hauptstück, welches sich mit den *allgemeinen positiven Regeln und Begriffen* beschäftigt, zerfällt in 3 Abtheilungen: 1) *Von zukünftigen*, d. h. noch zu erwartenden, *Rechtsnormen*, für die entweder ihr Inhalt unbestimmt gelassen, ihre Entstehungsart aber angegeben ist, wohin der Vf. das *Gewohnheitsrecht*, die *Gerichtsobservanz* und die *Wirkungen der Civilrechtsprivilegien* zählt, welche en sehr richtig als ein civilrechtliches Gesetz, welches wegen mehrerer zukünftiger Handlungen eine Ausnahme vom gemeinen Rechte enthält, zum Unterschiede von der Dispensation, welche sich nur auf eine zukünftige, und der Begnadigung, welche sich auf vergangene bezieht, erklärt. Dabey stellt er den wahren Grundsatz auf, daß positive Regeln über Interpretation einen Widerspruch enthalten: (denn der Interpret wird von seinem Ziele, den Sinn einer Rede aufzufinden, durch positive, mithin für Auffindung des Sinnes unzweckmäßige Gesetze entfernt), daß man mithin nie fragen dürfe, ob Privilegien strict oder extensiv zu erklären seyen. Als einzelne Arten eines solchen Privilegs führt er die *legitimation per rescriptum principis*, *venia aetatis* und *Prodigalitätserklärung* auf. 2) *Von der römischen Wiedereinsetzung in den vorigen Stand*, wo der Vf. das Verbot, daß gegen die Altern nicht um Restitution nachgesucht werden kann, mit dem Interesse der Kinder so zu vereinigen sucht, daß er glaubt, dieses Verbot, wenigstens nach dem neuen justinianischen Rechte, laufe nur auf eine ehrerbietige Einkleidung des Restitutionsgesuchs hinaus, da doch nach Novell. 155. Cap. I. vielmehr dann um Restitution nachgesucht werden kann, wenn die Altern nicht als Altern, sondern als Vormünder gehandelt haben. 3) *Juristische Begriffe von Personen, Sachen und Handlungen*. In dieser Abtheilung geht der Vf. die allgemeinsten Grundsätze über diese Gegenstände durch, stellt ebenfalls den speciellen Grundsatz bey den gültigen Handlungen einer *universitas*, der sich nur auf die Constituirung eines *Syndicus* be-

zieht, allgemein für alle, wobey doch das römische Recht nur von simpler Stimmenmehrheit spricht, auf, bestimmt sodann die Sache dahin, daß sie jedes Object der Rechtsverhältnisse, oder *alles, was uns Vortheil bringen kann*, begreife, (was Rec. doch zu eng scheint,) und verwirft die Eintheilung in körperliche, und unkörperliche, als völlig unlogisch, schädlich und unnöthig. Bey der Handlung wird zugleich das Mandat, als in nothwendiger Beziehung mit derselben stehend, kurz abgehandelt. Jetzt folgt die Darstellung jener Masse, jenes Mittelpuncts, um welchen sich die ganze Rechtspflege bewegt, nämlich die *Analyse des Vermögens* im zweyten Hauptstück. Vermögen ist dem Vf. jede Sache, in der Eigenschaft, wonach Jemand ausschliesslich darüber verfügen kann, ein Begriff, der nach des Rec. Überzeugung auch in dem röm. Worte *dominium* liegt, wenn man es im weiteren Sinne als *Zuständigkeit eines Rechts* (so wie auch *possessio* oft das bloß factische, die Detention, und nicht den juristischen Besitz anzeigt) nimmt, und aus dessen Mißverstehen die unglückliche Idee eines *dominii des emphyteuta* u. f. w. entsprang.

Dieses Hauptstück zerfällt in drey Abtheilungen, wovon die erste von den Bestandtheilen des Vermögens handelt. Diese sind theils *innere*, theils *äußere*, je nachdem sie bald von den Eigenschaften der Sachen, als Gegenständen des Vermögens, bald vom äußeren Umfange des Vermögens hergenommen sind. Die inneren bestehen in der *Proprietät*, d. h. dem Rechte auf die Substanz einer Sache, und dem *Benutzungsrechte*, oder dem Rechte auf den Vortheil, den die Sache leistet. Zu den äußeren Bestandtheilen gehören *Vindicationsrecht* und *Recht auf den Besitz*; wobey *Savigny's* vortreffliches Werk benutzt ist. (Doch behauptet der Vf. nach Anleitung der *const. 3. C. de a. vel ret. P.*, daß auch *infans* eine Schenkung gültig annehmen könne, der fehlenden Absicht ungeachtet.) Die zweyte Abtheilung handelt von den *logischen und positiven Naturen einiger wichtigsten Arten des Vermögens*, und zwar 1) *von der Natur des Nießbrauchs an einer fremden Sache*. A) *Im Allgemeinen*, Bey dem *Ususfructus* an Kleidern unterscheidet der Vf. ebenfalls nach der Glosse, Festtags- und Alltags-Kleider, um die Verbindlichkeit des *UFuars* nach geendigtem *UF* zu bestimmen. Dieser Unterschied wird gemacht, um die bekannte Controvers zwischen *fr. 15. §. 4. de UF.* und *§. 2. J. éod.* zu entscheiden. Rec. möchte aber viel eher behaupten, daß die Kleider im wahren Nießbrauch seyen, und die Institutionenstelle, eben so wie *§. 25. de rer. divif.* nur ein fehlerhaftes Excerpt aus den Pandekten sey: so wie dieses alle Kriterien zeigen. Wie die vom Vf. angeführte *Const. 25 C. de usuris* hier angezogen wird, begreift Rec. nicht; so wie auch *fr. 4. quib. mod. ususfr. am.* keinesweges beweist, daß, so wie die Vereinigung der Proprietät und des *UF* in der Person des Proprietars *Consolidatio*, so in der des *UFuars* *Confusio* heiße, da die Vereinigung zweyer entgegensehender Rechte in einer Person

überhaupt *Confusio*, und nur bey dem *UF. Consolidatio* genannt wird. Auch hätte *Rec.* gewünscht *S. 115*, wo von der Aufhörng des *UF.* an einer Heerde gesprochen wird, das fast immer übersehene *fr. 3. D. de abigeis* benutzt zu sehen, welches doch den herrlichsten Commentar zu *fr. 31. quib. mod. ususfr. am.* abgiebt. — *B. Natur des Heirathsguts*, welches der *Vf.* als den dem Ehemann von der Frau, oder um ihrentwillen von einem anderen zur Erleichterung der Ehekosten gegebenen *Ususfruct.* definirt. Warum nicht lieber: das Vermögen der Frau, woran dem Ehemann als solchem bestimmte Rechte zustehen? Denn letzteres ist die einzige Definition, welche alles ausdrückt, was dem Begriff der *dos* zukömmt. — *II. Natur des Pfands.* — *III. Natur des Eigenthums im eigentlichen Sinne*, welche mit Rücksicht auf die Objecte des Vermögens in mehrere andere Naturen zerfällt, nämlich 1) in die Natur der Erbschaft. 2) Natur des Antheils an einer gemeinschaftlichen Sache, welche hier zum ersten Male auf eine befriedigende und gründliche Art aus einander gesetzt wird. Die dritte Abtheilung enthält aus dem Begriffe und den Bestandtheilen des Vermögens gezogene Folgerungen für einige absolute, d. h. auf keine besondere Handlung sich gründende Verhältnisse der Unterthanen gegen einander, in Hinsicht ihres Vermögens; wodurch gleichsam Scheidewände zwischen den Gütermassen des einen und des anderen an den Stellen gezogen werden, wo die Grenzen leicht vorkannt werden können. I. Von diesem Verhältnisse der Altern und Kinder gegen einander, oder von der römischen väterlichen Gewalt; ein Abschnitt, der vorzüglich philosophisch, und vortreflich ausgearbeitet ist. II. Vom absoluten nachbarlichen Rechts-Verhältnisse; ebenfalls ein Abschnitt, der das so sehr vernachlässigte römische Nachbarrecht zum ersten Mal gründlich und befriedigend behandelt, und worin die so genannten natürlichen und gesetzlichen Servituten des napoleonischen Rechts liegen. — Das dritte Hauptstück enthält den unmittelbaren Civilrechts-Grundsatz und Grundsatz der Wahrscheinlichkeit, nebst Grundsätzen der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik. Nachdem der *Vf.* kürzlich die neueren Grundsätze des Naturrechts berührt hat, stellt er als unmittelbaren Civilrechts-Grundsatz auf: Jeder Unterthan schützt sein Vermögen gegen die Verletzung des anderen, allenfalls durch Gewalt; einen Grundsatz, den er recht *con amore* mathematisch und juristisch gerechtfertigt hat. Neben diesem unmittelbaren Grundsatz laufen drey mittelbare, zum speciellen Theil gehörige, welche die Erwerbung, Schützung und Verletzung des Vermögens betreffen. Isolirt folgt der Grundsatz der Wahrscheinlichkeit. Wahrscheinlich nämlich ist eine Thatfache, wenn die Umstände dabey mit denjenigen übereinstimmen, unter denen gewöhnlich dieselbe Thatfache, von welcher sie Ursachen oder Wirkungen waren, sich ereignet hat. Eben so isolirt ist der Grundsatz der Civilgesetzgebungs-Politik, nämlich Wohl des Staats, aufgestellt, der in drey specielle, näm-

lich Vorbeugung der zu besorgenden factischen Schwierigkeiten bey Anwendung der Rechtsnormen, Sorge für das Vermögen und den Wohlstand einzelner Privatpersonen, und Sorge für das Wohl des Staats im Ganzen zerfällt. Die Privatpolitik hingegen, oder die Absichten, welche die Bewegungsgründe zu den Privathandlungen sind, läuft am Ende auf Eigennutz und Wohlwollen hinaus, wenn man, wie der *Vf.*, unter ersterem die Absicht der Vermehrung des eigenen, und unter letzterem die der Vermehrung des fremden Vermögens versteht. Das ganze Hauptstück fällt jedem, so wie aus der eben gegebenen Darstellung erhellen wird, als dürftig und fragmentarisch auf; indessen war es die Absicht des *Vfs.* nicht, aus den aufgestellten Gesichtspunkten der Civilgesetzgebungs- und Privat-Politik ein System zu entwickeln, sondern nur, ein Ziel aufzustellen, welches man bey dem Raisonement über positive Gesetze und Privathandlungen vor Augen haben könne. Die Einleitung in den speciellen Theil enthält einen Tadel des rein römischen Systems, welches in *jus personarum, rerum* und *actionum* zerfällt, und eine Vertheidigung des Systems des *Vfs.* Obgleich *Rec.* dem letzteren die Eigenschaft einer durchaus genialen, logischen und durchdachten Anordnung einräumt: so glaubt er doch der römischen Anordnung um so mehr den Vorzug zugestehen zu müssen, als man nur durch sie zu einem historischen und gründlichen Studium des römischen Rechts geleitet wird, und nur durch sie in den Geist der Gesetze, so wie er in den römischen Köpfen herrschte, und nach römischen Begriffen zu entwickeln ist, eindringen kann. *Rec.* glaubt daher auch nicht nöthig zu haben, letztere gegen den *Vf.* zu vertheidigen, da der Weg desselben vielmehr zu einem anderen Zwecke, nämlich zu einer dogmatischen Entwicklung des Geistes der Gesetze, als positiver Normen, die für unsere Zeit, ohne Rücksicht auf den Ursprung dieser Normen, angepasst werden sollen, führt; und begnügt sich daher, des *Vfs.* System in einer gedrängten Kürze darzustellen, ohne dasselbe zu bestreiten. Er glaubt indessen die Anmerkung hinzufügen zu dürfen, dafs, wenn man sich lediglich auf das Studium des Systems des *Vfs.* einschränkt, man schwerlich eine vollständige Kenntniss so mancher römischer folgenreicher Begriffe sich wird erwerben können, wie dieses z. B. namentlich von der so missverstandenen, von *Weber* aus einem ganz falschen Gesichtspunct betrachteten *obligatio naturalis* ist. — I Buch. Von den Erwerbungsarten des Vermögens. Als Grundsatz aller Erwerbung des Vermögens stellt der *Vf.* mit Recht die Zueignung einer herrenlosen Sache auf, bildet sodann zwey Theile, von denen der erste von natürlichen Erwerbungsarten handelt, d. h. solchen, die in diesem Grundsatz enthalten sind. Ihm gegenüber steht der zweyte Theil, von positiven Erwerbungsarten, welcher sich absondert in erstes Hauptstück, von Erwerbarten fremdes Vermögens, d. h. der Sachen, die nach dem Naturrechte zu fremdem

Vermögen gehören, z. B. Verjährung, Alimentationsrechte, und 2tes Hauptstück von der *Succession*, weil diese nicht Erwerbung einer fremden, sondern einer eigentlich für Jeden herrenlosen Sache sey, eine Behauptung, worin der Vf. wenig Nachfolger haben wird. Zu den natürlichen Erwerbsarten rechnet der Vf. die Occupation und die Verträge, wobey die Lehre von den Contracten von ihm abgehandelt wird. Vertrag ist dem Vf. die *Zusammenstimmung zweyer Personen, bewirkt durch die Annahme einer versprochenen Sache*, eine Definition, die in so fern zu eng ist, als nicht immer eine Sache versprochen wird. So würde Rec. S. 217 auch nicht das Verkaufen von Giften für ein *pactum contra bonos mores* halten, da es doch vielmehr eine Policeyverfügung ist. Vortrefflich handelt der Vf. S. 248 fgg. die Hermeneutik der Verträge, einen leider nur zu oft vergessenen und zu sehr vernachlässigten Gegenstand, ab. Das Wesen dieser Hermeneutik besteht aus mannichfaltigen Bestandtheilen: theils aus Untersuchungen dessen, was eigentlich die Thatfache ist, welche ausgemittelt werden soll, z. B. des Unterschiedes zwischen der logischen und grammatischen Auslegung, theils aus einem eigentlichen Grundsatz, welcher mit dem oben angeführten Grundsatz der Wahrscheinlichkeit coïncidirt, theils aus Erleichterung der Kenntniß der zur Anwendung dieses Grundsatzes erforderlichen historischen Nachrichten. Alle Hermeneutik der Verträge zerfällt demnach in Wortauslegung und Geistesdarstellung, denn so nennt der Vf. die sogenannte logische Interpretation. Besonders aufmerksam macht der Vf. auf die Auseinandersetzung des Unterschieds zwischen *verba* und *voluntas*, und dieses sehr richtig, da man immer die, wenn gleich dunkle und abstracte Idee, welche der Redende hatte, *cho* er sie mittheilte, von der, vielleicht mehr concreten, während der Mittheilung unterscheiden muß. — Dann kommt der Vf. auf die positiven Erfordernisse und Eigenschaften der Verträge. Hiebey spricht er denn

auch von der zu prästirenden Culpa, über die neuerlich so viel gesagt ist, nimmt dabey zwar die alte Theorie der drey Grade an, hält aber culpa und custodia in fr. 1. §. 35. *Depositum* nur für culpa levis. Zu den zufälligen Eigenschaften eines Vertrags gehören vorzüglich die Bedingungen, und in diesen glaubt der Vf. auch die Deduction des Widerrechtlichen des Nachdrucks zu finden; wenigstens sagt er S. 263: — „Der Verleger eines Buchs fügt dem Verkaufe oder der sonstigen Veräußerung eines Exemplars die Bedingung nicht nachzudrucken hinzu, und auf dieser durch die Erfahrung hinlänglich unterstützten Exegese allein beruht das Widerrechtliche des Nachdrucks.“ — Rec. zweifelt gar sehr daran; denn eine solche Bedingung könnte doch wenigstens nicht stillschweigend hinzugefügt oder gar präsumirt werden. Die einzelnen Vertragsarten classificirt der Vf. folgendermaßen: 1) Vertragsarten bestimmt nach dem onerosen oder Schenkungs-Verhältnisse, 1) oneroso in Ansehung A) der Sachen, so daß a) ein dingliches Recht übertragen wird, (Kauf, Darlehn, Zinsenvertrag); b) oder ein persönliches Recht übergehen soll, (Verpachtung); B) in Ansehung der Personen (Dienstvermiethen); C) theils in Ansehung der Sachen, theils in Ansehung der Personen, (Vergleich, Compromiß, riskirte Verträge, Gesellschaft, Ehe). 2) Schenkungsverträge, (Verleihung, Hinterlegung, Auftragsübernahme). II) Vertragsarten, bestimmt durch die persönliche Eigenschaft der übertragenen Rechte, (Intercessionen, Cession). III) Vertragsarten, bestimmt nach dem Bestandtheile des Vermögens, welches übertragen wird (Servitut - Emphyteut - Pfand-Contract. IV) Vertragsarten, bestimmt nach dem Umfange des Objects (allgemeine Verträge, Verlag). — Der erste Band schließt mit dem Gesellschaftsvertrage, nachdem früher der Zinsvertrag ganz nach römischen Grundsätzen; und ohne Rücksicht auf die abweichende deutsche Legislation abgehandelt ist. (Der Beschluss folgt.)

K L E I N E S C H R I F T E N.

JURISPRUDENZ. Halle, b. Renger: *Übersicht der allgemeinen Hypotheken- und Depositat-Ordnung, des Sportulcasen- und des Kanzley- und Registratur-Reglements, mit Bemerkung der darüber ergangenen neueren Verordnungen.* 1806. 46 S. 8. (5 Gr.) Diese Übersicht ist eine Art von Register, zu den im Preussischen über die gedachten Gegenstände ergangenen Verordnungen und Reglements, nämlich über die Hypotheken-Ordnung vom 20 Dec. 1783, die Depositat-Ordnung vom 15 Sept. 1783, das Sportulcasen-Reglement vom 20 April 1782, und das Registratur- und Kanzley-Reglement vom J. 1795 (angehängt an den dritten Theil der allgemeinen Ger. - Ordnung).

Der Gebrauch einer solchen Übersicht kann ohne Zweifel für angehende preuss. Diener Nutzen haben. Als *referentia*

kann solche Rec. nicht weiter beurtheilen, da er die *relata* nicht bey der Hand hat. F. J.

Leipzig, in Commission b. Richter: *Über den Unterschied zwischen Servituten und Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten.* Von D. Carl Gebhardt. 1907. 62 S. 8. (6 Gr.) Der Vf. charakterisirt die Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten richtig, wenn er sie, in sofern sie Grundstücken ankleben, §. 48 Real-Monopolen nennt. Die §. 26 vorkommende Bemerkung, daß die Pflichtigen nicht wegen ihrer Grundstücke, sondern als Einwohner eines Orts oder Districts dem Banne unterworfen sind, würde er gegen die, welche jene Gerechtigkeiten als *servitutes negativae* in Schutz nehmen, haben benutzen können. 2.

Druckfehler. In der Recension der *Nietkammer'schen* Schrift Num. 14 der J. A. L. Z. dieses Jahres S. 122. Z. 14 von oben, ist statt *undeutscher* zu lesen *urdeutscher*, und in der Recension der *Stolberg'schen Geschichte der Religion Jafs* No. 26 S. 202 Z. 8 von unten statt *Kryptocalvinisten* vielmehr *Kryptokatholiken*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 M Ä R Z, 1809.

J U R I S P R U D E N Z.

FRANKFURT A. M., b. Wilmanns: *Einfaches System des heutigen Civilrechts*, von Dr. Heinrich Georg Wittich u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Band enthält die übrigen Vertragsarten und die erste Hälfte der Successionslehre. Auffallend war es dem Rec., bey dem auch hierin enthaltenen Servitutvertrag, als Anhang der Nutznießung die Ausstattung zu finden, so wie überhaupt die Lehre vom Heirathsgut auf eine nicht ganz zu billigende Art sich an mehreren Orten zerstückelt befindet. Zu den unter No. IV erwähnten allgemeinen Verträgen werden besonders herausgehoben: die Annahme an Kindes Statt, der Emancipationsvertrag und der Legitimationsvertrag, welche doch nur in so fern Verträge uneigentlich genannt werden können, als sie überhaupt zweyseitige Handlungen sind: aber wenn man jede mehrseitige Handlung Vertrag nennen wollte, wie sehr würde sich die Anzahl der Verträge vervielfältigen! Ferner handelt der Vf. hiebey die Successionsverträge, jedoch nur nach den eingeschränkten Bestimmungen, welche das röm. Recht darbietet, ab. Ubrigens drängte sich dem Rec. auch hier wieder die Frage auf, warum der Vf., der doch kein reinrömisches wissenschaftliches System schreiben wollte, da er sich jeden Augenblick auf das canonistische Recht beruft, die deutschen Rechtsnormen, welche durch Reichsgesetze eingeführt, den Charakter der juristischen Allgemeinheit trugen, so ganz übersehen hat. Aufser diesen allgemeinen Verträgen handelt der Vf. unter dieser Nummer die Übernahme des Schiedsrichteramts, die Zahlung, das Constitutum, die Remission und den Verlag dürftig ab.

Der zweyte Theil, welcher schon oben charakterisirt ist, zerfällt in zwey Hauptstücke, deren erstes von positiven Erwerbsarten in Ansehung des nach natürlichem Recht jetzt fremden Vermögens, und das zweyte von der Succession handelt. Nach der Erörterung des Vfs. im ersten Hauptstück bewirken einen solchen Erwerb 1) aus den Privatverhältnissen 1) das Ereigniß der unzertrennlichen Verbindung der Sachen zweyer Eigenthümer, indem das Ganze entweder gemeinschaftlich wird, oder nur einem Theile zusteht; während der andere Entschädigung fodert, nach den Lehren a) des Kostenaufwandes auf fremde Sachen, b) der *negotiorum gestio*, c) der Beforgung einer fremden Leichen-

bestattung, d) der *versio in rem*, e) der *Lex Rhodia*; 2) ein Vorhandenseyn von Scheinrechtsgründen, aus welchen erworben wird, a) durch *Ufucapion*, b) durch interimistischen Besitz, c) durch Empfang einer Nichtschuld, d) durch Übergewicht mehrerer Scheinrechtsgründe über weniger, wohin der Vf. die *actio Publiciana in rem*, und die *inventio thesauri* zählt; — 3) wird gegen Jemanden ein Recht erworben, wegen seiner Verbindung a) mit dem Schadenzufügenden an in ein Wirthshaus gebrachte Sachen, b) mit dem schadenden Thier, und c) baufälligem Hause. II) Öffentliche Verhältnisse veranlassen die Privatforderungen auf a) Vormundschafts- und Pflege-Führung, b) Alimentation, c) Ausstattung, d) Zeigen einer Sache, c) Urkundenherausgabe, und f) Zeugnissablage. — Aus dieser gedrängten Darstellung wird man sich leicht einen Begriff von dem künstlichen System machen können, in welches der Vf. alle obligatorischen Handlungen bringt: einem System, dessen Nutzbarkeit und hoher Werth auch von denen nicht verkannt werden wird, die, wie Rec., die gezwungene Einrangirung mancher Verhältnisse nicht billigen dürften. Die Succession hat der Vf. aus den Gesichtspuncten der Möglichkeit und Wirklichkeit betrachtet, und im ersten Abschnitt, nach vorausgeschickter Lehre über die Collation, die etwas dürftig ausgefallen ist, von Anfallen der Verlassenschaft nach ihren drey Zweigen, Nothsuccession, Testamentsuccession, und Intestatsuccession, gehandelt, im zweyten dagegen vom Erwerb der Verlassenschaft, und zuletzt von einigen interimistischen Rechten auf die Verlassenschaft (*Missiones in possessionem ex edicto Carboniano*) u. s. w. gesprochen. Rec. hat die Ausführung des Erbrechts recht deutlich und lichtvoll gefunden, ob er gleich manche Materien ungern vermisse, welche jedoch dem Plane des Vfs. zufolge, wegbleiben mußten.

Der dritte Band enthält, aufser der letzteren Hälfte des Successionsrechts, das zweyte Buch des Systems vom Verletzen und Schützen des Eigenthums. Zur Verletzung des Eigenthums gehört natürlich alle und jede Verminderung des fremden Vermögens, sie mag directer oder indirecter Weise geschehen (*Lex Aquilia, Mora* u. s. w.). Eine indirecte Aufzählung mehrerer Verletzungsarten ist die Reihe der römischen, oder nach dem Beyspiele der römischen gebildeten Klagnahmen, und daher nimmt der Vf. Veranlassung, in dem zweyten untergeordneten Texte, der die Folgerungen aus den oben gegebenen Grund-

Hhh

sätzen enthält, diese Klagen zu classificiren. Er theilt sie in drey Classen. Die erste enthält die Klagen wegen Verletzungen, die darin bestehen, daß der Andere eine Erwerbsart nicht berücksichtigt, indem sie 1) solche sind, welche aus einem Vertrage, oder 2) *ex legis dispositione*, und 3) aus einer Verlassenschaft entstehen. Eine andere Classe bilden die Klagen wegen Verletzung an Sachen, die uns bisher schon zugehört haben, und hieher gehören: 1) die verschiedenen Vindicationen, 2) verschiedene Interdicte, als *de liberis exhibendis*, *de migrando* u. s. w., 3) die persönlichen Klagen, welche die Sache wiederfordern, die der Andere zwar auf eine erlaubte Art erhalten hat, aber dennoch herausgeben muß, 4) Theilungsklagen. Die dritte Classe enthält die Klagen auf Schadenersatz wegen *damnum injuria datum*. Die andere Hälfte des zweyten Theils handelt von dem Schützen des Vermögens. Als obersten Grundsatz stellt der Vf. den Grundsatz auf: Alle und jede in den Augen des Verletzten dienlichen Mittel zum Schützen sind erlaubt, in soweit sie nicht zugleich eine Verletzung des Gegners enthalten. Hier handelt der Vf. in der ersten Abtheilung vom Schadenersatz, von Verwendung des Vermögens des Verletzten zum Schutze gegen die Verletzung, und dabey zugleich vom Concurs der Gläubiger. Dann spricht er von Beschränkung der Schutzmittel auf einen bestimmten Zeitraum, vom Process oder der Nothwendigkeit, und dem Ansehen eines gefällten Urtheils, wobey die ganze Process-theorie abgehandelt wird, und endlich von der Execution durch die öffentliche Gewalt.

Dieses sind die Grundzüge eines Systems des Civilrechts, welches durchaus zu den genialen gehört, und von dem Scharf Sinne und den Kenntnissen des Vfs. die rühmlichsten Beweise giebt. Daß man dasselbe bisher so wenig berücksichtigt zu haben scheint, davon kann Rec. keinen anderen Grund auffinden, als den Mangel an einer klaren, deutlichen Schreibart. Leider gefällt sich der Vf. in einem sehr gesuchten und gleichnißreichen Styl, gezwungenen Constructionen, und einem mitunter etwas vornehmen, und imposanten Tone. In einem gleichen Geiste sind die dem ersten Theile beygefüigten Kupfertafeln, welche das Ansehen von militärischen Lagerarten haben, und dazu dienen sollen, die Wirklichkeit des für unmöglich gehaltenen wissenschaftlichen Systems des Civilrechts anschaulich zu machen, und die Zugänglichkeit des Details zu erleichtern. — Rec. muß gestehen, sie nicht verstanden zu haben. J. J.

JENAU: LEIPZIG, b. Gabler: Dr. Carl Jul. Rous-
seau Entwurf einer systematischen Übersicht der
Geschichte des römischen Rechts. 1807. VIII. und
157 S. 8. (16 Gr.)

Die Zahl der Bearbeitungen der römischen Rechts-
geschichte in ihrem ganzen Umfange, d. h. derer,
welche nicht bloß die Geschichte der römischen Ge-
setze und Rechtsgelehrten (äußere Rechtsgeschichte),

sondern auch des Rechts selbst (innere Rechtsgeschichte) liefern, ist noch immer so gering, daß wir das vorliegende Werk schon deswegen, weil es eine Rechtsgeschichte in jenem weiteren Umfange enthält, gern zur Hand nehmen. Die Hauptabsicht des Vfs. ging darauf, ein für den akademischen Gebrauch zweckmäßiges Lehrbuch zu schreiben. Ein solches ist auch noch besonders Bedürfnis, indem es dem sonst vortrefflichen Hugo'schen Werke an manchen Eigenschaften, welche man bey einem Compendium wünscht, besonders dem ächtcompendiarischen Style, sehr mangelt. Diesen hat Hr. R. durch Gedrängtheit des Vortrags, welche nur selten der Deutlichkeit Abbruch gethan hat, in ziemlich hohem Grade erreicht. Es wird nun also darauf ankommen, ob er auch den übrigen Anforderungen an ein gutes Compendium, zweckmäßiger Auswahl, guter Anordnung und Richtigkeit der darzulegenden Sachen, gleichmäßig ein Genüge geleistet habe. Schon ein flüchtiger Blick auf sein Buch ergiebt, daß er in allen diesen Rücksichten seine Vorgänger, wie sich gebühret, fleißig benutzt, aber keinesweges bloß einen Auszug aus ihnen geliefert, sondern häufig die Quellen selbst nachgesehen, und das Resultat eigenes Nachdenkens niedergeschrieben hat. Genauere Prüfung läßt aber auch manche Mängel entdecken. Dahin rechnen wir, was die Anlage des Ganzen betrifft, daß von der äußeren Rechtsgeschichte, die doch auch einen integrierenden Theil der ganzen Rechtsgeschichte ausmacht, zu wenig vorkommt, und daß die Angabe der Quellen und Literatur fast ganz fehlt. Eben so wenig, als bey einer Staatsgeschichte, bey welcher die Schicksale und Ausbildung des Volkes Hauptsache ist, die Erzählung von den wichtigsten Regenten fehlen darf, eben so wenig ist es bey einer Rechtsgeschichte, wo allerdings die Ausbildung der Rechtsätze selbst das Wichtigste ist, zweckmäßig, die Angabe von den einzelnen Rechtsquellen und den berühmtesten Rechtsgelehrten fast ganz in den Hintergrund zu drängen. Wenn also, wie hier der Fall ist, von den einzelnen königlichen Gesetzen nicht ein einziges namhaft gemacht; den Volksschlüssen bis Julius Cäsar nur 1½ S. gewidmet, und dabey die *l. Aquilia* und *Scribonia* gar nicht genannt; wenn ein Alfenus Varus, Papinian, Cajus, Paulus, Ulpian, Modestinus nur erwähnt, gar keine Nachricht von ihren so wichtigen zum Theil noch vorhandenen Schriften gegeben wird, lauter Notizen, die dem Lehrlinge der Rechtsgeschichte so äußerst wichtig sind, und die er nirgends anders als hier erfährt: so ist das doch in der That viel zu wenig. Quellen und Literatur, zwar mit Auswahl, aber doch nicht armlich anzuführen, ist auch gar sehr Bedürfnis bey einem Compendium zum akademischen Unterrichte, welcher nie eine spielende Unterhaltung gewähren, sondern in ein gründliches Studium einleiten soll. Dazu gehört aber nothwendig, besonders bey einer aus so zerstreut liegenden Quellen geschöpften und so einzeln bearbeiteten Wissenschaft, als die Rechtsgeschichte in ihrem ganzen Umfange ist, Angabe

der Quellen, woraus man jede Behauptung prüfen, und der wichtigsten Bücher, woraus man sich weiter unterrichten kann. Dieses in den Vorlesungen nachzutragen, ist viel zu zeitraubend. — Die Perioden sind ohngefähr wie in Hugo's Rechtsgeschichte bestimmt, nur daß die erste bloß die königliche Regierung begreift, und dafür die zweyte Periode 2 Unterabtheilungen bekommen hat, deren erste bis zu den 12 Tafeln geht; daß die vierte Periode nur bis auf Justinians Regierung, diese ausgeschlossen, reicht, und für sie eine fünfte hinzugefügt ist. Daß diese Veränderungen nicht eben Verbesserungen sind, ergibt sich aus des Vf. eigener Bearbeitung, indem er nun weder bey der ersten noch bey der letzten Periode eine Darstellung des Rechtssystems, welches doch den wichtigsten Theil der Geschichte ausmacht, zu liefern vermochte. — Bey den einzelnen Perioden wird regelmässig 1) der physische, ökonomische und politische Zustand des Staats, 2) die Staatsverwaltung, 3) die Gesetzgebung und deren Quellen, 4) das Rechtssystem, 5) das Studium und die wissenschaftliche Bildung geschildert. Wir finden hieby nichts zu erinnern, als daß die 3 letzten Abschnitte dadurch gewonnen haben würden, wenn sie mehr eine historische Entwicklung, als — wie jetzt der Fall ist — eine statistische Darlegung enthielten. Indessen machen wir diesen Mangel dem Vf. nicht gerade zum Vorwurfe, da es, besonders was das Rechtssystem betrifft, noch gar sehr an Vorarbeiten hiezu und an Ausführungen im Detail fehlt, ohne welche ein compendiarisches Werk sich nicht leicht arbeiten läßt. Möglich ist übrigens eine solche eigentlich geschichtliche Ausführung besonders in den späteren Perioden allerdings. Rec. hat sich hievon durch Vorbereitungen zu einem größeren Werke der Art überzeugt, und hofft, wenn Zeit und Umstände die Ausarbeitung und Herausgabe desselben gestatten, auch das gelehrte Publicum davon zu überzeugen. — Was das Detail des vorliegenden Compendiums betrifft: so hat der Vf., was anzuführen oder nicht anzuführen war, grosentheils zweckmässig gewählt, die obigen allgemeinen Ausstellungen und auch einige besondere abgerechnet. So vermissen wir in der Einleitung eine Ausführung über den Werth und Nutzen der Rechtsgeschichte, bey dem §. 210 die Bemerkung, daß die strenge Ehe jetzt seltener wurde, in der letzten Periode eine detaillirtere Angabe der von Justinian an den Rechtsätzen bewirkten Änderungen. — Leider können wir nicht eben so günstig über die Richtigkeit der vom Vf. aufgestellten Behauptungen urtheilen. Nicht selten laufen eigentliche Unrichtigkeiten mit unter; noch häufiger kommen Wendungen und Einkleidungen vor, welche leicht bey dem Leser Irrthümer hervorbringen werden, und wobey man oft der Vermuthung nicht widerstehen kann, daß sie aus ähnlichen Irrthümern des Vf. geflossen seyen. Dieses Urtheil müssen wir belegen. Im §. 34 ff., wo nach der Überschrift nur von der Zeit bis zu den Decemviren geredet wird, kommt Mehreres vor., was spät in die zweyte Abthei-

lung gehört. Hier vermuthen wir keine irrige Ansicht des Vf., aber seine Darstellung kann Andere zu Irrthümern verleiten. §. 38. Daß das unbefriedigende Resultat der Arbeiten der Decemviren Ursache ihrer Absetzung gewesen, möchte sich nicht beweisen lassen. §. 58. Majorität modificirte nicht die väterliche Gewalt, war eigentlich vor der *l. Placitoria* juristisch überall nicht vorhanden. §. 72. Daß bey dem Darlehnscontracte keine Zinsen vorgekommen seyen, ist sehr schief ausgedrückt. Sie waren sehr häufig damit verbunden, aber stets mittelst einer besonderen Stipulation. §. 93. Die Militärtribunen kann man nicht eigentlich Consuln nennen. §. 95. Der Satz, daß Anfangs alle höheren *magistratus praetores* hießen, bis die hauptsächlich für die Gerichtspflege bestimmte Obrigkeit diesen Namen allein erhielt, ist sehr ungenau durch die Worte, „Prätoren, deren Rechte und Obliegenheiten erst jetzt durch Übertragung des Justizdepartements näher bestimmt wurden“ angedeutet. §. 126 *Res judicatae* bezogen sich nicht gerade auf Aussprüche ganzer Rechtscollegien, sondern auch auf die so viel häufiger vorkommenden der einzelnen Richter; *disputatio fori* weit mehr auf den Streit der Parteyen oder ihrer Vertreter, als auf den der Richter. §. 120. Die *leges de provocacione* erklärten nicht das Volk für inappellabel, sondern die übrigen Richter für appellabel. §. 131. Daß schon zur Zeit der freyen Republik das Verhältniß des Hausherrn zu seiner Familie eine sehr veränderte Gestalt angenommen, ist geschichtswidrig. §. 138. Servituten bey beweglichen Sachen kennen wir nicht. §. 147. Eine Verjährung der Freyheit von Servituten möchte zur Zeit der freyen Republik noch nicht vorkommen. Aus §. 156 lernen wir, daß der förmlich enterbte *suus* das Testament rumpirte, ein in allgemeinen Ausdrücken enterbter oder präterirter *querela inofficiosi testamenti* anstellte (!); aus §. 164, daß bey der *Bonorum Possessio intestati* Linealerbfolge eintrat (was doch nur bey den Descendenten Statt fand). §. 175. Das *dominium litis* eines Procurators war nicht bloß als eine bis über den Tod ausgedehnte Vollmacht zu bezeichnen. §. 190. Bey weitem nicht von allen Erbschaften wurden 5 Procente abgegeben: denn gerade die am häufigsten vorkommenden, der nächsten Verwandten, waren von dieser Abgabe frey. Tiberius vermehrte nicht die Abgabe von den Auctionen, sondern verminderte sie: denn die *ducentesima* sind nicht 2, sondern $\frac{1}{2}$ Procent. §. 212. Die Arrogation der Unmündigen wurde von Antonius Pius nicht modificirt, sondern zuerst gestattet. Eine natürliche väterliche Gewalt des *pater naturalis* ist uns und wohl gewiss auch dem römischen Rechte unbekannt. Nach §. 216 soll *auctio*, *legatum* etc. als römische Erwerbungsart nicht mehr üblich gewesen seyn; nach §. 230 sollen *consanguinei* (dem damaligen römischen Sprachgebrauche nach Brüder und Schwäger: von demselben Vater) in *stirpes* geerbt haben; nach §. 234 im Zeitalter der Pandektenschreiber, von welchen doch die Theorie aller Innominatcontracte herrührt, nur zwey existirt haben. §. 249 nennt

vindicatio, actio confessoria und negatoria possessori- sche Rechtsmittel. Im §. 277 werden noch vor dem *Codex Hermogenianus Codices 'Επαρχικῶν* genannt. Die von *Cuiacius Observ. lib. 6. c. 10* angeführten, waren wohl viel jüngere Sammlungen. §. 327. *Lab-bäus* hat nicht eine zweyte Ausgabe der Ekloge der Basiliken besorgt, sondern *observationes et emendationes* zu derselben geschrieben. — Lieber, als diese Flecken, heben wir noch einige dem Vf. eigenthümliche Ansichten und Bemerkungen aus, die, wenn auch nicht alle Beyfall, doch Aufmerksamkeit verdienen. Dahin gehört §. 73 dafs die Stipulation jünger als der *nexus* sey; §. 124 eine mittlere Meinung zwischen der älteren und neueren Ansicht von der Befugniß oder widerrechtlichen Annahmung der Präto-ren bey ihren Edicten; §. 155 dafs das *legatum per vindicationem* und *damnationem* die ältesten und Haupt-Arten, namentlich das *legatum finendi modo* aus jenen beiden zusammenge setzt sey; §. 169, zwey Versuche, die noch nicht gehörig erklärten Siglen in der cisalpinischen Proceßordnung Cap. 20. Z. 30 zu erklären (schwerlich gelungen); §. 174 *Paulus sen-*

tent. lib. 2. tit. 5 wird mit Zuhülfenahme von *Plau-tus Mostellar. 3, 1. v. 120 sq.* so erklärt, als ob die Strafe der Pluspetition nur dann eintrete, wenn ei-ner mehr als Capital und Zinsen fodere (wohl unrich-tig); nach §. 250 sollen Conditionen ein besonderes summarisches Verfahren seyn. Die Beweisstelle *Au-relius Victor C. 15* paßt nicht, in welchem der drey Werke dieses Schriftstellers man das Capitel auch auf-schlage. — Der Druck des Büchleins ist ausgezeich-net correct. Um desto mehr verdienen folgende zum Theil den Sinn entstellende Druck- oder Schreib-Fehler bemerkt zu werden. §. 54. *Ante consulem* l. *Co-ram Consule*. §. 145. *diei* l. *dotis*. §. 155. *Legate* l. *Codicille*. — Schliesslich müssen wir noch den Vf. aufmuntern, uns seinem in der Vorrede gegebenen Versprechen gemäß eine der gegenwärtigen ähnliche Bearbeitung der deutschen Rechtsge schichte zu lie-fern. Das Unternehmen wird, wegen grösseren Man-gels an Vorarbeiten, schwieriger, aber eben deshalb auch, wenn es gut geräth, noch verdienstlicher, als das gegenwärtige seyn. S.

K L E I N E S C H R I F T E N.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Karlsruhe*, b. Müller und in Commission b. Mohr u. Zimmer in *Heidelberg*: *Ideen zu einer leicht ausführbaren Steuerperiquation in einem Staate wie das Großherzogthum Baden.* 1808. 74 S. 8. (8 Gr.) Hr. *Hofer*, welcher sich in der Vorrede als Vf. dieser Schrift nennt, hat die hier dargestellten Ideen über Steuerausgleichungen schon früher in einer im Jahr 1798 (zu Rotweil, im Verlag der Schulbuchhandlung) herausgegebenen Abhandlung über das Kreis-matricularwesen dem Publicum mitgetheilt. Die gegenwärtige Schrift enthält hauptsächlich eine genauere und ausführlichere Ent-wicklung der dort vorgetragenen Sätze, und kann immer als ein nützlicher Beytrag zur Theorie des Steuerwesens angesehen werden. Nach dem Vf. lassen sich nur 2 Methoden denken, wonach eine verhältnißmäßige Steuervertheilung zu bewerk-stelligen ist. Entweder muß man das angenommene Staats-Steuer-Simplum nach einem billigen Durchschnittsmaßstab auf die Provinzen, sodann das Provincial-Steuer-Simplum auf die Districte, nämlich die Oberämter und Ämter, das Amts-Steuer-Simplum auf die Gemeinden, und endlich das Gemeinde-Steuer-Simplum auf die einzelnen Steuerpflichtigen repartiren; oder man muß von unten anfangen, nämlich den Steuerfonds eines jeden einzelnen Steuerpflichtigen herstellen, aus dem Steuerfonds der einzelnen Steuercontribuenten den der Communen, aus dem Steuerfonds der Communen den der Ämter, und endlich aus dem Steuerfonds der Ämter den der Provinzen zusammensetzen. Der Vf. nennt die erste Methode den synthetischen, die andere hin-gegen den analytischen Weg. Er giebt mit Recht der analy-tischen Methode den Vorzug, und bemüht sich aus einander zu setzen, wie auf diesem Wege am zweckmäßigsten zu verfahren sey, um Gleichheit der Besteuerung zu bewirken. — In Anse-hung der hier vorgetragenen Sätze stimmt Rec. mit dem Vf. vollkommen überein; nur hätte er gewünscht, dafs diese Schrift vor dem Abdruck von manchen Provincialismen und undeut-lichen Redensarten befreit worden wäre, die den Inhalt selbst bisweilen unverständlich machen. So findet man z. B. darin häufig die Ausdrücke *Steuerfassung, bedürftenden Falls, Steuer-betreffnisse, in Abschied bringen* u. s. w. M.

Hof, b. Grau: *Der Staat in der Idee und die Gültigkeit des Gesetzes in demselben, mit Hinsicht auf das Staatsrecht.* Ein Versuch. 1806. 48 S. 8. (8 Gr.) In der Vorrede bezeichnet der Vf. selbst seine Schrift als einen Versuch, bey dem er manche Winke anderer gelehrter Männer benutzt habe. Rec. hat dies vollkommen bestätigt gefunden. Eine philosophische Einleitung, deren Zusammenhang mit dem Gegenstande des

Versuchs selbst Rec. aber nicht einseht, geht der Unter-suchung voraus, den Staat in der Idee aufzustellen, und das Ge-setz in demselben als gültig zu begründen. Der Ursprung des Staats ist nach dem Vf. das Entstehen des Menschen selbst, das Erwachen seiner Vernunft. Er ist nicht entstanden durch Vertrag, weder durch ausdrücklichen, noch durch stillschwei-genden, der erste ist nicht vorhanden, der zweyte ist nicht er-weislich; er ist nicht Object des Zufalls oder der Willkühr, denn zu allen Zeiten und an allen Orten sehen wir Staaten (also auch bey den Pecheras?). Der Staat ist absolute Noth-wendigkeit, seine Entstehung ist der Mensch als Mensch, d. h. als vernünftiges Wesen, (denn ehe seine Vernunft erwacht, ist er noch nicht Mensch, sondern nur ein dem Menschen ähnli-ches Thier), und die Natur. Ein psychologischer Zwang nöthigt jeden in den Staat zu treten. Der Zweck des Staats ist Vollkommenheit, er ist unendlich, sonst müßte der Staat einst aufhören können. Der Staat hat 4 Hauptepochen seines Le-bens, er ist Demokratie in seiner Kindheit, aus ihr bildet sich Aristokratie, aus welcher Monarchie, die größte männliche Kraft des Staats, hervorgeht; diese artet endlich aus in Despo-tie. Principe dieser verschiedenen Lebensepochen des Staats, sind dem Vf. nach Montesquieu, in der Republik Freyheits-sinn und Liebe zum Vaterlande — Tugend, in Monarchien Ehrgeiz, in der Despotie Furcht und blinder Gehorsam. Die Existenz des Staats beruht auf Gesetzen. Rechtliche Gleichheit soll in dem Staate seyn; diese kann nur erreicht werden dadurch, dafs der Einzelne seine Freyheit durch die Freyheit der übrigen be-schränkt. Der Staat muß das Recht garantiren; demzufolge kann er denjenigen, der dasselbe verletzt, bestrafen. Die Ge-setze, deren es zur Befestigung des Staats bedarf, giebt der Regent, dessen Gewalt in 3 Hauptzweige, in die gesetzgeben-de, richterliche und ausübende zerfällt. Die Gesetzgebung ist entweder öffentliche oder Civil-Gesetzgebung. Der Zweck der Criminalgesetzgebung, eines Zweiges der ersteren, ist Abschre-ckung. Todesstrafen darf jedoch der Staat nicht verhängen, denn er entretret dem Menschen dadurch seine Persönlichkeit. Der Vf. wiederholt auch hier nur, was schon vor ihm von An-deren ungleich gründlicher vorgetragen ist.

Aus dem angegebenen Inhalte der Schrift leuchtet hervor, dafs man sich sehr täuschen würde, wenn man daraus neue Be-lehrungen zu erhalten hoffte. Selbst eine treffende, zusam-menhängende Darstellung der von Anderen entlehnten Sätze ver-mißt Rec. gänzlich. Der Vf. wird ihm daher den Wunsch nicht verargen, dafs dieser erste Versuch auch der letzte bleiben möge! P. d. G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 M Ä R Z , 1 8 0 9 .

M E D I C I N .

KÖLN, b. Keil: *Briefe für Ärzte und Nichtärzte über die Aftermedicin und deren Nothwendigkeit im Staate.* Ein Beytrag zur medicinischen Policy. Von J. G. Rademacher. XII Jahr. 259 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. ist schon durch mehrere Aufsätze vorthellhaft bekannt, und zeigt auch durch diese Arbeit, daß er die Nachtheile der Aftermedicin gut kenne, ungeachtet er sich die Mienegiebt, dieselbe im Staat als nothwendig zu erweisen. Sollte er aber nicht besser gethan haben, wenn er, anstatt diese angebliche Nothwendigkeit zu erweisen, gesagt hätte, daß in einem Staate, wo Mangel an Geistescultur und schlechte Policy herrsche, die Pfscherey als eine *nothwendige Folge*, und als ein beynahe unvermeidliches Übel, dem die Ärzte mit allen ihren Klagen zu widerstehen nicht vermögen, zu betrachten sey? Wenigstens ist bey uns Deutschen der Fall nicht so oft, und wir sind himmelweit entfernt, dieses Übel für so nothwendig anzusehen, als der Vf. aus dem überrheinischen Lande hier beschreibt. Unsere Policy fängt überall an aufzuwachen, überall macht die Gesundheits- und die Medicinal-Policy rasche Fortschritte, und wir dürfen uns nicht mehr mit den Pfschern persönlich herum schlagen, seitdem man von Seiten des Staates ernstlich gegen dieselben arbeitet. Nur hin und wieder giebt es noch kleine Staaten, wo es bloß an der Aufklärung — nicht sowohl des Pöbels, als selbst — der Beamten liegt, wenn diese Pest noch nicht überall verschleicht. Rec. kann sich, leider! auf seine eigene Erfahrung berufen, und hat in dieser Hinsicht gegenwärtige Schrift mit Vergnügen gelesen, weil er fast bey jeder Stelle das *tout comme chez nous* auszurufen gezwungen war. Nichtsdestoweniger hielt es Rec. immer unter seiner Würde, gegen Pfscherey zu hadern, und dieselbe zu denunciiren. So lange man nicht die Regierung zur Aufstellung und zur Handhabung einer zweckmäßigen Gesundheitspolicy bewegen kann: so lange wird man auch gegen dieses verheerende Gefindel zu kämpfen haben. Daß übrigens der Vf. diese Schrift für Nichtärzte bestimmte, kann Rec. gar nicht billigen. Die Art seines Vortrags, in dem das Paradoxe und die Perissage im hellesten Licht, die reine Wahrheit aber nur im Hintergrund steht, ist für blöde Augen nicht gut. Es giebt unter den Laien ohnehin so viele, die nicht nur, wie *Roussseau*, den Ärzten, sondern auch der Kunst nicht

hold sind; und warum soll man diesen halbgelehrten Dünkel durch solche Schriften nähren?

Im 1 Brief zweifelt der Vf., ob die Menschen wirklich in der Stille und ohne Eigennutz etwas fürs allgemeine Beste thun. Dieser Zweifel beweist, daß der Vf. die Welt noch nicht von der besseren Seite kennt, und von so manchen Menschen nichts weiß, die durch ihre sittliche Ausbildung für die Fortschritte der Wahrheit sogar bedeutende, nie bekannt gewordene Aufopferungen machen. Daß diese Menschen nicht zahlreich seyen, glaubt Rec.; zumal wird dies eine seltene Sache in einem Lande seyn, wo die geistige und sittliche Ausbildung durch einen vieljährigen Krieg ins Stocken kam, und bey der neuen Ordnung der Dinge die Staatsverwaltungen und die moralische Cultur nicht sogleich wieder hergestellt sind. Der 2 Brief fängt mit dem Begriff der Pfscherey an. Sollte wohl die preussische Policy im Gelderschen zu ohnmächtig gewesen seyn, den Bauer zu Punt, der bis an seinen Tod fortpfuschte, daran zu hindern? Der Vf. spricht hier den vorgeblichen Wundern das Wort, vermuthlich nur um paradox zu seyn. Denn der Schaden, sollte auch durch Imagination ein Kranker geheilt werden, ist in aller übrigen Hinsicht nicht zu berechnen, und keine wohlgeordnete Policy kann solchen Unfug dulden, ohne sich bey der Menschheit verantwortlich zu machen. Auch giebt es dergleichen Auftritte nur in jenen Ländern, die dem Lande des Vfs. gleichen, von dem er im 3 Briefe sagt: „Auch kein Schatten von geistiger Cultur herrscht hier; alle Künste und Wissenschaften sind contrebant; wirkt einmal das Schicksal einen Menschen hieher, der einigen Sinn für Wissenschaften hat: so währt's ein paar Jahre, und dahin ist aller Trieb sich zu vervollkommen.“ Sehr treffend beschreibt der Vf. im 4 Brief die Pfscherey der Chirurgen, die sich doch in der ganzen Welt überall gleich ist. Wenn der Vf. jedem Arzt rath, mitleidig dieselben zu behandeln: so hat er Recht, ihr Schicksal verdient es; aber ein aufgestellter Arzt, ein Phycus würde hieran sehr übel thun, indem es ihm von Amtswegen obliegt, dieselben wie jeder anderen policeylichen Medicinalunordnung zuvorzukommen. Der 5 Brief enthält die Pfschereyen der Apotheker, wogegen doch bereits alle Gesetzbücher uns sichern. Dem gelehrten Pharmaceutiker giebt der Vf. vorzüglich den Rath, seine Gelehrsamkeit ganz beyseite zu setzen; er betrachte sich bloß als Kaufmann, die Kranken als Käufer seiner Waare und die Ärzte als Makler, dann wird er gewiß ein ruhiges und vergnügtes Leben haben.

Gott bewahre uns vor solchen Apothekern und Ärzten!! Im 6 Brief kommen die Frau Bafen, die Adepten und die Klöster an die Reihe, und im 7 Brief wird endlich erwiesen, daß ohne die Pfscherey zu wenig Ärzte im Lande wären. Für 46340 auf 22 □ Meilen vertheilte Menschen sind freylich 6 Ärzte wenig, zumal wo die Wege schlecht sind. Aber in Sachsen sind vielleicht 20 Ärzte auf eben diesem District, und der Pfscherey ist doch nirgends ein Ende; die Zahl der Ärzte macht also die Sache nicht aus. Der Vf. zeichnet hier das Angenehme und Unangenehme seiner Landpraxis mit lebhaften Farben, erklärt sich nichts destoweniger für dieselbe, beneidet keinen Stadtarzt, und sieht die Leibärzte kleiner Herren als die unglücklichsten Geschöpfe an, weil ihr Glück ganz von der Laune ihrer Herren und der übrigen Excellenzen abhänge. Rec. kennt freylich viele dergleichen Opfer ihrer Unwissenheit und ihres Schwachsinnes; da er aber selbst Leibarzt ist, und noch mehrere aus dieser Classe kennt, die in diesem Fall ihrem Herrn, wie *Selle* Friedrich II, sagen würden: ich bin ein freyer Mann, mir gefällt es nicht länger ihr Arzt zu seyn: so kann er den Vf. überzeugen, daß nicht alle seine Collegen an Höfen sich es gefallen ließen, von ihren Fürsten und Helfershelfern jede Schmach mit verbissener Wehmuth zu erdulden. Aber freylich muß man dann die Praxis nicht ausüben, wie sie der Vf. im 8 Brief schildert. Was für ein Arzt sollte sich in diesem Fleck der neuen Monarchie ein Erbbegräbnis kaufen? Im 9 Brief sagt der Vf.; daß alle Medicinalgesetze unnütz wären. Hievon könnten wir ihm in Deutschland wohl das Gegentheil erweisen. Wo die Gesetzgeber und die Beamten wollen, wo sie sich mit den Ärzten darüber verstehen, da ist die Ordnung bald hergestellt. Dies sieht man vorzüglich im Badischen, und nunauch im Bayerischen und Salzburgerischen, wo man dergleichen Unordnungen vermuthlich weniger der Gesetzgebung und der Policy, als den Ärzten und der Unvollkommenheit ihrer Kunst, zur Last legen wird. Die Ärzte theilt der Vf. in Originalköpfe und ihre Trompeter, in Sonderlinge (Eklektiker) und Nachbeter. Von den letzteren schwören einige immer auf das, was sie *zuerst*, und andere, was sie *zuletzt* lasen. Sehr wahr! und Rec. hat immer gefunden, daß unter den ersteren fast immer die älteren Ärzte, oder auch jüngere, gefunden werden, die in ihrer Ausbildung zurückblieben, und die Fehler ihres Zeitalters nicht gern ablegen; die letzteren aber sind meistens junge Ärzte, die ihrem Zeitgeist vorlaufen, und durch blinde Anhänglichkeit an unstatthafte Theorien wirklich nicht wenig gefährlich sind. Der 10 Brief bezeichnet den Neid der Ärzte in Städten gut, und mit vieler Wahrheit und Herzlichkeit wird das Unvermögen der Kunst bey unheilbaren Fällen dargestellt. Aber vergessen hat der Vf., daß die Zuversicht auf die Geschicklichkeit des Arztes auch der größte Trost ist, und der Arzt in solchen traurigen Fällen, wie *Stoll* und *Frank*, theilmehrender Freund seyn muß; wo er als Arzt nicht mehr nützen kann. Ungern las Rec. die Note, daß in der preussischen

Medicinaltaxe für den ärztlichen Besuch 12 Groschen bestimmt seyen, gerade an dieser Stelle, wo sie sogar nicht hingehört, sondern im 11 Brief, wo der Geiz der Ärzte als Ursache der Pfscherey angeführt wird, ihren gehörigen Ort gefunden hätte. Leider könnte Rec. dem Vf. noch manches Beyspiel mittheilen, und zwar von sehr berühmten Ärzten, bey denen diese Sünde mehr als unverzeihlich ist. Nichts destoweniger findet er es der Humanität gebildeter Menschen zuwider, daß man die Leute öffentlich nennt, und es ist gegen die Würde eines Schriftstellers, die persönlichen Fehler seiner Collegen zur Schau zu stellen. Auch kann Rec. hier sich kaum des Gedankens erwehren, daß der Vf. sich an manchem Original seiner Copieen ein wenig zu rächen vorgenommen habe. Die unnöthige Vertheuerung der Recepte und die Nachlässigkeit der Ärzte in Beforgung der Armen zählt der Vf. im 12 Brief mit Recht unter die Ursachen, die die Ärzte bey dem Landvolk verhasst machen. Für Ersteres kann man ja bey der Bildung junger Ärzte sorgen, und Letzterem ist beynahe in allen bedeutenderen Staaten Deutschlands abgeholfen, nur bey kleinen Regierungen will es damit nicht vorwärts; dort hat ein humaner Arzt freyes Feld; seine Geduld, seinen Eifer und seine Uneigennützigkeit zu prüfen. Dort, wiebeym Vf. 13 Brief, ist vorzüglich der geringe Grad der geistigen Cultur die nächste Ursache der Pfscherey, und der Arzt, meint der Vf., müsse sich mit Geduld dar- ein ergeben. Die Cultur eines Volkes trägt freylich hiezu sehr vieles bey, zumal wenn sie auch bey den Beamten nicht weiter fortgerückt ist. Hingegen gehört es zum *Savoir faire* des Heilkünstlers, sich in diese Lage zu fügen, und trotz Vorurtheilen, Sitten, Sprache, Religion und Stand dennoch seinen Zweck zu erreichen. Ein Gesundheitsbeamter hingegen hat gegen dies Übel nicht an Krankenbette, sondern durch die amtlichen Behörden zu wirken. Der 14 Brief hat dem Rec. vor andern gut gefallen; er erzeugt von den lichten Begriffen des Vfs. und einem reinen Streben, alle Einseitigkeit in der Theorie zu vermeiden. Er findet weder in dieses noch jenes Systems obersten Grundsätzen Befriedigung, oft nicht in der Verbindung aller derselben, und dennoch in jedem etwas Wahres und Gutes. Daher muß wirklich der Arzt auch alles kennen; daher das *multum scire et pauca agere* des *Baglivi*; daher die allgemeine Schätzung einer *Empiria rationalis*; daher endlich die abweichenden Gesinnungen (nicht Grundsätze) und die Medicasterey selbst unter Ärzten. Die Bestimmung der Einwirkung der Arzneysubstanzen auf den Körper unterliegt ebenfalls noch mancher Schwierigkeit. Schön und bieder bekennt der Vf., daß auch er die Fesseln seines Zeitalters trage, die er zu entfernen sich bemühe; er schlägt hiezu das Studium der Alten vor, und Rec. billigt diesen Vorschlag vollkommen. Als Wissenschaft macht der Vf. der Heilkunst Vorwürfe, die sie nicht verdient. Denner bedenkt nicht, daß sie sich auch als solche mit allen übrigen Erfahrungswissenschaften keck messen darf. Sie ist, wie die Politik und wie die Kriegskunst, das

Resultat der Beobachtungen, und fodert auch das nämliche Genie, das nämliche praktische Gefühl, über welches sich der Vf. im 15 Brief erklärt. Rec. hat diese Erklärung schöner und bestimmter bey *Zimmermann* im Buch von der Erfahrung gefunden. 16 Brief. Sollte es dem Vf. wohl Ernst gewesen seyn, wenn er sagt, daß seines Wissens es noch Keinem gelungen sey, mit *einiger Wahrscheinlichkeit* die Ursache anzugeben, warum der Charakter der acuten Krankheiten in einer Gegend eine Zeit, oft eine sehr lange Zeit sich gleich bleibe? und wie sollte wohl dieß Gleichbleiben die Pflucherey begünstigen? Ein Arzt, der den thierischen Organism kennt, darf nur wenige Blicke in die äußere Natur gethan haben, um ihre wechselseitigen Verhältnisse aufzufinden. Viel richtiger aber ist, daß die heilenden Kräfte der Natur, die sich in immer und überall gleich bleiben, ohnerachtet sie von den Ärzten oft auf verschiedenen Wegen geleitet, gemeistert und gehindert werden, die Pflucherey begünstigen. Eben dieß ist, 17 Brief, bey unheilbaren Krankheiten wahr, wo verzweifelte Kranke, aber doch nur die ungebildeten meistens, noch alles versuchen, was ihnen je Hoffnung zu geben vermag. Eine gute Policy klopft solche Mirakelmänner nichts destoweniger auf die Finger, weil nur ihr Daseyn und ihr Ruf bey dem Pöbel die verzweifelten Kranken an diesen fast immer schädlichen Schritt erinnern. Leider leiden die größeren Städte am meisten an diesem Ubel, und das *difficile est, satiram non scribere*, wird hier manchem dort prakticirenden Arzt einfallen. Auch gehört wirklich von Seiten des Kranken eine gute Dosis Starkmuth und Zutrauen auf die Kunst und seinen Arzt dazu, wenn er von der Unheilbarkeit seiner Krankheit überzeugt seinem Tode langsam und ruhig zusehen soll. 18—19 Brief. Der Vf. sagt hier, daß es ihm zuwider sey, über die Gesetzgebung irgend eines Staates zu urtheilen. Rec. glaubt, daß gerade dieß der einzige Weg sey, jenen vorgetragenen Übeln abzu- helfen. Wenn der Staat einem ärztlichen Collegium seine Stelle in der Reihe der Staatsverwaltungen anweist; wenn er mittelst desselben für die Erziehung, Prüfung, Anstellung und Befoldung, für die beständige Aufsicht und einen zweckmäßigen Ge-

schaftsgang in wissenschaftlicher sowohl, als policeylicher Hinsicht bey den angestellten Ärzten besorgt ist; wenn man nicht nur die Policy des Medicinalpersonales, sondern auch die gesammte Gesundheitspolicy besser cultivirt und ausübt; wenn das Landvolk durchaus verhältnismäßig mit Chirurgen versehen ist, und alle diese Chirurgen in beständigem unmittelbarem Verkehr mit ihrem Physicat stehen; wenn sie in wissenschaftlicher Hinsicht sowohl, als in Hinsicht des Dienstes, beständig von demselben geleitet werden; wenn der Physicus als Staatsbeamter von den übrigen technischen Heilkünstlern genau unterschieden, vom Staat bezahlt, nur dazu bestimmt wird, die gerichtlichen und policeylichen Medicinalgeschäfte zu besorgen u. s. w.: bey einer solchen Lage der Sache kann Rec. nicht absehen, warum man gehörig gebildeten Chirurgen die innerliche Praxis; und sogar die Abgabe der nöthigsten Arzneimitteln nicht erlauben sollte, und *erlauben müsse*, wenn man ernstlich für die Gesundheit des Landvolkes sorgen will. Es ist unmöglich, und in mancher Hinsicht schädlich, auf jedes Dorf einen gebildeten Arzt zu setzen, und jede Gemeinde will doch besorgt seyn! Wenn ein Landchirurg auf einer Seite auch Etwas versteht: so ist der Schaden doch noch immer geringer, als er jetzt ist, wo der Landmann, des hohen Preises und der Entfernung wegen, den Arzt gar nicht ruft. — 20 Brief. Sehr wahr ist, daß das Genie durch gelegte Hindernisse nur mehr geschärft und thätiger werde. Der Vf. hat durch die traurigen Folgen der Medicinalgebrechen, die er zwar gar nicht hoch anrechnet, aufmerksam gemacht, doch wenigstens wichtige Fingerzeige gegeben, wo man bey der Verbesserung hinzusehen hat. Rec., der eben so, wie der Vf., seit 20 Jahren alle Medicinalgebrechen um sich her verbreitet sah, aber die Folgen derselben auf rein moralischer Seite viel höher anschlug, ohne etwas dagegen zu vermögen, versichert, daß gerade diese Lage und diese Unordnung ihn zum ernsthaftesten Nachdenken über diesen Gegenstand anspornte, und nahe und ferne zur zweckmäßigen Verbesserung dieses Verwaltungszweiges das Seinige beyzutragen bestimmte.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Leipzig, b. Weigel: *Briefe über das Studium der Medicin*. Für Jünglinge, die sich ihr widmen wollen. 1806. 132 S. 8. (9 Gr.) Rec. bekennet, diese Briefe bey so manchem darin befindlichen Sonderbaren, und bey so vielen Ausdrücken, die dem großen Heiligen unseres Vfs., *Paracelsus*, keine Schande gemacht haben würden, nicht ganz ohne Befriedigung aus den Händen gelegt zu haben. Folgendes ist kürzlich der Inhalt: 1 Brief. Unterschied zwischen dem mittelmäßigen und guten Arzte. Vorkenntnisse, außer den allgemeinh., jedem gebildeten Manne nöthige: Studium der Alten; Homer (was man nicht alles in dem guten Altvater findet!), Plato, Sophokles und andere ihm verwandte Geister; Hippokrates, Lucretz (gegen welchen *Cicero* sehr schlecht wegekömmt); Plinius; von diesem ein Übergang auf die nützliche Lectüre der Reise- und Länder-Beschreibungen. 2 Brief. Ob der Arzt an seinem Kranken persönlichen Antheil nehmen dürfe, oder ob das Studium seiner Wissenschaft jenen überwiegen müsse? (In gewisser Rücksicht wird beides

bejaht.) 3 Br. Unentbehrlichkeit gründlicher Naturkenntnisse für den Arzt. Begriff des Lebens in der Natur: „Alle geschaffenen Dinge sind lebendige Abbilder des göttlichen Verstandes, und in ihnen ist das ewige Gesetz der Natur ausgedrückt.“ — „Wir müssen die Bildung von Völkern und anderen Meteo- ren aus denselben Gesetzen erklären, wie die Absonderung der verschiedenen Feuchtigkeiten in unserem Körper, oder wie die Entstehung von Gedanken in unserem Geiste.“ Denn die Meteo- ren sind nichts anderes, als Gedanken des allumfassenden lebendigen Geistes, welchen wir Luft nennen. Alle aber sind elektrischen Ursprungs, und nicht nur die feurigen allein.“ — „Wie die Sonne ihre Planeten liebt, und sie mit ihrem Licht und Leben befruchtet, sind auch die anderen Sonnen mit ihren Planeten in lebendiger Liebe vereinigt, und die Ausdrücke: Attractiv- und Repulsiv- Kraft sind wahre Schandmale unserer bis ins Innerste erstorbenen Zeit! Nein, es giebt keine Attractiv- und keine Repulsiv- Kraft, die Natur weiß nichts von solchen Höl-

zernen abgetandenen Worten. Wenn der Mann des Weibes begehrt, und das Weib nach dem Manne verlangt, nennt ihr das Attractiv- und Repulsiv-Kraft? Liebe ist es! Und was ist anders als Liebe, was die Planeten an ihre Sonne und die Sonne an ihre Planeten kettet? Ewig, unaussprechliche, lebendige Liebe ist, Streben nach Vereinigung, und keine todte Kraft (ein widerfönniger Ausdruck, wie todttes Leben und lebendiger Tod).“ Dieses wird im folgenden Briefe S. 45 mit fast ins Spielende fallenden Ausdrücken noch weitläufiger auseinandergesetzt. — Über den Vortheil von Selbstarbeiten über Gegenstände der Wissenschaft: „Wer nie den Mund zum Sprechen öffnet, wie mag er reden lernen? Also kann auch Jemand, der sich nicht gewöhnt, seine Gedanken niederzuschreiben, nie denken lernen. Und wer nicht aus seinen eigenen Schriften das Meiste lernt, der ist ein Schwachkopf, und muß in Hinsicht auf Wissenschaft und Kunst für impotent erklärt werden. — Lassen sie sich den Schweiß, den Ihnen die ersten Versuche dieser Art kosten, nicht abschrecken, sondern arbeiten sie mit treuem Eifer unermüdet im Stillen fort.“ u. f. w. — Sollte aber ein lange fortgesetzter Fleiß im Selbstarbeiten Sie mehr verwirren als erhellen über das Wunder der Welt, und gar kein Erfolg sich zeigen: so legen Sie Feder und Wissenschaft nieder, und sehen sich um nach einem anderen Beruf“ u. f. w. 4 Br. Über die seit 10—20 Jahren veränderte Gestalt der Wissenschaft. — „Die Albernheit der gangbaren Physik“ in einigen Beyspielen gezeigt: dem Lichte, als der Seele der Natur. — „Licht, Leben, Wärme, Seele, sind nur verschiedene Namen für eine und dieselbe Sache; und es ist ganz gleich, welchem unserer Sinne der ewige Geist des Lebens erscheine, ob dem Gesicht, oder dem Gefühl“ (oder dem Gehör als Schall, wie unmittelbar vorher gesagt wurde). — Hierauf eine — ziemlich derbe — Widerlegung der gewöhnlichen Vorstellungen vom Lichte, Wärme- und Brenn-Stoffe, Electricität und Magnetismus (wzu noch weiter unten S. 101 der Galvanismus kommt, der nichts ist als „vollkommenste und sichtbarste Erscheinung des chemischen Processes“). Ein Grund von dieser herrschenden mechanischen Naturanschauung, daß die Physik meistens von Mathematikern gebaut wurde — „Auf dem Gebiete der Physik hat sie (die Mathematik) durchaus nichts zu schaffen“ u. f. w. — „Es ist Unflinn, die Bewegungen der himmlischen Körper aus Gesetzen der Mathematik erklären zu wollen.“ (Dieses steht S. 61, wofür die Leser unserm Worte nicht trauen wollen; den Beweis davon hier anzuführen, werden sie uns hoffentlich erlassen.) — „Es muß uns daher freuen, daß in unseren Tagen Männer aufgestanden sind, die sich bemühen, die Mathematik in ihre Grenzen zurückzuweisen, die Naturwissenschaft aber so zu befestigen, daß ein fernerer Einfall und Landung jener feindlichen Macht schwerlich zu fürchten ist.“ — 5 Br. Noch etwas zur Fortsetzung des Vorigen. Über den Einfluß der himmlischen Körper auf einander — Empfehlung des Studiums der Physik. Über Logik und Psychologie: erstere wird (wie sich leicht vermuthen läßt) sehr herabgewürdigt. Nicht besser gehts der Psychologie — im Vorbeygehen ein Wort über die unter dem Einfluße derselben stehende Pädagogik, „welche (,) schon vorher ein Meisterstück der herrschenden Ideenlosigkeit (,) dadurch zur völligen Nullität herabgesunken ist.“ — 6 Br. Kurze Übersicht der Naturgeschichte: „des Stufenganges, nach welchem sich der Geist der Natur von seiner unvollkommensten Erscheinung bis zu seiner allerhöchsten und reinsten bildet.“ — „Die Eintheilung der Natur in organische und anorganische“ (auch unser Vf. bedient sich dieses nicht regelmäßig geformten Wortes) „findet in der Natur selbst nicht Statt, sondern ist bloß eine menschliche Betrachtungsweise derselben.“ — Bildung der Krystalle als Beyspiel des höheren, tieferen, geistigen Lebens. Streben nach Vegetation in der Bildung des Dänenbaums. — Pflanzenreich — Loß Linné's, dessen *Philos. bot.* und *Werners* Schriften in mineralogischer und geologischer Beziehung, sehr empfohlen werden (doch scheint der Vf. in Kenntniß der sogenannten Naturreiche ziemlich zurück zu seyn). — Thierreich: „Je ein Thier hat immer nur Einen Hauptcharakterzug, der Mensch aber vereinigt alle Charakterzüge der Thiere in sich, und ist deshalb vernünftiger. Daß die Thiere bey allem entschiedenen Mangel an Vernunft dennoch Anlagen und Fähigkeiten zeigen, die wir geläutert und zu Einer Kraft vereinigt, im vernünftigen Menschen wiederfin-

den, wird Sie keineswegs wundern, wenn Sie bemerken, daß dieß alles ja Eigenschaften des Geistes der Erde selbst sind, der sich nur in verschiedene Thiergestalten vereinzelt hat. Nämlich die Erde ist klug, gelehrig, königlich, großmüthig, die Erde hat Kunsttriebe, aber sie hat alle ihre Anlagen und Eigenschaften bloß einem einzigen ihrer Kinder ganz, und aus der Fülle ihres unendlichen Reichthums eingeboren; das ist der Mensch, ihre schönste Blume, ihr vollkommenstes Thier“ u. f. w. — Nothwendigkeit des Studiums der Anatomie und deren Verbindung mit der Physiologie. Ueber das Studium der Chemie — richtigere Bestimmung der mancherley Stoffe als „verschiedener geistiger Aufserungen der Einen und selbigen Naturseele, die in allen Dingen ist.“ — „Licht ist die männliche zeugende Kraft der Natur, welche vermittelt der Atmosphäre sich der Erde mittheilt, und Wasser die weibliche Kraft, welche den himmlischen Strom des Lichts in ihren Schoß aufnimmt, und daraus die Gestalten aller Lebendigen auf Erden entwickelt.“ — Ueber das Studium der *Materia medica*, und dabey kräftig gegen die „verfluchte“ Schwächungsmethode durch ausleerende Mittel; gemäßigtes Lob des Brownischen Systems; Anpreisung des Studiums „mehrerer für Schwärmer verschiedener Ärzte, Alchymisten und Naturforscher — besonders des unsterblichen *Theophrastus Paracelsus*.“ 7 Br. Ueber Pathologie und Therapie. — „Der Mensch, der die Kräfte alles Lebendigen in sich begreift und daher Vernunft hat, ist der Krankheit eben deshalb unterworfen, weil alle Bildungen der Naturkraft in ihm vereinigt sind. Jede Krankheit ist also zu betrachten, wie eine besondere Eigenschaft des allgemeinen Lebensgeistes, die über die anderen ebenfalls im Menschen gegenwärtigen Kräfte der Welt die Oberhand gewinnt; jede Krankheit ist gleichsam eine Pflanze oder ein Thier“ u. f. w. (Dieses wird durch das Beyspiel des Wassers erklärt, welches vom Lichte gewärmt und befruchtet und in seiner lebendigen Mischung verändert, aus seinen vorhin vereinigten Kräften Insekten und Gewächse erzeugt.) — „Jede Krankheit ist eine besonders hervortretende Eigenschaft des Weltgeistes, ein einzelner Gedanke von ihm.“ — „da sie nun etwas Einzelnes, von der Harmonie des Ganzen sich Absonderndes ist, so ist sie von der Natur des Thiers, der Pflanzen u. f. w. jegliche nach ihrer Art. Es folgt ferner, daß alle Krankheiten ihrem Wesen nach gleich sind — eine wahre Grenze zwischen Stenie und Asthenie zu ziehen, ist durchaus unmöglich, da alle Krankheiten innerlich gleich sind, und ein bloßer gradueller Unterschied unter ihnen Statt hat.“ — Widerlegung des Brownischen Grundsatzes der Erregbarkeit (nach Rec. Urtheile treffender, als viele der von uns angeführten Stellen) und dessen, was die meisten Physiologen unter Irritabilität, Sensibilität und Lebenskraft annehmen. Wie man sich irre, wenn man die Wirkung der Arzneien auf den Kranken bloß körperlich annimmt (wovon schon im 2. Br. die Rede gewesen war) — „Eine bloß körperliche Arznei, wenn es eine geben könnte, müßte den Organismus augenblicklich tödten.“ — „Alle — materiellen Stoffe und Schärfen sind dem lebendigen Begriff des Organismus durchaus zuwider, denn er ist Geist; so sind auch natürlich die darauf gebauten Theorien von Krankheiten — durchaus abgeschmackt, und ein auf solche irrige unerwiesene Voraussetzungen gegründetes Heilverfahren schlechterdings irrig, wenigstens der Theorie nach, denn in der Ausübung trifft auch der blinde Empiriker zuweilen das Rechte, durch Instinct oder Ueberlieferung, und die Natur nimmt sich in seinen Händen selbst höher und geistiger, als er es ahnden kann.“ — Erläuterung dieses durch Heilung der Krankheiten vermittelt der Erregung angenehmer Leidenschaften: „Es bleibt also dabey, kein Ding ist bloß Körper, kein Ding wirkt körperlich, weder für sich noch im Verhältniß mit anderen. Alle Arznei ist folglich auch lebendig, ist Geist und wirkt als Geist.“ — „Es kommt nicht sowohl auf die Substanz an, die man als Heilmittel anwendet, als vielmehr auf den Geist, womit man es thut, dazu auf Maß, Zahl und Stunde.“ — Zum Schluß Empfehlung der Dichter und Weisen alter und neuerer Zeit, „welchen vor allen den geheimnißvoll wunderbaren Geist der Natur auszusprechen gegeben ist.“ unter den letzteren wird nur „der ewige Herder, der große Dichter des Faust, Goethe, und der Vf. des Ardinghello“ genannt. — Studium der „ewigen“ Alten, der morgenländischen Sprachen und Literatur.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 M Ä R Z , 1809.

P H I L O S O P H I E.

KÖNIGSBERG, b. Goebbels und Unzer: *Wilhelm Traugott Krug's*, Professors der Philosophie in Königsberg, *System der theoretischen Philosophie*. I Theil. Nach einem zweyten Titel: *Denklehre oder Logik von W. T. K.* 1806. XVIII und 740 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

„Gegenwärtiges System der theoretischen Philosophie wird aus drey Theilen bestehen, wovon der erste die Denklehre oder Logik, der zweyte die Erkenntnißlehre oder Metaphysik, und der dritte die Geschmackslehre oder Aesthetik abhandeln soll.“ Die Logik ist der Gegenstand dieser Anzeige. Nach des Vfs. Erklärung liegen sowohl dieser Logik als seiner theoretischen Philosophie überhaupt, die Principien seiner Fundamentalphilosophie zum Grunde. Diese Rückweisung einer philosophischen Wissenschaft auf die Principien, die in einer anderen gegeben sind, will mit dem Begriff der Philosophie nicht gut zusammen stimmen. Denn philosophische Erkenntniß ist Erkenntniß der Grundsätze, solcher nämlich, die durch Einsicht in Begriffe erkannt werden; aber nicht Erkenntniß nach Grundsätzen. Philosophie ist ein Geschäft der Vernunft, und nicht der Urtheilskraft. Der für die Logik und die gesammte theoretische Philosophie vorhandene Grundsatz ist nach dem Vf. folgender: Was in ein mögliches System absolut harmonischer Vorstellungen und Erkenntnißse paßt, ist wahr; das Gegentheil unwahr. „Die Logik ist eine Wissenschaft von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes in Ansehung derjenigen Thätigkeit, welche das Denken genannt wird; sie ist die Wissenschaft des gesetzmäßigen Verstandes - und Vernunft-Gebrauchs, — die Wissenschaft von den Gesetzen des bloßen Denkens.“ Das Denken ist nach dem Vf. ein mittelbares Vorstellen, und Begriffe sind mittelbare Vorstellungen. Der Vf. stellt in dieser Erklärung die Begriffe den Anschauungen gegen über. Die letzten sind ihm, wie Anderen, unmittelbare Vorstellungen der Gegenstände. Aber das Mittelbare und Unmittelbare in diesen Erklärungen ist schwankend, und nicht weniger unbestimmt die Bedeutung von Vorstellung. So wenig ein mittelbares, als ein unmittelbares Bewußtseyn eines Gegenstandes ist der Begriff; sondern er ist ein Bewußtseyn einer Regel an Gegenständen. Die Anschauung ist ein Bewußtseyn eines Gegenstandes, und dieses Bewußtseyn kann ein unmittelbares oder

ursprüngliches heißen, um es von dem Bewußtseyn des Gegenstandes vermittelt einer oder mehrerer Regeln zu unterscheiden, welches schon eine Kenntniß oder Erkenntniß des Objects ist. Der Vf. folgt der gewöhnlichen Eintheilung der Logik in eine Elementarlehre und eine Methodenlehre. Mit dieser Eintheilung wird die in die reine und angewandte Logik verbunden. Jeder dieser Theile zerfällt in Elementarlehre und in Methodenlehre. Die reine Elementarlehre entwickelt die Grundgesetze des Denkens. Das erste Grundgesetz des Denkens ist dem Vf. der Satz: *Ich denke*. Die Formel $A = A$ drückt nach ihm die These, Antithese und Synthese im Denken überhaupt aus. Diese Behauptung zu prüfen, ist hier der Ort nicht. Auch der Entwicklung der drey Denkgesetze, des Satzes des Widerspruchs, des zureichenden Grundes und der Ausschließung eines dritten, muß Rec. vorübergehen. Es scheint, daß diese Grundgesetze des Denkens eben so viel als Grundsätze der logischen Erkenntniße seyn sollen, weil sie sonst ihren schicklichen Platz in der Lehre von den Urtheilen und bey der Auseinandersetzung der kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Urtheile gefunden haben würden. Der Vf. urtheilt, daß alle einfachen Begriffe nur relativ, im Verhältniß zu unserem beschränkten Erkenntnißvermögen einfach sind. Jede Regel, deren sich der Verstand, ganz abge sondert von allem Bewußtseyn eines Gegenstandes, woran sie sich befinden mag, bewußt ist, muß aber doch zuverlässig zuletzt aus Theilbegriffen bestehen, die nicht zusammen gesetzt sind, weil sie ein Gegebenes im bloßen Verstande ist. Die Klarheit des Begriffs setzt der Vf. in denjenigen Grad des Bewußtseyns von dem dadurch Vorgestellten, daß man es von dem durch andere Begriffe Vorgestellten überhaupt unterscheiden kann. Aber die Klarheit des durch den Begriff Vorgestellten, und die Klarheit des Begriffes selbst, ist doch wohl zweyerley. Der Vf. spricht ja hier von der Klarheit des Begriffs, und nicht von klaren Erkenntnissen. Die Verworrenheit heißt eine mit Unordnung im Denken verbundene Undeutlichkeit des Begriffes. Angemessener wird die Logik diesen Begriff exponiren, wenn die Verworrenheit als Grund von dunkeln Begriffen erklärt wird. Das Bewußtseyn der Merkmale, und das Bewußtseyn der Merkmale von den Merkmalen eines Begriffes, pflegen sonst mit den Benennungen *extensive* und *intensive* Deutlichkeit des Begriffes bezeichnet zu werden. Unser Vf. will unter der extensiven Deutlichkeit die

K k k

griffe wird ein Urtheil, und durch Verbindung mehrerer Urtheile ein Schluß erzeugt, welches zugleich der Grundriß und die Abtheilung der reinen Logik ist, die in Elementar- und in Methoden-Lehre abgetheilt wird. Erstere giebt Regeln für den Verstandesgebrauch überhaupt, und ist ein Kanon desselben in Absicht des Denkens; die letztere giebt Regeln, durch die der Verstand den Zweck, den er sich bey allen Erkenntnissen vorsetzt, erreicht, nämlich: durch dieselben eine Wissenschaft zu Stande zu bringen.“

Za.

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Magazin von moralischen Erzählungen für alle Fälle der Sittenlehre alphabetisch geordnet*. Ein Handbuch für Altern und Lehrer bey dem Unterricht in der Moral, wie auch zur nützlichen Lectüre für die Jugend. Aus den Werken der vorzüglichsten Jugendschriftsteller gesammelt und herausgegeben von H. K. Gutmann. Erster Band. Mit Salzmanns Porträt. XXIV u. 510 S. Zweyter Band. Mit Glatz's Porträt. XXXVI u. 544 S. 1808. gr. 8. (3 Thlr.)

Wollte der Vf. die große Menge ähnlicher Compilationen nicht auf eine unnütze Weise vermehren: so mußte er 1) nur die in Absicht der Erfindung und Darstellung vorzüglichen Erzählungen unserer besten Jugendschriftsteller auswählen; 2) alle jene Erzählungen, die schon in hundert anderen Lesebüchern für die Jugend bis zum höchsten Überdruß immer wieder von Neuem aufgetischt worden sind, ungeschrieben lassen; 3) da, wo er Nachlässigkeiten in der Schreibart, Gedehntheit im Vortrage und Verflöße gegen die der Jugend gebührende Achtung bemerkte, mit weiser Kritik nachbessern; und endlich 4) diese strenge Auswahl nach einem festen Plan und nach rein sittlichen Principien zu einem wohlgeordneten Ganzen vereinigen. — Alle diese, einem verständigen Sammler von Erzählungen für die Jugend unerlässlichen Bedingungen hat der Vf. unbefriediget gelassen, und aus einem Dutzend Bücher zusammen geschrieben, was ihm der Zufall gerade in die Hände führte. Von Glatz finden wir 55 Erzählungen, von denen die Hälfte sich kaum über das Mittelmäßige erheben. Man kennt die Flüchtigkeit, mit der dieser allezeit fertige Jugendschriftsteller die Feder führt, und die daher rührende Flachheit und Weitschweifigkeit seiner Erzählungen. Daß Hr. Gutm. den größten Theil seines Magazins mit den Arbeiten dieses Vielschreibers angefüllt hat, möchte schon deshalb nicht zu billigen seyn, weil derselbe schon in *Jakob Stille's* Erzählungsbuche, in den *monatlichen Unterhaltungen für die Jugend* und in dem *Handbuche von Erzählungen* aus seinen und den Schriften anderer Jugendfreunde ähnliche Sammlungen veranstaltet hat. Von Salzmann sind 25 Erzählungen aufgenommen worden, die alle ihren entschiedenen Werth haben, aber auch schon hinlänglich bekannt sind. Den größten Theil der übrigen Beyträge hat der Vf. aus allgemein verbreiteten Jugendschriften, die alle schon oft wiederholte Auflagen erlebt haben, entlehnt, ohne jedoch seine Quellen anzuführen. Dergleichen

sind: *Campe's* Kinderbibliothek; *Rochow's* Kinderfreund; *Thieme's* sächsl. Kinderfreund; *Wilmsen's* deutscher Kinderfreund; *Snell's* Sittenlehre in Beyspielen; *Claudius* kleine Geschichten u. Unterhaltungen für Kinder; *Armbruster's* Gemälde aus der Kinderwelt u. s. w. Außerdem findet man noch hin und wieder unter den Geschichten die Namen: *Löhr, Feddersen, Starke, Halem, Gruber* und *Jakobs*. Geschichten, die der lieben Jugend schon unzählige Mal erzählt und wieder erzählt worden sind, finden hier abermals ihren Platz. Sogar *Kleist's* Leander und Selin, *Bürger's* Lied vom braven Mann, und *Schiller's* Bürgschaft, sind mit abgedruckt. So weit Rec. Vergleichenungen angestellt hat, fand er, daß Hr. G. alles buchstäblich abgeschrieben hat, selbst da, wo Verbesserungen so leicht und nothwendig waren. Von *Junker, Funke, Dolz, Engelhard, Hahn, Mundt* und *Herrmann*, die doch wohl alle zu unseren vorzüglichsten Jugendschriftstellern gehören, findet man gar keine Beyträge. *Loffius, Caroline Rudolphi* und *Weisse* haben jeder nur eine Erzählung beygegeben. — Auf ein bestimmtes Alter hat der Vf. nicht Rücksicht genommen; denn Vieles ist für das früheste Alter, Anderes für die erwachsene Jugend, und Manches wieder bloß für das reifere Alter. Eben so ist der Erzählungston bald leicht und gefällig, und dann wieder gekünstelt und blumenreich. Dasselbe Schwanken findet man in Absicht der moralischen Grundsätze, die in den aufgestellten Erzählungen herrschen. Einmal sollen die Kinder fromm und tugendhaft handeln, um sich Gott und ihren Altern wohlgefällig zu machen, und sich Ruhe des Herzens zu erwerben, und dann wieder, um sich Reichtümer, Ehre bey den Menschen und äußeres Glück des Lebens zu verschaffen. Ja, die Mädchen werden sogar wiederholentlich ermahnt, Untugenden und üble Gewohnheiten abzulegen, damit sie nicht sitzen bleiben, und eine Jede gebührendermaßen an den Mann komme. Aus allen diesen Gründen können wir in Hn. Gutmann's Compilation durchaus nichts Verdienstliches finden, und er hat nur die Zahl der entbehrlichen Bücher vermehrt. Nicht einmal das Verdienst der Vollständigkeit hat es, wie man aus einem flüchtigen Überblick des angehängten alphabetischen Inhaltsverzeichnisses sehen kann. Wir vermisten bey dem ersten Anblick die Artikel: Andacht, Aberglaube, Albernheit, Blödigkeit, Braderliebe, Feindschaft, Freyheitsliebe, Gedankenlosigkeit, Güte, Klugheit, Keckheit, Lebhaftigkeit, Lustigkeit, Leidenschaftlichkeit, Munterkeit, Nachdenken, Nachlässigkeit, Neckerey, Roheit, Schläfrigkeit, Schwermuth, Schwärmerey, Tapferkeit, Thorheit, Ungehorsam, Ungeduld, Vaterlandsliebe, Wildheit. Und doch steht auf dem Titel: „für alle Fälle der Sittenlehre.“

Vor dem ersten Theil befindet sich die Biographie von Salzmann, und vor dem zweyten die von Glatz. Erstere ist aus Glatz monatlichen Unterhaltungen und moralischen Gemälden für die Jugend, und letztere aus der Jugendzeitung und aus mehreren Jugendschriften des Hn. Glatz selbst zusammengeschrieben. Die von *Blaschke* in Kupfer gestochenen Bildnisse beider Männer sind sehr brav, und haben außer dem Verdienst der Treue auch künstlerischen Werth.

L. Th.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 M Ä R Z , 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Vorschlag zu einem neuen Steuer-Systeme*, von D. H. Eschenmayer, Prof. der Staatswirthschaft an der Universität zu Heidelberg. 1808. VIII u. 99 S. Mit 9 Tabellen. 4. (1 Thlr. 4 Gr.)

Wenige Theile der Staatswirthschaftskunde haben einen so hohen praktischen Werth und ein besonders in unseren Tagen so allgemeines Interesse, als die Lehre von den öffentlichen Leistungen. Die Art, wie die Summen erhoben werden, welche zur Deckung des Staatsaufwands erforderlich sind, hat einen so bedeutenden Einfluss auf das Wohl oder Wehe der Nationen, dass man mit Dank jede schriftstellerische Bemühung aufnehmen muss, deren Zweck dahin geht, diesen Gegenstand einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen, und in die so sehr verwickelte Abgaben-Lehre überhaupt eine grössere Klarheit zu bringen.

Der Vf., welcher bereits vor einigen Jahren über diese Materie geschrieben hat, sucht in der gegenwärtigen Schrift zu zeigen, dass die meisten bisherigen Steuer-Systeme wegen der grossen Mannichfaltigkeit der Abgaben einer Reform bedürfen, und schlägt in dieser Hinsicht ein einfacheres und natürlicheres System vor. Nach ihm sollen nur drey Arten von Steuern in einem Staate Platz finden, nämlich 1) die Grundsteuer, 2) die Gewerbesteuer und 3) die Capitalsteuer; alle übrigen, vorzüglich die indirecten Steuern, werden als unpassend und schädlich verworfen. — Mit Recht geht der Vf. bey seiner Untersuchung von dem Grundsatz aus, dass nie das Capital an sich, sondern einzig und allein das reine Einkommen besteuert werden müsse; und so sehr er auch die Schwierigkeit erkennt, das reine Einkommen der Staatsbürger gehörig aufzufinden, und nach dem Grundsatz der Gleichheit zu besteuern: so glaubt er doch, dass auf dem von ihm angegebenen Wege dieser Zweck am besten erreicht werden könne. — Wir wollen zuerst einige allgemeine Bemerkungen in Ansehung des Steuerwesens überhaupt vorausschicken, und dann zur Prüfung der vom Vf. empfohlenen drey Arten von Steuern übergehen.

Alle bisher in Ausübung gebrachten Steuer-Systeme haben den grossen Fehler, dass es ihnen in Rücksicht der Wahl der Gegenstände, welche mit Abgaben belegt werden sollen, an einem richtigen Princip fehlt, indem sie nicht so sehr die Producte, wel-

che doch allein dazu passen, als vielmehr den Stoff und die Productivkraft der Staatsbürger zum Object der Besteuerung wählen. Daher die traurige Erfahrung, dass so häufig wider den Willen der Regierung die Auflage nicht vom reinen Ertrage, sondern vom Capitale bezahlt wird. Dieser Fehler kann schwerlich auf eine andere Art vermieden werden, als durch gänzliche Umschaffung der bisherigen Steuer-Systeme und durch Einführung der *allgemeinen productiven Consumtions-Auflage* nach Soden's trefflicher Idee. Die Masse der zum Genuss erscheinenden Producte allein macht hienach das besteuerbare Nationalvermögen aus, die Auflage besteuert also nicht das todte Grundstück, nicht das unbewohnte Haus, nicht die Maschine des Fabrikanten, sie nimmt nur da, wo der Staatsbürger nimmt, ist also das, was die Auflage einzig seyn soll, Abzug von der reinen Einnahme; sie ist zugleich höchst allgemein, darin sie wird von allen Genussmitteln, mögen es rohe oder verarbeitete Materiale seyn, erhoben. Es ist hier der Ort nicht, diese im 3 Bände der *Sodenschen Nationalökonomie* ausführlich entwickelte Idee genauer zu erörtern; aber Rec. ist überzeugt, dass man auf diesem Wege dem Zwecke, bloß das reine Einkommen der Staatsbürger zu besteuern, am meisten sich nähert. Will demnach eine Regierung den Übeln abhelfen, wozu die bisherigen Steuer-Organisationen so häufig Anlass geben: so fange sie die Heilung an der Wurzel an, und besteuere nicht mehr Stoff und Productivkräfte, sondern die Producte selbst, sobald sie an den Consumenten gelangen. Alle sonstigen Abänderungen des Auflage-Systems eines Landes sind nur schwache Palliativ-Curen, die sogar in den meisten Fällen mehr Schaden als nützlich.

Wir gehen nun zur Betrachtung der vom Vf. als einzig zweckmässig empfohlenen drey Arten von Steuern über. Was zuerst die *Grundsteuer* betrifft: so irrt der Vf. sehr, wenn er S. 15 behauptet, alle Schriftsteller, die sich von jeher mit Steuer-Gegenständen beschäftigt haben, wären darin mit einander einig, dass Grund und Boden das erste Object der Steuerbarkeit sey. Mit Recht macht vielmehr Soden (Nat. - Ökonomie III. S. 164) gerade dieser Abgabe den Vorwurf, dass ihr die wesentlichste Eigenschaft einer zweckmässigen Steuer fehle, weil das Staatsbedürfniss nicht Urstoff, sondern Productstoff (Genussmittel) erheische, diese aber der Urstoff nicht enthalte, sondern durch die productive Kraft *hiefere*. Ob das Grundstück, an das die Auflage gebunden ist, viel oder wenig Genussmittel erträgt, das hängt

von dem Grade der Productivkraft, also vom Fleiße des Bearbeiters, von den Naturereignissen, der Witterung und von dem übrigen Vermögen des Bearbeiters, seinem Capitalstoffe, also von seiner Fähigkeit ab, dem Boden die Empfänglichkeit zur Hervorbringung einer bestimmten Productenmasse zu geben. Der Landbauer A, der 1000 Pfund Getreide auf dem nämlichen Flächeninhalte baut, auf dem der Landbauer B nur 500 hervorbringt, zahlt bey der Grundsteuer nicht mehr als dieser. Diese Steuer nimmt also nicht, weil etwas vorhanden ist, und dem Staate davon sein Antheil gebührt, sie nimmt — weil sie nimmt. — Dafs übrigens die Grundsteuer keine durchaus nothwendige Steuer sey, beweiset schon das Beyspiel Hollands, wo dieselbe vor noch nicht langer Zeit gar nicht Statt fand, und blofs die Producte mit Abgaben belegt waren. — Unter die Kategorie der Grundsteuern rechnet der Vf. auch die Häuser-Steuer und ist der Meinung, sie dürfe nur von dem Grund und Boden genommen werden, den die Häuser einnehmen. Rec. sieht nicht ein, warum der Staat da, wo einmal der *Stoff* zum Gegenstand der Besteuerung gewählt worden, für den Schutz, den er dem Haus-Eigenthümer gewährt, nicht auch eine Abgabe zu fordern berechtigt seyn soll, wenigstens in dem Fall, wo die Miethrente so hoch steht, dafs ausser den Unterhaltungskosten und den Zinsen des Bau-Capitals dem Haus-Eigenthümer noch ein bedeutender Überschufs als Gewinn zufließt. Dagegen hält es Rec. für bedenklich, von Häusern, deren Miethrente nicht einmal die Zinsen des darin steckenden Capitals ausgleicht, neben der Grundsteuer noch eine besondere Abgabe in Ansehung des Gebäudes selbst zu fordern; eine solche Abgabe nämlich muß überall von Errichtung neuer Gebäude, die der Staat mehr begünstigen als hindern sollte, nothwendig abschrecken. — Inzwischen kommt es auch hier wieder darauf an, ob der Haus-Eigenthümer nicht im Stande ist, durch die Erhöhung der Miethpreise diese neue Steuer auf die Benutzer des Hauses zuwälzen, und so diese Grundsteuer in eine Consumtionssteuer zu verwandeln: in einem solchen Falle würde die Einführung dieser Abgabe nicht leicht von Errichtung neuer Gebäude abschrecken.

Bey Entwicklung der zweyten in Vorschlag gebrachten Steuer, nämlich der *Gewerbsteuer*, scheint der Vf. die in Frankreich und nunmehr auch im Königreiche Westphalen eingeführte Patent-Auflage besonders vor Augen gehabt zu haben; er hält es aber für nothwendig, alle 10 Jahre eine Rectification derselben vornehmen zu lassen, während er für die Grundsteuer einen Zeitraum von 50 Jahren zu diesem Zweck für hinreichend hält. Dieser Auflage läßt sich ebenfalls der Vorwurf machen, dafs sie, selbst wenn sie alle 10 Jahre rectificirt wird, in den meisten Fällen durchaus ungleich ist; weil sie die Productivkraft, nicht das Product besteuert, der Grad der Productivkraft aber, also auch ihr Ertrag, nach dem Grade der Fähigkeiten, des Capitalstoffbesitzes und nach den Zeitumständen wechselnd, daher unbestimmbar ist.

Die dritte Art Steuern, welche der Vf. eingeführt wissen will, ist die *Capitalsteuer*. Nach des Rec. Einsicht aber ist bey dieser Steuer der Nationalwohlstand zu sehr gefährdet, um als Hauptsteuer empfohlen werden zu können; höchstens dürfte sie als Nebensteuer eine Anwendung finden. Auflagen auf die Capitalrente nämlich müssen überall mehr oder weniger die Fonds aus dem Lande treiben: wo aber die Fonds sich vermindern, da muß auch die Productivkraft immer schwächer werden, folglich der Nationalwohlstand abnehmen. Wollte nun der Staat, um dies zu verhüten, die im Auslande angelegten Capitale seiner Unterthanen ebenfalls besteuern: so würde ihm nicht nur die Auffindung dieser Capitale äusserst schwer, bisweilen unmöglich werden, sondern er würde auch durch eine solche Mafsregel eine offenbare Ungerechtigkeit gegen seine Unterthanen begehen. Denn jeder Staatsbürger soll ja nur nach dem Vermögen, wofür er den Staatschutz genießt, besteuert werden, den im Auslande angelegten Capitale aber kann der Staat diesen Schutz nicht gewähren.

Was der Vf. bey dem Schlusse seines Werks von den Nachtheilen der Auflagen, die das Capital selbst angreifen, so wie der meisten indirecten Auflagen, wie sie gewöhnlich erhoben werden, sagt, ist vollkommen richtig und verdient allgemeine Beherzigung. Rec. zweifelt indessen sehr, dafs die Vertauschung der seit langer Zeit in einem Lande hergebrachten Abgaben gegen die vom Vf. empfohlenen drey Gattungen von Steuern den ausgebreiteten Vortheil gewähren, den der Vf. sich davon verspricht. Denn eines Theils verdienen, wie wir bereits bemerkt haben, die drey empfohlenen Steuern diese Auszeichnung nicht, da sie zum Theil die Fehler an sich tragen, um derentwillen der Vf. die übrigen abgeschafft wissen will; andern Theils läßt sich zu sehr beforgen, dafs hiedurch gewissermaßen eben das Uebel hervorgebracht werde, das man den Physiokraten mit Recht vorwirft, dafs es nämlich für die drey Classen von Staatsbürgern, welchen hienach ausschliesslich die Entrichtung der Steuern obliegt, zu drückend wird, den Vorschufs für den Staatsaufwand allein zu bestreiten.

Überdies darf man nie vergessen, dafs in jedem Staate Veränderungen im Steuerwesen nur mit der äussersten Vorsicht unternommen werden dürfen, da sie immer, mögen sie auch für die Zukunft von den segensreichsten Folgen seyn, doch auf die Gegenwart nachtheilig wirken. Keine Auflage nämlich bleibt, wie *Canada* trefflich dargethan hat, auf dem Gegenstande ruhen, auf den sie von der Regierung geworfen worden, sondern dem Streben nach Ausgleichung gemäß vertheilt sie sich nach und nach auf alle Quellen des Einkommens, und trifft auf diese Weise, mit der Zeit alle Bürger verhältnismässig; jede Änderung der Steuern stört daher das bestehende Gleichgewicht, und ein grosser Theil der Staatsbürger leidet darunter, bis sich alles wieder nach Verhältnifs vertheilt hat.

Wiewohl wir indess aus den angeführten Grün-

den in Rücksicht der praktischen Anwendbarkeit des hier entwickelten einfachen Steuersystems der Meinung des Vfs. nicht beypflichten können: so dürfen wir doch nicht unbemerkt lassen, daß mehrere einzelne Materien auf eine eben so gründliche als überzeugende Art in diesem Werke abgehandelt worden sind, und glauben daher mit Recht dasselbe allen denen empfehlen zu dürfen, die über die Natur der Steuern im Allgemeinen, so wie über einzelne Details derselben, genauer unterrichtet zu seyn wünschen.

M — d.

LEIPZIG, b. Götschen: *Über das Princip, die Grenzen und den Umfang der Polizey.* Ein Versuch. 1808. VIII u. 173 S. kl. 8. (16 Gr.)

Vorzüglich in den neuesten Zeiten ist es bey uns herrschende Sitte geworden, theoretisch und praktisch der Polizey eine immer grössere Ausdehnung zu geben, und ihr einen immer ausgebreiteteren Wirkungskreis anzuweisen; man hat angefangen, sie für das Erste und Höchste in jedem Staate zu halten, und die Menge der Polizeyordnungen für den sichersten Maßstab der Güte der Verwaltung zu achten. Daß diese sich drängenden und verdrängenden Polizeyreglements den Zweck, welchen man bey ihrer Abfassung hatte, höchst selten oder gar nicht erreichen, daß in denjenigen Ländern, welche an ihnen vorzüglich reich waren, die Unterthanen nicht merklich glücklicher lebten, als in andern, wo man der Polizey weniger Spielraum ließ, diess schien nicht weiter beachtet zu werden. War es doch so angenehm, vorzüglich für die Regierungen kleiner Länder, recht viel zu regieren! Konnte doch so mancher sich hiedurch einen Schein von Wichtigkeit geben, dessen stille, obgleich vielleicht ungleich nützlichere Thatigkeit sonst gänzlich unbemerkt würde geblieben seyn! Statt diesem Unwesen zu steuern, trugen vielmehr Schriftsteller aller Art, Praktiker und Theoretiker, redlich dazu bey, durch immer neue Vorschläge, Systeme und Compendien den praktischen Polizeymännern Stoff zu neuen Reglements und Verordnungen zu liefern. Das Resultat von dem allen konnte kein anderes seyn, als entweder Nichtbeobachtung aller dieser Gesetze oder willkührliche, jeden frohen Lebensgenuss verfeuchende Beschränkung der Freyheit der Einzelnen. Um so erfreulicher war es für Rec., der sonst ein jedes neue Buch über Polizey mit einer gewissen Ängstlichkeit in die Hand nimmt, hier auf eine Schrift zu stoßen, die er nicht zu viel glaubt empfehlen zu können. Ausgebreitete gründliche Kenntniß des behandelten Gegenstandes, richtiges freyes Urtheil, ein höchst liberaler Geist, gleich weit entfernt von jeder blinden Anhänglichkeit an das Alte, als von unbefonnener System- und Neuerungs-Sucht, charakterisiren den Verfasser dieses Versuchs als einen in jeder Rücksicht ausgezeichneten Schriftsteller. Der Titel der Schrift, welche ihr Verfasser selbst bescheiden einen Versuch nennt, zeigt schon an, daß man hier kein weitläufiges System der Polizeywissenschaft zu erwarten ha-

be. Nur ihre Haupttheile sind hier angedeutet. Was die Ordnung und die Zusammenstellung der Materien betrifft: so findet diese Rec. äußerst zweckmäßig und lobenswerth. Die Polizey beschäftigt sich, nach unserm Vf., nicht bloß mit Rechtlichkeit und Sicherheit, sondern sie sucht auch Glückseligkeit und Sittlichkeit zu erreichen, jedoch innerhalb der Schranken, die ihr dadurch angewiesen werden, daß sie ein Theil der Staatsgewalt ist. Daraus bestimmt er alsdann noch näher die Grenzen der Polizey. Nur das, was unsittlich ist, in sofern diess unsittliche die Sicherheit fährdet, und nur solche an sich gleichgültige, wenigstens unvorsetzliche Handlungen, welche, und in sofern sie die Sicherheit stören und fährden, darf sie durch Zwangsgesetze verbieten, oder die Übertreter bestrafen. Gebieten darf sie nur dasjenige, durch dessen Unterlassung die Sicherheit offenbar gefährdet würde. Sittlichkeit aber, noch sonst irgend etwas, was positiv zum Wohlstande und zur Glückseligkeit führt, darf sie nicht gebieten, sondern nur väterlich dazu rathen, Anleitung geben, und die darauf abzweckenden Anstalten treffen. In solche enge Grenzen muß aber auch nach unserer Überzeugung die Polizey eingeschränkt werden, damit die Freyheit der Einzelnen nicht ungebührlich geschnitten werde. Das ganze Gebiet der Polizey kann nach unserm Vf., auf eine doppelte Weise eingetheilt werden: entweder nach ihren verschiedenen Zwecken — Verbrechen zu verhüten, Unglücksfällen zuvorzukommen, und ihre Folgen zu mildern; den äußerlichen Wohlstand zu befördern, und endlich die äußere Sittlichkeit herzustellen, zu erhalten und zu erhöhen — oder nach den Materien — Moralität, Fürsorge für das physische Leben; für die Gesundheit der Bürger, und für die ersten unentbehrlichsten Bedürfnisse des menschlichen Lebens; Vorkehrungen zur Abwendung bedeutender Unglücksfälle für das Eigenthum und zur Milderung ihrer Folgen; Wohlstand, sowohl im Allgemeinen, als auch insbesondere Wohlstand der Städte und Dörfer. Nach dieser letzten Eintheilung geht unser Vf. die verschiedenen Zweige der Polizey einzeln durch: Es würde ungerecht seyn, die Uebergang einzelner weniger richtiger, specieller Materien dem Vf. zum Fehler anzurechnen; dagegen kann Rec. Allen, was sich hier findet, seinen vollsten Beyfall; nicht verlagern. Zum Schlusse erklärt sich noch der Vf. sehr befriedigend darüber, warum er mehrere Gegenstände, mit welchen sich sonst die Polizey zu beschäftigen pflegt, als zu ihr nicht gehörend ansieht, z. B. Gesetze über Spiel, Wucher, Censur, u. s. w. Mit Vergnügen hat Rec. seine obigen Bemerkungen über den Nachtheil der zu sehr gehäuften Polizeyreglements auch durch unsern Vf. bestätigt gefunden. Was derselbe endlich noch über Polizeystrafen, ingleichen über die Organisation der Polizeybehörden, und zur Beantwortung der Frage anführt, in welcher Staatsverfassung die Polizey am besten gedeihe, ob in der republikanischen oder in der monarchischen, hat ebenfalls unseren ganzen Beyfall,

wie uns denn überhaupt weiter nichts zu wünschen übrig bleibt, als daß der treffliche Verfasser sich recht bald entschließen möge, nach den in diesem Ver-

sache niedergelegten Ansichten und Ideen ein vollständiges System der Policeywissenschaft auszuarbeiten.
P. d. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Hamburg, b. Kratzsch: Die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen, oder welche Vortheile entstanden dem Gesamthandel durch deren Unabhängigkeit?* Nebst einem Anhang des jetzigen Handelsverhältnisses des dänischen Staats und vorzüglich Altonas und Hamburg's (s) betreffend. Von einem Hanseaten. 1807. 72 S. kl. 8. (10 Gr.) Bey den gegenwärtigen Zeitumständen, wo dem allenthalben bedrängten Handel ein Zufluchtsort nach dem anderen verschlossen wird, welches Schicksal auch die Hansestädte, welche so lange die Zwischenhändler zwischen den kriegführenden Nationen machten, endlich erfahren haben, bey der noch ängstlichen Aussicht, welche auch unserm Vf. unverkennbar vor sich weht, daß vielleicht am Ende die Hansestädte ihre Unabhängigkeit und damit zugleich den größten Theil ihres bisherigen Floras, ihres allgemein wohlthätigen Verkehrs verlieren möchten, verlohnt es sich wohl der Mühe, auf die Wichtigkeit dieser Städte und auf die großen Vortheile aufmerksam zu machen, welche durch sie den übrigen handeltreibenden Staaten zuwuchsen, zugleich aber auch die nöthwendigen Bedingungen ihrer wohlthätigen Wirksamkeit wieder lebhaft ins Andenken zurückzurufen. Mit Recht führt hierunter unser Vf. vorzüglich die Unabhängigkeit der Hansestädte an, indem nur dadurch die ihrem Handel unumgänglich notwendige Freyheit und die Sicherheit ihrer commerciellen Institute, z. B. der hamburgischen Bank, vollkommen erhalten wird, und zugleich ihre politische Unbedeutbarkeit sie in den Stand setzt, bey entstandenen Kriegen unter ihrer neutralen Flagge den Handel für die kriegführenden Nationen zu betreiben, wodurch sie nicht nur sich selbst bereichern, sondern auch den kriegführenden und anderen Ländern Producte und Bedürfnisse zuführen, deren sie sonst vielleicht gänzlich entbehren müßten. Dieser ihrer Thätigkeit in Kriegszeiten, welche erst in der letzten Zeit durch das geschärfte Blockadesystem gehemmt worden ist, verdankt es gewiß der größte Theil des Continents ganz vorzüglich, daß die Drangsale des schrecklichsten Krieges nicht noch tiefer gefühlt wurden. Gleich wohlthätig und allgemein vorteilhaft war ihre Wirksamkeit in Friedenszeiten. Ihre Lage an den großen schiffbaren Strömen von Deutschland und an zwey Meeren, die unbedeutenden niedrigen Zölle, welche sie von den ein- und ausgehenden Waaren erhoben, und der vollkommen freye Transit machten sie ganz vorzüglich geschickt, die Stapelplätze für den größten Theil des Continents abzugeben. — Alles Vortheile, welche höchst wahrscheinlich ganz oder doch größtentheils wegfallen würden, sobald diese Städte unter die Herrschaft eines Staates geriethen, welcher im Frieden großen Gewinn von ihrem Handel zu ziehen hoffte, und an dessen Streitigkeiten und Kriegen sie mit Aufopferung ihrer bisherigen Neutralität Theil zu nehmen gezwungen wurden. Überzeugt von dem mannichfaltigen Nutzen, welchen die Hansestädte in ihren bisherigen Verhältnissen für das ganze Europa und insbesondere für Deutschland gewährten, wünschen wir herzlich, daß die Hoffnungen des Vfs. in Erfüllung gehen und die Unabhängigkeit der Hansestädte auch fernerhin möge erhalten werden!

Der Anhang über die gegenwärtigen Handelsverhältnisse des dänischen Staats, vorzüglich Altona's und Hamburg's, bewährt den Vf. als einen warmen hamburgischen Patrioten, der sich jedoch hin und wieder nur zu sehr von der alten Eiferfucht Hamburgs auf Altona leiten läßt. Er bemüht sich vorzüglich zu beweisen, daß Altona gar nicht der Ort sey, welcher Hamburgs Verlust ersetzen könne, und daß dessen Flor nothwendig nur momentan seyn werde. Der Krieg zwischen Dänemark und England und das von jenem gleichfalls angenommene strenge Blockadesystem wird darüber den Vf. hoffentlich gänzlich beruhigt haben, da Altona jetzt eine gleich drückende Stockung alles Handels erleidet als Hamburg.

Die Sprache ist im Ganzen correct, jedoch nicht ohne einige Flecken, wie z. B. sie schaden st. ihnen schaden u. c. w.
P. d. G.

Niedersachsen: Gründliche Beantwortung der Frage: Warum ist es von so vielen Regenten mit den Bemühungen, die Völker zu beglücken, auch noch nicht Einem gelungen? und wie kann dieser Zweck ohne Fehlbar erreicht werden? Der einzig mögliche Standpunkt, die Welt beglücken zu können. Mit Beweisen. 1808. 64 S. kl. 8. (6 Gr.) Möchten doch unberufene Schreiber nie vergessen, daß, um die Menschen zu belehren und zu beglücken, etwas mehr erforderlich ist als guter Wille! Diesen wollen wir zwar dem ungenannten Rathgeber der Fürsten und Völker in dieser kleinen Schrift nicht absprechen, mit desto größerem Rechte aber alle und jede Befugnis als Schriftsteller in der gelehrten Welt aufzutreten. Man höre, welches denn nach ihm die untrüglichen Mittel sind, die Völker auf immer glücklich zu machen. Abschaffung aller Zünfte und Innungen, die hier unbedingt getadelt werden. Abschaffung aller und jeder Vorrechte des Adels, auf den unser Vf. gleichfalls gar nicht gut zu sprechen ist; — vorzüglich aber Einführung vollkommener Vermögensgleichheit unter allen im Staate lebenden Menschen und dazu — Vernichtung aller ins Große gehenden Handels- und Fabrik-Unternehmen. Alle und jede, die sich damit befassen, heißen hier Engländer, ihr Gewerbe engländern. Es ekelt Rec., dergleichen Unfönn, das Buch enthält dessen noch mehr, weiter anzuführen und zu widerlegen. Er hofft, daß die edelmüthigen Fürsten, denen es mit dem Beglücken ihrer Völker wirklich ein Ernst ist, und welchen der Vf. sein Buch zum hochgeneigten Selbstdurchlesen empfiehlt, zum Durchlesen von dergleichen Machwerks weder Zeit noch Lust haben werden.
P. d. G.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin, b. Braunes: Beschreibung der Festung Gibraltar.* Nebst einem Plan. 1808. 16 S. 8. (12 Gr.) Von einem Producte des Augenblicks, für den Ausblick berechnet, läßt sich nicht viel fordern. Nur muß es keine groben Irthümer oder Albernheiten enthalten. Der Plan der Festung Gibraltar ist befriedigend. Er zeigt die überaus starke und haltbare Lage dieses durch die Kunst unterstützten Naturwerks anschaulich. Widrig ist das Gemisch dreier Sprachen in den angegebenen Namen. Da sind *neutraler Grund*, *Devil's Tower*, *Innovation* (welches gar kein Wort ist) nachbarlich beysammen, und das Ganze ist *gravé a la main forte par Cs. Mare a Berlin*. Die Beschreibung ist wahrscheinlich aus einer englischen, die während der letzten Belagerung v. J. 1779 bis 1783 Statt hatte, entlehnt. Es waren damals überhaupt 663 Artilleriestücke vorhanden. „Bey jetziger Periode, setzt der Vf. hinzu, werden wohl nicht weniger seyn.“ Den Druckfehler S. 8 *Mole* ist in *Mole* zu verbessern. Eine französische Uebersetzung dieses Bogens unter dem Titel:

Berlin, b. Braunes: Description de la forteresse de Gibraltar. Traduite de l'Allemand en Français par S. G. D—r. 1808. 15 S. 8. (12 Gr.) ist nicht genau, hat Zusätze, Auslassungen, und ist durch Druckfehler verunstaltet. Wenn das Original S. 15 die Worte hat: „die Spanier bauten an beiden Flügeln Forte (Forts, Schanzen), wovon das auf den (dem) rechten Flügel das Fort Philip (Philipp), und das auf dem linken das Fort Barbara genannt wird“; so heist es im Franzöf. bloß: „ils établirent aux deux flancs des forts, dont l'un à gauche fut appelé le fort Barbara“; also wird das F. Philipp ausgelassen. Auf der Charte steht *Fort Barbaral*. Der Deutsche hat die letzten Perioden des Franzosen nicht. Sie lauten so: „Il y aura des difficultés énormes à surmonter pour s'emparer d'une place aussi fortifiée par la nature et l'art. Mais que ne peut-on pas espérer d'un génie aussi sublime que celui de Napoléon? Ses talents militaires réalisent des prodiges qui nous paraîtraient fabuleux, si nous n'en étions pas les témoins!“ Der Grundriß ist unverändert derselbe.
Chl.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 M Ä R Z, 1809.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Geschichte der churfürstlichen Staaten*, von D. Christ. Ernst Weisse, Oberhofgerichtsaffessor und ord. Prof. des Lehnrechts zu Leipzig. 5 Band. Auch unter dem Titel: *Neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden bis auf unsere Zeiten*. 1 Band. 1808. XII. IV u. 438 S. 8. (2 Thlr.)

„Um den Ankauf dieses Werkes für diejenigen zu erleichtern, die ein größeres Interesse an der neueren als älteren Geschichte nehmen, und die sich vorzüglich von der für das Land so wohlthätigen Regierung unseres allgemein geliebten und verehrten Königs zu unterrichten wünschen, mit welcher sich der zweyte Band beschäftigen wird, ist ein besonderer Titel desselben beygelegt, der auch deswegen schicklicher als der ältere seyn dürfte, weil sich der Titel einer jeden Landesgeschichte gewöhnlich auf den gegenwärtigen Rang des Staats zu beziehen pflegt. Und damit auch das Buch in der That ein für sich bestehendes Ganzes bilde, habe ich in der Einleitung solche Notizen aus der älteren Zeit vorausgeschickt, deren Kenntniß zur Erläuterung der neueren Begebenheiten nothwendig ist.“ (Vorr. V.) Diese Einleitung (1 — 25) ist freylich etwas kurz; daß mehrere unserer Ansichten aus den Recensionen der ersteren Theile nicht berücksichtigt sind, wollen wir bloß anzeigen. Die Geschichte selbst enthält den Zeitraum vom prager Frieden bis zu dem ruhigen Besitz von Polen und zum Frieden mit Schweden 1720, bearbeitet, was die inneren Angelegenheiten betrifft, größtentheils aus den ungedruckten Landtagsnachrichten und daher mit höchst interessanter belohnender Umständlichkeit, die ein wahrer Gewinn für die deutsche Geschichte und nur erst von wenigen Theilen des Vaterlandes uns so zur Hand ist. Rec. kennt in diesem Umfang solcher Materialien nur Bacsko's, der eigenthümlichen Verhältnisse wegen, noch ausführlicheres Werk. Dies ist ein angenehmes Geschenk dem, der über den schimmernden Glanz der äußeren Verhältnisse eines Landes, die oft noch vielfach wichtigeren und gewiß eben so anziehenderen inneren nicht überfiehet. Nach solchen Aufklärungen, wie sie hier über die Geschichte des Landes und die Verhandlungen darin gegeben werden, lernt man die erstere in manchen Provinzen aus einem ganz anderen Gesichtspunct betrachten. Klarer und heller

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

erscheinen uns seine Verhältnisse, leichter wird die Vergleichung der Staaten unter einander, und wir sehen die Ursachen ein, warum ihre Geschichte gerade so laufen, ein Land über das andere aus eigener Kraft sich heben mußte, warum die ganze Staatsverfassung so und nicht anders sich formte. Wir finden, wie Brandenburg, ein ärmeres, weniger von kunstvollen Handelsleuten bewohntes, zerstückeltes Gebiet, die imponirendere Rolle spielen konnte, während Sachsen zurückblieb. Eine durchgeführte Vergleichung beider Staaten, und, wenn wir erst von mehreren solche Notizen besitzen, verbunden mit anderen, würde ein ganz eigenes Gemälde werden. Das Detail allein giebt einer Erzählung ihre vorzügliche Brauchbarkeit, das Generalisiren ist nutzlos. — Die Schilderung der Verheerungen des 30jährigen Krieges ist erschütternd, — „die Einwohner von Leipzig waren so sehr verarmt, daß sie oft todte Hunde, die in der Stadt erschlagen und vor die Thore geworfen wurden, zu ihrer Nahrung auffuchten“ (S. 66). Interessant ist die in diesem Zeitraum erfolgende vollständige Ausbildung der *Landeshoheit*, die keine Regierung so früh, eifrig und thätig suchte, als gerade die sächsische. Von Hofjuristen eingeleitet, genährt oder vielleicht auch aufgefaßt durch falsche historische Unterstellungen und durch natürliche Triebe, fortgeführt zum Ziel von Generation zu Generation, wie aufgelegt in einem politischen Testament, mit umfassendem Gewinn und schnellen Schritten. Hier reiht sich der Streit darüber in der Familie selbst, über die Landesanteile der durch das Testament des Kurfürsten Joh. Georg I entstandenen Nebenlinien, an die älteren Irrungen an. Möchten wir doch jetzt recht vielen Stoff zu einer künftigen Geschichte der Landeshoheitsstreitigkeiten erhalten! (Billig spricht der Vf. von *Unterhoheit*, untergeordneter Regierung anderer Fürsten und Stände (4. 104), *Oberhoheit* des Kurfürsten.) Wir finden aber auch in diesem Zeitraum reell die traurige, völlige Lösung des Reichsverbandes, eigenmächtige Aufhebung der Adpellationen aus den Stiftern an die Reichsgerichte (138. 105); Trennungen der Stände. 1682 trug der Adel darauf an, daß seine Söhne auf den Landschulen von denen der Bürger ganz abgesondert, und ihnen dazu ausschließend die Landschule zu Meissen eingeräumt werden möchte; nicht bloß, weil sie andere Wissenschaften erlernen mußten, weil unter ihnen Zänkereyen vorkamen, „sondern auch die adelichen in ihren Sitten zurückgesetzt, und durch den

M m m

gleichen Zwang dergestalt schüchtern gemacht würden, dass ihnen nachher beständig etwas davon anhängen bliebe“ (S. 313).

Wir heben, nach unserer Gewohnheit, mehrere Stellen aus, wo wir anstießen. Auch für einige Behauptungen und Ansprüche des Zeitgeistes hat der Vf. Stoff gesammelt. Die Behauptung (S. 13): „die Reformation habe die Entwicklung mehrerer Theile der Staatsverwaltung in Sachsen, so wie in den meisten anderen deutschen Ländern, verspätigt und zurückgehalten,“ wollen wir nicht dahin rechnen; doch ist sie vielleicht denen willkommen, welche jetzt die Reformation herabzusetzen suchen. Bessere Einfichten, Aufmerksamkeit auf manche Mängel und Gebrechen sind indess so wenig nothwendige Folge aus einem vorhergehenden Zustand, dass man wohl nicht behaupten kann, ohne ein dazwischenliegendes Ereigniss würden sie schon früher Statt gefunden haben. Hier kann man behaupten, ohne die freye Prüfung und den so vielfach rege gewordenen Geist der Untersuchung, ohne die durch die Reformation entstandene Noth in mancher Hinsicht, dürfte wahrscheinlich Vieles noch gar nicht einmal so früh zur Sprache gebracht seyn. Aber ohne Frage können wir dahin die Aufstellung der Urtheile des kursächsischen Cabinets über die Folgen der Unterhandlungen zu Münster und Osnabrück (S. 53) rechnen, und über die Schädlichkeit eines eigenen *Corpus evangelicorum* (S. 81). Dort wurde prophezeit, die durch Vermittlung der fremden Mächte erfolgte Ausgleichung der inneren Streitigkeiten würde diesen einen Einfluss auf das deutsche Reich gewähren, wodurch dasselbe zu Grunde gehen müsse. Hier, dass durch dergleichen einseitige Berathschlagungen bey dem Gegenheil *jaalousie* und *ombrage* gegeben, schädliche Differenzen verursacht u. die Reichsverhandlungen merklich verhindert werden möchten. Solche Sachen vorherzusagen, war eben keine grosse Klugheit, man wollte auch dadurch nur schrecken, was sich schrecken liesse, und auch hier den Geist des Widerspruchs zu erkennen geben, der in diesen Angelegenheiten damals in Dresden herrschte. Politische Berechnung lag nicht einmal zum Grunde. Wie hätte denn wohl eine Vergleichung der beiden Theile bloss unter sich Statt finden sollen, wenn nicht auf so schädliche Bedingungen, als die des prager Friedens? Aber damit nur der Liebling in allen Puncten bliebe, sollten lieber die wichtigsten Rechte der Protestanten aufgegeben werden! Ein eigenes Band für die Protestanten war durchaus nothwendig, ihr festes Zusammenhalten Pflicht — mögen die Folgen auch gewesen seyn, welche sie wollen — sobald einmal religiöse Verschiedenheit war, deren verschiedene Theilnehmer durchaus nicht im Niveau vernünftiger Ruhe blieben, wo überdies die andere Partey bestimmt das Übergewicht physischer Kräfte hatte, und damit wirken wollte. Der geringste Grad von Menschenkenntniss und Klugheit durfte sich durch den blossen Buchstaben des Friedens nicht gesichert glauben. Was das Schwert geformt, kann das Schwert

lösen. Was hielt man den Hussiten, als sie getrennt, schwach und leichtfinnig hingaben? Was man zu fürchten hatte, war deutlich ausgesprochen, durch das Restitutions-Edict, die Behandlung der Böhmen, der Oesterreicher! Haben nachher die vielen Bedrückungen, von denen ganze Bände gesammelt sind, das was zu Riswyk geschah, die Tyranney gegen die Ungarn, die Rechtmässigkeit solcher Mafsregeln nicht bewährt? Die allgemeine Vereinigung lag auch dem sächsischen Cabinet nicht so sehr am Herzen. Denn zu der Zeit, als es in Hinsicht des *Corpus evangelicorum* diese Sprache führte, wollte es die Reformirten von den Protestanten ausschliessen, und protestirte gegen die zu ihrem Gunsten erfolgten Bestimmungen des westphälischen Friedens!

Um so mehr bedauerte Rec., dergleichen Sachen hier auf die Art hervorgehoben zu sehen, Nahrung den trüglichen und falschen Stimmen des Zeitgeistes (der mehr als ein Kobold ist), die man ihnen lieber entziehen sollte. Der Vorwurf, dass durch die religiöse Trennung Deutschlands die politische herbegeführt, beide die vornehmste, und fast ausschliessliche Ursache der Auflösung der Reichsverfassung bildeten, gilt ja auch dem Lande des Vfs. und seinen Glaubensgenossen. Durch die früheren Einsichten wird die spätere Einwilligung nicht ausgeglichen, die Verderblichkeit der Mafsregel bleibt dieselbe. Fasst man den, nicht ohne Absicht (Viele sind freylich, ohne dass sie es wissen, bloss Werkzeug, Manche gefallen sich in der neuen Idee) aufgestellten Vorwurf genauer: so führt er auf Albernheit. Jene Trennung war nothwendig; andere Zeiten damals, die nicht im Geiste der unsrigen allein beurtheilt werden können. Sollte lieber die theurer errungene religiöse Freyheit, und mit ihr die politische, schon damals verloren gegeben werden, weil diese Folgen in der Zukunft daraus entstehen konnten? Anders lautete die Geschichte freylich dann, die Klagen, wie nun, wären uns erspart. Konnten die Protestanten vorher sehen, was 1806 kommen würde? Wer hat denn die Schuld, dass es so seyn musste? Der Vorwurf fällt auf die zurück, welche ihn anstimmten. Nicht die Trennung in beide Religionstheile, hat Deutschland geschwächt und seine Staatsform aufgelöst; mannichfache, zusammengetretene Ereignisse haben dazu gewirkt; nicht aus einer Ursache lässt sich das Resultat ableiten, zunächst ist die Trennung der einzelnen Staaten von der Regierung die vornehmste Quelle. Ist denn diese aber durch die Trennung der Protestanten und Katholiken entstanden, haben jene eine natürliche Tendenz gehabt, sich vom Oberhaupt zu trennen, und wenn das wäre, liegt bloss in ihnen, ihrem kirchlichen System der Grund, dass sie so handelten; haben diese später angefangen, länger sich gestraubt, die Hoheit an sich zu nehmen, und immer weiter auszudehnen? Warum muss man denn durchaus nur eine Partey belasten wollen, wird dadurch die Trennung gehoben? Wir alle haben gefehlt, innerhalb der Mauern und ausserhalb, dass wir nicht thätige

Mafsregeln ergriffen haben; so laßt uns denn zusammen vergessen, was geschah, und einmüthig, kräftig, deutsches Geistes, nur an die Zukunft denken. Das ziemt unglücklichen Völkern, nicht das herzzerreißende Bild eigener Zerfleischung aufzustellen, und Öl in das Feuer zu gießen, das sie löschen sollten. Gleich sind die Vorwürfe, die man in dieser Hinsicht Friedrich II machte. Wie gern möchte Rec. auch hierüber sprechen, wenn der Umfang seiner Anzeige, deren Grenzen er schon überschritten hat, ihn nicht zurückhielt! Was Friedrich auch gethan haben mag, die einzige Idee des Fürstenbundes, an welche Deutschlands Rettung geknüpft werden konnte, die er uns leuchtend vorzeigte, wiegt alles Übrige auf. Warum folgte denn Deutschland nicht auf dem Wege, warum sind die Hoffnungen der Nation nicht erfüllt, warum die *Erwartungen vom Fürstenbunde* verfehlt? Rec. hält es für Pflicht, gegen alles zu eifern, was der Einigkeit schaden, was Deutsche gegen einander mit Bitterkeit erfüllen muß. Die Zeit, die solche Äußerungen gab, wird sie auch wieder vernichten, aber unterdessen können sie vielfach geschadet haben. S. 324 ist die Schutzzerechtigkeit zu Nordhausen unter den Sachsen an Brandenburg verkauften Stücken nicht genannt (vergl. II. 54); 325 kann aus *Dreyhaupt Besch. d. Saalkr.* 2, 867, die Kauffumme für das Amt Petersberg, 40,000 Thaler zugesetzt werden. *Adelung* mag doch Recht haben, daß die ganze Grafschaft Wettin an Magdeburg gekommen; aber der Petersberg hatte aufgehört, ein Theil derselben zu seyn; das Kloster war ja St. Peter übergeben, und die Schutzzerechtigkeit sollte dem Ältesten der Familie, nicht dem Besitzer der Grafschaft Wettin zustehen. S. 329. Nicht die Rhein-, sondern die Harz-Linie der Grafen zu Stolberg ist ausgestorben; die Geschichte von Heringen und Kelbra ist nicht ganz vollständig. Letzteres war hienach ganz stolbergisch, wie hat nun Schwarzbürg seine *eigenthümliche* Hälfte erworben? Nicht, daß wir verlangen, der Vf. solle uns das sagen, sondern nur, daß hier eine Lücke sey. S. 118. Auch die Erzählung der Irrungen über die quersfurtische Präsentation zu einer Reichskammergerichts-Beysitzerstelle ist nicht deutlich genug; S. 168. Thaler von *Talent* ist wohl nicht die richtige Ableitung, steht wenigstens der gewöhnlichen sehr nach. Die Manier des Vfs. ist der gleich in den vorigen Bänden; in der Sprache liegt bisweilen Undeutlichkeit und Härte.

H. St. F.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Anekdoten, Charakterzüge und Kriegsfahrten (!) aus dem Leben des Prinzen Heinrichs von Preussen.* 1804. Zweyte Sammlung 216 S. Dritte Samml. 198 S. Vierte Samml. 132 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Der Herausgeber scheint ein alter Kriegermann und Bewunderer des Prinzen H. zu seyn, den eigene Erfahrung und Mittheilungen anderer mit Materialien zu diesen Sammlungen versehen. Die zweyte ent-

hält Anekdoten aus dem ersten schlesischen Kriege, von Schlachtfeldern, aus Dresden u. s. w. Die dritte eine Beschreibung von Rheinsberg, dem Hofe, Garten, Theater; Züge aus des Prinzen Privatleben und Charakter, z. B. von seinen Arbeiten für sein Theater, seinen Liebchaften, der vorgeblichen Eifersucht zwischen den beiden Brüdern, seinen Einkünften u. s. w., wobey bis S. 83 ein fremder Aufsatz zum Grunde liegt; sodann Anekdoten von seiner Vermählung und einige aus dem siebenjährigen Kriege. Die vierte liefert auf einmal Nachrichten von seinem Tode, dann wieder aus dem 7jährigen und dem bayerischen Erbfolge-Kriege, abermals von Rheinsberg, und kurze Lebensgeschichten, einiger preussischer Generale. — Oft findet man gute Nachrichten und Reflexionen, welche Kriegs- und Terrain-Kenntniß verrathen, z. B. über die Affaire bey Kesselsdorf 2te S. 180 ff., bey Pirna 3te S. 156 ff., zum Theil aus handschriftlichen Relationen eines Augenzeugen; auch sind die eingestreuten biographischen und chorographischen Notizen größtentheils richtig und verständig abgefaßt. Dagegen ermüdet der Vf. durch eine unglaubliche Weitschweifigkeit, durch weitausgesponnene, fade Dialogen, durch Bagatellen von Fähndrichs, Marqueurs, Dienstmädchen, Kindern, und durch eine Sprache, deren Incorrectheit oft ins Kauderwelsche streift, und sich in den ersten Jahren des 7jährigen Kriegs gebildet zu haben scheint. Nur 2 Beyspiele. 2te Samml. S. 29: Als unter anderen der Prinz Wilhelm v. Hessen, welcher bey der *Kaiserkrönung* zugegen gewesen war, sich gegen den Pr. H. beklagte, daß *diese Fürstin* die Reichsfürsten kaum als ihre Unterthanen estimiret“ u. s. w. (er meint die Kaiserin Maria Theresia). S. 31 feyert die österreichische Armee die Erhebung des Großherzogs zum Kaiser, „wobey alle möglich zu machende Lustbarkeiten veranstaltet waren, und wo der *Brodel* von süßer Kost die *Lüfte räucherte* und der Wein wie Wasser floß.“ — Seinen Helden läßt er bald ein ungeschicktes Compliment machen, bald etwas sehr Geziertes sagen; jenes z. B. 2te Samml. S. 150, wo der Prinz eine Frau lobt, welche, taub gegen die Lockungen eines Liebhabers, ihrem Manne treu geblieben war, soll er gesagt haben: Sie haben sich so brav gehalten, daß man Sie unter die neueren *Helonen* zählen kann“ (vielleicht hatte er specielle Nachrichten von ihr *seit ihrer Rückkehr von Troja*); dieses 4te Samml. S. 116, wo der Prinz vor der Fronte in einer Action gesagt haben soll: „Wer dem Tod als Mann nicht in die Augen sehen kann, hat auch als Säugling seine Mutter nicht anlächeln können.“ — In einer Anm. 2te Samml. S. 24 steht: „Es ist bekannt und die Geschichte sagt es, daß sich die preussische *Königskrone* aus dem Hause *Zollern* hereschreibt.“ — Übrigens findet man hier wohl *Anekdoten* und einige *Charakterzüge* von dem Prinzen, über seine *Kriegsfahrten* aber muß man sich aus von *Bälows* kritischer Geschichte seiner Feldzüge (2 B. Berlin 1805) unterrichten.

cf.

Ohne Druckort: *Das Jahr 1806 und Deutschlands Souveräne zu Anfang des Jahres 1807. Übersicht der denkwürdigsten Vorfälle seit dem preßburger Friedenstractat.* Mit den Bildnissen der 5 Stifter des preussischen Kriegsheeres und einer Anzeige aller Länder der preussischen Monarchie in chronologischer Folge. Gedruckt i. J. 1807. 136 S. gr. 8. (10 Gr.)

Der Vf. giebt zuerst eine Übersicht der denkwürdigsten Vorfälle seit dem Abschlusse des preßburger Friedens bis zum 31 Dec. 1806, in gedrängter Kürze, aber vollständig; so dafs wir auch nicht Ein merkwürdiges Factum vermissen, wohl aber Verschiedenes finden, das eigentlich wohl nicht hieher gehört. Bey einigen Gelegenheiten macht der Vf. kurze Bemerkungen, z. B. bey dem preussischen Manifeste, die keinen Freund des preussischen Namen verrathen; oder er theilt Gedanken Anderer mit, wie bey Wittenberg's Leiden, wo ein interessanter Brief aus dem Morgenblatte abgedruckt ist. Auf diese Darstellung folgt die Beschreibung der Belagerung Breslau's vom Hn. Prof. *Manfo*, treu und wahr, wie wir es nun aus mehreren Blättern wissen. Hierauf kurze Erzählung, wie nach und nach Hohenzollern zu solchem Umfang von Ländern kam. Nur selten dabey eine Bemerkung; aber bey Friedrich II., dem gebührendes Lob gesagt wird, heist es auch: nach dem siebenjährigen Kriege habe er die Regie eingeführt, und ein Heer französischer Financiers kommen lassen. Seine Unterthanen lernten, was Contrebande sey, zum grössten Nachtheil rechtlicher Denkart, wozu noch Abnahme der Religiosität kam, die der König durch Beyspiel und Schriften beförderte. Die Anstellung gelehrter und einsichtsvoller Männer in allen Fächern habe der französirenden, frivolen und irreligiösen Denkart die Wage gehalten, und von Berlin aus habe sich eine heilsame Reform der protestantischen Dogmatik verbreitet.

S. 72. Über das Unglück der preussischen Monarchie. Eine aus *Vogt's* europäischen Staatsrelationen abgedruckte bekannte Abhandlung, von der jedoch Mehreres ausgelassen worden. S. 78. Umsturz der Republik Polen; kurze Geschichte bis 1794. Man findet nichts Neues. S. 88. Frankreichs jetziger Zustand von einem Engländer. Aus der Schrift: Zustand der brittischen Nation in Hinsicht ihrer auswär-

tigen Verhältnisse zu Anfang der jetzigen (Foxischen) Administration, wo Frankreich als ein Lager voll der schönsten und geübtesten Soldaten dargestellt wird. S. 93. Deutschlands Souveräne zu Anfang 1807. Von sämtlichen Fürsten werden die regierenden Herren, ihre Gemahlinnen und Kron- oder Erb-Prinzen, die vorzüglichsten Länder, Haupt- und einige andere Städte genannt. Dabey manche Unrichtigkeit, z. B. bey Bayern wird Bayreuth, bey Würtemberg Ulm angeführt, bey dem Primatial-Staate fehlt Frankfurt. Als Coadjutor wird Cardinal Fesch genannt, geboren als Freyherr von Fesch zu Ajaccio. Der Fürst von Nassau Weilburg wird als Mitregent sämtlicher nassauischer Lande, als Herzog, als Präsident im Collegium der Fürsten genannt, da dieß doch blofs vom Herzog von Nassau-Ufingen gilt. Bey Anhalt wird gesagt, eine gemeinschaftliche Obergerichtsbarkeit sey, wie für alle nassauischen Lande, wünschenswerth. Es ist zweydeutig, ob der Vf. das O. A. Gericht zu Hadamar kennt. Eben so wünscht er den Herzogen zu Sachsen ein gleiches Gericht, da sie ja schon eine, weit weniger nöthige (!!) gemeinschaftliche hohe Schule (*Fena*) hätten!! Unter den deutschen Regenten, die im J. 1806 ihre Lande verloren haben, wird auch der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der stets die Regierung behielt, genannt. Bey Oranien Fulda heist es: Nassau-Dillenburg und Diez seyen unter die Souveränität von Ufingen und Weilburg gekommen, von Siegen und Hadamar wird nichts gesagt. Der Vf. scheint Art. 25 die Conföderations-Acte nicht gelesen zu haben. S. 105 die zwey ersten Monate von 1807. Fortsetzung der zuerst angeführten Übersicht. Von dem Lieutenant Schill wird gesagt, er sey ein zweyter Luckner, aber unter Umständen, die seine Streifereyen verderblich statt nützlich fürs Vaterland machen. S. 112. Auszüge aus v. Müllers bekannter Rede vom Ruhme Friedrichs II. Den Schluß macht S. 133. Schreiben der 24jährigen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz (jetzt Königin von England) an Friedrich II., während des 7 jährigen Kriegs. Es macht ihrem Herzen Ehre. Man kann die Absicht, warum es hier wieder abgedruckt wurde, leicht errathen. Als Stifter der preussischen Armee sind genannt und abgebildet: Friedrich Wilhelm der grofse Kurfürst, und die darauf folgenden vier Könige. S. i.

K L E I N E S C H R I F T E N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Hamburg, b. Perthes: *Gramatica facinta del Idioma Aleman, al uso de la tropa Española en Alemania por Conrado Lüdger.* 1808. 139 S. kl. 8. Der Aufenthalt des spanischen Armeecorps im nördlichen Deutschland hat dieser kleinen Sprachlehre ihr Daseyn gegeben. Der Vf. hat durch dieselbe den Spaniern blofs ein Noth- und Hülf-Büchlein zur Erleichterung des Erlernens unserer Sprache in die Hand geben, keineswegs aber ein vollständiges grammatisches Lehrgebäude errichten wollen. Seine kurze Sprachlehre sollte den Krieger in ihren Erholungsstunden die Mittel verschaffen, das, was ihnen an Worten und Redensarten der tägliche Umgang und das tägliche Bedürfnis zuführte, an Regeln knüpfen, und den empfangenen Stoff für den Ge-

brauch ordnen zu können. Diefem lobenswerthen Zwecke entspricht die geschickte Ausführung. Rec. hat die kurze Sprachlehre sorgfältig durchgelesen, und überall sowohl unwidersprechliche Beweise der Geschicklichkeit des Vfs. gefunden, sich einfach, klar und bestimmt im Spanischen auszudrücken, als auch die für den Anfänger nothwendigen Sprachregeln methodisch zu ordnen und darzustellen. Gewifs hat das Büchlein in mehr als einem Spanier den Wunsch erregt, von dem Vf. durch eine vollständige Grammatik weiter geführt zu werden, — so wie wir es wünschen, dafs der Vf. durch eine ähnliche spanische Sprachlehre für Deutsche sich um die Dankbarkeit der deutschen Krieger, welche die Zeitbegebenheiten nach Spanien geführt haben, bewerben wollen möchte.

F. S. A.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 M Ä R Z, 1809.

S C H Ö N E K Ü N S T E

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Romantische Wälder*, vom Verfasser des *Lacrimas*. 1808. 230 S. 12. (1 Rthlr.)

Der Vf. des *Lacrimas*, nachdem er sich neuerdings in zwey Tragödien nach antikem Zuschnitt: *Niobe* — und *der Graf von Gleichen* — versucht hat, zeigt sich hier wiederum in seiner ersten Gestalt, die Formen, den Ton und das Colorit der gegenwärtig so beliebten spanischen Poesie nachbildend. Es scheint als ob es ihm, in so weit diese Poesie seinem besondern Charakter als Dichter mehr angemessen ist, hiemit besser gelänge als mit der Nachahmung des griechischen Styls, wenn gleich unter der nicht geringen Anzahl von grösseren und kleineren Gedichten, welche den Inhalt des zierlichen Buches ausmachen, auch nur Weniges sich befindet, das vollkommene Befriedigung gewährt. Einzelne Schönheiten trifft man fast in jedem Stücke, und man kann in ihnen den zarten feinen Sinn des Dichters nicht verkennen, womit er die mannichfaltigen Erscheinungen der Liebe bald sinnlich schwärmerisch, bald sinnreich deutend, bald mystisch ahndend aufzufassen weifs. Aber indem man solcher reizenden Einzelheiten sich erfreut, vermisst man oft das Ganze, in welchem sie als wesentliche Theile leben sollten. Bey dem vorwiegenden Hange, sich lyrisch zu ergiefsen, gebricht es in den meisten Fällen an Kraft, den Gegenstand vollständig auszubilden, und ihn mit vollem Leben auszufüllen und hinzustellen, so dafs er in Allgemeinheit zerflieft, oder doch in einer nicht hinlänglich bestimmten Gestalt hin und her schwankt. Die Formen der südlichen Poesie schmeicheln überdies einem solchen Hange zu blofs musikalischen Ergiefsungen, und verführen leicht zu einer Unbestimmtheit und einem Übermafs an Wortfülle, die durch die Wohlklänge und das eigenthümliche Tonspiel der neulateinischen Sprachen doch einigermaßen wieder gut gemacht werden, in dem deutschen Idiom aber, das jene Musik grösstentheils entbehret, ein viel zu geringes Gegengewicht finden.

In den drey Gedichten: *Der Fels der Liebenden* — *die Eroberung von Antiochia* — und *des Kamaldulensers Pfingstfeyer*, ist der Ton episch-lyrisch, der Stoff aus Legenden entlehnt, und die Behandlung mystisch. Letzteres ist vornehmlich der Fall bey der ersten Geschichte, in welcher eben so viel von der Mutter Maria und dem Heiland, als von der Lie-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

be des christlichen Helden zu einer heidnischen Prinzessin poetisirt wird, und zwar auf eine ziemlich abenteuerliche Weise, und im Kleinen so, wie am Schlusse der Tragödie des Grafen von Gleichen. So sagt z. B. der Ritter, in einem Selbstgespräche die Geliebte anredend, mit der er noch kein Wort gewechselt:

Delphische Sibyll'! es wohnt
Hohe Kunde vom Heilande
Inn'ge Kund' in deiner Secie,
Kunde deinem Selbst entwachsen.
Bist du's, die ich längst mir suchte
Bey den andern Gläub'gen allen?
Du bekenntst ihn nicht durch Lehren,
Denn in dir ist er entstanden;
Auch entstanden nicht, nein immer
War er in dir vom Anfange,
Denn er lebt ja mit dein Leben
In dir, wenn sich regt dein Athem u. s. w.

Über diese dialektischen Spitzfindigkeiten, wo mancher sinnreicher Gedanke mit unterläuft, vergift man den eigentlichen Gegenstand fast ganz, und ist verwundert, wie man nach diesen Reden auf einmal die beiden Liebenden auf dem tragischen Felsen erblickt, von wo die Verfolgten, innig umarmt, sich in das Meer stürzen. — Der Erzählung: *die Eroberung von Antiochia*, mangelt eines Theils die gehörige Anschaulichkeit und anderen Theils das schauderliche Colorit, welches dem Thema angemessen ist, und nur an einigen Stellen sichtbar wird. — *Des Kamaldulensers Pfingstfeyer* ist klar und anschaulich dargestellt, und man fühlt sich immer angezogen bis auf den Schluss, welcher der erregten Erwartung nicht entspricht, und die Phantasie im Leeren läßt. — Es folgen hierauf neun kleine Gedichte, mit der Überschrift: *Romanzen*; sie sind nach unserer Meinung das Beste in der ganzen Sammlung, und hier scheint der Dichter ganz in seiner Sphäre zu seyn. Meist enthalten sie Liebesphantasieen, deren Lieblichkeit eben so reizend als eigenthümlicher Art ist. Dann kommen *Eklogen*. Ohne eigentlichen Zusammenhang singen ein halb Dutzend Schäfer und ein paar Schäferinnen ihre verschiedenen Liebesstimmen, die meistens von der klagenden Art sind, bald in Sonetten bald in Canzonen, auch die Form der Sektine und der Glosse fehlt nicht. Hier begegnet man gleichfalls mancher lieblichen Phantasie, manchem sinnreichen Gedanken, und auch hier befindet sich der Dichter ganz in seinem Elemente; nur ist in den meisten Stücken das Ringen mit der Form noch zu sichtbar, und nicht selten sucht er sich mit einem halbpassenden Ausdruck abzufinden. So-

N n n

wohl durch Neuheit als Zartheit zeichnen sich die Gefänge der Leonella besonders ab S. 164 und 186, so wie der Gefang des Darinel S. 197. — Den Bechluss macht *Afer und Zalinde*, eine morgenländische Erzählung in Prosa. Mit üppigen glühenden Farben schildert sie nach morgenländischer Weise das verzehrende Feuer orientalischer Liebe; nur manche Bilder wünschten wir als ungehörig weg. Wenn es S. 204 für: um die er nur noch lebte, heisst: um die seine Brust nur sich der zwischen Himmel und Erde schwebenden Luft bemächtigte — so ist dieß leerer Bombast, und keine phantastische Sprache.

Ha. Ha.

CARLSRUHE, b. Macklot: *Ambrosio, oder der Mann des Berufs und der Pflicht*. Eine spanische Novelle. 1808. I Theil. 346 S. II Theil. 168 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. oder Bearbeiter dieses aus den verschiedenartigsten Theilen zusammengestümperten Romanes hat auf eine originelle Art für die Hauptbedürfnisse der gemeinen Lesewelt ihn einzurichten gesucht. In dem *ersten* Theile erzählt er seine Geschichte mit einer so redseligen Breite und einer so allgemein verständlich erklärenden Umständlichkeit, und er weist das Verlangen nach Mitleid erregenden Scenen auf eine so populäre Weise zu befriedigen, dass die gutmüthigen und die aufgeklärten Leser, denen nichts über handgreifliche Verständlichkeit und herzliche Rührung geht, mit ihm recht zufrieden seyn müssen. Und — was wirklich ein Kunststück ist, wie es dem Rec. wenigstens noch nicht vorgekommen — nicht weniger zufrieden werden die Leser mit dem Buche seyn, die, mit unersättlicher Neugier dem Abenteuerlichen nachjagend, auf jeder Seite einer neuen unerhörten Begebenheit zu begegnen hoffen. Dann im *zweiten* Theile geht plötzlich alles bunt durch einander, und eilt in den tollsten Sprüngen über Stock und Stein dem Ende zu, dass auch die ungeduldigste Neugier es sich nicht herrlicher wünschen kann, und allenfalls nur bedauern wird; dass dieser zweyte Theil nur halb so viele Seiten zählt als der erste. Vorzüglich den Effect im Auge habend, nimmt es der Vf. mit der Sprache weiter nicht genau; er sucht sich mit ihr, so gut es gehen will, abzufinden, sollte auch zuweilen der Ausdruck so undeutlich ausfallen, dass man den Sinn nur errathen kann. Aber an manchen Stellen hat er mit sichtbarem Fleisse gearbeitet, und hier bewiesen, was er zu leisten im Stande wäre, wenn er nur ernstlich wollte. Zur Probe mag folgende dienen: „Das Betragen seiner Tochter war nach solchen Grundsätzen abgemessen, dass keiner von den unzähligen Schmetterlingen, welche so häufig die reizvollen Blüten in Frankreichs Gefilden umflattern und die Luft verunreinigen, sich Hoffnung machen konnte, Aufnahme bey ihr zu finden.“ — In neuen Schilderungen der weiblichen Schönheit ist er oft sehr glücklich. So heisst es z. B. S. 109. I Theil: „die gebogene griechische Nase, die etwas aufgeschürzten korallenen Lippen, der alaba-

sterne Hals, durchfurcht von dem schönsten Blau der sich schlängelnden Adern.“ — Ubrigens ist schwer auszumachen, ob das Buch reicher an Provincialismen oder an Sprach- und Druck-Fehlern ist; *denen selbst, selbe, Ungeflumm, aus Furcht gegen, dulken, verbotten, abgestandene Greisse, so lang mir's denkt, für: so lange ich denken kann* — dergleichen trifft man auf jeder Seite, und man liest auch, ohne sich weiter zu verwundern: *er begleitete die Stelle eines Gesandten* — und *er bekleidete sie ins Haus*. Wer wollte sich auch an solche Kleinigkeiten Rossen!

Ha. Ha.

BERLIN, b. Weiss: *Farcen der Zeit* von Julius v. Voss. 1808. VIII u. 430 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass die gegenwärtige Zeit, die durch den schnellen Wechsel der Begebenheiten so manche sonderbare Auftritte und komische Situationen herbeiführt, einem Lustspieldichter Gelegenheit und Stoff genug zu neuen Erzeugnissen für die Bühne darbieten könne, wenn dieser es nur versteht, das Rechte und Passende von der gehörigen Seite aufzufassen, und durch die Fortbildung seiner Phantasie in das Reich der Dichtung zu versetzen. Hr. Voss sucht diesen Weg, wie wir schon in der Griechheit und anderen Producten gesehen haben; aber er kann ihn nicht finden, oder er überlässt sich dabey zu sehr einem leichten Spaziergange. Hier kündigt er nun geradezu *Farcen der Zeit* an, und lässt also ganz bestimmt Vorfälle des Tages erwarten, die zu lustigen Spielen benutzt seyn sollen; aber wir überzeugen uns bald, dass er sich hier noch weniger als in seinen früheren Lustspielen der Würde eines Künstlers gemäss benommen hat, und dass es ihm überhaupt damit kein rechter Ernst gewesen ist. Es sind nur rohe Materialien, flüchtig hingeworfen und zu keinem Gebäude zusammengefügt, blosse Einzelheiten, ein paar muntere Scenen, Bemerkungen, Einfälle, oder Copieen der nackten Wirklichkeit, die wohl historisch, aber nicht rein-bildlich interessieren können. Ja, es ist nicht viel mehr, als eine blosse Anekdotensammlung, worin die Vorfälle nur dramatisch eingekleidet, und die Forderungen eines freyen Spiels wenig berücksichtigt sind. Gleich das erste: *Der Proceß in Südproussen*, Posse in einem Act, kann man blos als eine Skizze, als einen flüchtigen Abriss einer Schilderung der rohen Sitten und Aufführung ehemaliger südproussischer Gutsbesitzer auf einen Augenblick sich gefallen lassen. Ein ungerechter Anspruch auf ein Stück Land, der durch erkaufte Zeugen ins Werk gesetzt, und nachher durch eine eben so ungerechte Gegenforderung wegen eines vor vielen Jahren umgerittenen Füllens wieder vernichtet wird — macht den Inhalt dieses Stücks aus. Es ist eine Handlung der grössten Lasterhaftigkeit und Rohheit, die wohl episodisch in ein Trauerspiel passen würde, aber keinesweges als eine Posse, wie sie hier erscheint, belacht werden kann. Von der potenzierten Naivetät, wie sie einer Posse eigen ist, finden

sich zwar hie und da Spuren, aber dem Ganzen fehlt der heitere Hintergrund, so, daß statt der Ergötzung Abscheu und Unwille erfolgen muß, es sey denn, daß manche Zuschauer auch ihre Freude daran haben könnten, so schlechte Menschen vor sich zu sehen. — Das zweyte Stück: *Die Mäsen im Kriege*, das ein *traurig Lustspiel* in zwey Acten genannt wird, wie das vorige noch mit mehrerem Rechte heißen könnte, stellt Stümper von Schriftstellern dar, deren Hoffnung auf großen Geldgewinn bey der Herausgabe eines Journals durch das Hereinbrechen eines plötzlichen Krieges scheitert. Hier steht Mittel und Zweck in gar keinem Verhältnisse, und man sucht vergebens darin nach einer gültigen ästhetischen Wahrheit. Denn, daß schlechten Schriftstellern ihr Unternehmen mißlingt, mußte auch wohl so geschehen können, ohne daß erst ein schrecklicher Krieg dazu nöthig wäre, und auf der anderen Seite gehören grade nicht erst *schlechte* Schriftsteller dazu; im Kriege, bey dem allgemeinen Unglücke, kann dasselbe auch die guten treffen. Man muß also wieder die historische Rücksicht dabey zu Hülfe nehmen, und denken, weil es wohl dermalen schlechten Autoren so gegangen seyn möchte, daß ihre Verlegenheit uns jetzt belustigen soll. Und wirklich entstehen gegen das Ende ein paar Auftritte, die allerdings etwas Komisches haben. Denn wen reizt es nicht zum Lachen, wenn ein stolzer Maler Proviandwagen anstreichen, und ein Journalist zuletzt als Tambour den Zapfenstreich schlagen muß, wobey sein Lehrer meint, daß er gewiß schon einmal Regimentstambour müsse gewesen seyn? Zu loben ist noch die Raschheit, in der alles vor sich geht. Das dritte Stück: *Triumph der Schreibewuth*, ein lustig Trauerspiel, ist eine Fortsetzung des vorigen, und spielt unter den nämlichen Personen, die sich jetzt, ein Jahr nach jenem Unfalle, berathschlagen, was sie anfangen, und was sie schreiben wollen. Der eine will Bemerkungen über die Begebenheiten liefern, und der Andere will alles loben und vertheidigen. Diefes wird so nachlässig und so flach hingefagt, daß nur ein eitles Geschwätz daraus entsteht, dem außer der Beziehung auf Dinge, die etwa in unseren Tagen wirklich geschehen seyn mögen, aller Reiz fehlt. Und wenn endlich beide Schriftsteller beschließen, sich in Journalen einander anzugreifen, zu lästern, und sogar zu schimpfen, um dadurch Aufsehen zu erregen und sich Leser zu verschaffen, so — ist das schon da gewesen. Der Schluss von dieser — Unterredung ist, daß beide sich einer Bekannten, die als Marketenderin sich jetzt viel Geld erworben hat, zu Männern antragen, so daß also die eigentliche Handlung des Stücks nur in einer einzigen Scene besteht. — Es folgt: *Er muß heirathen*. Opera- Buffa in einem Act; nach Moliere, das in dieser Gesellschaft überrascht. Hier ist Geist und Witz und poetische Tiefe, nur leider hie und da durch viele Worte und durch eine unnütze Hinhaltung der Entwicklung verwässert. Ein alter Freyer, der von einer eingeleiteten Verbindung zurücktreten will,

weil er seine Hahnreyschaft schon bestimmt vor Augen sieht, wird von dem Bruder der Braut durch Duell und körperliche Züchtigung zur Heirath gezwungen. Diefes giebt dem Stücke den Namen. Das Komische dieser Scene beruht aber darauf, daß der wackere Bruder seine harte Behandlung mit der ruhigsten Miene und mit der Versicherung verbindet, daß er dabey die beste Absicht von der Welt habe, und dem Freyer die Wahl (zwischen Frau und Prügel) völlig frey stehe. Dieser vereinte Widerspruch hat deshalb so viel komische Kraft, weil er dunkel an viele ähnliche Auftritte im menschlichen Leben erinnert, wo zur Peinigung sich immer die Wohlmeinung gesellt, als geschehe es nur zum Besten (zur Heilung) des Anderen. Und immer entsteht eine Fülle des Komischen (die man auch Tiefe nennen könnte), wenn etwas Specielles zugleich Symbol von anderen ähnlichen Auftritten und Verhältnissen wird, die in der Erinnerung aus der Ferne hervortreten, und der Phantasie eine Perspective eröffnen, wobey der Reiz zum Lachen öfters wiederkehrt, ohne daß der Zuschauer sich den Grund davon angeben kann. — In dieser Bearbeitung müssen einige Nachlässigkeiten des Übersetzers gerügt werden: z. B. Eine Anekdote, die *daher ziemt*, wie die Faust aufs Auge. Hier ist das Prädicat nicht dem Bilde gemäß. Das *paßt*, wie die Faust aufs Auge, sagt man: Bey dir pflegt, weil der Tanzchor wacht; sich Schlummer einzuzufellen — geziert für: *wenn man noch tanzt*. Es gleiche dem Kerker das fröhliche Band. *Kerker* und *Band* entspricht sich nicht einander, sondern *Band* und *Fessel*. *Vor mir* war ein solcher Beweis unnöthig — statt: *für mich* — u. dgl. Die gesungenen Verse sind reine Prosa, wie von solchen Personen, als hier vorkommen, in dem prosaischen Zusammenhang auch nicht anders zu erwarten ist. — Das fünfte Stück heißt: *Der Kriegsrath von Cölln*, Posse in einem Act. Der Vater einer hübschen Tochter ist für die Schriften des Kriegsrath von Cölln sehr eingenommen; drey Freyer erscheinen, die von entgegengesetzter Meinung sind, und deshalb ihren Endzweck verfehlen. Aber der wahre Liebhaber des Mädchens benutzet diesen Umstand, und giebt sich für den Vf. der vertrauten Briefe u. s. w. aus, weshalb der Vater ihm das Mädchen zusagt: Da nun jene, Cölln's Todfeinde, diefes hören, fallen sie wüthend über ihn her, und zerren ihn so lange, bis er sein Vorgeben, der Kriegsrath zu seyn, wieder leugnen muß. Somit kommt sein wahrer Charakter an den Tag; indess ist der Vater doch gezwungen, sein Wort zu halten, weil jener beweist, daß er wirklich vertraute Briefe — nämlich an seine Tochter geschrieben, Feuerbrände, wenigstens Feuerfunken in sein Haus geworfen, und in seiner Jugendverirrung Wien und Berlin mit einander verglichen habe; auch sey er von Cölln, nämlich an der Spree; und dabey auch Kriegsrath, indem er oft zum Kriege gerathen habe; wogegen der Vater denn nicht viele einzuwenden hat. Man sieht, daß das ganze Stück nur ein Schwank ist, und als ein solcher mag es passieren. — Den Schluss macht: *Das Fest der Mäsen*, komische

Oper in drey Aufzügen. Der Vf. versichert, um der Musik willen dieses bekannte Stück für die Bühne verbessert zu haben; doch spüren wir dieses nicht sehr, weil es noch immer von Albernheiten wimmelt. Der Bearbeiter versteht sich wenig auf die Naivetät, und giebt dafür häufig Dummheiten, die nur für den völlig unkundigen Großstädter Wahrscheinlichkeit haben können; z. B. wenn ein Winzer nicht wissen soll, daß die Tochter seines gnädigen Herrn Fräulein titulirt wird, und seine Braut ihn erst erinnern muß: sie ist ja keine Jungfer, ich hab' es dir ja schon gesagt. Oder wenn der Küster einen Knaben mit einem Drachen verfolgt, und dieser darauf den gnädigen Herrn, der hinzutritt, um die Sache zu untersuchen, und den Drachen nur besieht, immer wie unsinnig anschreit: mein Drache, Herr Excellenz, mein Drache! — Wenn dergleichen der Natur und Erfahrung nach möglich wäre: so möchte es auch komisch seyn; aber komisch ist nur das, was zugleich wahr ist, alles Übrige, so blendend es auch seyn mag, kann in der Kunst für das natürliche Gefühl nur für eine Albernheit gelten. — Wir wünschen dem Talent des Vfs. mehr Fleiß und Gründlichkeit, damit er nicht in Gefahr gerathe, die erregte Aufmerksamkeit des Publicums in Zukunft durch solchen Mißbrauch bald zu ermüden.

T. Z.

HANNOVER, b. Hahn: *Heinrich Wilhelm von Stamford's nachgelassene Gedichte*. Mit einer Vorrede von H. M. Marcard, Leibmedicus u. s. w. 1808. XII u. 192 S. 8. (16 Gr.)

Nicht nur, wenn das Herz, glücklich durch den Besitz eines Guts, in einer Empfindung schwelgt, sondern auch, wenn es das Gewünschte entbehren muß, und eine angeborene Neigung nicht befriedigen kann, wird der beredte Mund darüber häufig zu einer singenden Muse. Vielleicht wäre Kleist in der Schilderung ländlicher Gegenstände und in dem Ausdruck herzlicher Empfindungen nicht so glücklich gewesen, wenn er nicht unter dem Geräusch der Waffen Ruhe und Häuslichkeit so lange hätte entbehren müssen. So wie das entschiedene Talent oft durch die Entfernung ersehnter Güter noch mehr beflügelt und erhoben wird: so erhält auch die geringere Anlage dadurch mehr Kraft und Drang, und im Ausdruck mehr poetische Stärke, so daß da öfters ein Dichter hervorgeht, wo sonst nur ein bescheidener Redner oder ein angenehmer Briefsteller würde gewesen seyn. Auch der Vf. dieser Gedichte gehört, wenn wir nicht irren, in diese Gattung. Poetisches Talent, obwohl nur in einem geringen Mase, war ihm allerdings angeboren; aber bis zum wirklichen Dichter hätte es ihn schwerlich getrieben, wenn nicht die militärischen Beschäftigungen, die ihn fortwährend von solchen ruhigen und geistigen Genüssen abzogen, sein Gefühl und seine Sehnsucht danach verstärkt hätten. Dies sehen wir auch an der Wahl seiner Gegenstände: nicht Krieg, nicht Schlachten, nicht Heldenthaten sind der Inhalt seiner Lieder, sondern Lieb' und Unschuld und ländliche Friedfertigkeit.

Wenn die Nacht mit süßer Ruh
Längst die Müden lohneth,
Geh' ich auf das Hüttchen zu,
Wo mein Mädchen wohneth.

Wer sollte glauben, daß dieses beliebte, allgemein gesungene Volkslied von einem ernstlichen Krieger herrührte? Mit solcher Unschuld und Herzlichkeit trifft *Stamford* öfters das Herz; idyllische Gutmüthigkeit und ruhige Klarheit spricht fast aus allen seinen Liedern, und nicht selten ist er so glücklich, den Versen die Melodie seines Gefühls abzugewinnen, und mit ihnen in Gang und Ton der reineren Lyrik, der Musik, sich zu nähern, wie in dem Hirtenliede:

Frey von Sorgen
Treib' ich jeden Morgen
Meine Heerd' ins Feld.

Aber wie sein Gemüth zu dem entbehrten Gute gleich einer fernen Geliebten sich wendet: so blickt es auch nicht selten rückwärts auf diejenigen, die ihn an dem Genuße des erträumten Glücks hindern, und hier mischt sich in seine Miene oft ein Zug von Satyre oder die Strenge eines ernstlichen Moralisten. Doch ist sein Herz nicht bitter, und seine Phantasie nicht kraftvoll genug, um das Mißfällige in wirklichen Satyren aufzustellen; nur wahrredende, leichte Fabeln, Erzählungen und Betrachtungen entstehen daraus. Indefs fehlt es ihm auch hieby nicht an Gewandtheit und Anmuth der Rede, um die Aufmerksamkeit des Verstandes ganz angenehm zu beschäftigen. Es ist darin eine Hinneigung zum Epigramm, wiewohl, um witzig zu seyn, es ihm an Stachel gebricht. Bey dem allen offenbart sich in seinen Poesieen keine eigentliche schöpferische Phantasie, die die Gegenstände aufs neue vor unseren Sinnen entstehen ließe, und dem Geschehenen die Gegenwart des Lebens gäbe. Es ist bey ihm immer mehr ein Beschreiben, ein Mittheilen und ein Sprechen worüber, als ein Darstellen der Sache selbst. Nur ein paar mal steigt seine Empfindung bis zu dieser Kraft, da nämlich, wo er die Wirkung eines Fiebers auf seine Phantasie beschreibt, und an einigen Stellen in der Romanze: *Vergiß mein nicht*, die überhaupt durch die Herzlichkeit, die darin herrscht, so wie durch die Erfindung des Gegenstandes selbst viel Anziehendes hat; nur ist sie zur eigentlichen Romanze zu lang und im Vortrage zu gedehnt; das Gesangartige, das auch hier im Versgange liegt, verliert sich zuletzt in die ruhige Besonnenheit eines bloßen Erzählers, der bey den vielen Worten an der Sache nicht Antheil genug zu nehmen scheint. — Die schwächste Seite des Vfs. zeigt sich da, wo er gewöhnlichen Vorfällen oder Verhältnissen der prosaischen Welt, der er ohnehin zu nahe verwandt ist, seine Aufmerksamkeit schenkt, wie z. B. in dem Gedichte: *An Adelheids Lieblingskatze*, das ganz alltägliche Gedanken enthält, und bey der verfehlten Naivetät weder im Einzelnen noch im Ganzen eine poetische Idee giebt. Dieser Mangel an kräftiger Naivetät tritt nicht deutlicher hervor, als in einer Epistel an *Göcking*, dessen launige Antwort sehr gegen den wortreichen Ernst des Vfs. absteht. — Es wäre zu wünschen, daß Sammler von Gedichten darauf bedacht seyn möchten, das Gute von solchen Dichtern, wie *Stamford* war, dem nur Einzelnes in gemüthlichen Stimmungen gelang, sorgfältig herauszuheben, damit wenigstens das davon, was den Empfindungen anderer in Liedern zur Zeit angenehm entsprach, u. also nicht spurlos verhalte, dem Andenken voriger Tage dankbar erhalten würde.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 M Ä R Z, 1809.

M A T H E M A T I K.

- 1) PARIS, b. Didot: *Eléments de Géométrie*, avec des notes; par A. M. Legendre, membre de l'Institut et de la Legion d'Honneur, de la Société Royale de Londres etc. 6me Edition. 1806. 421 S. 8. und 14 Kupfer.
- 2) NÜRNBERG, b. Felfecker: *Lehrbuch der reinen niederen Geometrie in Verbindung mit der Anleitung zur Feldmefskunft* von Joh. Schön, der Philof. D., öff. ord. Prof. der Phyfik und Mathematik am grofsherzogl. Gymnaf. und Privatlehrer der Mathematik an d. Julius-Univerf. zu Würzburg. 1808. 205 S. 8 und 19 Kupfer. (2 Rthlr.)
- 3) GÖTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *System der Geometrie mit einer Einleitung in die Gröfßenlehre, als Handbuch zu Vorlefungen* entworfen von F. Schweins, der Philof. D. und Privatlehrer zu Göttingen. 1808. CLII und 457 S. 8. und XI Kupfer. (2 Rthlr. 16 gr.)

Das Lehrbuch No. 1 gehört zu den vorzüglichften, die wir befitzen; und da daffelbe in Deutfchland noch nicht fehr bekannt zu feyn fcheint: fo wird es erlaubt feyn, etwas länger bey dem Inhalte deffelben zu verweilen, obgleich es schon mehrere Auflagen erlebt hat. Das Buch ift für zwey verfchiedene Claffen von Lesern eingerichtet. Diejenigen, welche nur die nothwendigften und brauchbarften Sätze der Geometrie und Trigonometrie fih bekannt machen wollen, finden diefe fehr vollftändig in den mit gröfserer Schrift gedruckten Paragraphen; aber auferdem find eine Menge anderer Sätze, die mehr für den tiefer forfchenden Kenner der Wiffenfchaft beftimmt find, theils an ihrer Stelle zwischen den übrigen eingefügt, theils als Noten in einem Anhang hinzugekommen. Das Buch hat daher eine Vollftändigkeit, die uns an keinem deutichen Lehrbuche der Geometrie bekannt ift. Das Ganze befteht aus drey Theilen, den Elementen der Geometrie, den Noten dazu, und einer Abhandlung über die Trigonometrie.

In den Elementen der Geometrie fängt jedes Buch (deren fie achte enthalten,) mit Definitionen an; alle Definitionen nämlich, deren man in dem Buche bedarf, finden fih hier zufammen gefteht. Diefes hat die Unbequemlichkeit, dafs erftlich der Leser, dem die Namen und Begriffe neu find, mit

S. A. L. Z. 1809. Erfter Band.

zu Vielem auf einmal überhäuft wird, und zweytens, dafs Manches hier befchrieben wird, deffen Möglichkeit erft erwiefen werden mufs. Denn der Schüler der Geometrie ift z. B. berechtigt zu fragen, ob eine folche Figur, wie das Quadrat, deren vier Seiten alle gleich, und deren Winkel alle rechte Winkel find, auch möglich fey. Beiden Vorwürfen weicht man aus, wenn man die Erklärungen erft da mittheilt, wo der Fortgang der Unterfuchung fie nöthig macht. Diefes Bemerkung macht Hr. L. in der Note 1 felbft, fcheint fie aber doch nicht wichtig genug gefunden zu haben, um deßhalb von dem Gebraüchlichen (denn als folches erwähnt er diefer Sitte,) abzuweichen. Nach den Definitionen folgen im erften Buche Axiome, fonft aber Theoreme und Probleme in der gewöhnlichen Form; doch find die meiften Probleme den einzelnen Büchern am Schluffe beygefügt, welches denn wieder das Unangenehme hat, dafs die Sätze fih nicht aufs natürlichfte an einander reihen, und man oft etwas als schon bekannt anführen mufs, was erft fpäter ganz beftimmt gelehrt wird. So z. B. fängt der Beweis der 12ten Proposition im erften Buche damit an, dafs man aus der Spitze des gleichfchenklichten Dreyeckes eine gerade Linie nach der Mitte feiner Basis ziehen foll, da doch erft 36 Seiten fpäter gelehrt wird, wie man die Mitte einer gegebenen geraden Linie findet. Nun fieht man freylich ein, dafs eine folche Linie möglich fey; aber man follte doch nicht fagen: *tirez la ligne*, fondern allenfalls: *soit tirée* —, es wird allemal eine folche Linie möglich feyn, und es ftehe also AD diefelbe vor.

Setzen wir diefe kleinen Mängel bey Seite: fo wüßten wir fast nichts, was wir diefem Lehrbuche zum erheblichen Vorwurfe machen könnten. Die Sätze find fehr paffend, manchmal better, als es fonft gewöhnlich ift; geordnet. Der Satz z. B., dafs im gleichfchenklichten Dreyecke die beiden Winkel gleich find, die den gleichen Seiten gegenüber ftehen, wird hier viel leichter, als im Euklides, bewiefen, und diefes ift bey Sätzen, die fo früh im Anfange vorkommen, von nicht geringer Wichtigkeit, da es dem Anfänger immer Schwierigkeit macht, fih aus einer fo verwickelten Figur, wie Euklides fie dort gebraucht, herauszufinden. Und diefer leichtere Beweis ift blofs durch eine andere Anordnung der Sätze gewonnen. — Gegen die Gründlichkeit der Beweife ift, (einige unbedeutende Kleinigkeiten, wie die erwähnten, abge echnet,) fehrerlich etwas einzuwenden, und auch die Deut-

lichkeit und Leichtigkeit der Darstellung läßt kaum etwas zu wünschen übrig; doch scheint es, daß Hr. L. sich unter seinen Lesern schon Personen von gebildetem Verstande dachte, denn sonst würde er vermuthlich einige Sätze, die bey aller Klarheit des Vortrages doch dem Anfänger etwas schwer vorkommen müssen, nicht unter die Sätze des ersten Cursus aufgenommen haben: Solche Sätze sind sogleich im ersten Buche diejenigen, welche die Theorie der Parallellinien enthalten, und überhaupt alle die, wobey man an die Begriffe vom Uneuelichen erinnert wird.

Das erste Buch, unter dem Titel *les principes*, enthält die Sätze von Winkeln, Dreyecken, Parallelen und Parallelogrammen. Da die *Legendre'sche* Darstellung der Theorie der Parallellinien aus *Hoffmann's* Prüfung der verschiedenen Theorien bekannt ist: so würde es unnöthig seyn, hier etwas davon zu erwähnen. Auch das zweyte Buch, *le cercle et la mesure des angles*, können wir mit Stillschweigen übergehen. Am Schlusse desselben befinden sich die zu den beiden ersten Büchern gehörigen Probleme, und dadurch ist allerdings in Rücklicht der systematischen Ordnung von einer Seite etwas gewonnen, indem man nun des Kreises gar nicht eher zu erwähnen brauchte, als bis man vollständig davon reden konnte, statt daß sonst, wenn die Construction der Dreyecke, die Zeichnung einer Perpendicularlinie auf eine gegebene Linie und durch einen bestimmten Punkt und ähnliche Sätze da hätte vorkommen sollen, wo die verwandten Lehrsätze standen, etwas vom Kreise hätte vorausgeschickt werden müssen. Daß Rec. gleichwohl hier eine andere Anordnung gewünscht hätte, ist schon erwähnt.

Das dritte Buch, *les proportions des figures*, enthält die Lehren von Vergleichung der Dreyecke und Parallelogramme in Rücklicht ihres Flächen-Inhalts, von ähnlichen Figuren u. s. w. Etwas zu kurz für den Anfänger scheint uns die Anmerkung S. 61, wo die Multiplication einer Linie durch eine Linie erläutert wird, und so ist auch der Beweis des vierten Lehrsatzes zu sehr bloß arithmetisch. Ausser den gewöhnlichen Sätzen kommen hier zum ersten Male auch einige, dem geübteren Leser vorbehaltene, vor, z. B. daß bey jedem in den Kreis gezeichneten Vierecke das Rechteck aus den Diagonalen gleich ist der Summe der Rechtecke aus den einander gegenüberstehenden Seiten; aber auch unter den für den ersten Cursus bestimmten Sätzen befinden sich mehrere, die man in anderen Lehrbüchern nicht findet, z. B. zu bestimmen, ob die Diagonale und die Seite des Quadrats ein gemeinschaftliches Maß haben.

Das vierte Buch: von den regulären Polygonen und der Ausmessung des Kreises. — Der Beweis für den Satz, daß der Kreis gleich sey einem Dreyecke, dessen Grundlinie dem Umfange und dessen Höhe dem Halbmesser des Kreises gleich ist, — wird auf eine dem Vf. eigene Art geführt. Er beweiset nämlich zuerst, daß, wenn 2. concentrische Kreise gezo-

gen sind, es allemal möglich sey, um den kleineren ein reguläres Polygon zu zeichnen, welches den größeren Kreis nicht berührt, und in den größeren Kreis ein reguläres Polygon, welches den kleineren nicht berührt. Der Beweis für jenen Satz wird dann so geführt. Wollte man annehmen, des Kreises vom Halbmesser $= A$ und Umfang $= B$ Inhalt sey nicht $= \frac{1}{2} A \cdot B$: so würde es einen Kreis von anderem Halbmesser $= C$ geben, dessen Inhalt $= \frac{1}{2} A \cdot B$ wäre, und C könnte größer oder kleiner als A seyn. Es sey $C > A$ und man zeichne um einerley Mittelpunkt die Kreise vom Halbmesser $= C$ und $= A$: so läßt sich um den kleineren ein reguläres Polygon zeichnen, welches ganz innerhalb des größeren liegt, also kleiner an Fläche ist als dieser; aber dieses Polygons Umfang ist $> B$ und (nach schon erwiesenen Lehrsätzen) der Inhalt desselben gleich dem Producte aus dem Umfange in dem halben Halbmesser des hineingezeichneten Kreises, und dieser Halbmesser ist $= A$, also das Polygon $> \frac{1}{2} A \cdot B$, und da der Kreis vom Halbmesser $= C$ noch größer ist: so kann dieser nicht $= \frac{1}{2} A \cdot B$ seyn, und so läßt sich dies von jedem Kreise zeigen, dessen Halbmesser größer als A , und auf ganz ähnliche Weise auch umgekehrt für Kreise von kleinerem Halbmesser als A . Ein Anhang zum vierten Buche enthält — für den zweyten Cursus — Untersuchungen über die Fälle, wo Figuren, von deren Seiten einige oder alle gegeben sind, an Inhalt am größten werden. Das fünfte Buch, *Les plans et les angles solides*, giebt unter anderen eine Anleitung, aus den drey gegebenen Seitenflächen eines körperlichen Dreyeckes durch Zeichnung die Neigung dieser Flächen gegen einander zu finden. — 6 Buch. Von den Polyedern. Die Definition ähnlicher Körper hat Rec. nicht recht gefallen: 2 3seitige Pyramiden, heißt es, sind einander ähnlich, wenn zwey Seitenflächen der einen zweyen Seitenflächen der anderen ähnlich sind, und diese zugleich ähnliche Lage und gleiche Neigung gegen einander haben. Dieses scheint uns keine Definition, sondern ein Theorem zu seyn, denn eine Definition soll uns eine Vorstellung von dem geben, was erklärt wird, und die möchte man schwerlich durch jene Definition erlangen. Rec. würde daher lieber sagen: zwey dreyseitige Pyramiden sind einander ähnlich, wenn ihre ähnlich liegenden körperlichen Ecken gleich sind, und die Seitenlinien des einen eben das Verhältniß zu einander haben, wie die ähnlich liegenden Seitenlinien des anderen. Diese Definition, in welcher die Worte *ähnlich liegend* leicht zu erklären sind, ist dann gemäß, was man auch im gemeinen Leben (wofern man sich die Begriffe deutlich vorstellt) ähnlich nennt; und Niemand wird zweifeln, daß, *wofern es solche Körper giebt*, diese einander ähnlich sind; ob es aber Pyramiden giebt, die wirklich jene Eigenschaft haben, das muß erit bewiesen werden, und da ergiebt sich dann, daß Pyramiden wirklich ganz ähnlich sind, wenn sie die Eigenschaften haben, welche die Definition unsres Vfs. angiebt. Fast dieselben Bemerkungen finden gegen die Definition

der ähnlichen Körper im Allgemeinen Statt. Gegen die von uns vorgeschlagene Definition, welche mit der von Robert Simson fast einerley ist, macht der Vf. die Erinnerung, daß sie überflüssige Bedingungen enthalte; — aber dieses scheint uns kein bedeutender Vorwurf, da man von einer Definition nicht fordern kann, daß sie die möglichst kleinste Anzahl der Bedingungen angebe, worauf die Ähnlichkeit beruht. 7 Buch. Von der Kugel, — von den Kreisen auf der Kugel, den sphärischen Dreyecken u. s. w., auch für den zweyten Curfus über die Fälle, da der Inhalt sphärischer Dreyecke bey der Gleichheit gewisser Stücke ein Größtes wird, und von der Construction der regulären Körper. — 8 Buch. Von den drey runden Körpern, dem Cylinder, dem Kegel und der Kugel. Bey der Berechnung des Inhalts und der Oberfläche von Cylinder und Kegel wird hier dieselbe Form des Beweises gebraucht, wie im 4 Buch bey dem Inhalte des Kreises. Zur Berechnung des Inhalts und der Oberfläche der Kugel bereitet der Vf. dadurch vor, daß er den Körper betrachtet, welcher durch Umdrehung eines regulären Polygons entsteht.

Der *notes sur les éléments de géométrie* sind 12. Note 1, *sur quelques noms et définitions*, giebt Vorschläge zu einigen passenderen Benennungen. Note 2 enthält analytische Beweise für einige Fundamentalsätze der Geometrie; wir heben einen davon aus, nämlich den Beweis des Satzes, daß im eben gradlinigten Dreyecke durch zwey gegebene Winkel auch der dritte bestimmt ist. Es läßt sich völlig strenge, durch Aufeinanderpassen der Dreyecke zeigen, daß zwey Dreyecke genau gleich sind, wenn eine Seite mit den beiden anliegenden Winkeln in einem so ist, wie in anderen; nennt man also diese Seite $=c$, die Winkel $=A$ und $=B$: so ist der dritte Winkel $=C$ eine Function jener drey Größen, $C=\varphi:(A, B, c)$. Aber wenn man den rechten Winkel $=1$ setzt: so ist jeder Winkel durch eine Zahl ausgedrückt und in der Gleichung $C=\varphi:(A, B, c)$ kommt daher die einzige Linie c vor. Hingegen nun der Winkel C nicht bloß von A und B , sondern auch von der Seite c ab: so hätte man eine Gleichung zwischen A, B, C und c , wo man also c durch jene drey Größen, also eine linearische GröÙe durch lauter Zahlen ausdrücken könnte, welches unmöglich ist; in der Function φ kann also c nicht vorkommen, und es ist $C=\varphi:(A, B)$. — Der Vf. beweiset mehrere Sätze auf ähnliche Weise, und man folgt ihm in diesen Untersuchungen gern; indess ist zu wünschen, daß nur Meister in der Kunst sich dieser Beweisart bedienen mögen; denn in der Hand des Ungeübten möchten diese Methoden ein Mittel seyn, um Trugschlüsse zu verdecken. Unser Vf. führt selbst in der Anmerkung S. 252 einen Fall an, wo man sich bey etwas geringerer Überlegung, mit dieser Beweisart täuschen könnte.

Die 3te, 7te, 8te, 11te Note betreffen einzelne Sätze. Auch von den übrigen mag es genög seyn, den Inhalt anzuführen: Note 4. Beweis, daß das

Verhältniß des Kreisdurchmessers zum Umfange durch eine irrationale Zahl ausgedrückt werde, und auch das Quadrat derselben irrational sey. Note 5. Analytische Auflösung einiger Aufgaben vom Dreyecke, dem im Kreise beschriebenen Vierecke, dem Parallelepipedo und der Pyramide. Note 6. Über den kleinsten Abstand zweyer gerader Linien von einander, wenn sie nicht in einer Ebne liegen. Note 9. Von den Polyedern. Note 10. Bestimmung der Fläche eines sphärischen Dreyeckes aus den Seiten desselben und ähnliche Aufgaben, wobey, wie bey den vorigen Untersuchungen, die Trigonometrie als bekannt vorausgesetzt wird. No. 12. Über die Gleichheit und Ähnlichkeit der Polyedern.

Die Trigonometrie ist sehr vollständig vorgetragen; man findet, außer den zu Auflösung der ebenen und sphärischen Dreyecke nöthigen Lehren, auch Anleitung zur Berechnung der trigonometrischen Linien und Reihen für dieselben; auch die trigonometrischen Lehrsätze an Beyspielen erläutert.

Der Vf. von No. 2 hatte nicht die Absicht, ein so vollständiges Lehrbuch zu schreiben, wie No. 1 ist; er wollte nur die Sätze aufnehmen, die nothdürftig nöthig waren, um ein systematisches Ganzes zu bilden, und deren man bedarf, um in der Geodäsie, Trigonometrie und Physik nichts aus der reinen niederen Geometrie nachholen zu dürfen. Dagegen aber findet man hier Mehreres aus der Geodäsie an den Stellen eingeschaltet, wo die Lehrsätze der reinen Geometrie Veranlassung dazu geben. Der Vortrag ist in Erklärungen, Lehrsätze, Aufgaben u. s. w. geordnet; über die vollkommene Gründlichkeit, nach der *Euklides*, *Karsten*, *Legendre* u. a. strebten, ist hier nicht erreicht. Dazu trägt denn freylich bey, daß der Vf. in anderen Schriften, die er unter den Titeln: Ziffernrechnung und Buchstabenrechnung herausgegeben hat, einiges erwähnt hat, das mit bisher gehörte. Gegen die Deutlichkeit ist nur selten, zuweilen aber auch recht auffallend gefehlt; die Kürze gereicht dem Buche nicht zum Vorwurfe, denn da der Vf. es für seine eigenen Vorlesungen zum Handbuche bestimmte: so behielt er sich natürlich vor, im mündlichen Vortrage das Fehlende zu ersetzen; bey einigen Sätzen ist durch Fragezeichen angedeutet, wo eine Vervollständigung nöthig, und dem eigenen Nachdenken des Lesers überlassen ist. Wir werden nun über das Einzelne einige Bemerkungen machen.

Einleitung. §. 1. „Ausgedehnte GröÙe ist eine solche, deren Theile außerhalb einander sind.“ — Der Leser wird hier fragen, ob es denn auch eine Art von GröÙen giebt, deren Theile innerhalb einander sind, und Rec. selbst würde nicht wissen, ob der Vf. sich zum Gegensatz die intensive GröÙe dachte oder die Zeit, deren Theile nach einander sind, im Gegensatz gegen räumliche GröÙen; wenn es nicht gleich nachher hiesse: „das Gegenheil dieser in die discrete GröÙe.“ — Von dieser wird nichts weiter gesagt: §. 2. „Die Zahl der verschiedenen Arten von Grenzen, welche in einer ausgedehnten GröÙe Statt

finden, nennt man die Abmessungen der Gröſſe." Dieses ist sehr unverſtändlich. Planimetrie. 1 Abſchn. Von den geraden Linien, der Kreislinie und den Winkeln. — Wegen der Eintheilung des Kreiſes wird auf des Vf. Ziffernrechnung verwieſen. — Höchſt unverſtändlich iſt folgender Lehrſatz §. 19: „Der unendlich viele Theil einer endlichen Linie iſt kein Theil von ihr, ſondern ein Punct.“ Auffallend iſt, daſs §. 25 Zuſ. ein Satz noch umſtändlicher bewieſen wird, welcher ſchon §. 11 Zuſ. 2 vorgekommen iſt. §. 28 beruhet auf dem Satze, daſs in gleichen Kreiſen zu gleichen Sehnen gleiche Bogen gehören; dieſer Satz aber kommt gar nicht vor. — 2 Abſchn. Von den Dreyecken. Daſs §. 33 die verſchiedenen Arten von Dreyecken angegeben werden, ehe unterſucht iſt, ob nicht ein Dreyeck zugleich einen rechten und einen ſtumpfen Winkel haben kann, dagegen finden eben die Erinnerungen Statt, welche wir oben bey No. 1 gemacht haben. 3 Abſchn. Von Parallellinien und Vierecken. Hr. S. behält die euklidische Definition der Parallellinien bey, ordnet aber die Lehrſätze anders, und glaubt dadurch der Nothwendigkeit, einen nicht ganz evidenten Grundſatz anzunehmen, zu entgehen. §. 52 iſt der Lehrſatz, daſs zwey gerade Linien ſich nicht ſchneiden können, wenn die Summe der inneren entgegengesetzten Winkel $= 2 R$ iſt. §. 53. Aufgabe: eine Linie einer anderen parallel zu ziehen. §. 54. Lehrſatz. Gerade Linien A, B, welche beide einer dritten C parallel ſind, ſind auch unter einander parallel, d. i. ſchneiden einander nicht. Dieſer Satz iſt hier ein Hauptſatz. Der Vf. unterſcheidet zwey Fälle: 1) Wenn C zwischen A und B liegt: dann erhellet, daſs, wofern A und B einander ſchneiden ſollten, nothwendig eine derſelben auch C ſchneiden müſſte, gegen die Vorausſetzung. 2) Wenn die Linie C nicht zwischen A und B liegt: ſo iſt der Beweis ſchwieriger. Hr. S. ſagt zur Vorbereitung: „Entweder müſſen alle geraden Linien, wie ſie der Satz ausſpricht, einander parallel ſeyn, oder alle ſtoſſen verlängert zuſammen; ein Drittes kann nicht Platz haben, daſs nämlich einige einander parallel ſind, einige hingegen verlängert zuſammen ſtoſſen; denn auf dieſelbe einfache Art, wie zwey gerade Linien gegen die Vergleichungsparallele beſtimmt ſind, ſind zugleich alle beſtimmt, der Erfolg dieſer Beſtimmung muſs daher für jede zwey ganz derſelbe ſeyn.“ — Dieſes Raſonnement, auf welchem der Beweis für den zweyten Fall A beruhet, iſt nicht ſtreng richtig; wollte man es als richtig annehmen, ſo könnte man auch das Entgegengesetzte von §. 52 ohne alle Umſtände beweiſen, daſs bey allen Parallellinien die Summe der inneren Winkel $= 2 R$ ſey; denn alle Parallellinien ſind — ſagt ja der Vf. — auf einerley Art beſtimmt, und der Erfolg muſs derſelbe ſeyn; iſt alſo bey einigen Parallellinien die Summe der inneren Winkel $= 2 R$, ſo muſs ſie es bey allen ſeyn. — Um die Strenge der Beweiſe zu erreichen, welche diejenigen fodern, die Euklids 1ten Grundſatz tadeln, darf man nicht annehmen,

daſs alle geraden Linien, die ſich nicht ſchneiden, auf dieſelbe Art gegen einander beſtimmt ſind, ſondern man muſs es eben erſt erweiſen, daſs es keine zweyerley Arten ſolcher Linien giebt, wo bey einigen die Summe der inneren entgegengesetzten Winkel $= 2 R$, bey anderen $< 2 R$ ſeyn könnte, und des Vf. Beweis hiefür §. 56 beruhet auf einer *petitiq principi*. Auffallend iſt auch noch die Anmerkung S. 41. — Der euklidische Beweis paſst ja auf beide vom Vf. unterſchiedene, (oben aus §. 54 erwähnte) Fälle. 4 Abſchn. Vom Kreiſe und den Polygonen, wo auſſer den gewöhnlichen Sätzen auch Renaldi's Methode vorkommt, mechanisch alle regulären Polygone zu zeichnen. — 5 Abſchn. Von ähnlichen Figuren. — Man findet hier auch das Problem, zwischen zwey geraden Linien zwey mittlere Proportionallinien zu finden. 6 Abſchn. Von Ausmeſſung gradliniger Figuren und des Kreiſes. Wir bemerken bey dieſen Abſchnitten nichts, als daſs ſie uns im Ganzen recht gut gefallen haben. Auch von der körperlichen Geometrie mag folgendes Wenige genügen. 1 Abſchn. Von der Lage gerader Linien gegen ebene Flächen u. ſ. w. — Die Lehre vom Neigungswinkel, daſs nämlich der nach den gewöhnlichen Regeln beſtimmte ebne Winkel die Neigung der Ebenen abmiſst, iſt hier nicht recht gut vorgetragen; vorzüglich ſchön findet man dagegen dieſe Lehre in No. 1 behandelt. 2 Abſchn. Von der Gleichheit und den Verhältniſſen geometriſcher Körper. — Dieſe Lehren ſind, wie ſaſt in den meiſten Lehrbüchern, zu kurz vorgetragen, und daher nicht ſo gründlich, als zu wünſchen wäre, behandelt. 3 Abſchnitt. Von Ausmeſſung der Körper. 4 Abſchnitt. Von der Cubatur der Körper. — Die zur Feldmeſſungskunſt gehörigen Sätze nehmen ſaſt ein Fünftel des Buches ein, und werden gewiſs manchen Leſern deſſelben recht angenehm ſeyn. Man findet dieſe Sätze an der Stelle eingefchaltet, wo verwandte theoretische Lehren vorkommen, und ſo dienen ſie alſo, die Aufmerkſamkeit des Schülers, der bey den theoretischen Lehrſätzen müde werden möchte, zu wecken, auch die Nützlichkeit jener Lehren zu zeigen. Man findet hier Anleitung, gerade Linien auf dem Felde abzustecken und auszumessen; gerade Linien auf dem Papiere einzutheilen; ſenkrechte u. parallele Linien auf dem Felde zu ziehen. Methode, um Entfernung und Höhe zu meſſen, die Höhe der Berge im Monde zu beſtimmen; die Mittaglinie und die Declination der Magnetsnadel zu beſtimmen. Ferner wird der Gebrauch der Winkelinſtrumente, des Verniers, des Meſſtiſches gelehrt. Einfache Methode, den Durchmesser der Erde zu beſtimmen. Anleitung zu Verfertigung von Charten und Verjüngung gegebener Figuren. Von der Theilung der Figuren in Stücke von gegebener Gröſſe kommen recht artige Beyſpiele vor. — — —

Der Druck dieſes Buches verdient Empfehlung, und die Kupfer zeichnen ſich durch vorzügliche Eleganz aus.

(Der Beſchluss folgt im nächſten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 13 M Ä R Z, 1809.

M A T H E M A T I K.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *System der Geometrie mit einer Einleitung in die Größenlehre, als Handbuch zu Vorlesungen* entworfen von F. Schweins u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dieses Werk hat eine von den gewöhnlichen Lehrbüchern ganz verschiedene Form. Man findet hier die geometrischen Lehren nicht in Erklärungen, Lehrsätzen, Aufgaben u. f. w. geordnet, und nicht jeden Satz förmlich und streng erwiesen, sondern einen fortlaufenden Vortrag, wo die Sätze systematisch an einander gereiht, aber eigentlich mehr bloß *begreiflich gemacht*, als *strenge demonstriert* sind. Diese Art des Vortrages scheint sich für ein Lehrbuch und für die Elemente der Geometrie nicht recht zu schicken. Für ein Lehrbuch deswegen nicht, weil man will, daß der Schüler hier Gelegenheit finde, sein eigenes Nachdenken zu üben, und die Beweise zu den Lehrsätzen selbst aufzufuchen, welches er nicht so gut kann, wenn die Untersuchung von Satz zu Satz fortchreitet, und keine Hauptsätze ausgezeichnet sind, deren Beweise man sucht. Eine solche Darstellung paßt eher da, wo die Untersuchung analytisch geführt, eine Formel aus der andern abgeleitet wird. Daher gefällt uns auch das Lehrbuch des Hn. Schw. da besser, wo er über die ersten Anfangsgründe hinaus ist, als im Anfange der Geometrie. Die ersten Elemente der Geometrie sollte man fast schlechterdings in förmliche, streng erwiesene Lehrsätze einkleiden, weil die Absicht des Unterrichtes in der Geometrie nicht bloß die ist, daß der Schüler gewisse Sätze kennen lerne, sondern auch daß er die strenge Gründlichkeit lerne, die bey allen mathematischen Untersuchungen so nöthig ist. Aus diesem Grunde möchten wir dieses Buch nicht gern Anfängern empfehlen, denn man gleitet hier gar zu leicht über die wichtigsten Sätze hin, und wird nicht genug erinnert, zu fragen, woher man es denn wisse, daß diese Sätze unwiderleglich wahr sind. Passender ist das Buch für diejenigen, welche schon die ersten Elemente der Geometrie inne haben, denn diese finden hier in einer zur Wiederholung recht schicklichen Ordnung die ihnen schon bekannten Sätze wieder, und manche Untersuchungen außerdem, welche man in anderen Lehrbüchern nicht antrifft.

Dem *System der Geometrie* geht voran die *Einleitung in die Größenlehre*, — eigentlich eine Anlei-

tung zur Arithmetik und Buchstabenrechnung, bey welcher uns der Titel: „Größenlehre“ darum nicht recht passend scheint, weil zur Größenlehre auch die Geometrie gehört. Diese Größenlehre fängt mit einem, für Anfänger gewiss nicht deutlichen Satze an: „Größe ist das Reale, was innerhalb vollendeter Grenzen begriffen ist.“ Im Folgenden kann man dem Vf. den Rahn großer Deutlichkeit nicht streitig machen; aber doch scheint es, daß der Vortrag nicht gleichförmig genug ist, oder daß der Vf. sich die Classe von Lesern, für welche er eigentlich schrieb, nicht bestimmt genug dachte. Sonst würde er wohl entweder die erstaunend weitläufige Erörterung über unser Zahlensystem abgekürzt, oder auch den kaum 150 Seiten später folgenden Unterricht von den Logarithmen, welcher für Leser, die dort bey einer leichten Lehre solcher umständlicher Erläuterungen bedurften, viel zu kurz ist, ausführlicher mitgetheilt haben.

Von einzelnen Bemerkungen wollen wir nur einige anführen. Die Division der Brüche durch Brüche würde am deutlichsten werden, wenn man Dividendus und Divisor auf einerley Nenner brächte. §. 53 ist die Multiplication mit negativen Zahlen zwar an sich richtig erklärt, aber man sollte bey dieser Lehre nie vergessen, ganz bestimmt anzugeben, wie es möglich ist, benannte Zahlen mit benannten zu multipliciren; denn daß jede Zahl benannt ist, sobald man sie als positiv oder negativ betrachtet, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden. §. 58 könnte man verleitet werden zu glauben, Exponent und Potenz wären gleichbedeutende Worte: — aber so geht es leicht dem, welcher sich von der strengen mathematischen Methode entfernt, die Begriffe nicht vollständig erklärt, sondern nur gelegentlich kleine Erläuterungen anbringt! Gefallen hat uns, was §. 60 im Anfange von der Gleichung gesagt wird; dagegen ist §. 121 die Lehre von den quadratischen Gleichungen nicht gut eingeleitet; denn der Schüler, dem die Begriffe von unbestimmten Größen fremd sind, wird fragen, wie es möglich sey, daß einerley Buchstab zweyerley bedeute. — Von der Ausziehung der Wurzeln kommt hier fast nichts vor, obgleich man dies nach dem übrigen Umfange dieses Buches erwarten sollte.

Das System der Geometrie enthält weit mehrere Untersuchungen, als man sonst in einem Lehrbuche der Elementargeometrie erwartet, und überhaupt einen Reichthum von Sätzen, welcher sich schwerlich in halbjährigen Vorlesungen genug erläutern

P p p

läßt. Wer also wünscht, über mancherley speciellere Gegenstände, die man ihrer wenigern Anwendbarkeit halber nur selten und nicht so vollständig untersucht hat, belehrt zu werden, der findet hier Befriedigung, und der Vf. giebt ihm überdies noch viele Gegenstände zu eigener Untersuchung an, die freylich in Hn. S. größerem Werke bearbeitet sind. Wegen der großen Mannichfaltigkeit der Materien ist es uns unmöglich, den Inhalt des Werkes speciell durchzugehen, und bey den einzelnen Vorzügen und Mängeln zu verweilen; wir werden daher nur einzelne Abschnitte etwas genauer beurtheilen, von den übrigen aber bloß den Inhalt kurz angeben.

Die Geometrie fängt systematisch mit Betrachtung einer graden Linie, zweyer und dann dreyer Linien, oder des Dreyecks an. Man findet hier gleich Anfangs Sätze, die man so früh gar nicht zu finden gewohnt ist, z. B. daß durch einen Punkt, der ausser einer bestimmten geraden Linie, nur eine gegen diese Linie senkrechte möglich ist. — Daß durch einen Punkt, welcher in jener Linie selbst liegt, nur eine senkrechte möglich sey, erhellet aus dem Begriffe des rechten Winkels; aber daß zwey auf einander geraden Linien senkrechte Linien einander nicht schneiden können, läßt sich nicht wohl so ohne Umstände annehmen. Aber unser Vf. wird auch mit der Theorie der Parallellinien schnell fertig, ehe er irgend etwas von den Dreyecken gesagt hat; von den Schwierigkeiten, welche eine strenge mathematische Lehrart hier findet, erwähnt er gar nichts.

In der Lehre vom Dreyecke ist, wie leicht zu achten, der Satz einer der ersten, daß aus der Größe eines Winkels und der Länge beider Schenkel, auch die Entfernung der Endpunkte beider Schenkel von einander bestimmt sey. Hr. Schw. hat an einem anderen Orte spottende Bemerkungen über diejenigen Geometer gemacht, welche Dreyecke auf einander passen; aber wie, wenn wir nun ihn fragten, wie er denn jenen Satz beweise? — Daß man so etwas von selbst einsehen könne, wird er hoffentlich nicht antworten, obgleich dieser Satz und viele andere hier fast als Axiome hingestellt sind; und wenn er deutlich mit sich eins werden kann, woher er den Satz habe, so möchte er schwerlich auf etwas anderes, als auf die dunkel vorgestellte Überzeugung, daß die Figuren auf einander passen müssen, kommen; der Vortrag des Hn. Schw. unterscheidet sich also nur dadurch vom euklidischen, daß er sich mit dunkeln Vorstellungen begnügt, und wegläßt, was zum deutlichen Beweise nöthig ist.

Wir wollen nun den folgenden Gang der Untersuchung beim Dreyecke etwas umständlicher durchgehen, um uns über das Folgende, wo die Manier der Untersuchung dieselbe bleibt, kurz fassen zu können. — Der Vf. nimmt zuerst eine aus der Spitze nach der Grundlinie gezogene gerade Linie, und vergleicht die Größe der beiden oben entstehenden Winkel und die Stücke der Grundlinie gegenseitig unter einander; dann zieht er eine Parallele zu der

einen Seite, und leitet daraus die Lehre von der Ähnlichkeit der Dreyecke her. Zieht man hingegen eine Linie innerhalb des Dreyecks so, daß sie mit dem rechts liegenden Schenkel eben den Winkel macht, wie die Grundlinie mit dem links liegenden Schenkel: so erhält man, was der Vf. eine *Antiparallele* nennt; eine solche Antiparallele ist im rechtwinklichten Dreyecke die aus dem rechten Winkel auf die Hypotenuse senkrecht gesetzte Linie. Der Vf. setzt so die Untersuchungen zum Theil in analytischer Form fort, und man wird diese Untersuchungen recht interessant und lehrreich finden, da der Mangel an Gründlichkeit hier nicht so nachtheilig ist, als bey den ersten Grundsätzen.

Auf ähnliche Weise stellt der Vf., mit Zuziehung einiger zu Hilfe genommener Linien, Untersuchungen über das Viereck und die Vielecke an, und geht dann zum Kreise über. Hier wird mit der Betrachtung eines Kreises, und zwar einer Sehne, zweyer Sehnen, mehrerer Sehnen, angefangen, und dann von Tangenten und Secanten gehandelt; wo aber zuweilen nur die Fälle, welche vorkommen können, tabellarisch angezeigt, und nicht weiter genau erörtert werden. Von dem, was über mehrere in Verbindung gesetzte Kreise vorkommt, mag hier Einiges umständlicher stehen. Bey zwey Kreisen sind die Hauptfälle, daß sie einander berühren oder schneiden, oder gar keinen Punkt ihres Umfangs gemeinschaftlich haben. Bey dreym Kreisen finden mehrere Fälle Statt, die der Vf. meistens nur erwähnt; diejenigen, welche er genauer betrachtet, sind folgende: Alle Kreise liegen in einander, und berühren sich in einem Punkte; drey Kreise sind durch vier Durchschnittspunkte mit einander verbunden, der dritte geht durch den einen Durchschnittspunkt der beiden ersten, und schließt den zweyten Durchschnittspunkt ein; die drey Kreise sind durch einen Berührungspunkt und vier Durchschnittspunkte verbunden, die berührenden Kreise liegen nicht in einander, und der durchschneidende Kreis schließt den Berührungspunkt ein. — Aber jeder dieser Fälle umfaßt noch mehrere Fälle.

Kreisfunctionen, — unter diesem Titel betrachtet der Vf. die sogenannten trigonometrischen Linien; merkwürdig ist die neue Benennung *tangens versus* für den Unterschied der Tangente und des Radius. S. 151 ist der Übergang der Tangente aus dem Positiven durchs Unendliche in das Negative nicht erklärt; S. 152 die Formel für $\sin. (a+b)$ auf einem zu weitläufigen Wege gesucht. Man findet hier und in der folgenden Trigonometrie und Tetragonometrie eine Menge Formeln zusammengedrängt, unter anderen auch ziemlich umständlich Formeln, die man zu wirklicher Berechnung der Kreisfunctionen anwenden könnte. Es ist uns unmöglich, hier mit der Anzeige oder Beurtheilung in's Detail zu gehen, da wir sonst die Grenzen einer Recension zu sehr überschreiten würden. Unter dem Titel unordentlich gekrümmte Linien (welcher eben nicht der passendste ist, da die gleich zu erwähnen-

den Linien eben so regelmässig, wie der Kreis, nur nicht gleichförmig gekrümmt sind) werden die Kegelschnitte, die Cissoide, Conchoide, Cardioide, Cycloide betrachtet. Dann geht der Vf. zu den Flächen über. — Eine Linie in Verbindung mit einer Fläche, — der Vf. giebt hier trigonometrische Formeln für die Winkel, welche eine schief gegen eine Ebne gezogene Linie mit geraden Linien in dieser Ebne macht. Zwey Linien in Verbindung mit einer Ebne, und zwar beide senkrecht, — oder schief mit gewissen Bestimmungen u. s. w. — Hier werden viele einzelne Fälle betrachtet und durch Anwendung der Trigonometrie erläutert. Lehrsätze von zwey Ebenen, von drey Ebenen (die grossentheils zur körperlichen Trigonometrie gehören), von vier Ebenen und dem durch vier Ebenen eingeschlossenen Körper. — Körper von fünf Ebenen eingeschlossen, von sechs Ebenen eingeschlossen. Krummflächige Körper, Kegel und Kegelschnitte, Cylinder, Kugel, wo bey der letzteren auch der Inhalt sphärischer Dreyecke mit der ganzen Kugeloberfläche verglichen wird.

Diese Anzeige mag genügen von einem Buche; von dem sich, ohne umständlich in das Detail der Formeln einzugehen, keine specielle Beurtheilung geben läßt. Das Buch ist Zeuge von dem Fleisse seines Vfs.; ob gerade alle Untersuchungen, die es enthält, besonders nützlich sind, darüber denken vielleicht verschiedene Leser ungleich, manchem aber werden sie wenigstens eine angenehme Unterhaltung gewähren.

B.

NATURGESCHICHTE.

JENA u. LEIPZIG, b. Gabler: *Naturgeschichte für gebildete Frauenzimmer und Liebhaber der Natur*, von Georg Gottfried Zinke, der Arzneywissenschaft. Doctor u. s. w. I Th. Säugthiere. Mit 24 Kupfertafeln. 1806. VI u. 219 S. 8. (m. ill. K. 2 Thlr. 12 Gr. m. schw. K. 1 Thlr. 16 Gr.)

Der Gedanke ist nicht übel, für die Gebildeteren unter dem schönen Geschlechte das Wissenswerthe aus dem grossen Gebiete der Naturgeschichte zu einem schönen Ganzen zu ordnen. Man erwartet in einem solchen Werke nicht neue Untersuchungen, Entdeckungen und gelehrte Erörterungen, aber desto mehr, daß das Wahre und Wissenswerthe auf eine geschmackvolle Art zusammengestellt, in der Werkstätte des eigenen Geistes verarbeitet, und mit dem Schmucke einer schönen Sprache bekleidet werde. Der Vf. hat zwar aus den besten naturhistorischen Schriftstellern geschöpft; allein sehr wäre zu wünschen, daß er im Vergleichen noch sorgfältiger, im eigenen Verarbeiten der gesammelten Materialien freyer und in der Auswahl des Wissenswerthen feinsinniger gewesen wäre. Er folgt Schreber'n, einem sonst klassischen und bewährten Schriftsteller, zu ängstlich, selbst in Hinsicht der Worte. Statt mehrerer Beyspiele, die sich ohne Vieles Suchen darbieten, nur folgendes:

Schreber III, S. 411.

Der Luchs hat ein vorzüglich scharfes Gesicht, einen viel feineren Geruch als andere Katzen, und Schlaugigkeit genug, die Orte, wo das Wild seine Gänge und Wechsel hat, auszuspiiren. Sobald er ein Wild entdeckt, weifs er sich ihm unter dem Winde zu nähern, oder es auf einem Baume zu belauern; hat er es erreicht: so wirft er sich auf selbiges und greift mit den Krallen so tief ein, daß er nicht herunter zu bringen ist u. s. w.

Zinke S. 73.

Der Luchs übertrifft in Absicht des scharfen Gesichts und Geruchs alle Katzenarten, und durch seine List weifs er den Ort bald auszuspiiren, wo das Wild seinen Wechsel hat. Seinen Raub belauert er unmerklich unter dem Winde oder auf einem Baume; er schwingt sich auf diesen und schlägt seine Klauen in dessen Körper ein, so daß er auf keine Art wieder herunter zu bringen ist u. s. w.

Sonst hat der Vf. zwar gröfstentheils das Wissenswerthe zusammengetragen; aber manche Thiere, denen er nicht hold zu seyn scheint, sind zu kurz abgefertiget. Es ist überhaupt wohl nicht die richtige Ansicht, wenn diejenigen Thiere, die nach des Vfs. Meinung von geringem Nutzen sind, so gar unvollständig beschrieben werden. So heisst es z. B. von dem zottigen Ameisenfresser: Er hat die Grösse eines Jagdhundes, eine Mähne auf dem Rücken und einen Wedelschwanz, mit welchem er sich im Schlaf gegen den Regen schützt und im Zorne bewegt er ihn. — Das ist alles! Bey der Beutelratze ist weder die Farbe noch die Grösse des Thieres angegeben. Bey dem Cayopollin ist die ganze Beschreibung: „Er bringt seine Jungen auf den Bäumen zur Welt.“ Von dem Stinkthier ist eben so wenig gesagt. Es würde nicht schwer seyn, noch mehrere Beyspiele dieser Art anzuführen.

Unter den Unrichtigkeiten hat sich Rec. besonders folgende angemerkt. Das frühere oder spätere Wechseln der Haare hängt bey den Säugthieren keinesweges allein von der Witterung, sondern vielleicht noch weit mehr von der Nahrung ab; Hirsche und Rehe, die in fetten Weiden gehen, werfen z. B. früher die alten Winterhaare ab als andere, die in dürftigen Veräunungen und kleinen Thiergärten weiden. — Die jungen Füchse sind nicht weislich gelb, sondern dunkelbraun, und haben mit der Farbe der erwachsenen Füchse gar keine Ähnlichkeit. — Die Wasserratte ist nicht, wie hier geschieht, mit der Wanderratte zu verwechseln; diese ist von jener wesentlich unterschieden.

Endlich läßt sich auch in der Sprache des Vfs. gar Manches tadeln. Besonders scheint er mit dem für und vor noch nicht auf dem Reinen zu seyn. Er schreibt Vorr. S. 7: „sichert bey tausend Gefahren für ihren gänzlichen Untergang.“ S. 25 heisst es: „Freylieh sind die Menschen nach den Weltgegenden, des Klimas, der Lebensart, der Sitten u. s. w. verschieden.“ Hier regiert die Präposition nach, das eine Mal den Accusativ, das andere Mal den Genitiv! — Von dem Iltis heisst es S. 85: „Sein Ausdrück ist schlechter, wie bey dem Marder;“ was soll das heissen? — Ebendaf.: „Das Fell des Iltis wird nicht sonderlich geachtet, weil es sehr widerwärtig riecht;“ müßte doch heissen: „widrig riecht.“ Der

Vf. schreibt öfter *gejagt* für *gejagt*. — S. 182 beschreibt er die Farbe der Rennthiere, dann folgt: „außer jetzt gefärbten Rennthieren giebt es auch ganz weiße, schwarze und weißgefleckte,“ sollte heißen: außer jenen Farben findet man auch an den Rennthieren noch die schwarze u. s. w. In ihren Heerden, heißt es a. a. O., „in ihren Heerden bekehret ihr größter Reichtum und Glückseligkeit,“ sollte heißen: und ihre Glückseligkeit.

Die Kupfer stehen weit unter der gemeinen Mittelmaßigkeit, ja die illuminirten Kupfer sind schülerhaft bearbeitet; für gebildete Frauenzimmer hätte man recht vorzügliche Darstellungen erwarten sollen.

— d d F. —

BERN, auf Kosten des Herausg. u. in Commiss. b. Burgdorfer u. b. Füßly u. C.: *Das Museum der Naturgeschichte Helvetiens in Bern, oder Beschreibungen und Abbildungen der merkwürdigsten Gegenstände, die in den naturhistorischen Sammlungen auf der Bibliotheks-Gallerie in Bern enthalten sind.* Herausgegeben von Friedrich Meisner, Prof. der Naturgeschichte und Geographie in Bern. No. 1 u. 2. 1807. (21 Gr.)

Nicht leicht kündigt sich ein Unternehmen so nützlich an, als das gegenwärtige. Es verdient daher auch eine ausführlichere Anzeige als so manche ephemerische Producte der naturhistorischen Literatur unserer Tage. Man findet in den Herausgebern Männer, die die schönen Zwecke naturhistorischer Sammlungen mit Wahrheit zu würdigen und vollständig auszusprechen wissen.

Voraus geht eine Geschichte der Entstehung des Museums der Naturgeschichte Helvetiens in Bern. Die Grundlage zu diesem Cabinet wurde erst im J. 1802 durch die Sammlung schweizerischer Vögel gelegt, die der verdiente Prediger *Sprüngli* hinterlassen hatte. Die wohldenkende Stadtregierung sorgte nicht nur für eine schickliche und geschmackvolle Aufstellung dieser Sammlung, sondern sie bewilligte auch großmüthig eine jährliche Geldunterstützung zur Erweiterung. Bald zeigte sich ein größeres Interesse für die Sammlung durch freywillige Beyträge und durch das Hinzukommen ganzer Sammlungen. Das Museum steht zu gewissen Stunden Jedermann offen, und die Vorsteher machen es sich zur Pflicht, mit wahrer Humanität die Fragen der Neugierigen zu beantworten, und jede Gelegenheit zu ergreifen, um Aberglauben und Vorurtheile auszurotten, und den Samen nützlicher Erkenntnisse auszustreuen. Rec.

hält dieses Beyspiel für desto preiswürdiger, je mehrere Naturaliencabinette er kennt, die seitene Schätze enthalten, die aber weder zur öffentlichen Belehrung dienen, noch mit neueren Beyträgen vermehrt, noch endlich auch in ihrer Ordnung nur erhalten werden. Nachahnungswerth ist bey diesem Museum besonders der Umstand, daß es hauptsächlich die vaterländischen Producte aufnimmt, und auf diese einen besonderen Werth legt. Die vaterländische Naturgeschichte sollte immer, besonders bey Anlegung neuer Sammlungen, den Vorzug haben.

Den Anfang in No. 1 macht die Beschreibung und Abbildung zweyer junger Steinböcke (*Capra ibex*); beide wurden in den Gebirgen zwischen Piemont und Savoyen erlegt. Man sieht es sogleich der Beschreibung an, daß sie nicht aus Büchern zusammengetragen, sondern aus der Natur selbst genommen ist. Von der großen Sorgfalt dieser Beschreibung zeugen die genauen Dimensionen der Theile beider Thiere, die lehrreichen Vergleichen der Hörner des Schädels u. s. w. mit anderen verwandten Thierarten; ein Umstand, den man in so manchen anderen Naturbeschreibungen sehr zum Nachtheil der Wissenschaft vermisst. In den schweizerischen Alpen findet man dieses merkwürdige Thier fast gar nicht mehr; bloß in den savoyischen und piemontesischen Alpen ist es noch anzutreffen. Die Abbildungen des Männchens und Weibchens sind untadelhaft. In No. 2 werden die Steinkrähe und die Steindohle, beides auch Alpenbewohner, beschrieben. Die Beschreibung ist eben so sorgfältig als die vorige, es herrscht darin derselbe wissenschaftliche Geist und dieselbe weise Auswahl des Wichtigeren; nur vermisst Rec. hier die sonst nützlichen Vergleichen mit anderen Vögeln dieses Geschlechts; die rothen Füße und der rothe Schnabel unterscheiden diese beiden Vögel von den meisten übrigen Krähenarten. Ein bedeutender Zuwachs für die Wissenschaft und eine dankenswerthe Berichtigung des Systems ist die sehr gründliche Untersuchung und der Beweis, daß die Steinkrähe mit dem *Corvus sylvaticus* Gessner's oder dem *Corvus corax* Linné's ein und derselbe Vogel ist. Die Bergdohle unterscheidet sich von der Steinkrähe hauptsächlich durch die gelben Füße und den gelben Schnabel, und lebt in größeren Schaaren auf den Gebirgen. Noch etwas mehr hätte wohl von dem Nutzen oder Schaden, den diese Thiere anrichten, beygebracht werden können. Druck und Papier sind schön, wie es ein so vorzügliches Werk verdient, dem jeder Naturfreund eine lange Existenz wünschen wird. rz.

K U R Z E A N Z E I G E N.

TECHNOLOGIE. Carlsruhe, b. Macklot: *Gemeinnütziges Kunstbuch. Erste Abtheilung, enthaltend eine Anweisung zu Verfertigung von allerley Tinten, Farben, von Spielkarten, Klopferbildern, Siegelack u. s. w. Auch wie man Tinten, Fett-, Öl- und andere Flecken aus leinenen, seidenen und wollenen Zeugen und Papier bringen, endlich wie man allerhand Metallwaaren putzen kann.* Zweyte Abtheilung, enthaltend eine Anweisung zu chemischen, mechanischen, optischen, mathematischen, vermischten, so wie auch zu Kartech-, Schreib-

und Rechen-Künsten von der leichtesten und faßlichsten Art. 1807. zusammen 328 S. 8. (1 Thlr.) Es sind seit mehreren Jahren eine Menge solcher Kunstbücher und Magieen zum Vorschein gekommen, so daß es kaum noch der Mühe lohnt, darauf zu achten, zumal wenn die Gegenstände so ganz plagiat zusammengekratzt sind, wie es hier geschehen ist. Von dem Inhalt ist gar nichts zu erwähnen, weil die Titel ihn hinlänglich angeben.

z. z.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 M Ä R Z, 1809.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeten Ständen*, herausgegeben von Dr. Joh. Georg Aug. Hacker, königl. sächs. Hofprediger. Viertes Bändchen. 1808. 254 S. Fünftes Bändchen. 252 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wir haben die drey ersten Bändchen dieser Sammlung (1808. No. 65.) empfehlend angezeigt. Auch diese Bändchen enthalten manche treffliche Formulare zur Taufhandlung, Confirmationshandlung, ehelichen Einsegnung und Abendmahlshandlung. Vorzüglicher Erwähnung verdienen wieder die unter letztere Rubrik gehörigen drey Formulare von Hn. OHPr. Reinhard. In ihnen, so wie in seinen Predigten, findet man weisen Hinblick auf die Zeitumstände, und Benutzung der gerade, jetzt gemachten Erfahrungen. So ist in dem zweyten Formular zur Abendmahlshandlung die Feyer derselben trefflich dargestellt als Stärkungsmittel zu einer standhaften Ertragung der Übel der Zeit, zur Ansöhnung mit denselben, und zur Erhebung des Geistes über sie. Mögen solche Muster zugleich die Grenzen bezeichnen, innerhalb welcher die Hinweisung auf Zeitereignisse sich halten muß, um den andächtigen Sinn nicht zu zerstreuen! Als ein fehlerhafter Versuch dieser Art ist das vierte Formular von M. Seltenreich zu betrachten. Es führt sogleich zur speciellsten Erinnerung an die letzten kriegerischen Leiden, und will diese Erinnerung an die vorjährigen Zeitereignisse in einige Verbindung mit der Abendmahlsfeier setzen. Natürlich kann dies nur auf eine sehr künstelnde, den andächtigen Sinn störende, vielleicht sogar leidenschaftliche Regungen in der friedlichen Brust erweckende Art geschehen. „Wie ganz anders dachte man vor Eröffnung des Feldzugs! mit welcher kühnen Sprache bezeichnete man die Tapferkeit, von der man Beweise geben wollte u. s. w.“ Welche Stellen in einer Abendmahlsrede! Welche Aufregung widriger Gefühle! So, wie der Vf. zu Werke geht, läßt sich freylich auch die heterogenste Betrachtung mit der Abendmahlsfeier verbinden! — Neue Rubriken und neue Vff. finden wir in folgenden Beyträgen. *Warnungsrede vor dem Meinenyde*, vom M. Pöge. Der Vf. hat die Schwierigkeiten, welche ihm der Stand, die Confession und das angeschuldigte Verbrechen des Schwörenden entgegenstellten, sehr glücklich gelöst. *Vorstellungsg.* A. L. Z. 1809. Erster Band.

rede bey einer Probepredigt, vom Super. Poyda. Zunächst gehört wohl diese vor einem gemischten Auditorium gehaltene Rede nicht in diese Sammlung; sie empfiehlt sich auch nicht als Musterarbeit. Der Vf. spricht in den ersten fünf Seiten sehr selbstgefällig von seinen Gefühlen. Was er ferner in Beziehung auf den verstorbenen Prediger spricht, der sich aus *Schwerenach* selbst entleibte, ist sehr manirirt, und für sein gemischtes Auditorium viel zu dunkel. Wozu bedurfte es auch so vieler Windungen und Entschuldigungen? Geradezu mußte von dem ganz bekannten Falle gesprochen, und gesagt werden, daß der Leidende, der auf dieser Höhe innerlicher Qual steht, nicht mehr frey handelt, und das höchste Mitleid verdient. Was der Vf. von dem Unglauben des Zeitalters vor dieser Gemeinde sagt, ist nicht klug gesagt. Man soll irrige Vorstellungen von Christo und Christenthum, welche Tausende noch nie gehört haben, ihnen nicht erst bekannt machen. Warum schließt der Vf. seine Rede ganz im mosaïschen Tone? — Begräbnisrede von demselben Vf. Sie erhebt sich nicht über das Gemeine, und verdiente also keine Stelle in dieser Sammlung. Was der Vf. auf den zwey letzten Seiten, besonders mit einem höchst undelicateu Hinblick auf die Geschwister der Verstorbenen sagt, die sich doch nicht um eines reichern Erbes willen, des Todes einer würdigen Schwester gefreut haben werden, ist höchst fehlerhaft. Rec. begreift nicht, wie so etwas ohne Erröthen gesprochen werden kann. — *Formulare zur Abkündigung für Verstorbene*, von M. Frisch. Für Gegenden, wo solche Abkündigungen üblich sind, können sie als Muster dienen.

Das fünfte Bändchen enthält ebenfalls 1) Formulare und Materialien zu Reden bey der Taufhandlung, von Hn. OHPr. Reinhard, vom Herausgeber, von Hn. Pst. Seltenreich, und vom Hn. Diac. Trauttscholdt in Friedrichstadt bey Dresden. 2) Formulare und Reden bey der kirchlichen Einsegnung der Wöchnerinnen von Hn. P. M. Seltenreich. 3) Formulare und Materialien zu Reden bey der Confirmationshandlung von Hn. Superint. Poyda und Hn. Diac. Trauttscholdt. 4) Formulare und Materialien zu Reden bey der ehelichen Einsegnung, von Hn. P. Bauer in Froburg, von Hn. M. Frisch in Freyberg, von Hn. P. M. Seltenreich. 5) Materialien und Abendmahlsreden vom Herausgeber und Hn. P. M. Seltenreich. 6) Reden bey der Amtjubelfeyer eines Schullehrers, von Hn. P. Thienemann in Köhren — Worte an *Schrock's* Grabe gesprochen, von Hn. General-

superintend. D. Nitzsche. 7) Formulare bey der Abkündigung Verstorbenen, von Hn. Mittagsprediger M. Frisch.

V. Pf.

GLÜCKSTADT, b. Schneider: *Glück und Unglück*. Von D. Johann Otto Thiefs, königl. dänischem Prof. auf Bordschölm. 1808. 172 S. kl. 8. (20 Gr.)

Auch diese Schrift des geistvollen Vfs. theilt manche geistreiche Bemerkungen mit; aber auch sie hat jene Eigenheiten seiner übrigen Schriften dieses Fächs, welche ihnen nicht zur Empfehlung dienen. Vom Glück und Unglück soll diese Schrift handeln, von welcher der Titel keinen zweyten Theil verspricht; aber bald erfahren wir, daß sie nur die Einleitung zur Untersuchung über das Glück und eine vorläufige Prüfung der beliebtesten Arten menschlicher Glückseligkeit enthalten soll, dann aber, wenn in einem zweyten Buche das Unglück, wie es im gemeinen Leben am häufigsten erscheint, näher betrachtet werden, erst in einem dritten Buche die weitere Untersuchung über das Glück und die Resultate der in den beiden ersten Bändchen angestellten Untersuchungen folgen werden. Die Lesung dieser Schrift wird übrigens, wie die der übrigen moralischen Schriften des Vfs., durch den ihm eigenen, zuweilen in schneidenden Gegensätzen sich gefallenen Ton, noch mehr aber durch die sonderbare Eigenheit gestört, beynahe jede, auch die unbedeutendste Aussage mit Stellen aus der heiligen Schrift und aus griechischen, römischen und deutschen Schriftstellern zu belegen. So gehört diese Schrift nur zur Hälfte dem Vf., denn diese 12 Bogen enthalten nicht weniger als 396 theils sehr lange, theils kürzere, meist wörtlich abgedruckte Citate. Wozu stehen sie hier? Hat die Wahrheit, in sofern der Vf. solche wirklich ausspricht, in seinem Munde nicht Kraft genug, um erst ein überzeugendes Ansehen, aus dem Munde Anderer zu borgen? Oder sollen diese Citate die Belesenheit des Vfs. bekräftigen? Würde diese Belesenheit in den classischen Schriften des Alterthums nicht immer seltener, man müßte sehr vor dieser Ersäufung des Textes in den Noten warnen. — Ob die Untersuchungen des Vfs. zu befriedigenden Resultaten über die behandelte Materie führen, läßt sich erst nach Erscheinung der beiden versprochenen Bändchen beurtheilen. In dem vorliegenden werden in 7 Capiteln folgende Gegenstände mit ungemeiner Freymüthigkeit behandelt, und mit vielen feinen und treffenden Bemerkungen begleitet: Glück und Glückseligkeit überhaupt, Fortuna, Fatum, Bestimmung, Zufall, Glück machen, Freyheit, Vorsehung, Verdienst, Schuld, Glücks-, Unglücks-Fall; Wohlseyn, Wohlbesinnen, Wohlverhalten, Wohlstand, glückliche Staatsverfassung, Privatgüter, angeborene Gesundheit, Adel, ererbtes Vermögen, Altern, Kinder, Bürgerlichkeit, Tyrannenglückseligkeit, Brod, Reichtum, Glücksspiel, Handel; göttlicher Segen, kaufmännischer Werth, Ehre, Nachruhm, guter Name, grenzenloser Ruhm, Schönheit, Wollust, Wohlleben, Wohlstand, Selbstgenuss, Zufrieden-

heit, häusliches Glück, Liebe, Freundschaft, Einsamkeit, Gesellschaft, cohtemplatives Leben, Glück der Wissenschaften und Künste, der Religion, der Weisheit und Klugheit, der Unschuld und Tugend, Friede. — Die Vergleichung dieser Rubriken mit der geringen Bogenzahl, deren halber Raum nur den Betrachtungen des Vfs. gewidmet ist, zeigt, daß mancher der angegebenen Gegenstände sehr kurz abgefertigt werden mußte.

V. Pf.

- 1) OFFENBACH, b. Brede: *Unterricht und Gebete für katholische Christen*. Von Prof. Brand. Mit Genehmigung der geistlichen Oberen. 1807. 211 S. 8. (8 Gr.)
- 2) GRÄTZ, b. Ferstl.: *Neuestes Gebetbuch für Katholiken, welche Gott nach der Lehre Jesu anbeten*. 1805. 283 S. 8. (16 Gr.)
- 3) Ebendasselbst: *Die heilige Charwoche, oder Anleitung, diese Zeit dem Geiste des Christentums gemäß zuzubringen*. Aus dem Messbuche, dem Breviere und anderen liturgischen Werken zusammengetragen von Johann Baptist von Winklern, Pfarrer zu St. Johann im Sagathale. 1808. 496 S. 12. (1 Thlr. 2 Gr.)

Daß die Zahl der katholischen Erbauungs- und Gebet-Bücher besonders seit einigen Jahren beträchtlich vermehrt worden, ist eine literarische Thatsache. Auch muß-Rec. offenherzig bekennen, daß er den meisten darunter den Vorzug vor vielen protestantischen Schriften dieser Gattung einräumen muß, weil sich darin der Geist des echten Gebets besser ausspricht, und dem religiösen Gemüthe ein reicheres Genuss dargeboten wird. In Rücksicht des Formaten, besonders des Styls, stehen indess die im südlichen Deutschland erscheinenden ascetischen Schriften denen des nördlichen offenbar nach, und die bloß formelle Kritik hat daher hier einen reichlicheren Stoff des Tadels.

Indess zeichnet sich No. 1 auch von dieser Seite vorthellhaft aus. Der den Gebeten vorausgeschickte Unterricht besteht in kurzen Begriffsentwicklungen aus der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre, in Erinnerungen über den besonderen Gemüthsstand des Betenden u. s. w. Alles kurz und bündig. Die Gebete selbst zeichnen sich durch Kürze, so wie durch Stärke und Würde der religiösen Empfindung aus.

Der größte Theil der in No. 2 enthaltenen Gebete bezieht sich auf die kirchlichen und gottesdienstlichen Verhältnisse des katholischen Christen; doch sind auch die häuslichen und bürgerlichen Verhältnisse, so wie die allgemeinen des menschlichen Lebens berücksichtigt. Zuweilen sind der Abwechslung wegen Gesänge eingemischt. Auch dieses Buch hat seine Vorzüge, wenn gleich die Monotonie zu sehr hervorsticht, und zuweilen nicht die passendsten Ausdrücke gewählt sind. Die Anrede: „werthester Jesus!“ S. 80. u. a. St. müssen wir auch dahin rechnen.

Daß das Verdienst des Vfs. von No. 3 nicht gar

zu hoch anzuschlagen sey, sagt schon der Titel, welcher Hn. v. W. nur als Sammler ankündigt. Das von ihm Gewählte würde noch zweckmäßiger seyn, wenn Vieles, was bloß den Priester angeht, weggeblieben wäre.

— ft —

1) HOINKHAUSEN, b. d. Vf.: *Der heilige Gesang, oder vollständiges katholisches Gesangbuch für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht.* Herausgegeben von M. L. Herold, Pfarrer zu Hoinkhausen im Herzogthum Westphalen. Mit Gutheissen der geistlichen Behörde. Zweyte, verb. Aufl. 1807. XX u. 548 S. 8. (8 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Choralmelodien zum heiligen Gesange, oder vollständigen Gesangbuche für den öffentlichen Gottesdienst und die häusliche Andacht.* Herausgegeben für Schullehrer und Chorsänger von M. L. Herold u. f. w. 1808. 154 S. 8. oder 20 halbe Bogen. (1 Rthlr.)

3) Ebendasselbst: *Versuch einer Sammlung vierstimmiger Choralmelodien zu dem katholischen Gesangbuche bey dem öffentlichen Gottesdienste und der häuslichen Andacht.* 1807. 144 S. 4. (2 Thlr. 8 Gr.)

Hr. H. würde allein schon um der edlen Absicht willen, womit er den Ertrag dieser drey Schriften zur Stiftung eines Armenfonds für arme Schulkinder und Hausarme seines Kirchspiels bestimmt, das größte Lob verdienen; wie vielmehr also nicht, da zu der löblichen Absicht die lobenswerthe Ausführung des Plans kommt! Der Vf. hat die Gesänge aus den besten katholischen Gesangbüchern zusammengetragen, und, in Verbindung mit einigen sachverständigen Män-

nern, überall, wo es nöthig schien, Verbesserungen angebracht. Auch sind mehrere neue Lieder hinzugekommen, welche neben den vorzüglicheren älteren zu stehen würdig sind. Hr. H. hat nicht Unrecht, wenn er No. 1 Vorr. S. VIII sagt: „Im eigentlichen Verstande ist diese Sammlung als ein vollständiger Lieder-Katechismus zu betrachten, in welchem dem erwachsenen Christen der genossene mangelhafte jugendliche Unterricht in den Glaubens- und den so wichtigen Tugend-Lehren nicht bloß besser und verständlicher ins Gedächtniß zurückgerufen, sondern vielmehr auf eine rührende und beseligende Art ans Herz gelegt werden soll.“ Zuweilen hätte doch in alten Liedern weniger verändert werden sollen, wie z. B. S. 511:

Komm, heiliger Geist, o dritte Person!
Von einer Natur mit Vater und Sohn u. f. w.

Auch die beiden zu diesem Gesangbuche gehörigen *Choral-Bücher* No. 2 und 3 sind in ihrer Art sehr zweckmäßig. In No. 2 sind zu den alten bekannten Melodien auch mehrere neuere, im einfachen Discant mit untergesetztem Texte, geliefert worden. Die Noten sind noch die alten, rhomboidenförmigen Zeichen, womit der moderne Violschlüssel contrastirt. In No. 3 sind 165 vierstimmige Melodien für den Orgelgebrauch, worunter einige von dem ungenannten Herausgeber, der sich einen musikalischen Dilettanten nennt, und in der lesenswerthen Vorrede viel Gutes über den Kirchengesang gesagt hat, herühren. Rec. hat mehrere darunter dem ächten Kirchenstyle angemessen gefunden. Doch scheinen ihm die meisten etwas zu niedrig zu stehen. Das Ganze ist auf gutes Papier mit typographischer Eleganz gedruckt.

— ft —

KLEINE SCHRIFTEN.

ERLAUBNISCHRIFTEN. 1) *Dresden u. Leipzig, b. Hartknoch: Predigt am Reformations-Feste 1807 über d. Evangel. a. 23 S. n. Tr.* gehalten von D. F. V. Reinhard. 1807. 38 S. gr. 8. (4 Gr.)

2) Ebendaf.: *Einige Bemerkungen über d. Geist d. Protestantismus.* Aus d. Franz. d. Hn. D. Blesig in Strassburg. Ein Anhang zu obiger Pred. 1808. 30 S. gr. 8. (3 Gr.)

3) Ebendaf.: *Predigt am Reform.-Feste 1808 über d. Evangel. am 20 S. n. T., d. 30 Oct.* gehalten von D. F. V. Reinhard. 1808. 39 S. gr. 8. (4 Gr.)

4) *Jena, in d. akad. Buchh.: Dafs die Wiedervereinigung der protest. und röm. Kirche nicht nur keinen Gewinn verspricht, sondern wesentlichen Nachtheil droht.* Eine Predigt am Reform.-Feste 1808 über Röm. 14. 19. gehalten von D. Joh. Gottl. Murezzoll, Consistorialr. u. Sup. z. Jena. 1808. 38 S. gr. 8. (4 Gr.)

Zu bekannt ist die vortreffliche Predigt No. 1, als dafs wir glauben dürfen, durch diese verspätete Anzeige etwas zu ihrer Verbreitung beyzutragen. Aber, fehlen darf dieses gewichtige Wort, geredet zu rechter Zeit, in unsern Annalen nicht. Tief ist unser deutsches Vaterland durch den Sturm der Zeit niedergebeugt, aber Gottlob! die Edeln der Nation; sie, die man, im edelsten Sinne des Worts, *Männer des Volks* kennen kann, haben Besonnenheit, Muth und Eifer sich erhalten; und fahren fort, mit Weisheit und Kraft zu wirken, dafs es besser werde. Und wer gäbe nicht Hn. R. gern und freudig einen ehrenvollen Platz unter diesen Männern? Vorzüglich interessant sind seine Vorträge an dem großen Feste der Protestanten. Einmal gesammelt werden unsere spätern Enkel sie noch mit dankbarer Freude und mit Bewunderung des Mannes lesen, der Luthers Werk von so vielen und zum Theil weniger beachteten Sei-

ten, immer aber als ein segenvolles Werk, so vortrefflich dargestellt hat. Die Kirchenverbesserung hat die Ehre des bürgerlichen Lebens gerettet; hat die Ordnung desselben wieder hergestellt; hat das Glück desselben erhöht. Dies ist das Thema, das vielleicht noch nie auf einer protest. Kanzel benutzte, überhaupt wohl noch nie *ex professo* abgehandelt, gewifs aber noch nie so ausgeführte Thema dieser Predigt. Was der ehrwürdige Mann dieses Vortrags wegen gelitten hat, gehört nicht hieher. Aber wie diese Predigt auf Männer; die mit ihm in einer Linie zu stehen verdienen; gewirkt hat, davon giebt No. 2 einen herzerfreuenden Beleg. Hr. D. Löfler, um sie in Frankreich auch unter Mitglieber der röm. Kirche zu verbreiten, liefs sie ins Franz. übersetzen, und sandte die Übersetzung an D. Blesig nach Strassburg. Dieser gab ihm in den „*Bemerkungen*“ (*Reflexions sur l'esprit du Protestantisme*) die Zugabe, die, wie Hr. L. mit Recht sagt, eine so schöne Zierde der Übersetzung ist; eine Zugabe, bey der es zweifelhaft bleibt, ob sie dem Herzen, oder den Kenntnissen; oder dem Vortrage ihres Vfs. mehr Ruhm bringe. Der deutsche Verleger der *Reinhard'schen* Pred., der wackere, für alles Gute so lebhaft sich interessirende *Hartknoch* erbat sich von D. Löfler die Erlaubniß und erhielt sie gern, diese *Bemerkungen* des D. Blesig's in einer deutschen Übersetzung der Predigt als Anhang zuzugesellen; liefs aber, mit Recht, alle die Notizen weg, die D. Blesig's vom *Reinhard* als Mensch und Schriftsteller fürs Aisland nöthig hielt, weil, wie *Hartknoch* sehr wahr sagt, *Reinhard* unter uns keines Zeugnisses bedarf, und weil auch ein Unbekannter unter uns neuerlich alle, was in Beziehung auf diese Predigt und gewisse dadurch veranlafste Aufseerungen gesagt werden konnte, aus *R's.* eigenen Schriften verständig und genügend beygebracht

Nat. Diese *Bemerkungen* sprechen mit tiefer Einsicht und mit edler Offenheit für den Protestantismus, leugnen einzelnen Gliedern der röm. Kirche ihre grossen Fortschritte im Streben nach Wahrheit nicht ab, behaupten aber mit Recht, daß, wenn von der *Gesamtheit* die Rede sey, die protest. Kirche als diejenige genannt zu werden verdiene, bey der dieses Fortschreiten und Streben nach Wahrheit das charakteristische Kennzeichen ist. Sie verhehlen es nicht, was so bitter uns vorgeworfen wird, daß Luther oft sich selbst widerspreche, machen aber aufmerksam darauf, wie eben dies von dem hohen edeln Geiste dieses Reformators zeige, dem seine Meinung wenig, aber die Wahrheit alles galt, der also, wenn er später sich von der Irrigkeit früherer Behauptungen überzeuge, jene als irrig willig fahren ließe, und seine, nach seiner Überzeugung, richtigeren Ansichten der Welt darlegte. Sie zeigen aus der Geschichte, daß Widersprüche auch in der röm. Kirche sehr häufig, auch in *ipissima sancta curia* sich finden, und behaupten mit Recht, „daß in einer Wissenschaft, wo sich keine Verschiedenheit der Meinungen zeigte, man auch keine Fortschritte bemerken würde.“ Sie verhehlen es endlich nicht, daß es Unwürdige unter den protestant. Theologen giebt, die die „Tafeln des Evangeliums zerbrechen“, das Wort aus Gott zum Range eines Buches herabsetzen, das nur so viel gilt, als man es gelten lassen will; daß es eine Menge Deutsche giebt, deren unerfättliche Sucht nach neuen Meinungen trefflich durch eine Philosophie unterstützt wird, die alle Verhältnisse des Sichtbaren zum Unsichtbaren aufhebt, die durch eine unverständliche mystische Sprache alles verdunkelt, die das Christenthum zu einem bloßen Volksglauben herabsetzt u. f. w.“ „Aber, heisst's in diesen *Bemerkungen*, man muß unter diesen Schriftstellern den unterrichteten, selten und bescheidenen Mann nicht mit jenen oberflächlichen, unruhigen und unheiligen Menschen verwechseln, die über alles absprechen, ohne irgend etwas gründlich untersucht zu haben, die alles leichtsinnig behandeln, weil ihr Kopf von Kenntnissen eben so leer als ihr Herz von religiösen Gefühlen ist. Auch werden diese tadelnswerthen Ausschweifungen keinesweges von der Majorität der Protestanten gebilliget, sondern vielmehr von allen helldenkenden Gelehrten und ehrlichen Theologen ihrer Confession bestritten und verworfen.“ Der VI. d. *Bemerk.* kommt nun auf R. zurück, und giebt ihm das Zeugniß: „daß er sich, ohne darnach zu fragen, was die Journale dazu sagen würden, für die unmittelbare göttliche Autorität des Christenthums nicht in zweydeutigen Ausdrücken, sondern nachdrücklich, gerade und offen erklärt habe.“ „Möchten doch, setzt Hr. B. hinzu, alle evangel. Lehrer sich an den Spruch erinnern, den Luther als Symbol des Grundes seiner Lehre unaufhörlich wiederholt hat: *Verbum Domini manet in aeternum*; möchten sie nie den Völkern die Bibel, die er ihnen öffnete, wieder verschließen, und auf der Kanzel, wie einst die Scholastiker, irgend eine Philosophie des Tages vortragen! In diesem und nur in diesem Sinne müßten wir fürchten, die *Tempel der Vernunft* wiederhergestellt zu sehen.“ Das unwandelbare Princip der Protest. über diesen Gegenstand drücken die *Bemerkungen* kurz so aus: „Du hörst auf Protestant zu seyn, sobald du dich weigerst, die heil. Schrift zur göttlichen Norm und höchsten Leiterin deines Glaubens zu nehmen, so wie du nicht mehr Protestant bist, sobald du einem Anderen dein Recht und deine Verpflichtung, selbst zu sehen und zu denken, überträgst und irgend einer menschlichen Autorität dich zu leiten überlässest.“ Man kann nun schon selbst sich sagen, was Hr. B. von einer *Vereinigung* der protest. u. röm. Kirche hält. „Die Protest., sagt er, zeigten immer ein wenig Widerwillen gegen alle solche Friedensvorschläge, wäre es auch nur wegen eines grammatischen Zweifels. Man braucht nämlich immer das Wort *Vereinigung*, hat aber eine *Wiedervereinigung* im Sinne.“ Endlich schließen die *Bemerkungen* mit herzlichen Wünschen, „daß Protest. und Katholiken keine Antipathie gegen einander hegen, beide ihre Einsichten und ihre vorzüglichen liter. und religiösen Producte benutzen, und statt Projecte zur Ausöhnung vorzulegen, lieber durch immer genauere Unterscheidung des Wesentlichen in der Religion von Nebendingen zu dieser Ausöhnung den Weg bahnen möchten.“

Vielleicht gaben diese *Bemerkungen* dem Hn. D. Reinhard Veranlassung, in No. 3 eine höchst nöthige Erinnerung an den ächten Geist der evangelischen Kirche zu geben. Er stellt ihn dar als einen Geist der strengsten Untersuchung, der in Glaubenssachen alles

menschliche Ansehen verschmäh't; der tiefsten Ehrfurcht gegen das Ansehen und die Belehrungen Gottes in der Schrift; des reinsten Eifers für wahre Tugend und Frömmigkeit; gemeinnütziger Thätigkeit für jeden würdigen Zweck; menschenfreundlicher Duldung gegen anders denkende christliche Brüder. — Hier auf zeigt er, daß die lebhafteste Erinnerung an diesen Geist nicht bloß nützlich, sondern höchst nöthig sey. Und zwar zur Prüfung unserer selbst, ob wir auch sind, wofür wir gelten wollen; zur Beurtheilung des Zustandes, in welchem die evangelische Kirche sich gegenwärtig befindet; zur Ermunterung ihn immer herrschender unter uns werden zu lassen. — Lichtvoll und kräftig und in einer edlen schönen Sprache, wie wir es von einem R. gewohnt sind, ist auch dieses interessante, unseren Zeiten sehr angemessene Thema ausgeführt.

Das bekannte Reunionsproject aller christlichen Gemeinden, vom Jurisconsulten Beaufort dem franz. Kaiser übergeben, und ähnliche in neueren und neuesten Zeiten auch unter uns zur Sprache gekommene, diesen Gegenstand betreffende Meinungen, Vorschläge und Vermuthungen hatte der VI. von No. 4 wohl bey der Ausarbeitung derselben im Auge. Was D. Biesig in seinen „*Bemerkungen*“ nur mit wenigen Worten, aber ungemein treffend und kräftig berührt, das wird in dieser Predigt ausführlich unumwunden, mit aller möglichen Klarheit und mit stiegenden Gründen dargestellt. Die Wiedervereinigung beider Confessionen verspricht darum keinen Gewinn, weil die *bisherige Trennung kein Übel* ist, denn der Zweck des Christenthums läßt sich in beiden Kirchen erreichen, die Beruhigung der Gemüther und die Besserung der Herzen kann unter den Bekennern beider Religionsparteyen Statt finden; das Wesentliche und die Hauptsache der Lehre Jesu ist hier und dort dasselbe. Noch mehr, die *Wiedervereinigung ist dem Zwecke des Christenthums nicht einmal günstig, und die bisherige Absonderung beider Kirchen ist gerade dazu geeignet, denselben zu befördern*. Denn die Verschiedenheit der Menschen verlangt Verschiedenheit der Mittel, und die Christen sind einander in vieler Hinsicht so ungleich, daß sie auch in Ansehung der Religion einer ungleichen Behandlung bedürfen. Die römische Kirche wirkt vorzüglich durch Hülfe der Sinne und der Phantasie aufs Herz, und giebt denen, die nicht selbst zu prüfen vermögen, eine geschlossene Reihe von Glaubenssätzen, und kommt auf diesem gebahnten und betretenen Wege zu ihrem Ziel. Die protest. Kirche wendet sich zuerst an den Verstand, befördert durch das Licht, welches sie diesem anzündet, die nöthige Wärme fürs Gute, verfaßt ihren Bekennern das Recht, sich einzig an Vernunft und Schrift zu halten, und erreicht auf diesem Wege ihre Absicht. Jetzt weiß also jede Kirche was sie will, jede ist einer gewissen Classe von Christen vorzüglich angemessen. Bey der Vereinigung geht ein großer Theil dieser Vortheile verloren, die neue allgemeine seyn sollende Kirche hat weder die Kraft der einen noch die Wirksamkeit der anderen, ihre Lehren und Gebräuche enthalten nichts Ganzes, nichts Zusammenhängendes und Vollendetes. — Auch die *äußere Ordnung und Ruhe wird durch die gegenwärtige Einrichtung nicht im geringsten gefährdet*. Beide Kirchen bestehen schon lange gesetzmäßig neben einander; beide haben ihr eigenthümliches, abgesondertes, ihnen zugemessenes Gebiet; beide genießen gleichen Schutz, gleiches Ansehen und gleiche Rechte. Die alte Zwietracht, nicht eine unvermeidliche Folge der Trennung, sondern das Werk der Leidenschaften, die Frucht des Neides, des Stolzes, der Habsucht u. f. w. ist abgethan, und niemand wird sie jetzt erneuern wollen. Auch selbst die gelehrten Streitigkeiten unter den Werthführern beider Kirchen, die doch auch nicht, um das Reich der Wahrheit zu erweitern und zu befestigen, ganz unnütz waren, haben längst aufgehört. Die Vereinigung bringt also keinen Nutzen, droht aber auch wesentlichen Nachtheil, und läßt für die gute Sache alles fürchten. Nachtheil für den katholischen Christen, der dabey bedeutend verlieren würde; für den Protestant, der viel, unendlich viel dabey aufopfern müßte, besonders Freyheit im Denken, im Sprechen, im Lesen, in der Wahl der Mittel, seinem Verstand zu bilden u. f. w. — Der Raum erlaubt uns nicht, einen größeren Auszug dieser vortrefflichen Arbeit zu geben. Wenn auch der Zweifel noch übrig bleibt, ob ein solches Thema mit Schicklichkeit vor ein gemischtes Publicum auf die Kanzel gebracht werde: so verdient doch diese Schrift, als solche, allgemein verbreitet und sehr beherzigt zu werden.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 MÄRZ, 1809.

ALTE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Crusius: *Johannis Zonarae et Photii Lexica ex Codicibus manuscriptorum nunc primum edita, observationibus illustrata et indicibus instructa*. III Tomi. 4to. (32 Rthlr.)

Auch unter den besonderen Titeln: *Joh. Zonarae Lexicon ex tribus Codicibus MSS. nunc primum edidit Jo. Aug. Henr. Tittmann*. II Tomi. *Photii Lexicon e duobus apographis edidit Godfr. Hermannus*. Accedit *Jo. Alberti index suppletus et auctus*.

Durch die Bekanntmachung dieser Glossarien haben sich beide Herausgeber gewiss ein Verdienst um die Erweiterung der griechischen Sprachkunde erworben. Der vielfache Nutzen solcher Werke ist anerkannt, und es würde überflüssig seyn, hier weitläufig dabey zu verweilen. Wir gehen also gleich zur Anzeige der Art über, wie die Herausgeber diese Glossarien behandelt haben.

Hr. D. Tittmann hat dem von ihm besorgten Lexico des Zonaras sehr ausführliche Prolegomena vorangeschickt. Er zeigt darin erst die Handschriften an, aus denen diese Ausgabe genommen ist. Es sind ihrer zwey, ein augsburger S. 80. n. 2 in Reifers Katalog, und ein dresdner, den Matthäi aus Moskau mitgebracht hatte. Hiezu kam noch ein Apographum, das sich in der kulenkampischen Bibliothek zu Göttingen befand; von welchem Codex diese Abschrift genommen sey, suchte der Herausg. vergeblich auszumitteln. Einen pariser Codex, von dem Rochefort eine sehr mangelhafte Notiz gegeben hatte (*Notices et Extraits des Manuscrits de la bibliotheque du Roi T. I, p. 131 ff.*), konnte er nicht erhalten; sein Schreiben an Langlès deshalb blieb selbst unbeantwortet. — Die augsburger Handschrift ist aus dem 14ten Jahrhundert, die dresdner um ein Jahrhundert älter: aber diese ist, so wie die kulenkampische Abschrift, viel vollständiger; sie hat nicht nur sehr viele Glossen, die in der augsburger fehlen, sondern auch die, welche beide haben, sind in der dresdner ausführlicher, mit den Namen und Stellen der berücksichtigten Schriftsteller, mit reichhaltigern grammatischen und etymologischen Bemerkungen, so, daß sich die augsburger zu der dresdner verhält, fast wie ein Auszug zu dem vollständign Werke (S. XXI); die Zusätze beider sind im Texte selbst durch Klammern unterschieden, oder in den Noten angezeigt. Alle drey Handschriften werden von S. X

bis XIX genau und ausführlich beschrieben. Beyläufig kommen noch andere Bemerkungen vor, z. B. S. XII, wie unsicher es sey, aus den Schriftzügen, die in einer Handschrift vorkommen, auf ein bestimmtes Alter derselben zu schließen; so sey die Handschrift, aus welcher Villoison des Apollonius *Lexicon Homericum* herausgegeben, nicht aus dem 10ten, sondern dem 13ten oder 14ten Jahrhundert. Nach der Nachricht von den zum Grunde gelegten Codd. folgen S. XXIII Notizen von anderen Codd. desselben Lexici. Diese sind; ein anderer dresdner Codex pl. D, n. 142; ein pariser, den Rochefort beschrieben hat, n. 2408; ein münchner n. 263; fünf wiener n. 32, 120, 154, 178, 332; ein berner Codex, ein moskauer n. 21; vier venetianische in der St. Marcus Biblioth.; vier Coisliniani bey Montfaucon (von zwey Codd. in der ehemaligen königl. Bibl., n. 1708 den du Cange bey dem *Glossario graeco* gebraucht, und einem anderen, den Alberti bey dem Hesychius benutzte, wahrscheinlich n. 2062, die beide mit dem jetzt erschienenen übereinstimmen, war es ungewiss, ob sie nicht selbst zu den Coisl. gehören. Übersehen hat der Herausg. das *Lexicon MS. in Bibl. regia*, welches Ruhnkenius *Epist. crit. II, p. 213* anführt, vergl. mit Zonarae *Lex. T. II, p. 1357* unter *μήλη*); ein Codex Bartholini zu Kopenhagen, und zwey medicäische. Die Proben, welche anderwärts von diesen Handschriften gegeben sind, oder, wie von den wiener Codd., hier zuerst gegeben werden, stimmen ganz mit dem hier gelieferten Abdrucke überein, und es wäre zu wünschen, daß Gelehrte, welche Zugang zu jenen größeren Bibliotheken haben, die in denselben befindlichen Handschriften unseres Lexici mit dem gedruckten Text sorgfältig vergleichen, und die Abweichungen und Zusätze bekannt machen möchten.

Nachdem der Herausg. S. XLIV von dem Titel des Werkes gehandelt hat, συναγωγή λέξεων συλλεγείσα ἐκ διαφόρων βιβλίων παλαιᾶς τε Φημι γραφῆς καὶ τῆς νέας καὶ αὐτῆς ἀήτου τῆς Σύραθεν, welchen er übersetzt: *Collectio vocabulorum, facta ex variis libris, tum veteris nimirum et novae scripturae, tum ipsius utique profanae*: geht er S. XLVII in der innern Einrichtung desselben, und zur Vergleichung mit anderen Glossariis, dem des Hesychius, des Suidas, des Phavorinus und dem Etymol. M. über. Das gegenwärtige Lexikon unterscheidet sich von allen anderen bekannten darin, daß es die Glossen nicht in durchgängiger alphabetischer Ordnung auführt, sondern die Wörter, welche die Anfangsbuch-

Rrr

stehen unter sich gemein haben, in fünf Classen ordnet, ἀρσενικόν, θηλυκόν, ουδέτερον, ῥήμα, ἐπίρρημα, z. B. τὸ Α μετὰ τοῦ Σ. Ἀρσενικόν Ἀσαφής — Ἀσαλής. Θηλυκόν Ἀσάμινος — Ἀσάργη. Ουδέτερον τ' Ἀσσα — Ἀσάριον. Ῥήμα Ἀσαι — ἀσχημονήσωμεν. Ἐπίρρημα ἀσμένως — ἀσφαδάστως; woraus eine Unbequemlichkeit bey dem Nachschlagen entsteht, welcher der Herausgeber durch einen sehr genauen Index Glossarum S. 1901 — 2120 abzuheffen gesucht hat. Ubrigens hat der Vf. des vorliegenden Lexici, so wie die übrigen Glossatoren, seine Bemerkungen aus älteren Grammatikern, aber mit Besonnenheit und Urtheil, zusammengetragen. Er scheint dieselben Quellen benutzt zu haben, aus denen der Vf. des Etymol. M., Suidas und Hesychius schöpften, welches aus der grossen Ähnlichkeit unseres mit den genannten Lexikographen in den Glossen und der Erklärung derselben (so gebrauchen Zon. und das Etym. M. oft bey einerley Artikeln ganz dieselben Formeln, ἐγὼ δὲ νομίζω, βέλτιον δέ etc.) erhellt. Diese Vergleichung wird von S. L. an genauer angestellt. Mit dem Hesychius stimmt dieses Lexikon mehr, als mit allen anderen zusammen; aber an vielen Stellen weicht es von ihm ab, ist ausführlicher in der Erklärung, hat oft die Stellen der Autoren, die im Hesych. fehlen, erhalten, und leistet in dieser Rücksicht vortreffliche Dienste, um diesen zu verbessern oder zu unterstützen. (Eine genauere Vergleichung verdiente das Lex. Zon. noch mit den Glossen des Hesychius, die vollständiger in einem handschriftlichen *Lexicon rhetoricum* ehemals in der Bibl. zu St. Germain, erhalten sind, und die Ruhnkenius vorzüglich in dem *Actario emendationum ad Hes.* angeführt hat. So viel wir bis jetzt haben bemerken können, stimmt Zon. mit diesem ächten, vollständigen Hesychius nicht überein, und man möchte dadurch zu dem Schlusse veranlaßt werden, Zon. habe nicht mehr den ächten Hesychius (vor dem 10ten Jahrh., s. Ruhnken. *Praef.*), sondern nur einen, wiewohl vollständigen, Auszug vor sich gehabt). Die auffallende Übereinstimmung mit Suidas, woraus Valckenaer *ad Theocr. Adoniz.* p. 297 schloß, S. habe zum Theil den Zon. compilirt, will Hr. T. lieber dadurch erklären, daß er annimmt, Suid. und Zon. hätten einerley Quellen benutzt, aber das Lexikon S. sey späterhin aus dem Zon. interpolirt worden, wiewohl er zugleich annimmt, das Lexikon Zon. sey älter als das des Suidas. Vorzüglich erhellt aus den homerischen Glossen, daß Vieles im Suidas aus dem Zon. genommen sey, da sie oft bey diesem richtig und vollständig, bey jenem verworren und verstümmelt seyen. Daß der Vf. des Etymol. M. dieses Lexikon benutzt habe, zeigt der Herausg. S. LIX vorzüglich dadurch, weil im Lexikon mehrere Bemerkungen zerstreut vorkommen, die im Etymol. zusammengestellt sind; und im Lexik. oft die Namen der Grammatiker, die eine angeführte Bemerkung gemacht haben, angeführt werden, die aber bey denselben Bemerkungen im Etym. fehlen. Er vermuthet selbst, daß das *λέξιον ἄλλο* oder *δεύτερον*, wel-

ches im Etymol. oft angeführt wird, kein anderes, als das unsrige, sey. Endlich hat auch Phavorinus sein Lexikon mit vielen Glossen und Erklärungen des Zon. bereichert, wobey zugleich Beyspiele gegeben werden, wie der Suidas schon durch Vergleichung mit dem Ph. hätte verbessert werden können. Sein Urtheil faßt der Herausgeber zuletzt noch in folgenden Worten zusammen S. LXIII: *Lexicon nostrum post Hesychium omnium, quae supersunt, copiosissimum, doctissimum, accuratissimum, ad Suidam, Etymologum, reliquosque et ipsum Hesychium innumerabilibus locis emendandos, castigandos aut confirmandos, denique ad auctorum loca vel edita, vel in eo uno servata, illustranda praestantissimum esse censet.*

Zuletzt handelt der Herausgeber von dem Verf. des Lexici S. LXIII. Dieser lebte wahrscheinlich nach Psellus, vor dem Vf. des Etym. M. und Euthathius auch vor oder zugleich mit Suidas. Denn Psellus wird öfters angeführt, Euth. aber nie. Daß der Vf. des Lexici der Geschichtschreiber Zonaras unter Alexius und Johann Comnenus am Ende des 11ten und zu Anfang des 12ten Jahrh. sey, macht der Herausg. aus verschiedenen Umständen wahrscheinlich. Daß ein *Lexicon Zonarae* sich in der Bibliothek des H. Stephanus befand, nach dessen Tode Jos. Scaliger den Casaubonus darum bat, der es aber nicht finden konnte, und daß Stephanus selbst in seinem Thesaurus Manches aus einem *Lexicon vetus*, wie er es citirt, anführte, was sich in dem jetzt gedruckten findet, giebt schon Anlaß zu dieser Vermuthung. Wahrscheinlicher wird sie noch dadurch, daß die *Glossae Xenophontiae*, welche Valckenaer zum Herodot und Ammonius, und Ruhnken. zum Timaeus unter dem Namen des Zonaras anführen, und die von Leunclavius aus einem wiener Codex excerptirt, auf der leidner Bibliothek sind; mit den in diesem Lexico enthaltenen ganz übereinstimmen. Zwar ist in dem wiener Codex n. 32 die Bemerkung: *μέχρι τῶνδε ὁ Ζωναράς*; und überhaupt rührt in keinem der wiener Handschriften der Name des Vfs. von der Hand her, die den Codex selbst geschrieben hat. Aber zu einem der venetianischen Codd. ist von alter Hand hinzugeschrieben: *Ἰωάννης τοῦ μοναχοῦ, ὡς ἐγὼ νομίζω*. Daß dieser Johannes monachus Zonaras sey, hatte schon Morell vermuthet, und wird hier genauer dargethan S. LXX. Eine Stelle findet sich aber in dem Lexico selbst, die diesem Raisonement entgegen zu stehen scheint. Unter dem Worte *ἤλεκτρον* S. 986 *χάλκωμα ἢ ἄλλο τι ποικίλον χρυσεόν, μεμιγμένον ὑέλῳ καὶ λιθραῖς, οἷας ἦν κατασκευῆς ἢ τῆς ἀγίας Σοφίας τράπεζα, ὁ πανεξαίρετος ὁ θεοῦ ναός*. Nun wurde aber die Sophienkirche im J. 1204 von den Franken geplündert, und jene Tafel wurde zer schlagen und unter die Soldaten vertheilt. Wer also davon in der vergangenen Zeit redet, *οἷας ἦν κατ.*, der muß erst nach dem J. 1204 gelebt oder wenigstens geschrieben haben; ein Umstand, der dem Zeitalter des Zonaras widerspricht. Allein der Herausg. setzt das *ἦν* auf die Rechnung von Abschreibern, die nicht lange nach jener Eroberung Constan-

tinopels lebten, und will *εστι* lesen, wie es auch wirklich bey Suidas heisst. Man sieht, es ist noch keinesweges bewiesen, dass Zon. der Vf. dieses Lexici sey; man könnte die Zweifel dagegen selbst noch durch den Umstand vermehren, dass weder der Etymol. M. noch Suidas, die, nach des Herausg. Vermuthung, beide nach Zonaras lebten, niemals den Zon. als Vf. eines Lexici erwähnen, sondern ersterer eben dieses Lexikon bloß unter dem Titel *Ετυμολογικὸν ἄλλο* oder *δεύτερον* anführt (S. S. LX). Allein wahrscheinlich wird es doch dadurch, dass man aus den Randanmerkungen in den Mss. sieht, dass zu der Zeit, da diese Anmerkungen hinzugeschrieben wurden, Zonaras für den Vf. gehalten wurde (S. LXXI), und noch mehr dadurch, dass aus dem ganzen Zeitraume, in welchen dieses Lexikon gehört, kein Lexikograph ausser Zonaras bekannt ist.

Nach dem Prolegomenis folgen *Anecdota e variis Codicibus collecta*: I. *Specimen Lexici inediti e Cod. Augustano S. LXXVII—XC.* II. *Macarii Hieromonachi Eclogae e Lexico Suidae* aus einem dresdner Codex S. XCI—XCVI. III. *Ex Cyrilli Alexandrini Glossario* aus einem moskauer Codex, wovon sich eine von Matthäi verfertigte Abschrift auf der dresdner Bibliothek befindet — CXIV. IV. *Mich. Pselli versus politici περὶ ὀνομάτων* ex Cod. Dresdensi. V. *Scholae in librum medicum e Cod. August. S. CXVIII.* VI. *Specimen variarum lectionum Etymologici Ms. in Cod. Aug. S. CXXII.*

Den Text des Zonaras selbst hat der Herausgeber mit vielem Fleiß auszustatten gesucht. Die Noten enthalten nicht nur Vorschläge zur Verbesserung corrupter Stellen und Vergleichung mit anderen Lexikographen, sondern auch, so viel dieses sich thun liefs, Angabe der Stellen, welche der Lexikograph vor Augen hatte, auch anderer, wo das erklärte Wort vorkommt, so wie Nachweisung dessen, was über dasselbe Wort sich in Werken älterer und neuerer Philologen findet, so dass dieses Lexikon nicht nur durch sich selbst, sondern auch durch die Anmerkungen des Herausg. eines der unentbehrlichsten Hauptwerke für den Philologen geworden ist. Am Ende folgt noch 1) der oben erwähnte *Index glossarum*. 2) *Index auctorum; quorum vel nomina vel loca in Zonara laudantur*. 3) *Index locorum scripturae sacrae*.

Photii *Lexicon* ist von älteren und neueren Gelehrten, z. B. den Erklärern des Hesychius, von Valckenaer, Ruhnkensius, Porson u. a., so unzähligemal als eines der wichtigsten Glossarien aus Handschriften angeführt worden; dass gewiss jeder Philolog die Bekanntmachung dieses Lexici mehr als die irgend eines anderen wünschen musste. Dieses Verdienst um die alte Literatur hat sich Hr. Hermann erworben, unterstützt von Hn. Hofr. Beck und Hn. D. Tittmann. Der erstere lieferte aus seiner, letzterer aus der dresdner Bibliothek Abschriften des Lexici. Beide beschreibt der Herausg. in der Zueignungsschrift an Hn. Beck also: *Alterum horum apographorum; quod e Regia bibliotheca, quae Dresdae est, Tittmanno commodatum fuerat, a diversis manibus scriptum,*

*quam aliis in rebus fere consentit cum exemplo Volsiano, tum eadem, quam illud, lacunam habet, omisit omnibus, quae post vocabulum ὑμενῶδες p. 454 usque ad χροῦ ἰστασθαι p. 475 leguntur. Hoc apographum litera D. indicavi. Alterum, quod Tu, Becki, e praestantissima Tua bibliotheca mihi utendum concessisti, litera B. significatum, fere ubique sequutus sum. Hoc exemplum, etsi a duabus manibus scriptum, quarum una, paulominus fide, scripsit ea, quae sunt ab initio ad p. 87. ante ἰσχυροῦ, et historiam de Polydamante Scotussato in fronte libri, quae inserta est post v. τοῖν, altera omnia ab ἰσχυροῦ p. 87 usque ad finem, tamen, ut nitidissime scriptum est, ita etiam accuratissime scriptum videtur, quippe non modo multis in locis altero apographo plenius, sed etiam nunc compendiis, quae sunt in codice ipso, ubi ambigua videbantur, servatis, nunc notato in margine, ubi in codice aut vacuum spatium, aut aliud quidpiam esset, quod memoratu dignum iudicari posset. In den Noten hat der Herausgeber sich bloß auf die Angabe der Abweichungen in den Handschriften eingelassen; ohne die zahlreichen Verbesserungen Anderer oder seine eigenen anzuführen, oder Vergleichen mit anderen Lexikographen anzustellen; oder die Stellen nachzuweisen, auf welche sich die Glossen beziehen u. s. w. Dadurch wäre dieses Werk zu sehr erweitert worden, das doch nur appendicis loco seyn sollte, und auch die Kürze der Zeit erlaubte dieses Verfahren nicht. Mit Recht sagt der Herausg.: *Ita existimabam, qui Photio uterentur, malle debere singula, quemadmodum apud eum scripta essent, quam emendata cognoscere.* Ausserdem findet sich das Meiste von dem, was Ph. hat, auch bey Hesychius, Suidas, Harpocration, Timäus und anderen Lexikographen, so dass sich erwarten lässt, dass Jeder, der den Ph. gebraucht, auch die übrigen Werke der Art benutzen wird.*

— 12 —

Lexico, b. Meyer: P. Ovidii Nasonis *Metamorphoseon libri XV.* Des Ovidius XV Bücher der *Verwandlungen* mit Anmerkungen und einem Wörterbuche zum Nutzen der Jugend herausgegeben von A. L. Meinecke, Director der Schule zu Osterode. I Th. 1807. VI u. 504 S. II Th. 1808. 430 u. 208 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Mit Recht sagt der Herausgeber im Anfange seiner Vorrede, dass uns bis jetzt noch eine eigentliche Schulausgabe der *Verwandlungen* des Ovidius fehle. Um diesem Mangel abzuhelfen, entschloß er sich, die *Metamorphosen* zu bearbeiten, und er würde sich ein bleibendes Verdienst erwerben haben, wenn er planmässig und mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet das Werk unternommen hätte. So aber, wie jetzt die ersten 7 Bücher erschienen sind, muß Rec. es für ein verunglücktes Unternehmen erklären, und jeden Lehrer warnen, es seinen Schülern in die Hände zu geben, da es, nach Art der Ausgaben *ad modum Minallii* eingerichtet, für diejenigen, die einige Fortschritte gemacht haben, zu wenig enthält, und dies zu schwankend; für diejenigen aber, die noch zurückgeblieben sind, viele Schwierigkeiten

unerörtert läßt; ihnen viel Falsches und Unbestimmtes giebt, und, statt zu nützen, nur schaden kann.

Bey jedem Abschnitte befindet sich eine kurze Angabe des Inhalts; Stellen, die durch poetische Versetzung der Wörter und Sätze etwas schwierig sind, werden durch Bezeichnung der Construction aufgehehlt, durch lateinische Wörter oder durch eine deutsche Übersetzung werden die schwierigeren Wörter erklärt. Bey manchen Anspielungen, oder wo Fabeln nur kurz berührt werden, sind diese ausführlicher erzählt, doch nicht immer, und nicht mit der gehörigen Vorsicht, da nie auf die Verschiedenheit der fabelhaften Sagen in dieser oder jener Gegend, in früheren oder späteren Zeiten Rücksicht genommen wird. Eben so wenig findet der Schüler etwas über das Abweichende der Sprache Ovids von den Schriftstellern der früheren Periode. Die ästhetischen Bemerkungen, zu denen Ovid so häufig Gelegenheit giebt, bestehen meistens in Exclamationen oder abgedroschenen Redensarten, wie: „das ist schön, das ist, nach meinem Gefühl, trefflich u. s. w.“

In der Erklärung hat Hr. *Meinecke* gewöhnlich Gierig, Lenz und Voss zu Vorgängern, meistens wird auch die Übersetzung des letzteren angeführt, und manchmal dabey noch eine profaische. Nur an einigen Stellen trifft man auf eine eigene Erklärung des Herausgebers. Wahres und Falsches findet sich in den Anmerkungen durch einander; oft hat sogar Flüchtigkeit im Arbeiten Mißverständnis jener Führer verursacht.

Zum Beweise will Rec. nur einige Stellen anführen, so wie sie ihm gerade in die Hand fallen. Was lernen Schüler aus Bemerkungen, wie folgende: über das wiederholte *dat* bey VI, 73 etc., welches einen so starken Effect hervorbringen soll? Was soll es nützen, wenn bey *defenditur aegide pectus* hinzugesetzt wird: es sey stärker als *est circa pectus aegis*, oder *habet aegida circa etc.* Eben so wenig sagend ist die Bemerkung zu VI, 128: der spondeische Hexameter thut, nach meinem Gefühl, hier treffliche Wirkung. Welche Ideen der Schüler von Synonymik erhalte, wenn VI, 246 gesagt wird, daß *fremis, rumor it, sermonibus occupat etc.* ganz gleichbedeutend seyen, fällt leicht in die Augen. Als praktischer Schul-

mann hätte Hr. *Meinecke* wissen sollen, daß Erklärungen wie VI, 172, *sine thure*, ohne Anbetung, ohne Verehrung, nur irre leiten, so vergl. man 3, 16. 27. Falsch ist die Bemerkung S. 393 zu VI, 239 u. s. w. „Es ist mir aber unbegreiflich, wie die anderen Kinder eine andere Übung anfangen konnten, da ihre Brüder in ihrem Blute schwammen.“ Es sind nicht nach einander folgende Übungen, sondern gleichzeitige, man vergl. V. 220 und 241 *transierunt*. Oft wird der Schüler auf Bemerkungen bey anderen Stellen verwiesen, meistens aber findet sich dort nichts, so VI, 341. 3, 19. 343. Wir würden dies nicht besonders gerügt haben, wenn nicht 3, 24 weitläufig bemerkt wäre, daß in Gierigs Ausgabe ein Vers aus der Odyssee falsch citirt sey. Zu unbestimmt sind die Bemerkungen über den Pallast des Sol. 2, 19, 30, zu 7, 810; so wie gewöhnlich das, was der Erklärung bedurfte, übergangen wird, z. B. 3, 31. 52. Daß Hr. *Meinecke* sich nicht deutlich gedacht habe, für welche Schüler seine Ausgabe bestimmt seyn solle, erhellet aus dem bisher Gesagten, und aus Anmerkungen, wie zu 2, 33, *quaeque ait etc.*, für *et ait*, *quae*, man sehe 1, 6. 2, 39. 3, 355. 6, 18. Bey 2, 47, sagt Hr. *Meinecke* zu *vix bene*, was unser *kaum* nur gut ausdrückt, das *bene*, das Ovid so liebt, vergleiche ich mit den Franzosen; *eh bien*, nun gut! Was werden sich Schüler daraus nehmen können? Wozu dienen Anmerkungen wie 3, 418: Ovid ist hier ziemlich tautologisch?

Doch, wir würden nicht enden, wenn wir alles, was falsch, nur halb richtig, oder nicht hinlänglich erklärt ist, anführen wollten. Der Text ist meistens nach Heinsius abgedruckt; oft folgt der Herausgeber Hn. Gierig, oder Hn. Lenz, bisweilen stellt er seine eigene Meinung auf, so 7, 399, wo aber die von Lenz und Gierig angenommene Lesart sich schon bey Anderen findet. Eigenthümliche Meinungen traf Rec. noch bey 6, 2. 3. 132. 829. Mit seinen Vorgängern tadelt Hr. *Meinecke* Ovids; freylich häufig zu spielenden, Witz; nur läßt er sich gar zu oft durch seine Führer verleiten, auch das zu tadeln, was keinen Tadel verdiente.

F. L.

K U R Z E A N Z E I G E N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Frankfurt a. M., b. Wilms: *Le nouveau Robinson, pour servir à l'amusement et à l'instruction des enfans*, par Mr. J. H. Campe. Traduction revue et corrigée d'après la dernière édition originale, enrichie de notes Allemandes et d'un vocabulaire complet par J. B. Engelmann. Troisième édition entièrement retouchée, 1809. 598 S. 8: (1 Thlr.) Ohne uns auf die Verbesserungen in dieser dritten Ausgabe, wozu eine genaue Vergleichung mit den vorhergehenden erforderlich wäre, einlassen zu können, bedarf es bey einem Buche, wie dieses, bloß unserer dürren Anzeige, welcher wir die Versicherung beysügen, daß es sich, als Übersetzung, in Betreff der Sprache recht gut lesen läßt. Papier und Druck sind sauber, die Druckfehler am Ende angezeigt, die deutschen Anmerkungen zur Verständigung der Wortbegriffe im Anfange häufiger als weiterhin, das beygefügte Vocabular reichhaltig. Daß der Preis so billig gestellt werden konnte, ist ein Beweis mehr, wie stark der Verbrauch dieses

Lesebuchs für Kinder seyn müsse, deren Väter zum Theil schon aus demselben Unterricht und Vergnügen geschöpft haben; eine Glorie, die unter den heutigen Schriftstellern dieses Fachs äußerst wenigen zu Theil wird. Dvl.

Oldenburg, b. Schulze: *The polite Preceptor, or a Collection of entertaining and instructive Essays, selected from the best English writers, and arranged in the most natural order: with a view to inspire into the minds of youth the love of virtue, and the principles of true taste and just reasoning*. Vol. II. 1808. 311 S. 8. (20 Gr) Was wir von dem ersten Theil dieser blindlings nach der englischen Ausgabe abgedruckten Sammlung halten, haben wir im vorigen Jahrgange dieser A. L. Z. (Num. 252. S. 179) deutlich geäußert. Der zweyte Theil ist auch in Hinsicht der Fehler die Fortsetzung des ersten. Wir haben also die Leser bloß dahin zu verweisen.

Oh.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 M Ä R Z, 1809.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LANDSHUT, bey Krüll: ספר חסד ודבור d. i. *hebräische Sprachlehre* von *Sebastian Mall*, Dr. der Philosophie und Theologie, Professor der orientalischen Sprachen, biblischen Einleitung Hermeneutik und Exegese auf der königl. bairischen Ludwig - Maximilians - Universität zu Landshut. 1808. 252 S. gr. 8. Nebst 3 Tabellen in Folio. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wir sind mit dem Vf. vollkommen überzeugt; daß die Theologie nie eine solide Wissenschaft werden wird, wenn nicht gründliche Kenntniß der Bibelsprache ihr zum Grunde liegt; wir kennen die Abneigung des Zeitalters vor dem Studium der alten, besonders der orientalischen Sprachen: aber das Bedürfnis einer neuen Grammatik, oder die Möglichkeit, daß dadurch das Studium der Sprache gehoben werde, leuchtet uns nicht ein. Bedürfnis entsteht aus Mangel. In wiefern Hr. M. Mangel an einer guten hebräischen Grammatik fand, sagt er nirgends, ungeachtet er gleich zu Anfange der Vorrede die Menge hebräischer Sprachlehren anerkennt. Eben so ist (S. IV) die Voraussetzung, daß sich in einer Grammatik nicht viel Neues sagen lasse, weil doch einmal in der todten Sprache nichts mehr geändert werden könne, durch die Sprachlehren von *Danz*, *Meiner*, *Vater* u. a. hinlänglich widerlegt; und in dem Satze; „Läßt sich also das, Was gelehrt wird, nicht mehr abändern: so läßt sich doch das *Wie* abändern“ — liegt eine Zweydeutigkeit, die den Vf. zu manchen Mißgriffen verleitet. Des Vfs. Zweck war, „eine gründliche und falsche Sprachlehre zu liefern, ohne dabey die mögliche Kürze, die für eine Sprachlehre so sehr empfehlend ist, zu vergessen.“ Er übergiebt daher die Geschichte der hebräischen Sprache und der hebräischen Sprachlehren (als ob die mögliche Kürze bloß in der Weglassung ganzer Theile bestünde!), und vernied alles unnöthige (?) Philosophiren über Sprachen; endlich wollte er auch, was wir sehr billigen, nicht polemischen, noch auf orientalische Dialekte hinweisen, von denen keine Kenntniß vorausgesetzt werden kann. Letzteres hätte denn doch hie und da mit Nutzen geschehen können, ohne daß der Vf. den Anfängern, für welche er schrieb, unverständlich geworden wäre. — Überhaupt lassen wir dem genauen Sprachstudium und dem Fleiße des Vfs. volle Gerechtigkeit widerfahren; wir sprechen seiner Gram-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

matik Eigenthümlichkeit in der Bearbeitung nicht ab; können ihr aber dennoch nur ein bedingtes Lob beylegen. Durch gute Anordnung der Materien, durch Vollständigkeit und deutlichen Vortrag empfiehlt sie sich vor vielen anderen: dagegen aber fehlt es nicht selten an richtiger Auffassung und Bestimmtheit der Regeln, an Präcision des Ausdrucks und an jener Kürze, wodurch sich die *Danzische* Grammatik so sehr auszeichnet. Der Ausnahmen scheinen nicht viel: aber der Vf. stellt gewöhnlich Regel und Ausnahmen neben einander, so daß der Anfänger in stetem Schwanken gelassen wird, und bisweilen statt der Regel gar keine Regel findet. Auch sind die Eigenthümlichkeiten der Sprache zu wenig durch Paradigmata verdeutlicht. Eine Hauptaufgabe war dem Vf., System in seine Grammatik zu bringen: aber doch opfert er hie und da das Systematische dem Bedürfnis des Anfängers auf. Das Bestreben nach Deutlichkeit und nach System artet oft in Weitfchweifigkeit aus, die sich besonders in den Eingängen zu den einzelnen Abschnitten zeigt; wir halten dafür, daß sich das Systematische in der Behandlung dem Leser unvermerkt aufdringen müsse, ohne daß ihm bey jedem Gliede ausdrücklich wiederholt werde, wie es mit dem Ganzen zusammenhange.

Hr. M. theilt seine Sprachlehre in zwey Theile: I. *Grammatik im engeren Sinne*. II. *Syntaxe*. Der erste Theil zerfällt in 7 Abtheilungen: 1. *Vom Lesen der hebr. Sprache*. Nächst der deutschen Benennung der Buchstaben giebt der Vf. auch die hebräische an; so wie er durchgängig die hebräische Terminologie mit aufführt. Die kurze Erläuterung des Alphabets macht selbst bey solchen Consonanten keine Bemerkung, deren Aussprache in der Tabelle entweder ungewis gelassen wird, als: ם oder ן, ף oder ץ, oder durch deutsche Buchstaben, wie ן durch ch, nicht deutlich ausgedrückt werden konnte. Die Endbuchstaben wurden nach S. 20 zuerst als Zahlbuchstaben erfunden, um die im Alphabet fehlenden Hunderte zu ergänzen. Rec. hält den Gebrauch dieser Buchstaben statt der Zahlen nur für einen späteren Nothbehelf, und glaubt, daß man zuerst sich derselben am Ende der Wörter in kalligraphischer Rücksicht bediente. Die Einwendung, daß diese Buchstaben schon da gebraucht worden seyen, als noch Wort an Wort geschrieben wurde, entkräftet diese Annahme nicht. Wie die Tausende durch Buchstaben bezeichnet werden, ist nirgends angeführt. Die Eintheilung in lange und kurze Vocale wird mit Recht beygehalten. Über das Schwa giebt der Vf. S. 19 die

allgemeine Regel: „das Schwa ist mobil, wenn der Consonant nicht leer gesprochen werden kann.“ Wenn ist dieß? Dürfen wir bey der Aussprache des Hebräischen unserm Organe folgen? Warum nicht bestimmter: Das Schwa ist mobil zu Anfang einer Sylbe? Nach S. 20 soll sich das versthohlene Patach auch in der Mitte des Worts finden, und überhaupt soll da, wo zwey kurze Vöcalzeichen unmittelbar auf einander folgen; das zweyte ein versthohlenes seyn und für Schwa stehen. Die Benennung *versthohlenes Vöcalzeichen* ist nicht gut gewählt: das Patach furtivum bey Gutturalbuchstaben hat denn doch eine ganz andere Function als die nicht bloß den Gutturalen eigenen Halbvocale. — Die Hauptbemerkung S. 23 gehört nicht in den 4, sondern in den 2 §.; auch ist in וְכֵן וְכֵן der Punct des ו nicht Stellvertreter des Cholem. In der Sylbentheilung steht der Vf. mit sich selbst im Widerspruche, wenn er S. 26 das Schwa nach einem langen Vocale zur vorhergehenden Sylbe zieht. In וְכֵן וְכֵן soll die erste Sylbe וְכֵן heißen, „weil auch zusammengesetzte Endsyblen lange Vocale haben.“ Aber gilt nicht das letzte bloß von *betonten* Endsyblen? Und wieweil sich damit S. 33 die Regel über Kametz chatuph z. B. in וְכֵן וְכֵן vereinigen? — „וְכֵן hat zur ersten וְכֵן; in וְכֵן bildet וְכֵן nur Eine Sylbe, oder es hat eine ordentliche und eine versthohlene Sylbe.“ Warum soll denn bloß וְכֵן eine versthohlene Sylbe heißen, da ja das erste Patach unter וְכֵן ebenfalls aus Schwa entsteht? Oder wenn וְכֵן nur Eine Sylbe bildet, wie kann denn das erste Patach Hauptvocal einer ordentlichen Sylbe werden? Unter der *Tonsylbe*, S. 27, versteht der Vf. diejenige, die mehr *gedehnt* wird. Das *Dehnen* aber ist nicht alleiniger Charakter der Tonsylbe, da sie fast eben so oft geschärft ausgesprochen werden muß. Dafs die Hebräer, wie die Griechen, Ton und Quantität der Sylbe unterschieden, beweisen die vielen Fälle, wo die Tonsylbe entweder einen kurzen Vocal hat, wie in וְכֵן, oder einen kurzen statt des langen annimmt, wie in וְכֵן (von וְכֵן). Bemerkenswerth und nur aus dieser Ansicht zu erklären ist das Sägol, das bey großen Accenten an die Stelle des Schwa tritt, und welches der Vf. S. 43 für eine Anomalie erklärt, die man wohl bemerken, aber nicht mehr ändern könne. Dieselbe Bemerkung kehrt S. 49 wieder, wo er den Widerspruch, in welchem das Punctionssystem in Rücksicht des Sägol stehe, nur dadurch zu lösen vermag, dafs er annimmt, Sägol sey zweyfach (*anceps*). Dafs der Ton nie auf der vorvorletzten Sylbe steht, hätte erinnert werden sollen. Wenn er S. 28 sagt, dafs die vorvorletzte Sylbe nicht den *Imposition* habe, so scheint dieß noch einen Nebenton vorauszusetzen, von welchem wir weder etwas wissen, noch hier etwas lesen. Dafs die neuerdings zu sehr vernachlässigten Accente nach ihrer Hauptbestimmung, der Trennung oder Verbindung, aufgeführt werden, ist zu loben; wenn Hr. M. aber die Abtheilung derselben in prosahe und metrische übergeht, „weil sie auch in Kimchi's Grammatik nicht vorkomme“: so hätte er wenigstens einen besseren

Grund anführen sollen. S. 29: „Hat ein Wort zwey Accentzeichen: so hat das letztere *mehr* den Ton;“ richtiger: ist es ein und derselbe Accent: so hat die Sylbe den Ton, bey welcher der erste steht; sind sie aber verschiedener Art: so hat ihn die Sylbe, bey welcher der letzte steht. Ersteres ist der Fall bey Paschta, z. B. וְכֵן. Ganz unsystematisch wird zwischen den Paragraphen von den Accenten und den kritischen Zeichen die Lehre vom Kametz chatuph eingeschaltet.

2. *Von der Technik der hebr. Sprache.* Hierunter versteht Hr. M. „die Fertigkeit (?), die Wörter nach aller Redetheilen zu bilden und abzuändern;“ also im Ganzen genommen das, was man sonst die Lehre von der *Veränderung der Vocale* nannte. „Ich will in meiner Grammatik, sagt er, zu keinem blinden Nachbilden, sondern zu einer Sprachkenntniß führen, die von allem, was vorgeht, das *Wie* und *Warum* angeben und selbst alles bilden kann.“ Abgerechnet, dafs gegen das Letztere gar viele Stellen streiten, wo sich der Vf. auf die Willkühr bey der Bildung der Sprache beruft: so erinnert dieß und einige andere Stellen, wo die Ausdrücke so gewählt sind, als ob man die Sprache erst machen müßte, z. B. *Es ist zu setzen, es muß verwandelt werden*, zu sehr an die Danzische Manier, von welcher Hr. M. sonst entfernt ist. Die Technik selbst ist in XII allgemeine Regeln zusammengefaßt, denen nicht selten die nöthige Bestimmtheit und Allgemeinheit fehlt. So ist Reg. II, wenn ein Wort einen Zuwachs, der den Ton hat, erhält, bloß von Abkürzung der vorausgehenden Syblen die Rede; der Verlängerung in mehreren Fällen ist nicht gedacht. „Die Abkürzung ist von zweyerley Art: a) Vocale werden ganz wegwerfen und Schwa dafür gesetzt, b) lange Vocale werden in kurze verwandelt. *Ersteres* geschieht bey *einfachen*, letzteres bey *zusammengesetzten* Syblen.“ Bey dem Ersteren dachte der Vf. nicht an die Formen der Zeitwörter, wo der Vocal der zusammengesetzten Sylbe oft wegfällt; und das Letztere gilt nur dann, wenn die zusammengesetzte Sylbe eine zusammengesetzte bleibt; im entgegengesetzten Falle bleibt oder wird sie ausgedehnt, z. B. וְכֵן von וְכֵן, וְכֵן von וְכֵן. Die Unvollständigkeit dieser Regel zeigt sich S. 73 u. 165. f., wo der Vf. neue Veränderungen anzunehmen genöthigt ist. „Die Abkürzung kann überdiß *einfach* oder *allmögich* (עצמי, z. B. in וְכֵן hat die einfache Abkürzung וְכֵן, die allmögliche וְכֵן.“ Was ist aber וְכֵן? Gibt es noch einen höheren Grad der Abkürzung über der allmöglichen? oder ist es nur eine verschiedene Art derselben? Einfacher und bestimmter sagt Later: wenn der Ton um Eine Sylbe fortrückt: so erfolgt die einfache; rückt er um mehrere Syblen fort: so erfolgt die allmögliche? Aber freylich paßte dann das Beyspiel וְכֵן nicht. Eben so unrichtig ist die folgende Regel: „a) Gewöhnlich trifft die (einfache) Abkürzung die erste Sylbe; ist diese keiner Abkürzung empfänglich: so trifft b) die Abkürzung die zweyte Sylbe.“ Die erste Bemerkung paßt weder auf die

Verba, noch auf die *nomina saegolata*; und nach der zweyten müßte עולם nicht עולמים, sondern עולמים, עולמים nicht עולמים, sondern עולמים haben. S. 41. „In der Mitte eines Wortes können zwar zwey vocallose Buchstaben auf einander folgen; doch wird auch hier öfter (wie unbestimmt!) das erste Schwa (auch das einfache?) in einen kurzen Vocal aufgelöst, *worzüglich* (uns dünkt, das zusammenge setzte, von welchem hier die Rede seyn muß, *immer*) wenn ein Kehlbuchstaben vorhanden ist.“ Am wenigsten hat uns der Anfang der VI Regel befriediget. „Die Vocale werden oft mit einander verwechselt, d. h. in Formen, die nach der Analogie ganz *gleichgültig* (*sic!*) seyn sollten, wird bald der eine, bald der andere *willkürlich* gesetzt, z. B. מלך von מלך, צדק von צדק.“ Dieses *willkürlich* konnte leicht auf den Gedanken führen, es werde statt מלך auch מלך, und statt צדק auch צדק gesagt. Aber so ist es nicht. *Willkürlich* sagt er, „weil diese Veränderungen auf keinem festen Grund beruhen.“ Welchen festeren Grund verlangt denn Hr. M., als den Sprachgebrauch? Nehmen wir von מלך die Grundform מלך, von צדק die Grundform צדק an: so liegt ja der Grund, warum beide in der Abänderung von einander abweichen, klar am Tage. Dafs es aber drey melleische Formen gebe, מלך, מלך, מלך, behauptet Hr. M. S. 133 selbst; nur stellt er mit anderen Grammatikern die zweyte Form als ungewöhnlich dar, und wirft die dahin gehörigen Wörter irrig in die erste Classe. Die Form מלך ist, eben so wie מלך, zwar selten in ihrer Urform, aber desto häufiger in ihrer Abänderung noch da, und sollte durchaus in der Grammatik als besonderes Paradigma aufgestellt werden. Die *willkürlichen* Verwechselungen der Vocale scheinen uns überhaupt gar zu willkürlich angenommen zu werden. Wir können uns, bey der durchgängigen übergroßen Regelmäßigkeit in der Vocalsetzung, durchaus nicht überreden, dafs hier bloßer Zufall oder Willkür (in dem Sinne, wie sie der Vf. nimmt) obgewaltet haben sollte. — In שמה, שמה ist der lange Vocal vor dem Dagesch eben so sonderbar nicht, da es ja Tonfylbe bleibt. S. 35. „Die Kehlbuchstaben haben ein verstohlnes Patach am Ende, wenn der vorhergehende Consonant nicht Patach oder Kamez hat.“ Besser: nach einem langen Vocal, außer Kamez. „Patach ist überhaupt der Lieblingsvocal der Kehlbuchstaben; z. B. ורע u. f. w.“ Warum nehmen denn aber ו und ה (in ורע, ורע) Kamez statt Patach an? Die Endsylbe ה soll kürzer seyn, als ה, (S. 37) und die Verwandlung des ה in ה im Imperativo der ה sey daher zu erklären, „weil der Imperativ die mögliche Kürze liebt (S. 109); ferner soll er allein dieses Sonderbare haben, dafs bey der Abkürzung ה in ה verwandelt werde; aber auch aus ה wird ה, aus ה wird ה.“

3. *Von den Zeitwörtern.* Der Vf. beginnt, gegen Vater, die Formenlehre nach der älteren Methode mit den Zeitwörtern. Die dafürangeführten Gründe genügen jedoch dem Rec. nicht. Die Beantwortung der Frage, welche Gattung von Wörtern die ursprüngliche gewesen sey, hat auf die Anordnung der abzu-

handelnden Theile keinen Einfluss, und die Auctorität der Wörterbücher, welche das Verbum als Stammwort oben an stellen, kann der Grammatik nicht zur Norm dienen. Dafs die Bildung der Zeitwörter *alle* Regeln der Nennwörter umfasse, ist eine ungegründete Voraussetzung; und was die *Beurtheilung* der Bildungsart der Wörter betrifft, so ist diese von Anfängern, für die Hr. M. schrieb, überhaupt nicht zu erwarten. Rec. scheint die Methode, die Ableitung der Wörter der Formenlehre voran gehen zu lassen, und den hebräischen Sprachunterricht mit Regeln über Vocalveränderungen, Etymologie u. f. w. anzufangen, gerade ein Grund zu seyn, warum so vielen Jünglingen das Studium dieser Sprache verleidet werde. Soll denn der Schüler sich jedes Wort erst schaffen, ehe er es beugen und abändern lernt? Wozu ein Raisonement über Formenbildung, das ohne vorläufige Bekanntschaft mit den Hauptformen und ohne einen gewissen Wörternvorrath gar nicht verständlich ist, noch weniger Interesse haben kann. Kann denn der Anfänger nicht מלך, מלך, מלך lernen, ohne sich vorher durch die vielen Regeln über die Sägo-lata und ihre Abstammung durchzuarbeiten? Gesetzt aber auch, der Anfang wird mit dem Verbo gemacht: so muß gar mancherley anticipirt oder einstweilen übergangen werden, was weit besser vorausgeschickt würde, z. B. die Lehre vom Genus, von der Formation des Nennworts (bey den Participien), besonders von den Fürwörtern. So wird hier die Ableitung der „Af- und Präformanten“ des Zeitworts erst bey dem Pronomen (S. 160) nachgeholt. — Die Eintheilung in *reguläre* und *irreguläre* Verba verwirft der Vf. und zieht die Benennung: *vollkommene* und *unvollkommene* Zeitwörter vor. Was man sonst *Conjugationen* nannte, nennt er richtiger *Gattungen*, und zählt deren sieben, die er nach der alten Weise von פעל benennt. Zum Paradigma wählt er הוה, weil es mit הוה zwey Radicalbuchstaben gemein hat. Passend wird S. 64 mit der pielischen Form unser deutsches *fallen*, *fällen* verglichen: aber weniger richtig die vorgeetzte Sylbe *be* mit der Form Hiphil; denn *be* modificirt nicht blofs die Bedeutung, sondern verändert sie oft ganz, z. B. *fehlen*, *befehlen*. S. 68 nimmt Hr. M. nach *Elias*, (seinem gewöhnlichen Führer) das Präteritum und den Imperativ als Grundlage der Abänderung an. Allein die Gründe, warum er den Imperativ statt des Infinitivs wählte, sind nicht genügend. Abgerechnet, dafs er sich in Pual und Hophal einen Imperativ erst schaffen muß, ohne S. 70 „das Richtige“, d. h. betriedigend zu antworten: so erfordert die Art der hebräischen Formenbildung, deren Entstehung sich psychologisch nachweisen läßt, den Infinitiv nothwendig als Grundlage. Im Präteritum nämlich wird die Person *angehängt*: מת, *getödtet* — *du*; im Futuro steht sie *voraus*: תה, *du* — *töden*, gleichsam um anzuzeigen, dafs der Hebräer im ersten Falle sich die (vergangene) Handlung früher dachte als die Person, im zweyten die Person früher, als die (noch zukünftige) Handlung. Beym Befehlen war der Personalzusatz unnöthig, man durfte die

Handlung nur in der Grundform aussprechen, da die Person gegenwärtig seyn mußte, an die der Befehl erging. Besteht nun die Formation bloß in der Zusammensetzung der Person mit den beiden Hauptformen: so ist es widersprechend, daß die eine Grundform, als Imperativ schon eine Person in sich schließend, mit noch neuen Personen zusammengesetzt worden seyn sollte (*er-tödtete du u. s. w.*). Dafs aber der Infinitiv, als personenlose Form, die frühere sey, und Anfangs zugleich auch die Stelle des Imperativs vertreten habe, ist nicht nur dem Kindesalter der Welt angemessen, sondern auch durch die Analogie anderer Sprachen, in deren früheren Documenten, z. B. im Homer, oft der Infinitiv statt des Imperativs gebraucht wird, hinlänglich begründet. — In den 5 Tabellen, welche die Formen der Zeitwörter enthalten, verursacht es Verwirrung für den Lernenden, daß im Fut. die 1 Person voransteht, da man im Prät. mit der 3 Person anzufangen genöthigt ist. — Bey den unvollkommenen Zeitwörtern stellt der Vf. diejenigen zusammen, die sich in der Abänderung mehr gleich kommen, nämlich 1) *אָב, אָב, אָב* und 2) *אָב, אָב, אָב* und 3) *אָב, אָב, אָב* und 4) *אָב, אָב, אָב*. Ob wir ihm gleich in dieser Anordnung nicht beypflichten können: so rechnen wir doch diesen Abschnitt zu den gelungensten. Der Vf. statuirt weder Verba *אָב* noch Verba *אָב*, weil in den Wörterbüchern nur Verba *אָב* und *אָב* aufgeführt werden. Allein das Lexikon kann nur als Auctorität früherer Grammatiker gelten, keineswegs die Wahrheit der Sache bekräftigen. Wenigstens hätte es die Übersicht erleichtert, wenn die beiderley Formen dieser Verba, die unregelmäßig vorkommen, von einander getrennt und neben einander aufgeführt worden wären. Die Formen *אָב, אָב, אָב* etc. will Hr. M. nicht für eigene Gattungen gelten lassen, und findet es überhaupt unnütz, die Zahl der Gattungen, wie von einigen Grammatikern geschieht, zu sehr zu vermehren. Rec. ist in so fern seiner Meinung, daß diese Formen nicht neben den gewöhnlichen Gattungen, sondern nur als Ausnahmen oder seltene Formen aufzuführen sind. Wenn er aber das Verfahren, diese Formen aus dem Arabischen abzuleiten, (S. 102) dadurch abweisen will, daß der Anfänger im Hebräischen noch nichts vom Arabischen versteht: so wäre das eben so viel, als wenn man die griechischen Declinationen aus der lat. Grammatik verdrängen wollte, weil der angehende Lateiner noch kein Griechisch versteht. Auch *אָב, אָב, אָב* ist ihm nur eine Seltenheit der hithepäischen Form, wo das *אָב* für Dagesch forte steht. Aber alsdann müßte wohl das *אָב* dem *אָב* vorangehen.

4. Von den Nennwörtern. Ebenfalls mit sichtbarem Fleisse bearbeitet. Wörter mit Dagesch forte, wie *אָב, אָב, אָב* u. s. w. will der Vf. nicht für prosaisch anerkennen, denn die (willkürliche?) Verwechslung der langen und kurzen Sylben mit Dag. forte sey ja im Hebräischen sehr häufig; auch lasse sich nicht zeigen, daß die Bedeutung prosaisch sey, u. s. w. Er will sie daher lieber *schwers* nennen, weil sie, wie Piel, mit Dag. f. erschwert sind. Bine verstärkte Bedeutung darin finden zu wollen, erklärt er mehr für eingebildet als wirklich. Gleich-

wohl scheinen ihm Wörter, deren dritter Radical Dag. f. hat, zur Verstärkung des Ausdrucks oder zur vorzüglichen Schönheit so geändert zu seyn; er vergleicht damit die verkleinernden Nennwörter im Deutschen, z. B. Söhnchen (als ob die Sylbe *chen* im Deutschen verstärkte oder verschönerte!). Noch inconsequenter erscheint der Vf. in der Verwerfung der prosaischen Nennwörter, wenn er in der Folge die hebraistischen Buchstaben aus den übrigen Gattungen der Zeitwörter ableitet. — Die Lehre vom Geschlecht der Nennwörter ist zu kurz; besser gefiel uns die Lehre vom Verbands (*Status constructus*) derselben. Zweckmäßig trennt der Vf. vollkommene und unvollkommene Nennwörter von einander; aber es hätten von jeder Form eigene Paradigmen gegeben werden sollen. Die Beywörter erwähnt der Vf. bloß in einer Anmerkung.

5. Von den Fürwörtern, nach ihrer gewöhnlichen Eintheilung. Bey der Ableitung der Afformanten und Präformanten findet Hr. M. die meiste Schwierigkeit in dem *אָב* der 3 Person Fut. „Es müßte von *אָב* herkommen, und also eigentlich *אָב* seyn.“ Rec. scheint es natürlicher, dieses *אָב* aus dem *אָב*, als dem charakteristischen Buchstaben der dritten Person abzuleiten. Um die Form nicht mit Hiphil zu verwechseln, trat der nächstverwandte Buchstabe *אָב* an die Stelle des *אָב*; das *אָב* dafür zu wählen, war das verbindende *אָב* hinderlich. — Von den Anhängesfürwörtern giebt Hr. M., mehrerer Deutlichkeit wegen, eine besondere Tabelle für Zeitwörter, und eine andere für Nennwörter. Bey den ersteren unterscheidet er die vergangene und zukünftige Zeit, bey den letzteren die ein- und vielfache Zahl. Die Bemerkungen über die Suffixa bey Zeitwörtern sind unvollständig, und bey den Suffixis der Nennwörter sind die Paradigmen *אָב, אָב* und *אָב, אָב* nicht hinreichend. — Den Artikel leitet der Vf. aus *אָב, אָב* ab, ohne diese Annahme weiter zu begründen. Folgt ein, Kehlbuchstabe oder *אָב*, so hat das *אָב* etc. oder der kurze Vocal kann auch stehen bleiben.“ Solche schwankende oder auch verwirren.

6. Von den Partikeln, (Präpositionen, Adverbien und Conjunctionen). Ziemlich reichhaltig, aber doch nicht immer vollständig genug. Zu den Präpositionen, welche die Anhängesfürwörter der vielfachen Zahl zu sich nehmen, ist *אָב, אָב* hinzuzusetzen. Nicht alle Präpositionen werden wie Nennwörter behandelt; *אָב, אָב* z. B. nimmt in der 1 Person nicht *אָב*, sondern *אָב, אָב, אָב* zu sich. Von den Nebennwörtern wird meistens die Ableitung angegeben, aber der Anfänger oft in Zweifel gelassen, welche er zu wählen habe.

7. Von den Zahlwörtern. Diese betrachtet der Vf. als ursprüngliche Benennungen. Eben deshalb widmet er ihnen eine besondere Abtheilung; warum er diese aber erst nach den Partikeln folgen läßt, davon sehen wir den Grund nicht ein. — S. 199 ff. folgt eine gute Übersicht der hebräischen Buchstaben in alphabetischer Ordnung, worin die Fälle zusammengestellt werden, wie und wo jeder servirt.

(Der Befehl folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 M Ä R Z, 1809.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

LANDSHUT, b. Krüll: דקדוק ופשוט העברית d. i. hebräische Sprachlehre, von Sebastian Mall u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

II. Theil. *Syntaxe*. Die Anordnung der Materien so wie die Ausführung des Ganzen hat des Rec. vollen Beyfall: allein im Einzelnen trifft man auf manche unrichtige und schwankende Behauptung. In jedem Satze finden sich drey Stücke: *Subject*, *Prädicat* und *Copula*; alles Übrige ist nur als Erweiterung (?) des einen oder des anderen anzusehen. Die *Syntaxe* zerfällt daher in 4 Abtheilungen: 1) *Von dem Subject*. S. 205. „Das Nennwort kann in der vielfachen Zahl stehen, wenn etwas Unbestimmtes ausgedrückt wird: auf den Bergen Ararat d. i. auf einem Berge.“ Diese Regel ist so ausgedrückt falsch. Der Plural zeigt hier offenbar das *Collective* an, welches wir im Deutschen durch die Sylbe *g* ausdrücken (das *Gebirge*). Eben dieselbe lässt sich auf mehrere Fälle anwenden, die vom Vf. ohne weitere Begründung hingestellt werden, z. B. auf den sogenannten *Pluralis majestatis*, der alsdann nicht mehr so auffallend erscheint, und die Vergleichung des deutschen *Wir* der Großen und der Anrede durch *Sie* nicht nöthig macht; ferner auf den Fall, wo durch den Plural der Superlativ bezeichnet wird u. s. w. Dafs das Pronomen bey zwey verbundenen Nennwörtern an das Eigenschaftswort angehängt wird, dafs das Pronomen der dritten Person sowohl *faus* als *ejus* bedeutet, so wie die Umschreibung des Fürworts selbst durch *והוא* und *והיא*, ist unerwähnt geblieben. — Sind auch die syntaktischen Regeln der hebräischen Sprache nicht so scharf zu bestimmen, wie in anderen cultivirten Sprachen: so sollte doch wenigstens da, wo sie bestimmt sind, das Allgemeine und Gewöhnliche herausgehoben und nicht durch die unbestimmten Ausdrücke *bald bald*, oder *häufig*, oft u. s. w. die Ausnahme neben die Regel gestellt werden, wie hier S. 212: „die bestimmenden Fürwörter richten sich (in) Geschlechte und Zahl bald nach dem Nennworte, auf das sie sich beziehen, bald nicht.“ Offenbar erscheint hier das Regelmässige auch im Hebräischen als Regel, und die für letzteres angeführten Beyspiele deuten bestimmt auf die Fälle hin, wo das scheinbar Irreguläre Statt findet. Wer wird aus Beyspielen, wie: *dies* sind Engländer, *dies* ist ein Tisch u. s. w., die Regel ziehen, dafs die bestimmenden Fürwörter im Deutschen bald sich nach dem Nennworte richten, bald nicht?

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Dafs der Ausdruck: *והוא* auch *והיא* leblosen Dingen gebraucht werde, ist unrichtig. In der angeführten Beweisstelle: *והוא* *והיא* *והוא* bezieht sich *והוא* und *והיא* nicht auf *והוא*, sondern auf das Pronomen, und die Construction ist: in Rücksicht ihres Gesichts (*quod attinet ad faciem eorum*) ist einer gegen den anderen. — 2) *Vom Prädicate*, welches Adjectiv oder Substantiv seyn kann. S. 215: „Das Adjectiv steht bald als Prädicat bald als Epitheton,“ hätte zugleich bemerkt werden sollen, dafs im letzteren Falle das Adjectiv gewöhnlich den Artikel bey sich hat, im ersteren aber nie. — 3) *Von der Copula* (oder vom Zeitworte). Wie die Fürwörter, so soll auch jedes Subject das Hülfswort *seyn* vertreten. Wir fragen, warum gerade das Subject? Warum nicht das Prädicat? Doch *seyn* liegt weder in dem einen noch in dem anderen, sondern in beiden zugleich. Überhaupt kann man nicht sagen, dafs die hebr. Sprache von dem Worte *seyn* nur sehr selten Gebrauch mache, da sie dieses Verbindungswort gar nicht hat. *והוא* steht nicht für *seyn*, *והיא* nicht für *nicht* ist — jenes heisst *vorhanden*, dieses *nicht vorhanden*, und beide sind Prädicate; die Stelle der Copula vertreten sie nicht, vielmehr erfordern sie selbst diese hebräische Ellipse. Daher kommt es auch, dafs sie das Zeitverhältnifs nicht ausdrücken. Eben so liesse sich wohl auch *והוא* von dem ausgelassenen *seyn* unterscheiden. — Nichts sagend ist die Regel vom Infinitiv (S. 226). Regieren denn die Zeitwörter den Infinitiv alle auf gleiche Weise? Und verdiente nicht die Construction der einzelnen Partikeln mit denselben eine nähere Erörterung? — Vom Gebrauch der Zeiten sagt der Vf: „Mir scheint es, dafs man nur bedacht war, die Copula oder Handlung auszudrücken. Unbekümmert um den Zeitbegriff, setzte man bald die eine, bald die andere.“ Geben wir auch zu, dafs die Hebräer bey der Wahl des Ausdrucks eben nicht immer kritisch verfahren: so dünkt uns doch, dafs sich für den Gebrauch der beiden Zeiten allgemeine Regeln festsetzen lassen. Besonders verdient hiebey, was bisher nur wenig geschah, auf die Folge der Zeiten geachtet zu werden. Steht nicht gewöhnlich das Präteritum für die beschreibende, das Fut. mit *convers.* für die erzählende Form? Macht nicht das Präteritum den Vorderatz, das Futurum mit *convers.* den Nachsatz? Zeigt die Verbindung des Prät. mit dem Präterito oder Futuro, des Futuri mit dem Präterito oder Futuro, des Imperativs mit dem Präterito oder Futuro u. s. w. nicht lauter einzelne Nüancen ihres Gebrauchs? Und ist es nicht widersinnig zu sa-

T t t

gen, daß der Hebräer eine eigene Form für das historische Perfectum habe, und zu gleicher Zeit anzunehmen, er bekümmere sich nicht um das Zeitverhältniß? Findet endlich das sogenannte *convers. praeteriti* oder der Gebrauch des Präteriti statt des Imperativi, nicht seine Erklärung nur in obiger Verbindung der Zeiten? Genauer ist die Lehre von der Construction des Zeitworts mit Nennwörtern; nur hätte der Vf. durch einzelne Beyspiele auf die Verschiedenheit der Bedeutung hinweisen sollen, welche mehrere Zeitwörter durch verschiedene Construction erhalten; er hätte manche elliptische Redensarten erklären können, die im Hebräischen so häufig sind. Die Regel, daß die Präposition *ב* nach das Object, das Subject und das Genitivverhältniß bezeichne, sollte nicht so kahl hingestellt seyn. — 4) *Von den Partikeln.* Dieser Abschnitt, der in jeder Sprache die meisten Schwierigkeiten hat, ist verhältnißmäßig viel zu kurz. Bey den Präpositionen „kann von der Regierung eines Casus keine Rede seyn, weil die hebräischen Nennwörter keinen haben; also kann *ב* in die Stadt und in der Stadt bedeuten.“ Hier ist nicht der Mangel an Casus, sondern die Unbestimmtheit der Präposition der Grund des doppelten Gebrauchs. *בְּיַרְדֵּן* heißt nach seiner eigentlichen Bedeutung nicht: *in jenseits des Jordans*, sondern: *beym Übergange des J.*; daher die doppelte Bedeutung: *hierseits und jenseits des J.* — Von den Conjunctionen werden bloß *ו*, *אך*, *אשר*, *כי*, *בְּ*, *וְ*, *אֲשֶׁר* erwähnt. Über die übrigen Partikeln, meint der Vf., könne die Syntaxe nichts bemerken, als daß ihr Gebrauch gleichfalls verschieden sey und durch Übung erlernt werden müsse. Im letzten §. wird vom Artikel gehandelt. Gut, nur hätte dieser §. bey den Fürwörtern mitgenommen werden sollen. — Als ein Nachtrag folgt noch das *samaritanische Alphabet*.

Xpu.

SCHÖNE KÜNSTE

HEIDELBERG, b. Engelmann: *Heidelbergisches Taschenbuch auf das Jahr 1809*, herausgegeben von A. Schreiber. 300 S. Taschenform. (1 Rthlr. 8 gr.)

Unter den Taschenbüchern fürs Jahr 1809 behauptet das *Schreiber'sche* einen sehr ehrenvollen Rang. Die Beschaffenheit der Beyträge sowohl, als die zum Theil schon rühmlich bekannten Namen ihrer Verfasser, heben denselben die theilnehmende Aufmerksamkeit der kunstliebenden Leser, zumal aus der gebildeten für feinere Genüsse empfänglichen Classe.

Der *Apoll von Belvedere* von Overbek (dessen freundliche Muse, die so lange stumm war, unsere jetzige poetische Armuth doppelt erquickt), ist sehr passend an die Spitze des Ganzen gestellt, um bestimmt den Geist, der dieses beseelt, anzukündigen: der Dichter klagt den Mufengott an, daß er „mit unthätigem Köcher“ zusehe; wie „die zahllos wimmelnde Brut der Ackerposten der eisernen Zeit den Sieg zu gewinnen drohe.“ Dieser entschiedene Charakter der Abneigung von dem neueren poetischen Unfuge behauptet sich durchaus, indem alle Beyträ-

ge eine bestimmt markirte Gestalt haben, und nirgend flatternde Gespenster-Erscheinungen uns in den Weg treten. (Sogar *Isidorus*, der doch sonst den Nebelgebilden nicht abhold ist, hat in *Hans Sachsens Feyerabend und Tod* einmal geredet, wie andere Menschenkinder, und wir wünschen, da ihm Innigkeit und Wärme nicht abgesprochen werden kann, daß er sich öfter herablassen möge, seine Anschauungen zu Fleisch und Bein zu gestalten). Das *Haidekräutchen* und das *häusliche Fest* (ebenfalls von Overbek) verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung; letzteres insonderheit interressirt durch Beziehung auf bekannte persönliche Umstände des Dichters, und die elegische Schwermuth, welche sich, gepaart mit sanfter Gemüthlichkeit, darin ausdrückt, so wie des Dichters patriotische Liebe für seine altberühmte Vaterstadt, geben diesem Liede einen ganz eigenthümlichen Reiz. — Auch dem geistreichen und berühmten *Verfasser des goldenen Kalbes* verdankt das *Schreiber'sche* Taschenbuch einen sehr achtungswerthen Beytrag, der aus einer handschriftlichen Novelle, den Proselyten, entlehnt ist, und mit spielendem Witze Wahrheiten andeutet, die, bey dem herrschenden Gange zur Schwärmerey, einer ernsthaften Beherzigung werth sind. — Einige Übersetzungs-Fragmente aus Aeschylos vom jüngeren *Voss* sind, als für sich verständliche Theile eines Ganzen, ihrer Stelle in hohem Grade würdig. Die edle Einfachheit des Tones und die gediegene Fülle des Rhythmus, welche diese Übersetzungen charakterisiren, gewähren einen Eindruck von Kraft und Erhabenheit, der uns in die Zeiten altgriechischer GröÙe versetzt. Einige, dem Rec. nicht zusprechende Ausdrücke, z. B. *Wilderung* für Wildniß, und manche ihm unzulässig scheinende Spracheigenheit, z. B.:

Wo weder Laut du noch Gestalt der Sterblichen anschaut,
wurden ihm durch andere glücklich gewagte Wortbil-
dungen vergütet. Allgemein gefaßt wird z. B. das
neue Zeitwort *misachten*:

Misachten was der Vater aussprach, bringt Gefahr.

Ein eigenes Gedicht des Hn. *Voss* auf die *Vermählung der Erbprinzessin von Weimar* verdient den Platz, der ihm neben einigen sinnvollen Worten des genialen *Knobek*, die gleichfalls an diese verehrte Fürstin gerichtet sind, vergönnt ward. — Von zwey artigen russischen Volksliedern (mitgetheilt von *Doppelmayr*) möge dem kürzeren hier ein Raum vergönnt seyn: Es ist ein gewöhnliches Lied, welches die unverheiratheten Jünglinge und Mädchen der neuvermählten Frau am Tage nach der Hochzeit vorzuführen pflegen, eines der ältesten russischen Volkslieder:

Tanz nur, schön Häschen, *) tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Doch blick' auch in deinen Freuden
Nach des Ehestands rauhen Seiten.
Tanz nur, gau Häschen, tanz,
Spring, Braut, im Ringeltanz!
Siehst du keine Leiden grinsen,
Nicht den Argwohn nach dir blinzen?

*) Der Hase, als schüchternes Thier, Bild des Schüchtern-
heit russischer Landmädchen. —

Tanz nur, schön Häschen, tanz,
 Spring, Braut, im Ringeltanz!
 Wie in deutschen Festungsmauern,
 Wirft du als Gefangne trauern.
 Tanz nur, schön Häschen, tanz,
 Spring, Braut, im Ringeltanz!
 Sklavin bist du, eine Kette
 Bindet dich ans Ehebett.

Des Herausgebers eigene Beyträge zeichnen sich durch eine ihm ganz eigenthümliche Zartheit aus, und durch einen leisen Anstrich von elegischer Wehmuth. Auch in den weniger bedeutenden unter seinen *prosaischen* Aufsätzen erkennt man eine warme Phantasie und eine rege Empfänglichkeit, welche von allen Gegenständen die interessante Seite auffasst, und sogar dem Unbelebten aus der Fülle der eigenen Empfindung Lebensodem und Seele einzuhauchen weiß. Für die Mittheilung einiger, zum Theil aus alten Chroniken geschöpfter Erzählungen, welche eine weit würdigere Unterhaltung gewähren, als die sonst in Taschenbüchern so gewöhnlichen moralischen Gemälde *à la Fontaine*, so wie für die aufgenommenen, zum Theil sehr seltenen, älteren Gedichte, verdient der Herausgeber unseren besondern Dank. Auch die in einer so gefälligen, naiven Manier erzählten *Mährchen* von *Schuppius* werden allgemein interessiren. — Einen Hn. *Blomberg* lernen wir als Satyriker kennen; sein Talent des Witzes und seine unbefangene Ansicht über den Zustand unserer Literatur lassen von einer reiferen Entwicklung des Dichters Vieles hoffen. Sein Gedicht: *der Bloxberg*, in welchem Rec. einen gewissen Mangel an Klarheit ungern bemerkt, wäre wegen der ihm zum Grunde liegenden Idee einer lichtvolleren Ausführung würdig. Ein Satyriker, wie Hr. *Bt.*, der als Gegner der poetischen Modeformen, und als Verfechter des wesentlich Schönen gegen vergänglichem Zeitgeschmack aufzutreten strebt, muß vor allen Dingen einer classisch-gediegenen Form mächtig zu werden suchen, und je vorzüglicher das Talent, desto dringender diese Verpflichtung. — *Das Begräbniß* von *Wernburg*, *Amors Irrthum* nach *Priors Cupid mistaken* von *Buri*, und einige kleinere Gedichte von *Gerning* sind, jedes in seiner Art, nicht ohne Verdienst. Die das Buchlein zierenden Kupfer hat der Herausg. selbst so passend als schön charakterisirt, und Rec. hat nichts hinzuzufügen, als den Wunsch, daß Hr. *Schreiber* an der versprochenen Fortsetzung seines Taschenbuches nicht behindert werden möge.

O. J. D. M.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Minerva*. Taschenbuch für das Jahr 1809. Mit 8 Kupfern. 208 S. Taschenform. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es möchten wohl Viele, die dies Taschenbuch in die Hand nehmen, bey dem Namen *Minerva* an Krieg und Kriegsgeschichten denken, und etwas dergleichen hier erwarten. Dieser falschen Vorstellung wegen hat der Herausgeber nicht wohl gethan, diesem Taschenbuche, das nur, wie alle andern, durch Erzählungen, Aufsätze und Gedichte unterhalten soll, einen so leicht mißverständlichen Titel zu geben, so sehr ihn auch der Erklärer des ersten Titelkupfers, auf welchem Amoretten und kleine Grazien mit den Waffen der ernstn Göttin spielen, zu vertheidigen

sucht. Freylich konnte der Inhalt um einen passenden Titel wohl leicht verlegen machen, weil er so gemischt und so verschiedener Art ist, daß er überhaupt die Grenzen eines Taschenbuchs, von dem man eher angenehme Unterhaltung als Belehrung und ernste Beschäftigung erwartet, hie und da zu sehr verletzt und überschreitet, so daß wir selbst nicht wissen, welcher Gattung von Lesern wir dieses Buchlein eigentlich empfehlen sollen. Nach einigen guten Kupfern über Scenen aus *Schiller's* Gedichten, deren bestimmtere Auffassung man vielleicht besser der Kraft und Willkühr einer jeden Phantasie überlasse, wozu hier noch jedesmal eine erbautliche Betrachtung und Anwendung in Versen kommt, spricht zunächst eine schöne Erzählung: *Stille Liebe* von C. *Pichler* das gefühlvollere Herz an, und schildert den Zustand einer edlen Seele, die sich lange Zeit den Besitz des Geliebten versagt, weil sie ohne gleichen körperlichen Reiz ihn nicht zu verdienen glaubt. Man sieht hier, wie Menschen von hochherzigen Gefinnungen sich weit schwerer finden und vereinigen, als andere von oberflächlichem Charakter. Den Schluss wünscht man kürzer und nicht so treu der Wirklichkeit und Convenz nachgebildet, von der bey einer Geschichte des Herzens doch immer nur die poetischen Momente zu brauchen sind. Wenn einmal, wie hier, die Liebe zu sichtbaren Flammen auflodert, da ist alle weitere Zögerung quälend und unnatürlich. — Das Gedicht: *Vergangenheit und Gegenwart* nennt der Vf. *Karl Streckfuss* mit Recht ein Fragment, denn es ist ohne Anfang und Ende, und könnte eben so gut noch lange fortgesetzt als unbeschadet in neue Fragmente zertheilt werden: Malereyen sind es, die nicht wissen, um welchen Gedanken sie ihre Farben verbreiten sollen, bunte Kleider, zu denen noch der Mann fehlt. — Die *glückliche Insel* von E. A. W. von *Zimmermann* enthält eine schöne Schilderung von dem Entstehen und Aufblühen der Insel *Helena*, die der Phantasie ein angenehmes Bild giebt. Desto schrecklicher nimme sich dagegen wieder ein Gedicht von *Hagemeyer* an einen *Neugeborenen* aus, das die Erde zur Hölle macht. Die *Isis-Vesper* von *Böttiger* ist unterrichtend, aber für ein Taschenbuch zu gelehrt. — Die *Blumenlese* aus einem Stammbuche giebt manches Artige, und intereffirt durch berühmte Namen. — Die *Römerin Octavia* von S. stellt einen recht würdigen weiblichen Charakter zur Nachahmung auf. Dieser folgt wieder ein Gedicht: *die Freundschaft und die Kunst*, das sich wegen der guten Verse und einzelnen schönen Gedanken besser lesen, als im Ganzen verstehen und zur Einheit eines passenden Bildes auffassen läßt. — Bemerkungen über das männliche und weibliche Geschlecht von *Kant* machen den Beschluß. — Hier ist also mancherley für Viele, aber vielleicht wenig für Einzelne.

T. Z.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Der ewige Musensohn nach jungen Germanen*. (Ohne Jahrzahl.) 552 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Rec. kann von solchen Sammlungen, wenn sie

sich nicht besonders durch den Herausgeber oder durch einen eigenen Zweck empfehlen, nicht viel halten, und muß sie bey der sich immer mehr und mehr anhäufenden Anzahl derselben für eine bloße Buchmacherey ansehen, die, wenn sie auch zur weiteren Verbreitung des Guten und Schönen dient, doch keines lauterer Verdienstes sich rühmen kann, sie mag für die Zeit oder für die Ewigkeit bestimmt seyn. Diese Sammlung nun nimmt geradezu das Prädicat der Ewigkeit an, was wohl nicht vielmehr sagen will, als: *gedruckt in diesem Jahre*. Sollte es ernstlich damit gemeint seyn: so müßte man fragen: wer ist denn der Mann, der hier diesen bedeutenden Stempel aufdrückt? In der That würde ein Jeder neugierig zugreifen, wenn ein großer, allempfänglicher Geist sich einmal der Mühe unterzöge, dasjenige von deutschen Gedichten auszuzeichnen, was er für das Beste hielte. Aber Sammlungen, wie diese, macht wohl häufig auch für sich ein Liebhaber der Kunst, woraus er für seine besuchenden Freunde gelegentlich eine geistreiche Unterhaltung schöpft, und zugleich seinen Geschmack offenbart, ohne diesen gerade als Richtschnur dem größeren Publicum zu empfehlen. Ferner, was soll der Beysatz: *jünger Germanen* sagen? Am besten wohl für junge Germanen, die nach dieser Sammlung ihren Geschmack bilden sollen; denn auf die Autoren kann es nicht gehen, da diese sich von dem Anfange des 17. Jahrhunderts an bis auf unsere Tage, von Tischerning, geb. 1611, bis auf Christian Schreiber, geb. 1781, erstrecken, und in Abticht des inneren Werths häufig, sowohl von der Jugend wie vom Alter, etwas an sich tragen. Wie in den meisten Sammlungen steht auch hier Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes unter einander; das Gute nimmt freylich den meisten Platz ein, aber dieses ist auch so bekannt, daß nicht leicht ein Käufer damit etwas überkommen wird, das er nicht schon besäße: so finden sich hier von *Schiller* allein 45 Gedichte, die gewiß schon größtentheils auf jeder Schule declamirt sind. Dieses Buch wäre also nur für solche, die, durch die Geschäfte zerstreut, mit den eigenen Sammlungen der Dichter sich nicht eben beschweren, und hieran schon genug haben wollen, und da gebe denn der Himmel, daß sich nicht viele in diesem Falle befinden mögen. Wer indeß Lust hat dieses Buch zu kaufen, der kann darin immer einen angenehmen Spaziergang anstellen: ihm begegnet darin Erzählung und Lied, Lehr- und Gelegenheits-Gedicht, alles bunt durch einander; was nicht schön ist, muß ihm wenigstens merkwürdig seyn. Bald erklingen ihm Oden und Lieder aus dem 7. jährigen Kriege, bald Volkslieder, bald Clavierarien, die er sonst wohl oft hat singen hören, bald lebenslustige Studentenlieder, von allem etwas, wie es die meisten gern haben. Dabey lernt er neben den berühmtesten Dichtern noch manchen anderen kennen, von dem er vielleicht in seinem Leben nichts gehört hat; und hinten findet er das Verzeichniß derselben mit Vornamen und Geburt. Doch muß wohl darauf gerechnet seyn, daß er von hinten nach vorne zu liest, denn

umgekehrt bleibt ihm im Buche immer ungewiß, von wem dieses oder jenes Lied sey, weil kein Name darunter steht; und er das Lied im Register unter den Verfassern zu suchen muß. — Als eine Sammlung von Gedichten überhaupt kann dieses Buch immer noch mit seinen Brüdern wetteifern. T. Z.

BERLIN, b. Dunker u. Humboldt: *Vergiftmeinnicht*. Sammlung auserlesener Stellen von griechischen, römischen, italiänischen, portugiesischen, spanischen, englischen, französischen und deutschen Schriftstellern in der Originalsprache mit deutscher Uebersetzung. Ein Taschenbuch, vorzüglich zum Gebrauch für Stammbücher. Herausgegeben von Karl Mächler. 1809. XVIII u. 232 S. Taschenf. (20 Gr.)

Diese Sammlung, obgleich sie ebenfalls nichts als Sammlung ist, kündigt wenigstens einen Zweck an, und verflucht durch den berühmten Namen ihres Herausgebers Eingang zu finden. Wir wollen ihr in diesem Versuche nicht hinderlich seyn, und der Dame, die etwa ein Motto für das Stammbuch ihres Verehrers sucht, die Freude gönnen, ihn mittelst dieses Wegweisers durch einen Spruch des Euripides, Anakreon oder Ovidius zu überraschen, sowie dem unbetrübten Geschäftsmann, aus dieser Quelle eine Sentenz von la Bruyere, Corneille, Racine oder Klopstock und Goethe zu schöpfen, deren Werke er seither vielleicht nur dem Namen nach kannte.

Z.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Gedichte von Karl Thorbecke*. Erstes Bändchen. 1807. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

An diesen Producten ist keine poetische Schöpfungskraft, die sich immer in frischen Zügen einer gewissen Originalität offenbart, sondern nur Wohlgefallen am Schönen, Lust und Trieb zur Nachahmung, und ein musikalisches Talent, dem es glückt, einen bestimmten Ton zu treffen, nebst etwas Gemüthlichkeit sichtbar. Am meisten gefällt uns daran, daß kein übermäßiger Schimmer und Glanz, wie sonst bey Aeposiesen, mit Stolz und Anmaßung den Leser zu blenden und zu täuschen sucht, welches entweder daher kommt, weil der Vf. die Wortmalerey nicht ganz in seiner Gewalt hatte, oder, weil er in der Kunst wirklich die Natürlichkeit liebt. Wir stimmen für das Letztere, weil er sich vorzüglich als einen Nachahmer *Goethe's* zeigt. Ubrigens versucht er eben so gut *Goethe'sche* Lieder, als *Schiller'sche* Gesänge, Horaz'sche Oden als Anakreon'sche Scherzgedichte, Sonnette und Stanzas, wie Hymnen und lehrende Epigramme; er ist zur Zeit eben so fromm und gottesfürchtig, schmachtend und traurig, als heiter und lustig, wenn es darauf ankommt, mit seinem Mädchen ins hohe Korn zu springen. Manche seiner Gedichte klingen recht wohlklingend an, und haben etwas Anmuthiges und Wahres im Ton: aber wenn man den Gedanken verfolgt, so erhält man keine Befriedigung. T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 M Ä R Z , 1809.

JURISPRUDENZ.

STUTTGARDT, b. Löffelund: *Drey und dreyssig Aufsätze über Testamente, Erbschafts- und andere Theilungen, besonders Theilungs-Berechnungen, Gant- und verwandte Rechts-Geschäfte, für Rechtsgelehrte und Schreiber*, von H. E. F. Bolléy, Amtschreiber zu Waiblingen. 1808. VIII u. 452 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Der Vf., der sich schon in mehreren Schriften mit glücklichem Erfolge bemühte, das württembergische Privatrecht, besonders in solchen Punkten, aufzuklären; wo es in die Manipulationen der Schreiberey eingreift, verdient auch für das vorliegende, auf dieselben Gegenstände beschränkte Werk unseren Dank. Er würdigt sein Buch selbst (Vorr. S. 1) mit folgenden Worten: „Diese 33 Abhandlungen haben, nach meiner ungeheuchelten Überzeugung, einen sehr unbedeutenden literarischen Werth; aber dieser kann höchst unbedeutend und ihre Bekanntmachung denn doch sehr hätzlich seyn.“ Dieses Urtheil des Vfs. ist richtig, ohne daß ihm selbst der erste Satz desselben nachtheilig seyn könnte. Alle rein praktischen Bücher, welche Anleitung geben, die Gesetze auf vorkommende Fälle anzuwenden, die bürgerlichen Handlungen mit Klugheit einzuleiten, und die entstandenen Handel mit Geschicklichkeit zu bearbeiten, trifft das Schicksal, daß sie längst bekannte Rechtsätze vortragen, und also das Reich der Theorie nicht mit neuen Wahrheiten bereichern. Aber es gehören große theoretische Kenntnisse, eine scharfe Beurtheilungskraft und eine gewisse Gegenwart des Geistes dazu, über die Vorfälle zu urtheilen, und sie, nach der Vorschrift der Gesetze, zu entscheiden.

Da der Vf. das Feld der Jurisprudenz und der Schreiberey durchwandert hat: so muß man ihm besonders Dank dafür wissen, daß er hauptsächlich solche Gegenstände bearbeitete, die weder der bloße Jurist, noch der bloße Schreiber vollkommen gut bearbeiten kann; und es wäre zu wünschen, daß sich der Vf. noch weiter mit dergleichen Gegenständen beschäftigte, deren es in dem Lande, wo er lebt, noch eine Menge giebt, die noch nicht gehörig bearbeitet sind, eben desswegen, weil sie sich bisher nur in den Händen entweder der bloßen Juristen oder der bloßen Schreiber befanden.

Einige der vorliegenden Abhandlungen erscheinen hier nicht zum erstenmale. No. XIII, XV und XXIX stehen, mit wenigen Veränderungen, *J. A. L. Z.* 1809. *Erster Band.*

schon in des Vfs. *Betrachtungen über verschiedene Rechtsmaterien*; No. XXIV im *Magazin für württembergische Schreiber*, 3 Heft, und No. XXVIII im *juridischen Archiv*, 5 Bd. 2 Heft. Soviel im Allgemeinen. Wir wollen nun die einzelnen Abhandlungen kurz durchgehen.

No. I. *Über schriftliche und mündliche mystische Privattestamente*. Hier wird der von Griefinger aufgestellten sechsten Testamentsform noch eine siebente, nämlich die eines *mündlichen mystischen Privattestaments*, beygefügt. Rec. glaubt, daß Hr. B. sein Hauptthema, sammt den zwey Nebenfragen, befriedigend ausgeführt hat. Zwey Fehler, die hier S. 9 und 14 stehen, hat der Vf. weiter unten S. 415 selbst wieder verbessert. Der wirt. Gerichtsbrauch ist auch ganz für des Vfs. Meinung. No. II. *Über die Socinische Cautel, oder die Vorsicht, welche man zu beobachten hat, wenn einem Notherben mehr als der Pflichttheil, aber unter einer Bedingung verschafft wird*. No. III. *Von der Enterbung in guter Absicht*. Zwey ganz unbedeutende — nicht Aufsätze, sondern Paragraphen; der erste aus Thibaut genommen, der zweyte in jedem Compendium stehend. No. IV. *Über die wesentlichen Verschiedenheiten zwischen den Theilungsberechnungen nach der Praxis der Schreibstuben und nach dem G. R. vom 20 July 1683*. Ein mit Fleiß verfaßter Aufsatz. Mit Recht giebt der Vf. der in dem G. R. vorgeschriebenen Methode den Vorzug, richtig entwickelt er den Sinn des Gesetzes, giebt ein Beyspiel der beiden Methoden, und macht eine treffende Bemerkung über die Behandlung der Leichenkosten in den Erbtheilungen. No. V. *Von der Revision, wenn Vater und seine Kinder, bey der mütterlichen Theilung, um ihre verschiedenartigen Ansprüche, in demselben Theilzettel abgefertiget worden*. Diese Abfertigung in demselben Theilzettel ist eine fehlerhafte Praxis der württembergischen Schreibstuben. Eine solche Praxis ist aber hartnäckig. Der Vf., welcher diese fehlerhafte Praxis mit der Wurzel ausrotten zu können verzweifelt, bemüht sich, durch einige vorgeschlagene gute Mittel, sie wenigstens in so weit unschädlich zu machen, daß sie nicht in Unbilligkeit und Bösartigkeit ausarte. — No. VI. Hier hebt der Vf. drey Fälle aus, in welchen eine gesetzliche Entscheidung, ob im Zweifelsfalle während der Ehe erworbene Güter zur Errungenschaft gehören, zu wünschen wäre. Der zweyte Fall ist zu deutlich, als daß er eine gesetzliche Bestimmung erforderte. Der dritte ist durch eine allgemeine und anerkannte Praxis ebenfalls zu bestimmt, als daß er durch den von Weishaar in neueren Zeiten dage-

gen erhobenen Zweifel, der in *Weishaars* eigenen Behauptungen seine beste Widerlegung findet, erschüttert werden könnte. Der erste Fall ist allerdings durch die so verschiedenen Meinungen der Rechtsgelehrten sehr schwierig geworden, und eignet sich ganz zu einer gesetzlichen Entscheidung. So lange aber diese fehlt, möchte Rec. der Meinung des Vfs. keineswegs unbedingt beypflichten. No. VII. *Über die Revision der Fahrnißs*. Diese Abhandlung enthält mehrere gute Bemerkungen. Was S. 50 über die Gefahr der fungiblen Dotalstücke behauptet wird, hat vor dem Vf. schon G. A. Renz D. *Jura rei uxoriae ad norm. societ. bon. conjug. exacta* §. 10. §. 13 der nicht angeführt ist, behauptet. Aber nicht alles, was bey deutschen Instituten der Natur des Instituts gemäß wäre, ist auch heutzutage immer Rechtens. Die Einwirkungen des römischen Rechts haben heterogene Theile vereinigt, und aus dieser Vermischung entstand ein dritter ganz neuer Körper, den man nicht mehr bloß nach seinen Elementartheilen, sondern nach der ganzen Mixtur, beurtheilen muß. Ob in diesem, oder jenem Falle ein römischer oder deutscher Grundsatz einen Fall entscheiden soll, wird nun *quaestio facti*, und hier sind der ganze Gang der deutschen Gesetzgebung, das Zeitalter, in dem ein deutsches Gesetzbuch verfaßt wurde, die Tendenz desselben, die Meinungen der Rechtsgelehrten, welche an dem Gesetzbuche arbeiteten, und die Vergleichung mehrerer analoger Stellen desselben, die auf gewisse Sätze hindeuten, oft weit zuverlässigere Führer, als bloße Argumentationen aus der Natur eines Instituts, die sehr häufig mit dem Willen des Gesetzgebers im Widerspruche steht; wie die meisten deutsch-römischen Institute klar beweisen. Aus diesem Grunde kann Rec. auch die Behauptung des Vfs. im §. 4 nicht billigen; denn diese beruht auf einer willkürlichen Prämisse, deren Unrichtigkeit durch die Worte des Landrechts: „bevorab wenn solche Stücke u. s. w.“ außer Zweifel gesetzt wird. Denn aus diesen Worten blickt der romanisirende Jurist hervor, dem die *aestimatio venditionis causa* vor den Augen schwebt, und der sich, nach dem Geiste seines Zeitalters, wenig darum bekümmert, ob seine römische Ansicht der Natur des Geschäftes gemäß ist, oder nicht. Eben so wenig kann Rec. die Meinung des Vfs. von den abgenutzten Kleidern billigen, die er im §. 5. No. 1 vorträgt. Seine Prämisse ist abermals willkürlich, und widerspricht dem klaren Sinne des §.: „Also und hinviederum u. s. w.“ des L. R., der durch das zweyte Landrecht von 1567 sein Licht erhält, worin deutlich verordnet wird, *dass dem Weibe für die Kleider, ob schon etwas, während der Ehe, vernossen, keine Aestimatio gegeben werden solle*. No. VIII, IX, X enthalten einige kurze und richtige, aber minder schwierige Bemerkungen über das württembergische Privatrecht. In No. XI rügt der Vf. mit Recht einige Inconsequenzen der Schreiberpraxis, und macht gute Vorschläge dagegen, die Rec. mit wenigen Ausnahmen, alle billigt. No. XII enthält gute Bemerkungen und Vorschläge über die Frage: Was muß eingeworfen werden, wenn von einem Descenden-

ten eine der Collation unterworfenen Sache veräußert worden ist? Die Aphandlung No. XIII steht schon in des Vfs. Betrachtungen über verschiedene Rechtsmaterien S. 316 ff., und ist hier bloß mit einigen neuen Anmerkungen und einem neuen Anhang, worin es der Vf. hauptsächlich mit *Pfizer* zu thun hat, bereichert. Der Vf. beklagt sich über *Pfizer*, daß er ihn mehrmal mißverstanden habe. Dieses ist ganz richtig, und Hr. B. disputirt gut gegen seinen Antagonisten, den der Drang, durch abweichende Meinungen und durch Widerlegungen anderer geschätzter Schriftsteller sich bemerklich zu machen, nur zu oft verwirrt, und auf Abwege führte. No. XIV enthält einen richtig entschiedenen Theilungsfall zwischen den Kindern erster und zweyter Ehe. In No. XV zieht der Vf. gegen C. G. *Gmelin* und einen Spruch der Juristenfacultät in Tübingen vom J. 1785 zu Felde. Allein es ist wohl nur ein eingebildeter Sieg, den Hr. B. über diese seine Gegner davon zutragen glaubt. Hr. *Gmelin's* und der Juristenfacultät Behauptung bleibt, trotz aller Angriffe des Vfs., fest stehen, und das ganze *Räsonnement* des Letzteren wird durch die einzige Bemerkung entkräftet, daß allerdings auch schon nach römischem Rechte ein ähnliches uneigentliches Eigenthum, wie das der wirt. Communordnung, existirt habe, daß nämlich nach L. 30 C. de jur. dot. eine Frau, deren Ehemann insolvent und concursmäßig wurde, selbst *res dotales venditionis causa, aestimatas* mit der Eigenthumsklage habe zurückfordern können, ungeachtet diese Stücke in das wahre Eigenthum des Mannes übergegangen waren. Diese L. 30 C. de jur. dot. ist die beste Apologie für das uneigentliche Eigenthum der wirt. Communordnung; denn warum sollte nicht der Herzog Karl von Württemberg, eben so gut als Justinian, gewissen Personen, *per modum privilegii*, die Eigenthumsklage, ohne Eigenthumsrecht, haben verleihen können, gleichsam als wenn sie das letztere gehabt hätten? No. XVI ist nur gleichsam ein Anhang der vorhergehenden Abhandlung und bedarf keiner weiteren Beantwortung. Aber dieser Aufsatz beweist, daß der Vf. seinen Gegenstand von allen Seiten kennt, und die Vorschläge desselben findet Rec. wirklich gut. In No. XVII stellt der Vf. eine Meinung auf, die Rec. nicht billigen kann, da sie nicht nur die dem Vf. bekannten Gründe, sondern auch das wirt. Landrecht 4 Th. 9 Tit. §. 2 und 12 Tit. §. 1 u. 2 ein hofgerichtliches Urtheil bey *Hüberlin* S. 351, zwey Gutachten der Juristenfacultät in Tübingen und den ganzen Geist des Landrechts (s. *Griesinger* VIII Band. §. 288), so wie *Harpprecht* und *Hochstetter Annot. ad Jus Wirt.* §. 27. p. 4 gegen sich hat. — In No. XVIII A) entscheidet der Vf. zwey Rechtsfragen über die statutarische Nutznießung. Die erste Frage: ob die statutarische Nutznießung der Ehegatten auch bey der testamentarischen Erbfolge Statt finde, wird unrichtig negativ entschieden, da es bekannt ist, daß im Zweifel die statutarische Nutznießung auch bey der testamentarischen Erbfolge Statt finde, und daß man von dem Testirer im Zweifel annimmt, daß er sich den allge-

meinem Gesetzen in seiner Verordnung gefügt habe. Dieser Grundsatz wird nicht nur durch das wirt. Landrecht 4 Th. 9 Tit. „Wo auch u. f.“, sondern auch durch die allgemeine Praxis, sowohl in als ausser Wirtemberg (s. *Harpprecht* Vol. II. Disp. 76 §. 26), ausser allen Zweifel gesetzt. Die zweyte Frage: ob die statutarische Nutznießung durch Testamente dem Gatten von dem Gatten entzogen werden könne, entscheidet der Vf. ganz richtig gegen *Weishaar*. Aber seine Gründe sind weder entscheidend noch erschöpfend. Namentlich beweist sein erster Grund zu viel, weil in den vom Vf. angezeigten Titeln des Landrechts S. 441, 451 u. 452 auch die Errungenschaftshälften, den bloßen Worten nach, nur auf die Intestaterbfolge gestellt ist, obwohl es nicht dem mindesten Zweifel ausgesetzt seyn kann, daß sie auch auf die testamentarische Erbfolge gehe. Es lassen sich für die Lehre des Vfs. ganz andere, weit wichtigere und weit entscheidendere Gründe anführen, nur hier nicht. Daß *Weishaar* die Stelle in den Conf. Tub. Vol. 8. Conf. 89. n. 87 et 88, auf die er seine Meinung stützt, mißverstanden habe, beweist die No. 83 u. 85 desselben Gutachtens deutlich; denn hier billigt der Consiliensteller *Schöpf* ausdrücklich die Meinung *Harpprechts's*, welche *Weishaar* mit *Schöpf* widerlegen will. Die dritte Frage, welche der Vf. in dieser No. Lit B) entscheidet, ist, nach Rec. vollkommener Überzeugung, wieder unrichtig entschieden. Der aus *Thibaut* entlehnte Satz kann, trotz seiner Richtigkeit, dem Vf. zu seinen Absichten nichts helfen. Die Nutznießung von dem Vermögen der Kinder, welche das römische Recht nur dem Vater bewilligte, hat das wirt. Statut auch der Mutter bewilliget, und nach dem Geiste der wirt. Gesetzgebung, der überall im Landrechte herrschend ist, soll die Mutter, in Absicht auf die Nutznießung, ganz gleiche Rechte mit dem Vater genießen. Wenn nun, wie nicht zu leugnen ist, der Vater im Wirtembergischen, noch heut zu Tage, unter Berufung auf die No. 117. Cap. 1, die Nutznießung des seinem Kinde von einem Ascendenten zu hinterlassenden Pflichttheils, als ein ihm nicht zu entziehendes Recht, verlangen kann; so muß auch der wirt. Mutter, wegen dieser Gleichstellung der väterlichen und mütterlichen Nutznießung, eben dieses Recht zustehen, um so mehr, als die statutarische Nutznießung der Mutter mehrere und wichtigere Rechte in sich begreift, als selbst die römische Nutznießung des Vaters, und als wir berechtigt sind, zu behaupten, daß selbst die No. 117. Cap. 1. auch der Mutter Erwähnung gethan haben würde, wenn dieser nach römischem Rechte, wie dem Vater, überhaupt eine Nutznießung auf dem Vermögen ihrer Kinder bewilliget gewesen wäre. Auch Reht des Vfs. Meinung, noch überdies die wirt. Praxis bestimmt entgegen. S. Conf. Tub. Vol. 2. Conf. 136. n. 8. In No. XIX. entscheidet der Vf. zwey sehr wichtige Fragen des W. R. wieder ganz unrichtig. Der Kürze wegen bezieht sich Rec. dießfalls auf *Griesinger's* neuerlich erschienenen IX Bd. des Commentars über das wirt. Landrecht §. 322. u.

923. Was der Vf. S. 191 Note (a) bey *Weishaar* nicht verstehen kann, ist sehr leicht zu verstehen, und sehr richtig von *Weishaar* gesprochen. In No. XX. sind die Zweifel, welche der Vf. gegen *Röslin's* und Anderer richtige Behauptung vorbringen will, von gar keiner Erheblichkeit. Der Vf. vergißt alle Pflichten eines Interpreten, verliert sich in ein vages Raisonement, und streitet mit ganz unbedeutenden und nichtigen Conjecturen gegen die deutlichen Worte der wirt. Gesetze und die stärksten Gründe seiner Gegner. Auch gegen das, was der Vf. in dieser No. Lit. B über den Abzug der Legate vorträgt, gilt dieselbe Bemerkung. Auch hier will er, aus ungewissen Conjecturen des Willens der Erblasser, gegen die anerkanntesten und klarsten gesetzlichen Grundsätze streiten, ohne zu bedenken, daß dieses dem Interpreten nie erlaubt ist, und daß die Erblasser es sich selbst beyzumessen haben, wenn sie gegen das, was die Gesetze einmal im Zweifel annehmen, und was der Disposition der Erblasser überlassen bleibt, keine besondere Anordnung machen. In No. XXI. hat sich der Vf. wieder selbst ausgeschrieben. Die Sache war nichts weniger als schwierig. Der Rechtsfall No. XXII., der wirklich manche Schwierigkeiten hatte, ist von dem Vf. sehr richtig entschieden worden. In No. XXIII. hat der Vf. nichts Neues vorgetragen, sondern nur wiederholt, was Andere vor ihm gesagt haben. Die Abhandl. No. XXIV. ist wieder nur ein neuer Abdruck aus einem schon längst erschienenen Buche, obgleich diese Abhandl. 47 Seiten einnimmt. Die Abhandl. No. XXV. enthält nichts Neues; aber Rec. billigt die Grundsätze des Vfs. in der Hauptsache. In No. XXVI. rügt der Vf. richtig einen auffallenden Widerspruch des D. *Pfizer*. In No. XXVII. sind die Bemerkungen des Vfs. im Allgemeinen meistens richtig; aber *Klüber*, *Gmelin*, *Danz*, *Bunz* und Andere hatten diese Ideen schon längst angegeben, und der Vf. suchte dieselben nur weiter auszuspinnen, und mit mehreren Worten aufzuputzen; was er überhaupt nicht selten zu thun pflegt. Ganz überflüssig ist S. 280. Not. (a) die Excursion gegen *Bunz*, der ja ganz bestimmt nur von einem von beiden Eheleuten unterschriebenen Schuldscheine spricht. In No. XXVIII. und XXIX. hat der Vf. abermal zwey frühere Aufsätze wieder abdrucken lassen, und mit diesem Abdrucke 75 Seiten ?? angefüllt. In No. XXX. wärmt der Vf. seine früheren unrichtigen Begriffe über den Vorbehalt des Eigenthums auf der verkauften Sache wieder auf. Uneingedenk der L. 6. §. 1. *D. de contrah. emt.* und der L. 34. *D. de Reg. jur.* setzt er stets den einzigen und letzten Zweck und den auf diesen gegründeten wechselseitigen Willen der Contrahenten außer Augen; verliert sich in unnöthige Spitzfindigkeiten; und sucht mit diesen die deutlich ausgesprochene Absicht der Contrahenten zu vereiteln. Er will *Thibaut* und *Bunz* widerlegen; erörtert ihnen bekannte Sätze; und will ihnen über Dinge Belehrung geben, die diese weit besser, als er selbst, verstanden haben. Er hat besonders von dem Letzteren einzelne Nebensätze angegriffen, und auch

wirklich einige Nachlässigkeiten in der Darstellung aufgedeckt: aber trotz dieser Fehler hat *Bunz* in der Hauptsache weit richtiger gesehen, als der Vf., dem dasjenige, was *Ant. Faber, Berger, Gottfr. Maslov*, und Andere hierüber gründlicher und besser geschrieben haben, gänzlich unbekannt geblieben ist. Was der Vf. in No. XXXI und XXXII vorträgt, ist richtig und befriedigend; gehört aber, da es nur die prakti-

sche Manipulation und den Calcul betrifft, mehr in das Fach des Schreibers, als des Rechtsgelehrten. Der Aufsatz No. XXXIII konnte dem Vf. nur sehr wenig Mühe kosten. Nach demjenigen, was ihm von den Erklärern des W. L. vorgearbeitet war, konnte er die zerstreuten Theile mit leichter Mühe sammeln und näher zusammenstellen.

Ma.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Magdeburg, b. Heinrichshofen: Über das Geschäft des Friedensrichters in correctionellen und peinlichen Untersuchungssachen.* Nebst einem Anhang über die Behandlung der Injurienfachen, vom Tribunalsrichter *Darguth*. 1809. 22 S. 8. Der Vf., welcher während des Trimesters, wo ihm die Führung der peinlichen Untersuchungen oblag, häufige Bemerkungen darüber gemacht hat, „dass einige Friedensrichter in dem durch das 15 Bülletin ihnen zugetheilte (n) Geschäft (e) der Constatirung des *corporis delicti* zu viel, andere aber zu wenig, auch wohl beides zugleich in derselben Sache thaten,“ hat sich hiedurch bewogen gefunden, die gegenwärtigen Blätter zu ihrer Belehrung abdrucken zu lassen. — Da über die Gegenstände, welche der Vf. abhandelt, nunmehr (bereits unter dem 29 Dec. v. J.) eine die Sache erschöpfende Instruction des Hn. Justizministers erschienen ist, die sich eben so sehr durch die klaren Ansichten, welche sie darbietet, auszeichnet, als die gegenwärtige Schrift durch Dunkelheit, die aus unnützen Distinctionen entsteht, und durch einen barbarischen und im höchsten Grade fehlerhaften Vortrag misfällt: so ist dadurch diese Schrift bey ihrer Geburt schon überflüssig geworden. Wenn der Vf., bey aller von ihm gefchehenen Beschränkung der Functionen des Friedensrichters in peinlichen und correctionellen Angelegenheiten, jene dennoch weiter ausdehnt, als es die Meinung des Gesetzes war: so will dieserhalb Rec. mit ihm nicht rechten, da, vor der Erscheinung der ministeriellen Instruction, jener Irrthum wohl nicht anders als durch ein genaueres Studium der Quellen des königl. Decrets vom 27 Jan. v. J. vermieden werden konnte, und von diesen soheint der Vf. nichts zu ahnden: Er vermeint, dass der Friedensrichter in der Untersuchung so weit fortzuschreiten müsse, dass sich aus seinen Verhandlungen die Frage beurtheilen lasse: ob eine förmliche, es sey correctionelle oder criminelle, Untersuchung einzuleiten sey, und überträgt also dem Friedensrichter ein ganzes Stadium der Untersuchung, nämlich die vollständigen sogenannten *Scrutinien* - Verhandlungen. Der Justizminister sagt dagegen ausdrücklich in seiner angeführten Instruction: „der Friedensrichter hat weiter nichts zu thun, als was jeder anderer Hülfbeamter der *Policey* bey *Criminal*sachen zu thun hat;“ ferner: „den Friedensrichtern (welche, wenn von Vergehen und Verbrechen die Rede ist, nur als Hülfbeamte der *Policey* zu betrachten sind) ist eine weitere Untersuchung der Vergehen und Verbrechen, so wenig als den übrigen Hülfbeamten der *Policey*, gestattet. Ihre Befugniß zur Mitwirkung in peinlichen Sachen beschränkt sich auf den Drang der Umstände und die Nothwendigkeit. Es ist ein Irrthum, wenn man in einigen Districten den Friedensrichter zur ersten Einleitung des peinlichen Verfahrens berechtigt glaubt.“ Diese wenigen Worte gewähren eine unendlich deutlichere Vorstellung von dem friedensrichterlichen Geschäfte, als des Vfs. pedantische Abtheilungen und Unterabtheilungen, die nichts helfen, als einen Leser, der auch nur ahndet, wie ein guter Vortrag beschaffen seyn müsse, von der Lectüre des Buches zurückzuseuchen. Ist es nun aber auch dem Vf. zu verzeihen, wenn er den Gesichtspunct nicht ganz richtig faßte, dem er allerdings sehr nahe trat, da es ihm an allen Hülfsmitteln gänzlich gefehlt zu haben scheint (obgleich niemand ohne solche etwas zu schreiben unternehmen sollte): so verdient es doch keine Entschuldigung, dass er dem Publicum so wenig Achtung beweist, eine mit den größten Sprachschneitzern angefüllte Schrift, ohne sie einem kritischen Freunde zur Correctur anvertraut zu haben, sofort abdrucken zu lassen; nicht anders, als wäre eine Druckschrift eine Relation, die, nachdem sie von den Herren Collegen gelesen wurde, auf ewige Zeiten

reponirt wird. Stellen wie: „so fragt es sich zuvor über die Definition des *corporis delicti*.“ — Es spricht gegen Jemanden . . . entweder a) aufgenommenen Beweis . . . oder b) *indicia*, die . . . finden sich nicht selten. Wann wird endlich die Zeit kommen, wo man sich überzeugt, dass ein dem öffentlichen Druck bestimmter Aufsatz andere Eigenschaften haben müsse, als Blätter, die man entweder zu seiner Belehrung, oder für seine nächsten Umgebungen aufsetzte? Wie mancher tüchtiger Geschäftsmann verärrzte den, als solcher, erworbenen Ruf durch die unzeitige Begierde, zum Besten der Menschheit sein *opusculum* gedruckt bewundern, und einem hohen Gönner zuzenden zu können!

F . . . k.

STAATSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig, b. Solbrig: Was ist Politik?* 1808. 40 S. 8. (8 Gr.) Eine kleine seltsame Schrift, deren Vf. wahrscheinlich ein junger Mann ist, der es herzlich gut meint, sich bieder und natürlich zeigt, mit dessen Werken es aber übrigens nicht viel zu bedeuten hat. Politik sey an der Tagesordnung; wie das Liedchen *Marlbrough* den Reisenden, so verfolge sie jeden ehrlichen Mann, er möge sich stellen, wie er wolle. Und dennoch hätten die Wenigsten wohl einen richtigen Begriff von der Politik; eine Untersuchung der Bedeutungen dieses Wortes könne daher weder überflüssig noch unnütz seyn, (welches wohl so ziemlich einerley ist). Etymologisch heiße Politik die Wissenschaft von der zweckmäßigsten Einrichtung einer Stadt, dann eines Staats, also Staatswissenschaft. Was *Aristoteles* eigentlich Politik nenne, sey dunkel und unbrauchbar für uns: es seyen eine Menge Sätze aus dem Staatsrecht und der Staatsverwaltung. — Ferner nehme man den Ausdruck Politik für Klugheit, Schlaueit, Pfiffigkeit: so *Christian von Wolf*, so der gemeine Mann. Daher dann weiter die Meinung, als sey Politik die Kunst zu verläunden, zu betrügen, Cabalen und Intriguen zu machen — „eine teuflische Kunst“, die aber viel geübt werde, z. B. auf Universitäten, „wo dieses scheussliche Ungeheuer im Dunkeln umherschleiche, und raubgierig die Ehre und das Verdienst manches würdigen Gelehrten zu zerstreuen suche.“ Ja, der Vf. versichert, das sey der Fall selbst auf den berühmtesten Universitäten unseres Vaterlandes. Aber „er wendet seinen Blick bald hinweg von diesen Gräuelfcenen,“ um zu bemerken, dass die Geschichte aller Zeiten predige, wie diese Politik auch in der Staatsverbindung abscheuliches Unheil anrichte, z. B. unter *Friedrich Wilhelm II.*, der einer Menge Ausländer die einträglichen Bedienung u. s. w. gegeben habe. Der größte Staatsmann aber müsse auch der redlichste Mensch und beste Christ seyn; vor allen sey dieses dem Fürsten nothwendig: der König von Sachsen, welcher die Politik des ehrlichen Mannes stets bewahrt, und die Königwürde, die Souveränität und das Herzogthum Warschau (wie zur Belohnung) erhalten habe, könne beweisen, wie viel das austrage. — Weiter heiße Politik die Kunst nachzugeben, wo man zu schwach ist, sein Recht zu behaupten. In dieser Bedeutung hätten die Deutschen die Politik immer ausgeübt: seit dem rüstader Congresse. Wenn man aber von „einem *susannischen* (!) Begriffe“ sprechen wolle: so könne von diesen Bedeutungen nicht die Rede seyn. Alsdann müsse man mit *Schlözer* unter Politik die Lehre vom Staate, die Staatsgelehrtheit verstehen, welche der Inbegriff alles dessen sey, was sich auf Staat und Regierung beziehe. Dann wird noch auf ein paar Seiten aufgezählt, was der Vf. nach *Schlözer* zu dieser Staatsgelehrtheit rechnet, und das Ganze mit einer gehörigen Anzahl Anmerkungen, in welchen der Vf. ein Specimen seiner Gelehrsamkeit und Behartheit giebt, beschlossen.

A—φ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 M Ä R Z, 1809.

Ö K O N O M I E.

HALLE, in Commiff. b. Hemmerde u. Schwetschke: *Landwirthschaftliche Zeitung für das Jahr 1807 u. 1808, oder Repertorium alles Neuen und Wissenswürdigen aus der Land- und Hauswirthschaft für praktische Landwirthe, Kaufleute und Fabricanten.* Unter der Leitung einer Gesellschaft praktischer Landwirthe herausgegeben von G. H. Schnee, Prediger zu Groß-Oernher etc. der Jahrgang besteht aus 12 Monatsheften, jeder von etwa 6 Bog. in kl. 4. (Preis des Jahrgangs 2 Rthlr. 16 gr.)

O bgleich diese Zeitschrift das nicht ist, was ihr Titel verspricht, nämlich ein Blatt, das die Neuigkeiten des Tages enthält, und den Leser mit den Umständen des Augenblicks bekannt macht, um sie nach seiner individuellen Lage zu seinem Besten zu nutzen; sondern nur eine Sammlung von neuen Aufsätzen über landwirthschaftliche, und — zuweilen auch — technische und kaufmännische Gegenstände: so hat sie doch in dem Betracht, daß sie so mancherley nützliche Kenntnisse sehr allgemein und schnell verbreitet, Wißbegierigen reichlich Belehrung ertheilt, und unter ihr Publicum einen gewissen Eifer bringt, Verbesserungen seines Geschäftsganges auszusinnen, zu versuchen, und sich die Resultate gegenseitig mitzutheilen — kurz, als Beförderungsmittel der allgemeinen Bildung ein großes Verdienst. Mit Vergnügen sehen wir, daß dieses auch erkannt und geschätzt wird, und daß diese Zeitung jetzt mit zu den gelesensten Blättern in Deutschland gehört. Sichtbar erhält sich ihr innerer Werth im Steigen; die Aufsätze nehmen von Tage zu Tage an Interesse zu, und selbst der Vortrag wird immer sprachrichtiger, gefälliger und eleganter; und es ist für den Beobachter gewiß ein erhebender Anblick, so viele Menschen, die nichts weniger als eise gelehrte Bildung gehabt haben, gleichwohl so gut schreiben zu sehen.

Die stehenden Artikel dieser Zeitung sind noch immer die Erndte- oder vielmehr Wirthschafts-Berichte, die Nachrichten von der Witterung, und die Verzeichnisse der Fruchtpreise. So, wie diese aber jetzt gegeben werden, scheinen sie uns doch nicht ganz zweckmäßig. Die Erndteberichte haben erstlich den großen Fehler, daß sie selten sehr richtig sind. Sie enthalten die Beobachtungen des Berichterstatters gewiß nur von seinem Orte, aber gemeiniglich als ein von dem Erfolge in der ganzen Gegend abge-

zogenes Resultat. Was für auffallende Verschiedenheiten treten aber nicht schon innerhalb weniger Meilen ein! Wir müssen daher wünschen, wenn ja dergleichen Berichte ferner noch ertheilt werden sollen (ob wir gleich nicht sehen, was sie eben für Nutzen bringen können), daß die Orte, wo die Beobachtungen gemacht sind, namentlich angegeben werden mögen. Zweitens haben wir aber auch das daran auszufetzen, daß dabey kein allgemeiner Plan, der allein auf das wirklich Nützliche und Interessante gerichtet wäre, befolgt wird.

Die Witterungsbeobachtungen verdienen als historisches Datum für die Zukunft freylich aufbehalten zu werden: wozu sollen sie aber in einem solchen ökonomischen Blatte dienen? Was nur irgend für einen Gebrauch könnte der Landwirth, der einige Meilen von dem Orte der Beobachtung wohnt, davon machen; und wenn sich kein Gebrauch davon machen läßt, müßten sie nicht lieber wegbleiben? Die Verzeichnisse der Fruchtpreise können den Lesern einen zweyfachen Nutzen gewähren, erstlich den, die Handelspeculation zu bestimmen; und zweitens den, zu Anschlägen, Berechnungen und Vergleichen zu dienen. Jenen ersten Nutzen haben sie aber so, wie sie in dieser Zeitung ertheilt werden, nicht, indem sie in der Regel immer um 6 Wochen zu spät kommen, also erst in einer Zeit, in der sich die Conjunctionen schon längst wieder geändert haben. Um zu Anschlägen und Übersichten zu dienen, würden sie aber den Geschäftsmännern gewiss am angenehmsten am Schlusse jedes Jahres unter Eins. u. unter einen einzigen Gesichtspunct gebracht, erscheinen.

Von allen übrigen Aufsätzen den Inhalt hier anzuführen, würde der Raum, den wir in Anspruch nehmen dürfen, nicht verstatten: aber Einiges zu erwähnen, und dabey unsere Gedanken zu sagen, können wir nicht unterlassen. Im Jahrgang 1808, S. 16 tadelt Hr. Rosenthal den Hn. Müller, daß er in seiner Bierbrauerkunst geäußert habe: „nach seinen Grundsätzen erhalte man statt zehngradiges jetzt zwanziggradiges Bier, also ein Product, das noch einmal so stark sey.“ Dieses „noch einmal so stark“, meint Hr. R., könne nicht anders verstanden werden, als „vom doppelten Gewichte“, oder wovon das Maß, das vorhin nur 2 Pfund 8 Loth gewogen habe, nur 4 $\frac{1}{2}$ Pfund wiege. Aber wie unrecht versteht hier den so bekannten Kunstausdruck der Mann, der über Technologie doch selbst so viel Alphabete geschrieben hat? Heißt denn „zehnlörhige Soole auf zwanziglörhige gradiren“ nicht, daß das Gefäß voll So-

le, welches vorhin zehn Loth Salz aufgelöst enthielt, nun zwanzig enthält; wiegt denn darum diese Soole nunmehr zwey Pfund, anstatt dafs sie vorhin 1 Pf. wog; und kann es nicht eben so mit dem Biere seyn? S. 25 — 28 wird die sehr wichtige Beobachtung mitgetheilt, dafs bey dem Verbacken des mit Tollkorne vermischten Getreides ein ganz geringer Zusatz von Mays die Wirkung des Tollkorns vernichtet. Wenn das Tollkorn wirklich so gefährlich ist, woran wir aber doch noch zweifeln: so verdient die Sache gewifs weiter untersucht, und ganz in das Reine gebracht zu werden. S. 28 und an mehreren anderen Stellen, sind Erfahrungen mitgetheilt, nach welchen der sibirische Lein keinen brauchbaren Bast hat, folglich seines Nutzens wegen gebauet zu werden nicht verdient. Auch von unseren Untersuchungen ist dieses bis jetzt das Resultat gewesen. Vielleicht aber haben wir Untersucher alle in der Behandlung gefehlt? Da dieser Lein, wenn der Bast davon sonst gebraucht werden kann, vor dem gemeinen so grofse Vorzüge hat: so wünschten wir, dafs die Fortsetzung der Versuche noch nicht ganz aufgegeben werden möchte. S. 30. Bemerkungen über die Drehkrankheit der Schafe verrathen Unbekanntschaft mit der sonst sehr bekannten Sache. S. 31. Ein Aufsatz von *Patri* über die Schafzucht in Rußland erschöpft zwar diesen Gegenstand nicht, enthält aber sehr schätzbare Beyträge dazu. S. 46 und an mehreren anderen Stellen ist in einem Aufsatze über das flache und tiefe Pflügen vieles, aber doch noch nicht alles für und wider vorgebracht; auch diese Lehre ist noch einer weiteren Erörterung werth. S. 47 wird zu Vertreibung der Wickelraupe das Räuchern mit Hornspähnen vorgeschlagen, welches aber im Großen nicht ausführbar ist. S. 54. Ein sehr schätzbarer Aufsatz von *Hn. Corthum* zu Zerbst über den Weinbau und dessen Verbesserung in Deutschland. Hr. C. läßt uns alles von der Wahl der Sorten erwarten, von Klima und Boden nur wenig fürchten. S. 69 verwirft Hr. *Rosenthal* die Himmelsgerste zum Verbacken gänzlich, weil der Teig davon fließe, wie von ausgewachsenem Getreide. Dieses zu schnell gewagte Urtheil wird aber weiterhin von einem Anderen durch bessere Erfahrung mit Recht widerlegt. S. 81 erwähnt Hr. *Rosenthal* einiger Pressblöcke von Weidenholz, und wie am Ende der Mangel an dergleichen Holze zur Anschaffung von eisernen in der Gegend von Nordhausen Veranlassung gegeben habe. Da so wenig weidene als eiserne Pressblöcke in Deutschland sehr bekannt seyn möchten: so würde eine umständlichere Nachricht davon dem Publico gewifs willkommen seyn. S. 85 wird ein ungemein empfehlungswerther Contract eines Schäferherrs mit seinem Schafmeister mitgetheilt. S. 102 u. a. m. St. Erzählungen von Versuchen, mit ausländischen Getreidearten. Nützlich und gut; aber leider! ist es bisher mit allen nur bey der Spielerey im Kleinen geblieben, für das Publicum also kein Nutzen daraus erwachsen. Der Fehler liegt gemeiniglich darin, dafs der eine Landwirth die Versuche immer mit zu vielerley

Arten anfängt, aber der Arbeit damit nicht vorkommen kann, und die Sache dann, ohne Resultat gefunden zu haben, wieder liegen läßt. Viel weiter würden wir seyn, wenn einer nur Eine Art zu versuchen unternommen, davon aber auch nicht eher wieder abgestanden hätte, bis er zu einem endlichen Resultate gekommen wäre. S. 109 ff. *Hn. Albanis Beaumont* Geschichte seiner Merinoschäferey — sehr einladend; aber wie lange kann es dauern, dafs ein Lamm zu 6 Pistolen verkauft wird? S. 143. Mittel gegen das Buglahnwerden der Pferde. Dergleichen Quacksalbereyen müßten in dieser, sonst auch wissenschaftlich guten Zeitung nicht vorgeschlagen werden! S. 177. Das Recept zu der vom *Hn. P. Lampadius* erfundenen Wagenschmiere. Sonderbar, dafs von dieser in dieser Zeit so oft empfohlenen Composition Niemand bemerkt hat, dafs sie nur im Trocknen gebraucht werden kann, im Nasen aber weggewaschen wird. S. 178 schlägt Hr. *Schmalz* vor, gegen Schnecken den Acker mit zerschnittenen Kürbissen zu bestreuen, die sie lieber fressen als das grasartige Wintergetreide. Indem sie das Kürbisfleisch genießen, werde ihnen das Getreideblatt entwachsen. Wohl nur im Kleinen ausführbar, zumal da es lange dauert, ehe den Schnecken die Saat entwächst. S. 181. Sollen die Sperlinge vertilgt werden? Ein sehr zweckmäßiges, der Aufmerksamkeit werthes Gutachten nicht über das „ob“, sondern über das „wie.“ S. 211. Erfahrung, dafs das Abbrechen der Blüten der Kartoffeln den Knollen an ihrer Vervollkommnung, wo nicht hinderlich, doch dazu auch nicht förderlich sey. Wir rimmen dem Vf. völlig bey, und halten das Abbrechen der Blüten, insofern es das frühere Absterben des Krautes verursacht, wirklich für nachtheilig. S. 213. Irdenes Kochgeschirr feuerfester zu machen, soll man es zuerft mit einer dünnen Leimmasse einigemal überziehen und trocknen, darauf aber mit Leinöl bestreichen! S. 225. Um die Bereitungen aus Flachs und Hanf gegen das Verstocken zu sichern, sollen sie vor der Verarbeitung in eine Lohbrühe geweicht werden. S. 250 u. a. m. St. werden Erfahrungen angeführt, woraus sich ergeben soll, ob das Hornvieh mit rohen Kartoffeln ohne Gefahr gefüttert werden kann. Noch widersprechen sich dieselben aber so sehr, dafs die Frage unentschieden geblieben ist. S. 364 u. a. m. St. finden sich Aufsätze über die wirthschaftliche Taxe der Inventariestücke bey Pachtübergaben. Man hat aber darin den Punct, worauf es doch allein ankommt, übersehn, dafs eine solche Taxe als nicht vorhanden betrachtet werden muß, wenn weder in dem Pachtcontracte etwas darüber bestimmt, noch auch bey den vorigen Übergaben detsfallige Grundsätze festgesetzt sind. S. 364 wird gerathen, da, wo der weiße Kopfkohl nicht gerathen wolle, Wirsing und Savoyekohl dafür zu bauen, indem diese Kohlarten sicherer gerathen und nicht weniger ertragen. S. 393 sehr gute Erfahrungen von der Ergiebigkeit der Kühe an Milch und von dem Gehalte der Milch an Butter nach der Verschiedenheit der Nah-

rungsmittel. S. 401. Wetterprophezeiungen für das Jahr vom 1. Oct. 1808 bis dahin 1809, die bis jetzt (den 27 Januar 1809) ziemlich eingetroffen sind. S. 403 ein sehr glaubwürdiges Zeugniß des Hn. Amtm. Gülke zu Remda bey Rudolstadt von der Güte der Brennercy-Einrichtung des Hn. Schmalz in hölzernen Gefäßen. S. 420. Dafs Verwalter nicht nach Procenten zu lohnen seyen; weil sie dann nur für die gegenwärtige Erhöhung des Ertrags der Güter gleichgültig gegen die Verschlechterung desselben für die Zukunft sorgen werden. S. 421. Erfahrung von einem schlechten Erfolge der Einimpfung der Schafpocken. Nach unserer Beobachtung ist der gerühmte gute Erfolg oft nur Täufchung, indem die Pocken von selbst aufgehört haben, und das Vieh, das durch die Impfung gerettet seyn soll, sie gar nicht gehabt hat. S. 430 erzählt Hr. Schw., wie ihm das Säen der Linfen vor dem Winter gelungen ist. Sollte dieß aber nicht Folge der Gelindigkeit des Winters oder anderer günstiger Umstände gewesen seyn? S. 466 wird gerathen, statt des sogenannten holländischen Klees den gemeinen Wiesenklees künstlich anzubauen. Ein sehr guter Rath, da dieser Klee allerdings eine Abart ist, die sich für unser Klima und unseren Boden besser schickt! a.

B O T A N I K.

BERLIN, b. Schüppel: D. Carol. Ludov. Willdenow, Bot. et Hist. nat. Prof. publ. ordin., Hortus Berolinensis, sive Icones et Descriptiones plantarum rariorum vel minus cognitarum, quae in horto regio botanico Berolinensi excoluntur. Fascic. III — VI. 1804 — 7. Fol. (16 Thlr. 16 Gr.)

Hr. Prof. Willdenow fährt unverdrossen fort, in diesem immer wichtiger werdenden Werke, uns mit manchem seltenem Gewächse bekannter zu machen, wenn gleich sehr zu wünschen wäre, dafs für eines und das andere, schon bekannte, ein anderes seltenes, woran es ihm bey seinem ansehnlichen Vorrathe noch ganz unbekannter Pflanzenarten nicht fehlen kann, gewählt worden wäre, da zumal dieses Werk, bey seinem allmählichen Fortschreiten auch an Kostbarkeit zunehmen mufs. Fascic. III. Tab. XXV. *Prenanthes cordata*; neu, aus Pennsylvanien. Diese Art wurde ehehin, so wie *Prenanthes rubicunda*, und wahrscheinlich auch *Prenanthes foliis trilobis*. *Amoen. acad.* II. p. 560. tab. 4. fig. 23 für eine Spielart der *Pren. alba* gehalten, von der sie nur auch Hr. W. mit Recht entfernt gehalten. Tab. XXVI. *Centaurea straminea* ist die *Cent. prolifera* Vent., die schon im horto Cels. Tab. 16 abgebildet worden. In ihrem Vaterlande ist sie *acaulis*, deshalb wird *Cent. glomerata* Vahl. *symb.* II. p. 94, nun auch von Hn. W. (*Spec. Pl. T. III. P. III. p. 2312*) mit Recht hieher gezogen. Tab. XXVII. *Solanum Humboldtii*, aus Südamerika am Rio negro. Unstreitig viel ähnliches mit dem gem. *S. lycopersic. L.* Es unterscheidet sich doch durch viel kürzere Kelchblättchen und kleinere Früchte. Vielleicht die nämliche Art, welche schon C.

Bauhin unter der Benennung: *Solanum racemosum cerasorum forma*, Pin. p. 167, kannte, und welche Ruiz und Pavon an der Seeküste von Peru so häufig angetroffen haben? Tab. XXVIII. *Kochia dentata*. Ist auch sonst unter dem Namen: *Kochia atriplicifolia*, Sprengel erst. Nachtr. zu der Beschr. des botan. Gartens zu Halle p. 35. No. 46 bekannt. Vergl. Roth N. Beytr. zur Botan. I. n. 3. p. 377. Der Charakter *generis* verdient mit dem von Hn. Roth (*Schrader Journ. f. d. Bot.* 1800. p. 307) angegebenen verglichen, und besonders im Bezuge dessen, was Hr. W. hier über den Kelch angiebt, verbessert zu werden. Tab. XXIX. *Salvia chamaedrys*. Hierher gehört auch *Salvia chamaedryoides*. Vahl. *Enum.* I. n. 68. p. 251, woselbst auch das Hn. W. unbekannt gewesene Vaterland dieser Salbey-Art, nämlich Peru, angegeben wird. Tab. XXX. *Loebelia goodenoides*. Hierher gehört als Synonym: *Loebelia pallida*. Sprengel Roth N. Beytr. u. f. w. I. n. 71. p. 165, unter welchem Namen dieses schöne Gewächs daselbst ausführlich beschrieben worden ist. Tab. XXXI. *Ilex Cassine*. Ist die ehemals von dem Vf. unter *Ilex Cassine L.* gebrachte und für eine Spielart derselben geachtete *Ilex angustifolia Aiton*, die jedoch schon von Walter und Michaux als eine eigene Art unter *Ilex Dahoon* gewürdigt worden. Die *Var. α*, die schon Miller unter *Ilex caroliniana* kannte, sey die Linnésche Art dieses Namens nicht, obwohl eine eigene Art. Tab. XXXII. *Eupatorium taurisifolium*. Aus Nordamerika. Nun auch von dem Vf. seitdem in seinen *Spec. Pl. T. III. P. III. n. 13. p. 1753* bekannt gemacht. Das *E. pilosum Walt. carol.* 199, welches der Vf. hieher, doch nur zweifelhaft, anführt, kann kaum mit *E. taurisifol.* vereinigt werden. Die Blätter an jenem sind ungleich schmaler, deutlich gestielt, der Blütenstand zusammengedrungen, eher als Astersolde, als für Doldentraube anzuerkennen. Tab. XXXIII. *Chrysanthemum archicum*. Tab. XXXIV. *Pelargonium inodorum*. Neu. Vom Vorgeb. d. g. H. wahrscheinlich. Ein Sommergewächs. Tab. XXXV. *Trillium pendulum*, aus Pennsylvanien. Das ist eine der Spielarten des *Trill. rhomboid.* Michaux f. bor. americ. f. p. 215, unter welcher derselbe auch, wie Hr. W. richtig bemerkt hat, das *Trill. erectum L.* sehr inconsequent gebracht hat. Tab. XXXVI. *Ficus venosa*. Aus Ostindien? Vom Vf. nun auch in seinen *Spec. Pl. T. IV. P. II. n. 16. p. 1136* bekannt gemacht, nur mit der Bemerkung, dafs das Aitonsche Synonym hinwegfallen müsse. Fascic. IV. Tab. XXXVII. *Pelargonium penicellatum*. Vom Vorgeb. d. g. H. Viel ähnliches mit *P. specioso*, doch durch eirunde, eingeschnitten-fägzhängige Blätter, so wie durch ein auch zwey Blüten tragendes Blumenstiele verschieden. Tab. XXXVIII. *Nymphaea advena*. Aus Nordamerika. Schon durch des Vfs. *Spec. Pl. II. n. 2. p. 1152* bekannt. Sie sey doch von der Aitonschen Pflanze gleiches Namens verschieden. Tab. XXXIX. *Nymphaea odorata*. Ebendasselbe einheimisch. Tab. XL. *Hemionitis dealbata*. Aus Amerika, am Rio negro. Hr. W. zieht hier das *Abrassichum ebenum L.*, jedoch zweifelhaft, an. Indessen

lagt Swarz (Schrader Journ. f. d. Bot. 1800. p. 13), unter *A. Calomelanos*, *hujus junior planta*. Tab. XLI. *Acrostichum Calomelanos* Linn. Folglich gehöre dieses *Acrost.* *ebenum* L. hierher, unter gedachter Bedingung. Tab. XLII. *Centaurea pubescens*. Neu. Das Vaterland unbekannt. Tab. XLIII. *Saxifraga vernalis*. Ist die *Saxifrag. virginensis*. Michaux fl. am. bor. I. p. 269 (nicht 261). Tab. XLIV. *Anemone thalictroides* L. Tab. XLV. *Convallaria pubescens* Aus Pennsylvanien. Neu! Hr. W. sagt: *medium quasi tenet inter Convall. Polygonat. et multifloram*. Tab. XLVI. *Hypochaeris hispida*. Das Vaterland dieser zweifels- ohne neuen Art ist noch unbekannt. Hr. W. hat die Samen derselben unter dem Namen *Leontod. tuberosum* erhalten. Tab. XLVII. *Leontodon obovatus*. Vom Vf. schon in seinen *Spec. Pl. III. p. 1546* bekannt gemacht. Tab. XLVIII. *Borbonia alata*. Neu. Von dem Vorgeb. d. g. H. Fascic. V. Tab. XLIX. *Ricinus viridis*. Aus Ostindien. Nun auch vom Vf. in seinen *Spec. Pl. IV. P. I. n. 2. p. 565* angezeigt, mit der Angabe des *Ricin. ruber*. Rumph. amb. IV. tab. 4r und Rheed. mal. II. p. 60. Tab. L. *Cluytia alaternoides* Linn. LI. *Cluytia polygonoides* Linn., doch mit Ausschluss der in den *Spec. Pl. II. p. 1475* angeführten *Burmān.* und *Plukent. synonym.* LII. *Cluytia daphnoides*, ist auch zugleich *Cluyt. polygonoid.* Thunb. prodr. 13. LIII und LIV. *Heracleum gummi-ferum*. Neu! Aus Afrika: zweyjährig. Der Vf. traf die Samen dieser Pflanze immer unter dem *Gummi ammoniaco* an, die er oft ausgesät, ohne dass einer aufgegangen, bis es ihm endlich glückte, wieder einige wahrzunehmen, die ihm reif zu seyn schienen, und welche er vorher zwey Tage über an einem temperirten Orte unter Wasser hielt. Diese gingen nun alle nach zwey Jahren auf, und erwachsen zu der beschriebenen, und hier auf 2 Kupfertafeln vortrefflich abgebildeten Pflanze. Doch konnte Hr. W. weder aus der Wurzel noch aus dem Stamm derselben ein *Gummi ammoniacum* gewinnen, gleichwohl ist er geneigt zu glauben, dass dennoch dieses Gummi von der genannten Pflanze erhalten werde. LV. *Scrophularia tyrata*. Aus Portugall. Nach schon gefertigter Kupfertafel erhielt Hr. W. diese nämliche Pflanze vom Hn. Prof. Link auch unter dem Namen *Scroph. ebullifolia*. Wenn Hr. W. hier äussert, *valde affinis S. Sambucifoliae*: so steht Rec. an, der diese Pflanze auch zu kennen glaubt, ihm dieses zuzugehen; gerade diese Art würde er hier nicht mit derselben verwandt achten. LVI. *Scrophularia tanacetifolia*. Neu! Vielleicht aus Nordamerika. LVII. *Scrophularia lucida* Linn. LVIII. *Scrophularia multifida*. Neu. Das Vaterland dersel-

ben ist noch unbekannt. LIX. *Scrophularia chrysanthemifolia*. Diese ist die von Hn. W., nicht aber von Linné, wie irrig behauptet wird, unter *Scrophularia canina* L. angeführte var. β . Mit dieser darf nicht verwechselt werden eine andere Art, die auch sonst bald für var. β . der *Scroph. canin.* L., bald für eine eigene Art ausgegeben wird. LX. *Stachys mollissima*. Neu. Aus Corfu. Verwandt mit der *St. cinnam.*, von welcher auch die Blüten, um den Vergleich zwischen beiden herzustellen, nebenan gezeichnet sind. Fascic. VI. Dieser Fascic. schließt zugleich, nach dem bekannten Plane des Vfs., den ersten Theil dieses Werkes; (er enthält überdies das ganz in Kupfer gestochene schöne Titelblatt, die Vorrede, welche die Geschichte des königl. Gartens erzählt, und den Grundriss desselben, auf dem wir den Buchstaben P, welcher, zufolge der beygefügt-ten ichnographischen Explication, den *introitum in hortum* anzeigen soll, vermissen. LXI. *Ribes triflorum*. Neu! Gehört unter die zweyte Abtheil. d. Gatt. *Grossularia*. Aus Nordamerika. LXII. *Anthemis rigescens*. Neu! Dem Vf. ist das Vaterland derselben noch unbekannt. LXIII. *Statice spathulata*. Desfont. LXIV. *Aspalathus hispida*. Thunb. Schon von dem Vf. in *f. Spec. Pl. III. P. II. n. 16. p. 956* bemerkt. LXV. *Plectranthus parviflorus*. Wahrscheinlich aus dem südlichen Amerika, obgleich dem Vf. das Vaterland dieses schönen Gewächses damals noch unbekannt war. Rec. hat dasselbe mehrere Jahre gezogen, musste es aber wegen dessen Empfindlichkeit stets im Glashause halten, und hat bemerkt, dass selbiges in der Folge, an dem Ende des Stammes, woselbst derselbe in die Wurzel übergeht, so wie an seinen unteren Gelenken fleischigsaftige Knollen ansetze, von gleicher Substanz desselben, und daher bald, wenn dieses geschieht, aus Vollsaftigkeit absterbe. LXVI. *Galium triflorum*. Michaux. LXVII. *Aster humilis* Willd. Spec. Pl. III. P. III. p. 2038. LXVIII. *Stellaria Arenaria* Linn. LXIX. *Geum intermedium*. Das Vaterland ist unbekannt. Viel ähnliches mit *G. rivale* L. Der Vf. erinnert, dass selbiges von dem *G. intermedio* Ehrh. verschieden zu seyn scheine. LXX. *Helianthus macrophyllus*. Neu. Aus Nordamerika. LXXI. *Caldasia heterophylla*. Ist die *Bomplandia geminiflora* Cavan., und gehört in die *Pentandria Monogyn.* Da jedoch der Vf. bereits eine andere Gattung zur Ehre des Hn. *Bomplandis* errichtet hat: so erhielt solche, auf *Humbolds* Anrathen, den Namen des D. *Joseph Caldas*, eines noch in Amerika lebenden Botanikers. LXXII. *Viola Sororia*. Neu. Aus Nordamerika.

† †

N E U E A U F L A G E N .

Osnabrück, b. Crone: Die gelehrte Hauswirthin. Ein Handbuch für Frauenzimmer, welches die ganze Kochkunst, sowohl Tafel- Fasten- als Civil-Speisen, alle Arten Backwerk, Eingemachten, Geräucherten, Liqueurs, Sommer- und Win-

ter-Getränke, Geleen u. s. w. in 373 Rubriken umfasst. Mit einem Anhang vom Kochen, Fleiße, Sparsamkeit, Ordnung, Trennschiren und Verlegen. Von einer Freundin der Kochkunst. 2te verm. und verb. Aufl. 1808. 355 S. 8. (20 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 M Ä R Z, 1809.

C H E M I E.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Die Chemie in ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke* vorgestellt von *J. A. Chaptal*, Mitglied und Schatzmeister des Senats, Großs-Officier der Ehrenlegion u. s. w. Aus dem Französischen übersetzt. Mit Anmerkungen begleitet von *Sigismund Friedrich Hermbstädt*, kön. preuss. geh. Rathe u. s. w. Erster Band, welcher die beiden ersten Theile des Originals enthält. Mit 11 Kupfern. Zweyter Band mit einem Kupfer, welcher den dritten und vierten Theil des Originals enthält. 1808. Zusammen 921 u. XXVII S. Vorbericht. 8. (5 Thlr.)

Dass die chemischen Kenntnisse ein vorzügliches Licht über Künste, Fabriken und mehrere Handwerke verbreiten, und dass daraus für solche viel Nutzen und Vortheil zu ziehen sey, ist durch Erfahrung hinlänglich auch unter den Deutschen bestätigt. Deshalb verdient der Gedanke, eine Chemie bloß für Künstler und Handwerker für jetzige Zeit zu entwerfen (*Hoffmann* hatte ihn schon viel früher), alle Aufmerksamkeit, um so mehr, da ihn ein *Chaptal* ausführte, der sich schon bey mehreren Gelegenheiten in der technischen Chemie vortheilhaft ausgezeichnet, und der, wie er in der Vorrede sagt, seit 30 Jahren viele Etablissements eingerichtet, und noch eine viel größere Zahl besucht hatte. Was der Vf. in der Vorrede über Fabrikenanstalt, deren Einrichtung, Verbesserung und Fortgang sagt, verdient in jeder Hinsicht Beherzigung, und Rec. hat dies mit vielem Vergnügen gelesen. Dies machte ihn auf das Buch selbst lustern; indem er darin einen grossen Schatz von neuen unbekannten Anwendungen der Chemie auf Künste, Fabriken und Handwerke zu finden glaubte, und veranlasste ihn, durch einen genauen Auszug auf dasselbe aufmerksam zu machen.

Erster Theil. Erster Titel. Von den chemischen Wirkungen. Es werden hier vorzüglich die chemischen Affinitäten erörtert, und dabey auf *Berthollets* Massverhältniss mit Rücksicht genommen. 1 Cap. *Von den natürlichen Ursachen, welche die chemischen Wirkungen modificiren.* 1 Abschnitt. *Von den Modificationen der chemischen Wirkungen, welche durch Cohäsion und die Unauflöslichkeit der Körper veranlasst werden.* Cohäsionsveränderungen, wobey die Affinitäten noch berücksichtigt werden. 2 Abschn. *Von der Modification in den chemischen Wirkungen, welche durch die Elasticität veranlasst werden.* 3 Abschn. *J. A. L. Z. 1809. Erster Band.*

Von der Modification der chemischen Wirkungen, welche von Wärmestoff abhängig sind. Der Wärmestoff wird vom Vf. als eine eigene Flüssigkeit betrachtet. Er sey der Moderateur der Affinität und Cohäsion; zugleich wird auf die Fälle hingedeutet, wo der Wärmestoff als frey und gebunden betrachtet werden könne. Unzuverlässigkeit der Meinungen über die gleichförmige Ausdehnung der Gasarten bey gleichen Temperaturen. 4 Abschn. *Von den durch die Wirkung des Lichtstoffes veranlassten Modificationen.* Der Lichtstoff wird vom Vf. ebenfalls als ein eigenthümliches Fluidum betrachtet. Es heisst hievon S. 21: „Betrachtet man den Einfluss des Lichts auf die chemischen Wirkungen: so erkennt man, dass viele Verbindungen von ihm abhängig sind, dass solches Zerlegungen veranlasst, und dass dasselbe in sehr vielen Fällen bald entfernt, bald eingesaugt wird, je nachdem seine Affinitäten dieses zulassen.“ Beym Reiben vieler Körper werde erst Wärme, und dann Licht hervorgebracht; man könne daher den Grundsatz festsetzen, dass in allen denjenigen Operationen, welche Wärme produciren, durch eine Beschleunigung derselben auch Licht hervorgebracht werde; ja in allen Fällen, wo eine Entwicklung der Wärme Statt finde, müsse auch eine Production des Lichts geschehen, welches wir aber bey einer langsamen Entwicklung nicht bemerken. Es scheine, dass alle Körper, wenn man sie mit Lichtstoff sättige, roth oder leuchtend werden. Übrigens sey die Existenz des Lichtstoffes von der Wärme unzertrennlich; denn die Wirkung der Wärme producire allezeit Licht. Der Wärme- und Licht-Stoff concurriren beständig mit einander, verwirren sich auch wohl in vielen Fällen mit einander, und scheinen dann identisch zu seyn; doch scheine der Wärmestoff leichter als der Lichtstoff absorbirt zu werden. 5 Abschn. *Von den Modificationen, welche von der chemischen Wirkung abhängig sind, die durch den Druck der Atmosphäre veranlasst werden.* Ausser den bekannten Wirkungen des Drucks der Luft werden noch die kleinsten Theilchen der Körper dadurch einander genähert und ihre Affinität vermehrt. *Biot's* Erfahrung, dass eine verhältnissmässige Menge Sauerstoff- und Wasserstoffgas, stark zusammengepresst, Wasser gebe. 6 Abschn. *Von den Modificationen der chemischen Wirkungen, welche durch die Lebenskraft veranlasst werden.* (Nichts unbekanntes, und hätte hier ganz wegleiben können). 2 Cap. *Von den Mitteln, deren sich der Chemiker bedient, um die kleinen Wassertheilchen der Körper zur chemischen Wirkung vorzubereiten.* Es gehören hieher

Yyy

und Metallen. Mit Urin abgeriebener Zinnober soll eine vorzüglich schöne Farbe erhalten. Auch habe *Payssé* wahrgenommen, daß, wenn man den holländischen Zinnober unter Wasser vor den Lichtstrahlen schütze, und von Zeit zu Zeit mit einer Glasröhre umrühre, man eine Farbe von großer Schönheit erhalte. *Woulfs* Verfahren, Musivgold darzustellen; auch habe *Boullion* ohne Quecksilber ein gutes Musivgold erhalten. Acht Unzen salzsaures Zinn werden durch kohlenstoffsaures Natrum gesättigt, und mit 4 Unzen Schwefel behandelt; es gab ein schönes Musivgold, welches aber die Elektrifirmaschine nicht belebte. 8 Cap. Von den Verbindungen des Wasserstoffs. Seine Verbindung mit dem Stiekstoff (*Ammonium*). Seine Verbindung mit dem Schwefel, dem Phosphor und der Kohle.

IV Theil. 9 Cap. Von der Verbindung der Schwefelsäure. In 8 Abschnitten von der Verbindung der Schwefelsäure mit dem Kali, Natron, Kalkerde, Talkerde, Alaunerde oder Thonerde, Eisen, Kupfer und Zink. Die natürliche Entstehung der schwefelsauren Kalkerde oder des Gypses wird, wie es auch sehr wahrscheinlich ist, von der Verwitterung der Schwefelkiese abgeleitet. (Nicht immer geben Schwefelkiese zur Entstehung der schwefelsauren Talkerde Gelegenheit; sie wüthet hie und da an Gebirgen aus, wo man keine Spur von Schwefelkies findet.) 100 Theile Thon, 50 Th. salpetersaures Kali und 50 Th. Schwefelsäure zu 40 Graden, werden aus einer Retorte destillirt. Man erhalte Salpetersäure, und der Rückstand gebe Alaun von der ersten Qualität. Ausser dem rothen und grünen Eisenoxyd habe *Thenard* noch ein weißes gefunden. In den französischen Fabriken tauche man das Kupfer, welches man vitriolisiren will, in Wasser, und überziehe die nasse Oberfläche mit einer Lage gepulvertes Schwefels. Man bringe dann die Kupferplatten in einen bis zum Rothglühen geheizten Ofen, und nehme sie noch warm wieder heraus, um sie in einen mit Wasser gefüllten Kessel zu tauchen. Dieselbe Operation werde so lange wiederholt, bis das Kupfer völlig in Vitriol umgewandelt ist. 10 Cap. Von der Verbindung der Salpetersäure mit dem Kali; Entstehung des Salpeters und Bereitung des Schießpulvers. Alles schon aus der eigenen Abhandlung des Vfs. über diesen Gegenstand bekannt. 11 Cap. Von der Verbindung der Salzsäure. Darstellung des Kochsalzes, Salniaks, salzsauren Zinns, und ätzenden und versüßten Sublimats. Bey der Bereitung des Salniaks, soll vorzüglich durch das kohlenstoffsaure Ammonium Gyps zerfetzt, und das dadurch entstehende schwefelsaure Ammonium wieder durch Kochsalz zerfetzt werden. *Hermbst* ist die Zerfetzung des Gypses durch Ammonium nicht nach Wunsch gelungen. 12 Cap. Von den Verbindungen der oxygenirten Salzsäure mit Kali. 13 Cap. Von den Verbindungen der Weinsäure. Stuerlich weinsäures Kali. (Bey der Reinigung desselben fehlt die Anwendung der Kohle.) 14 Cap. Von den Verbindungen der Essigsäure. Verbin-

dung des Essigs mit dem Bley - und Kupfer - Oxyd. Bleyzucker - und Grünspan - Bereitung. 15 Cap. Von den Verbindungen der Sauerkleesäure. Sauerkleesalz. 16 Cap. Von den Verbindungen der Boraxsäure. Borax. Holländischer und chinesischer Borax sey nurin Ansehung der Reinheit verschieden, und komme aus einer Fabrik. 17 Cap. Von den Verbindungen der Blausäure. Berlinerblau. 18 Cap. Von den Verbindungen der Gallussäure. Dinte. Tabellarische Übersicht über die beste Zusammensetzung der Dinte. 19 Cap. Von den Verbindungen der Kohlen säure mit dem Bley. (Schieferweiß, Bleyweiß). Ausser dem gewöhnlichen Verfahren, das Bleyweiß durch Essig dämpfe zu bereiten, giebt der Vf. noch ein anderes aus Glätte an. 100 Theile salzsaures Natrum werden in 4 Th. Wasser aufgelöst, damit 400 Theile fein gehlene Glätte zu einem Teige angerieben. Nachdem es weiß geworden, wird das Natron durch Auslaugen davon geschieden, und dasselbe dann mit verdünnter Schwefelsäure behandelt. Von dem entstandenen schwefelsauren Bley soll damit die Schwefelsäure durch Kali oder Natron geschieden werden. 20 Cap. Von der Verbindung des Gerbestoffs. Vorzüglich seine Verbindung mit der Gallerte und Anwendung davon auf die Gerberey. Behandlung der Häute von dem Waschen bis zum Einlegen in die Lohe. 21 Cap. Von den Verbindungen der Alkalien. In sechs Artikeln von den Materialien zur Seife, ihre Bereitung und Gebrauch. (Alles bekannt.) — 22 Cap. Von den Verbindungen des Alkohols. Weingeistfärbisse. 23 Cap. Von der Verbindung der fetten austrocknenden Öle; vorzüglich mit den Harzen (Fetter Firnis). 24 Cap. Von den Farbestoffen (Färbekunst). In 10 Abschnitten. Von den Farbestoffen, Beizen, von der Natur der Zeuge, von der Vorbereitung der Zeuge. Von der Vorbereitung des Farbestoffs, durch Wasser, Alkalien, Säuren, Öle. Von Bereitung der erdigen und metallischen Beizen. Vom Färben der Zeuge. Von zusammengesetzten Farben. Kunst, die Farben zu schönen, zu bleichen und lebhaft zu machen. 25 Cap. Von der Gährung. Sehr mager.

Rec. hält nun zwar dieses Buch für ein gutes Handbuch der Chemie, welches auch den Gewerbetreibenden Landsleuten des Vfs. sehr willkommen seyn kann, kann aber nicht bergen, daß es ihn in Beziehung auf Künste, Fabriken und Handwerke für Deutschland nicht befriedigt hat. Es fehlt uns nicht an eigenen Handbüchern, und selbst Hr. *Hermbstäd*t ist bisher schon ernstlich bemühet gewesen, uns für mehrere Zweige der Technik mit eigenen Lehrbüchern zu beschenken, deren wir gewiss noch mehrere von ihm zu erwarten haben. Aus dem hier gelieferten Auszuge wird es sich daher leicht beurtheilen lassen, ob bloß wahres Bedürfnis für den deutschen Künstler, Fabricanten und Handwerker, oder andere Rücksichten diese Übersetzung veranlaßt haben.

M.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 M Ä R Z, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, in der Steiner'schen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von Carl Ludwig von Haller, (Prof. der Staatskunde und Geschichte an der Akademie zu Bern.) 1808. XXIV und 305 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Wir haben dieses Buch mit Vergnügen gelesen, und nicht ohne mannichfaltige Belehrung. Es zeugt von Gelehrsamkeit in der Historie und von Beobachtungsg Geist. Aber in den Grundideen scheint uns ein grosser Irrthum zu liegen. Die ganze Ansicht ist — der Verfasser mag so stark dagegen protestiren wie er will — aus der Geschichte hervorgegangen, und läßt sich darum hin und wieder, scheinbar genug, aus der Geschichte beweisen und durch sie belegen. So lange man daher bloß die Vergangenheit im Auge behält, wie sie war, und die Gegenwart, wie sie ist, mit ihr vergleicht, findet man viel Vortreffliches. Aber anders wird die Sache, wenn man auch die Zukunft bedenkt, und den eigentlichen Geist in den rechtlichen Verbindungen vergangener und gegenwärtiger Zeit zu erfassen sucht. Denn von einer lebendigen Natur, die in sich selbst arbeitet, und von einem allgemeinen Menschengesist hat der Vf. keine Idee; ja, nicht einmal vom Recht scheint er uns einen klaren Begriff zu haben. Uns kommt vor, als seyen Kenntnißschöner Zeiten in der Vergangenheit und Ermüdung über die traurige Gegenwart die beiden Factoren dieses Werkes, wobey aber der Geist fehlt, der beide, Vergangenheit und Gegenwart, zu durchdringen vermocht hätte. Daher ist es denn möglich, daß Hr. v. H. das Unglück dieser letzten Zeit den Philosophen zuschreiben kann, ohne zu begreifen, daß diese ja aus der Zeit hervorgingen, und zu der Zeit gehörten! Doch wir sind es der Gelehrsamkeit des Verfassers, wir sind es seinem Ernst, seiner Polemik, wir sind es der Wichtigkeit des Gegenstandes, wir sind es dem Zeitalter, welchem Untersuchungen dieser Art in mehr als einer Rücksicht von dem größten Interesse seyn müssen — wir sind es diesem allen schuldig, weitläufiger Rechenschaft zu geben von diesem Buche, und es genauer zu prüfen. Wie Hr. v. H. „nicht gegen die irrenden Menschen, sondern nur gegen ihre falschen Lehren,“ streitet: so wollen auch wir nicht gegen ihn, sondern

gegen seine Meinung sprechen, und wir hoffen dies strenger zu erfüllen, als er gethan hat. Wir werden nicht mit Erbitterung reden, und uns solcher Worte, wie *absurd*, *faseln*, und vieler anderer, diesen ähnlich, die wir bey ihm finden, gänzlich enthalten. Wir haben ja nicht die Absicht, fremde Irrthümer zu vertheidigen, noch fühlen wir uns durch seine Polemik angegriffen!

In der *Einleitung* wird zuerst bemerkt, daß, so weit Geschichte und Erdkunde reichen, überall gesellschaftliche Verhältnisse von Herrschenden und Untergebenen angetroffen würden. „Wie sind diese Verhältnisse von Herrschaft auf der einen Seite, und von Abhängigkeit oder Dienbarkeit auf der andern entstanden? Wie können sie *rechtmässig* entstehen, da doch jeder Mensch, *als solcher*, dem andern gleich ist, und wenn man von allen übrigen Verschiedenheiten, Bedürfnissen und Verträgen absehen will, noch heut zu Tage Keiner das Recht hat, dem freyen Willen des Anderen zu nöthigen?“ Die Beantwortung dieser Frage macht die Wissenschaft, welche Hr. v. H. *allgemeine Staatenkunde* nennt, und aus welcher er das *allgemeine Staatsrecht*, oder die Lehre von den Rechten und Verbindlichkeiten zwischen Herrschenden und Untergebenen, und die *höhere Staatsklugheit*, die er in seinem Sinn sehr passend die *Makrobiotik der Staaten* nennt, herleitet. Die drey Wissenschaften können übrigens nicht getrennt werden; jede setze die andere voraus. Die Allgemeinheit der Staaten hätte beweisen sollen, daß sie ihren Grund in *allgemeinen und nothwendigen Gesetzen der Natur* haben müßten; aber die Speculation habe sie dennoch immer *nur* aus der Vernunft oder der Willkühr der Menschen, und zwar aus dem freyen Gesamtwillen aller Untergebenen herzuleiten gesucht. — Wer wird hier nicht schon an dem philosophischen Geist des Vfs. irre, und wer wird folglich dessen Widerwillen gegen die Philosophie nicht begreiflich finden? Die allgemeinen und nothwendigen Gesetze der Natur werden der Vernunft entgegengesetzt, und diese jenen nachgestellt! Die Vernunft wird der Willkühr, und diese dem freyen Gesamtwillen gleichgesetzt! Und war nicht vorher gesagt, daß Keiner das Recht habe, den freyen Willen des Anderen (der sonach doch anerkannt wird) zu nöthigen? Nun sollen die Staaten durch nothwendige Gesetze, ohne den freyen Willen der Menschen, entstanden seyn: folgt daraus nicht, daß sie *unrechtmässig* sind? Im Übrigen ist es wohl nicht wahr, daß man das Staatsverhältniß nur aus dem Gesamtwill-

willen aller Untergebenen hergeleitet habe. Dies scheint uns ein eingeschwärteter Zusatz. Denn Untergebene giebt es nur in Beziehung auf die Herrschenden; also nur erst *innerhalb* des Staats; folglich kann wohl kein Philosoph den Staat selbst durch die Untergebenen gebildet haben. „Den Beweis der inneren Falschheit und Unmöglichkeit der ganzen philosophischen Staats-Theorie“ (dieser aufgestellten Staats-Theorie), auf welchen Hr. v. H. gewaltig vial hält, führt er auf folgende Art. Die Meinung, daß die Menschen durch einen Vereinigungs- und Unterwerfungs-Vertrag (*pactum unionis et subjectionis*) Staaten errichtet hätten, um das Recht oder den Frieden zwischen Allen zu handhaben, widerspreche nicht nur der Geschichte aller Zeiten und Völker, sondern sie beruhe auf willkürlichen falschen Hypothesen. Denn einmal sey es falsch und unmöglich, daß die Menschen je zerstreuet und außer aller Gesellschaft gelebt hätten: eheliche Verbindungen, Verbindungen zwischen Altern und Kindern, zwischen Menschen von ungleichen Kräften, müßten immer Statt gefunden haben. Zweytens sey es falsch, daß in diesen natürlichen Gesellschaften keine Sicherheit existirt habe. Denn die Menschen seyen von Natur gutmüthig und haben moral. Gefühl; wenn man sich nur klug betrage, Widerstand leiste, Andere um Hülfe anrufe: so habe es mit der Unsicherheit nichts zu bedeuten; am Ende sey ja der Erdhoden groß genug, und man könne auswandern oder entfliehen. Gewiss eine herrliche, wünschenswerthe Sicherheit! Und doch wird etwas später noch hinzugefügt, daß eine durch einen bürgerlichen Vertrag gestiftete Rechtsgenossenschaft und die von ihr geschaffene Staatsgewalt keine grössere Sicherheit zu bewirken vermöge, als in den natürlichen Gesellschaften Statt finde: denn die übertragene Gewalt könne gemißbraucht werden. Drittens wäre die Stiftung des bürgerlichen Vertrags mit unüberwindlichen Schwierigkeiten und gewaltsamen Rechtsverletzungen begleitet gewesen. (Nach Hn. v. H. existirten also schon Rechte vor dem bürgerlichen Vertrag; daher ist es nicht zu verwundern, daß er schon vorher Freye und Unfreye annimmt.) Und dies ist nun der ganze Beweis, mit welchem der Vf. die philosophische Staatstheorie vernichtet zu haben glaubt, und nach welchem er sich zu dem kecken Ausspruch berechtigt fühlt, „daß demnach das philosophische Staatsystem in allen seinen Voraussetzungen falsch und selbst als Idee betrachtet (als ob ein philosophisches System auch noch etwas anderes wäre!) absurd und vernunftwidrig sey.“ Aus dieser Argumentation ist klar, daß Hr. v. H. im Grunde nur leugnet, die Staaten, die bis jetzt in der Welt existirt haben oder noch existiren, seyen durch einen förmlichen und auf einmal abgeschlossenen bürgerlichen Vergleich entstanden. Aber wird denn das behauptet? Die Frage ist ja nicht, wie gegebene Staaten factisch entstanden seyn mögen (das geht den Philosophen nichts an; das hat die Geschichte zu berichten, wenn sie es vermag), sondern die Rede ist davon: wie der Staat

angesehen werden muß als Rechtsgesellschaft, oder wie und wodurch Rechte und Pflichten im Staate entstehen können? Schön der Umstand, daß diejenigen, welche einen bürgerlichen Vertrag zur Begründung alles Rechts im Staate annehmen, nicht einig darüber sind, wer diesen Vertrag schließen soll, hätte Hn. v. H. doch auf andere Gedanken bringen sollen. Denn wenn von einem Factum die Rede gewesen wäre: so hätten die Abweichenden ja mit historischen Gründen für sich kämpfen müssen. Oder ist es möglich, daß Hr. v. H. solchen Männern, wie er nachhaft macht, die Absurdität zutrauen kann, sie wüßten nicht, ein Factum müsse durch Zeugen und nicht durch Raisonement bewiesen werden?

Nach diesem Beweise tritt nun der Vf. mit seiner eigenen Theorie näher. Zuerst zeigt er, daß alle gefelligen Verhältnisse einen natürlichen Ursprung hätten — eine Behauptung, die in unserem wunderlosen Zeitalter schwerlich Widerspruch finden wird. Aber der Stand der Natur, der, wie vortrefflich bemerkt wird, niemals aufgehört habe, fasse gesellschaftliche Verhältnisse von Herrschaft auf der einen, und von Dienstbarkeit auf der anderen Seite in sich: so herrsche der Vater, der Hausherr, der Anführer, der Lehrer, der Grundbesitzer. Keiner von diesen Herrschenden habe seine Gewalt durch die Untergebenen erhalten, keiner von diesen seine Freyheit oder irgend ein früheres Recht aufgeopfert. Diese Behauptung ist eben so falsch, als es falsch ist, „daß der Obere immer vor dem Unteren existire.“ Dagegen wollen wir gern die Behauptung zugeben, „daß die Unteren dem Oberen durch einzelne förmliche oder stillschweigende Dienstverträge anschließen.“ Wenn aber dieses die Meinung des Vfs. ist: so ist offenbar, daß er mit seiner Theorie bey weitem nicht so sehr von der f. g. und tief verdamnten philosophischen abweicht, als er selbst glaubt. Denn er wäre nicht gegen den Vertrag, sondern nur gegen die Einheit der Zeit bey dem Verträge; im Ubrigen leitete er ja das ganze Verhältniß von Oberen und Unteren, oder von Herrschenden und Dienstbaren — wiewohl nicht ohne einigen Widerspruch mit sich selbst — ab vom Verträge, und es wäre purer Wortstreit, wenn er in seinen einzelnen Dienstverträgen etwas anderes sähe, als die Philosophen in ihrem Verträge. Fasse er nur alle die einzelnen Verträge auf in ihrer Mitte, und gleichsam in ihrem Durchschnittspunkte: so wird er zu einem Verträge Aller mit Allen gelangen, durch welche sie sich vereinigen und unterwerfen. — Nun giebt er ferner zu, „daß durch veränderte Umstände, wenn die Macht des Einen oder das Bedürfnis des anderen aufhört, der Freye dienstbar und der Dienstbare frey werden könne.“ Er, der die Behauptung der Philosophen so gefährlich findet, daß die höchste Macht im Staate bey der Volke sey! Aber was heist sein Satz anders als: die Dienstbaren entziehen sich der Gewalt der Herrschenden, sobald sie wollen, und können? Also ist nicht wohl einzusehen, wie nach seiner Ansicht die Macht der Herrschenden fester gegründet seyn soll, als nach der be-

rittenen. Und in der That: welchen festeren Grund könnte sie haben, als den *Willen der Untergebenen!* — Was das Gesetz der Natur anlangt, welches diesem Verhältnisse zum Grunde liegen soll, „dass nämlich jede Herrschaft auf einer natürlichen Überlegenheit beruhe, jede Abhängigkeit oder Dienstbarkeit aber auf einem Bedürfnisse:“ so kennen wir ein solches Gesetz nicht. Die Herrschaft mag alle Zeit irgend eine Macht voraussetzen, aber nicht die Abhängigkeit ein Bedürfnis. Wir könnten dies durch Beyspiele im Großen wie im Kleinen widerlegen. Aber mit Worten muss man nicht spielen wollen, und etwa den Zustand von der einen Seite ein Bedürfnis nennen, welcher durch die Macht von der anderen hervorgebracht ist! Und wozu braucht es dieses Gesetzes bey den vorigen Dienstverträgen? Aber diese Verträge vergisst Hr. v. H., oder denkt sie sich wenigstens so, dass sie nur von der einen Seite, von der der Unteren, verbindlich, mithin keine Verträge sind, sondern nur eine Ergebung auf Discretion. Denn wer erwartet nicht, dass, wenn gezeigt werden soll „der Unterschied zwischen rechtmässiger Macht und dem Mißbrauche der Gewalt,“ die Grenze durch den Vertrag bestimmt seyn, und dass also nach diesem entschieden werden wird? Das geschieht aber nicht, sondern es wird nur gesagt, „eine nützliche Macht herrsche rechtmässig, und nicht eine schädliche Gewalt.“ Aber wer soll über das Nützliche entscheiden? Die Vorschrift: „Was du nicht willst u. s. w.“ ist recht gut, aber wenn sie ausreichte: so bedürften wir weiter keiner Gesetze. Freylich wird gesagt: „Unterdrückung, Mißbrauch sey es, fremde Rechte zu beleidigen, Bedürfnisse zu schaffen, statt sie zu befriedigen;“ aber mit dem Rechte wird immer gespielt. — Die Mittel gegen den Mißbrauch sind ungefähr dieselben, die schon einmal gerühmt sind; ja, es heisst hier: „Den möglichen Mißbrauch der höchsten Gewalt, d. h. derjenigen, die keine höhere über sich hat, durch menschliche Einrichtungen hindern zu wollen, ist ein Problem, welches sich selbst widerspricht. Denn dazu müsste jener Gewalt eine noch höhere entgegengesetzt werden: dann aber wäre diese die höchste und von ihr wieder ein Mißbrauch möglich. Die höchste Gewalt kann also nur durch Moralität und Religiosität gezügelt werden.“ Richtig! wenn die höchste Gewalt nur allein Geist und Leben hätte, wir übrigen aber Maschinen wären ohne Vernunft und Gemüth, ohne Gefühl für des Lebens Lust und Leiden! Was ist Despotismus, wenn nicht Herrschaft nach ungehinderter Willkühr? Es ist unrichtig, dass die Gewalt gemisbraucht werden muss, um despotisch zu werden; es hat Despoten gegeben, die besser waren als das Gesetz anderer Länder, aber darum hörten sie nicht auf, Despoten zu seyn. Gewiss, Hr. v. H. will keine Ungerechtigkeit, keinen Despotismus; er will das Gerechte und Gute, aber seine Grundsätze, consequent verfolgt, führen nothwendig zum Despotismus; und Fürsten, die Hang dazu haben, werden Gründe in ihm finden, ihr Bestreben, wenn nicht zu rechtfertigen, doch zu entschuldigen. Dies wird sich noch weiter zeigen.

Der Staat wird von unserem Vf. auf folgende Art definiert: „er sey nichts weiter, als ein natürliches gesellschaftliches Verhältniss zwischen Freyen und Dienstbaren, was (welches) sich von anderen ähnlichen Verhältnissen“ — (des Haushalts, der Schule u. s. w.) — „nur durch die Unabhängigkeit seines Oberhauptes unterscheide; — mit Einem Worte sey er ein selbstständiges, d. h. für sich selbst und durch sich selbst bestehendes gesellschaftliches Verband.“ Von einem Zwecke des Staats will der Vf. nichts wissen; und wenn die Staaten sich so ganz natürlich und von selbst gemacht haben, so ist es allerdings richtig, dass die Menschen, die zuerst im Staate lebten, keinen weiteren Zweck dabey hatten. Aber hat der Staat, als Idee, deswegen keine Bedeutung? Ins Leben kommen wir auch alle so ziemlich natürlich: hat das Leben deswegen keinen Sinn? und ist es lächerlich nach der Bestimmung des Menschen zu fragen? Aber in einer Note giebt Hr. v. H. so weit nach, dass, obwohl kein gemeinsamer Zweck in einem solchen gesellschaftlichen Verbande bestehe, doch eine Menge von Privatzwecken Statt finden, die sich alle auf das Leben und angenehmlieben reduciren liessen. Wenn nun alle diese Privatzwecke wieder aufgefasset würden in ihrem gemeinsamen Wesen: würden wir alsdann nicht auch einen gemeinsamen Staatszweck haben? Überhaupt kann die Definition des Staatsrecht klar beweisen, wie leblos man sich die Sache denkt. Das eigentliche Wesen des Staats und desselben charakteristischen Unterschied von anderen menschlichen Verbindungen setzt der Vf. lediglich in etwas Negatives, nämlich in die Unabhängigkeit, und zwar in die Unabhängigkeit des Oberhauptes, welches er, so wie Dienstbare, durchaus für nothwendig hält. Diese Unabhängigkeit aber, die man allgemein für nothwendig zu halten pflegt, wenn auch in einem anderen Sinn, scheint uns indess nicht wesentlich zum Staate zu gehören. Wäre sie nothwendig: wie viele Staaten zählte denn wohl Europa in diesem Augenblicke? Wie viele hätte es zuvor gezählt? Unser Vf. nennt „denjenigen einen Unabhängigen oder Fürsten, der weiter keinem dient.“ Aber soll das heissen: derjenige sey unabhängig, welcher bloß seinem eigenen Willen folgt, und nie einem fremden: so ist selbst der ärgste Despot kein Fürst; kein Freyer, auch Er dient; alsdann ist kein Staat zu finden. Der Pabst, die Kirche gaben auch Königen Befehl, denen diese zu widerstehen nicht wagten. Ja, wie vielen Befehlen mögen sie gehorchen, die in der Form von Bitten und Schmeicheleyen an sie kommen! Oder soll nur gesagt werden: derjenige sey unabhängig, der durch keinen äusseren Zwang zu irgend einem Thun veranlasst wird? Aber alsdann fragen wir wieder: ist nicht die Abwesenheit dieses Zwangs mehr im Begriff als in der Wirklichkeit? Die größere Macht ist unleugbar bey den Untergebenen. (denn der Fürst ist Ein Mensch!), und es lässt sich historisch beweisen, dass Fürsten durch ihre Unterthanen gezwungen sind, wenn sie nicht verstanden, früher diesen Zwang, der ihrer Herrschaft auszuweichen. Versta-

aber dieses der Untergebene eben so gut: so existirt auch für ihn kein Zwang, und er ist folglich eben so unabhängig wie der Fürst. Und wenn wir uns daran erinnern, daß dieser Staat — Staat unter Staaten ist, und daß zwischen ihm und diesen Berührungen und Verhältnisse Statt finden: so sehen wir wieder neue Bande der Abhängigkeit. Kein Staat ist unabhängig unter Staaten; so lange Staaten neben einander existiren, so lange sind sie von einander abhängig. Wer Unabhängigkeit für nothwendig zum Wesen des Staats hält, der muß an der Idee festhalten, und sich nicht darauf einlassen, daß es mehrere Staaten neben einander geben mag, und dann ist es überflüssig, die Unabhängigkeit anzuführen. Das Streben nach Unabhängigkeit liegt in der Natur der wirklichen Staaten, aber die Erreichung würde nur durch Besiegung und Unterwerfung aller Staaten möglich seyn. Überhaupt, wo ein Verhältniß Statt findet, da sind die Glieder desselben abhängig; daher sind weder die Staaten unabhängig noch ihre Fürsten. Aus diesem Allen erhellt unstreitig, daß die Definition der Staaten von Hn. v. H. gewiß nicht besser ist, als andere, ja sie scheint uns eine der schlechtesten. Wie viel richtiger schon Grotius: *Coetus perfectus liberorum hominum juris fruendi et communis utilitatis causa*.

Seiner Definition vom Staate indess gemäß, erklärt der Vf. einen Fürsten dahin, „daß er nichts anderes sey, als ein unabhängiger durchaus freyer Mensch, der keinen Oberen über sich hat: oder umgekehrt — jeder Mensch, den Glück und Umstände vollkommen frey machen, wird so ipso ein Fürst.“ — Kann es nach dieser Definition einen vollkommneren Fürsten geben, als Robinson Crusoe? oder, wenn wir auch das vorige gefellige Verband mit hineinziehen, als eine Familie in der Wüste, auf einsamer Insel? „Wenn hinwiederum eine Gesellschaft oder eine Corporation von Menschen, welchen Zweck sie auch haben mag, sich bis zu dieser gänzlichen Freyheit emporzuschwingen vermag: so wird sie eine Republik genannt, und diese sind daher nichts anderes, als unabhängige Communitäten.“ Alle Staaten sind daher entweder Fürstenthümer (Einzelherrschaften) oder Republiken (Vielherrschaften). Die Eintheilung von Montesquieu in Republiken, Monarchieen und Despotieen, die Hr. v. H. durchaus fehlerhaft nennt, ist wenigstens wohl nicht schlechter als die seinige. Die bestimmtere von Heeren in Despotieen, Autokratieen und Republiken hat er nicht einmal des Nennens werth gefunden. Oligarchie und Ochlokratie sind, nach ihm, mögliche Corruptionsarten jeder Republik; Tyranny ist eine Verderbnis der Monarchie, und Despotie, als Mißbrauch der Gewalt, kann allen Staaten gemein seyn. Es versteht sich von selbst, daß wir dem Vf. so wenig bey dieser Eintheilung unseren Beyfall geben können, als wir seine Definition vom Staat u. s. w. gelten lassen. Mit dieser fällt auch jene. Sie ist nur von der äußeren Form hergenommen, nicht aber aus dem Wesen herausgegriffen. Zwischen England und Athen, zwischen

Frankreich und Rom ist gewiß eine größere Ähnlichkeit in Ansehung der Verfassung, als zwischen den ersten Reichen und Persien oder der Turkey. Oder sollen diese keine Staaten seyn? Aber alsdann taugt die Definition vom Staate nicht. Nach unserer Überzeugung ist das Wesen des Staats Eins und unveränderlich; aber dieses Eine Wesen kann sich in der Zeit offenbaren auf eine sehr verschiedene Weise. Daher wird es schwer seyn, für die wirklichen Staaten einen Eintheilungsgrund zu finden, der wirklich ein Grund wäre. Vielleicht thäte man am besten, sich an das Wesen zu halten, und die Formen aus der Geschichte zu lernen. — Über die bekannte Frage: „welche Verfassung die bessere sey, die monarchische oder republikanische?“ sagt der Vf.: „sie falle zu einer elenden Spitzfindigkeit herab.“ Es ist gewiß, diese Frage ist völlig ungereimt, wenn man sie aufwirft auf ein gegebenes Land mit einem Volk, in einem gegebenen Zustande. Denn die Geschichte aller Zeit beweiset, was in dem Gedanken eines lebendigen Volksgeistes nothwendig liegt, daß nur dasjenige Kraft erhalten und Wurzel schlagen kann, was aus diesem Geist hervorgeht; daß man einem Volke wohl eine Verfassung aufzwingen mag, die seiner Natur widerspricht, daß aber diese Verfassung nie Leben und Gedeihen erhalten wird. Aber wenn man die Frage aufstellt bloß in Beziehung auf die Idee des Staats, abgesehen von den Eigenthümlichkeiten der Wirklichkeit, in welcher sie sich darstellt: so ist sie weder spitzfindig noch unbeantwortlich, und es ist uns ziemlich unbegreiflich, wie jemand, ohne von jenem Gedanken auszugehen, sie so schnell auf die Seite schieben kann. Am allerwenigsten können wir es loben, wenn man sie, wie Hr. v. H., nur in Beziehung auf die Herrschenden oder in Beziehung auf die Untergebenen betrachtet, aber nicht in Beziehung auf beide zugleich. Denn es ist zu erwarten, daß die Herrschenden bleiben wollen, was sie sind; es ist möglich, daß bestimmte Untergebene bey jeder Veränderung verloren, „weil jede Verfassungsart ihre eigenen Vortheile und Nachtheile hat;“ aber damit ist über die Frage nichts ausgemacht. Consequent hingegen ist es, den Unterthanen die Entscheidung über die Natur der Herrschaft abzusprechen. Der Vf. erkennt ja keine Delegation der Herrschaft an, sondern sie beruht nach ihm auf eigenen Rechten. Das glaubt er damit bewiesen zu haben, daß keiner geben könne, was er nicht hat, die Unterthanen also keine Unabhängigkeit geben können, weil sie selbst keine haben! Wenn daher nur die Herrschaft an sich rechtmäßig sey, d. h. wenn die Gewalt nicht gemißbraucht wird: — so können die Unterthanen wohl klagen und seufzen, auch dürfen sie davon gehen, wenn ihnen das Bleiben nicht gefällt; aber sie sind nicht befugt die Herrschaft zu verändern. Also muß es bey dem Alten bleiben, und etwas Neues geschieht nicht ohne Ungerechtigkeit. Das lehren Philosophie und Geschichte! —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M Ä R Z, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, i. d. Steinerischen Buchhandlung:
*Handbuch der allgemeinen Staatenkunde, der
darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und
der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen
der Natur, von Carl Ludw. von Haller u. s. w.*

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Das Resultat dieser Untersuchungen faßt der Vf. also: 1) Die Fürsten herrschen aus eigenen, nicht aus anvertrauten Rechten; 2) sie sind nicht Administratoren eines gemeinen Wesens, nicht Diener des Staats, nicht oberste Beamte des Volks, auch nicht Oberhäupter der Staaten, sondern sie sind unabhängige, selbstständige Wesen, die nur ihre eigene Sache verwalten; 3) das Regieren ist ein Recht und keine Pflicht; 4) sie sind nicht für das Volk, sondern für sich (welches jedoch, inconsequenter Weise, durch die Flickwörter: „nicht allein, sondern auch vor allem aus und wesentlich“ — gemildert wird); 5) ein Fürstenthum ist kein gemeines Wesen, sondern eine Privatexistenz, *magna familia*; 6) wird noch versichert, daß dieses System (?), so fest es auch die Autonomie der Fürsten gründe, doch keineswegs dem Despotismus vortheilhaft sey; es gebe nur nach der natürlichen Gerechtigkeit jedem das Seinige, und sey für Fürsten und Unterthanen gleich befriedigend. Wahrscheinlich schlag Hr. v. H. das Herz ein wenig, und er hielt für nöthig, die zu fürchtende Indignation durch diese Versicherung etwas zu besänftigen.

Dies sind die Grundgedanken, auf welche dieses neue System des Staatsrechts und der Politik gebauet wird. Wir dürfen uns nicht länger aufhalten, hoffen aber genug gesagt zu haben, um sie im gehörigen Lichte zu zeigen. Wir haben uns bey der 50 S. langen Einleitung etwas weitläufiger ausgelassen, um bey dem Werke selbst schneller verfahren zu können.

Der erste Theil handelt von den Fürstenthümern oder Monarchieen. Sie seyen die ersten, natürlichsten, dauerhaftesten Staaten, und entstanden von oben herab durch successive Aggregation. Es gebe drey Principien der Oberherrschaft: *Überlegenheit an Eigenthum, an Muth oder Geschicklichkeit, an Geist oder Wissenschaft*. Aus ihnen, und dem ihnen entsprechenden Bedürfnis des Lebensunterhalts, des Schutzes, der Belehrung, entspründen die drey Arten von Monarchieen, die in der Geschichte vorkämen: 1) *Patrimonialstaaten*, oder die Erb- und Grund-Herren; 2) *militärische Staaten* oder das Generalat; 3) die *geistlichen Staaten* oder Theokratieen. — Sollten

wohl alle Staaten der Geschichte (sie geht bis auf diesen Tag!), an deren Spitze ein Fürst stand, oder deren Oberhaupt ein Fürst war, auf die hier angegebene Weise entstanden seyn, oder sich zu einer dieser Classen zählen lassen? Wir zweifeln gar sehr; und sollte kein Staat, mit einem Monarchen an der Spitze, auf eine andere Weise entstehen können? Wir zweifeln noch mehr.

Das erste Hauptstück handelt nun von den Grundherren oder den Patrimonial-Fürsten, deren Ursprung ganz natürlich sey. „Die ersten unabhängigen Menschen finden sich unter den freyen Landeigenthümern. Diese bilden die eigentlichen Erb- und Grund-Herren.“ Aber warum sind denn nicht alle freyen Landeigenthümer unabhängige Menschen? Warum sind diese nur unter jenen? Wenn das Eigenthum sie unabhängig macht: so sind sie es alle, und der Ausdruck ist falsch, oder das Eigenthum thut nicht so große Dinge, wie doch behauptet wird. Und woher das Grundeigenthum? Hr. v. H. leitet es lediglich aus der Occupation her: die Erwerbung durch Vertrag sey erst dann möglich, wenn der Boden schon einen früheren Besitzer gehabt habe. Es ist unbegreiflich, wie dieser Satz: die Besitznehmung gebe ein Recht, noch immerfort behauptet werden kann, und zwar von Männern, welche die natürliche Gleichheit der Menschen als solcher gleichfalls behaupten. Die Occupation, welche Niemand hindert, und die Niemand bemerkt, ist in rechtlicher Rücksicht eine durchaus gleichgültige Handlung; sie kann einen ruhigen Besitz geben, aber nie einen rechtlichen; oder wie sollte die frühere Zeit, der unvermeidliche Zufall, daß ich später kam als Du, Dir ein Recht geben können, mich von dieser Sache auszuschließen, und folglich mir die Pflicht auferlegen, mich ihrer zu enthalten? Soll ich auf Gottes Erde keinen Anspruch haben, weil Ihr sie schon getheilt habt, ehe ich war? Nein, die Occupation giebt kein Eigenthum. Die Gesetze aber sind so wenig nach dem Eigenthum entstanden, wie Hr. v. H. behauptet, als vorher, sondern sie sind entstanden mit dem Eigenthum. Die gegenseitige Anerkennung des beiderseitigen Besitzes macht diesen Besitz zum Eigenthum, und eben diese Anerkennung ist der Anfang der Gesetze. Der Staat geht weder aus dem Eigenthum hervor, noch das Eigenthum aus dem Staate, sondern mit dem Eigenthum ist die Nothwendigkeit des Staats gegeben, und es giebt kein gewisses Eigenthum, als im Staate. Beide, Staat und Eigenthum, haben einen tieferen Grund in der allgemeinen Menschenvernunft, die sich in Zeit und Individuen offenbaren muß. Hr. v.

Aaaa.

H; wolle unsere Stimme nicht zu „den rauhen“ zählen, die ihm, wie er hofft, „nicht mehr entgegenstehen werden.“ „Er sieht nicht ein, warum er vor diesem Kant auf die Knie fallen soll;“ Rec. noch weniger, warum er vor diesem Haller! — Consequenter Weise läßt der Vf. alle landesherrl. Rechte auf der doppelten Basis der *Unabhängigkeit* und des *Grundeigenthums* beruhen. Es sind vorzüglich folgende: 1) Nur Gott allein ist über dem Fürsten, und darin besteht die eigentliche Souveränität; sein (des Fürsten) Wille ist Gesetz für alle seine Untergebenen. (Zum Trost wird uns gesagt, daß die moralischen Gesetze viele Pflichten aufliegen.) 2) Führung des Krieges, Friedensschlüsse und andere Verträge sind des Fürsten Sache. Im Kriege müssen die Unterthanen helfen aus moralischer Pflicht, aus Interesse, nach Verträgen; freywillig auf des Fürsten Kosten: die Conscription wird verworfen. 3) Anstellung, Beförderung, Verabschiedung, gleichfalls. Hr. v. H. schreibt dem Fürsten das Recht willkürlicher Verabschiedung zu. 4) Oberste Gerichtsbarkeit, die aber weniger ein Recht seyn soll, als eine Wohlthat, welche er seinen Unterthanen erweist. Er selbst ist keinem Gericht unterworfen. Wenn er indess offenbare Verbrechen beginge, und sich als ein erklärter Feind seines Volks (?) betragen sollte: so wird den Unterthanen „am Ende“ das Recht (?) der Nothwehr oder der Flucht erlaubt. 5) Staatsfinanzen sind des Fürsten Finanzen, über welche er seinen Unterthanen keine Rechenschaft zu geben braucht. Domänen sind seine eigenthümlichen, und nicht National-Güter; Regalien kann er ausschließend machen; Manufacturen, Fabriken u. f. darf er anlegen: wer ihm dazu die Befugniß abspäche, der machte ihn zum — Sklaven. — Es hat uns gewundert, bey dieser Gelegenheit etwas „von dem gemeinen Besten“ zu hören. Woher kommt hier das gemeine Beste, da Alles nur Sache des Fürsten ist? Aber wir begreifen Vieles nicht. 6) Taxen, Sporteln, Emolumente, ist der Fürst von seinen Unterthanen zu fordern berechtigt für Dienste (?), die er ihnen in Privatangelegenheiten geleistet. Wer sie nicht zahlen will, der braucht ja nur den Dienst nicht zu verlangen! Man darf sich ja nur ruhig mit Füßen treten lassen, um der Obrigkeit nichts zu zahlen, damit sie dieses wehre. Ja, Taxen und Sporteln „sind billig, spornen den Fleiß, sind vortheilhaft für die Parteyen, auch für den Fürsten. (dem sie die Nothwendigkeit ewiger Gehaltserhöhungen ersparen), und nicht im mindesten unwürdig.“ Dagegen aber habe 7) der Patrimonialfürst kein Recht, von seinen Unterthanen directe Steuern und Auflagen zu erheben. Aus seiner Unabhängigkeit oder, aus seinem Länderbesitz fliesse nicht das Recht auf das erworbene Eigenthum seiner Unterthanen. Hat er die Beyhülfe derselben nöthig: so muß diese nachgesucht und bewilligt werden. Dies führt auf *Landstände*, die nur sich selbst, nicht ihre Untergebenen repräsentiren, und die Steuern nur wie aus ihrem Eigenthum bewilligen, aber die Beyhülfe der Untergebenen wieder ansprechen können. Was einmal gesteuert ist, das werde Eigenthum des Fürsten; und die Nachkommen erben die

Steuerpflicht der Väter mit dem Vermögen derselben. Späterhin zugekommene einzelne Unterthanen seyen schuldig, sich den eingeführten Steuern zu unterwerfen. Directe Steuern, Kopfsteuer, Vermögensteuer u. a. seyen in Monarchien geßlig. (Aber die Frage war vom Recht; das Geßlige gehört in die Politik). — Hr. v. H. weifs sich, den Philosophen gegenüber, gar viel mit diesem Punct. „Durch die seltsame Idee, daß der Staat ein gemeines Wesen und die fürstliche Würde ein Amt sey, haben die Staatslehrer dem willkürlichsten und unbeschränktesten Beschattungssystem Thor und Thür geöffnet. Nach diesen Grundsätzen ist kein Mensch auf dem Erdboden mehr, der noch einen Groschen als den seinigen betrachten könnte. Conscriptionen und Auflagen, lauter Soldaten und Steuereinnahmer, das hat Europa seiner gerühmten Philosophie zu danken.“ Es giebt Menschen, die Unfinn predigen; aber wir dächten, die Philosophie wäre sehr unschuldig. Die Sache ist klar: Der Staat bedarf zu seiner Fortdauer Geld; den Aufwand muß derjenige bestreiten, welcher im Besitz des Vermögens ist. Gehört dem Fürsten dieses Vermögen: so kann er von den übrigen Menschen so wenig Steuern verlangen, als er ihrer bedarf; gehört es Allen: so müssen Alle beytragen, damit der Staat bestehe. Es kommt daher nur darauf an, was vernünftiger ist: Einen frey zu machen und die übrigen zu Sklaven und steuerfrey, oder Alle frey und steuerbar. 8) Darf der Fürst gemeinnützige und wohlthätige Anstalten errichten, z. B. Straßen, Schulen, Zuchthäuser. Indess sind das Wohlthaten des Fürsten, nicht Schuldigkeiten. Um die Tabelle zu schließen, bemerkt Hr. v. H., „daß es unmöglich sey, alle Rechte oder Befugnisse eines Fürsten der Materie nach aufzuzählen,“ welches auch recht gut seyn möchte, wenn nur die Form bestimmt angegeben wäre. Er thut zwar den Ausspruch: „der Fürst sey zu Allem befugt, was in seinem Vermögen stehe, und keine fremden Rechte beleidige“; aber das Uebel ist, daß er uns diese fremden Rechte gar nicht kennen lehrt. Die landesherrliche Macht könne veräußert werden, mit dem Grundeigenthum. Aus der Erblichkeit von diesem folge die Erblichkeit des Patrimonialreiche; die Erbfolge aber richte sich nach dem Willen des letzten Besitzers, oder nach Landesgewohnheit. — Hr. v. H. ereifert sich bey dieser Gelegenheit gewaltig gegen den blöden Sinn der Lehrer des Naturrechts, welche behauptet, daß es von Natur weder Erbfolge noch Testamente gebe. Gewiß, der Name: Naturrecht, hat zu manchen Irrthümern Anlaß gegeben, weil Viele nicht wissen, was sie unter der Natur denken sollen. Zu diesen gehört auch unser Vf., er, der da meint, „das Recht der Natur könne durch einige Civilgesetze in die Schranken der Billigkeit gewiesen werden.“ Er hat keine Idee vom Naturrechte; und daher ist sein richterlicher Ausspruch: „man solle jene Doctoren, welche Erbfolge und Testamente für naturwidrig ausgeben, dadurch bestrafen, daß man ihre Verlassenschaften der allgemeinen Occupation Preis gebe,“ nur ein wenig spasshaft. Über Untheilbarkeit, Recht der Erstgeburt u. s. w. wird mehr gesagt, wie es zu seyn pflegt, als

warum es also Recht sey. — Wir übergehen den Paragraphen über die Erweiterung der landesherrlichen Macht. Einen Punct jedoch können wir nicht unberührt lassen. Der Vf. rechnet zu den Mitteln, durch welche die landesherrliche Macht vergrößert werden kann, auch die *Usurpationen*, und macht dabey folgende Bemerkung: „Die Usurpation bezieht sich nur auf den vorigen Besitzer (den Fürsten), nicht aber auf seine Angehörigen oder Unterthanen. Diese letzteren sind daher (in sofern sie nicht in ihren eigenen Rechten gekränkt werden) zu einem ewigen Widerstand gegen den ursprünglichen Usurpator nicht verpflichtet, und ohne Aufforderung oder Mitwirkung ihres verdrängten Herrn auch nicht immer berechtigt.“ Welch ein elendes Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen! Ist es nicht offenbar, daß die Unterthanen nichts sind, und daß die Existenz der Fürsten die unsicherste ist, die es geben kann? Eben so übergehen wir die Ursachen des Verlustes der Unabhängigkeit oder des Untergangs der Staaten; aber der Seltsamkeit wegen mag hier folgender Satz stehen: „Es ist durchaus unrichtig, daß der Staat (das selbstständige Wesen) auch durch den Untergang des Volks, z. B. durch die Ausrottung, Auswanderung oder Zerstreuung sämtlicher Unterthanen, zu Grunde gehe.“ — Denn der Herr wird schon Diener und Untergebene wieder bekommen! — „Wenn hingegen auch alle Untergebenen unverfehrt bleiben, und nur der Freye, d. h. der Fürst, wegfällt: so geht der bisherige Staat *eo ipso* zu Grunde!“

Wir haben schon oben bemerkt, daß der Vf. seine Politik sehr schicklich eine Makrobiotik heiße; denn sie geht nur darauf, den Leichnam eines gegebenen Staats so lange als möglich vor dem Untergange zu schützen. Ihn auf immer zu retten, und vor dem Tode zu bewahren, darauf thut sie sogleich von vorn herein Verzicht, wohlwissend, daß kein Staat ewig dauern könne; sie will nur verhüten, daß die ihm von Gott bestimmte Lebenszeit nicht durch eigene Schuld verkürzt, sondern durch eine gute Diät, wo möglich, über jenen Punct hinaus verschoben werde. Schon daraus wird einleuchten, daß Hn. v. H.'s Staatsklugheit nichts mehr ist, als eine gemeine Politik, die nur darauf hinausgeht, das traurige Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen, wie es bisher dargestellt wurde, zu erhalten und zu consolidiren. Es ist die Politik, welche jeder Fürst, der sich von seinen Unterthanen also getrennt glaubt, wie der Vf. ihn trennt, befolgen wird, wenn er klug ist u. Verstand hat. Eine höhere Politik, oder die allgemeine u. wissenschaftliche Politik, können wir nur diejenigen nennen, welche, indem sie die Natur und das Wesen des Staats sowohl in Beziehung auf ihn selbst als in Beziehung auf andere Staaten begreift, von der einen Seite das Ideal des Staats im Auge behält, von der anderen aber den gegebenen Zustand der Wirklichkeit beachtet, und sich bestrebt, diesen Zustand, nach Zeit und Umständen, jenem Ideal gemäß zu gestalten. Die Grundsätze der Politik, welche Hr. v. H. giebt, sind nun für seinen Zweck sehr gut, nur zweifeln wir, ob sie vollständig seyen; wir glauben wenigstens, sie könnten noch sehr vermehrt werden. Besonders haben wir uns gewundert, daß er den Für-

sten gar nichts sagt über die Freyheit der Presse. Wir erwarteten, er würde ihnen einen vollkommenen Presszwang vorschlagen, und überhaupt Unterdrückung aller Cultur, soviel als nur immer möglich. Denn wir halten dafür, daß in dem Verhältnisse, in welches er Fürsten und Unterthanen setzt, den Ersten nichts mehr zuwider seyn kann, als die Entwicklung der Vernunft in den Letzteren. Sowie nämlich die Unterthanen sich zu höherer Cultur erheben: so müssen sie immer lebendiger durchdrungen werden vom Gefühl ihrer Menschlichkeit und von der Einsicht, daß die Fürsten auch Menschen sind, und daß das äußere Haben übereinstimmen sollte mit dem innerlichen Seyn; da die Welt Allen gemein ist und ein Jeder Ansprüche auf sie hat: kurz, es ist nothwendig, daß republicanische Ideen in den Unterthanen entstehen, die für die Fortdauer eines solchen Staats nothwendig verderblich werden müssen. Hr. v. H. legt ja das ganze Unglück der neuesten Zeit den Philosophen und ihrer schädlichen Einwirkung hey; hätten die Fürsten die Cultur zu unterdrücken und die Freyheit der Presse zu vernichten gewünscht: so würden diese verderblichen Irrthümer der Philosophen nicht verbreitet seyn, und Alles wäre, wenn es anders Gottes Wille gewesen, beym Alten geblieben. — Ferner scheint er uns auch bey weitem nicht Rücksicht genug auf fremde Staaten genommen zu haben; da es doch gewiß ist, daß das Schicksal des einen Staats durch die andern bestimmt wird. Diefem Umstand muß die Politik abzuhelpen suchen. Dagegen möchte wohl Einiges, welches der Vf. angiebt, schwerlich in die Politik gehören, z. B. der Geist des Kriegs, oder kriegerische Tugenden, die der Fürst haben soll. Bekanntlich kommt der Geist von oben herab, wie alle gute Gabe.

Das zweyte Hauptstück spricht mit viel größerer Kürze von den unabhängigen Feldherren oder den militärischen Staaten (deren Oberhäupter Feldherren, Heerführer, Herzoge, Imperatores, aber lächerlich Kaiser genannt wurden). Der Ursprung des Generalats sey natürlich und rechtmäßig, „weil der Vertrag zwischen dem Anführer und jedem einzelnen Begleiter freywillig sey.“ Der Anführer werde Fürst und stifte ein Reich, wenn er unabhängig sey; dadurch entstehe eine Vermischung des Generalats mit der Grundherrschaft, und hieraus entsprängen mancherley Modificationen in dem Verhältnisse der Untergebenen zu dem Fürsten. Denn dieses Verhältniß werde immer Spuren seines militärischen Ursprungs an sich tragen. Z. B. die Untergebenen werden zu Steuern und Dienstleistungen verpflichtet werden, mit welchen die Waffengefahrten des Eroberers nicht belästigt werden dürfen; die ursprünglichen Getreuen werden durch Statthalterschaften, Länderverschenkungen u. s. belohnt; daraus entsteht ein neuer Adel. In wichtigen Reichsangelegenheiten werde der Fürst diese Großen zu Raths ziehen; daraus Reichstände; die Privilegien des siegenden Volks machen die s. g. Nationalfreyheiten in Monarchien aus; die begünstigten Großen gerathen nach und nach mit dem Fürsten in einen Kampf, in welchem dieser meistens unterliegen muß u. s. w. Man sieht: Alles dieses sind gute Sätze zur Erklärung der Er-

scheinungen in der Geschichte, durch Nachweisung ihres äusseren Grundes. — Der Hauptunterschied zwischen Patrimonial- und militärischen Staaten sey der, dass in jenen der Fürst sein Grundeigenthum als die Hauptsache ansieht, die Herrschaft über die Menschen aber als Nebensache; dass aber in diesen die Sache sich umkehrt. — Es hat uns gefreuet, dass Hr. v. H. das *Lehnwesen* in Schutz nimmt. Das war von ihm zu erwarten und consequent. Aber es ist zu bedenken, dass, wie vortrefflich auch das Lehnwesen für die Zeit seiner Entstehung und seiner Blüthe gewesen seyn mag, dasselbe doch nur eben, wie alle menschlichen Einrichtungen, für eine bestimmte Zeit war. Alle diejenigen, die etwas tadeln, welches sich, nicht etwa durch Eines Menschen (Königs, Fürstens) kühnen Willen, sondern welches sich aus dem Wesen des Volks oder dem Geiste einer Zeit machte, und darum zu den übrigen Erscheinungen dieser Zeit in einem nothwendigen Verhältnisse stand und die Ergänzung derselben war — Alle diese stehen gewiss in einem grossen Irrthum. Aber in einem nicht kleineren Irrthum stehen auch diejenigen, welche dasselbe an sich loben und preisen, als wäre es nun geeignet für alle Zeit. Wenn von dem Adel gesagt wird: „er sey nicht eine menschliche Institution; sondern ein Spiel (kein guter Ausdruck!) der Natur“: so ist das eben so wahr, als wenn es von irgend einer anderen Erscheinung in der Geschichte gesagt würde, aber auch nichts wahrer. Das Leben selbst ist keine menschliche Institution, folglich auch die Äusserungen desselben nicht. Wenn man aber das Eine, welches durch Menschen geschieht, den Menschen zuschreibt, warum nicht auch das Andere? Auch dieses hat uns gefreut, dass Hr. v. H. die Vertheidigung des Adels übernimmt; nur Unwissenheit und Unverstand kann auf den Adel schimpfen. Aber dass sich die adlichen Herren nur ja nicht einbilden, als würde ihnen, ihren Anmassungen, ihrem Unverdienst, ihrer Rohheit, ihren Briefen und Proben — das Wort geredet! Die Steuerfreyheit kann gewiss, wie Hr. v. H. behauptet, Recht seyn, und aus dem besonderen Verhältnisse des Adels fliessen: aber daraus folgt nicht, dass sie nicht Unrecht werden könnte, wenn diese besonderen Verhältnisse sich etwa änderten. — Die Makrobiotik für Staaten dieser Art ist vortrefflich. Die gegebenen Regeln sind durch die Geschichte bewährt, aus ihr genommen, und darum geltend fürs Leben. Aber eine höhere Politik finden wir so wenig hier als vorher. Manches wäre wohl einzuwenden gegen die Bemerkungen, oder gegen die Schlussbetrachtungen: aber es ist uns hier nicht vergönnt.

Im dritten Hauptstück wird gehandelt von den unabhängigen geistlichen Herren oder den Priesterstaaten (Theokratieen). Zur Bewirkung der Herrschaft komme es zwar nicht auf den Werth der Lehre an, durch welche der Lehrer die Jünger an sich zieht; aber eine grosse und dauernde Herrschaft könne nur durch religiöse und nützliche Lehren bewirkt werden: nur diese hätten gebietende Kraft und seyen den Menschen Bedürfnis. Die geistliche Herrschaft gehe bloss auf die Gemüther, sie beruhe auf der Über-

legenheit an Geist, der Gehorsam aber beruhe auf dem Glauben. Ein solches Verband zwischen einem Lehrer und seinen Jüngern sey das freyeste von allen. Missbrauch der geistlichen Herrschaft sey möglich, aber der liege nicht in ihr, sondern in der Art ihrer Anwendung. Der Zweck derselben bestehe lediglich in möglichster Erhaltung, Verbreitung und Befestigung der Lehre. Befestiget aber werde die Herrschaft nur durch die Vereinigung der Gläubigen in eine äussere Gesellschaft oder sichtbare Kirche; ihre Erhaltung erfordere eine besondere Verfassung. Als Lehrer seyen die geistlichen Herren immer unabhängig (geistliche Fürsten), aber ihre Herrschaft werde nicht eher unter die Staaten gezählt, bis sie auch in weltlicher Rücksicht von aller Abhängigkeit befreiet seyen. Dies sey nur möglich durch den Besitz eines Grundeigenthums. Die Erwerbung desselben könne auf mancherley Art rechtmässig seyn: durch das Schwert zur Vertheidigung der Lehre, durch Schenkungen der Gläubigen; durch Verträge. Aus dieser Entstehungsart der Theokratieen nun entspringen in staatsrechtlicher Rücksicht verschiedene Modificationen, z. B. dass die Kirchenverfassung immer die Hauptsache bleibe; dass die priesterliche Herrschaft durch Lehre und Glauben mit den grundherrlichen Rechten vereinigt werde; dass ein Kirchenadel entstehe, der alle Übrigen verdunkelt; dass die Behandlung der Untergebenen nothwendig milde und freundlich bleibe; dass die Domänen unveräusserlich, die Nachfolge nicht erblich sey u. s. w. — Mit Freude haben wir diesen Abschnitt über die geistlichen Staaten gelesen und ihre Vertheidigung. In reinrechtlicher Rücksicht möchte allerdings gesagt werden können, dass Hr. v. H. den Begriff des Staats nicht fest genug gehalten habe: aber ist denn im wirklichen Leben etwas isolirt? und greift nicht alles genau in einander? Zur Erklärung der Erscheinungen in der Geschichte, in so weit dieselben aus anderen Erscheinungen erklärt werden können, hat er viel Vortreffliches gesagt. — Den Untergang der geistlichen Staaten leitet der Vf. theils her (wodurch alle Staaten untergehen) aus dem Verlust der äusseren Unabhängigkeit, theils aus Vernachlässigung, Erschlaffung, Verderbnis der Lehre. — Die Makrobiotik der geistlichen Staaten (die wir keinesweges für überflüssig halten, wenn gleich kaum noch ein geistlicher Staat existirt), die natürlich in vielen Punkten von der Makrobiotik der übrigen Staaten abweicht, ist sehr lehrreich. Erst hier rath Hr. v. H. u. a. die Einschränkung der Presse an. „Uneingeschränkte Pressfreyheit heisst nichts anderes, als dass Jeder sich zum Lehrer und Arzt aufdringt, der gar nicht dazu befugt ist, und Irrthum statt Wahrheit, Gift für Arznei giebt; das Urtheil darüber muss am Ende doch Jemand überlassen werden.“ Wirklich? Das Urtheil über die Wahrheit? Dann freylich haben die Fürsten (besonders die geistlichen) den meisten Anspruch darauf. — Schade, dass Hr. v. H. sich nicht zu mässigen weis! Wie vortrefflich ist die Anmerkung über den Verfall der Religion gedacht! Wie gut, was er vorschlägt zur Belebung und Erweckung religiöser Gesinnung! und doch, welche gehässige Seitenblicke sind hineingeworfen!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 M Ä R Z , 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WINTERTHUR, in der Steinerischen Buchhandlung: *Handbuch der allgemeinen Staatskunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts und der allgemeinen Staatsklugheit nach den Gesetzen der Natur*, von Carl Ludw. v. Haller u. s. w. (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der zweyte Theil ist den Republiken oder freyen Communitäten gewidmet. Mehrere Menschen, zu einem gemeinsamen Zweck in eine Communität vereinigt, bilden, wenn diese Communität frey ist, eine Republik. Eine Republik sey nichts anderes als eine unabhängige Gesellschaft oder Genossenschaft. Zu ihrer Entstehung geben gleiche Kräfte und gemeinsames Bedürfnis Veranlassung. Ihr Zweck sey irgend ein gemeinsamer Vortheil, welchen man durch Vereinigung der Kräfte zu erreichen suche, und daher sehr verschieden. Wir führen, dies nur kurz an, weil wir uns nicht aufs Disputiren weiter einlassen dürfen. Sonst, wie viel liesse sich gegen die Entstehung sagen, selbst aus der Geschichte! Wie beschränkt ist es, den Zweck der Republiken mit der Absicht zu verwechseln, welche vielleicht die Menschen hatten, die in die erste Verbindung, aus welcher die Republik erwuchs, eintraten! Nachdem darauf gezeigt ist, wie die Republiken zur Unabhängigkeit kommen, werden die natürlichen Rechte im Inneren einer Republik deducirt, z. B. dass Niemand zum Eintritt in eine Genossenschaft gezwungen werden könne, dass aber auch die Gesellschaft nicht schuldig sey, Menschen aufzunehmen, wenn sie nicht wolle; dass die höchste Gewalt bey der Communität der Genossen, und dass nach der Majorität der Stimmen zu entscheiden sey u. s. w. (Für die Stimmenmehrheit wird hier ein guter Grund angegeben: „was die Mehrheit will, das kann sie auch durchsetzen.“ Das Dilemma aber: „dass entweder die Majorität entscheiden müsse oder die Minorität, oder keine von beiden,“ taugt nicht. Die Einstimmigkeit ist übersehen; oder sollte gar keine Einheit der Stimmen möglich seyn? Wir erinnern an die vereinigten Niederlande). Bey dem Satze: „dass eine Genossenschaft von ihren Mitgliedern Steuern fodern könne, so viel sie nöthig finde,“ wird bemerkt, „dass die Genossen nicht nach ihrem Vermögen beytragen müssten, sondern der eine so viel als der andere.“ Dann heisst es in der Note: „Wem würde es einfallen, bey einer Association zum

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

geselligen Vergnügen, einem Casino, einer Tanz- oder Lese-Gesellschaft die Mitglieder nach ihrem Vermögen bezahlen zu lassen?“ Wir fragen von unserer Seite: wem wird es einfallen, Einigen nur den Dudelsack zu vergönnen, während Andere bey voller Musik tanzen? Oder diesen mit seinem Buche in die dunkle Ecke zu stellen, da jener zwey Lichter hat oder mehr? — Republiken bedürfen gewisser Statuten, welche die innere Ordnung bestimmen, und die Constitution heissen. Sie bestimmen die Bedingung der Aufnahme und Ausschließung, die Formen der Versammlung und Berathschlagung, oder die Übertragung der Gewalt an einen stellvertretenden Ausschuss. Dieser bedarf alsdann wieder, gleichsam als engere Genossenschaft, einer Constitution über seine Composition, Organisation u. s. w. Eben so das Regierungscollegium. — Republiken können Rechte auf Personen und Sachen erwerben, zu welchen sie alsdann in einem herrschaftlichen Verhältnisse stehen. Sind sie völlig frey: so ist die Genossenschaft ein collectiver Fürst, der dieselben landesherrlichen Rechte hat, wie die Patrimonialfürsten, jedoch mit Modificationen, die nothwendig aus der Natur collectiver Herrschaften entstehen. Was als Ursache des Untergangs der Republiken angegeben wird, das lässt sich gewiss Alles mit Beyspielen aus der Geschichte belegen. — Die Makrobiotik der Republiken ist im Sinne des Vfs. höchst vortreflich. Sie werden in der doppelten Rücksicht betrachtet: als Grundherren, und in dieser Rücksicht muss ihre Politik, mit einigen Modificationen, dieselbe seyn, welche den Patrimonialfürsten empfohlen wurde; und als Communitäten, in welcher Rücksicht sie eine eigenthümliche Politik zu befolgen haben. Der Zweck sey, die Gesellschaft selbst zu erhalten, und zwar in dem Zustand inneres Friedens. Die Hauptmittel wären zunächst weise Statuten oder Constitutionsgesetze, deren Regeln dargelegt werden. Dann aber zweytens acht republikanische Tugenden. Ungern liess man die beständigen Angriffe auf *Montesquieu*. Wir sind völlig mit Hn. v. H. einverstanden, dass *Montesquieu* von vielen überschätzt wird, und dass man sich sehr in Acht nehmen muss bey dem Lesen desselben, um nicht durch blödsinnige Sätze irre geführt zu werden. Das rhapsodische Hinschütren seiner Gedanken, sein Streben nach dem Auffallenden, nach Paradoxen, nach Witz, mag bey einem so ernsten Gegenstande Tadel verdienen. Dennoch bleibt es ausgemacht, dass er viele, höchst vortrefliche Ideen giebt, und dass man ihr nicht studiren kann.

B b b b

ohne sehr viel zu lernen. Wenn man ihn beurtheilen will: so muß man ihn natürlich nach seinen Principien beurtheilen. Gehen wir von den unfriegen, die er nicht anerkennt, aus: so müssen ja wohl einzelne Sätze bey ihm als durchaus falsch erscheinen. Hier wird z. B. gesagt: „*Montesquieu's balance des pouvoirs*, die man unter desselben hochgepriesene Erfindungen rechne, scheine in der Hölle ausgebrütet, und Satan selbst hätte keinen ärgeren Rath zur Zerstörung jeder Republik geben können.“ Hr. v. H. predigt gegen diesen Grundsatz, der nur Krieg und Zwietracht im Inneren der Genossenschaft organisire, Liebe, Hochachtung und Zutrauen. Aber bedenkt er denn nicht, daß Liebe, Hochachtung und Zutrauen keine Dinge sind, die erzwungen werden können, oder auf welche man rechnen darf? Wäre jedes Menschen Brust voll von Liebe und Vertrauen für alle Anderen: so bedürften wir gar keiner Staaten und keines Zwangs. Und hat er vergessen, daß er einen J. früher selbst lehrt: „daß auch bey den besten Gesinnungen Zwietracht in Republiken nicht vermeidlich sey; daß Bürger übermächtig werden mögen; daß ein Jeder nebst dem gemeinsamen Interesse noch sein eigenes Privatinteresse habe, welches er bey Collisionen vorzuziehen pflege, und daß durch diese und ähnliche Dinge die Republiken untergehen können?“ — Drittens werden lehrreich die politischen Anordnungen und Hülfsmittel angegeben, diese nothwendigen republikanischen Tugenden zu erwecken und zu beleben.

Hr. v. H. verspricht „eine vollständige, mit allen historischen Beweisen und mit einer viel reichen Literatur versehene Entwicklung dieser Wissenschaft, die in etwa vier Bänden herauskommen soll.“ So wenig wir auch mit ihm in den Grundideen zusammenstimmen: so freuen wir uns dieses Versprechens, und bitten ihn, dasselbe nicht unerfüllt zu lassen. Ein solches Werk kann nicht anders als heilsam wirken zur Erkenntniß der Wahrheit.

Schließlich bemerken wir noch, daß dieses Handbuch in einem gediegenen Styl, einfach und deutlich geschrieben ist, und daß die Sprache selten an den Schweizer erinnert. Nicht oft kommen Ausdrücke vor, wie *des Kants seine Hypothese, giltet* u. s. w. Auch der Verleger hat für gutes Papier gesorgt.

Nmtg.

O Æ O N O M I E.

Wien, b. Schaumburg u. Comp.: *Populäres Lehrbuch der Ökonomie mit Rücksicht auf die Bedürfnisse Österreichs und Ungarns und auf den Zustand der Landwirthschaft im österreichischen Kaiserthum*, verfaßt von Karl Georg Rumi, Rector u. Prof. zu Iglo in Ungarn. 1808. Erster Band. XII u. 547 S. Zweyter Band. 541 S. 8. (4 Thlr.).

Die Einrichtung dieses Buches trifft mit den bekanntesten Beckmann'schen Grundsätzen der deutsch. Landw. bis auf einige, fast immer unbedeutende, Abänderungen überein. Anmerkungen sind gemeinlich zu Paragraphen, und diese zu eigenen Abschnitten erhoben

worden. Die hauptsächlichste Abweichung aber besteht darin, daß der Weinbau, dessen Beckmann nur beyläufig Erwähnung that, in einem eigenen Abschnitte und auch ziemlich gut abgehandelt worden, wobey uns der Vf. einigermaßen mit dem Verfahren der ungarischen Weine bekannt macht. Sofern der Vf. dieses Lehrbuch zunächst für Schulen und Landwirthe in Ungarn und überhaupt in österreichischen Staaten schrieb, verdient seine gute Absicht unseren Beyfall; aber tadelnswerth bleibt es immer, daß er ein so bekanntes Buch, wie das Beckmann'sche ist, mehr oder weniger wörtlich abschrieb. Wollte Hr. R. einen Commentar zu jenem Buche liefern: so wird er doch selbst einsehen, daß Commentiren und Aufschreiben verschiedene Dinge sind. Auch hätte man von einem Zuhörer der Beckmann'schen Vorlesungen etwas Vorzüglicheres erwarten sollen. Was dem Vf. eigen ist, besteht bloß darin, daß er mehrere der neuesten Schriften angezogen, welche bey Beckmann noch nicht stehen, dabey auch hie und da die Urtheile der jenaischen und hallischen Literaturzeitungen kurz angedeutet hat, was unseres Erachtens in landwirthschaftlichen Büchern mehr nachgeahmt werden sollte, weil der Landwirth in wissenschaftlicher Rücksicht vor allen anderen in einer üblen Lage ist. — Da übrigens der Vf. gewöhnlich unterlassen hat, das Seinige vom Fremden zu trennen: so weiß man auch nicht, auf wessen Rechnung das wirkliche Gute oder Unhaltbare falle. Auf jeden Fall würde bey weniger Eilfertigkeit der Vortrag im Allgemeinen gewonnen haben. So heißt es S. 351: „Das Weibchen eines Hamsters geht einen Monat trächtig, und wirft ein Paar mal über das Jahr 3 bis 9 Junge.“ S. 376: Beym Futterbau ist weniger Arbeit nöthig, als bey Äckern: Im 2 B. S. 22. Man schneidet den Zweig ober dem Topfe ab. S. 416. Die Hennen brüten u. s. w. Gar oft zeigt der Vf., daß er mit dem praktischen Gewerbe der Landwirthschaft nicht gehörig bekannt ist: denn er nimmt so Manches für baare Münze an, was es nicht ist; erklärt manche Meinung für erwiesene Wahrheit, welcher noch der nöthige Beleg abgeht. Es wäre für das landwirthschaftl. Gewerbe ein Glück, wenn alles so leicht ging, wie der Vf. meint. Z. B. S. 418. „Das Moos (auf Wiesen) kann man leicht auf aufgestreuten Gyps und durch Austrocknen nasser Stellen der Ager (wie der Vf. öfter die Wiesen nennt) ausrotten.“ Oft sind die Begriffe bekannter Dinge verwechselt; so werden S. 237 die Beetfurchen Wasserfurchen genannt, welche etwas ganz anderes sind. Röm's Schriften würden ihm die Sache deutlicher gemacht haben. Bey den Erdarten sind mit Recht die leider! noch so üblichen Eintheilungen und Benennungen getadelt. Von Senter in seiner trefflichen Darstellung der höheren Landwirthschaftswissenschaft ist unstreitig das Bessere über diese Lehre gesagt worden. — Das Wollkraut (*Anthyllis vuln. Linn.*) soll Thon anzeigen; Rec. fand es stets nur auf sandigen Hügeln. Daß in Norwegen S. 93 die Acker durch Ablefen der Steine so unfruchtbar geworden sind, daß solche wieder darauf gebracht werden mußten, ist wohl ein Mißverständniß. S. 102 — 118. Über die Urbarmachung der Moräste, Moorfelder und

Brüche ist der Vf. desto weitläufiger, weil in Ungarn, seiner Versicherung zufolge, der rote Theil Sumpfs ist. Um den Flugland zu binden, werden der Sandhafer (*Elymus aren.*), Sandschilf (*Arundo aren.*), Sandriedgras (*Carex aren.*) und die Quecke (*Trit. repens. Lin.*) empfohlen, und ihnen wider die gemeine Erfahrung so viele Wirksamkeit zugeschrieben, daß man im folgenden Jahre schwedische Luzerne (Sichelklee, *Medicago falcata*), Luzerne (*Medic. sativa*), selbst Esparcette (*Hedys. onobr.*) als gutwachsend darauf erbauen könnte. Diese wachsen sicher nicht eher, bis der Boden durch eine lange Cultur die dazu nöthige Fruchtbarkeit erlangt hat. — Die Mischung der Erdarten kann keinesweges so allgemein und unbedingt, wie hier S. 137 empfohlen werden. Abgerechnet, daß wirklich mehr Kenntnisse dazu gehören, als die wenigsten Landwirthe besitzen, wenn das Übel nicht noch größer gemacht werden soll, wie Rec. besonders bey der Mischung des Sandes in Thon mit angesehen hat: so ist es in den wenigsten Fällen wegen der großen Kosten nicht zulässig. S. 148 soll der Gyps auf Wiesen, die mit Klee besät sind, so zuträglich seyn, daß man sie 8—10 mal mähen könnte — doch nicht etwa in einem und demselben Jahre? Die Erfahrung hat sicher noch kein Beyspiel über die Hälfte dieser Angabe aufgestellt. — Allgemein verordneten Dünger auf Äcker zu verlangen, ist zwar eine gewöhnliche Lehre, aber sie ist es in vielen Fällen mit Unrecht. Gleichnathheilig ist das unbedingte Verlangen, den Dünger beynahe Jahre lang früher in die Äcker zu bringen, als sie besamt werden. S. 287 wird dem Teichschlamme, dem verfaulten Rasen, der Asche, den alten Lehmwänden, gegen die bewährteste Erfahrung, viel zu wenig Wirkung auf die Fruchtbarkeit der Äcker zugestanden. So ist auch die grüne Düngung im Allgemeinen eben so wenig zu verwerfen, als das Obenaufdüngen, welche Letztere auf den Wiesen die einzig mögliche ist. Daß der Pflug S. 202 mit einem Sturze den Vorzug vor dem mit zweyen haben soll, kann Rec., der mit beiden umzugehen weiß, durchaus nicht zugestehen. Was über die Gröfse der Räder gesagt wird, deutet auf Mißverständnisse. Was soll das heißen: „insonderheit ist eine solche Gröfse der Räder zu empfehlen, daß der Pflug in derselben horizontalen Richtung mit dem vorgespannten Viehe sey?“ — Ferner: derjenige Pflug, dessen Grindel (Gründel) mit dem Zugviehe dieselbe Gröfse hat, ist mit der Fläche des Bodens parallel. Seine Gröfse hängt von der Gröfse seiner Räder ab.“ Hätte der Vf. den Haken in Schlesien und eine andere Art im Erzgebirge kennen gelernt, er würde nimmermehr gesagt haben, daß mit demselben nicht viel auszurichten sey. Indefs läßt er ihm doch wieder in anderen Stellen, z. B. S. 232, 455 Gerechtigkeit widerfahren. S. 233 wird beyläufig erwähnt, daß man in Deutschland 14 Tage vor der Saat (dem Säen) als üblich pflüge. So gut sich diese Methode immer zeigen mag: so ist sie gewifs noch viel feltner, als sie bey lockerem Boden angewandt werden sollte. Bey selchem findet sie Rec. deshalb für nöthig, weil, wenn es nicht geschieht, sich der Boden erst alsdann setzt, wenn die jungen Pflanzen in ihrem ersten Wachsthu-

me begriffen sind, die Wurzeln zerreißen, Höhlungen, Rinde u. s. w. entstehen — dann ganze Saathfelder verkümmern, ohne daß man die Ursachen ahndet. Warum der Vf. dagegen bey dem Sommergetreide das Säen unverzüglich hinter dem Pfluge anrath, ist nicht angegeben, und auch nicht abzunehmen. S. 242. Vom Pferche kann der Vf. schwerlich einen deutlichen Begriff haben; er sagt unter anderen: „In Pferch stellt man im Frühjahr Anfangs die Hämmel, dann im Herbst, wenn die Witterung kälter wird, die Schafmütter und Lämmer. — S. 262. Wo ein Scheffel Roggen ausgesät wird, sollen 1½ Scheffel Weizen erforderlich seyn. Man kehre den Satz um, so wird man der Wahrheit näher kommen. S. 266. Wenn die Saathfurche nicht tiefer als 4 Zoll, und nicht breiter als 7 Zoll genommen, der Same hinter dem Pfluge in die Furche so eingesät wird, daß auf 1 Fuß Länge ohngefähr 20 Roggenkörner kommen, und von der folgenden Furche bedeckt wird: so soll man, nach Szabo, das 4te Korn erbauen, wenn im Vergleich mit dem gewöhnlichen Säen man mit dem 10ten zufrieden ist —. Da wäre ja auf einmal das schwere Problem gelöst.

Was den botanischen Theil betrifft: so hat der Vf. gar wenig Wünsche befriediget. Es scheint, als habe er mehr thun wollen, als Beckmann gethan hat; aber das ist ihm nicht gelungen, und doch hätte er gerade hier seinen Vorgänger am leichtesten übertreffen können. Er hat noch öfter als dieser unterlassen, die Linnéischen Benennungen anzuführen, und, wo er es that, dieses zu bemerken vergessen. Oftmals sind mehrere Synonyme angezogen, und hinterdrein noch der Charakter der Species lateinisch angegeben, wozu man den Autor selbst auffuchen muß. Bald sind wiederum die Benennungen von Varietäten statt der einer Species angenommen. Das Anziehen des botanischen Namens soll Deutlichkeit bewirken: aber wie es hier geschehen, muß die Verwirrung nur noch größer werden. Am besten dürfte es seyn, wenn nur der Linnéische Name in Parenthese eingeschaltet wird. Dank verdient es aber, daß der ungarische und Slav. Name bey vielen Pflanzen beygefügt ist. Es wäre zu wünschen, daß es bey allen geschehen wäre. Man wird aus diesem Wenigen schon abnehmen, daß der Vf. es nicht vermochte, die noch vielen geltenden, und noch immer aus einem Büche ins andere kommenden, Unrichtigkeiten bey den landwirthschaftlichen Pflanzen, zu beseitigen, wozu es doch wohl endlich einmal Zeit wäre. S. 292. Die 6zeilige Wintergerste wird, gegen den Bericht des Vfs., in Sachsen nirgends gebauet. S. 310. In der tarontaler Gespanschaft wird der Sumpfreis (*Oryza palustris*) angebauet, so daß die Türken von hier weichen holen, wenn er bey ihnen mißrathet. Der Bergreis (*Oryza mont.*) soll dagegen nicht gut arten. Ein Lächeln erregt es, wenn man liest, daß man das Getreide, wenn es sich lagert, abhauen und die Felder von Neuem bestellen soll; desgleichen wenn Wind und Platzregen vom Lagermachen freygesprochen werden, da sie es doch öfter bewirken, als das so sehr beschuldigte Dioklehen. Überhaupt zeigen sich in dem Abschnitte über den Getreidebau manche Unrichtigkeiten, die ein Schriftstel-

ler in unseren Tagen vermeiden sollte. Ein Gleiches gilt in der Lehre von Futterkräutern. Der wichtige Gegenstand über das gehörige Verhältniß zwischen Getreidefeldern und Wiesen ist viel zu leicht abgehandelt. — Es sind nur leere Worte, wenn der Vf. sagt: „Man baue Futterkräuter, und dann wird man Futter genug haben.“ S. 385 wird das sibirische Hauegras fälschlich für ein zartes Futter ausgegeben. Das Wassergras (*Poa aquatica*) ist ebenfalls kein vortreffliches Futter, welches Empfehlung verdient. Rec. fand bey genügenden Versuchen, daß es weder Pferd noch Rind gern fras, ja beide es im Gemenge liegen ließen. Der Igelkolben (*Sparganium erectum*) ist wohl aus Versehen in das Verzeichniß der guten Futterpflanzen gekommen. Unter den Hecken oder Befriedigungs-Pflanzen wird dem Hagedorn der Vorzug zugestanden. Des Kreuzdornes, welcher ihm zum wenigsten an der Seite zu stehen verdient und jetzt sehr empfohlen wird, ist gar nicht gedacht worden.

Der 2te Band fängt in der Beckmann'schen Ordnung mit dem 5 Abschnitte: von der Cultur der Obstbäume, an. Ein Pflaumenbaum soll, S. 40, wenn ihm bey Kränklichkeiten die schadhafte Aste genommen werden, noch 30-40 Jahre dauern und Früchte tragen. Die Obstsorten sind nicht verzeichnet, sondern die Leser werden auf Beckmann verwiesen. Der sechste Abschnitt ist S. 72 — 122 neu hinzugekommen, und handelt vom Weinbau, den Beckmann nur beyläufig anführte. Diese Lehre ist dem Vf. gut gelungen. — S. 213 soll der Leinsame von voriger Arndte nichts mehr taugen, was der Erfahrung widerspricht. S.

214 sollen die Deutschen den Flachs zu zeitig ausraufen, und es wird behauptet, daß die Ursache sey, warum sie immer neuen Samen aus Mictau und Riga ziehen müßten. Daß dem Winterrüben die Erdflöhe nicht schaden sollen, streitet gegen die gemeine Erfahrung. Rec. hat es erlebt, daß sie ganze Felder verwüsteten, und solche neu bestellt werden mußten. Bey dem Saffor, S. 242, ist die Behauptung falsch, daß solche Pflanze Mannshochwache; auch werden von ihr nicht die Staubfäden, sondern die Kronenblätter gesammelt. In der Lehre von der Bienenzucht bleiben nicht nur manche Wünsche übrig, sondern es hat sich auch manches Irrige eingeschlichen. So sollen S. 464 Magazinkörbe kostbar zu transportiren seyn, das Wachs in denselben braun und ganz schwarz werden, weil man es bis zum dritten Jahre darin lassen müßte, ehe man es ausschneiden könnte. So können die besten Dinge in üblen Ruf gebracht werden. Die Jagd und Gewinnung der Mineralien sind mit Recht ausgeschlossen, weil sie eigene Gewerbe begründen.

Der zweyte oder allgemeine Theil ist ebenfalls, wie bey Beckmann, kurz abgefertigt, da die hieher gehörigen Lehren doch von der äußersten Wichtigkeit für den praktischen Landwirth sind.

Der Gebrauch dieses Lehrbuches ist durch den Mangel eines Registers, ja selbst einer Inhaltsanzeige, sehr erschwert; beides befindet sich doch bey Beckmann, dessen Beyspiel den Vf. vor dem Übersehen eines so wesentlichen Stückes hätte sichern können.

J. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Göttingen, b. Dieterich: Über das Amt der Hypothekenaussseher im Königreiche Westphalen. Von G. P. Becker. 1809. 28 S. u. 7 Tabellen. gr. 8. Das königliche Decret vom 22 Sept. 1808 gab dem Königreiche Westphalen eine neue Einrichtung des Hypothekenwesens, oder setzte vielmehr nur den Beamten und seine Verhältnisse fest, welcher jenen bereits mit dem Code Napoleon eingeführten Administrationszweig verwalten sollte. Es ist dieser Beamte ein Secretär des Districttribunals, welcher einzig für das Hypothekenwesen von dem Könige ernannt wird. Sein officieller Name ist: *Greffier-conservateur des hypothèques*. In denjenigen Städten, deren Bevölkerung mehr als 10000 Seelen beträgt, hat er einen Secretär-Gehülfen (*commis-greffier*), der besonders mit dem Hypothekenwesen der Stadt beauftragt ist. Dieser Gehülfe wird von dem Hypothekensecretär vorgeschlagen und von dem Tribunale ernannt. Es führen beide ihre Geschäfte unter der Aufsicht des Tribunals. Der Gehalt des ersten Secretärs ist eben so hoch als der eines Tribunalrichters erster Classe, also 2000 bis 4000 Franken. Außer dieser Befoldung erhält er 3000 Fr. Bureaukosten, dahingegen berechnet er die Gebühren, welche provisorisch auf 1 pro Cent des inscribirtten Capitals festgesetzt sind, jedoch mit Ausnahmen für begünstigte Forderungen. Diese Einrichtung hat unstreitig große Vorzüge vor derjenigen, welche in Frankreich eingeführt ist, denn indem sie den Hypothekensecretär ganz der Aufsicht des Tribunals unterordnet, können sehr viel Mißbräuche und Unordnungen vermieden werden, die möglicher Weise ein sich allein überlassener Hypothekenbewahrer sich zu Schulden kommen lassen könnte. „Das Hypothekensystem, sagt mit Recht der Vf., ist größtentheils neu für uns und in seiner Grundansicht (?) durchaus abweichend von dem sonst bey uns eingeführten. Leben und Bewegung geht darin von dem Conservateur aus: einem verlorenen Manne, sobald er die Zügel fahren läßt. Denn eine Verantwortlichkeit, wie sie nirgends weiter in dem Grade vorkommt, ruht auf seinem bedeutenden Amte, das volle Obacht und pünctliche Genauig-

keit zur unerläßlichen Bedingung macht.“ — Der Vf., selbst Hypothekensecretär, hat sich also kein geringes Verdienst um seine Collegen erworben, indem er ihnen auf eine äußerst zweckmäßige und plane Weise den ganzen Gang des ihnen anvertrauten Geschäfts vorgezeichnet und Schemata zu den Registern mitgetheilt hat, die sie theils nach dem Gesetze zu führen verbunden sind, theils zu ihrer eigenen Erleichterung und Übersicht des Ganzen führen müssen. Der Vf. hat mit Recht vorzüglich den *nouveau traité des privilèges et hypothèques* von Comaille benutzt, und auch aus diesem einige Tabellen wörtlich abdrucken lassen. Rec. enthält sich, etwas Weiteres aus dem angezeigten Werkchen zu bemerken, da er das, was allgemein von dem westphälischen Hypothekenwesen interessieren kann, angeführt hat, niemand aber, dem das Hypothekengeschäft besonders angeht, dieses wohlgerathene Büchlein ungelesen lassen darf. Den Hypothekensecretären selbst ist aber sehr anzurathen, es gänzlich zu ihrem Führer zu wählen. Folgende Bemerkung, so unwesentlich sie zu seyn scheinen wird, kann jedoch Rec. nicht unterdrücken. Die Hypothekenbewahrer sind und heißen in Westphalen *Secretaire des Tribunaux (Greffier-conservateur)*. Warum erwähnt der Vf. nirgends dieses gesetzlichen und einzigen Titels dieser Beamten, selbst nicht in den officiellen Unterschriften unter den Formularen? Schämt er sich des ehrenvollen Titels eines *Greffier*? Es hat in Frankreich ein solcher gleichen Rang mit den Richtern. Doch, es scheint den Deutschen die Bucht, sich höhere, oder nach Jemandes Meinung *sonore* Titel anzumassen, angeboren zu seyn. Schon hörte man hin und wieder in Westphalen von *Ober-Präfecten* sprechen; den Herren *Unter-Präfecten* hat das *Unter* erst besonders von dem Minister anempfohlen werden müssen; von *Departements-*, *Districts-*, *Municipal-Räthen* und vorzüglich *Räthinnen* hört man auch bereits reden, und gewiß wird es nicht lange dauern: so werden wir sogar den Titel „*Herr Familien-Rath*“ vernehmen.

F k.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 MÄRZ, 1809.

T H E O L O G I E.

MÜNSTER u. LEIPZIG, b. Waldeck: *Biblische Anthropologie*. Von Dr. Franz Oberthür, ordentl. öffentl. Lehrer der Dogmatik an der hohen Schule zu Würzburg. Ersten Bandes 1 und 2 Hälfte. 1807. 528 S. Zweyter Band. 1808. 522 S. Dritten Bandes I Abtheil. 1808. 294 S. II Abtheil. 1809. 426 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Der materielle Theil dieses Werkes ist im Ganzen so vortrefflich, daß es Rec. als eins der vorzüglichern Producte der neuern Theologie empfehlen würde, wenn nicht der formelle Theil desselben so reichlichen Stoff zum Tadel darböte. Hätte Hr. O. seine biblische Anthropologie in Einen Band zu concentriren, und alle unnützen Wiederholungen zu vermeiden gewußt: so würde sie sich nicht nur besser lesen, sondern die Haupt-Ideen der Schrift würden sich auch leichter übersehen lassen, und auch wahrscheinlich mehr Eingang finden. Wir geben, indem wir das Werk näher charakterisiren, zugleich die Beweise unseres Lobes und Tadels. Daß die verschiedene Confession des Rec. hiebey keinen Einfluß habe, verkehrt sich von selbst. Ohnedieß könnte dies nur bey einigen, größtentheils aufserwesentlichen Puncten der Fall seyn, wie jeder Sachverständige sogleich einsehen wird.

Unter einer *biblischen Anthropologie* versteht Hr. D. Oberthür eine Darstellung der ganzen moralischen Natur des Menschen, wobey der Stoff aus der Bibel, als der eigentlichen Haupt-Quelle, genommen und nach der biblischen Tendenz verarbeitet wird (I Bd. S. 16). Die biblische Anthropologie ist eigentlich der zweyte Theil einer nach des Vfs. Plane entworfenen Dogmatik, oder eines vollständigen Systems aller religiösen Wahrheiten, aus welchen die Theorie des christlichen Glaubens bestehet, wohin auch die ersten Grundwahrheiten der praktischen Religion gehören, welche in der eigentlichen Moral mehr auseinander gesetzt und zur näheren Anwendung erklärt werden. Eine *biblische Theologie* ist der erste Theil dieser Dogmatik, und enthält die Lehre von Gott, Religion, Offenbarung, oder Gottes besondere Anstalten zur Leitung des Menschengeschlechts zu seiner Bestimmung.

Die biblische Anthropologie soll der *philosophischen* nicht entgegengesetzt seyn, sondern diese mit in sich aufnehmen, bestätigen und erweitern (S. 6, 7). Sie heist auch nicht in dem Sinne eine bibli-

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

sche, in welchem einige Theologen eine *biblische Dogmatik* geschrieben haben, um sie nämlich von der scholastischen und symbolischen, wie das Wesentliche in der Religions-Theorie von menschlichen Zusätzen und allem Entbehrlichen — wie sie sagen — zu unterscheiden und zu sondern. „Diese Sonderung, fährt der Vf. S. 14 fort, war gemeinlich das Werk einer gewissen Politik, wie ehemals einige Gelehrten sich mit der Distinction halfen, daß etwas nach der Philosophie wahr seyn könne, was die Theologie nach der Offenbarung verwerfe und für falsch erkläre, wenn sie von der Inquisition eine scharfe und nachdrückliche Censur ihrer freyen Meinungen fürchteten: so scheinen auch diese eine foterische (esoterische) Dogmatik für den kleineren Haufen ausgewählter Schüler, aus der Bibel, und eine exoterische aus den symbolischen Büchern, und nach der Weise der Local- und Temporal-Orthodoxie für den großen Haufen, oder beide zum beliebigen Gebrauch nach Erfoderniß der Umstände geschrieben zu haben. Eine in dieser Art *rein biblische Dogmatik*, daß alles Philosophiren über biblische Lehren davon ausgeschlossen wäre, würde dem Begriffe und der Absicht einer Dogmatik gar nicht entsprechen, die eigentlich eine Philosophie über die Bibel seyn, das heißt, die darin zerstreuten, und oft auf die verschiedenste Art, in mancherley Tropen und Wendungen vorgetragenen Wahrheiten sammeln, sie durch Raisonement, nämlich durch Folgerungen und Vergleichen entwickeln, erweitern, erklären, anwenden, in eine natürliche, einfache, dem Zeitalter und dem Volke verständliche Sprache, mit einem sich durchaus gleichen Vortrage einkleiden, dann in ein System und zu einer vollständigen Religions-Theorie verbinden, und also bloß reine Resultate einer genauen Kenntniß der Bibel, eines freyen Studiums ihrer Interpreten, der ganzen Kirchengeschichte, der Menschen und der Zeiten, endlich eines geübten und geprüften, nur das Zweckmäßige, nur das Brauchbare, aus dem so vielfachen, in diesen Quellen gehäuften Stoffe wählenden, und zum rechten Zweck für das Gewählte richtig und geschicktleitenden ästhetischen Sinnes liefern muß.“

Alles vollkommen wahr, und ein Wort zu seiner Zeit, das aber besonders den neueren protestantischen Schriftstellern gilt, geredet. Dennoch können wir die von dem Vf. vorgeschlagene, und in Ansehung des einen Theils wirklich zur Ausführung gebrachte, Trennung der biblischen Theologie und Anthropologie nicht billigen. Daß man die wif-

Cccc

fenschaftliche Dogmatik und Moral von einander absonderte, war schon in manchem Betracht sehr nachtheilich (obgleich diese Trennung auch von unverkennbaren Vortheilen begleitet war); allein bey der Bibellehre fällt das Unstatthafte und Nachtheilige einer solchen Absonderung recht in die Augen. Lehre und Handlung, Glaube und Thun, Gott und Mensch, stehen in der heil. Schrift in unzertrennlicher Verbindung. Sie kennt nur den *religiösen Menschen*, d. h. den Menschen im Verhältniß zur Gottheit, als Schöpfer, Gesetzgeber, Vergelter. Auch hat der Vf. in seiner Darstellung selbst die öftere Berührung und Erörterung der Theologie nicht vermeiden können, so wie wir überzeugt sind, daß ihm die noch zu erwartende Darstellung der Theologie nur unter der Voraussetzung; daß er die Anthropologie wieder berücksichtige, gelingen könne. Der Vf. hat diess auch selbst gefühlt, und III B. 1 Abth. S. 7 eingestanden: „daß er die Lehre von Christus zwischen der biblischen Anthropologie und Theologie habe theilen müssen, ohne daß er selbst noch das Wie? anzugeben wisse!“ Auch an anderen Orten muß er die Vermischung dessen, was er doch getrennt wissen will, anerkennen. Vgl. S. 175. 176. 192 u. a. St. Diese nothwendig gewordene, öftere Wiederholung konnte nur durch die von uns gewünschte Behandlung der Theologie und Anthropologie, als Identität, vermieden werden. Indessen läßt sich nun die einmal getroffene Einrichtung nicht mehr abändern, und wir wünschen daher nur, daß Hr. O. die biblische Theologie, deren Grundzüge er schon sehr richtig entworfen hat, bald möge nachfolgen lassen, damit alsdann doch ein weniger zerstückeltes Ganzes entstehe. Besser wäre es freylich gewesen, wenn Hr. O. seinen ursprünglichen Plan, die biblische Theologie *zuerst* herauszugeben, ausgeführt hätte. Er klagt aber (III B. 1 Abth. S. 8), daß er dem Drange der Umstände hiebey habe nachgeben müssen.

Die ganze Anthropologie wird unter folgenden IV Hauptstücken abgehandelt: I. Ideal des Menschen, wie es Natur und Offenbarung aufstellen, und die Glückseligkeit, wozu der nach diesem Ideal ringende Sterbliche bestimmt ist. Dieses reichhaltige Thema macht den Inhalt des ganzen I Bandes aus. II. Abweichung des Menschen von seiner Bestimmung durch Sünde. Der Sündenfall des ersten Menschenpaares. Moralisches Verderben des Menschengeschlechts, oder überwiegender Hang der Sinnlichkeit in jedem einzelnen Menschen, eine Folge der Sünde unserer ersten Eltern; trauriges Loos des Sünders. Dieser Gegenstand wird im II B. abgehandelt. III. Gottes Rathschluß, das gefallene Menschengeschlecht wieder herzustellen. Jesus von Nazareth, der Menschenerlöser. Dieser Stoff wird im III B. verarbeitet. Das IV Hauptstück wird von den letzten Dingen des Menschen, oder von den verschiedenen Schicksalen des Menschen nach seinem Tode, von den wechselseitigen Verhältnissen der Verstorbenen zu den Lebendigen, und vom Ende dieser Schöpfung handeln

— „aber, sagt der Vf. I B. 1 Abth. S. 18, nicht sowohl dogmatisch als historisch, weil doch nichts von allem dem, was man gewöhnlich unter dieser Aufschrift vorzutragen pflegt, an sich eine eigentlich praktische Tendenz hat, und von Manchem der wahre Sinn nicht einmal noch so ganz sicher bestimmt werden kann.“ Dieser Gegenstand bleibt dem noch zu erwartenden IV. Bande, womit wahrscheinlich das ganze Werk geschlossen wird (eine ausdrückliche Erklärung hierüber haben wir nicht gefunden), vorbehalten.

Gegen diese Eintheilung und Anordnung, welche eigentlich die bey den Dogmatikern gewöhnliche ist, läßt sich nichts erinnern. Eben so wenig im Allgemeinen gegen die Darstellung der biblischen Lehren selbst. Es ist sehr löblich, daß sich Hr. O. dabey von der beliebten Accommodationstheorie, welche durch den sogenannten Rationalismus nur in einer anderen Wendung erscheint, frey zu erhalten gewußt, und dem Buchstaben der heil. Schrift keine Gewalt angethan hat. Gegen den Vorwurf, den ihm neuere protestant. Theologen wahrscheinlich machen dürften, daß er die Bibel nach den dogmatischen Grundsätzen seiner Kirche interpretirt habe, wird sich Hr. O. leicht verantworten können. Der an sich vollkommen richtige hermeneutische Kanon, daß die Bibel nur aus sich selbst erklärt werden müsse, darf nur nicht zu einer Licenz gemißbraucht werden, welche man bey keinem Profanschriftsteller zugestehen würde. Gerade gegen diese Ausleger, welche den biblischen Schriftstellern ihren *Rationalismus* so gern aufdringen möchten, und es durch zwangvolle, willkürliche Erklärungen wirklich thun, muß man jenen Kanon von neuem einschärfen. Die kirchliche Interpretation (bey den Katholiken sowohl als Protestanten, welche letztere allerdings auch eine kirchliche Interpretation haben) trägt in der That weit weniger in die heil. Schrift hinein, als die in den neueren Zeiten beliebt gewordene Interpretationsmanier aus derselben heraus trägt. Die *Analogia fidei* ist doch wenigstens ein Princip, das, gegen die Principlosigkeit so mancher Schrifterklärung gehalten, große Achtung verdient.

Hr. O. erscheint in dem ganzen Werke als ein ächter Schrifttheolog. Er setzt überall die heil. Schrift als Offenbarungsurkunde voraus, und schiebt dem Offenbarungsbegriffe selbst keine fremdartigen Ideen willkürlich unter. Seinen Grundsatz hierüber finden wir III B. 2 Abth. S. 95—96 in folgenden Worten (in besonderer Beziehung auf die Satisfactionslehre) ausgesprochen: „Wenn die Bibel einmal entscheidend gesprochen, so gilt kein *Räsonnement a priori* mehr dagegen. Es kann dann von der Nothwendigkeit, Entbehrlichkeit, Nützlichkeit, Schädlichkeit einer Lehre ferner keine Rede mehr seyn. Nur höchst wohlthätig kann die Lehre der Bibel dem menschlichen Geschlechte seyn, verkündigt von Gott durch dieses untrügliche Organ, als ein von seiner Weisheit gewähltes Mittel, irgend einem Bedürfnisse der Menschheit abzuhelpen, oder es seiner Bestim-

mung näher zu bringen. Eine biblische Lehre für entbehrlich erklären, verräth Kurzsichtigkeit und Übereilung. Man kennt seine Bedürfnisse nicht, schließt von sich auf Andere, und von seiner gegenwärtigen Stimmung und Lage auf alle zukünftigen und möglichen Momente des Lebens, wo verändertes Gefühl, veränderte Lage, erweiterte Einsicht, eine ganz andere Stimmung, nicht bloß die Wohlthätigkeit einer solchen Lehre erkennen, sondern auch fühlen machen kann, daß sie unumgänglich nothwendig sey. Wollte der Dogmatiker aus der Bibel nur solche Lehren in sein System aufnehmen, oder davon ausschließen, die er seiner individuellen Einsicht und Empfindung nach für nothwendig oder entbehrlich hält: welche Verschiedenheit würde da in der Darstellung und im Umfange der einen für das allgemeine Beste der Menschheit getroffenen Anstalt Gottes, der Offenbarung und der Bibel herrschen? "

Bey dieser Ansicht von Offenbarungsglauben und Bibel ist leicht zu erwarten, daß sich der Vf. in keinem wesentlichen Punkte von der allgemeinen Kirchenlehre entfernt haben werde. Nur zuweilen würde ihn, wenn man streng verfahren wollte, ein Vorwurf hierüber treffen. Dieß ist, um ein Beyspiel anzuführen, in der Lehre von der Erbsünde der Fall. Nach B. II. S. 343 ist in diesem Dogma das aufgehobene Gleichgewicht zwischen der Vernunft und Sinnlichkeit und der uns allen angeborene Hang zum Bösen die Hauptsache. „Dieser bleibt, wenn ich ihn auch nicht gerade *Erbsünde* nenne, nicht für imputabel halte, und keine Imputation im Augustinianischen Sinne annehme. Nur eigentlich darauf gründet sich auch die ganze Lehre von der Gnade; und wenn der Zusammenhang noch anderer verwandter Lehren, als der von Christus, dem Mittler zwischen Gott und den Menschen, dem Erlöser der Menschen u. s. w. mit der so einfach dargestellten Lehre von der Erbsünde etwa nicht so leicht übersehen werden könnte, und man glauben sollte, nur durch das Medium der inneren Moralität und Imputabilität jenes angeborenen Erbübels oder einer wirklichen, aus was immer für Ursachen geschehenen Imputation der Sünde Adams könne der Zusammenhang, hergestellt und die Allgemeinheit der Erlösung Platz haben und begriffen werden: — so hat man wohl jene Grundwahrheit noch nicht aufmerksam genug, noch nicht von allen Seiten betrachtet. Bey einer neuen Revision dieses Gegenstandes, die wir unten anstellen wollen, finden wir doch vielleicht den bis jetzt meist übersehenen Bewährungspunct aller dieser verwandten Wahrheiten, und überzeugen uns von dem Zusammenhange derselben unter einander, ohne zur Imputation der Sünde Adams im Augustinianischen Sinne, als zu einem Verbindungsmittel, unsere Zuflucht nehmen zu müssen.“

Rec. muß aber bekennen, daß in dieser ganzen Darstellung (auch nach der am Ende des zweyten Bandes gegebenen Recapitulation) das wahre Moment der kirchlichen Lehre nicht getroffen sey. Wie

locker erscheint doch der von dem Vf. angegebene Zusammenhang gegen die feste Verkettung aller mit diesem Dogma verwandten Lehren in dem dogmatischen Systeme! Von der Bestimmung des Dogma's durch die tridentinische Kirchenversammlung heist es S. 347: „Sie ist ganz die Augustinianische; nur nicht so entwickelt und bestimmt, wie man sie bey Augustinus selbst findet.“ Dagegen wurde vorher S. 345 gesagt: daß es nur so scheine, als ob die Kirchenversammlung mit jener Theorie völlig übereinstimme; und in den folgenden S. 348. 349 wird nach dem Protestanten Chemnitz und dem Katholiken Andradius angenommen: „daß diese Synode, nach dem Beyspiele anderer Synoden, hier weiter nichts bestimmt habe, als daß alle Menschen von Adam die Erbsünde empfangen, worin diese aber bestehe, mit Fleiß ganz mit Stillschweigen übergangen und uns die Freyheit gelassen habe, darüber zu denken, was jedem gut dünkt.“ Dazwischen stehen einige Bemerkungen über das Temporale und Occasionelle in den Decreten der Kirchenversammlungen überhaupt und der tridentinischen insbesondere; desgleichen die Andeutung eines Zweifels: ob man auch wohl mit Recht diese Synode für eine *allgemeine* halten dürfe? Hier ist eine Art von Latitudinarismus, wovon Rec. kein Freund ist. Ähnliche halbirte Vorstellungen und Inconsequenzen sind uns noch zuweilen vorgekommen.

Die exegetischen Untersuchungen gehören nicht zu den vorzüglichsten Parthieen dieses Werkes. Sie sind zwar im Allgemeinen so beschaffen, daß man mit den Resultaten des Vfs. zufrieden seyn, und sich über keinen den biblischen Schriftstellern angethanen Zwang beklagen kann; aber der Gelehrte wird sich durch die allgemeinen, durch keine philologische Genauigkeit unterstützten, Raisonnements des Vfs. selten befriedigt fühlen. Wahrscheinlich glaubte Hr. O., die eigentlich exegetischen Bemerkungen, welche man in einer solchen Schrift allerdings zu erwarten berechtigt ist, um der nicht-theologischen Leser willen, weglassen zu müssen. Für diese hätte dann aber auch die gelehrte Terminologie und alle Scholastik vermieden werden sollen. Daß bey manchen Dogmen die scholastischen Eintheilungen zwar angeführt sind, dabey aber der biblische Grund hiervon nicht gehörig erörtert wird, ist ebenfalls nicht zu loben. Gerade in einer solchen Schrift verlangt man eine detaillirte Belehrung hierüber. Wir führen bloß II Bd. S. 80 ff. zum Beweis an. Dagegen verdienen die *praktischen Bemerkungen* vorzüglich empfohlen zu werden. Der Vf. ist nicht nur mit den Bedürfnissen des Religionslehrers bekannt, sondern er weiß auch den Dogmen selbst ihre praktische Seite abzugewinnen, und durch seine Bemerkungen den fruchtbaren Gebrauch der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre zu befördern. Dieß ist in einem so vorzüglichen Grade der Fall, daß wir den praktischen Werth dieses Werks überhaupt höher anschlagen müssen, als den theoretischen. Nach einer oben schon angeführten Äußerung des Vfs. haben die noch

abzuhandelnden Lehren von den letzten Dingen an und sich keine praktische Tendenz, daher er sie nur mehr *historisch* als *dogmatisch* abzuhandeln verspricht. Wir wünschen nicht, daß der Vf. dieß buchstäblich nehmen und erfüllen werde. Wir sind überzeugt, daß auch diese Lehren, so gut wie die andern, kein bloß speculatives Interesse haben, und daß sich auch hiebey der schon von den Scholastikern vertheidigte Satz: *Theologia est habitus practicus* vollkommen bestätige. Es kommt nur darauf an, daß das praktische Moment gehörig hervorgehoben werde. Indem wir dem Vf. das hiezu erforderliche Geschick vollkommen zutrauen, hoffen wir auch, daß er sich nicht selbst durch eine unrichtige Vorstellung den wahren Gesichtspunct verrücken werde.

Nicht so günstig, wie über den materiellen Theil dieses Werks, können wir über den formellen desselben urtheilen. Oft muß die Weitschweifigkeit die Stelle der Gründlichkeit ersetzen, und auch da, wo man dem Vf. vollkommen beypflichtet, findet man es unangenehm, daß er so weit ausholt, und erst nach langen Umfchweifen zu dem weit näher liegenden Resultate gelangt. Demnächst vermißt man eine gute Methode und Ordnung des Vortrags. Hr. O. scheint über eine Materie niederzuschreiben, was und wie es ihm einfällt; findet er in der Folge noch etwas hinzuzufügen oder zu berichtigen, so geschieht dieß, ohne daß das Vorhergesagte verändert wird. Daher rühren so viele Anakephaleosen und Retraktionen, der vielen identischen Wiederholungen; welche einen sehr unangenehmen Eindruck machen, nicht zu gedenken. Das beständige Hinweisen auf frühere oder künftige Bemerkungen, oder wohl auch auf andere Schriften des Vfs., worin er denselben oder einen verwandten Gegenstand abgehandelt, besonders auf die *Idea biblica ecclesiae*, ist dem Leser ebenfalls sehr beschwerlich, und bewirkt eine nachtheilige Zerstückelung der Ideen. Schon bey dem mündlichen Vortrage sollte so etwas nur äußerst selten vorkommen; bey dem schriftlichen aber kann der Leser mit Recht eine größere Aufmerksamkeit vom Autor verlangen. Er soll durchaus nicht niederschreiben, was und wie es ihm in die Feder kommt. Wir haben schon ein Bekenntniß angeführt, worin es heist: „Die Lehre von Jesus — muß ich zwischen der Anthropologie und Theologie theilen. Wie? das kann ich selbst noch nicht genau vorausbestimmen.“ Dieß setzt doch offenbar voraus, daß der Vf., als er dieß schrieb, mit seinem Gegenstande selbst noch gar nicht im Reinen war, sondern daß er erst während des Schreibens experimentirte. Eine solche *negligentia* ist wenigstens keine *grata*!

Wir müssen daher den Vf. recht sehr bitten, nicht nur bey Ausarbeitung des noch zu erwartenden letzten Theils, sondern auch bey der versprochenen *biblischen Theologie* die Form mehr zu beherzigen, und die von uns nur zum Theil angezeigten Fehler zu vermeiden. Er hätte es sich im entgegen gesetzten Falle nur selbst zuzuschreiben, wenn der grösste Theil des Publicums sein an sich sehr bares Werk für unlesbar erklärte, was wir sowohl in des achtungswerthen Vfs. als auch um des theologischen Publicums willen, keineswegs wünschen.

mcr.

QUEDLINBURG u. BLANKENBURG, b. Ernst: *Abriss der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichen Hülfskenntnisse*. Erste Abtheilung, welche die bey dem Religionsunterrichte nothwendigsten Naturkenntnisse enthält, von *Johann Wilhelm Heinrich Ziegenbein*, herzogl. braunschw. lüneburgisch. Consistorialrath und Superint. zu Blankenburg. 1806. 290 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. glaubt mit *Reimarus*, daß das Christenthum die Wahrheiten der natürlichen Religion voraussetze und zum Grunde lege, daß ferner die natürliche Religion durch eine Physikotheologie begründet, und der Glaube auf ein Wissen gebauet werden müsse; die Physikotheologie setze aber eine genaue Kenntniß der Natur voraus, und der gegenwärtige Abriss sey dazu bestimmt, zur Erlangung jener Naturkenntnisse eine Anleitung zu geben. Dieß ist der Zusammenhang, in welchem die in diesem Buche vorgetragenen Naturkenntnisse mit dem Religionsunterrichte stehen. Unsere Leser können nun hieraus selbst urtheilen, in wie fern dieß die *unentbehrlichen Hülfskenntnisse* bey der Religion genannt werden können. Sind diese Kenntnisse, welche in diesem Buche vorgetragen werden, bey dem Religionsunterrichte wirklich unentbehrlich: so mag es bis jetzt noch sehr schlecht um die Religionskenntniß bestellt seyn, da gewiß dem grössten Theile derer, welche diese zu haben glauben, solche Kenntnisse abgehen, als hier vorgetragen werden. — Da übrigens der Vf. seine Materialien aus guten Quellen geschöpft hat; so kann sein Abriss als ein Leitfaden bey dem Unterricht in der Naturwissenschaft gute Dienste leisten, gesetzt auch, daß man diese Kenntnisse bey dem Religionsunterrichte nicht durchaus nothwendig und unentbehrlich finden sollte. Sie sind in folgenden 5 Abschnitten vorgetragen. 1) Der Körper des Menschen. 2) Die Seele des Menschen. 3) Das Weltgebäude. 4) Die Erde. 5) Die drey Naturreiche.

O. m. r.

F O R T S E T Z U N G E N.

Glogau, b. Günter: *Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelia*. 2te Abth. 1808. In fol. 48. Seitenzahl. 356 S. 8. (18 Gr.) 8. Recens. der ersten Abth. 1807. No. 74.

Eisenach, b. Wittekind: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabr. Christ. Benj. Busch*, fürstl. schwarzburg. fonsersbäuschem Consistorial-Assessor, Superintendenten, Oberpfarrer und Ephorus der Schulen zu Arnstadt. 4ten Theils 2te Abth., den

Buchstaben F enthaltend. 4te, ganz umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 1808. 451 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Duisburg und Essen, b. Bädcker und Kürzel: *Quartalschrift für Religionslehrer*. Bearbeitet von einer Gesellschaft westphälischer Gelehrten, und herausgegeben von *B. C. L. Natopp*, Prediger zu Essen. 4ter Jahrg. 3tes Quartal. 1808. 195 S. 8. (16 Gr.) 8. Recens. des ersten Jahrg. 1807. No. 123.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 27 M Ä R Z, 1809.

S C H Ö N E K Ü N S T E.

BERLIN, b. Braunes: *Beiträge für die deutsche Schaubühne, in Übersetzungen und Bearbeitungen ausländischer Schauspieldichter*, von Aug. Wilh. Iffland. Zweyter Band. 1808. 290 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieser Band enthält zwey Stücke: *Duhautcours* oder *der Vergleichscontract*, Schauspiel in 3 Acten nach dem Französischen des *Picard*, und: *Heinrich des Fünften Jugendjahre*, Lustspiel in drey Acten, nach dem Französischen des *Alex. Duval*. Beide sind von sehr ungleichem Werth, und das letztere verdient vor dem ersten bey weitem den Vorzug. Jenes hat seinen Gegenstand aus der bürgerlichen Welt gewählt, deren Sitten und Verhalten es unter den gegebenen Umständen treu nach der Wirklichkeit darstellt, womit es zugleich die Absicht einer moralischen Besserung verbindet. Es wird nämlich darin umständlich und ausführlich gezeigt, wie es bey falschen Banquerotten herzugehen pflege, und wie es betrüglische Kaufleute anfangen; bey allem Aufwand und Wohlleben durch Vorpiegelungen von Unglücksfällen und Anfertigung anächter Papiere sich in den Besitz eines größeren Vermögens zu setzen, wobey der im Titel angegebene *Duhautcours* als ein erfahrener Betrüger, der ohne eigenes Vermögen es zu seinem Geschäfte macht, dergleichen in Verbindung mit anderen und für andere ins Werk zu richten, von Anfange bis zu Ende die Hauptrolle spielt. Das Stück beginnt mit der Zubereitung zu einem Feste, das die Gläubiger bis auf den letzten Augenblick in dem Glauben, einen reichen Mann vor sich zu sehen, erhalten muß. Gegen einen geringern Schuldner wird dabey noch Stolz und Härte ausgeübt, bis der Augenblick kommt, da man selbst auf die Geduld und das Mitleiden anderer Anspruch macht. Plötzliche Unglücksfälle werden vorgeschützt, und falsche Schuldbriefe bestochenen Gläubigern vorgelegt, die den vorgeschlagenen Vergleich zu 20 pC. eingehen müssen. Da aber ein strenger rechtlicher Kaufmann sich dieses nicht will gefallen lassen: so wird der Betrug entdeckt und das Unternehmen scheitert. Der Kaufmann bekehrt sich noch zu guter Zeit, bereut und bekennet, und alle Schuld fällt nun auf den genannten Betrüger, der das ganze Werk eingeleitet hat. Da nun auch der Neffe die Tochter jenes vorher hart behandelten Kaufmanns heirathet, und mit seinem Vermögen beyspringt: so hat zuletzt alle Noth ein

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

Ende, und es bleibt weiter nichts übrig, als den Zuschauern wohlmeinend den Spiegel hinzuhalten. — Allerdings ist dieser Gegenstand sowohl in historischer Rücksicht, in Absicht dessen, was wirklich geschieht, als auch in moralischem Betracht sehr wichtig; ob er aber auch in ästhetischer Hinsicht die volle Genüge leiste, bezweifeln wir, weil die Kraft der Natur in den Charakteren der Menschen sich hier nicht genug entwickeln und zeigen kann. Der Bösewicht steht schon fertig da, der alles tragen soll; das Merkwürdige bleibt nur noch die Art und Weise in der äußeren Ausführung des Betruges; diese Mafsregeln aber — so historisch-interessant sie an sich sind — verwickeln die Aufmerksamkeit des Zuschauers so sehr in die Geschäfte und Rechnungen des Kaufmanns, daß er eher die Geduld darüber verlieren, als sich daran ergötzen wird. Ein ausführlicher Unterricht von dem Hergange solcher Dinge paßt mehr in eine Erzählung, Schilderung oder Abhandlung, als in ein Schauspiel, worin man es nur mit dem Herzen des Menschen und seinen unmittelbaren Handlungen will zu thun haben. Was an Eigenthümlichkeit der Charaktere in diesem Stücke zum Vorschein kommt, ist gegen das Übrige zu wenig, und auch zu flach und zu flüchtig aufgefaßt. Einzelne derbe Striche, die oft willkürlich hingeworfen sind, können den vollen Umriss nicht ersetzen. So ist es z. B., wenn die Frau des Kaufmanns als eine Modenärin soll gezeichnet werden, und sie in der Unterredung mit ihrer Nachbarin spricht: „Vertrauen sie mir Ihren Kummer, liebes Kind! Ach, mein schöner Aufsat, mein Gott, der schöne Aufsat, ich bin ganz in ihn vernarrt.“ Das ist zu handgreiflich, und quillt nicht, wie von selbst, aus dem inneren Leben hervor. Poetisch und das Innerliche näher berührend scheint uns im ganzen Stücke nur die Stelle zu seyn, wo während der festlichen Musik, die aus dem Tanzsaale herüberschallt, der Kaufmann von Angst und Unruhe ergriffen wird. Doch ist mancher andere einzelne Zug hier und da auch interessant, und wirkt wenigstens als poetische Andeutung. Das Ganze möchte aber schwerlich auf dem Theater volle Unterhaltung gewähren. — An Nachlässigkeiten in der Übersetzung fehlt es auch nicht, z. B. bey aller Autorität verbiete ich dir — statt mit aller; ich habe viel gereift statt ich bin; Handel schliessen statt Handelsverträge; Sie fürchten sich für Ihren Neffen statt vor; mein Oheim hat heute Briefe von Hn. Franval haben müssen — steif für: hat gewiß Briefe erhalten; seinem Rath gefolgt hätte für gefolgt wäre; und folgender Satz: „Ich wünsche

Dddd.

Ihnen Glück, mein Herr, wenn Sie so glückliche Operationen machen können, um, ohne daß Sie es noch empfinden, drey Vierteltheile von Ihren Vorschüffen verlieren zu können“ — wie unbeholfen! Da übrigens in dem Stücke alles so kaufmännisch hergeht: so muß noch als eine große Unwahrscheinlichkeit gerügt werden, daß der Kaufmann nach dem Ball auf das Vorgeben eines plötzlichen Unglücks sogleich seine Bilanz will gezogen haben, die er seinen Gläubigern überreicht, ohne daß ihnen das Unmögliche davon einfällt. Bey der übrigen Geschäftsgenauigkeit sollte doch dieser Punct auch ein wenig motivirt seyn.

Besser ist das zweyte Stück: *Heinrich des Fünften Jugendjahre*; ja, es hat sogar etwas Ausgezeichnetes, in sofern die Hauptcharaktere Personen der höheren Stände sind, und gleichwohl das Lustspiel nicht bloß in seinen Wendungen und Redensarten, sondern in wirklichen Handlungen, in einem Spiel des Naturells und in acht komischen Situationen besteht, so daß der Schauspieler hier die seltenere Gelegenheit erhält, seine Bildung und äußere Würde mit unwillkürlicher Charakterlaune zu verbinden, und in ein reges Leben zusammen zu schmelzen. Das Gewöhnliche ist nämlich, daß sich das Komische der Würde nicht nähern darf, ohne daß diese zugleich lächerlich wird; hier soll aber beides mit einander verbunden werden, die Würde soll neben dem Komischen in einer Person bestehen, und beides soll in freyer Eintracht wirken. Besonders schwierig, wenn man es genau nehmen will, scheint die Stelle, wo der Prinz, der lustige Prinz, sich in großer Angst befindet, weil hier drey Elemente sich vereinigen sollen; durch die Angst soll noch die Laune hindurchschimmern, und bey beiden sollen wir den Prinzen nicht vergessen, der gerade eine solche Situation erst recht wichtig macht. Da das Stück schon auf den meisten Bühnen gegeben ist: so kann man den Inhalt desselben als bekannt voraussetzen. Das Tadelnswerthe davon ist der erste Act, der zu sehr bloße Einleitung geblieben, und nicht genug selbst auch Handlung geworden ist. Im zweyten Acte gewährt es großes Vergnügen, zu sehen, wie das verschiedene Interesse der Personen sich bald hier, bald dort berührt, und hin und her ein leichtes Spiel und Widerspiel treibt, bis zuletzt der Prinz in der größten Verlegenheit sitzen bleibt. Der grundehrliche Schiffscapitän in der Mitte, der allein nichts von allem weiß, was um ihn vorgeht, steht wie ein Felsen da, der unbewußt das Ganze in leichte Wellen bricht, bis er am Ende selbst ein Spiel der Wellen — ein Gegenstand des Scherzes und des fröhlichen Lachens wird. So fällt der Strahl des Komischen hin und wieder und zurück. — In dem Titel sind die *Jugend-Jahre* dem Wortverstande nach anstößig, und andere haben sich auf mancherley Weise dagegen zu helfen gesucht; um Weitschweifigkeit zu vermeiden, könnte man vielleicht mit dem Titel: *die Jugend Heinrich des Fünften*, zufrieden seyn, in sofern man nämlich aus diesem einzigen Abenteuer schon das ganze Jugendleben Heinrichs erkennen kann. — Das Meiste in dieser Über-

setzung ist fließend und lebendig, doch kommen auch Stellen vor, wo andere einen bessern Ausdruck getroffen haben. Zu den Nachlässigkeiten gehört es wieder, wenn es heißt: zufrieden vor dem Abend, statt mit dem Abend, und wenn der Prinz sagt: Laß uns an unsre *Aus Schweifungen* denken, statt: an unsere Streiche. — Schwer läßt sich entscheiden, ob der Herausgeber, oder Andere dieß Stück früher übersetzt haben: aber man kann verlangen, daß darauf Rücksicht genommen werde, weil sonst das Publicum eine Sache zwey bis dreymal bezahlen muß, und auf diese Weise leicht ganze Bände anschwellen können, die, wie es nun mit dem vorliegenden der Fall ist, zu dem Überflüssigen und Entbehrlichen gehören. T. Z.

- 1) LEIPZIG, b. Hinrichs: *Neue Lustspiele von Theodor Hell*. Zweyter Band: *Der Haustyrann; Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs des V; die Verwechslung; Herr Habicht unter Siegel*. 1808. 351 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)
- 2) Ebendaf.: *Glückswechsel oder die Marionetten*. Ein Lustspiel in fünf Aufzügen nach dem Französischen von Th. Hell. 1808. 164 S. 8. (16 Gr.)
- 3) Ebendaf.: *Das Strudelköpfchen*. Ein Lustspiel nach dem Französischen von Th. Hell. 1808. 77 S. 8. (8 Gr.)
- 4) Ebendaf.: *Die beiden Väter, oder der Blumenkelch*. Ein Lustspiel in zwey Aufzügen nach Dupaty von Th. Hell. 1808. 148 S. (16 Gr.)
- 5) Ebendaf.: *Er ist es selbst*. Ein Nachspiel von Th. Hell. 1808. 55 S. 8. (6 Gr.)
- 6) LEIPZIG, b. Hartknoch: *Bianca von Toledo*. Eine dramatische Dichtung in fünf Acten von Karl Winkler. 1808. 152 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

So wie sich von Zeit zu Zeit Schauspieler finden, die, ohne besonderen Beruf zur Dichtkunst, bey ihrem nachahmenden Geschäft auf dem Theater sich mancherley Vortheile zur Hervorbringung des Effects merken, und nachher durch eine Zusammenstellung von solchen Scenen und Auftritten, die eine auffallende Wirkung hervorzubringen pflegen, selbst einige theatralische Producte liefern, die, mit Geschicklichkeit gefügt und dem Geschmack des Publicums angepaßt, nachher ebenfalls im Stande sind, bey der Aufführung eine angenehme Unterhaltung zu gewähren: so treten zuweilen auch unter den Zuschauern federgeübte Schriftsteller als Theaterdichter auf, die mit Liebhaberey für die Schauspielkunst aus dem Alten, was sie gefehn und gehört haben, etwas Neues zusammensetzen, und bey ihrer Mosaik oft so viel Klugheit und Application zeigen, daß sie mit ihren Producten den glänzenden Vorbildern sehr nahe kommen. Dieß geschieht, je nachdem der Poltergeist des Stücks sich ihnen nicht widerspenstig beweist, und die Fabel, die sie gerade brauchen, ihnen Effectscenen herleiht, bald mit mehr, bald mit geringerem Glück. Derjenige aber, der mit solchen Nachahmungen aus dem Leben selbst zu schöpfen, und die Wirkung solcher Scenen im Voraus zu berech-

nen weiß, gilt ihnen für den Meister und für ihr unnachahmliches Musterbild. Ein solcher ist *Kotzebue*, dessen Talent in dieser abschildernden Effectmethode noch von keinem seiner Nachahmer übertroffen ist. Der Vf. dieser verliegenden Luft- und Schau-Spiele, Hr. *Théodor Hell*, oder, wie er eigentlich heist, *Karl Winkler*, gehört ebenfalls zu seinen Schülern und Nachfolgern, ob er gleich, wie man sieht, in der Flüchtigkeit auch den Franzosen etwas abgelernt, und sich so seine Arbeit noch mehr erleichtert hat. In dem ersten Bande seiner Lustspiele, der in diesen Blättern (1806. No. 179) schon gewürdigt worden, lieferte er größtentheils eigene Producte, hier größtentheils nur Übersetzungen und Bearbeitungen französischer Stücke, wobey er allerdings einige Geschicklichkeit und Theaterkenntniß an den Tag legt.

Unter No. 1 rechnen wir den *Haus tyrannen* in 5 Acten, der von seiner eigenen Feder herrührt, zu den sogenannten Familiengemälden, die gewöhnlich einen moralischen Zweck haben, und mehr psychologisches als poetisches Inhalts sind. Damit ist es gerade bey diesem Stücke um so schlimmer, weil auch die Personen selbst sich nicht recht verlebendigen, und man in ihnen noch zu nackt und deutlich den allgemeinen Begriff sieht, wonach sie zusammengesetzt sind. Besonders ist der Charakter des Haus tyrannen nur nach der Oberfläche aufgefaßt und dargestellt, nicht aus der Natur ans Gefühl gebracht; sein Poltern erschreckt uns nicht; sein Zorn stammt nicht aus dem Temperamente hervor; sein Zanken verräth die Willkühr des Vfs. Bekehrt wird er dadurch, daß alle ihn verlassen, welches Mittel freylich anschlagen muß, aber wir zweifeln an dem Bestand, ob er gleich zuletzt ganz ehrlich und offen sagt: „wenn ihr noch unruhig seyd, die Zeit möchte meine alte Gewohnheiten wieder herbeybringen: so droht mir nur alle drey, mich auf der Stelle zu verlassen, und mein Herz wird seinen Fehler wieder gut machen. Ich sehe endlich ein, daß man nur gegen sich selbst strenge, gegen seine Mitmenschen sanft, gefällig, nachsichtig seyn muß, und daß, wenn Tugenden uns Achtung verschaffen, nur Sanftmuth es ist, was uns Liebe erwirbt.“ — Das folgende Lustspiel: „*Ein Tag aus dem Jugendleben Heinrichs des 5*“, sonst die Jugendjahre u. s. w. betitelt, ist zu bekannt, als daß es noch einer weiteren Erörterung bedürfte. Diese Übersetzung braucht sich der andern, die schon davon vorhanden sind, gerade nicht zu schämen. Es kommt hiebey nicht auf buchstäbliche Treue, sondern auf das Treffen der gangbaren Sprache des Lebens und der Gesellschaft an. In dieser Hinsicht wäre ihr freylich mehr Kürze und Naivität zu wünschen, was indess nicht damit erzwungen wird, daß der Capitain z. B. sagt: es wird mir gleich so *quabblicht* ums Herz, welcher Ausdruck nicht einmal ganz richtig ist, sondern mehr durch Vermeidung allgemeiner Begriffswörter, z. B. wenn Georg spricht: da haben wir den *unschuldigen Bewegungsgrund*, wo es statt dessen bey einem andern Übersetzer besser heist: ja, es ist richtig, *sie kommen in aller Unschuld*. — Die *Verwechslung oder Kleider*

machen Leute, ein Nachspiel vom Herausgeber, befreht darin, daß zwey Liebhaber in der Kleidung und im Betragen ihre Rollen tauschen müssen, damit der Liebhaber der Nichte nicht der Tante gefalle, und seiner Braut entzogen werde. Weil aber die Tante durchaus ihre Einwilligung der Nichte versagt, bevor sie nicht selbst verheirathet ist: so wird noch eine zweyte Intrigue erfordert, um die schriftliche Erlaubniß der Tante zu entlocken. Diefes geschieht auf eine recht glückliche, überraschende Weise, obgleich die Mittel selbst aus älteren Stücken entlehnt, und hier nur neu verknüpft sind. — *Herr Habicht* oder *der Hauswirth unter Siegel* ist ein Schwank, worin einige Laune und mehr Charakterbestimmtheit, als in den anderen Stücken, aber mit zu starken Zügen herrscht. Der um den Hauszins mahnende Wirth verkriecht sich aus Furcht vor seinem Miether, der ihn einmal durchgeprügelt, in einen leeren Bücherschrank, wo er, von dem Gerichtsdiener, den er selbst vorher rufen liefs, eingesiegelt, capituliren und Nachsicht geloben muß. Die dem Vf. eigene Manier des Wortwitzes ist immer noch dieselbe, und zeigt sich hier z. B. wenn Habicht sagt: ich bin sehr müde, und man ihn darauf zum Sitzen nöthiget, er aber fortfährt: nein, nein, müde, sehr müde Ihres ewigen Aufschubs.

No. 2. *Glückswechsel* oder *die Marionetten*, nach dem Französischen, hat dem Rec. von allen am besten gefallen. Es ist reich an Charakterscenen, wie sie nur ein guter Sittenmaler auffassen und wiedergeben kann, und auch die Idee wird durch das Ganze gerechtfertigt. Diese besteht in der Behauptung eines Puppenspielers gegen seinen Freund, daß die Menschen den Marionetten ähnlich wären, und von Umständen, wie diese von Fäden, geleitet würden. Und da sein Freund gleich darauf eine große Erbschaft thut, während der Edelmann des Dorfs seinen Reichthum einbüßt: so läßt er wirklich, indem er es wahrscheinlich macht, daß die Erbschaft seines Freundes wieder an einen andern fällt, die Menschen wie Marionetten aufzuziehen.

No. 3. *Das Strudelköpfchen* hat die Bekehrung einer jähzornigen Frau zum Gegenstande, welche dadurch bewirkt wird, daß der Mann, der diese Eigenschaft gleich nach der Hochzeit an seiner Frau entdeckt, ebenfalls sich sehr jähzornig gebehrt, worüber sie in sich geht und ihren Sinn ändert. Dergleichen als Idee ist zwar recht hübsch, aber in einem Act wirklich ausgeführt und dargestellt kann es nur wenig Glauben finden, besonders wenn der Frau zuletzt noch ausdrücklich gesagt wird, daß alles Verstellung gewesen.

No. 4. *Die beiden Väter* oder *der Blumenkelch* ist in Alexandrinern abgefaßt, in welchen der Vf. sich nicht frey zu bewegen weiß, und oft bey Verletzung des Abschnittes mit leeren Redensarten bloß zur Ausfüllung sich behilft, statt mit neuen Wendungen und bedeutenden Reimwörtern zu überraschen.

Sie hatten unten schöne Sachen genug zu sehn.
Wir müßen, uns zu rächen, beide uns verkehren.

Ausſehe. Herr Sohn es willig thut. Iſt arm er oder reich? Konnte ich. Brauchen, taugen; leerte, Erde; huſt ich, luſt g. Hier hat man gleich alle möglichen Freyheiten und Nachläſſigkeiten bey einander. Zwey Väter ſind über die Liebe ihrer Kinder einverſtanden und quälen ſie nur noch zur Strafe, weil ſie ſolche geheim gehalten. Das iſt der ganze Inhalt des Stücks, welchem der Blumenkelch einer Roſe, woraus ein geheimer Brief hervorgeht, den Namen giebt.

No. 5. *Er iſt es ſelbſt* — nämlich der Mann, der als Liebhaber vor dem Fenſter ſeiner Frau Abends auf- und niedergeht, und auf ein Bild, welches ſeine Frau malt, eiferſüchtig iſt, das ihn gleichfalls ſelbſt vorſtellt. Ein magerer Gegenſtand!

No. 6, eine *dramatiſche Dichtung* — ſoll weiter nichts ſagen, als: ein Schauſpiel in Jamben, in dem Ernſte eines Trauerſpiels gehalten. Es ſtellt den großen Wetteifer zweyer Freundinnen dar, die keine Aufopferung ſcheuen, um ſich einander zu retten. Kaiſer Heinrich VI., König von Sicilien, läßt Tancrets Enkelin, Eliſabeth, ergreifen, um ſie als die letzte Thronerbin aus dem Wege zu ſchaffen. Bianca, ihre Freundin, giebt ſich für die Princeſſin aus, und läßt ſich ſtatt ihrer ins Gefängniß führen, woraus ſie von dem Hauptmann, der ſie liebt, wieder befreyt wird. Eliſabeth aber, die dieſs nicht weiß, ſtellt ſich zur freywilligen Gefangenſchaft, um ihre Freundin daraus zu erlöſen, und wird endlich nur mit Mühe nach Heinrichs Beſiegung von dieſer wieder in Freyheit geſetzt. Da ſehen wir ſie denn zuletzt in Ketten auf der Mauer einer Feſtung, von dem Commandanten auf der Stelle mit der Hinrichtung bedroht, ſobald die Veſte fallen würde; aber es heiſt endlich zum Troſt, nachdem die Mauer durchbrochen, und die Soldaten ſchon öfters die Schwerter aufgehoben: Bianca und Toredodringen aus dem Thurm hervor, eilen auf Eliſabeth zu, ſchlagen die Soldaten, die um ſie ſtehen, hinweg, und Eliſabeth ſinkt, vom überraschenden Moment übermannt, in Bianca's Arme. Alſo Reiz genug, um vom Theater herab die Zuſchauer in Spannung zu erhalten, moralischer und pathologiſcher Reiz, woraus aber noch kein Kunſtinterreſſe hervorgeht, das allein auf einer ſchönen Darſtellung der Wahrheit beruht. Die viele Verſchwendung edler Gefinnungen mit groſſen Worten überſchüttet, ſo zu ſagen, die handelnden Naturen, und läßt ſie zu keiner eigenthümlichen Erſcheinung kommen. Alle klügelnd und vernünfteln wie Verſtandesmaſchinen, und ſagen oft das am wenigſten, was ſie einem natürlichen Gefühle nach ſagen ſollten. Alle ſprechen, wie der Vf. Poetiſche Bilder gelten häufig für Poefie, da ſie doch nur einen profaiſchen Gedanken umſchreiben. Mit den eingemiſchten Reimen und gereimten Abgangsverſen iſt der Vf. auch nicht immer glücklich. Am meiſten zu loben ſind noch einige lyriſche Ergieſungen, und vor allem der Plan und die theatraliſche Anordnung des Stücks. T. Z.

JENA, b. Frommann: *Lodovico Ariosto's* (Ludwig Ariost's) *raſender Roland*, überſetzt von J. D. Gries. I Th. 385 S. II Th. 414 S. III Th. 434 S. IV Th. 419 S. 1808. gr. 8. (9 Thlr.)

Es wäre ein höchſt beſchwerliches und völlig un-

dankbares Geſchäft, wenn wir, um von der Beſchaffenheit dieſer Überſetzung Rechenschaft zu geben, von alten den 46 Gefängen einen umſtändlichen Bericht erſtatten müßten. Glücklicherweiſe finden wir dieſer Müheligkeit uns überhoben, indem ein paar Stanzas ſchon hinreichend ſind, um von der Art und Weiſe, wie der Überſetzer die ſämmtlichen 4842 Stanzas verdeutſcht hat, einen anſchaulichen Begriff zu geben. So mag ſich denn, ohne daſs wir ein Wort weiter hinzufügen, der Werth oder Unwerth der Nachbildung durch ſich ſelbſt ausſprechen. Wir ſetzen den aus dem eilften Gefange genommenen beiden Probeſtanzas auſſer dem Originale noch die Verdeutſchung zur Seite, welche A. W. Schlegel im zweyten Bande des *Athenäums* als einen Verſuch gegeben hat; durch dieſe doppelte Gegeneinanderſtellung wird die Manier des Überſetzers ſich deſto deutlicher erkennen laſſen.

65 Stanze.

*Era il bel viſo ſua quale eſſer ſuale
Di primavera alcuna volta il cielo
Quando la pioggia cade, e a un tempo il Sole
Si ſgombra intorno il nubiſo velo:
E come il roſignol dolci carole
Mena nei rami allor del verde ſtelo,
Coſi alle belle lagrime le piume
Si bagna Amore; e gode al chiaro lume.*

68 Stanze.

*Vincano di candor le nevi intatte,
Ed iran più che averio a toccar mollir
La poppe ritondette parean latte.
Che fuor de' giunchi allora tolli
Spazio fra lor tal diſcenda, qual fatto
Eſſer veggiam fra piccolini colli
L'ombreſe valli, in ſua ſtagione amene
The'l nerno abbia di neve allora piena.*

Gries.

A. W. Schlegel,

Ihr holdes Antlitz war, wie ſich zu zeigen	Ihr ſchönes Antlitz war ſo anzuſchauen.
Im Frühling manchesmal der Himmel pflegt,	Wie ſich im Frühling wohl der Himmel weilt.
Wenn, während Tropfen ſich zur Erde neigen,	Wenn, während milde Regen niederthauen,
Die Sonne rings den Wolkenflor zerſchlägt.	Die Sonne rings der Wolken Flor zerreiſt;
Und wie die Nachtigall aus grünen Zweigen	Und wie die Nachtigall auf grünen Auen
Alsdann die ſüßen Melodien regt:	Im Laube dann den Liederreihn ergeuſt,
So badet Amor in den holden Zähren	So badet in den Thränen, die erquicken,
Die Flügel ſich, ſonnt ſich im Glanz der Hebron.	Die Flügel Amor, ſonnt ſich an den Blicken.
An Weiſſe muſs der Schnee den Gliedern weichen.	Den friſchen Schnee an Weiſſe überwindet,
Das Elfenbein fühlt nicht ſo ſanft ſich an.	Das Elfenbein an Glätte, die Geſtalt;
Der Milch ſind ihre Brüſtchen zu vergleichen,	Es gleichen ihre Brüſtchen, weich geründet,
Die man ſo eben ins Gefäſs gethan.	Der Milch, die ſchäumend im Gefäſs noch wallt,
Ein Raum ſenkt zwiſchen ihnen ſich, dergleichen	Und zwiſchen ihnen iſt ein Raum gegründet,
Wir oft, umringt von kleinen Hügeln, ſehn,	Der ſanft ſich ſenkt, der Anmuth Aufenthalt,
Wenn Winter das in Schatten eingehüllte	Wie zwiſchen kleinen Hügeln ſchau't ge Thale,
Sonſt ſo anmuth'ge Thal mit Schnee erfüllte.	Wo noch der Schnee nicht ſchmolz vom Frühlingsſtrahle.

Druck und Papier verdienen alles Lob.

Ha. Ha.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 M Ä R Z, 1809.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

- 1) FRANKFURT a. M. b. Vf. u. LEIPZIG in Comm. b. Fleischer (von der 21. Ausg. an vorgeblich FRANKFURT und LEIPZIG:) *Praktische französische Grammatik* (,) wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann, von Joh. Valent. Meidinger, Lehrer der französischen und italienischen Sprache zu Frankfurt am Mayn. 20 durchaus verbesserte und vermehrte Original-Ausgabe. 1806. 680 S. 21. Auflage. 1805. 592 S. 22. Aufl. 1806. 592 S. 23. Aufl. 1807. 592 S. 24. Aufl. 1808. 503 S. 8. (18 Gr.)
- 2) COBURG u. LEIPZIG, in der Sinner'schen Buchhandlung: *Johann Valentin Meidingers praktische französische Grammatik*. Neue durchaus umgearbeitete, und mit neuen Aufgaben versehene Ausgabe, von Johann Friedrich Sanguin. 1805. 544 S. 8. (20 Gr.)

No. 1. **W**e zu eine Recension eines Buches, welches so oft aufgelegt, von so vielen öffentlichen und Privat-Lehrern gebraucht worden ist, und noch gebraucht wird? — könnte wohl mancher fragen. Weil diese Lehrer das Buch entweder gar nicht, oder sehr falsch beurtheilt haben müssen, und höchst wahrscheinlich es ihnen nicht einmal in den Sinn gekommen ist, zu untersuchen, ob dasselbe brauchbar sey, oder nicht. Unser Bericht soll das Publicum in Stand setzen, ein gründliches und gerechtes Urtheil darüber auszusprechen.

Dafs ein zum Unterrichte bestimmtes Buch nach einem überlegten Plane ausgearbeitet; dafs die Definitionen, welche die Grundlage dieses Unterrichts ausmachen sollen, verständlich, deutlich, richtig; dafs die auf diese Definitionen gegründeten Regeln bestimmt, sicher, vollständig; dafs die zur Verdeutlichung der Regeln angegebenen Beispiele passend seyn sollen: dieses sind die ersten und unentbehrlichsten Erfordernisse, ohne welche kein Lehrbuch auf Brauchbarkeit Anspruch machen kann. In wiefern Hr. M. diesen, nichts weniger als übertriebenen und unbilligen, Forderungen der Kritik Genüge geleistet habe, werden wir treu berichten.

In jeder brauchbaren Grammatik findet man die zum etymologischen Theile gehörigen Definitionen von den Regeln des Syntax abgefondert. Hr. M. hat diesen gebahnten Weg verlassen, um seinen eigenen Weg zu gehen. Warum? darüber Auskunft *J. A. L. Z.* 1809. Erster Band.

zu geben, hat er nicht geruhet. Dem Register nach sollten keine, oder nur sehr wenige Regeln in dieser Grammatik zu finden seyn. Will man aber sich die gewifs nicht geringe Mühe nicht verdriessen lassen, die ganze Grammatik des Hn. M. Bogen für Bogen zu untersuchen: so findet man Definitionen und Regeln, alles ohne Ordnung, unter einander geworfen. Das allein, was man in jeder Grammatik über Aussprache und Orthographie findet, ist von dem grammatischen Theile abgefondert; jedoch mit Ausnahmen: denn einige orthographische Regeln haben wir unter den Conjugationen bemerkt. Was zu jedem besonderen Theile gehört, werden wir nach der Ordnung darstellen.

1) *Aussprache*. Dafs Hr. M. die Lehre von der Aussprache der Buchstaben aus keiner reinen Quelle geschöpft habe, sieht man gleich aus dem ersten Satze, wo er sagt, dafs die französischen Buchstaben meistens wie die deutschen ausgesprochen werden. Das Wörterbuch der französischen *Académie* ist ihm eben so unbekannt, als die *Grammaire générale et raisonnée* von dem Jahre 1664; kein Wunder also, dafs er keine Kenntniss hat von der wahren Aussprache der Mitlauter (*appellation moderne des consonnes*). Die Anmerkung zu diesem ersten Satze: „Der wahre Laut aller französischen Buchstaben kann nicht wohl mit Worten bestimmt, noch die Töne gehörig ausgedrückt werden, weil deren mehrere mit den deutschen keine genaue Ähnlichkeit haben u. s. w.“ ist jetzt richtig abgeändert worden. „Einige brauchen auch das w in den fremden Namen“, sagt er aber noch immer in einer andern Anmerkung. Die Regeln der Aussprache hat Hr. M. in Hauptregeln und ausführlichere Regeln eingetheilt; man darf es aber nicht so genau mit dieser Eintheilung nehmen: unter den letzteren würde man viele finden, die zu den ersteren gehören. Diese Regeln einzeln zu untersuchen, würde uns zu weit führen; wir können aber versichern, dafs mehrere ganz unrichtig sind, andere nur halb wahr, d. h. nur in gewissen besondern Fällen, und dafs die als Beispiele angeführten Wörter öfters gar nicht dazu passen. Hier einige Belege: „*ai* hat einen Mittelklang zwischen *ä* und *e* (wie wird dieses *e* ausgesprochen?) 1) in *fai*, wie auch am Ende der ersten Person des *Futur* und des *Parfait défini* . . . 2) Wie auch in folgenden Wörtern: *confrainis*, *Mai*, *je sais*, *plaisir*, *raison*, *laisser*, *aist* etc. — In dem ersten Falle wird *ai* wie das scharfe *e* (*é*) ausgesprochen; in dem zweyten wie *ä* (*è*) bey allen angeführ-

D d d d

ten. Wörtern. — „*Ail* und *aile* wird fast wie im Deutschen ausgesprochen.“ — Welche deutsche Wörter haben diese Endung? — „*e* wird wie ein kurzes *a* in dem Verbindungswort *et*, und, ausgesprochen.“ — Nein, es wird scharf (*é*) ausgesprochen. — „*a* vor *y* wird wie ein scharfes *e* gelesen, und macht mit dem *y* eine Sylbe aus; z. B. *pays* oder *pays* lautet fast wie *pei*. — In dem Wörterbuch der *Académie*, 5te Auflage, liest man: „*I. tantôt caractère simple, tantôt caractère double. . . Caractère double, ce sont deux l accouplés, dont le premier finit une syllabe; et le second en commence une autre, comme dans Citoyen. . . pays etc., qui se prononcent comme s'il y avoit Citei-ien. . . pai-is. C'est mal-à-propos que quelques Auteurs ou Imprimeurs écrivent Citoyen, etc. avec un i tréma.*“ Dafs das Werk von Domergue über die französische Aussprache Hn. M. nicht bekannt sey, das soll Niemanden wundern; wie auch dafs er die Interpunctiionszeichen Unterscheidungszeichen nennt.

2) *Etymologie*. Damit das Publicum und Hr. M. selbst recht einsehen, wie richtig seine Begriffe von den verschiedenen Redetheilen sind, werden wir seine Definitionen einzeln untersuchen. „Die Artikel sind einzelne Wörter, welche das Geschlecht, den Beugfall, die Zahl (wovon?) anzeigen.“ Hier sey uns erlaubt zu fragen: 1) wie der französische Artikel das Geschlecht anzeigt, wenn das französische Hauptwort mit einem Selbstlaut oder mit dem stimmten (nicht ausgesprochenen) *h* anfängt, und wenn das Hauptwort im Plural steht? 2) wie der Artikel den Beugfall des Hauptworts anzeigt, da die Endung der Hauptwörter, in der französischen Sprache, keiner anderen Änderung unterworfen wird, als der, welche die Zahl bezeichnet? 3) Da diese Änderung der Endung der Hauptwörter die Zahl zu bezeichnen bestimmt ist, warum sollte man auch den Artikel zu dieser Bestimmung nehmen? — Seinen unbestimmten Artikel setzt Hr. M. auch mit den Zeitwörtern! Ob er die Beschaffenheit und die wahre Bestimmung des Artikels vermuthet habe, sieht man nach daraus, dafs er die eigenen Namen (*nomina propria*) ohne Ausnahme mit dem unbestimmten Artikel declinirt haben will. Sein unbestimmter Artikel in übrigens weiter nichts, als die Vorwörter *a* und *de*. Diese unbeugbaren oder unveränderlichen Wörter declinirt Hr. M., wohlverstanden, ohne sie zu verändern. Hier könnte man wieder fragen, wie das Geschlecht, der Casus und die Zahl der eigenen Namen durch diesen unbestimmten Artikel bezeichnet werden? worin die Declination dieses Artikels bestete? worin der Unterschied der vier Arten vom Artikel? Man erlaube uns hier ein paar neue und merkwürdige Regeln zu erwähnen, die wir bey der Declination des unbestimmten Artikels finden. 1) Der bestimmte Artikel wird den Namen der Personen, wie im Deutschen, vorgesetzt, wenn diese Namen im Plural stehen, oder wenn man zwey oder mehrere, die einerley Namen führen, unterscheiden will, als: *Les Charles*

ont été la plupart braves. Ce n'est pas le Charles dont nous parlons. (Wir möchten wohl wissen, aus welchem französischen Schriftsteller Hr. M. diese Beyspiele genommen hat.) 2) Wenn im Deutschen zwey Hauptwörter beyfammen stehen, die eine Sache anzeigen: so wird der Genitif *de* dazwischen (zwischen die deutschen Hauptwörter?) gesetzt; z. B. *Un Maître de langue*, ein Sprachmeister (der wäre also eine Sache!); *une pipe de tabac*, eine Pfeife Toback; *la ville de Paris*, die Stadt Paris. Es ist übrigens leicht einzusehen, wie solche Regeln bey der Declination des unbestimmten Artikels passen; und auf diese folgen fünf oder sechs andere von der Art. Aus dem Vorwort *de* macht Hr. M. nicht nur einen unbestimmten Artikel und einen Genitiv, sondern auch einen Theilungsartikel; bey dieser Gelegenheit lernen wir: „die Wörter, so im Singular diesen Artikel haben, haben meistens keinen Plural.“ Dessen ungeachtet hat er auf derselben Seite (48) und auf der vorhergehenden zwey Hauptwörter, blofs im Plural, mit diesem Artikel declinirt, gesetzt. — Die Definition des Fürworts ist die gewöhnliche; eine bessere von Hn. M. zu verlangen, das würde eine übertriebene Forderung seyn. Bey den persönlichen Fürwörtern ist zu merken, dafs er *moi*, *toi*, *soi* als besondere Fürwörter ansieht, die er allein stehende persönliche Fürwörter nennt, wahrscheinlich weil sie nach den Zeitwörtern und Vorwörtern gesetzt werden. Diese Fürwörter declinirt er mit seinem unbestimmten Artikel (*a* und *de*), wie fast alle anderen, obgleich diese Fürwörter nie eine unbestimmte Bedeutung haben können. Man könnte wohl glauben, er wisse nicht, was bestimmt oder unbestimmt ist; denn er setzt unter die unbestimmten Fürwörter mehrere Wörter, deren Bedeutung ganz bestimmt ist (und von welchen einige keine Fürwörter sind), als: *chaque*, *chacun*, *l'un et l'autre*, *nul*, *tout*, *tous* etc. — O! Hr. M. richtigere Begriffe von den Zeitwörtern hat, sieht man aus folgender Erklärung: „Das Zeitwort zeigt ein Thun, Leiden oder Seyn und verschiedene Zeiten an. . . Die, welche ein Seyn anzeigen, zeigen weder ein Leiden, noch ein Thun an, oder nur ein solches, welches sich auf den activen Gegenstand allein bezieht, z. B. *dormir*, schlafen.“ — Rec. muß gestehen, dafs er nicht scharfsinnig genug ist, um in dem Worte *schlafen* die Begriffe von einem Thun und von einem activen Gegenstand zu finden, und um zu begreifen, wie diese Zeitwörter der Mittelgattung (*verbes neutres*), welche weder ein Thun, noch ein Leiden anzeigen, bald *neutres actifs*, bald *neutres passifs* seyn können (S. 183). — „Das Mittelwort (*Participe*) zeigt verschiedene Zeiten an (als wenn die Beziehungen der Zeit durch das Participium allein bezeichnet werden könnten), und wird conjugirt und declinirt (!); z. B. *La dite femme m'a dit que le tableau parlant avoit parlé.*“ — Die Wörter *dite*, *dit*, *parlant*, *parlé* sollten verschiedene Zeiten bezeichnen! Welche Zeiten? Hr. M. hat vergessen es zu sagen, wie auch die von ihm erfundene Art der Conjugation der Mittelwörter anzugeben. Nicht weniger merkwür-

dig ist, was er über die *Modi* der *Verba* lehrt: „Der *Indicatif* zeigt an, wie (die Art der Handlung?) etwas gethan, gelitten oder erzählt wird, wie auch die Zeit, wann etwas gethan, gelitten oder erzählt worden ist“ (also nur die gegenwärtige und die vergangene Zeit!). Anstatt der Erklärung von dem *Subjonctif* findet man: „Der *Conjonctif* erfordert, daß der *Indicatif* oder ein *Bindwort* dabey stehet.“ — Dieser *Modus* wird also immer nach einem anderen Zeitwort im *Indicatif* oder nach jedem Verbindungswort gesetzt?! Folgende Sätze sollten also grammatikalisch unrichtig seyn: Mr. M., *eussiez - vous écrit dix grammaires, il n'en seroit pas moins vrai que vous n'avez pas les premières notions de cette science. Pussiez - vous sentir votre incapacité! Puisse le public ouvrir enfin les yeux!* — Was er von dem *Infinitif* sagt, übertrifft doch alles: „Der *Infinitif* stellt die Handlung des Zeitworts vor, ohne die Person zu benennen.“ (Das Zeitwort handelt und der *Modus* stellt diese Handlung vor!!) — Dem *Indicatif* giebt er nicht mehr zwey kaum vergangene Zeiten, sondern ein *Imparfait* und *Parfait défini*, die ergauer als in den früheren Ausgaben unterscheiden; aber noch immer sind die Begriffe zu verworren und zum Theil zu widersprechend, als daß sie den Unterschied zwischen zwey Zeiten der Zeitwörter der französischen Sprache, die durch eine einzige Zeit oder Form im Deutschen ausgedrückt werden, begreiflich machen könnten!) Hr. M. giebt auch dem *Subjonctif* nicht mehr zwey *Imparfais* und zwey *plusqueparfaits*; sein erstes *imparfait* und sein erstes *plusqueparfait* sind richtig in *Conditionnel présent* und *Conditionnel passé* verwandelt worden, welche eben so wenig zum *Subjonctif* gehören, als das *Futurum*, welches er diesem *Modus* ehemals gab, jetzt aber *Futur composé* (besser *antérieur*) nennt. Die Definitionen der Vorwörter (*prépositions*) und der Nebenwörter (*adverbes*) dürfen wir nicht übergehen: „Die Nebenwörter bestimmen genauer die Bedeutung der Zeit- und Bey- Wörter, und zeigen an, wie dieselben verrichtet werden (S. 26 f.). Die Vorwörter werden den Nenn- und Für- Wörtern (nicht den Zeitwörtern?) vorgesetzt, verschiedene darauf folgende *Umstände* genauer zu bestimmen.“ (Die Zeitwörter und Beywörter werden verrichtet; die *Umstände* folgen den Nennwörtern und den Fürwörtern!!) — Ein ganzes Buch würde man schreiben, wenn man alle falschen Begriffe, Ungereinheiten u. s. w., die in dieser Grammatik vorkommen, aufzählen wollte. Um die Grenzen einer Recension nicht zu weit zu überschreiten, müssen wir hier unsere Anmerkungen über den etymologischen Theil beschließen.

3) *Syntax*. Ob Hr. M. weiß, was *Syntax* ist, ob er für überflüssig und unzweckmäsig hält, die Regeln von den bloßen Definitionen abzufondern, wollen wir hier unentschieden lassen. Wir haben schon bemerkt, daß die Regeln des *Syntax* unter die Definitionen, Declinationen und Conjugationen zerstreut durch einander hingestellt sind; den Gehalt einiger dieser Regeln wollen wir ganz kurz prüfen.

Die einzige Regel über die Construction, welche wir, dem Register nach, finden, ist dieselbe, welche man in der franz. Grammatik von Hilmar Cuvras nachschlagen kann, mit einigen unbedeutenden Veränderungen. Nach dieser Regel bestehet der Satz aus zwölf Theilen, deren jeder mit einer Zahl bezeichnet ist. Hier ist keine Rede weder von Subject, noch von Prädicat, noch von verschiedenen Arten von Sätzen. Diese Regel, welche nur auf einen Fall passen kann, muß als allgemein angenommen werden; übrigens halten wir es für unmöglich, daß man sich aus derselben einen richtigen und deutlichen Begriff von der französischen Construction machen kann. Wie könnte man auch richtige Regeln von einem Grammatiker erwarten, welcher lehrt (S. 254), daß „die Deutschen zuweilen Zeitwörter oder ganze Phrasen auslassen, welches ihnen aber die Franzosen nicht leicht nachmachen.“ Wir lesen in dem Register: Von der Regierung der Zeitwörter; wir schlagen nach und finden: „Die meisten Zeitwörter regieren im Französischen den Beugfall (in der franz. Sprache haben die Namen Beugfälle?), den sie im Deutschen regieren . . . Allein viele gehen vom Deutschen ab (wie bestimmt!) . . . Im Französischen regieren meistens den Genitif die Zeitwörter, die im Deutschen eins von den Vorwörtern für, über, mit, in u. s. w. nach sich haben, z. B. *être content, être amoureux, être en peine, avoir pitié de etc.*“ — Konnte Hr. M. nicht sehen, daß hier die *préposition de*, die er den Genitif nennt, von einem Beyworte oder von einem Hauptworte regiert wird! *Gérondif* nennt er den *Infinitif* nach einem Vorworte: „Das *Gérondif* mit *de*,“ sagt er S. 122, wird gebraucht nach den Zeitwörtern und Redensarten, die im Französischen einen Genitif oder Ablatif regieren.“ Diese Regel, genau und bestimmt ausgedrückt, sagt: das Vorwort *de* wird vor dem Infinitif gesetzt nach den Zeitwörtern und Redensarten, nach welchen das Vorwort *de* gesetzt wird!! Auf der folgenden Seite stehet: „Das *Gérondif* mit *à* wird gebraucht nach den Beywörtern *facile, aisé, agréable, beau etc.*“ — Wer eine franz. Grammatik schreibt, sollte nicht wissen, daß die *préposition de* ebenso oft als *à* nach allen diesen Beywörtern gesetzt werden muß? Wer würde folgende Regel verstehen: „Das *Gérondif* mit *pour* wird gebraucht, um das deutsche um, weil etc. auszudrücken.“ Wird wohl jeder Schüler, ja selbst jeder Lehrer errathen, daß Hr. M. hätte sagen sollen: Das Vorwort *pour* vor einem Infinitif wird im Deutschen durch die *préposition* um (umzu), weil u. s. w. übersetzt. Von derselben Art ist das folgende: „Das erste *Participe* (in: ant), so man nicht decliniren kann, wird: *missens*, anstatt des deutschen *Indicatif* gebraucht: . . . zuweilen auch anstatt des *Nominatif* eines beziehenden Fürworts . . . Wenn dieses *Participe* anstatt eines Beywortes stehet: so wird es verändert: u. s. w.“ — Dieses *Participe*, von den franz. Sprachlehrern *gérondif* genannt, wird also an die Stelle 1) eines ganzen *Modus* (des deutschen *Indicativs*), 2) eines *Nominativs*, 3) eines Beywortes gesetzt; es

wird nicht declinirt, und wird doch verändert!! Ein Buch, in welchem solches Zeug in Menge vorkommt, wird selbst in öffentlichen Schulen seit mehreren Jahren gebraucht; es konnte vier und zwanzig Mal aufgelegt werden, öfters nachgedruckt, als Muster von italienischen und englischen Grammatiken genommen werden!!! Seitdem dieses Buch ein so unerhörtes, so beyspiellofes Glück gemacht hat, ist Deutschland mit praktischen Grammatiken von aller Art, für alle Sprachen überschwemmt worden. Verstehet Hr. M., verstehen seine zahllosen Nachahmer, was praktische Grammatik heist? Unwissende Lehrer brauchten ein Buch, mit welchem sie jeder Art von Arbeit überhoben seyn konnten; ob dieses Buch mittelmässig oder unter aller Kritik sey, darum haben sie sich nicht bekümmert: aus diesem einzigen Grunde konnte es möglich werden, daß diese Grammatik so lange und von so vielen gebraucht wurde. Zum Beschluß versichern wir noch, daß man mehrere allgemeine und besondere Regeln der franz Sprache in diesem Buche vergebens suchen würde; daß sehr viele von den französischen Beyspielen zu den Regeln unpassend, unfranzösisch sind; daß die Aufgaben leer, voll von Plattheiten, von niedrigen, pöbelhaften Redensarten, und für den Geschmack verderblich sind. Wenn sich Hr. M. über diese Recension beschweren wollte, würden wir ihm mit Lessing sagen: „Jeder Tadel, jeder Spott, den der Kunststrichter mit dem kritisirten Buche in der Hand gut machen kann, ist dem Kunststrichter erlaubt.“

Schliesslich bemerken wir noch, daß mit keinem Buche die Nachdrucker einen solchen Unfug getrieben haben, als mit dieser Grammatik; ja die Unverschämtheit derselben geht so weit, daß sie, nicht zufrieden, den Vf. und rechtmässigen Verleger seines Eigenthums zu berauben, auch noch das Publicum auf die schändlichste Weise betrügen, indem sie ihm statt der richtigen Münze eine falsche, verrufene in die Hände liefern, die ganz ausser Cours gekommen ist. Von der Art sind die oben sogenannten 21 — 24 Ausgaben oder Nachdrücke, deren geringere Seitenzahl schon anzeigt, daß sie nach den ältesten noch ganz unverbesserten Ausgaben abgedruckt und folglich in den Schulen neben den neueren rechtmässigen Ausgaben gar nicht zu gebrauchen sind. Hier finden sich noch die zwey *Imparfais* im *Ind.* und *Conj.*, das *Fut.* im *Conj.*; hier liest man von einem *Beziehungsartikel* und ähnlichen Unsinn in Menge; hier wimmelt es von Druckfehlern, die zum Theil die größte Unwissenheit des Betrügers verrathen. Diese Nachdrücke sind übrigens daran kenntlich, daß ihnen der Name des Verlegers fehlt, daß sie sich nach *Wailly umgearbeitete* nennen, und daß (welche Gewissenhaftigkeit!) die Privilegien des römischen Kaisers und der schweizer Eidgenossenschaft nicht vorgedruckt sind. — Wann wird doch endlich diesem Unwesen des Nachdrucks gesteuert,

wann endlich auch der Schriftsteller in seinem Eigenthume geschützt werden! Aber was Wunder, da selbst sonst solide Buchhandlungen mit solchem unrechtmässigen Gute Schacher treiben!

No. 2. Aus der eben recensirten Grammatik, oder aus jeder anderen schlechten oder mittelmässigen eine gute zu machen, wäre allerdings ein verdienstliches Werk. Ob aber der Mann, der im Stande wäre, den ganzen Umfang dieser Unternehmung ins Auge zu fassen, und sie zu vollbringen, sich solcher Arbeit unterziehen würde, daran zweifeln wir sehr. Denn, unserer Überzeugung nach, könnte er mit weniger Anstrengung und Zeit eine eigene Sprachlehre schreiben. Aus Hn. *Sanguins* Erklärung über seine Umarbeitung läßt sich schon schliessen, ob eine brauchbare Grammatik daraus entstehen konnte. „Ich bearbeitete ganz neu, sagt er in seiner Vorrede, die Lehre von der Aussprache; verwarf, mit wenigen Ausnahmen, sämtliche deutsche Aufgaben . . . zugleich setzte ich jeder Aufgabe unmittelbar die Regel vor, auf welche sie sich bezog . . . In den Zeitwörtern machte ich die nöthige Abänderung, in Ansehung der Orthographie, und gab den verschiedenen Zeiten die Benennung, welche sie bey den neuern französischen Sprachlehrern führen . . . Die Sprache erweiterte und verbesserte ich; ich reinigte sie von den gemeinen, niedrigen, pöbelhaften Ausdrücken . . . und auf gleiche Art änderte ich das Nöthige an den sogenannten Hiftörchen . . . In Ansehung der Orthographie, der unüblichen, veralteten, unrichtigen und barbarischen Worte . . . wird man durchaus die verbessernde Hand gewahr werden.“ — Aus diesen Äußerungen sieht man zur Genüge, daß der eigentliche grammatikalische Theil, eben so, als der Plan, unverändert geblieben ist, und wirklich haben wir gefunden, daß die Definitionen, die Regeln u. s. w., die wir in der obigen Recension gerügt haben, in dieser umgearbeiteten Ausgabe buchstäblich angenommen worden sind. — „*Meidingers* Grammatik hat doch wenigstens das Verdienst einer guten Methode“, sagt Hr. S. — Wie könnte eine gute Methode in einem planlosen Buche sich finden, in welchem alles verworren durch einander hingestellt ist? Oder sollte die ganze Methode darin bestehen, daß auf jede sogenannte Regel viele deutsche Aufgaben folgen? Diese Einrichtung hat zwar ihr Gutes; aber die von Anfänge bis zu Ende gleich grosse Anzahl der übersetzten untergelegten Wörter begünstigt und vermehrt die Trägheit der jungen Leute, die alles gedankenlos, flüchtig nachschreiben; am Ende findet man, daß nur sehr wenig in ihrem Gedächtniß sich eingepägt hat. Diese Einrichtung ist auch daran Schuld, daß sie jede Vorbereitung zu dem Unterrichte des Lehrers für überflüssig halten; daher weniger Anstrengung, und, wie natürlich, langsamere Fortschritte.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 M Ä R Z , 1809.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Sommer: *Allgemein faßlicher Unterricht in der Declination der deutschen Nenn- und Begwörter.* Nebst einer Beyspiel-Sammlung zur Übung dieser, so wie einiger anderer Redetheile, von August Friedrich Petschke, Lehrer der Taubstummen zu Leipzig. 1807. 104 S. 8. (12 Gr.)

Der Vt. entwarf diese Schrift (laut der Vorrede) zu dem Unterrichte der ihm anvertrauten Taubstummen, um in dem ihm anvertrauten Amte so viel Nutzen zu stiften, als möglich (S. 1). Er hat *Heinsius neue deutsche Sprachlehre* (Berlin. 1801. 8.) sehr getreu benutzt, wie man bey der flüchtigsten Vergleichung gewahr wird; aber auf seinen Zweck wenig Rücksicht genommen. Denn wie will er wohl die ihm anvertrauten Taubstummen dahin bringen, daß sie sich von folgenden Wörtern einen Begriff selbstthätig bilden? S. 7: das Bacchanal, Corroborans, die Monstranz, der Domicellar, Patriarch, Enthusiast, Scholiast, Apostat, die Fatalität, S. 9 das Emblem, Dilemma, der Dämon, der Idiotismus, S. 10 die Casur, Claufur, S. 11 das Reservoir, der Cocon, das Cemen, Tentamen, S. 18 der Absefs, Access, Accord, das Activ, der Affront, S. 19 das Amulet, Apostem, Äquivalent, der Atom, das Attentat, Attribut, Axiom, S. 21 der Cement, Choral, das Cölibat, der Commentar, das Compromiß, Concordat, Confortativ, der Context, S. 26 das Ideal, Idiom, S. 27 das Idol, Impediment, Incolat, Intervall, S. 30 das Notariat, der Official, das Parlament, der Part, das Pasquill, Patriciat, Patronat, S. 31 das Placat, Pontificat, Postulat, Prädicament, Präservativ, der Prätext, das Problem, Priorat, Project, S. 32 der Recess, das Recidiv, Recitativ, Regal, der Regress, das Rescript, S. 33 der Saturn, das Scapulier, S. 34 das Segment, der Sensal, das Servitut, (Hr. P. meint damit ohne Zweifel die Zwangspflicht, Dienstbarkeit, Dienstpflicht, wie es *Kinderling* verdeutlicht; aber da heist es *die Servitut*.) S. 35 das Stratagem, S. 36 der Success, das Supplement Symptom, System, Theorem und viele andere. Warum will Hr. P. die Köpfe der Taubstummen mit so vielen, für sie unverständlichen Wörtern beschweren? Es scheint, als habe er ganz vergessen, was er selbst in der *Georgia* (1806. No. 49. S. 383. No. 55. S. 429. 430. No. 66. S. 521. 522) schrieb: „Begriffe, die auf das Hören Bezug haben, fallen durchaus bey

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

dem Unterrichte der Taubstummen weg, und ich darf wohl behaupten, daß es unmöglich sey, den Taubstummen von allen und jeden Wörtern (und Redensarten einer Sprache) deutliche Begriffe beybringen zu können. Wie kann ich einem Menschen, dem ein Sinn fehlet, einen Begriff von diesem ihm fehlenden Sinne beybringen, z. B. dem Blinden den Begriff vom Sehen, dem Taubstummen den Begriff vom Hören, und von den, durch den Gebrauch dieser Sinne entstehenden Empfindungen? Einen Begriff von einer Empfindung, die er in seinem Leben nicht gehabt hat, noch jemals haben wird? — Ich und viele tausend Menschen haben nie von einer Ananas oder von der Frucht des Brodbaums gegessen, und wir alle können uns durchaus von der Empfindung, die das Essen dieser Früchte hervorbringt, keine Vorstellung machen, oder es dadurch wissen, wenn es uns Jemand durch eine auch noch so deutliche Beschreibung beybringen wollte, weil wir diese Empfindung selbst gehabt haben müssen; wenn wir deutliche Begriffe davon haben sollen. Das Rindvieh — um mich, wenn es dessen bedarf, eines einleuchtenden Beyspieles zu bedienen — frist mit Wohlbehagen auf der Weide Gras, wir können uns davon, wie ihm dieß schmecken möge, keinen Begriff machen, weil wir nicht diese Empfindung gehabt haben. (Hr. P. thäte wohl, den Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Natur sich von irgend einem Gelehrten deutlich machen zu lassen.) Wie kann man nun noch behaupten, daß man diesen Leuten Begriffe von solchen Dingen durch Zeichen beybringen könne, wovon sie durchaus keine Empfindung haben? — Ganz natürlich ist hier die Frage: was soll der Taubstumme lernen? Da sein Ideenkreis und seine Kenntnisse beschränkt bleiben, und er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat: so besteht dieß nur in dem Nothwendigsten.“ Wenn Hr. P. hierin Recht hat; wenn bey dem Unterrichte der Taubstummen manches weggelassen werden muß, was sich durch das Ohr dem Verstande und Gemüthe klar genug darstellt, aber nicht bis zur Anschauung des Auges erhoben werden kann: warum bewahrte ihn diese Überzeugung nicht vor dem großen Fehlgriffe, eine Menge Wörter hinzuschreiben, die sich nur dem Gedächtnisse des Taubstummen einprägen lassen, und deren Bedeutungen ihm ewig fremd bleiben müssen? Warum führt er ferner Wörter an, die im gemeinen Leben nie vorkommen? S. 26 *der Hatschnir*, ein Wort, das nur an dem kaiserlichen Hofe zu Wien üblich ist. S. 27 *der Knopf*,

Ffff

maux dessus et dessous la terre; le mouchoir n'est ni dedans ni dessus la commode. Hier darf man nicht sagen: *il y a des animaux sur - sous la terre; ni dans ni sur la commode.* — Wir werden uns begnügen, dem Hr. Sch. zu sagen, daß seine Redensart eben so fehlerhaft als die andere ist. Die Franzosen sagen: *sur la terre et dessous; ni dans la commode ni dessus.* Was soll man von einem Sprachlehrer denken, der in seinem so kleinen Lese- und Übersetzungs-Buche folgende Fehler ungebeßert lassen kann: *Un filou entra dans une maison où demeura une veuve... Esop allant un jour dans une petite ville, il rencontra un voyageur... Frédéric ayant un jour travaillé jusqu'à minuit... spina pour appeler... comme il s'avançoit pour le reveiller, il apercevoit un papier écrit... Les hommes parlent par paroles etc.* Daß alle diese Aufgaben aus der Meidinger'schen Grammatik abgedruckt sind, haben wir schon bemerkt.

No. 3. Hr. K. hat diesen Auszug aus seiner grösseren, 1803 herausgegebenen Grammatik für die ersten Anfänger bestimmt, „die nur mit Auswendiglernen der Formenlehre beschäftigt werden müssen, weil sie eine philosophische Behandlung der Sprache noch nicht fassen können.“ Aus dieser Bestimmung folgt es, daß alles, was zu dem Elementarunterricht nicht nothwendig gehört, ausgeschlossen, und das Nöthige mit der möglichsten Deutlichkeit und Kürze behandelt werden mußte. Nicht nur in dieser Rücksicht hat sich Hr. K. vor der Legion der Grammatikenschreiber ausgezeichnet, sondern auch durch sein Bestreben, in den, bis jetzt von so vielen verkannten, Geist der französischen Sprache einzudringen. Hier findet man nichts von der Declination der Wörter, die nicht declinirt werden, von viererley Artikel u. s. w. Aber die Erklärung, daß „die Franzosen die Präpositionen *de* und *à* brauchen, um den *Genitivus*, *Dativus* und *Ablativus* der Lateiner auszudrücken,“ befriedigt den Rec. nicht ganz. Er vermisst hier die ganze Formenlehre, die er nicht über die Fassungskraft der Schüler in den unteren Classen hält, wenn sie mit der gehörigen Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen wird. Richtige und deutliche Definitionen der Redetheile müssen dieser Lehre zum Grunde dienen. Übrigens wenn die ersten Anfänger eine philosophische Behandlung der Sprache noch nicht fassen können: so wäre wohl das Beste, sie mit allem grammatikalischen Unterricht zu verschonen, bis ihre Fassungskraft entwickelt worden wäre. Man übe sie unterdessen im Lesen und Übersetzen des Französischen. Wenn sie eine beträchtliche Menge Redensarten durch diese Übung erlernt haben: lasse man sie das Übersetzte französisch vortragen. Warum sollte man immer die Schwierigkeiten vervielfältigen, anhäufen? Die Vff. der französischen Grammatiken für Deutsche

haben bis jetzt auf das Allgemeine der Sprachlehre zu wenig Rücksicht genommen. Sollten nicht diese allgemeinen Erklärungen und Grundsätze zuerst auf die Muttersprache und dann auf die fremde angewendet werden?

In der Überzeugung, daß Hr. K. bey seinem ersten Versuche nicht stehen bleiben wird, will ihm Rec. einige Winke geben, die nicht ohne Nutzen seyn möchten. Wenn der Vff. den ersten Abschnitt von der Aussprache der Buchstaben und Sylben genau untersucht: so wird er finden, daß die Nasenlauter (*nasales*) zu den Mitlautern gehören, nicht unter die Selbstlauter; daß in der Lehre über die einfachen Selbstlauter vieles stehe, was der deutschen Sprache gemein ist, und folglich hier überflüssig; daß alles, was hier über die kurzen und langen Selbstlauter steht, durch den folgenden Satz kurz und bestimmt ausgedrückt wird: die mit dem *accent circonflexe* (ˆ) bezeichneten Selbstlauter werden gedehnt ausgesprochen. Von dem stummen *e* (*e muet*) wird gesagt, daß es wie *ö* kurz ausgesprochen wird, und das Wort *demeure*, welches Hr. K. *dömör* ausgesprochen haben will, wird als Beyspiel angegeben. Welcher Franzos würde das erste *e* von diesem Worte *demeure* wie den zusammengesetzten Laut *eu* aussprechen? Was in Adelung's Wörterbuche über die Aussprache von diesem Buchstaben steht, könnte besser benutzt und auch hier angewendet werden. Diese Anmerkungen werden wohl hinreichend seyn, um Hn. K. von der Nothwendigkeit zu überzeugen, diesen ganzen Abschnitt genau zu revidiren. Viel richtiger als in den meisten Grammatiken ist hier die Erklärung von dem Gebrauch des Artikels. Die Meinung, daß es nur einen Artikel giebt, ist nicht unter den besten französischen Grammatikern selbst allgemein genug, daß man als Grundsatz lehren kann, die französische Sprache habe nur einen Artikel. Da die Artikel Wörter sind, welche die Bestimmtheit oder Unbestimmtheit der *Nomina appellativa* anzeigen: so folgt nothwendig daraus, daß es zweyerley Artikel geben muß, einen für die Bestimmtheit und einen anderen für die Unbestimmtheit. Das Wort *un* und die Präposition *de* mit dem Artikel *le* machen im Französischen den unbestimmten Artikel aus. Bloß und allein der Euphonie wegen sind die Wörter *du* und *au* für *de le* und *à le* in Gebrauch gesetzt worden. Wie sehr die Franzosen auf den Wohlklang bey der Bildung ihrer Sprache Rücksicht genommen haben, ist bis jetzt zu wenig geachtet worden. Rec. beschließt diese Anzeige mit der Versicherung, daß diese kleine Sprachlehre mehr Wahres und Richtiges enthalte, als die vorher und in No. 74 recensirten bogenreichen Grammatiken, und daß sie mit Nutzen gebraucht werden könne.

Vx.

N E U E A U F L A G E N .

Grütz, b. Ferstl: *Französische und deutsche Gespräche oder Anleitung zur vollkommenen Kenntniß der der franzöf. Sprache eigenen Ausdrücke (Idiotismen).* Für alle Fälle des mündl. Lebens bearbeitet von der Frau v. Gentz. Als ein nothwendiger

Anhang zur neuen ganz umgearbeiteten Ausgabe der franz. Grammatik von J. V. Meidinger. etc. viel verm. u. verbeß. nicht Mozzini's franzöf. Gesprächen mit deutschen Übungsaufgaben. neue hene Auflage. 1809. 196 S. 8. (12 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D - E N 30 M Ä R Z, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GENT, b. Goefin - Verhaeghe: *Republique des champs Elysées ou Monde ancien*, ouvrage posthume de M. Charles Joseph de Cuvè, ancien conseiller du conseil en Flandres, membre du conseil des Anciens. 1806. Vol. I. XXXVIII u. 266 S. Vol. II. 251 S. Vol. III. 266 S. 8.

„Die Mythologie ist die allegorische Geschichte eines Volkes, das im Besitz gewesen von allem, was göttliche und menschliche Weisheit für das Glück der Menschen thun kann. Dieses Glück ruhte nun vornehmlich auf Gerechtigkeit und Religion. Die Religio hatte das Wochensystem geheiligt, das in seinem engen Kreise die fünf Grundpfeiler eines vollkommenen Staates begreift, indem es den Saterdag oder Sonnabend, den Sonntag und den Montag dem Ackerbau zutheilt, den Dingsdag oder Dienstag der Justiz, den Wonsdag oder Mittwoch dem Gewinne, d. h. dem Handel und den Gewerben, den Donnerstag dem Gottesdienste, vorzüglich der Verehrung des obersten oder supersten Gottes Jupiter, den Freytag, der lateinisch *dies veniae* oder *Junonis* heißen sollte, der Erholung und dem Freyen. Die Gerechtigkeit dagegen hatte in anderen Sternbildern andere Mahnungen und Warnungen, in dem Zodiacus aber, dem Diener und Ordner des Lebens (von ζωή und διακονος), ein Zwölftafelgesetz an das Firmament geschrieben, das durch die Wage z. B. Gewähr leistet für das Eigenthum, durch den Schützen zur Jagd aufruft, durch den Wassermann zu brüderlichen Liebesmahlen, durch die Fische gleich daneben zur Mäßigkeit, durch die Zwillinge zur Ehe, durch den Löwen zur Emsigkeit in der Ernte. Die Republik selbst war am Himmel mit dem Lichtgürtel bezeichnet, der, gemeinhin Milchstrasse genannt, nur im Griechischen seinen wahren Namen behalten hat, sintermal *Galaxie* oder *Galathie* das Land Gallien bedeutet.

„Wie so das Werk der Civilisation in das große Goldbuch eingetragen und eben dadurch vollendet war, herrschte die goldene Zeit. Leider nicht lange. Die Mythen, ursprünglich Zeichen und Mahnungen, verkehrten sich nach und nach in Fabeln, die Mysterien oder Mahn-Sterne in Geheimnisse, der völkerschöpfende Demiurgos in den Welterschöpfer. Weil indess die gesellschaftlichen Einrichtungen geblieben sind, so wird auch die Mythologie, wie ärgerlich sie verunstaltet ist, noch immer geehrt, gleich einem incognito reisenden Fürsten.

J. A. L. Z. 1809. Erster Band.

„Mit dieser Ansicht der Mythologie gelangen wir denn auch dahin, wohin keiner von allen gelangt ist, die früher, meist von Aftomanie geleitet, danach aus gewesen sind, nach Elysium: ja wir haben die Freude [der Vf. ist aus dem Schelde-Departement], Elysium in Gallien zu entdecken.

„Gallien fanden schon die Römer weit von der goldenen Zeit, und sie stellten es noch geffentlich in ungünstiges Licht. So verschrieten sie als Menschenopfer die Executionen der Criminaljustiz, und ließen verschallen jene Verse, woran die gallische Jugend oft zwanzig Jahre lernte, weil sie das Höchste enthielten, was göttliche und menschliche Weisheit aufgestellt hat, einen vollständigen Curfus aller Wissenschaften des ersten Ranges. Doch haben sie uns nicht verhehlen können, daß die Gallier vom Pluto abstammen. Pluto aber ist Sohn des Saturnus, Bruder des Jupiter: also die Gallier himmlischer Abkunft. Pluto herrscht in der Hölle, Saturnus in Elysium: also Hölle und Elysium in Gallien. In der Hölle werden die Todten gerichtet und begraben: also in der Hölle die Gräber der Ur-Gallier. Pluto ist Neffe des Atlas: also die Gallier verwandt den Atlanten.

„So einleuchtende Wahrheiten wurden verkannt, als mit der goldenen Zeit auch die Kunde der elyrischen Republik verloren ging, so daß Elysium, der Garten jener Seelen-Wollust, die ein tugendhaftes Leben begleitet, gedaecht wurde als ein Ort sinnlicher oder gar übernatürlicher Genüsse, und gesucht bald in einem besonders glücklichen Klima, bald in der anderen Welt. Homerus zuerst und allein beschreibt es wahrhaft und genau, Odyss. 4, schlechtweg als ein Land an den Enden der Erde, wo sich bequem leben läßt, weil die schlimmen Jahreszeiten nicht lange dauern, und die Sommerhitze gekühlt wird durch frische Seewinde. Was aber die Enden der Erde seyen, sagt Homerus freylich nicht, aber Virgilius sagt es,

extremique hominum Morini Rhenusque bicornis,
und Solinus und St. Paullinus und eine Urkunde v. J. 1156. Also setzt Homerus die elyrischen Felder an den Rhein; es sind *de helische Kampen* am Helium, einer ehemaligen Mündung jenes Stromes. Nicht anders Aristophanes: wie hätte er ein Stück *die Frösche* betiteln können, wenn er nicht einen Wink hätte geben wollen auf das Land, das Lord Bolingbroke das Froschland zu nennen pflegte? Und Tacitus, der die Elysier neben die Naharvalen setzt, d. i. neben die Nieder-Gallier. Da nun herrscht *Rhadamanthys*, ein Rathmann, roth (ξανθός), weil

Gggg

die Elyfier rothhaarig waren, wie Adam, wie die erythräische Sibylle (oder Spille, Spinnerin), wie die meisten Götter, wie die heutigen Niederländer. Da liegt an der Grenze oder *Kimme* die von nachts umhüllten *Kimmeriern* bewohnte Hölle, d. h. der Kirchhof der Elyfier, geschickt zum Geisterbeschwören, und zugleich das Mutterland der Pontus-Kimmerier und der Afen Odins, von dessen Walthalla noch jetzt ein Arm des Rheins Waal oder Vahalis heisst. Dasselbe Höllenland oder Holland, unter einem anderen Namen Seeland oder Selig-Land, *insulae fortunatae*, ist der Garten der Hesperiden, der ja auch an den Enden der Erde, am Rande des Oceans liegt; dasselbe der Götter Vaterland, nach Ilias 14, 300; dasselbe Atlantis. Denn *Atta* heisst in den Sprachen des Nordwestens von Europa noch jetzt Vater, *Atlant* Vaterland; so nannte man billig die Wiege der Götter und Fabeln. *Atlanten* hießen die väterlich waltenden Regenten des Landes. *Ate* heisst Atzung, Nahrung: daher das homerische Epithet *πλοῦτος*. *Uranus*, der erste König, ist der *Ur-Ahn* des Volkes; sein Sohn *Atlas*, der die Last des Himmels trug, d. h. nach einer an den Himmel geschriebenen Constitution regierte, ist als *Atel-as* der Stifter des Adels; *Saturnus* die Saat-Uhr (wie *Mercurius* die Markt-Uhr) vermählt mit *Rhea*, der Reihe und Regel und *raison*: von den Germanen *Tautson* genannt, d. i. *Zeit-Sohn*, von den Ägyptern *Thoth*.

„Homerus bezeugt ferner, dass diese Atlanten die Erfinder aller Künste und Wissenschaften gewesen, und die ersten Philosophen auf Erden: denn er nennt den Atlas *ὀλοόφρων*, All-Wissen. Und das wundere keinen. Füglich kann, was am schwersten scheint, sogar die Astronomie in den Morästen des Rheins geboren seyn, wiewohl da die Nächte neblig sind und die Kälte alle Regsamkeit des Geistes lähmt. Hat doch unter derselben Breite Copernicus beobachtet und Cartesius und Tycho Brahe und Newton; giebt doch, nach einer gesunden Philosophie, gerade die Schwierigkeit dem Genie den Stofs; ist doch allein die Noth Mutter der Künste: an Noth aber fehlt es sicherlich nirgends weniger als in Holland. Nur dass man nicht Denkmale von dem Wissen der Druiden in Holland fodere: wer fodert Denkmale vom Ursprung des Christenthums in Bethlehem? Zumal da die Germanen den Himmel zum Pantheon gewählt hatten, und da es keine Druiden mehr giebt. Genug, dass sie in ihren Jüngern fortgelebt haben.

„Jünger der Druiden sind alle Weisen des Alterthums: die *Magier*, die Forscher der *Macht* der Dinge, d. h. der Natur; die *Chaldäer* oder Kalden oder Kelten mit ihrem offenbar *hebräischen* Gotte *Bel*; die *Brachmanen* oder Schulweisen (*σχολή*) heisst *Muse*, *Muse* aber hat, wer *brach* liegt; noch heut zu Tage heissen in Gent allein mehr als zwanzig Menschen *Brachmannen*) zusamt dem indischen Bacchus oder *Baker* oder *Bäcker*, der erfunden hat, Speise und Trank durch Feuer zuzurichten, und also eher Gott des Bieres ist, des gesüßeten Zythus, als des Weines, wiewohl sein Thron, die Tonne zu beidem pafst;

nicht minder die ägyptischen Priester. Denn in Ägypten sind eingestandenermaßen die Götter in Thiergestalt eingewandert, d. h. die Gesetzgeber der alten Kirche mit der himmlischen Miliz des Zodiakus, vor allen die Sackfen oder Saiten, die Wasserbaumeister der Atlanten, die den See Moeris oder Meer (wie das harlemer Meer) gegraben, um dem Lande Fische zu schaffen, und, durch Erhöhung des Bodens mittelst der ausgegrabenen Erde, Fruchtbarkeit, und die Pyramiden, Myten oder Haufen von *πυρός*, gebaut zu Kornmagazinen, nebenher zu Sternwarten und Leuchthürmen, ferner das Labyrinth, das bestimmt war, wie der Name Pfamm-Erichus besagt, zum Zusammen-Etzen zu gemeinschaftlichen Mahlen der Gläubigen. Die Saiten hatten schon in ihrem Vaterlande große Dinge gethan, vorzüglich ihr Oberster Herkules oder Kühl-herz, der, gezeugt in dreymal vier und zwanzig Stunden, d. h. in einem Klima, wo die Nacht des Winter-Solstitiums so lange dauert, nachdem er als Kind die Schlangen gewürgt, d. h. die Schifffahrt auf geschlängelten Flüssen erfunden, und nachdem er sich einweihen lassen, natürlich nicht in Eleusis: denn wer möchte nach Attika gehen, um sich vorzubereiten auf Arbeiten am Nieder-Rhein? sondern in Hel-Huys, Höll- oder Heilig-Haus, welchen Namen die Athener und Hellenen bey ihrer Auswanderung aus Atlantis und Holland in ihr neues Vaterland übertragen haben — in seiner eifsten Arbeit den Kerberus gebändigt, d. h. stehende und verpeßende Gewässer abgeleitet, in seiner zwölften aber die Äpfel der Hesperiden geraubt, d. h. die Sternkunde erlernt (denn Sterne sind die goldenen Äpfel, wie auch die Sonne vorzugsweise Apollon oder Appel heisst) und auf die Seefahrt angewandt. Daher er sich auch mit der Hebe vermählt hat, d. h. mit der Ebbe, die hier das ganze Meer vertritt, wie in dem Namen Oedipus (Menschenbeobachter, Lookman) der Fuß den ganzen Menschen. Seit dieser Vermählung heisst er der Thebanische; daher der Name mancher Städte, auch der böotischen, die durch das Räthsel der Sphinx erinnert wurde für Findel- und Waisen-Häuser und für Spitäler zu sorgen. Als Grenzpfähle der Schifffahrt setzte Herkules seine berühmten Säulen, das Gat oder Thor das Mittelmeers (Gades, Cadix); die Säulen des Thoth sind der Stein der Weisen.

„Wenn so die Erde von Holland aus bevölkert worden ist: so ist sie nicht weniger von Holland aus benamet worden. Atlas selbst hat den Chartenfassungen seinen Namen gegeben und dem Berge in Afrika, durch den er die erste Mittagslinie gezogen hatte. Atlanten sind die Adler, die den Mittelpunkt der Erde gefunden, Delphi oder d'Helft: adlerhaft himmelan strebende Apostel der Civilisation, die, wie sie die Gottheit in der Sonne mitten am Himmel anbeteten, so den Apollo, die sitliche, wissenschaftliche und geistige Sonne, mitten auf Erden verehren gelehrt: von diesem Lehren ist der *Larnassus* oder *Parnassus* benannt, von der Pütte, dem begeisterten Brunnen, die Pythia; Gelehrte oder Volkslehrer

sind auch ursprünglich die Laren der Römer. Atlanten sind ferner die Phönicië, von *ventes* verkaufen; ihr Phönix ist ein Segelschiff, das vom Nord-Kinn oder vielmehr, da zwey * zusammengeschrieben ein *m* geben, Nord-Kim nach Aethiopien fährt, und, wann die bunten Waaren abgesetzt sind, den Handel von vorn anfängt: Tyrus ist eine Colonie von Dover (Deure, Thür), Sidon von St. Omer (lat. Sithium d. h. Sithuin oder Seezaun, wie Neptunus Nep- oder Kneipzaun, griechisch Poseidon von *πέσειν* (sic)): diese Sidonier am Canal meint Homerus Odysf. 4. 34. und ihnen gehört das feste Schloß Skylla, wo sie unrechtmässigen Zoll eintrieben, sowohl von großen Schiffen *ποτῆρά* oder *ποτήρια* (*scyphi*) als von kleinen (*πελαιάδες* von *πλεῖν* *plier*; Schiffen ist ja nichts anderes als *faire plier les eaux*).

„As oder Az bedeutet im Atlantischen das Eine und das Erste, und ist darum, noch mehr aber, weil es das A und das Z, den Anfang und das Ende, enthält, der herrlichste Name für die Gottheit; daher auch im Kartenspiele das As mehr gilt als irgend eine andere Karte. Davon ist Asien benannt. Afrika hingegen ist *afgerückt* von Spanien, mit dem es sonst zusammenhing. Spanien, zu griechisch Spania, ist in derselben Beziehung ein *gespaantes* oder gespanntes Kind, in Beziehung auf Gallien aber *Iberien*, das Land über Gallien. Aethiopien ist der Gegensatz von Europa: jenes das heiße Land, von *et*, woher *été*, und von *Ops*, wie die Erde heisst, weil sie alles *op* sich trägt, während sie, in Bezug auf das Meer, die Veste oder Vesta heisst, und, insofern wir auf ihr gehen, *Ge*; dieses das kalte Land, von *huiveren* schauern, woher *hyver*. In diesem grossen kalten Lande liegt wieder ein kleineres kaltes Land, Keltike, gegenüber dem Wohl-Lande Welschland oder Gallien, wie in Afrika die *baare* und nackte *Barbarey* dem *lieben* und angebauten Lande Libyen. Indien endlich ist das Land der *indigenas*, derer die zuerst von der Sonne beschienen werden, Skythien das Schutzland für Auswanderungen aus dem Westen, wie Schottland für solche aus England, dem Trinakrien des Homerus, weil *Angleterre* handgreiflich so viel ist als *terre à angls*.

„Solchem Lichte erschließt sich nun auch der mythische Sinn des Homerus, dieses würdigen Mentors, der, die lautere Sittlichkeit, Tugend und Gottesfurcht predigend, dermaßen verkannt worden ist, daß ihn Plato, der sich freylich auf Mystik nicht besser verstand als auf Etymologie, verbannt hat; und daß man der Frau Dacier ein Verbrechen gemacht hat aus ihrer Übersetzung:

„Daß Homerus kein Grieche war, erhellet aus seiner Vermischung der Dialekte und eben aus jenem Namen *Mentor*, der nichts im Griechischen bedeutet, aber im Atlantischen einen Gelehrten, mithin einen Erzieher. Da nun Homerus, der ein Schulmeister war, so gut wie Orpheus, Pythagoras, Sokrates, Plato und Aristoteles, unter diesem Namen sich selbst aufgeführt hat: so ist er offenbar ein Atlante, geboren, wie Orpheus der Sithonier und Odin der Sach-

se, zu St. Omer. In dortiger Gegend lassen sich auch die Irren des Ulysses auf das bestimmteste nachweisen.

„Ulysses kommt nämlich in das Land bey Blankenburg, wo die Dörfer *Vlissegem* (*Ulyssis aedem*) und *Lissewege* (Ulysses - Weg, wie Lissabon Ulysses-Bahn) noch von ihm zeugen; unweit Asselbroek, dem *Assiburgium* des Tacitus, und *Lombaerds-Yde*, dem Stammlitze der Longobarden und ihrer athelingischen Könige, wie auch der idäischen Daktylen und ihrer Nachbarn, der Phrygier oder Friesländer; dann über Flissingen oder Ulyssingen auf der Insel Walchern nach der Insel der Kirke, genannt *Aea*, die Wasserinsel, oder, von dem Carroussel (*carrus Solis*) und den anderen Schauspielen, die da jährlich gefeyert wurden, Schouwen, die Schauinsel, lateinisch *Scaldia*, das Vaterland der Skalden, wie Helisch-Heim oder Hom der Helikon ist, das Vaterland der Musen. In der Hauptstadt auf Schouwen, Ziericksee, hat schon Justus Lipsius *Circäa* erkannt [*sed vani et lascivi vereor lusus isti ingeniorum sunt*, sagt der treffliche Mann zu Tac. German. 3]. Kirke selbst, die merkwürdigste Göttin des Alterthums, ist weder Zauberin — dagegen sträubt sich der gesunde Menschenverstand — noch Buhlerin: ein Bordell hätte Homerus nicht ein heiliges Haus genannt; sondern sie ist die alte Kirche, die hohe Mutter der Gläubigen, in üblen Ruf gekommen, wie die katholische Kirche zu der babilonischen Hure. Ihre Zauber sind Heilmittel, von denen sie *πολυφάρμακος* oder sehr heilig heisst, insofern heilig und heilend, *sanctus* und *sanans*. Eins ist, wie auch ihr Vater Helios heisst als der große Heilmesser, oder Sonne von *Jonen*, Partic. *gesund*. Die zahmen Bestien zeigen die Wirkung der Religion auf verwilderte Herzen. Was sie an den Gefährten des Ulysses thut, sind Prüfungen, Vorbereitungen zur Weihe; die Verstockten behandelt sie mit Recht als schweinartige Wilden. Nicht so den Ulysses. Von obenher erleuchtet und gestärkt fügt der sich willig, als sie ihn ermahnt, sich der alten Irrthümer abzuthun; ja wie fromme Polen den Säbel ziehn während der Messe, wie die Gemeinde aufsteht, wenn das Evangelium gelesen wird: so zieht er in Begeisterung das Schwert, sich zum Kampfe anbietend für den neuen Glauben. Da sinkt Kirke auf ihre Kniee, der Vorsehung zu danken für die Bekehrung eines solchen Mannes; und dann ladet sie ihn ein, nicht zu Fleischeskost, wozu sie ja schon zu alt war, sondern zu geistiger Vermählung mit der Kirche. So trägt ihm nachher in dem Filial von Atlantis, Ogygien oder Irland, Kalypso die Ehe an, d. h. eine mit literarischer Unsterblichkeit lohnende Stelle an der atlantischen Universität.

„Nach einjährigem Noviciat zu den Mysterien zulässig, die, als *verhehlt*, in der Hölle begangen werden, fährt Ulysses mit busfertigen Thränen, über das göttliche, das Götterland bespülende Meer in das Helium, zum Reiche des *Pluto*, des Emblems der blutigen Opfer, und der *Persephone*, der zerstörenden Mörderin nach Schrevelius; die zu neuem Leben einweihend das alte ertödtet. Den Wasserfall

Odysf. II, 513 bezeichnet Helvoetsluis die Höllenschleufe; die starken Pforten v. 276 erkennen wir in den Schlössern Helvoet und Briel. Den Acheron (von *ἄχος*) bildete die Wassermasse, die sich später in die Mündungen der Maafs und der Schelde vertheilt hat; den Pyriphlegeton das Rhyn-Vliet, das pure und reine Flevum; vom Kokytus dauert eine Spur in dem Namen Kauken oder Chauken, die in Asien den Kaukasus angebaut haben; der Styx war ein Wasserbau, das Palladium des Landes; Kerberos endlich heist, dießmal, das gesammte Wasser, das Holland umgiebt und hütet, das dreyfache, des Rheins, der Maafs und der Schelde, deren westlicher Arm noch immer den Namen Hund führt; Hund nennt auch Homer das dreyköpfige Unthier, wohl wissend, das Kerberos eigentlich nur die Kirchbahre bedeuten kann, den bey ter-Vere auf Walchern stehenden Nachen des Charon, des Fährmanns der Karonjen (*des charognes*), die sonst noch *εἰδωλα καμόντων* genannt werden, d. h. Leichen, matte aber noch gleichende Ebenbilder von Menschen: schon in Verwesung übergegangene entzogen sich dem Gerichte des Minos oder Mannus, oder Menas, des Richters zu Manrik auf dem linken Ufer der Leck, unweit des Haspelthales Asphodelos, zwischen den Dörfern Asper und Delem.

„Wie denn also Ulysses diese heilige Stätte betreten hat, betet er zuvörderst inbrünstig zu unbeseelten Hirnschädeln, *ἀμένηνα κάρηνα*, d. h. zu Reliquien, woraus hervorgeht, das die atlantische Religion die Verehrung der Heiligen gebot. (Zwey andere Dogmen derselben Religion, die zeitlichen Belohnungen und Strafen, und die Erlässlichkeit aller Sünden, enthüllt nachher Tiresias, der Zehrkönig, der Hüter und Vorsteher der verwesenden Leichname, dessen Amt Achilles verbitet, wenn er von sich weist *νεκρούσι καταφθιμένουςιν ἀνάσσειν*.) Dann träufelt er das Blut in die Grube, und besteht die Proben, denen sich alle unterwerfen mußten, die Helden, d. h. Geweihte, von hehlen, werden wollten. Er wird von Schatten umdrängt, mit denen er nicht eher verkehrt, als sie durch Trinken des Opferblutes sich als Genossen derselben Communion legitimirt haben; er spricht seine Mutter, die sich verwundert, wie er *ὑπὸ ζόφον ἡγεύοντα* ge-

kommen sey, d. h. in die holländische Atmosphäre; er sieht den Höllenrichter und die Heroen und die Gequälten: alles phantasmagorische Erscheinungen, heilsame Gaukelspiele, bestimmt und geschickt das dürre Wort durch lebendige Anschauung zu befruchten. Wohl erfonnen ist auch die Furcht vor der Gorgo, ein Behelf gegen vorwitzige Fragen.

„Wie diese Höllenmysterien das Vorbild aller übrigen gewesen sind, derer z. B., so die nach Samothrake zusammengetrockneten und in Phrygien die Chorbanden oder Korybanten feyerten und allmählich entstellten: so ist die föderative Regierung der Elyfier, die der Name *Borsfelse*, d. h. Saal oder Comitium der Boreer bezeugt, im Amphiktyonen-Gerichte nachgebildet worden. Denn das auch die Boreer oder *Hyperboreer*, d. h. die Ober-Bärenländer, mit Recht nach Holland gesetzt werden, zusammt den Arimaspen, die eben, mit den Armen ihre *Späher* oder Gucker oder Fernröhre richtend, nicht nur die Bären am Himmel entdeckt haben, sondern auch den 19jährigen Cyclus oder *Meton* (von *meten* messen) und überhaupt alles *met de Mate* zu findende, d. h. die Mathematik: das ergiebt sich ferner noch aus dem Namen des Ortes *Bornhem*, wo man eine Statue des Jupiter gefunden hat, vermuthlich des Jupiter Hammel oder *Ammon*, da in der Nähe ein Hafen *Amelberg* liegt. Der Lehrstand aber in Elysium, die Hüter des Schatzes der Künste und Wissenschaften, dieses wahren Goldes, nach dem auch die Argonauten oder Minyer, die Minner und Liebhaber, schiffen: das waren die *Greffiers* der Arimaspen, die *Greifen*.“

Dieß wird genug seyn und übergenug, um einen Begriff zu geben von einem Buche, dem der Vf. und der Vorredner, G. B. *Liedgeard*, ein Mitglied zweyer gelehrter Gesellschaften in Frankreich, nachrühmen, das es den Schleyer zerreiße, der die alte Geschichte verborgen, das es der Wahrheit siegen helfe über dickes Gewölk der Vorurtheile, das es den Fabeln das Gift benehme, das die Unschuld bisher daraus gefogen. Andere werden an dieser Apokokyntose der alten Welt kaum etwas zu loben finden, ausser etwa den Patriotismus und die Keckheit.

Δμ.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Ohne Angabe des Druckorts: *Sirius* oder die Hundspost von Spandau nach Berlin. Erstes Bändchen. 232 S. Zweytes Bändchen. 238 S. 1808. 12. (1 Thlr. 18 Gr.). Dieses nach der Vorrede bey den damaligen Zeitumständen zur Gemüthserheiterung bestimmte Buch hat, wie schon der Titel vermuthen läßt, lauter berlinische Localitäten zum Gegenstande, welche der Vf. mit satyrischer Laune der Reihe nach vorzuführen bemüht ist, die er aber so höchst langweilig, mit so ärmlichem Witze und in einer so platten und geistlosen Manier behandelt hat, das sich schwerlich ein Leser finden möchte, dem

es möglich wäre, auch nur das erste Bändchen ganz zu durchlaufen, es müßte ihn denn die eitele Neugier treiben, zu sehen, ob auch diese oder jene Ördlichkeit berührt worden sey. Der unaufhörlich witzelnde Vf., der es sich besonders angelegen seyn läßt, recht viele gelehrte Notizen zum Besten zu geben, bringt es in seiner faden Spassmacherey nicht weiter als bis zum Spielen mit Worten, und auch in dieser Art des Witzes steht er noch auf der untersten Stufe. Doch wozu über ein solches werthloses Product auch nur ein Wort noch verlieren?
Ha. Ha.

Jena, gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf, 1808.

Monatsregister

V O N

M Ä R Z 1 8 0 9.

I. Verzeichniss der im Monat März in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

A.

- Ambrosio** oder der Mann des Berufs und der Pflicht. 1. 2 Theil 59, 467.
Animen Inbegriff der evangelischen Glaubenslehre 52, 410.
 — — Religionsvorträge im Geiste Jesu für alle Sonn- und Fest-Tage des Jahrs. 3 Bd. 51, 407.
Anekdoten, Charakterzüge und Kriegsfahrten aus dem Leben des Prinzen *Heinrich* von Preussen. 2. 3. 4 Sammlung 58, 461.
Ariosto's rasender Roland, übersetzt von *Gries*. 1 — 4 Th. 73, 533.

B.

- Beantwortung, gründliche, der Frage: warum ist es von so vielen Regenten mit den Bemühungen, die Völker zu beglücken, auch noch nicht Einem gelungen? 57, 436.
Becker über das Amt der Hypothekenaufsesser im Königreiche Westphalen 71, 567.
Beschreibung der Festung Gibraltar 57, 456.
Bleßig einige Bemerkungen über den Geist des Protestantismus. Aus dem Franz. 62, 493.
Bulley 53 Aufsätze über Testamente, Erbschafts- und andere Theilungen 66, 521.
Brand Unterricht und Gebete für katholische Christen 62, 492.
Briefe über das Studium der Medicin 55, 437.
Busck Handbuch der Erfindungen. 4 Theile 2 Abth. 4 Aufl. 72, 575.

C.

- Camps** le nouveau Robinson. Trad. p. *Engelmann*. 3 éd. 63, 505.
Chaptal die Chemie in ihrer Anwendung auf Künste und Handwerker vorgestellt. Aus dem Franz. Mit Anmerkungen von *Hermbschneider*. 1. 2 Bd. 62, 537.

D.

- Darguth** über das Geschäft des Friedensrichters in correctionellen und peinlichen Untersuchungsfachen 66, 527.
Description de la forteresse de Gibraltar. Trad. de l'Allemand p. *J. G. D — r*. 57, 456.

E.

- Eschenmayer** Vorschlag zu einem neuen Steuer-Systeme 57, 449.

G.

- Gebetbuch, „nouvelles“, für Katholiken 62, 492.

- Gebhardt** über den Unterschied zwischen Servituten und Zwangs- und Bann-Gerechtigkeiten 53, 424.
Gentis französische und deutsche Gespräche. 2 Aufl. 75, 559.
de Gueve République des champs Elysées ou Monde ancien. 1. 2. 3 Vol. 76, 601.
Grundriss der reinen Logik, der reinen Moral, der empirischen Psychologie und der Geologie 56, 446.
Gutmanns Magazin von moralischen Erzählungen für alle Fälle der Sittenlehre alphabetisch geordnet. 1. 2 Bd. 56, 447.

H.

- Hacker** Formulare und Materialien zu kleinen Amtsreden an Personen aus den gebildeteren Ständen. 4. 5 Bänden. 62, 489.
Haller Handbuch der allgemeinen Staatenkunde 69, 545.
Hansestädte, die, Hamburg, Lübeck und Bremen 57, 455.
Hauswirthin, die gelehrte. 2 Aufl. 67, 535.
Hell das Strudelköpfchen 73, 580.
 — — die beiden Väter oder der Blumenkelch 75, 580.
 — — Er ist es selbst 75, 530.
 — — Glückswechsel oder die Marionetten 75, 580.
 — — neue Lustspiele. 2r Bd. 73, 580.
Herold Choralmelodien zum heiligen Gesange oder vollständigem katholischen Gesangbuche 62, 493.
 — — der heilige Gesang, oder vollständiges katholisches Gesangbuch. 2 Aufl. 62, 493.

I.

- Jahr**, das, 1806 und Deutschlands Souveräne zu Anfang des Jahres 1807 58, 463.
Ideen zu einer leicht ausführbaren Steuerperäquation in einem Staate wie das Großherzogthum Baden 54, 432.
Istland Beyträge für die deutsche Schaubühne. 2r Bd. 75, 577.

K.

- Kirchhof** kleine französische Sprachlehre für die unteren Classen 75, 597.
Krugers Denklehre oder Logik 56, 442.
 — — System der theoretischen Philosophie. 1 Th. 56, 441.
Kunßbuch, gemeinnütziges. 1. 2 Abtheil. 61, 437.

L.

- Legendre** Elements de Géométrie. 6 édité. 60, 473.
Lexica Joh. Zesarde et Photii ex codd. mss. nunc primum edita. III Tomi 65, 497.
Lüdger Gramatica facinta del Idioma Aleman 56, 466.

M.		Schreiber heidelbergisches Taschenbuch auf das Jahr 1809	65, 515.	
Mall hebräische Sprachlehre	64, 505.	Schweins System der Geometrie mit einer Einleitung in die Größentheorie	60, 475.	
Maresoll Predigt am Reformationsfeste d. J. 1808	62, 495.	Sirius oder die Hundspott von Spandau nach Berlin. 1. 2 Bänden.	76, 607.	
Meldingers praktisch französische Grammatik. 20. Ausgabe, und d. Nachdrücke. 21—24. Ausgabe	74, 585.	Staat , der, in der Idee	54, 431.	
— — — praktisch franz. Grammatik. Neue umgearbeitete Ausgabe von Sanguin	74, 585.	v. Stamford's nachgelassene Gedichte. Mit einer Vorrede von Marcard	59, 471.	
Meissner das Museum der Naturgeschichte Helvetiens in Bern. No. 1. 2.	61, 487.	Stahlmann Probe einer Psalmenübersetzung, mit Einleit. und Anmerkung. von Gurlitt	52, 415.	
Minerva . Taschenbuch für d. J. 1809.	65, 517.	T.		
Müchler Vergiftmeinnicht	65, 520.	Thiefs Glück und Unglück	62, 491.	
Mufelmanach , der ewige, junger Germanen	65, 518.	Thorbecke Gedichte. 1 Bänden.	65, 510.	
N.		U.		
Natorp Quartalschrift für Religionslehrer. 4 Jahrgang. 3. Quartal	72, 576.	Ueber das Princip, die Grenzen und den Umfang der Policey		57, 455.
O.		Uebersicht der allgemeinen Hypotheken- und Depofital-Ordnung, des Sportulcassen- und des Kanzley- und Registratur-Reglements		53, 413.
Oberthür biblische Anthropologie. 1—3 B.	72, 569.	V.		
Ovidii , P., Nasonis Metamorphoseon libri XV. Des Ovidius XV Bücher der Verwandlungen mit Anmerkungen und einem Wörterbuche von Meinecke . 1. 2 Th.	63, 502.	Versuch einer Sammlung vierstimmiger Choralmelodien zu dem katholischen Gesangbuche		62, 493.
P.		a. Voss Farcen der Zeit		59, 468.
Petschke allgemein falscher Unterricht in der Declination der deutschen Nenn- und Beywörter	75, 593.	W.		
Phetii Lexicon ed. Hermannus	63, 497.	Wälder, romantische		59, 465.
Plank Bemerkungen über den ersten paulinischen Brief an den Timotheus, in Beziehung auf das kritische Sendschreiben von Schleiermacher	51, 401.	Was ist Politik?		66, 521.
Preceptor , the polite. Vol. II.	63, 504.	Weiße Geschichte der kurfürstlichen Staaten. 5r Bd.		58, 457.
Predigtentwürfe über die Sonn- und Festtags-Evangelien. 2 Abth.	72, 575.	— — neueste Geschichte des Königreichs Sachsen seit dem prager Frieden bis auf unsere Zeiten. 1 Bd.		58, 457.
R.		Willdenow Hortus Berolinensis. Fasc. III—VI		67, 535.
Rademacher Briefe für Aerzte und Nichtärzte über die Aftermedicin und deren Nothwendigkeit im Staate	55, 433.	Winkler Bianca von Toledo		73, 584.
Reinhard Predigt am Reformationsfeste 1807	62, 493.	v. Winklern die heilige Charwoche		62, 492.
— — Predigt am Reformationsfeste 1808	62, 493.	Wittich einfaches System des heutigen Civilrechts. 1—3 Bd.		53, 417.
Roussseau Entwurf einer systematischen Uebersicht der Geschichte des römischen Rechts	54, 427.	Z.		
Rumi populäres Lehrbuch d. Oekonomie. 1. 2 Bd.	71, 563.	Zeitung, landwirthschaftliche, für das Jahr 1807 und 1808, herausgegeben von Schnee		67, 529.
S.		Ziegenbein Abriss der bey dem Religionsunterrichte unentbehrlichsten Hülfskenntnisse		72, 576.
Schaffer Aufgaben zum Uebersetzen aus d. Franz. ins Deutsche u. aus d. Deutschen ins Franz.	75, 597.	Zinke Naturgeschichte für gebildete Frauenzimmer und Liebhaber der Natur		61, 485.
— — französische Sprachlehre	75, 597.	Zonerae , Joh., Lexicon ed. Tittmann . II Tomi		63, 497.
Schön Lehrbuch der reinen niederen Geometrie in Verbindung mit der Anleitung zur Feldmesskunst	60, 473.			

II. Verzeichnisa der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Jena 62.
 Anonyme Verleger 57. 58. 62 (3). 76.
 Budecker und Kürzel in Duisburg und Essen 72.
 Braunes in Berlin 57 (2). 73.

Brede in Offenbach 62.
 Burgdorfer in Bern 61.
 Crons in Osnabrück 67.
 Crusius in Leipzig 61.

Didot in Paris 60.
 Dieterich in Göttingen 51. 52. 53. 71.
 Dunker und Humboldt in Berlin 65.
 Engelmann in Heidelberg 65.
 Ernst in Quedlinburg und Blankenburg 72.
 Felscecker in Nürnberg 60.
 Ferstl in Grätz 62 (a). 75.
 Fleischer, Benj., in Leipzig 74.
 Fleischer d. J. in Leipzig 56. 65 (2).
 Frommann in Jena 73.
 Füßly u. Comp. in Bern 51.
 Gabler in Jena und Leipzig 54. 61.
 Göbbels und Unzer in Königsberg 56.
 Götschen in Leipzig 57.
 Gößin-Verdaeghe in Gent 76.
 Grau in Hof 54.
 Günter in Glogau 56. 72.
 Hahn in Hannover 59. 75 (2).
 Hartknoch in Leipzig 62 (4). 73.
 Heinrichshofen in Magdeburg 66.
 Hemmerde und Schwetfchke in Halle 67.
 Hinrichs in Leipzig 58. 73 (5).
 Hoffmann in Hamburg 53.
 Keil in Köln 55.
 Kratzsch in Hamburg 57.

Krüll in Landshut 64.
 Löffel in Stuttgart 66.
 Macklot in Karlsruhe 59. 61.
 Meyer in Lemgo 63.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 54. 57.
 Müller in Karlsruhe 54.
 Perthes in Hamburg 58.
 Realbuchhandlung in Berlin 59. 62.
 Renger in Halle 55.
 Richter in Leipzig 53.
 Röwer in Göttingen 51.
 Schaumburg u. Comp. in Wien 71.
 Schneider in Glückstadt 62.
 Schulze in Oldenburg 63.
 Schüppel in Berlin 67.
 Sinner in Coburg 74.
 Solbrig in Leipzig 66.
 Sommer in Leipzig 75.
 Steiner'sche Buchhandlung in Winterthur 69.
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 60. 65.
 Waitenhausbuchhandlung in Halle 75.
 Waldeck in Münster und Leipzig 72.
 Weigel in Leipzig 55.
 Weiss in Berlin 59.
 Wilms in Frankfurt am Main 53. 63.
 Wittekind in Eisenach 72.

III. Intelligenzblatt des März.

Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. 20. 155.
 Akademische Buchh. in Jena Verl. 21. 171. 23. 188.
 Andreä'sche Buchh. in Frankfurt am Main Verl. 19. 146.
 Becker'sche Buchh. in Gotha Verl. 18. 137. 138. 139.
 Breitkopf u. Härtel in Leipzig neue Musikalien 18. 142.
 Brentano Anzeige betr. die altdaechte Lieder-sammlung: des Knaben Wunderhorn 19. 147.
 Dieterich in Göttingen Verl. 27. 136.
 Fleckeisen in Helmstädt u. Braunschweig Verl. 21. 167.
 Fleischer, Joh. Benj. Georg, in Leipzig Verl. 21. 168.
 Friedenspräliminarien. 22. Heft 19. 145.
 Frölich'sche Buchh. in Berlin Verl. 23. 185.
 Gelehrtenbuchhandlung, neue, in Hadamar Verl. 24. 196.
 Gerold'sche Buchh. in Wien Verl. 23. 188.
 Gräff in Leipzig Verl. 17. 151. 21. 162. 163.
 Hartmann in Riga Verl. 27. 135.
 Heinrichshofen in Magdeburg Verl. 23. 188.
 Reinsius in Leipzig und Gera Verl. 17. 136. 141. 19. 148.
 Henninger geograph. Hand-Atlas über alle Theile des Erdbodens 24. 197.
 Hinrichs in Leipzig Verl. 21. 167.
 — — — — neue Landkarten 21. 172.
 Hoffmann'sche Buchh. in Weimar Verl. 21. 166. 167.
 Joachims Buchh. in Leipzig Verl. 18. 140. 24. 196. 197.
 Kümmerl in Halle Verl. 21. 168.

Kunst- und Industrie-Comptoir in Amsterdam Verl.

21. 167.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg Verl. 17. 134. 19. 146. 147. 148.
 Nicolovius in Königsberg Verl. 17. 132. 133. 19. 146. 21. 165. 166.
 Pauli und Comp. in Coblenz Verl. 19. 146.
 Perthes in Gotha Verl. 18. 141. 142. 24. 200.
 Realbuchhandlung in Berlin Verl. 21. 161.
 Schwan und Götz in Mannheim Verl. 21. 164.
 Sprengel Linnæi philosophia botanica 21. 168.
 Stettin'sche Buchh. in Ulm Verl. 24. 193.
 Voss in Dessau und Leipzig Verl. 23. 185.
 Walther'sche Hofbuchh. in Dresden Verl. 23. 186.
 Weiss in Berlin Verl. 19. 148. 21. 168. 169. 170. 171. 23. 187. 24. 194. 196.
 Witte über Deutschlands Rindvieh-Racen 22. 181.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Baader in Ulm 27. 129.
 Bajer in Anspach 27. 129.
 Biener in Leipzig 22. 178.
 Clodius in Leipzig 22. 178.
 Eberl in Burghausen 27. 129.
 Frölich in Amberg 27. 129.
 Grafer in Bamberg 27. 129.
 Hauptmann in Bamberg 27. 129.
 Kappler in Innsbruck 27. 129.

Lechner in München
Morandi in Trient
Müller in Amberg
Müller in Kempten
Paulus in Bamberg
Schubauer in München
v. Stahrenberg in Neuburg
Stephani in Kassel

17, 129.
 17, 156.
 17, 156.
 17, 129.
 17, 129.
 17, 129.
 17, 129.
 17, 129.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Göttingen, Stiftungsfeyer, Preisvertheilungen u.
 neue Preisungen der königl. Societät der Wis-
 senschaften am 19 Nov. 1808
 Jena, die herzogl. mineralogische Societät feyert
 ihren ersten Bundestag am 29 Jan.

20, 163.
 20, 166.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Bayern, königl. Verordnung, die neue Einrich-
 tung der Lyceen und Gymnasien betr., nebst
 Ernennung von Kreis Schulrathen
 Dillingen behält nach der neuen Schulorganisation
 ein Lyceum und Gymnasium
 Frankfurt an der Oder, Vertheidigung der Uni-
 versität gegen eine Schrift von Schmalz
 Halle, Preisfrage und Promotionen
 Leipzig, Promotionen, Gedächtnisreden, geht
 Nachricht von der Commission zur Revision u.
 Reformation der Universität
 Wittenberg, Promotionen, Disputationen, Ge-
 dächtnisreden und Festprogramme

17, 129.
 17, 130.
 22, 182.
 22, 181.
 22, 177.
 22, 179.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Berichtigung einer Stelle der Biographie *Fernows*
 in der Hall. Lit. Zeit.
Brentano an Hn. Hefr. *Voss* in Heidelberg, daß
 man keine Kirchenlieder an ihn gedichtet

20, 157.
 23, 141.

Büchersuction in Helmstädt
 — — — in Weimar
 Erinnerungen über die Beurtheilung von *Marcus*
 Entwurf einer speciellen Therapie in den hei-
 delberger Jahrbüchern und der Hall. Lit. Zeit.
Fiedler in Jena Bücher zum Verkauf
Friedrich aus Norwegen Bemerkungen über die
 Meteorolithen in Mähren
Joachims Buchhandlung in Leipzig für Freunde
 unterhaltender Lectüre
Kiesewetter in Berlin Anzeige den Verkauf seiner
 Lehrbücher betr.
Lassaulx Bemerkung über die Rec. seiner Ueber-
 setzung des Code Napoléon in der Jen. A. L. Z.,
 nebst der Gegenbemerkung des Rec.
Märker in Leipzig Bücher zum Verkauf
Martiny in Jena Antikritik
Meissners Sammlung von Handzeichnungen in
 Fulda wird zum Verkauf ausgebaut
Perrhes in Gotha Anzeige *Schlossers* Biblische Ge-
 schichte betr.
Schröterische Buchh. in Chemnitz Anzeige, die
 Bibliotheca española und italiana betr.
Senefelder, Gleisner u. Comp. in München höchst-
 wichtige Nachricht die Steindruckerey betr.
 Ueber die Bemerkungen über *Thiersch's* Tabellen
 im Int. Bl. 1809. No. 4
 Vorschlag, ein
Voss in Dessau und Leipzig Anzeige, die Bil-
 dungsblätter betr.
 — — — — die Zeitung für die
 elegante Welt betr.
Weidmannische Buchh. in Leipzig Anzeige, die
 Supplemente zu *Fabricii* Bibl. lat. betr.
Wolf in Berlin Antwort auf die Frage, ob er
 bey seiner Abhandlung über eine milde Striftung
Traians Pissarellis Schrift ungebraucht gelassen
 habe

22, 184.
 19, 149.
 21, 174.
 21, 173.
 17, 139.
 20, 157.
 21, 174.
 20, 158.
 21, 173.
 20, 159.
 20, 157.
 19, 152.
 21, 173.
 21, 189.
 23, 143.
 21, 175.
 23, 191.
 23, 191.
 27, 156.
 19, 152.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

V O M J A H R E

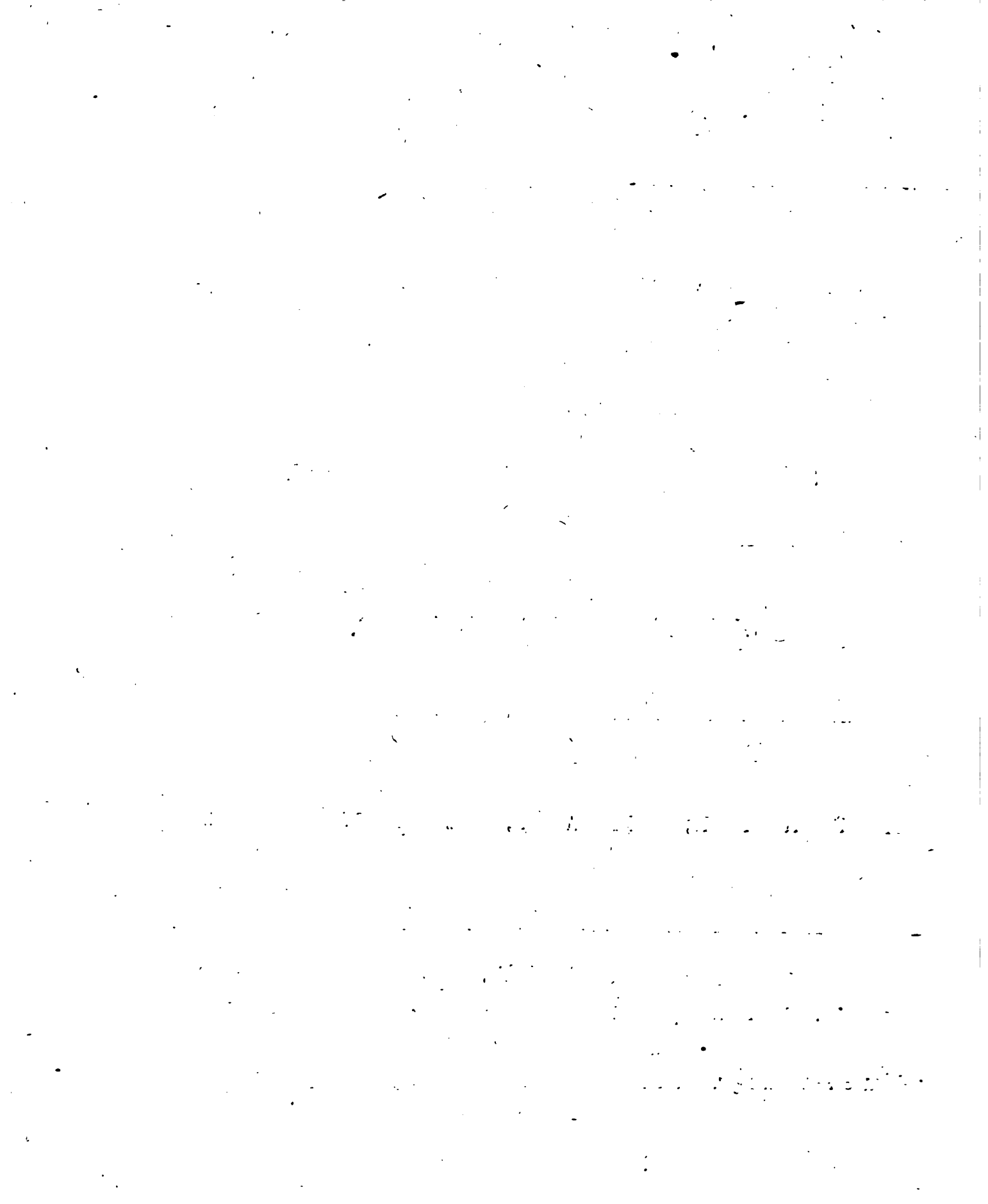
1 8 0 9.

S E C H S T E R J A H R G A N G.

Z W E Y T E R B A N D.

A P R I L, M A Y, J U N I U S.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1809.



J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 A P R I L , 1 8 0 9 .

T H E O L O G I E .

ERLANGEN, b. Palm: *Daniel aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt mit einer vollständigen Einleitung und einigen historischen und exegetischen Excursen*, von Leonh. Bertholdt, D. und außerord. Prof. der Philos. und zweytem Universitätspred. zu Erlangen. I Hälfte. 1806. XXVIII u. 284 S. II Hälfte. 1808. VIII u. mit fortlauf. Seitenzahl bis 858. gr. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Das Buch, das wir noch unter Daniels Namen im Kanon haben, ist außer Zweifel in mancher Rücksicht eins der schwierigsten. Diese neue Bearbeitung verdient daher um so viel mehr unsere Aufmerksamkeit, da sie zugleich von der Gelehrsamkeit und dem Prüfungsgeist des Vf. auf eine rühmliche Weise zeugt. Wenn man ihm auch in seinen hier aufgestellten Ansichten und Resultaten nicht überall beystimmen kann, sondern vielmehr manches gewagt und übertrieben findet, indem auf andere Ansichten und ihre Gründe nicht genug geachtet ist, und mehreres auf Voraussetzungen oder Behauptungen beruhet, die nicht hinreichend begründet sind: so ist doch der Fleiß und der Scharfsinn des Vf. nicht zu verkennen, und die Schrift selbst giebt reichlichen Stoff zu neuen Untersuchungen, die immer zur näheren Würdigung jenes alten und ehrwürdigen Denkmals etwas beytragen werden.

Nach der Vorrede steht eine ausführliche kritische Einleitung in das Buch Daniel, darauf folgt die Übersetzung nach den Abschnitten des Buchs mit vorgesetzten erklärenden Übersichten, und unter der Übersetzung stehen Anmerkungen, welche die Wort- und Sach-Erklärung und die Kritik betreffen. In der *Einleitung* wird zuerst von den Lebensumständen Daniels geredet. Sie liegen meistens im Dunkeln. Sodann untersucht der Vf., ob Daniel der Vf. des unter seinem Namen bekannten Buches sey. Er bemerkt vorläufig, nach der gelehrten Bildung, welche Daniel erhalten hatte, und nach seinen Verhältnissen, da er ohne Zweifel zur Befreyung aus dem Exil mitgewirkt habe, lasse sich von ihm eine seinen Landsleuten mitgegebene Anweisung zur neuen Organisation des Staats und der kirchlichen Verfassung, oder eine Geschichte seines Volks in den Ländern des Exils erwarten; aber diesen Erwartungen entspreche das ihm beygelegte Buch nicht. Dieses enthalte vielmehr die ungewöhnlichsten und sonderbarsten Dinge, und eine detaillirte Schilderung einiger Epochen der weit spä-

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

teren Geschichte Afiens und der palästinenfischen Juden, welches sehr befremdend sey. Allerdings ist es dieses, wenn man keine Gabe der Weissagung oder Vision annimmt: aber nach [der] Bildung und der Beschäftigung Daniels, wovon wir wenigstens einige historische Winke haben, läßt es sich doch zunächst erwarten, daß er gerade solche Stücke werde hinterlassen haben. Sie sind ganz seiner Erziehung und seinem Charakter angemessen, wenn sie uns auch in der weiten Entfernung von dem Geist und der Denkungsart der Zeiten noch so sonderbar vorkommen. Wer will es gerade erwarten, daß Daniel einen Organisationsplan oder eine Geschichte seiner Zeit hätte schreiben müssen, wenn man die Richtung erwägt, die sein Geist durch die Erziehung in Babylonien erhalten hatte? Der Vf. giebt es zu, daß die Sprache des Buchs für Daniel zu sprechen scheine, und daß das Charakteristische in der Darstellung von der Art sey, daßs man darin eine Frucht erkenne, die nur dem Boden entsprossen sey, auf welchem Daniel lebte: aber er bemerkt zugleich, daßs dieses alles nicht entscheidend sey, und keineswegs die Möglichkeit ausschliesse, daßs es auch ein späterer Jude geschrieben habe. Die Mischung althebräischer und babylonischer Ideen treffe man seit der Erneuerung des jüdischen Staats überhaupt unter den Juden an. Auch aus der Sprache könne nichts für Daniel gefolgert werden, der Wechsel des Hebräischen und Aramäischen sey auch in dem kanonischen Esdras, und dieser Wechsel der Sprachen in beiden Büchern habe einen ganz anderen Grund, als den allgemeinen Mitgebrauch des hebräischen und aramäischen Idioms. Die dem Daniel eigenthümlichen Hebraismen sind auch in dem gegen das Ende der Regierung Artaxerxes Longimanus geschriebenen Esdras. Die Manier des Vortrags in dem letzten Theil des Buchs komme zwar den während des Exils und kurz nach demselben geschriebenen prophetischen Schriften gleich, aber sie nähere sich noch mehr einigen Büchern von einem späteren Ursprung, z. B. dem vierten Buch Esdras. Der Vf. gesteht es selbst, daßs sich durch diese Gründe die Sache noch nicht zur überwiegenden Gewissheit bringen lasse, und daßs man sich in Ansehung der Ächtheit darauf berufen könne, daßs Daniel in dem grössten Theil des Buchs selbst in der ersten Person spreche, und auch in den übrigen Stücken als der Aufzeichner angegeben werde, daßs das Buch von jeher den Namen Daniel gehabthabe, und daßs das N. T., Josephus und der Talmud es ausdrücklich dem Daniel zuschreiben. Er antwortet aber dar-

auf; daß doch nur in den 6 letzten Capiteln von Daniel in der ersten Person geredet werde, in den übrigen sey von ihm in der dritten Person die Rede; daß in mehreren alttestamentlichen Büchern der angebliche Vf. rede, z. B. in dem Prediger und der Weisheit Salomo's, die doch in die Zeiten nach dem Exil gehörten; daß sich unter den späteren Juden der Mißbrauch eingeschlichen habe, ein schriftstellerisches Product unter einem alten berühmten Namen zu Markte zu bringen, und daß sich daraus die Aufschrift hinlänglich erklären lasse. In der Folge setzte aber die allgemeine kirchliche Tradition die Autorschaft Daniels als unbezweifelte Thatsache fest, und dieser folgte Jesus, Josephus und der Talmud. Ihre Anführungen seyen also unverwerfliche Data zur Geschichte des Buchs, aber bey der Untersuchung über die Entstehung desselben seyen sie auf der Wage der Kritik von keinem Gewicht. Allein auch diese Erinnerungen sind noch nicht überwiegend, wenn man sie unparteyisch erwägt. Daß in den ersten Capiteln von Daniel in der dritten Person geredet wird, ist noch gar kein Grund, woraus man etwas gegen ihn als Vf. schließen kann. Es ist bekannt, daß die Schriftsteller im erzählenden Ton gewöhnlich so von sich sprechen. Der Prediger und die Weisheit Salomo's sind Bücher von ganz anderer Art, und können eigentlich mit der Schrift unter Daniels Namen nicht verglichen werden. Daß sich nach dem Exil auch der Mißbrauch eingeschlichen habe, prophetische Visionen zu dichten, mußte näher erwiesen werden. Bedenkt man die Ehrfurcht der Juden gegen die Prophetengabe: so läßt sich nicht wohl denken, wie ein späterer Schriftsteller diesen Mißbrauch gewagt, und noch weniger, daß man eine solche Dichtung in den Kanon aufgenommen habe. Auch daß Jesus und Josephus, bloß einer kirchlichen Tradition folgen, mußte mehr historisch begründet werden. Der Vf. sucht nun näher zu zeigen, daß der Ursprung des Buchs in weit spätere Zeiten falle. Er glaubt, daß der sonderbare und auffallende Inhalt schon zu dem Verdacht eines späteren Ursprungs dieser Schrift berechtige. „Die Propheten vor Daniel zeichneten nur die Zukunft in allgemeinen Gemälden, und haben keine so speciellen Schilderungen, wie wir sie hier antreffen, denen von der Bestimmtheit einer historischen Relation fast gar nichts fehlt.“ Allein wir haben doch auch einzelne Weissagungen anderer Propheten, die das Detail der Begebenheit umständlich und bestimmt angeben, und in anderen würden wir es vielleicht ebenfalls erkennen, wenn wir eine detaillirte Nachricht in der Profangeschichte hätten. Überdies ist es auch wirklich nicht an dem, daß alles in der prophetischen Schilderung so deutlich und bestimmt vorgetragen sey, daß man, wie der Vf. sagt, ein Compendium der Geschichte dieses Zeitalters zu lesen glaube. Wie hätte man sonst manches so verschieden deuten können, wie die Geschichte der Erklärung lehrt? Auch in die Behauptung kann Rec. nicht einstimmen, „daß sich hier nichts von der höheren moralischen Tendenz, die in anderen

Propheten angetroffen werde, finde, sondern daß alles auf die rohe jüdische Politik hinstrebe, und daß es unendlich schwer sey, nur einen Funken von dem heiligen und reinen Feuer wahrzunehmen, von welchem sonst die göttlichen Seher entflammt sind.“ Daniel erscheint doch durchaus als ein frommer und religiöser Mann. In seinem ernstern Gebet bittet er Gott mit Bekümmerniß und Unterwerfung um Hülfe für sein Volk und die Wiederherstellung des Tempels. Darüber erhält er nun Aufschlüsse, die natürlicher Weise die Schicksale seines Volks betreffen, aber doch immer in Rücksicht auf die Erhaltung der Religion unter manchen politischen Drangsalen, und zur Stärkung im Glauben für diejenigen, die jene trübseligen Zeiten erleben würden. Wie kann man dieses ein bloßes Hinstreben auf rohe jüdische Politik nennen? Wird nicht zuletzt C. 12, 4. 10 auf jene Absicht des erhaltenen Aufschlusses hingewiesen? Der Vf. führt nun ferner an, was die Kritik im Besonderen gegen die Achtheit des Buchs einzuwenden habe: 1) daß griechische Wörter in dem Buche vorkommen, die an keine frühere Abfassung denken lassen, als höchstens, aber doch noch unwahrscheinlich, unter Darius Hyftaspis; 2) daß die Sprache in den 5 letzten Cap. noch unter den Hebraismus der allerjüngsten Bücher herabsinke; 3) daß das Buch viele spätere oder doch in dem Zeitalter Daniels in Obarasien noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte, z. B. den Ausdruck Göttersohn C. 3, 25, das Beten zu drey bestimmten Zeiten mit dem Gesicht nach Jerusalem, die Angelologie; 4) daß sich hier fast durchaus die nämliche Ansicht der Dinge finde und dieselben Ausdrücke, wie in den weit späteren Büchern; 5) daß das Buch Unrichtigkeiten enthalte, die Daniel unmöglich niedergeschrieben haben könne, z. B. daß Cap. 8, 1. 2 von der Burg Susa geredet wird, die erst in späteren Zeiten die Winterresidenz der persischen Könige wurde, und daß C. 5, 11 Belschazar ein Sohn Nebucadnezars genannt wird; 6) daß man auf Stellen fällt, die, wenn Daniel so von sich selbst geschrieben habe, auf keine Weise mit seinem Charakter zu vereinigen sind, und 7) daß sich die unangemessene Stellung des Buches im Kanon nicht erklären lasse, wenn es wirklich von Daniel geschrieben wäre. Alles dieses hat der Vf. mit vielem Scharf sinn weiter ausgeführt, und anschaulich zu machen gesucht. Aber doch läßt sich auf manches gut antworten. Z. B. Was die vorgeblich griechischen Wörter betrifft: so ist es noch gar nicht ausgemacht, daß sie aus dem Griechischen in das Orientalische übergegangen sind. *Jahn* in s. Einleitung 2 Th. S. 623 hat schon eine solche Quelle gezeigt, woraus diese Wörter herzuleiten sind. מַלְאָכִים C. 1, 4 hat doch wirklich nur eine zufällige Ähnlichkeit mit dem griechischen ποταμοί; weit übereinstimmender ist *Phardomim* oder *Pardomim*, im Persischen, welches Vornehme, Magnaten bezeichnet. Die Einwendung, welche der Vf. S. 182 dagegen macht, daß jenes Wort ins Persische aus der nämlichen Quelle wie in die hebraische Sprache geflossen sey, hat keine Wahr-

scheinlichkeit. Wie sollte das griechische *ποτισμοι* dahin gekommen seyn? Wenn dieß auch möglich wäre: so ist es doch um so viel weniger wahrscheinlich, da wir andere Wörter im Daniel finden, die gar nicht Griechisch sind, aber aus dem Zendavesta sehr gut erläutert werden. Die meisten anderen Wörter, worauf man sich beruft, sind Namen von Instrumenten; aber diese haben die Griechen selbst aus dem Orient bekommen. Bey dem zweyten Grund ist auf die Erinnerung von *Ständlin* nicht befriedigend geantwortet. Nach der Erziehung und der Lage, worin sich Daniel befand, ist gerade ein solcher Hebraismus nicht befremdend. Warum sollen wir denn gerade Chaldäismen oder Anschmiegunen an die Nationalsprache der Chaldäer und Medismen erwarten? Kennen wir denn die Nationalsprache der Chaldäer und die medische Sprache und ihren bestimmten Unterschied vom Ostaramäischen in den damaligen Zeiten so genau? Wurde nicht in Babylonien das Aramäische geredet? Wenn der Hebraismus sich von dem Hebraismus in Esdras, Nehemias und Esther unterscheidet: so ist dieser Unterschied doch wirklich so groß nicht; und wäre er auch noch auffallender als er wirklich ist: so muß man doch auch das Eigenthümliche jedes Einzelnen in Denkart und Sprache in Betracht ziehen. Auch zwischen Esdras, Nehemias und Esther ist wieder ein Unterschied. Die größere Annäherung zum Rabbinischen hätte erwiesen werden müssen. Rec. findet sie nicht, sondern im Gegentheil unterscheidet sich die Sprache vom eigentlichen Rabbinischen. Persismen sind aber allerdings in Daniel. Dafs das Buch wirklich spätere und zu Daniels Zeiten noch unbekannte Ideen und Gebräuche enthalte, ist nicht eigentlich erwiesen. Dafs Nebucadnezar von einer bemerkten Erscheinung den Ausdruck Göttersohn gebraucht, ist doch, wenn man auf orientalischen Sprachgebrauch achtet, so befremdend nicht. Dafs man in Oberasien noch nichts von Götterföhnen gewußt habe, bis die Griechen ihre theogonischen Ideen dort etablirten, würde wohl schwer zu erweisen seyn. Es ist wohl außer Zweifel, dafs man schon früher die Benennung Göttersohn im Orient von Königen gebrauchte, und dafs auch Engel Götterföhne genannt wurden, läßt sich aus Hiob 38, 7 bekräftigen. Dafs das Beten dreymal am Tage mit dem Gelichte nach Jerusalem durchaus eine Sitte weit späterer Zeiten sey, möchte auch wohl schwer zu erweisen seyn. Ps. 55, 18 sagt doch schon David, dafs er des Abends, Morgens und Mittags zu Gott bete. Aus anderen Stellen sieht man auch, dafs er sich bey seinem Gebet zum Heiligthum hinwendete. Auch aus 1 Kön. 8, 38. 44. 48 und 2 Chron. 6, 34. 38 erhellet deutlich, dafs es schon alte Sitte war, sich bey dem Gebet nach Jerusalem hinzuwenden. Wie kann es also auffallend seyn, dafs Daniel nach C. 6, 11 diese Sitte beobachtete? Bey der Behauptung, dafs die Angelologie in dem Buche unmöglich den Zeiten Daniels könne angepaßt werden, vermißt man ebenfalls den ordentlichen Beweis. Der Vf. gesteht zwar selbst, dafs Daniel an der Quelle

faß, woraus die späteren Juden ihre näheren Bestimmungen dieser Lehre geleitet haben, sagt aber zugleich, das Dogma liegt hier schon so ausgebildet und in seiner ganzen Vollendung da, wie es erst in weit späteren Zeiten erscheint. Allein wie wird dieses erwiesen? Die späteren Juden berufen sich bey ihrer Engellehre auf Daniel. Dieser ist die Quelle, woraus sie vorzüglich schöpften. Sie würden die babylonisch-persischen Vorstellungen nicht aufgenommen haben, wenn ihnen Daniel nicht darin vorgegangen wäre. Dafs man in Zacharias zwar schon Spuren der babylonischen Theorie, aber doch nicht alles, was Daniel davon enthält, findet, ist kein Beweis, dafs damals jene Theorie noch in ihrem Werden gewesen sey. Wer will es erwarten, dafs einer alles hat, was der andere hat? Die Erziehung und Bildung, welche Daniel in Babylonien erhalten hatte, läßt schon einen stärkeren Einfluß der babylonischen Weisheit auf seine Denkungsart erwarten, als bey Zacharias. Dafs zu den Zeiten Daniels noch nicht eine Anzahl Engel den Divan Gottes ausgemacht hätten, läßt sich ebenfalls nicht behaupten. Schon in Hiob wird von einem Divan Gottes geredet, und es ist überhaupt eine sehr alte Vorstellung, dafs sich Gott der Engel als Diener bediene und sie zur Ausrichtung seiner Befehle aussende. Dafs die 7 Am-schaspands der Parsen erst nach Darius Hystaspis ihre besonderen Benennungen erhalten hätten, und dafs die Namen Gabriel und Michael bey Daniel gewiß eine spätere jüdische Erfindung seyen, hätte auch näher erwiesen werden müssen. Die Unrichtigkeiten, welche Daniel nicht niederschreiben konnte, würden wichtiger seyn, wenn sie nur evidentere und die Schwierigkeiten so unauflöslich wären, wie der Vf. glaubt. Wenn auch Susa in Elymais niemals dem babylonischen Hof angehörte: so konnte doch leicht ein Anlaß seyn, dafs Daniel einmals zu Susa war. Susa war eine sehr alte Stadt nach Strabo und Herodot, die nachher Darius Hystaspis weiter ausbaute und verschönerte. Was Daniel zu Susa zu thun hatte, läßt sich nicht bestimmen. Es folgt nicht einmal aus Cap. 8, 27, dafs er königliche Amtsgeschäfte dort gehabt habe. Man kann die Stelle füglich so verstehen: Daniel wurde nach dem Gesicht, welches er zu Susa hatte, krank, aber erholte sich wieder, und war nun wieder im Stande, die königlichen Geschäfte zu besorgen. Gesezt, er hätte auch dort königliche Geschäfte gehabt: so braucht es noch keine Gesandtschaft an den persischen Hof, da selbst gewesen zu seyn, und dann fällt der Einwurf weg, dafs erst nach Cyrus Susa die Winterresidenz der persischen Könige gewesen sey. Auch der Einwurf, dafs Belschazar, den der Vf. mit vielen Andern für Nabonned hält, ein Sohn Nebucadnezars und Nebucadnezars sein Vater C. 5, 11. 13. 18. 22 genannt wird, ist nicht entscheidend. Die Geschichte ist hier gar zu mangelhaft und unsicher; als dafs wir hier den Schriftsteller eines historischen Irrthums geradezu beschuldigen, und daraus folgern könnten, die spätere Abfassung dieses Abschnitts sey, unwider-

sprechlich gewiss. Es ist noch gar nicht historisch gewiss, daß Nabonned kein Sohn Nebucadnezars gewesen sey. Bloß aus dem Fragment des Megasthenes schließt man, Nabonned könne kein Sohn von Nebucadnezar gewesen seyn: aber Megasthenes ist so zuverlässig nicht, wie schon Strabo erinnert, und die Stelle von ihm kann, wie Michaelis bereits bemerkt, auch anders verstanden werden. Eben so ließe sich auch zeigen, daß die Folgerung übereilt sey, der Conciptent des Buchs habe den spätern Darius Hytaspis mit Cyaxares II verwechselt, und habe diesem daher den Namen Darius beygelegt. Rec. muß aber hier abbrechen, um nicht zu weitläufig zu werden. Der letzte Grund, daß sich die Stellung des Buchs im Kanon nicht erklären lasse, beruht auf der Voraussetzung, daß das Buch ursprünglich diese Stellung gehabt habe. Der Vf. glaubt, daß man es deswegen unter die Hagiographa gesetzt habe, weil es späterhin erst zum Vorschein kam, und diese Sammlung erst im hasmonäischen Zeitalter geschlossen wurde. Es ist ihm dabey bemerkenswerth, daß Daniel die Stelle erst nach dem Buch Esther einnimmt; vielleicht beruhe diese Ordnung auf einer Schätzung des Alters beider Schriften. Allein nach den ältesten Zeugnissen ist es sehr zu bezweifeln, daß das Buch ursprünglich diese Stellung gehabt habe. Josephus zählte es wenigstens unter die 13 prophetischen Schriften, und Jesus nennt Daniel ebenfalls einen Propheten. Auch spätere Verzeichnisse geben dem Buch eine andere Stellung. Inzwischen glaubt der Vf., daß durch seine Bemerkungen die spätere Abfassung der Schrift unbezweifelt gewiss gemacht werde. Natürlicher Weise bekommt nun alles eine andere Ansicht. Der erste Theil Cap. 1—6 enthält nun später niedergeschriebene Relationen, aus dem Munde des Volks aufgenommen, in den Hauptthatfachen ganz verunstaltet; mit vielen Zusätzen der Unwissenheit, des Aberglaubens und des Hasses überladen, kurz, es sind jüdische Aggadoth oder Märlein. Der zweyte Theil des Buchs enthält keine Vorherfassungen, sondern Schilderungen vergangener oder geschehener Dinge in ein prophetisches Gewand gekleidet. Die Einkleidung soll nichts weiter als ein verschönerter Geschichtsvortrag seyn. Der Vf. bemerkt zugleich, die Idee dieser Einkleidung scheine aus dem Geist des Zeitalters herausgegangen zu seyn. „Von der Zeit des Exils an war der Glaube an Vorherfassungen erst recht lebendig und mit der Zeit immer feiner ausgesponnen worden. Wenn es nun ein Glück genannt werden kann, eine allgemein herrschende Idee aufzufassen und zu benutzen, um einer Schrift unter einer gewissen Form um so eher Eingang und Leser zu verschaffen: so ist die Methode, geschichtliche Sachen in einem prophetischen Gewande vorzutragen, allerdings glücklich gewählt. Denn auf diesen allgemeinen Glauben an Vorherfassungen ist sie berechnet. Warum sollte keiner der spätern Hebräer so etwas zu thun im Stande gewesen seyn?“ Die Fra-

ge könnte aber auch so gestellt werden: Würde es ein späterer Hebräer aus dem makkabäischen Zeitalter, da man eine solche Achtung und Ehrfurcht gegen die heiligen Bücher und ihre Verfasser bewies, gewagt haben, dem Namen eines alten Propheten so zu mißbrauchen, daß er seine Geschichte den Daniel als Weissagung in den Mund legte? und würden die Nation und ihre religiösen Vorsteher, die so sorgfältig in Ansehung der heiligen Bücher sich bewiesen, ein solches Buch in die Sammlung ihrer h. Bücher aufgenommen haben? Rec. kann wenigstens dem Vf. nicht beystimmen, wenn er sagt: in der Sache selbst liege gar nichts, was dieser Ansicht der 6 letzten Capitel entgegenstehe. Der Vf. sucht nun fern den Beweis zu führen; daß in dem Buche Daniel neue besondere Aufsätze von verschiedenen Verfassern gesammelt seyen. Die Abschnitte werden also bestimmt C. 1, C. 2, C. 3, 1—30, C. 3, 31—C. 4, 34, C. 5 u. 6, C. 7, C. 8, C. 9, C. 10—12. Daß sie von verschiedenen Verfassern herrühren, wird dadurch unterstützt, daß nicht allein einzelne Abschnitte mit einander in offenbarem Widerspruch stehen, sondern auch im Vortrag und Styl unterschieden sind. Schwerlich wird aber der Vf. Viele überzeugen. Im Ganzen herrscht doch wirklich einerley Manier in dem Buch, und die Widersprüche sind nicht von der Art, daß man sie für offenbare Widersprüche erklären müßte. In dem Verfolg sucht der Vf. die Gegend und die Zeit der Abfassung der einzelnen Abschnitte näher zu bestimmen. Der erste Abschnitt, Cap. 1, soll in Babylonien etwas nach den Zeiten des Artaxerxes Longimanus geschrieben seyn. In Ansehung der Zeit beruft sich Hr. B. auf das gebrauchte Wort סרסוס, der Grund des Beweises fällt aber nach der vorhin gemachten Bemerkung, weg. Der Conciptent des zweyten Abschnitts scheint dem Vf. in Oberasien, wenigstens in Syrien gelebt zu haben, und der Aufsatz selbst nach Ptolemäus Philadelphus geschrieben zu seyn. Daß der Conciptent verschieden sey von dem, der Cap. 1 geschrieben hat, wird aus dem V. 1 angegebenen Regierungsjahr des Nebucadnezar geschlossen, weil dieses mit Cap. 1, 1, streite. Aber wie verschieden werden die Regierungsjahre der Regenten bey den alten Schriftstellern überhaupt berechnet! Wenigstens ist es zu rasch geurtheilt, wenn man es gleich für einen offenbaren Widerspruch erklärt. Aus dem Wort נבוכד V. 6 wird geschlossen, daß der Aufsatz in die Zeiten nach Xerxes gehöre, aber es wird dabey vorausgesetzt, daß das Wort das griechische νομομα sey, welches noch gar nicht erwiesen ist. Den dritten Abschnitt hält Hr. B. noch für jünger als den zweyten, und vermuthet, daß der Vf. ihn in Oberasien geschrieben habe, wenigstens müsse er einige Zeit sich dort aufgehalten haben, weil er die babylonischen Staatsbeamten und Sitten so gut kannte. Der Aufsatz scheint ihm Veränderungen erlitten zu haben.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 A P R I L , 1 8 0 9 .

T H E O L O G I E .

ERLANGEN, b. Palm: *Daniel aus dem Hebräisch-Aramäischen neu übersetzt und erklärt, mit einer vollständigen Einleitung und einigen historischen und exegetischen Excursen*, von L. Bertholdt etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Verf. des vierten Abschnitts soll ein palästinenfischer Jude von einem sehr späten Alter seyn. Die Gründe, die dafür angeführt werden, sind nicht sehr bedeutend, z. B. der Concipient soll sein jüngeres Zeitalter dadurch verrathen, dass er dem Nebucadnezar das griechische $\chi\alpha\lambda\delta\alpha\iota\kappa\alpha$ in den Mund legt, aber es kann nicht erwiesen werden, dass es ein griechisches Wort sey, es ist ohne Zweifel persisch. Auch wird aus Cap. 4, 6, vgl. mit Cap. 2, 48 geschlossen, der Vf. habe den Unterschied der Wörter $\chi\alpha\lambda\delta\alpha\iota\kappa\alpha$ u. $\chi\alpha\lambda\delta\alpha\iota\kappa\alpha$ nicht gekannt, er habe beides für dasselbe gehalten, und nicht gewusst, dass das letztere der allgemeine Name der verschiedenen Classen, das erstere aber eine besondere Classe gewesen sey. Allein diese Erinnerung ist ungegründet. Der Vf. wufte wohl, dass $\chi\alpha\lambda\delta\alpha\iota\kappa\alpha$ der allgemeine Name war, und dass der andere eine gewisse Classe bezeichnete. Er gebraucht ihn selbst eben so V. 3, und nennt darauf die verschiedenen Classen V. 4, wie es auch Cap. 2, 2. 12 geschieht. Wenn Daniel der Obervorsteher der Weisen war: so war er auch der Obervorsteher einer besonderen Classe davon, und konnte als ein solcher angesehen werden. Wie kann dies also als Grund angegeben werden, dass der Vf. dieses Abschnitts von jenem im 2 Cap. verschieden seyn müsse? Der fünfte Abschnitt soll in Ansehung der Zeit des Ursprungs mit dem vorhergehenden nahe zusammenstehen, aber doch einen anderen palästinenfischen Verfasser haben. Der Grund, der unter andern aus Cap. 5, 11 hergenommen ist, wird nach der vorhin gemachten Bemerkung Niemand als bedeutend vorkommen können. Auch der Grund, der für das jüngere Zeitalter aus dem Wort $\chi\alpha\lambda\delta\alpha\iota\kappa\alpha$ abgeleitet ist, wird wohl Niemand einleuchten. Der Vf. sagt, das Wort bezeichne ganz eigenthümlich die höheren Staatsbeamten, aber es komme in den älteren aramäischen Schriften in der Bedeutung *magnates* fast gar nicht vor, erst in den jüngeren Targumim werde es häufig gebraucht. Aber wo sind denn die älteren aramäischen Schriften, wenn die einzelnen Abschnitte im Daniel so jung sind, wie sie der Vf. macht, und wie will der Vf. beweisen, dass das Wort erst später in Gebrauch gekommen sey? Den sechsten Abschnitt setzt Hr. B. allernächst den Bedrückungen,

welche die Juden von Antiochus Epiphanes leiden mussten. Der zweyte Aufsatz wird nach seiner Ansicht darin parodirt, und Palästina soll ebenfalls das Vaterland dieses Abschnitts seyn. Weil der siebente Abschnitt auf den vorhergehenden zurückweist: so muss er nach der Annahme, dass verschiedene Verfasser seyen, erst nach demselben geschrieben seyn. Hr. B. glaubt aus Cap. 8, 25 die Zeit bestimmt angeben zu können, nämlich unmittelbar nach Antiochus Epiphanes Tode. Er soll ebenfalls in Judäa geschrieben seyn. Der achte Abschnitt wird einem jüdischen Priester nach der Tempelentheiligung unter Antiochus beygelegt. Die besonderen Beweise, die für den späteren Ursprung aus dem Abschnitt selbst angeführt werden, haben bey unparteyischer Untersuchung wenig Beweiskraft, und sind zum Theil gesucht. Ohngefähr in die nämliche Zeit, aber doch etwas später, fällt der neunte und letzte Abschnitt, der auf den vorhergehenden zurückweist und auch mit anderen Abschnitten bekannt ist. Er soll nach der hier gegebenen Ansicht tief in das hasmonäische Zeitalter fallen, und unter allen der jüngste im Buche seyn. Das Resultat von diesem ist also: Wir haben eigentlich nichts von Daniel, sondern nur *Danieliana* in unbestimmtem Sinne. Der Verf. des letzten Aufsatzes sammelte die übrigen, und fügte sie seinem eigenen Schriftchen bey. Er stellte sie Anfangs in getrennte Absätze zusammen, in späteren Zeiten wurden sie aber von den Abschreibern unmittelbar in einander eingefügt. Das Letztere wird dadurch bestätigt, dass noch Josephus von mehreren Büchern redet. Hr. B. nimmt an, dass eine solche Anstalt, die man die große Synagoge nennt, wirklich existirt habe, glaubt aber, dass der Geschäftskreis dieses Collegiums sich überhaupt über alle religiösen Angelegenheiten erstreckt habe, und dass nur eine besondere Congregation niedergesetzt war, um für die Sammlung heiliger Schriften zu sorgen. Dieser Congregation habe nun, da die Sammlung der prophetischen Schriften sey geschlossen gewesen, nur die Classe der $\chi\alpha\lambda\delta\alpha\iota\kappa\alpha$, die erst gegen das Ende des makkabäischen Zeitalters für geschlossen erklärt wurde, offen gestanden, und diese Classe habe davon den Namen, weil $\chi\alpha\lambda\delta$, von jener Congregation gebraucht, so viel heisse, als in die Sammlung der heil. Schriften aufnehmen oder einregistriren. Auf diese Weise sey also das von Daniel benannte Buch tief im makkabäischen Zeitalter in seiner heutigen Gestalt aufgenommen worden. Allein wenn die Juden von den Männern der großen Synagoge reden, die den Ezechiel, die 12 kleinen Propheten, den Daniel und

des Buchs Esther gesammelt hätten: so reden sie nicht von einer späteren unter den Makkabäern noch fort dauernden Congregation, sondern von einer frühern, die gleich nach der Rückkehr aus dem Exil zusammentrat. Die *συναγωγὴ μακαβαίων* I Makk. 7, 12 kann dazu nicht gerechnet werden. Dafs eine solche Congregation noch unter den Makkabäern fortgedauert habe, hätte anderweitig erwiesen werden müssen. Nach dem, was wir wissen, war Simeon der Gerechte zu den Zeiten Alexanders des Grossen nur noch von den Männern der grossen Synagoge übrig. Sie war also nicht fortdauernd. Wenn daher jene Stelle der Talmudisten als historisch richtig angenommen wird: so kann sie von Hn. B. nicht für seine Behauptung angeführt werden. Sie ist ihr vielmehr geradezu entgegen, und behauptet eine frühere Aufnahme des Daniels in den Kanon, da die Sammlung der prophetischen Schriften noch nicht geschlossen war. Damit stimmen auch andere historische Zeugnisse und Winke überein, die die höhere Kritik, wenn sie richtig verfahren will, nicht aus den Augen verlieren darf. Die Nachricht, dafs schon der Alexander ein Exemplar der Weissagungen Daniels vorgezeigt sey, wie Josephus erzählt, erklärt Hr. B. geradezu für eine grobe Lüge. Allein es läfst sich doch mehreres zur Vertheidigung der Hauptsache in dieser Erzählung sagen, wie *Jahn* richtig in seiner Archäologie bemerkt hat; und wenn man auch die Ächtheit dieser Nachricht bezweifeln will: so bleibt doch immer die bekannte Stelle gegen den Apion. I, 8 merkwürdig. Nach dieser gehöret kein prophetisches Buch in den jüdischen Kanon, das nach Artaxerxes ist abgefaßt worden. War aber dieses, wie man aus Josephus sieht, eine angenommene Regel: so mufs das Buch Daniels frühe vorhanden gewesen seyn; denn dafs Josephus den Daniel unter die Propheten gerechnet habe, leidet keinen Zweifel. Dafs Josephus und Jesus blofs der allgemeinen kirchlichen Tradition gefolgt seyen, läfst sich leicht sagen: aber dafs die Tradition auf Irrthum oder Verwechselung beruhe, und dafs man damals keine sicheren Gründe mehr hatte, worauf man bauen konnte, ist so leicht nicht zu erweisen. Erwägt man dabey, wie genau und sorgfältig die Juden nach dem Exil in Ansehung ihrer heil. Bücher waren, und wie ihre Gewissenhaftigkeit eben durch die Verfolgungen unter Antiochus Epiphanes noch erhöht wurde: so ist es nicht wohl zu denken, wie ein Buch, das erst nach diesen Zeiten zum Vorschein kam, noch unter die h. Bücher hätte können aufgenommen werden, und gar keinen Widerspruch hätte finden sollen. Wäre damals, etwa um das Jahr 164 oder 160 vor Christo, der Kanon noch nicht geschlossen gewesen: wie kam es denn, dafs Jesus Sirach, der doch ungefähr 20 Jahre früher schrieb, nicht auch in den Kanon kam? Der Vf. geht in der Folge eine kritische Geschichte der einzelnen Abschnitte, die aber Rec. nur kurz beiläufig nennen kann. Es wird gezeigt, dafs, von dem Buche Daniels noch eine andere Recension müsse vorhanden gewesen seyn; aus welcher die alexandrinische Version geflossen sey. Die Abweichungen dieser Version können nicht blofs vom Übersetzer abgeleitet

werden, sondern müssen in einer anderen Recension ihren Grund haben, die bald umgearbeitet und zusammengezogen, bald erweitert war. Man findet hier manche gute Bemerkungen, die zu neuen Untersuchungen Anlaß geben können. Zuletzt wird in der Einleitung von den Übersetzungen und Erklärungen des Buchs Daniels gehandelt. Es wird kein vollständiges Verzeichniss von diesen Schriften gegeben, sondern nur diejenigen, die dem Vf. aus besondern Rücksichten einer namentlichen Anführung werth zu seyn schienen, sind genannt und kurz beurtheilt. Neben *Geier* hätte doch auch *Propheta Daniel modo novo atque haecenus inaudito reseratus, auctore J. H. Jungmanno*. Francof. 1681 können angeführt werden. Er hat mehreres Eigene.

Der erste Theil enthält noch die Übersetzung der 3 ersten Abschnitte mit erläuternden Anmerkungen. Die übrigen Abschnitte sind in dem zweyten Theile übersetzt und erklärt. Als Excursus sind noch angehängt eine Zeittafel zum Buche Daniels, eine Abhandlung über die inneren Verfassungsformen des babylonisch-chaldäischen Reiches, und ein Aufsatz über das Mager-Institut in Babylonien. Die Übersetzung faßt das Original treu wiederzugeben. Diejenigen Abschnitte, die sich dem poetischen Vortrag nähern, sind rhythmisch übersetzt. Jedem Abschnitt ist eine ausführliche erklärende Übersicht vorgesetzt, worin nicht allein der Inhalt dargestellt, sondern auch die vorzüglichsten Meinungen älterer und neuerer Ausleger gesammelt und kritisch geprüft sind. Die unter dem Text der Übersetzung stehenden Anmerkungen sind exegetisch und kritisch, wobey die Übersetzungen fleissig genutzt sind. Rec. will nur einiges Wenige als Probe von der Erklärung des Vfs. ausheben. In der erklärenden Übersicht zum ersten Abschnitt wird die Schwierigkeit V. 1, wo vom 3ten Regierungsjahr Jojakims die Rede ist, aus einander gesetzt und gezeigt, dafs die hier erzählte Belagerung und Einnahme Jerusalems in das 7te Regierungsjahr Nebucadnezars und in das 11te Regierungsjahr Jojakims falle. Der Vf. meint, der Irrthum sey dem Referenten zu verzeihen, da er in späteren Zeiten geschrieben, und blofs aus der mündlichen Tradition geschöpft habe. Doch findet er noch einen anderen Ausweg, der allerdings annehmlicher ist. Jojakim wurde in dem 8ten Jahre seiner Regierung dem neubabylonischen Reiche zinsbar; zählte man nun in Babylonien von diesem Zeitpunkt an die Regierung Jojakims: so ist das 3te Jahr eigentlich sein 11tes Regierungsjahr und das siebente Nebucadnezars, und nun ist alles mit einander in Harmonie. Übrigens ist, nach der Meinung des Vfs., der hier erzählte Begebenheit durch die Tradition ein wunderbares Ansehen gegeben; der eigentlichen Thatsache ist ein reicheres Gewand angelegt. Sollte es aber wohl nothwendig seyn, dieses anzunehmen, wenn man sich die Lage und Denkungsart jener Zeiten recht vergegenwärtiget? Das Wort *מלך* V. 5 ist dem Vf. nicht Name gewisser besonderer Gerichte, sondern mit *מלך* V. 10 synonym. Er hält es für ein ursprünglich-chaldäisches oder auch assyrisches Wort, für einen technischen Ausdruck aus der Hofküche. Den

Ausdruck *על עולם* übersetzt er *Leute eutes Gdichters*. Er glaubt, er sey aus der Sprache des gemeinen Lebens genommen. Die Bedeutung von *על* orbis und daher *aetas aequalis* ist aber doch mehr begründet. Sie wird auch durch die Übersetzungen bestätigt. In der erklärenden Übersicht des zweyten Abschnitts werden die verschiedenen historischen Ansichten der hier erzählten Vision angeführt und genauer geprüft. Der Vf. stimmt der fünften Erklärungsart bey, nach welcher das Haupt auf das babylonisch-chaldäische Reich, Brust und Arme auf das persische, Bauch und Lenden auf das macedonische unter Alexander, Schenkel und Füße auf die aus demselben entstandenen Reiche und das syrische und ägyptische insonderheit, und der Stein endlich auf Jesus Christus gedeutet wird. Doch macht er dabey die Modification, daß der Stein oder das von demselben symbolisirte Reich sich gar nicht historisch deuten lasse, sondern bloß das idealische Messiasreich der Juden bezeichne. Er findet überhaupt in diesem Abschnitt etwas aus den Traditionen späterer Zeiten, den Traum selbst sieht er aber nicht einmal als Bestandtheil der Tradition, sondern als Fiction an. V. 43 ist, wie der Vf. sagt, eine Anspielung auf einen Vorfall, der sich in den Tagen des Aufstellers dieses Aufsatzes vor seinen Augen zugetragen hat, nämlich auf die erzwungene Verbindung der Seleuciden und Lagiden zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus und des Antiochus Theos. V. 5 wird übersetzt: *der Traum ist mir entfallen*. Allein *וה* scheint doch am richtigsten von dem Syrer ausgedrückt zu seyn und mit dem arab. *وحي* *firmitas fuit* zusammen zu stimmen. Auch Aben-esra erklärt es durch *חזון נשכח*. Das Wort *נבואה* wird aus der Bauart der Babylonier, aus der Sonne retroknetem Leimen, der im Schutthaufen allmählich wieder aufgelöst wird, erläutert: *cursu Hauser sollen zu einem Moraste gemacht werden*. Bey V. 24 wird das doppelte *ל* mit Recht in Schutz genommen, aber das folgende *וה* als unächt verworfen. In den Handschriften, worin das eine *על* ausgelassen war, fehlte nur das Verbum, welches durch *וה* ergänzt wurde. V. 29 ist Hr. B. geneigt, die Lesart, welche der Syrer ausgedrückt hat, *על-לכך* der gewöhnlichen *על-משכך* vorzuziehen. Bey V. 47: *er liefs ein wohlriechendes Rauchwerk vor ihm anzünden*, wird ganz richtig bemerkt, daß in dieser Handlung Nebucadnezars keine religiöse Tendenz zu suchen sey. Es ist von der im Orient herrschenden Sitte die Rede, nach welcher man wohlriechende Sachen vor einer Person, die man recht auszeichnend ehren will, anzünden läßt. Der Vf. erinnert, daß *נח* wie das Arab. *نفس* *bonum gratumque fecit odorem* zu nehmen sey; doch könne man ihm auch die gewöhnliche Bedeutung *fundere, effundere* lassen, und dann sey hier eine Oblation von wohlriechenden Wassern zu verstehen. In der erklärenden Übersicht zum 9ten Cap. wird von den 11 verschiedenen Standpunkten, von welchen man in der Berechnung der 70 Jahrwochen ausgegangen ist, und den älteren und neueren Erklärungsversuchen S. 54E—626 ausführlich gehandelt. Nach der Darstellung des Vfs. sind die 70 Jahrwochen keine arithmetische, aus der Chronologie zu

berechnende, sondern eine allgemeine prophetische Zeitangabe. Sie haben aber deßungeachtet eine historische Beziehung, und der Concipient umfaßt mit ihnen den Zeitraum von der Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar bis zum Tode des Antiochus Epiphanes. Er theilt sie in drey besondere Perioden: 1) die sieben ersten Hebdomaden erstrecken sich von der Zerstörung Jerusalems durch Nebucadnezar bis zu dem König Cyrus, der den Exulanten die Erlaubniß zur Rückkehr gab. 2) Die folgenden 62 Hebdomaden laufen von der Rückkehr aus dem Exil herab bis auf den Anfang der Religionsbedrückungen des Antiochus Epiphanes, und 3) die letzte oder 70ste Hebdomade erstreckt sich von dem Anfang der Religionsbedrückung des Antiochus Epiphanes bis zu seinem Tode. Cap. II. 44 werden die *Gerüchte von Osten und von Norden* von den kriegerischen Unternehmungen der Parther in Osten und der Armenier in Norden verstanden; allein davon kann hier nicht wohl die Rede seyn: denn in dem Vorhergehenden wird von dem Aufenthalt des Antiochus in Ägypten gewedet, und damit wird das, was in diesem Vers bemerkt ist, unmittelbar verbunden. Freylich kann das Präfix *ו*, welches der Vf. durch *endlich* ausdrückt, verschiedentlich genommen werden; aber es ist doch gesucht, zu einer viel späteren Geschichte hier überzugehen, und von der Hauptsache, von der Bedrückung der Juden, nichts weiter zu sagen. Rec. versteht am liebsten diese Gerüchte von den Unruhen in Palästina, von denen die Geschichte zwar nicht besonders redet, woraus sich aber die Erbitterung des Antiochus gegen die Juden nach seiner Rückkehr aus Ägypten erklären läßt. Die Beschreibung der Bedrückung der Juden und die Befreyung davon ist hier die Hauptsache. Deswegen kann auch Rec. in die Erklärung nicht einstimmen, die von dem folgenden 45 V. gegeben wird, nach welcher der Raubzug des Antiochus in die Provinz Elymais beschrieben werden soll. Der Vf. übersetzt: *Er wird sein Größtzeil zwischen einem großen See und einem Berge aufschlagen, einen Tempel angreifen, aber sein Ende erreichen*. Er will auf die Autorität des Syrsers *נח* anstatt *על* lesen; allein würde es alsdann nicht heißen müssen *על קדש*, wie sonst das Wort construiert wird, und ist es nicht gesucht, *קדש* hier durch Tempel zu übersetzen? Bey *וה* erwartet man doch auch natürlich ein näher charakterisirendes Beywort. Achtet man auf jüdischen Sprachgebrauch: so versteht man unter *קדש* *מקדש* am richtigsten den Tempelberg zu Jerusalem, und erklärt den Ausdruck *בין הים* von dem mittelländischen und todtten Meer. Es ist von der Belagerung Jerusalems die Rede, welche Antiochus nach der Rückkehr aus Ägypten unternahm. An den Tempel in Elymais, dessen Lage man nur aus dieser Stelle errathen will, aber nicht geographisch nachweisen kann, würde man auch schwerlich gedacht haben, wenn das folgende *קדש* die Ausleger nicht verführt hätte. Aber es ist dieses nur ein allgemeiner Wink, daß das Unternehmen des Antiochus wieder scheitern würde. In dem folgenden 12. Cap. soll nun von den idealischen messianischen Zeiten die Rede seyn; die Zeit der

großen Noth wird von dem Tag Jehovahs, an welchem er Gericht über alle Völker hält, erklärt, und der Verfolg soll von der Auferstehung und der Aufnahme des edleren Theils der Israeliten in das messianische Reich handeln. Rec. kann sich dieses unmöglich als die richtige Erklärung denken. Der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden ist zu genau bestimmt, als daß man davon abspringen könnte. Wie kann *וְהָיָה* mit dem Vf. durch *und endlich* übersetzt werden? Es bezieht sich offenbar auf das nächstvorhergehende, wo von der Verfolgung des Antiochus die Rede war, und ist also von der harten Bedrückung bis an seinen Tod zu erklären. Auf diese Bedrückung wird auch nachher bestimmt wieder zurückgewiesen. Es werden hier die Anstalten zur Vereitelung des Unternehmens des Antiochus und die nun eintretende Hülfe beschrieben. Zugleich wird aber auch diese Zeit als eine Zeit der grausamen Bedrückung, die nie ihres Gleichen gehabt habe, charakterisirt, wie sie auch die Geschichte der Makkabäer darstellt. Warum muß denn *וְהָיָה* übersetzt werden: *darauf* wird eintreten? Wie kann man bey *וְהָיָה* bey einem so genauen Zusammenhang an die Aufnahme zu Bürgern des messianischen Reichs denken? V. 2. 3 ist nach dieser Verbindung nicht von der eigentlichen Auferstehung, sondern bildlich zu nehmen. Wer auf die orientalische Tropensprache und ihren Gebrauch achtet, wird dieses nicht befremdend finden. Genug, der Verfolg des Cap. weist deutlich genug auf die Zeiten der Bedrückung unter Antiochus zurück.

T. D.

HANNOVER, b. Hahn: *Leitfaden zu Unterredungen und Wiederholungen mit und für Confirmanden, über die für sie wichtigsten Gegenstände der Religion und Sittlichkeit.* Von J. C. A. Holscher, Consistorialrath und Pastor prim. (an) der neustädter Hof- und Stadt-Kirche. 1808. 189 S. 8. (12 Gr.)

Bey der Reichhaltigkeit des hannöverischen Landes-Katechismus, sagt der Vf. in dem Vorberichte, muß man, wenn man zweckmäßig, d. i. den Bedürfnissen der Jugend, mit der man es hier zu thun hat, gemäß verfahren will, bald Manches weglassen, bald Manches hinzufügen, bald Einiges mehr hervorheben, oder anders ordnen. Das erste ist keine Empfehlung eines Buches, das aus nicht mehr als 146 Seiten besteht; in welchem für die Confirmanden nicht zu viel gesagt seyn kann. Das *Wegzulaßende* muß also für die Jugend nicht seyn, und müßte also billig ganz gestrichen werden. Und freylich, was sollen sich die Kinder dabey denken, wenn gesagt wird: Vater, Sohn und heiliger Geist sind nur ein Einiger Gott? Und wozu sollen sie das wissen und glauben, wenn es auch wahr wäre? Macht denn dieser Glaube einen Unterschied in der religiösen Erkenntniß, Gesinnung und Handlung? Wenn er vielleicht Einfluss auf die Erlösung und Heiligung des Menschen haben soll: so ist dieses nicht deutlich angezeigt, und die Theorie scheint müßig da zu stehen. Und wenn nach der Dogmatik darüber commentirt, und das Geheimniß der Satisfaction und der heiligenden Gnade aufgeschlossen werden sollte:

so würde doch die Jugend eben so wenig, als der erwachsene Haufe, in moralischer Hinsicht etwas gewinnen; vielmehr würde nach einer strengen Consequenz diese Theorie der Moralität selbst nachtheilig seyn, nicht zu gedenken, daß der biblische Grund jener Lehren noch gar nicht ausgemacht und entschieden ist. Wozu also diese und die mit denselben zusammenhängenden dogmatischen Lehren, die sich in dem hannöverischen Katechismus noch häufig finden? Warum also ein Commentar über ein Buch, das so manche Lehren enthält, die der Jugend nicht nützen? — Die zweyte, in dem Vorberichte aufgestellte Bemerkung über den hannöverischen Katechismus empfiehlt ihn eben so wenig. Denn wenn darin das fehlt, was in dem Commentar noch hinzugesetzt ist: so fehlt nicht Manches, sondern sehr Vieles, und er ist also höchst unvollständig. Wenn endlich noch Einiges mehr hervorgehoben oder anders geordnet werden muß: so ist der Stab in Form Rechters über dieses Buch gebrochen, und es heißt so viel: der hannöverische Katechismus ist das nicht, was er seyn soll, und er sollte also billig nach und nach vergessen, und nicht durch Commentare gleichsam von Neuem aufgelegt und empfohlen werden. Der moralische Theil hat Rec. von jeher gefallen, aber der theoretische durchaus nicht; und auch gegen jenen ist manches Erhebliche zu erinnern, besonders, daß die Sittenlehre mehr das Resultat der Selbstliebe, als der Selbstachtung ist, und mehr einer feinen Klugheitslehre, als einer eigentlichen Sittenlehre, ähnlich sieht. Vorliegendes Buch selbst enthält zuerst eine Einleitung über die Stimmung, die Pflichten und Fertigkeiten junger Christen, die zur feyerlichen Ablegung ihrer Gelübde näher vorbereitet werden. Die erste Frage ist hier: Wovon hängt die Reise zur Confirmation ab? Die Antwort: 1) Allgemeine Überzeugung und Gefühl von der höheren Bestimmung des Menschen und der Wichtigkeit der Religion überhaupt, insbesondere das feyerliche Bekenntniß der Lehren und Grundsätze, welche das ganze künftige Leben leiten, für uns, die Unsrigen und die menschliche Gesellschaft — hier scheint uns die Form der Antwort auf die Frage nicht zu passen. Die Frage müßte denn bloß müßig u. nur als Anzeige des Hauptinhaltes da stehen. Aber so müßte doch wenigstens Verbindung in den Worten des Textes seyn, welche wir hier ganz vermissen, denn wir können kein Zeitwort finden, worauf sich dieser Vortrag bezieht. Auch vermissen wir bey mehreren Fragen die passende Form der Antwort, so wie wir auch mehrere unrichtige Vorstellungen gefunden haben. Z. B. S. 9, 12. Ubrigens herrscht hier das ganze alte theologische System, obgleich in moderner Sprache und Form, die weniger Klarheit und Consequenz der Gedanken und Lehren zeigt, als die ältere, bestimmtere, und folgerechtere. Es sind manche unrichtige oder unerweisbare Sätze aufgestellt. Die hinzugefügte väterliche Ermahnung über die beste Anwendung der Jahre nach der Confirmation in Hinsicht auf die sittlich religiöse Ausbildung ist herzlich, und gute Eindrücke zu machen fähig; wir empfehlen sie den jungen Lesern recht angelegentlich. Auch sind die damit verbundenen Gebetsübungen und religiösen Gedanken nicht ohne Werth.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 4 APRIL, 1809.

JURISPRUDENZ.

HILDBURGHAUSEN, b. Hanisch's Erben: Kritische Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs, von dem Regierungsrath Schmid zu Hildburghausen. I Theil, bürgerliches Recht. Ersten Bandes erste Abtheilung. 1808. Zweyte Abtheilung. 1809. XII u. 479 S. 8. (2 Thlr.)

(Fortsetzung der in No. 29 abgebrochenen Collectivrecension.)

Als Vorbereitung zum Studium des Codex Napoleon nimmt das vorliegende Werk ebenfalls eine sehr ehrenvolle Stelle ein. Es liefert zugleich den Anfang einer Bearbeitung des Code Napoleon selbst, welche nach Rec. Einsicht, so weit sie vorliegt, das Gelungste ist, was bisher eine deutsche Feder über diesen Gegenstand geliefert hat. Der Vf. verbindet mit einer sehr anziehenden Darstellung philosophischen Scharfsinn. Er zeigt überall Belesenheit, gründliche Geschichtskenntnisse und Quellenstudium. Er will, wie er in der Vorrede sagt, den Leser in das Innere der französischen Gesetzgebung einführen.

Die erste Abtheilung verbreitet sich über folgende Gegenstände: I. *Über das Verhältniß des positiven Rechts zur Wissenschaft.* — Eine treffliche, tiefgedachte Abhandlung! Die hier angestellte Untersuchung ist für die Bedingungen der Anwendbarkeit der französischen Civilgesetzgebung auf deutschem Boden von entscheidender Wichtigkeit. Oberflächlichkeit bey der Darstellung dieser Bedingungen wäre unverzeihlicher Leichtsin. Rec. will erst dem Ideengang des Vfs. folgen, dann seine eigene Ansicht entwickeln und hienächst auf die Nutzenanwendung zurückkommen. — Bloße historische Untersuchungen, meint der Vf., über die Veranlassung der Gesetze und über die Absicht des Gesetzgebers können unmöglich die Wissenschaft des positiven Rechts zu ihrer Vollkommenheit erheben. Denn das von dieser Wissenschaft zu konstruierende Gesetz ist nicht aus der Willkühr des Gesetzgebers, sondern aus einer Vernunftnothwendigkeit hervorgegangen. Diese aber ist ewig und unabänderlich, wie die menschliche Natur selbst. Die Philosophie ist daher keineswegs, wie Feuerbach sagt, die unterthänige Dienerin, sondern, wie Almendingen gegen ihn behauptet hat, die Beherrscherin des Gesetzes. Das Gesetz kann nämlich nur in sofern gelten, als es das an sich Rechte mit dem, was Rechtens ist, in Einklang bringt. (Allen Spielraum will dadurch Hr. S. der Willkühr des Gesetzgebers nicht entziehen. Sie soll ein zweyfaches Feld behalten, einmal da, wo das

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Recht subjectiver Ansichten fähig ist, zweyten da, wo es die Sicherheit und Ruhe der Gesellschaft fordert, die äußeren Merkmale des Daseyns eines Rechts durch willkührliche Zeichen zu bedingen.) — Ist nun aber das Gesetz nur um des Rechts willen da, ist es nur in sofern anwendbar und gültig, als es dem Recht zufügt: so ist der Gesetzgeber, gleich dem Richter, nur ein Diener der rechtlichen Ordnung. Es gehört Vernunftmäßigkeit, keineswegs eine unerreichbare Vollständigkeit zu den unerlässlichen Forderungen an einen den Bedürfnissen der Menschheit entsprechenden Codex. Indem es der preussischen Gesetzgebung vorzüglich um Vollständigkeit zu thun war, haschte sie nach einer Chimäre. Indem sie die selbstständigen Ausprüche einer selbstständigen Vernunft überall in etwas Gegebenes und Positives verwandelte, und dem vernünftigen Ermeßen des Richters, wo möglich, allen Spielraum zu entziehen suchte, wurde sie der Wissenschaft schädlich, ohne die Zahl der Prozesse zu vermindern. Die französische Gesetzgebung ist in dem C. N. einen umgekehrten Weg gegangen. Sie hat nur herrschende Vernunftwahrheiten und einfache Maximen ausgesprochen. Ihre Willkühr hat sie vorzüglich in der Bestimmung der Formen gezeigt, an welchen das Daseyn — nicht der Inhalt — eines Rechts erkannt wird. Eben dadurch hat sie der Wissenschaft ein unermessliches Feld, der selbstthätigen Vernunft eine feste Herrschaft, und der endlichen Veröhnung zwischen Theorie und Praxis eine Grundlage gesichert. Beide mußten bisher in Deutschland jede ihren eigenen Weg fortgehen. Die Theorie schöpfte oft aus einem von der Philosophie verlassenen Gesetz, die Praxis eben so oft aus einer dem Gesetze widersprechenden Autorität. Hätte der Theoretiker die Kritik des Gesetzes nach den Forderungen des Rechts angestellt: so würde der Praktiker nicht genöthigt worden seyn, der Billigkeit wegen, vom Buchstaben des Gesetzes abzuweichen; und hätte sich die Praxis nicht so oft von der bloßen Autorität fesseln lassen: so würde die Theorie bey der Praxis selbst Licht und Aufklärung haben suchen müssen. — Consequenz und Scharfsinn kann man dieser Ansicht nicht absprechen. Allein das Verhältniß der Wissenschaft zum positiven Recht stellt sie nicht naturgemäße dar. Sie ist aus einer metaphysischen Abstraction, nicht aus der anthropologischen Wirklichkeit hervorgegangen. Darüber ist Rec. mit dem Vf. vollkommen einig, daß Willkühr und Laune mit dem Amt der Gesetzgebung wenig oder nichts zu thun haben, und daß selbst für den Praktiker die Philosophie sich

triumphirend und herrschend über den positiven Willen des Regenten erhebt. Die Wissenschaft des positiven Rechts erscheint allerdings auf einer sehr niedrigen Stufe, wenn sie nur nach dem fragt, was der Gesetzgeber historisch gewollt hat, und nicht vielmehr nach dem, was er im Geist seines Volkes und der gesellschaftlichen Ordnung wollen mußte. Aber darum kann doch die Wissenschaft bey der Construction des positiven Gesetzes nicht aus dem nackenden Rechtsbegriff, oder aus demjenigen schöpfen, was für die Vernunft unbedingt und unter allen Voraussetzungen wahr ist. Die Gesellschaft entwickelt sich im Zusammenstoß anthropologischer Umgebungen. Herkommen oder Vertrag bildet den Mechanismus der öffentlichen Macht. Die Sitten erhalten durch Erziehung, Lebensart, Klima, Religionsbegriffe, Stand der Wissenschaften und andere Ursachen eine eigene Haltung. Selbst das Verstandwesen, Staat genannt, steht, im Gegensatz der Gesellschaft, unter dem Einfluß derselben. Aus ihrer vereinigten Wirkung entspringt der Zustand der Civilisation oder der Nationalcultur. Durch die aufzustellende Gesetzgebung soll diese Cultur in den Individuen geschützt werden. Es kommt dabey auf nichts weniger, als auf die Erhaltung desjenigen an, was dem Volke seine Nationalität giebt, was es zum Mitgenossen eines gesitteten Zeitalters, zum selbstständigen Gliede in einer großen Kette macht, was es an die gebildete Vor- Mit- und Nach-Welt knüpft, und in der Geschichte der Menschheit gerade an die Stelle setzt, von welcher es nicht gewaltsam verdrängt werden kann, ohne daß es in Barbarey und geistige Knechtschaft verfinke. Die aufsuchende Gesetzgebung läßt sich daher unmöglich anders, als mit beständiger Rücksicht auf die Individualitäten des Nationalculturzustandes finden. Sie kann in ihrer höchsten Vollkommenheit nichts anderes seyn, als ein Reflex des zu veredelnden Zeit- und Volks-Geistes. Hier giebt es nun freylich keine Willkühr. Die menschliche Natur und ein bestimmter Zustand der Gesellschaft sind die Obersätze, aus welchen das positive Gesetz, als Conclusion, nothwendig folgt. Diese große, von unseren Gesetzgebungsmetaphysikern so oft veressene Wahrheit ist nichts weniger als neu. Der *Esprit des lois* von Montesquieu lieferte dazu einen in unseren Tagen zu sehr verachteten Commentar. Jedes in der Geschichte selbstständig aufgetretene Volk hatte im Ganzen nie eine andere, als eine seinem Charakter zufugende Legislation. Die barbarischen Institute des sogenannten Mittelalters waren die nothwendigen und wohlthätigen Reactionen der Individualitäten eines rohen Zustandes. Der gerichtliche Zweykampf des 11. und 12. Jahrhunderts, sagte, wie Montesquieu gezeigt hat, harmonisch in das Ganze, und wirkte für Wahrheit und Recht. Unter einem Volke, unter welchem der Tapfere die Lüge für eine Zuflucht des Feigen hielt, und beide an das eigene Bewußtseyn nicht fester, als an eine sinnliche Hölle glauben, unter diesem Volke mußte sich das Gewissen, im Gottesurtheil kraftvoller und zuverlässiger aussprechen, wie in unseren gerichtlichen Schwüren. Je schwerer es war, affirmative Thatsa-

chen durch schriftliche Urkunden zu verewigen, desto mehr sah man sich genöthigt, den Beweis verneinender Behauptungen durch den Eid zuzulassen. Gegen die Gefahr des Meineides aber wirkte der gerichtliche Zweykampf. So stehen die seltsamsten Gewohnheiten und Gesetze mit der Cultur in der genauesten Verbindung, und können nicht eher, bis diese den Weg gebahnt hat, abgeschafft werden. Jede Gesetzgebung ist unvollkommen, welche gegen die Individualitäten der Sitten und gegen die Begriffe der Gebildeten im Volke anstößt. Daher manche Widersprüche zwischen einer finsternen Theorie und einer humaneren Praxis. Im gewöhnlichen Zustand der Gesellschaft sind diese Widersprüche fast unvermeidlich. Die Cultur des Geistes geht ihren eigenen selbstständigen Gang. Dagegen bedarf es ungewöhnlicher Erschütterungen, es bedarf eines heftigen äußeren Reizes, bis der träge positive Gesetzgeber in einem neuen Gesetzesbuchstaben dem Genius des Zeitalters huldigt. Bis dahin weiß die Praxis mit Gesetzen nichts anzufangen, welche der nämliche Genius für Geburten der Barbarey und Finsternis erklärt hat. Um nicht ihm zum Spott zu werden, mußte die Rechtspflege die Verordnungen des justinianeischen und kanonischen Rechts gegen Juden und Ketzer unvollzogen lassen. Um einem Zustand von Empörung gegen diejenige Vernunft zuvorzukommen, welche sich mit triumphirender Herrschaft in den Schriften eines philosophischen und humanen *Sonnenfels* am Ende des 18ten Jahrhunderts offenbart hatte, mußte gegen den Anfang des 19ten, ungeachtet der deutlichen Vorschriften der Carolina, und Carpzovs und Quistorps Lehre, die Tortur aus den Gerichten verschwinden. Eine ächt reformirende, philosophische Gesetzgebung huldigt daher der Denkart und den Sitten, dem Zeitalter und der Nation. Sie erzeuge Harmonie zwischen dem Geist der letzteren und dem positiven Willen des Beherrschers. Sie gehe verjüngt hervor aus den bestehenden Einrichtungen, und trage hinein, was, nach der Gesamtheit der Volkscultur, hinein getragen werden muß. Dieser Gesichtspunct scheint Rec. für die Festsetzung des Verhältnisses der Rechtswissenschaft zum positiven Gesetz weit fruchtbarer, als der vom Vf. gewählte Standpunct. Auch geht daraus eine weit einfachere und befriedigendere Ansicht über die Bedingungen der Aufnahme des C. N. in Deutschland hervor. Der Rechtswissenschaft werden die positiven, in verschiedenen Zeitperioden, unter mancherley Umständen erlassenen Gesetze als ein geistloser und unbeholfener Stoff dargegeben. Sie haucht ihm nicht bloß Zweckbestimmung und Einheit, sondern auch Humanität und Übereinstimmung mit Cultur und Sitten ein. So entsteht aus der Legislation eine Jurisprudenz für das Leben. Der Geist, aus dem sie hervorgegangen ist, befehlt auch ihre Schöpfung. Die deutsche Jurisprudenz mußte folglich — auch bey unverändertem Gesetze, am Ende des 18. Jahrhunderts ganz anders aussehen, wie im Anfange des 17ten. — Die Wissenschaft des positiven Rechts ist daher allerdings ein fortwährendes Streben, im Willkührlichen das Nothwendige, im Gegebenen das obnothwendige, im

rohen Gesetzesbuchstaben eine Vernunftgesetzgebung darzustellen. Diese Vernunftgesetzgebung ist aber nicht, wie der Vf. behauptet, absolut, sondern relativ; sie ist nicht geltend für alle Zeitalter und Völker, sondern für ein bestimmtes Zeitalter und Volk; sie ist, mit einem Wort, nicht metaphysisch, sondern anthropologisch; sie stellt nicht das unbedingt Wahre, sondern das bedingt Wahre, das Zufagende und Schickliche dar. — Es hat sich über das ganze gebildete Europa ein Zeitgeist verbreitet. Er hat die Völker des Südens und Nordens zu einer verwandten Familie verbunden. Der nämliche Zeitgeist hat indeffen die Eigenthümlichkeiten jedes einzelnen Zweiges der großen Familie — die Nationalität — nicht verwischt und verwischen können. Er ist vielmehr selbst durch die Nationalität individualisirt worden. Daher spricht sich der Zeitgeist anders beym Franzosen und Deutschen, und wieder anders beym Britten aus. — Der C. N. ist aus dem europäischen Zeitgeist und aus der französischen Nationalität zugleich hervorgegangen. In der ersten Hinsicht ist er ein schönerer Spiegel der europäischen Cultur, als die bisher herrschenden, in Zeiten der Finsterniß und Halbcultur entstandenen Gesetze. In der zweyten Hinsicht dagegen findet er sich nur für Franzosen im Einklang mit Denkart und Sitten. Darf er in der ersten Hinsicht unverkennbare Ansprüche auf Universalität machen: so haben in der zweyten Hinsicht diejenigen Völker, für welche er Gesetz werden soll, eben so heilige Ansprüche auf eine ihrer Nationalität zufagende Modification, Ansprüche, welche der deutsche Rechtsmetaphysiker, keineswegs aber der Weltreformerator zu mißkennen scheint. — *II. Frankreichs Gesetze vor der Revolution.* — Eine sachreiche und gedrängte äußere französische Rechtsgeschichte. Sie ist — ungeachtet ihrer Wichtigkeit — keines Auszugs fähig. Frankreichs Edicte und Ordonnanzen sollten billig von unseren Juristen auf das genaueste studirt werden, eben so das ehemalige französische Lehnrecht und die daraus entsprungene Gerichtsverfassung. Die *coutumes franchises, foyes und us*, waren folgenreich für den Inhalt des C. N. Es würde sich aus der Darstellung derselben mit Evidenz zeigen lassen, daß keineswegs metaphysische Abstractionen und unbedingt nothwendige Vernunftansichten, sondern die Blüthen des längst Bestandenen und historisch Entwickelten in den eigenthümlichsten Instituten des C. N. aufgenommen worden sind. *III. Die bürgerliche Gesetzgebung während der Revolution.* — Die auf die Civilgesetzgebung einflussvollen Operationen der constituirenden und gesetzgebenden Nationalversammlung, des Nationalconvents und der gesetzgebenden Behörden unter dem Vollziehungsdirectorium werden aufgezählt. Indem die *assemblée constituante* das Lehnrecht, die Patrimonialgerichtsbarkeit, alle Einschränkungen des Grundeigenthums, die Verkäuflichkeit der Richterstellen, die Geburtsdistinctionen und so vieles Andere Schlag auf Schlag vernichtete; indem sie die Grundsaulen des in Frankreich bestehenden öffentlichen Rechts stürzte; legte sie das Fundament zu der noch jetzt im C. N. vorhandenen Civilgesetzgebung.

Der Vf. giebt sich keine Mühe, diese zu zeigen. Der Zusammenhang des öffentlichen und Civil-Rechts drängt sich dem Leser unaufgefordert auf. Und dennoch leugnet man, daß in den Staaten der rheinischen Conföderation die Einführung des C. N. die Assimilation deutscher und französischer Administration, Justizpflege und selbst der Grundverfassung, zur Folge haben müsse! — Übrigens wird der deutsche Jurist in dieser Abhandlung vieles lernen, was er nicht gewußt hat, auch anderswo nicht leicht findet, z. B. S. 98, n. 29 eine kurze und lichtvolle, obgleich nicht erschöpfende Darstellung des Enregistrement. — *IV. Bürgerliche Gesetzgebung Napoleons.* — Erzählung bekannter Ereignisse. Der Vf. läßt sich fast zu tief in die Geschichte des öffentlichen Rechts ein, welche doch seit 1799 für das bürgerliche Recht ohne bedeutende Folgen blieb. Demjenigen, der mit stürmender Hand die Verpflanzung des C. N. auf deutschen Boden fodert, sollte man die Worte zurufen, mit welchen Frankreichs Regierung am 21 Dec. 1800 die dem gesetzgebenden Körper vorgelegte Schilderung der Lage der Republik schloß: „Nicht Regierung, Tyranney wäre es, zu verlangen, daß der Mensch heute verleugne, was er noch gestern bekannt hat. Die Zeit vollende ihr Werk; sie gebe den Einrichtungen Reife; nur durch Alter werden sie ehrwürdig für alle.“ — Das chronologische Verzeichniß der seit dem Anfange der Consularregierung erlassenen, auf das Civilrecht sich beziehenden Gesetze geht nur bis zum 20. Juli 1807.

Die zweyte Abtheilung beginnt mit einer Übersetzung der vom verstorbenen *Portalis* im Namen der Vff. des *Code civil* gehaltenen *Einleitungsrede*. Hr. S. nimmt von dieser Einleitungsrede die Veranlassung zur weiteren Darlegung seiner Ansichten über den Hauptcharakter des C. N. und über die Bedingungen der Universalisirung desselben. Das *compte rendu* des unsterblichen *Portalis* ist in Deutschland nicht sehr bekannt. Es ist nicht bloß in Ansehung der Darstellung ein Meisterstück. Man findet hier keine Metaphysik, aber desto mehr Lebensphilosophie, weise Benutzung der Erfahrung und Geschichte, tiefe Blicke in die menschliche Natur und in das Wesen der Gesetzgebung. Die Scheidellinien zwischen dem Gebiet der Legislation und der Doctrin, der Wissenschaft und der Praxis wird zart und fest gezeichnet. Bey folgenden Stellen scheint *Portalis* den jetzigen Moment ahnend ins Auge gefaßt zu haben: „Die Menschen verändern ihre Beherrscher leichter als ihre Gesetze.“ — „Das Amt des Gesetzgebers ist nicht sowohl obrigkeitlich als priesterlich. Er darf nie vergessen, daß die Gesetze der Menschen wegen nicht die Menschen der Gesetze wegen da sind; daß sie dem Charakter, den Gewohnheiten, der Lage eines Volks angepaßt seyn müssen; daß man in der Gesetzgebung mit Neuerungen sparsam seyn muß, weil man wohl die Vortheile einer neuen Einrichtung durch die Theorie erkennen, aber nur durch die Praxis ihre Nachtheile finden kann; daß man das Gute stehen lassen muß, wenn man das Besseren nicht ganz gewiß ist; daß man bey Verbesserung eines Mißbrauchs auch die Gefahren der Verbesserung zu

bedenken hat; daß es thöricht seyn würde, in Dingen, welche nur einer relativen Vollkommenheit fähig sind, nach absoluter Vollkommenheit zu streben; daß, anstatt die Gesetze zu ändern; man immer besser thut, sie den Bürgern durch neue Gründeachtungswürdiger zu machen.“ (S. 187) — „Es ist immer gut, das zu erhalten, dessen Vernichtung nicht nothwendig ist; die Gesetze müssen die Gebräuche schonen, so lange sie nicht fehlerhaft sind. Nurgar zu oft urtheilt man, als wenn das menschliche Geschlecht in jedem Augenblicke anfangen und endigen, ohne Verbindung zwischen der gehenden und kommenden Generation. Aber die Generationen sind in ewigem Wechsel durch einander geschlungen und gemischt. Ein Gesetzgeber würde seine Einrichtungen von allem entblößen, was sie auf der Erde einheimisch machen kann, wenn er nicht sorgsam die Bande beachten wollte, durch welche die Vergangenheit und Zukunft mit der Gegenwart verknüpft, und die Nationalähnlichkeit eines Volks in den künftigen Geschlechtern so lange erhalten wird, bis es ganz ausgerottet wird, oder in einen Verfall, der schlimmer als Vernichtung ist, verfinkt.“ — Treffliche Lehren der Weisheit und Mäßigung im Munde eines französischen Legislators, eines Miturhebers des C. N. selbst! Möchten sie an den politischen und weltbürgerlichen deutschen Verehrern desselben nicht verloren seyn! — Was Hr. S. von S. 270 — 293 ausführt, ist vom höchsten Interesse. Es findet sich hier alles beyfammen, was für die unmodificirte und unvorbereitete Einführung des C. N. gesagt werden kann. Die Ideen des Vfs. kurz und treu darzustellen ist schwer. Dennoch findet sich Rec. dringend aufgefordert, ihm zu folgen. Er findet sich hier an der gefährlichen Klippe, an welcher Deutschlands beste Köpfe gescheitert sind, und an welcher die Ruhe des Privatlebens nothwendig wird scheitern müssen, wenn ihre Ansichten in höheren Regionen Eingang finden. — Im Privatrecht — sagt der Vf. — folgt der Gesetzgeber entweder einem politischen oder einem rein-bürgerlichen Princip. Dort bestimmt er die Rechte des Einzelnen gegen Einzelne nach dem wandelbaren, an Ort und Zeit gebundenen Bedürfnissen der Verfassung, nach Rücksichten auf Handelspolitik, Staatswirthschaft u. s. w., hier nach den ewigen und unabänderlichen Forderungen des Rechts; dort herrschen Zwecke des Gesetzgebers, hier Zwecke der Vernunft vor. Eine Gesetzgebung, welche mit Entfernung jedes Nebenzwecks einzig und allein die unwandelbaren Gesetze der Vernunft aufstellt, enthält in sich selbst die Bedingungen ihrer Universalität; sie ist in jeder Verfassung und auf jeder Stufe der Cultur gültig. Die Menschheit erhält in ihr ein Palladium des bürgerlichen Rechts, auf welches legislatorische Willkühr keinen Einfluss haben darf. Entspricht der C. N. diesem Ideal: so muß erallgemeines Recht des großen Völkerbundes werden. Modificationen nach Denkart und Sitten sind unter dieser nämlichen Voraussetzung weder nöthig noch möglich. Modification nach dem Individuellen läßt sich bey einer auf das Univerfelle berechneten Gesetzge-

bung nicht einmal denken. Höchstens mußte nur das abgeändert werden, wo der C. N., gegen seinen eigenen Zweck, das rein-bürgerliche Princip verlassen hätte, und sich von politischen Zwecken hätte leiten lassen. In der nämlichen Ansicht findet sich die Beantwortung der weiteren Frage: ob der C. N. als Principalgesezgebung, als subsidiares Recht, oder gar als ein Mittelglied aufzunehmen sey? Enthält er, seinem Grundcharakter nach, nothwendige Normen des bürgerlichen Rechts: so kann er unmöglich erst dann zur Anwendung kommen, wenn es an willkührlichen und zufälligen Bestimmungen fehlt. Es wäre ungerecht, das seiner Tendenz nach absolut Gültige dem bedingt Gültigen nachzusetzen. Aus dieser nämlichen Ansicht erklärt sich endlich die dem C. N. so oft zum Vorwurf gemachte Unvollständigkeit. Sollte er univerrall werden: so dürfte er nicht das Ganze, sondern nur das rein-bürgerliche, oder dasjenige Privatrecht umfassen, auf welches Verfassung, Religion, Finanzwesen u. s. w. nur einen negativen Einfluss behaupten. Es folgt ferner, daß mit der Annahme des C. N. keinesweges die Annahme anderer Gesetzbücher Frankreichs, z. B. der bürgerlichen Processordnung, des Handelsgesetzbuchs u. s. w. verknüpft sey. (Aus der Tendenz der in Frankreich gehaltenen Reden der Minister und Staatsräthe geht aber doch gerade das Gegentheil, oder die Absicht hervor, auch diesen beiden Gesetzbüchern eine Univerfaltherrschaft zu verschaffen.) Dem rein-bürgerlichen und eben darum univerrallen Rechte bleiben jene auf Verfassung, Organisation und Handlungsinteresse berechneten Gesetzbücher fremd. — Einen gewissen Glanz kann man der Ansicht des Vfs. nicht absprechen. Sie ist mit Consequenz durchgeführt; sie erhebt eine der erhabensten politischen Ideen des Weltreformators in die höhere Region des Weltbürgerlichen; sie drückt ihr den schönen Charakter einer moralischen Nothwendigkeit auf. Jeschmeichelnder indeffen diese Vorstellungsart ist, desto dringender findet sich die Kritik zur kalten Prüfung derselben aufgefordert. Was hülfte der Traum einer von metaphysischen Idealen beirauften Phantasia beym Erwachen in einer traurigen Wirklichkeit? Nach der unmodificirten und unvorbereiteten Verpflanzung des C. N. auf deutschen Boden könnte dieses Erwachen nicht ausbleiben, und dann würde man sich zu spät erinnern, daß Napoleon der Grose — zu sehr genialischer Kenner der Menschen und der Völkergeschichte, um sich rechtsmetaphysischen Chimären hinzugeben — eine solche Aufnahme des C. N. nie verlangt hat. Es fragt sich daher vor allen Dingen: ist überall ein rein-bürgerlicher, an keinen Stand der Cultur, an keine Umgebungen von Raum und Zeit gebundener Vernunftcodex objectiv möglich? Wäre die Frage zu verneinen: so wäre es freylich ganz überflüssig zu untersuchen, ob der C. N. jenen objectiven Vernunftcodex darstelle? Nicht überflüssig dagegen wird die Untersuchung der weiteren Frage: ob es den Vff. des C. N. auch nur entfernt eingefallen ist, in diesem Sinn und aus diesen Gründen auf die allgemeine Verbreitung der französischen Civilgesetzgebung Anspruch zu machen? —

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 A P R I L , 1 8 0 9 .

J U R I S P R U D E N Z .

HILDBURGHUSEN, b. Harisch's Erben: Kritische Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs, von dem Regierungsr. Schmid u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vernunftmäßigkeit ist freylich die unerlässliche Bedingung der Anwendbarkeit jeder positiven Gesetzgebung, der Grundcharakter aller menschlichen Anstalten, als Schutz und Beförderungsmittel der Cultur. In diesem Sinne giebt es allerdings eine ewige, in sich selbst gültige, unbedingt nothwendige, über alle Willkür erhabene Vernunftlegislation. Aber sie ist nur formell, keinesweges materiell; sie liegt aller positiven Gesetzgebung zum Grunde, bestimmt aber nicht ihren Inhalt; sie sagt aus, was mögliches Recht werden kann, nicht aber, was wirkliches Recht werden muss. Sie gleicht dem Elementarfeuer der organischen und amorphanischen Natur. Wir wissen wohl, dass dieses Feuer, als Weltseele, alle Wesen durchströmt, dass es den belebten u. leblosen Körpern Haltung, Farbe, Schwere, Elasticität etc. giebt, ohne selbst irgend eine dieser Eigenschaften zu besitzen. Aber das reine elektrische Fluidum ist darum doch nirgends zu haben; von seinem Vehikel lässt es sich niemals trennen. Gerade so lässt sich keine von empirischen Bedingungen gereinigte Vernunftgesetzgebung denken; alles, was für ein Volk und für ein Zeitalter Gesetz werden soll, muss aus dem Volke und aus dem Zeitalter hervorgehen, es ist an die Farbe der Verfassung, des Handelsverkehrs, der Nationalität, der Religion, Sitten und Gebräuche und endlich der Willkür, der Herrschermacht und der Politik gebunden. Wer, wie der Vf., eine von allen Umgebungen der Zeit und des Raums, von allem Vergänglichen und Örtlichen unabhängige und dennoch objective und materielle Gesetzgebung für möglich hält, darf mit gleicher Consequenz von der menschlichen Seele erwarten, dass sie sich ohne körperliche Hülle offenbare. Verlangt man dennoch einen objectiven weltbürgerlichen Codex: so kann er keine anderen als verneinende Sätze enthalten. Er kann nicht aussagen, was Recht sey, sondern was nie und unter keiner Bedingung Recht werden dürfe; er erklärt keinen einzigen Vertrag, weder seiner Form noch seinem Inhalte nach, für verbindlich; den Grundsatz dagegen, dass alle Verträge in allen Formen unverbindlich sind, erklärt er für legislatorischen Unsin. Er bestimmt im Criminalprocess die Erforschungsmittel der Wahrheit nicht; aber er verbietet die Tortur als einen Frevel am Heiligthum der Sitten: er bestimmt nicht die Rechte der Juden

und Ketzer; er lässt aber die fanatischen Verordnungen des justinianeischen u. kanonischen Rechts, ohne dass es derogirender Gesetze bedarf, unter dem Fluche der zum Bewusstseyn ihrer Würde erwachenden Menschheit untergehen. Solche verneinende Gesetze sind allerdings eine unschätzbare Eroberung der Vernunft; in einem Codex vereinigt, würden sie indessen zum Schutz der gesellschaftlichen Ordnung bey weitem nicht hinreichen. Dass auch der C. N. etwas ganz anderes, als verneinende Vorschriften enthalte, kann dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen. Die Verfasser desselben dachten endlich nicht entfernt daran, für das französische Volk ein rein weltbürgerliches Civilgesetzbuch aufzustellen. Wäre dies ihre Absicht gewesen: so hätten sie entweder aus reinen Vernunftabstractionen, oder aus der ganzen Weltgeschichte, aus den Gesetzgebungen aller Zeiten und Völker schöpfen, die Orakel des Alterthums, Confucius, Moses, Solon, vor allen anderen aber den Schöpfer hoher legislatorischer Ideale, Plato, zu Rathe ziehen müssen. Von allem dem thaten sie nichts. Sie hatten Frankreich und immer nur Frankreich, und das dort geltende *droit écrit* und *droit coutumier* im Auge. Das Beste aus jenem und diesem zu einem Ganzen zu verschmelzen, und den Forderungen des Zeitalters, so wie den Bedürfnissen der Nation anzupassen, das war ihr höchstes Ziel. Blickten sie ja über Frankreichs Grenzen hinaus: so blieben sie beym gleichzeitigen Europa stehen. Forschten sie in den Schätzen des preussischen Landrechts nach, ohne sie zu benutzen: so geschah das nicht deswegen, weil sie dieses Landrecht nicht für weltbürgerlich genug hielten, sondern weil es den Geist der französischen Nation nicht ansprach. Im Rausche weltbürgerlicher Begeisterung hatte diese Nation vierzehn Jahre zuvor das englische Institut der Jury's und Friedens-Gerichte aufgenommen: aber dieser Rausch war längst vorüber; Nationalität hatte über Kosmopolitismus gesiegt, und von England Civilgesetzen nahm die Gesetzgebungscommission gar keine Notiz. Im C. N. findet sich auch fast kein einziges Institut, welches nicht entweder schon da gewesen; oder durch die besondere Tendenz der Revolution erzeugt worden wäre. Der mit Recht bewunderte Familienrath war in mehreren Provinzen längst eingeführt; die Gütergemeinschaft des C. N. fand sich in den *coutumes* der Stadt Paris; die Verordnungen über die *actes de l'état civil* in einer Menge von Ordonnanzen und Edicten. Dass die Aufnahme derselben der Kirche abgenommen wurde, ging nicht aus einem weltbürgerlichen, sondern aus einem

politischen Zwecke, aus dem von der Staatsverfassung ausgesprochenen Grundsatz hervor, daß die Kirche in bürgerliche Verhältnisse nirgends eingreifen dürfe. Von allem, was aus dem römischen Recht im C. N. aufgenommen wurde, versteht es sich ohnehin von selbst, daß man es nicht als weltbürgerlich, sondern als relativ passend aufnahm, daß man es aufnahm, weil es einmal da, weil es in den gesellschaftlichen Zustand längst und innig verwebt war, und weil man nichts Weiseres und Besseres an seine Stelle zu setzen wußte. Endlich läßt sich auch von keinem einzigen Institut, von keinem einzigen affirmativen Grundsatz des C. N. nachweisen, daß er in einem objectiven Vernunftrecht absolut gegründet sey, oder, was eben so viel heißt, daß sich das Gegentheil ohne Unvernunft nicht würde denken lassen. Rec. will die Wahrheit dieser Behauptung durch zwey sehr einfache Beyspiele bewähren, und es dann dem geistvollen Verfasser selbst überlassen, ob er noch ferner dem C. N. einen Grundcharakter beylegen will, welchen keine Gesetzgebung unter dem Monde haben kann, um aus einem chimärischen Grundcharakter die Bedingungen für die Aufnahme desselben in Deutschland abzuleiten. Der C. N. hat bekanntlich aus dem römischen Recht das *jus in rem*, aus der Fundamentalverfassung dagegen den Grundsatz aufgenommen, daß die Ehe ihrem Wesen und ihrer Natur nach ein rein bürgerliches, und kein religiöses Verhältniß sey. Ein objectiver Vernunftcodex weifs indeffen nichts von einem *jus in rem*, und ein heiliges Bedürfnis der menschlichen Natur findet in der rein bürgerlichen Ehe keine Befriedigung. Beides läßt sich streng beweisen. Das *jus in rem* ist keineswegs der wesentliche und nothwendige Ausfluß des Eigenthums, sondern ein zufälliges von der Willkühr des Gesetzgebers dem Eigenthümer beygelegtes Privilegium gegen den dadurch hart gedrückten unschuldigen Dritten. Bey den Römern stand dieses Privilegium bekanntlich unter dem Namen *dominium civile* oder *dominium Quiritium* dem *dominium naturale* gegenüber, stand nur dem römischen Bürger zu, und fehlte dem freyen Nichtbürger, so vollständig auch sonst das Civilgesetz seine Persönlichkeit anerkannt hatte. Hätte Caracalla nicht das römische Bürgerrecht allen Unterthanen des Reichs geschenkt, und dadurch das bisherige privilegierte Eigenthum zum gemeinen Eigenthum erhoben: so würde wahrscheinlich im justinianeischen Recht der Unterschied zwischen *dominium naturale* und *civile* stehen geblieben seyn, und dann hätte man vielleicht in Frankreich und Deutschland über die Frage gestritten, ob das römische *dominium civile*, das gegenwärtige *jus in rem*, nicht mit den Eigenthümlichkeiten des römischen öffentlichen Rechts zusammenhänge, und daher bey uns nicht anwendbar sey. Den Grundsatz des deutschen Rechts: Hand muß Hand wahren, wo man seinen Glauben gelassen hat, muß man ihn suchen, wird wenigstens Niemand für vernunftrechtswidrig erklären. Er hat mit dem *jus in rem* gleiche Ansprüche auf Universalität, und weil beide neben einander nicht bestehen können, so mußte wenigstens das *jus in rem* aus dem C. N., als weltbürgerlichem auf das unbedingt Gültige beschränktem Vernunftcodex, nach des Vf. eigenen Forderungen, wegleiben. Dann würde aber das

ganze Sachenrecht des C. N. eine andere Gestalt erhalten, die *action en revendication* und selbst die *action hypothécaire*, und mit beiden die Lehre von Evictionsleitung (Art. 1626 — 1640) wegfallen. — Die rein bürgerliche Ehe schmeichelt freylich der Theorie, welche eine von der positiven Religion unabhängige Civilgesetzgebung fodert. Wie aber, wenn die Ehe kein bürgerliches Verhältniß wäre, kein möglicher Contract seyn könnte, wenn eine Civilehe, ein bürgerliches Gesetz, welches von der kirchlichen Weihe keine Notiz nimmt, gradezu dem Wesen der Ehe widerspräche? — Durch einen Contract werden Handlungen zugesagt. Der Contrahent unterwirft sich im Nichterfüllungsfall einem Zwang. Der Staat übernimmt die Garantie, und zwingt auf Anrufen und zum Vortheil des Berechtigten. Von den Triebfedern der Handlungen wird keine Notiz genommen. War das Versprechen nur ernstlich gemeint, nur freywillig abgelegt, so ist das Innere des Versprechers dem anderen Theil eben so gleichgültig, als dem Gesetz. Alles anders bey Eingehung der Ehe. Das neue Paar sichert sich Liebe und Treue zu bis in den Tod, identificirt seine Leiden und Freuden an der Schwelle einer geheimnißvollen Zukunft, übergiebt dem anderen sein Lebensglück im Glauben an Tugenden, für deren Daseyn die ganze Außenwelt keine Bürgschaft zu leisten im Stande ist. Diese ganze Zusicherung ist kein Gegenstand eines Versprechens. Denn das Versprochene muß von der Willkühr abhängen; Liebe und Haß aber sind der Willkühr nicht subordinirt. Die eheliche Vereinigung kann daher nichts anderes seyn, als eine wechselseitige Erklärung über Gefühle und moralische Entschlüsse. Für ihre Wahrhaftigkeit kann nur das schuldlose Herz, für ihre Fortdauer nur die Achtung für innere überfinnliche Gesetze haften. Das Civilgesetz hat mit dem Allem nichts zu thun. Kein Theil kann sein Verhältniß zum Staat und zu einer obrigkeitlichen zwingenden Macht zum Unterpfand der Erfüllung darbringen. Ein Verhältniß aber, welches das Civilgesetz nicht zu garantiren vermag, soll und kann es auch nicht sanctioniren. Für das Wesen der Ehe kann wenigstens eine solche Sanction weder Bedeutung noch Folgen haben. Die feyerliche eheliche Erklärung kann eben darum nicht im Angesicht des Staats, sondern nur im Angesicht der Gesellschaft, als einer den Gesetzen der Moral huldigenden Vereinigung, abgelegt werden. Diese Gesellschaft, nicht der Staat, wird zum Zeugen verletzter Gelübde anrufen; für sie, nicht für den Staat wird die Ehe mit heiliger Weihe umgeben. Ist nun aber, nach anthropologischen Gesetzen, die positive Religion nichts anders, als das nothwendige Feyerkleid der Moral: so erhebt sich die eheliche Vereinigung, ihrem Wesen nach, zur Würde einer religiösen Handlung. Ihre Garantie und Sanction kömmt der Kirche, nicht dem Staate zu. Das Civilgesetz kann der Kirche verschreiben, in welchen Fällen sie das Siegel der Gültigkeit der Ehe aufdrücken soll, oder nicht; allein dieses Siegel selbst kann es nicht, ohne naturwidrig zu verfügen, für bedeutungslos und irrelevant erklären. Die Ehe, als bloßer bürgerlicher Contract — eine Ansicht, welche

das Sittenverderben des Zeitalters und der Widerwille gegen hierarchische Anmassungen für eine Eroberung der Philosophie zu halten geneigt ist — ist im Grunde nichts anderes, als eine Herabwürdigung des ältesten und erhabensten sittlichen Instituts. Wenn sich der knechtische Sinn der meisten deutschen Bearbeiter des C. N. diese für die Menschheit wichtige Wahrheit niederzuschreiben sträubt: so mögen sie die feurige Rede des Tribuns *Carrión Nijat* über den religiösen Charakter der Ehe lesen. Sie wurde im Angesicht der Regierung und der Nation gehalten, und noch im vorigen Jahr von Firmin Didot stereotypisch gedruckt, ohne daß sie, so viel man bis jetzt weiß, weder dem Vf. noch dem Drucker und Setzer Gefahren gebracht hätte. Vom höheren Charakter der Ehe wurde *Napoleon* längst ergriffen. Er bemerkte im Staatsrath, daß sich die Ehegesetze nach der Religion eines Volkes richten müßten. Er schrieb, statt einer kalten Notariatsbeurkundung, die schöne Feyerlichkeit des 75 Art. des C. N. vor — eine Feyerlichkeit, welche nur der Gegenwart eines Priesters bedürfte, um sich zu religiöser Würde zu erheben. Er führte, durch die Erschwerung der vertragsmäßigen Ehescheidung, die Ehe auf die erste Stufe ihrer moralischen Hoheit zurück — denn es ist Forderung der Sitten, daß die öffentliche Lossagung von feyerlich übernommenen Pflichten, ohne die dringendsten Ursachen, nicht gestattet werde. — Seinem Genie endlich — wenn *Rec.* frohe Erwartungen nicht täuschen — ist es vorbehalten, den Nothstand selbst aufzuheben, aus welchem die Zwittergeburt der revolutionären Gesetzgebung — die rein bürgerliche Ehe — hervorgegangen ist. Hebt der Weltreformer den allerdings widernatürlichen Antagonismus zwischen Staat und Kirche auf, vereinigt er in sich selbst die höchste weltliche und priesterliche Gewalt, konstituiert er sich, als Oberhaupt der religiösen Gesellschaft, zum Executor von Gesetzen, welche ihrem Inhalt und ihrer Quelle nach von dem Civilgesetz durchaus verschieden sind: so wird es des Nothbehelfs der rein bürgerlichen Ehe nicht mehr bedürfen; der mit der Kirche identificate Staat selbst wird den rein religiösen Charakter der Ehe als auch für ihn ehrwürdig und geltend anerkennen. — Auf jeden Fall aber gebührt der rein bürgerlichen Ehe in einem objectiven Vernunftrechtscodex — wenn er auch je von einer sterblichen Hand könnte niedergeschrieben werden — keine Stelle.

Nachdem der Vf. S. 293 eine kurze Übersicht der französischen Gerichtsverfassung vorangeschickt hat, beginnt er S. 317 einen von Artikel zu Artikel fortgehenden historisch kritischen Commentar zum C. N. selbst. Er reicht nur bis zum 33 Art. *Rec.* trägt kein Bedenken, diesem Theil des Werks den Vorzug vor allem Übrigen einzuräumen. Jede Verfügung des C. N. wird aus ihrer Quelle erläutert, und mit unbefangener Freymüthigkeit zergliedert. Zwischen durch werden Frankreichs wichtigste Institute, z. B. das kaiserliche Familienstaatsrecht, das neue Adelsinstitut, die Judenordnung u. s. w. lichtvoll erläutert. Fehler gegen die französische Jurisprudenz — so weit sie *Rec.* kennt — denn Ansprüche auf vollständige

Sachkenntniß wäre unbescheidene Anmassung im Munde eines Deutschen — finden sich selten, desto häufiger dagegen kritische Blicke, welche man in französischen Juristen vergeblich sucht, zu welchen die besseren Deutschen dagegen sich bisher nicht haben erheben wollen. Zu jenem Fehlern möchte *Rec.* die S. 294 vorkommende Behauptung rechnen, daß Friedensgerichte in der Instanzenhierarchie die erste Stufe bilden. Diese Bezeichnung kommt nur den Tribunälen erster Instanz zu, welche der Vf. eben so irrig S. 299 für die zweyte Stufe erklärt. Es sind nämlich nur die Gerichte erster Instanz, gleich den Appellationshöfen, in der Regel, mit der ganzen Fülle derjenigen Attribute bekleidet, welche die französische Gesetzgebung dem Richteramt beylegt. Den Friedensgerichten sind, als Ausnahme, nur einzelne richterliche Functionen übertragen. Diese Ausnahmen sind einschränkend zu erklären und im zweifelhaften Fall ist gegen die Competenz der Friedensgerichte zu entscheiden. Von aller Erkenntniß über die Ächtheit einer Urkunde, so wie über die Vollziehungsart ihrer eigenen Urtheile, sind die Friedensgerichte ausgeschlossen (*Lepage questions sur le code de la procédure civile p. 4*). Weil von dem Friedensgerichte an das Tribunal erster Instanz appellirt wird: so kann man jenes als delegirte Richterbehörde betrachten, die aber doch im Grunde mit der delegirenden Stelle die nämliche Staatsgewalt vorstellt. — Zu häufige Genueflexionen vor den Namen bekannter Schriftsteller wünschte *Rec.* hinweg. Wer philosophisch und selbstständig denkt und schreibt, wie der Vf., sollte sich auch durch den Ausdruck seines Selbstbewußtseyns von gemeinen Nachbetern unterscheiden.

B. G. F.

HALLE, b. Schimmelpfennig u. Comp.: *Die Institutionen des römischen Rechts*, als Grundlage zu Vorlesungen darüber. Von D. C. G. Konopak, ord. Prof. d. R. zu Halle. 1807. 581 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Der Zweck dieses Lehrbuchs ist, wie schon zum Theil der Titel angiebt, theils ein bloß empirischer, die angehenden juristischen Praktiker mit den Elementen des römischen Rechts, zum Behuf der modernen Praxis derselben, bekannt zu machen, theils ein bloß subjectiver, um dem Vf. bey diesem Unterricht zum Leitfaden zu dienen. Nach dieser Bestimmung des Zweckes müssen sich denn auch die Anforderungen der Kritik an diese Schrift richten. Die Kritik wird also sich schon damit begnügen müssen, wenn das vorliegende Lehrbuch, in Vergleichung mit der schon vorhandenen großen Menge ähnlicher Werke, hinter diesen nicht zurücksteht; was ihm von jedem unparteyischen Beurtheiler zugestanden werden muß. Von Aufstellung einer speculativen Ansicht der sittlich rechtlichen Organisation überhaupt, und des römischen Rechts als der besonderen, (in der Geschichte) objectiv gewordenen Form dieser Idee insbesondere, kann hier überhaupt so wenig die Rede seyn, als von der durch die Wissenschaft und ihre Idee gefoderten Einheit und Totalität der Darstellung.

Das 1 Cap. der Einleitung §. 1—16 enthält die Be-

griffe von Handlung, Gesetz, Recht, Rechtswissenschaft u. s. w., welchen Rec., so wie sie hier stehen, seine Beystimmung nicht geben kann, weil sie, abgesehen davon, daß sie grossentheils in sehr dunkeln Phrasen abgefaßt, und den Forderungen einer populären Darstellung (für den gesunden Menschenverstand, der hier allein in Anspruch genommen werden kann,) entgegen sind, auch überdies den Leser stets über das wahre Wesen und die nothwendige Natur des Objects in Ungeklärtheit läßt. So ist z. B. das Gesetz nichts anderes als die Einheit für die einzelnen Handlungen als Vielheit, d. h. dasjenige, was unter der Form des Allgemeinen dasselbe Identische darstellt, was die einzelne Handlung unter der Form des Besonderen ausdrückt; oder dasjenige, unter welches die Handlungen subsumirt und wonach sie beurtheilt werden. Unser Vf. dagegen sagt, es sey: *der Erkenntnißgrund der Nothwendigkeit der Verbindung zwischen zwey Dingen*; was für Anfänger theils zu abstract ausgedrückt ist, theils auch als Abstraction nicht wahr ist; denn bey einem Gesetz ist überhaupt nie von einer Verbindung zwischen zwey Dingen anders als höchst zufällig (und indirect) die Rede. Person (heißt es in §. 96) ist jeder Mensch, welcher Subject bürgerlicher Rechtsverhältnisse seyn kann. Durch solche Definitionen erhält der Leser über das Wesen der Persönlichkeit keinen Begriff. Die Definition eines dinglichen Rechts (§. 195) hätte bestimmter und kürzer so gefaßt werden können: ein dingliches Recht ist dasjenige, vermöge dessen eine Sache ganz oder auch nur zu bestimmten Zwecken und theilweise als Object der Freyheitsphäre eines Individuums constituirte wird. — Dadurch ist denn auch das dingliche Recht von dem Recht der Forderungen wesentlich unterschieden, indem sich letzteres unmittelbar auf die Handlung oder Handlungsweise einer Person bezieht, und nur zufällig oder mittelbar auf eine Sache. Es ist dann daraus von selbst klar, daß ein dingliches Recht sich nie auf eine Handlung einer Person unmittelbar (direct) beziehe, und daß es ein harter Widerspruch ist, zu fragen: ob ein dingliches Recht oder auch eine *servitus* insbesondere in *faciendo* bestehen, d. h. auf die Handlung oder Handlungsweise einer Person (directe) sich beziehen könne. — Eine solche Frage ist, selbst empirisch betrachtet, um so lächerlicher, da selbst das römische Recht das dingliche Recht beständig und überall von der *Obligatio* unterscheidet, und die Frage, ob ein dingliches Recht auch eine Forderung seyn könne, ganz bestimmt verneint. Ganz irrig und sich selbst widersprechend ist es, wenn in §. 199 gesagt wird: *Nicht wesentlich* bey dem Eigenthumsrechte, aber doch stets mit demselben verbunden, wenn nicht eine Absonderung aus besonderen rechtlichen Gründen erhellt, sind 1) das Benutzungsrecht an der Sache, *jus utendi fruendi re*, und 2) der Besitz, *possessio*.

In §. 219—231 giebt der Vf. eine Verbesserung der Theorie der Accession und ihrer bisherigen Eintheilung in *accessio naturalis*, *industrialis* und *mixta*. Die Theorie des Besitzes ist die Basis aller dinglichen Rechte, denn Besitz ist nichts anderes, als das Seyn einer Sache in der Freyheitsphäre eines bestimmten Individuums. Je nachdem nun dieses Seyn der Sache in der

Freyheitsphäre eines Individuums entweder ein bloß körperliches und physisches, oder ein intellectuelles und rechtliches, oder endlich beides zugleich ist, ist die *Possessio naturalis*, *civilis* oder beides zugleich, deren wesentliche Differenzen der Vf. nicht genau, sondern nur nach der Wirkung und den Folgen bestimmt. Ganz unrichtig ist des Vfs. Definition von *Possessio*, wenn er in §. 232 sagt: Besitz ist dasjenige Verhältniß eines Menschen zu einer körperlichen Sache, vermöge dessen ihm eine unmittelbare Einwirkung auf sie in jedem Augenblicke möglich ist. — Abgesehen von vielen anderen Einseitigkeiten, wollen wir dagegen nur das Beyspiel anführen, daß man auf seines Nachbars Sachen (Haus, Grundstück etc.) jeden Augenblick unmittelbar einwirken kann, ohne daß es je jemanden eingefallen ist, zu behaupten, man besitze auch die Häuser, Grundstücke u. s. w. seiner Nachbarn; eben so hat man Besitzungen in fremden Welttheilen, wo eine unmittelbare körperliche Einwirkung auf sie unmöglich ist. Dem so eben gegebenen Begriff von Besitz als Besonderheit entspricht der des Besitzes als Totalität, nach welchem derselbe mit der gesammten Freyheitsphäre eines Individuums identisch ist, und wovon das Seyn einer Sache (als Einzelheit) in derselben den besondern Besitz oder den Besitz als Besonderheit und im gewöhnlichen Sinn constituirte. Aus diesem wird denn auch das §. 242 Gesagte berichtigt werden müssen, wo behauptet wird, auch die bloße physische Unmöglichkeit einer unmittelbaren Einwirkung auf die Sache ziehe den Verlust des Besitzes nach sich. — Kürzer hätte der Begriff einer Dienstbarkeit im §. 267 wohl so gefaßt werden können: ein an eine fremde Sache zustehendes, durch die Willkühr des Eigenthümers nicht zu veränderndes dingliches Recht.

Der Vf. hat, so viel möglich, in den Noten auf Vereinigung der sich widersprechenden Fragmente, Constitutionen u. s. w. des justinianischen *Corpus juris* hingearbeitet. Dabey ist denn die bisher ganz übersehene Regel zu beherzigen, daß in unendlich vielen Fällen ein solcher allgemeiner Vereinigungsversuch theils zugunsten führt, theils ganz unmöglich ist, weil das Privatrecht überhaupt und das im *Corp. J. Just.* insbesondere enthaltene Privatrecht, als in der bloßen Individualität und deren Sphäre constituirte, im Allgemeinen stets eine unauflösliche Differenz darstellt, die nur in der Besonderheit des jedesmaligen einzelnen Rechtsfalles, zur sittlich rechtlichen Totalität u. somit zum wahren Recht sich constituiren läßt, nicht aber in der Allgemeinheit der Abstraction des Gesetzes; was vorzüglich *Thibaut* in seinen Versuchen zum Theil so trefflich und belehrend für besondere Fälle gezeigt hat, woraus denn nothwendig hervorgeht, daß es nicht bloß auf ein Halben nach Indifferenzirung, sondern sehr oft auf die Darstellung des Grades und der Nothwendigkeit des Bestehens der Differenzen und Widersprüche ankomme, eben damit das Privatrecht wahrhaft Recht sey, das als solches seine wahre sittlich rechtliche Natur nur in der Vollkommenheit und Selbstständigkeit der Besonderheit und Individualität erhält.

Mm.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 6 APRIL, 1809.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Köhler: *Handbuch der Anatomie nach Lebers Umriss der Zergliederungskunst zum Gebrauch der Vorlesungen ausgearbeitet* von D. Joh. Christian Rosenmüller, Anat. et Chirurg. Profess. Ordin. in Leipzig. 1808. VIII u. 456 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der rühmlichst bekannte Vf. war, der Vorrede zufolge, von dem Verleger zu einer neuen Ausgabe von *Leber's* schon längst vergriffenem und doch noch häufig gesuchtem Umriss der Zergliederungskunst aufgefodert worden. Dazu aber konnte sich Hr. R. mit einer, seinem Herzen Ehre machenden Berücksichtigung des, damals immer noch mit der grössten Thätigkeit für die Wissenschaft lebenden, 81 (nicht 89) jährigen Greises, nur in sofern entschliessen, als er sich anheischig machte, ein Handbuch ohngefähr von dem Umfange und Plane des *Leber'schen* Umrisses zu liefern, ohne an diesem selbst ein Plagiat zu begehen. So entstand dieses, bey seiner geringen Bogenzahl dennoch sehr vollständige, und daher, auch neben den bereits vorhandenen, guten anatomischen Compendien, gewiss recht willkommene Handbuch.

Der Plan desselben ist folgender: Nach einer kurzen Einleitung in die Anatomie überhaupt, in welcher der Vf. zugleich von den festen und flüssigen Theilen des menschlichen Körpers auf die gewöhnliche Weise handelt, folgt die Osteologie, die Syndesmologie, die Myologie, die Angiologie, die Adenologie, die Splanchnologie, die Neurologie, und den Beschluss des Werkes macht ein vollständiges Register aller im Handbuche vorkommenden, fremden sowohl als deutschen, Benennungen.

Was nun zuvörderst diesen Plan betrifft, so hätte Rec. gewünscht, dass Hr. R. — wie dieses bereits von allen Neueren geschehen ist — die Adenologie, (abgesehen von den Saugadern und Saugaderdrüsen, welche ja ohnehin einen Theil der Angiologie ausmachen,) mit in die Splanchnologie verwebt, und diese selbst wieder der Angiologie vorausgeschickt hätte: Ersteres schon aus dem Grunde, weil dadurch die Beschreibung mancher Organe, oder manches Systems von Organen, von welchen diese oder jene Drüse ein Theil ganzes ausmacht, auf diese Weise zusammenhängender und in sich selbst organischer geworden wäre; Letzteres deshalb, weil es dem Anfänger äusserst schwer, ja hin und wieder unmöglich

seyn dürfte, die Verzweigung mancher Gefässe richtig zu fassen, ohne sich vorher eine genaue Kenntniss aller Theile derjenigen Organe erworben zu haben, in welche sich jene verzweigen.

Was aber die Darstellung der einzelnen Abtheilungen selbst anlangt, deren jeder wieder eine zweckmässige Einleitung vorausgeschickt ist: so findet diese Rec. durchaus wohl gerathen, so, dass er glaubt, jeder Anfänger, welcher während der Demonstrationen die nöthige Aufmerksamkeit anwendet, könne sich, mit Hülfe dieses Handbuches, in der gesammten menschlichen Anatomie gehörig orientiren. Auch muss Rec. als etwas sehr Zweckmässiges an diesem Handbuche rühmen, dass der Vf. den deutschen Benennungen fast durchgehends die älteren beygefügt, ja, dass er hin und wieder sogar bloß diese angegeben hat, ohne es sich beykommen zu lassen, das grosse Heer der bereits vorhandenen deutschen Namen noch durch neue zu vermehren, die, genommen, doch mehr schaden als nutzen. Denn für den Mann von Sprachkenntnissen, und sollten sich diese auch nur so weit erstrecken, um ein Wort richtig analysiren zu können, sind dergleichen Verdeutschungen wohl ohnehin sehr überflüssig, und für den Laien in älteren Sprachen das Studium der Anatomie nur noch mehr erschwerend: indem ein solcher nebenher den ältern Kunstnamen doch noch mit zu lernen gezwungen ist, wenigstens so lange, bis man etwa allgemein dahin übereinkommt, alle jene Benennungen völlig zu verbannen — was wohl schwerlich so bald geschehen dürfte. Überdies müssen sich diese Schwierigkeiten nicht nur für einen solchen, sondern selbst für den Sprachkennner häufen, wenn verschiedene Männer von Ansehen einen und denselben älteren Namen wieder verschieden verdeutschen, wie z. B. die *musculus splenicus*, welche von *Schaarschmidt* und *Mayer* milzförmige!! von *Sömmerring* bauchähnliche, von *Hildebrandt* und unserm Vf. riemenförmige Muskeln übersetzt werden; zu geschweigen, dass durch eine so unnöthige Namenhäufung obendrein diejenigen, die zu träge oder zu unvermögend sind, sich durch Hülfe der Anatomie zu einer deutlichen Durchschauung ihrer gesammten Organisation, und zu alle dem, was nothwendig hieraus folgt, zu erheben, nur noch mehr in dem lächerlichen Wahne bestärkt werden, als sey auch die Anatomie nichts weiter, als ein bloßer Gedächtnisskram.

Übrigens wird es jeder Leser dem Vf. Dank wissen, dass er auch den anatomischen Theil der *Gall'schen* Lehre gehöriges Ortes, und zwar sehr sals-

lich erörtert hat; nicht minder, daß von ihm auch der *descensus testiculi*, und, als ein Anhang zu den weiblichen Genitalien, das menschliche Ey als solches, und in seinen verschiedenen Entwicklungsperioden, mit aufgeführt ist. Dafs *Okens* Beobachtungen hiebey ungenützt geblieben sind, rührt wohl daher, daß dieselben bey Erscheinung dieses Handbuches noch nicht durch *Kiefer* auch an einem menschlichen Fötus bekräftigt worden waren.

In so fern nun nach Obigem zu erwarten steht, daß dieses schätzbare Handbuch bald vergriffen seyn dürfte: so erlaubt es sich Rec., hier noch Einiges beyzufügen, was er in die zweyte Auflage desselben zu möglichster Vervollständigung aufgenommen, oder in selbiger abgeändert wünschen möchte.

Da in der zweckmäßigen Einleitung zur *Osteologie* alles, die Knochen im Allgemeinen Betreffende, sehr vollständig angegeben ist: so dürfte hier doch auch eine kurze Osteogenie noch eine Stelle verdient haben, so wie die gewöhnliche Eintheilung der Näthe in wahre und falsche, samt ihren Unterabtheilungen; vielleicht auch S. 19 unter den übrigen Näthen die *sutura frontalis*, obgleich derselben, als einer weniger bleibenden Nath, beyrn Stirnknochen Erwähnung geschieht. — Die *fossa glandulae lacrymalis* würde Rec. gleich bey der unteren Fläche der *pars orbitalis ossis frontis* bemerkt haben. — Von dem *foram. condyloid. poster.* S. 27 hätte erinnert werden können, daß es unbeständig sey. — Am *osse parietali* ist der *lineae semicirc.*, so wie an den Seitenrändern der *pars basilar. off. occip.* der Furchen für den *sinus petrosus poster.* nicht gedacht. — Im *vestibulo* geschieht der *pyramis ossis*, so wie der *macula foraminulenta* im Boden der *cavitas hemisphaerica* sowohl als derjenigen vor der *canal. ellipt. canalis semicirc. poster.* keine Erwähnung. — Zur Vollständigkeit würde Rec. zu den Worten S. 37: „Eine große Menge von feinen Löcherchen befindet sich am Umfange des *modioli*,“ etwa noch hinzugesetzt haben: im Boden des *meat. auditor interni (tractus spiralis foraminulentus)*, von welchen das Mittelste, etwas grössere, durch die Achse der Spindel führt (*canalis centralis modioli*). — In ihr (der *fossa pterygoidea*) S. 41 ist ein schmaler Eindruck, in welchem die *tuba Eustachii* liegt, scheint Rec. zu unbestimmt. — An der *maxilla superior* dürfte noch die *futura intermaxillaris*, so wie am Unterkiefer der *fulcus mylo-hyoideus* Erwähnung verdient haben.

In der *Syndesmologie* hätte die *synchondrosis osis pubis und sacro-iliaca* ausführlicher behandelt, die *cartilago interarticularis claviculae et acromii* mit aufgeführt, und von der *cartilago intermed. triang. carpi* noch bemerkt werden können, daß sie mit ihrer Basis am unteren Rande der *cavitas semilunar. radii* haftet. — Nach No. 7. S. 118 dürfte das starke *lig. inter. os. pisiforme. et hamatum* noch eine Stelle verdient haben. — Im Hüftgelenke ist der *massa adiposa-glandulosa* wenigstens mit ausdrücklichen Worten nicht gedacht. Endlich würde Rec. für: *lig. ileo-lumbale super. et infer. etc. lig. fibulae calcanei* u. d. w. lieber die von *Westbrecht, Sommerring,*

Loder u. a. angenommenen Namen: *lig. pelvis anticum super. et infer. etc. lig. fibulae medium perpendiculare etc.* gebraucht haben.

In der *Myologie* möchte der *m. orbicularis oris* wohl füglicher den *Zygomaticis*, dem *buccinator*, *depress. ang. or. quadrat. menti* und *nasalis labii super.* nachzusetzen gewesen seyn. — Der *sterno-thyroideus* legt sich, genau genommen, an die *lin. obliquam cartilag. thy.*, und ebenso entspringt der *thyreo-hyoideus* wieder von dieser. — Der *genio-glossus* haftet mit seinen untersten Fasern auch am oberen Rande der *basis ossis hyoid.* — Der *palato-pharyngeus* und *glossopalatinus* wirken beyrn Schlingen auch auf die Mandel. — Dafs der *circumflexus palati* an der äusseren Seite des *pterygoidei interni* liege, ist ein Druckfehler. — Von den *cruribus diaphragmatis* hätte etwa noch angeführt werden können, daß dieselben auf der rechten Seite gewöhnlich um eine *vertebra* tiefer, als auf der linken entstehen. — Die Insertion des *supra spinati, infraspinati* und *teretis minoris* hätte durch Erwähnung der *impressio tuberc. majoris humeri* noch genauer bestimmt werden können. — Die Muskeln des Vorderarmes, der Hand und Finger würde Rec. lieber nach ihrer Lage neben und hinter einander, und hier wieder erst die oberflächigeren und sodann die tieferen, als nach ihrer gemeinschaftlichen Wirkung aufgeführt haben, weil er überzeugt ist, daß dadurch das richtige Auffassen derselben ungemein erleichtert, und so der Zuhörer von selbst in den Stand gesetzt wird, sich auch das organische Zusammenwirken derselben richtig vorzustellen. — Den *abductor indicis* und *interosseus internus primus* möchte Rec. mit *Sommerring* u. A. lieber für den ersten *inteross. extern.* als für zwey besondere Muskeln halten. Füglicher hätten wohl auch die Sehnencheiden der oberen Extremität den von ihnen bedeckten Muskeln voran stehen können, wie dies bey der unteren Gliedmaße wirklich der Fall ist. Von der Anordnung der Muskeln der unteren Extremität gilt übrigens dasselbe, was Rec. schon bey den Armmuskeln bemerkt hat.

Angiologie. Hier hat Rec. noch zu bemerken: bey der *Art. thyroidea super.* die *ramos musculares*; bey der *a. linguali* die *a. hyoideam*; bey der *maxillari externa* die *a. palatinam adscendentem*; so wie die genauere Bestimmung des Verlaufes ihres *rami submentalis* gegen die *a. sublingualen*. — Die *a. pharyngeam adscendentem* sah Rec. gewöhnlich früher als die *facialem* aus der *Carot. facialem* abgehen. — Bey der *a. maxillari interna* S. 211 vermisst Rec. die *a. pterygoideam*, *massetericam*, die *ramos temporales profundos* und die *a. buccinatoriam*. Wären diese auch an sich unbedeutend: so sind sie es doch weniger wegen der ähnlichen Verzweigung der kleineren Äste des *rami tertii n. quinti paris*. — Die *a. maxill. infer.* setzt sich, ausser ihrem *ramo mentali*, auch mit einem tieferen Zweige im Unterkiefer zu den vorderen Zähnen fort. — Auch die beiden *a. ciliares posticae longae* S. 219 verbreiten sich durch den *orbic. ciliaris* vorzüglich in die Iris. — Bey der *a. vertebrali* S. 214

hätten die 4 Krümmungen genauer bemerkt werden können, die der Stamm von seinem Austritte aus dem *process. transvers. epistrophei* an, bis zu seinem Eintritte ins *foram. magnum off. oecip.* beschreibt. — Die *arter. pudendam* möchte Rec. lieber für die Fortsetzung des Stammes der *hypogastrica* als für einen Ast der *ischiadica* angesehen wissen. — Bey der *a. epigastrica* dürfte noch ihre Lage gegen den *annulus inguin.* und *funic. spermat.* mit haben angegeben werden können.

Venen. Genauer genommen ergießen sich, ausser der *v. coronar. magna*, noch mehrere kleinere Venen unmittelbar in das *atrium dextrum*. — Die *v. ophthalm. cerebialis* communicirt doch wohl mehr mit der *v. fac. intern.*, als dafs sie sich vom *sinu cavernoso* her in sie ergösse.

Adenologie. Rec. bekennt, dafs ihm die Existenz der gländ. *Haversianarum*, nachdem er die Bichatschen Versuche hierüber wiederholt hat, gleichfalls sehr zweifelhaft geworden ist.

Splanchnologie. Von der *Arachnoidea* wünschte Rec. noch angeführt, dafs sie sich scheidenartig über die Gefäße und Nerven des Hirnes und Rückenmarkes auch gegen die *dura meninx* fortsetze, und von hier aus die innere Fläche derselben überziehe. — So wäre von den Ursprüngen der Rückenmarksnerven noch zu bestimmen gewesen, dafs blofs von den hinteren Wurzeln derselben ihre *Ganglia* gebildet werden. — Die *Taeniam* S. 294 würde Rec. lieber als die unmittelbare Fortsetzung der *crurum poster. fornicis* längs dem inneren und concaven Rande des *cornu Ammonis* charakterisiren. Was der Vf. von der *commissura cerebri anter. et poster.* in Bezug auf das *corpus callos.* angiebt, möchte Rec. denselben noch einmal genau mit der Natur zu vergleichen bitten. — Dafs die *Chorioidea* an ihrer inneren Fläche vom Blauen in das Grünliche spiele, S. 302, hat Rec. im Menschenauge noch nie beobachtet. — So längnet auch in diesem Kiefer, und zwar mit sehr grosser Wahrscheinlichkeit, den *canalis Fontanae*. — Ebenso dürfte auch, was *Traxler* bereits, gestützt auf die vortreffliche *Sömmerringsche* Zeichnung, behauptet hat, und was fast unwidersprechlich aus *Wrisbergs* Darstellung (*Commentat. Vol. I. Tab. I. Fig. 2*) hervorgeht, die *membrana pupillaris*, als ein eigenes Blättchen, schwerlich anzuerkennen seym. — *Corona ciliaris* nennt Rec. nach den besten Auctoritäten lieber das *pigment. nigrum*, was nach Ablösung des *corp. ciliaris* strahlenförmig auf dem *humor vitreus* und der *zona ciliaris*, dem Verbindungshäutchen zwischen dem *humor vitr.* und dem Rande der Linsenkapsel zurück bleibt. — So dürfte auch der Name: KrySTALLINSE, KrySTALLKÖRPER, besser als: KrySTALLFEUCHTIGKEIT seyn. — Bey der *membrana semilunari* ist der, in der Adenologie beschriebenen *carunc. lacrymal.* nicht wieder Erwähnung gethan. — Der knorpliche Theil der *tuba Eustachii* S. 312 geht u. s. w. in die Höhe, soll heissen: in die Tiefe. — Wie der *N. mollis* in den häutigen Labyrinth gelange, S. 313, hätte der Deutlichkeit halber noch kurz erörtert werden können. — Bey der Zunge S. 319, und ihren

Muskeln S. 146 vermisst Rec. den *m. lingualis*. — Der Ausdruck S. 332: *Bronchia*, die die *Pleuram* durchbohren, könnte, wenigstens bey dem Anfänger, eine falsche Vorstellung erwecken. — Um S. 337 dem zweydeutigen: *Unter dieser Stelle u. s. f.*, Noch weiter nach unten u. s. w. auszuweichen, würde Rec. vielleicht kurz gesagt haben: Zwischen dem *limbo fossae ovalis* und der, dem rechten Ventrikel näher gelegenen Mündung der grossen Kranzvene u. s. w. finden sich die Spuren u. s. w.

Neurologie. Der menschliche Riechnerve ist wohl schwerlich, ausser, wie *Sömmerring* beobachtet hat, in der früheren Periode des Fötus, hohl. — Den *N. infraorbitalis* würde Rec. als Fortsetzung des Stammes des *r. secundi n. quinti* betrachten, und ihn daher erst nach den übrigen Zweigen desselben beschreiben. — Von dem *ramo maxillari infer. ram. tert. nervi quinti paris* gilt dasselbe, was oben von der *art. maxill. infer.* bemerkt worden ist. — Die Nerven für den *m. tensor tympani* und *stapedius* kommen aus dem Stamme des *n. duri* selbst. — Zu den grösseren Zweigen des *n. lumbalis primi* oder auch des *secundi* möchte Rec. doch auch den *n. inguinalis* oder *inguinalis externus*, wenn der *spermat. externus*, als solcher, mit dem Namen *inguinalis internus* belegt wird, zu rechnen kein Bedenken tragen.

— + —

LEIPZIG, 5. Hinrichs: *Handbuch der neuesten Entdeckungen in der Heilmittellehre, nebst einer Abhandlung über die Principien dieser Disciplin*, von Dr. Karl Friedrich Burdach. 1806. 352 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Diese Schrift ist eigentlich der dritte Theil von *Segnitz Handbuch der praktischen A. M. Lehre*, und ist auch mit diesem abgeforderten Titel wirklich versehen. Es ist ein Nachtrag von denjenigen Arzneymitteln, welche seit der Erscheinung der beiden ersten Theile in mehrern Gebrauchen gekommen sind. Nur sind freylich beide Vf. nicht von einerley Grundätzen ausgegangen. Der Vf. der zwey ersten Bände hat den empirischen Gesichtspunct angenommen, die Arzneymittel naturhistorisch angeführt, die Beobachtungen praktischer Ärzte über ihre Heilkräfte nach der damals gangbaren Nosologie und Therapie beygefügt, und dadurch ein dem Praktiker wirklich recht nutzbares Werk geliefert. Der Vf. des gegenwärtigen Buches hat denselben durch eine fleissigere Bearbeitung des theoretischen Theiles einen höheren Werth zu geben gesucht. Jede, den menschlichen Organismus afficirende Potenz, sagt er, wirkt durch eine besondere, der chemischen Verwandtschaft analoge Affinität auf einzelne organische Gebilde. Diese Veränderung der Lebensthätigkeit einzelner Organe ist nur quantitativ; qualitativ verschieden ist die Wirkung eines Heilmittels nur in so fern, als es das eine oder andere Organ specifisch afficirt. Diese specifische Affection besteht also nur in einer Erhöhung oder Verminderung der Lebensthätigkeit. Die Erscheinungen jeder Krankheit haben eine gewisse Ähnlichkeit mit den Erscheinungen, welche das für diese be-

stimte Krankheit passende Heilmittel durch Überreizung hervorbringt. Die Wirkungen der Heilmittel hängen also lediglich von den Gesetzen der Lebensthätigkeit ab, und werden auf der einen Seite durch die Stärke der Gabe, auf der anderen durch die Empfänglichkeit des Organismus (und der Organe) bestimmt. *Hahnemann's* Princip, welches, wie man sieht, diesen ähnlich ist, muß nach den Gesetzen der Erregung modificirt werden, wenn es als Regulativ der Therapie dienen sollte. Doch hat *Hahnemann* sich Verdienst durch den Satz erworben: Die Überreizung, welche ein Medicament macht, ist gleich der Krankheit, gegen welche dasselbe wirksam ist. (Alle diese Principia fodern immer noch einige Vorsicht und sind nur bedingungsweise zuzulassen. Die Wirkung des Brechweinsteins z. B. in voller Wirkung ist Erbrechen; aber welcher Arzt wird ihn in geringer Gabe gegen Erbrechen anwenden? So können ohne Mühe noch mehrere Arzneymittel aufgefunden werden, bey welchen jene Grundsätze durchaus nicht Statt finden. Wahr ist es jedoch, daß sie auch auf viele angewendet werden können.) Der Vf. giebt nun ferner die Wege an, auf welchen man zur Erkenntniß der Kräfte eines Arzneystoffs gelangen könne; sie sind aber die schon bekannten. Ganz richtig beruhiget er sich aber nicht bloß bey diesen empirischen Wegen, sondern sucht auch die Speculation mit denselben zu vereinigen. Vortreflich ist die Gradation der Thätigkeiten, worin sich die Natur darstellt, §. 14 ausgeführt worden, nach welcher der m. Organismus für mechanische, chemische, vitale (organische) und psychische (intellectuelle) Einwirkungen empfänglich ist, wovon jedoch immer die obere Classe die untere in sich begreift. Jede Thätigkeit äußert sich durch Sollicitation von Seiten einer andern entgegengesetzten. Einwirkende differente Thätigkeiten verstärken die Lebensthätigkeit, differente bringen starke (vermehrte) Erregung hervor. Je indifferentere, desto unbedeutender die Wirkungen im Organismus, desto mehr wirkt er als bloßer Stoff, bloß mechanisch und nährend. (Der Vf. scheint also beides für eins zu halten, was doch schwerlich der Fall ist. Oder sollte wirklich die Ernährung nur in einer mechanischen Aggregation der Theile bestehen?) Alle Stoffe theilen sich in sauerstoffhaltige und für Sauerstoff empfangliche. Die Lebensthätigkeit des Organismus erscheint unter zwey Formen, Bewegung und Empfindung; so erscheinen auch in den organischen Theilen nur zwey Formen, die Muskel- und Nerven-Faser. (Auch gegen diese Dichotomie lassen sich gegründete Einwendungen machen, obgleich der Vf. auf Einwendungen zum Theil Rücksicht genommen hat. Der *Turgor vitalis* der Haut, die Sensation der Haare, die Action der Iris u. s. w. lassen sich nichtfügig unter eine der beiden Faserfunctionen bringen.) Der Charakter des Muskels ist vornehmlich Stickstoff und Kohlenstoff, folglich muß Sauerstoff, als der differenteste Körper, specifisch auf dieses System einwirken. Der Charakter des Nervensystems ist Sauerstoff, folglich müssen brennbare Stoffe, vorzüglich Wasserstoff, als eigenthümliche Reize dasselbe afficiren. (Auch hier dürfte es nicht schwer werden, mancherley Exceptionen aufzufinden,

welche diesem System widersprechen. Rec. glebtinzwischen zu, daß nach dem gegenwärtigen Stande unserer physiologischen und pathologischen Kenntnisse eine Eintheilung der Arzneimittel nach chemischen Principien immer noch die gewisseste und annehmlichste ist.) So haben wir also zwey Hauptclassen von Heilmitteln: 1) Körper, welche in ihrer Mischung hauptsächlich Sauerstoff, 2) Körper, welche hauptsächlich Wasserstoff enthalten. (Hiezu kommt noch die Classe der differenten Körper, wie der Vf. sie oben nannte, welche minder als Reize, mehr bloß als Stoffe, mechanisch und als Vehikel gewisser physischer Einflüsse wirken. Aber wir bekennen nochmals, daß wir diese Eintheilung nicht für ausreichend halten.) Die einzeln abgehandelten Heilmittel sind folgende: *Acidum nitri*; physische Beschaffenheit, chemische Verhältnisse, pharmaceutische Kenntniß, allgemeine Wirkungen auf den m. Organismus, Anwendung in einzelnen Krankheitsformen, Arzneyformeln. *Acidum phosphori*. (Der Vf. spricht unter andern von dem Nutzen desselben bey entzündlichen Nervenfiebern!) *Acidum salis*. (Der Vf. bestreitet mit leichten Gründen, daß es kein allgemeines Fiebermittel geben könne, folglich auch die Salzsäure es nicht sey. Wir verweisen ihn an Hn. *Markus*, der ihn eines Besseren belehren mag. Dieser Artikel ist nicht genügend bearbeitet.) *Aether aceti*. (Sehr kurz von einem der herrlichsten Belebungsmittel!) *Ammonium sulfuratum*, *Hydro sulfur ammoniacale* (unter d. Deutschen wenig gebräuchlich). *Argentum nitricum*, *Lapis infernalis*. (Neuere Zeit von den Engländern gegen Epilepsie empfohlen.) *Arsenicum*. (Sein Gebrauch wird mit Recht in Schutz genommen, mit Unrecht die *Cosmische* Mischung verworfen. Warum fürchten wir uns bloß vor diesem Gifte so sehr, und nicht eben so vor vielen andern?) *Calcaria sulfurata*, *Calx antimonii sulfurata* (entbehrlich). *Chelidonium majus* (problematisch). *Chenopodium mexicanum* (auch nach des Rec. Meinung wirksam, obgleich überflüssig). *Digitalis purpurea*, Aufmerksamkeit auf den Boden für den Apotheker empfohlen. Gut abgehandelt. *Galvanismus*, der weitläufigste Artikel, von S. 113 bis 243, unverhältnißmäßig mit seinem Einfluß auf die Praxis. *Hordeum praeparatum*. *Kali*, *Sal tartari*, sehr gut abgehandelt; der Vf. scheint zu viel von ihm zu erwarten. *Phellandrium aquaticum*. *Phosphorus*, größte Vorsicht empfohlen. *Rhus radicans* und *toxicodendron*. der Vf. empfiehlt ihn zu Versuchen gegen Wasserscheu. (Wir dürfen dagegen nicht versuchen, sondern müssen das Gewisse für das Ungewisse nehmen.) *Sabina*, als ein sthenisirendes Mittel gegen asthenische Zustände empfohlen. Im Anhang werden noch *Amygdalus persica*, *Carbo vegetabilis*, *Coccinella septempunctata*, *Cynips rosarum*, *Gelatina* (hat auch den Versuchen des Rec. nicht entsprochen), *Pyrethrum* (mit Unrecht vergessen), auf ähnliche Weise abgehandelt. Wir schließen diese Anzeige indem wir dem Vf. unseren Beyfall mit seiner Arbeit zu erkennen geben, und ihn zu ähnlichen aufmuntern. Etwas weniger Weitläufigkeit im theoretischen Theile würde die Schrift für praktische Ärzte noch brauchbarer gemacht. Hj.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 A P R I L , 1 8 0 9 .

PHILOSOPHIE.

KIEL, in der akad. Buchh.: *Die Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit in einer Fibel für noch unbefriedigte Forscher nach dieser Erkenntniß*, von C. L. Reinhold, Prof. der Philos. zu Kiel. 1808. XVI u. 84 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. dieses Buchs war ehemals in der philosophischen Literatur so rühmlich bekannt, daß jede Schrift, welche mit seinem Namen im Publicum erschien, auf allgemeines Interesse zum Voraus Anspruch machen konnte. Während der neuen und neuesten Revolutionen im Gebiet der Philosophie schien er aber in den Augen des Publicums von jenem hohen Rang und Ansehen so viel verloren zu haben, daß (was dem philosophischen Publicum keineswegs zur Ehre gereicht) sein bloßer Name, so wie derselbe einst zum Studium einer Schrift antrieb, jetzt die meisten davon zurück hielt. — Daher ist auch in unseren Tagen, ungeachtet der großen und allgemein verbreiteten Schreibewuth, Reinhold's philosophische Ansicht, unseres Wissens, von keinem mit besonderem Ernste, Tief- und Scharfsinn geprüft, mit unparteyischer Wahrheitsliebe gewürdigt, und das Verhältniß derselben zu den übrigen Ansichten der Zeit, besonders in Rücksicht der wichtigsten und heiligsten Angelegenheiten der Menschheit ausgesprochen worden. Nichtsdestoweniger fuhr Reinhold mit ungewöhnlicher Wahrheitsliebe fort, seine Überzeugung auch einem ihm abgeneigten und ungünstigen Publicum vorzutragen, und ist jetzt noch nicht müde geworden, trotz allen Unannehmlichkeiten, welche sein Verfahren ihm bis dahin zugezogen hatte, seine Philosophir-Methode, als die einzige und allein wahre der herrschenden Philosophir-Art der Zeit, obschon von Niemand unterstützt, entgegenzustellen. Auf gegenwärtige Schrift setzt er nun auch ein neues und ganz besonderes Vertrauen, und hat die nicht ungegründete Hoffnung, sie werde mit größerem Interesse, als seine übrigen Schriften desselben Inhalts gelesen werden, weil sie mit allen seinen früheren Versuchen nur das Bestreben gemein hat, die allgemein verkannte Eigenthümlichkeit des Denkens in seinem Unterschiede und Zusammenhange mit dem Anschauen zu enthüllen, und nicht ohne Rücksicht auf die öffentlichen Belehrungen, welche dem Vf. in den letzten Jahren, besonders von Fichte und Schelling, zu Theil wurden, verfaßt, das endliche Resultat eines über drey Jahrzehend hindurch mit der Aufgabe der Philosophie als Wissenschaft unablässig beschäftigten Lebens ist, und daher mit Recht als das Vermächniß des Vfs. an die Nachwelt angesehen werden kann.

Zu dieser Schrift bewog ihn besonders die nicht ungegründete Rücksicht, daß der Unterschied des Über sinnlichen und des Sinnlichen, des Rechts und der Gewalt, gegenwärtig theils nicht geachtet, theils durch That und Wort verleugnet werde, und daß die Lehre von der Unterordnung des Sinnlichen unter das Über sinnliche, der Gewalt unter das Recht, welche Unterordnung das Wesen der Wahrheit im Erkennen, und der Rechtsschaffenheit im Handeln ausmacht, durch die herrschenden Philosophien der Zeit so sehr überglänzt und überschrien sey, daß selbst diejenigen, welche über jenes Wesen der Wahrheit und Rechtsschaffenheit in ihrem geläuterten Gefühle mehr als jemals einverstanden sind, doch durch den Zeitgeist befangen, in ihren wissenschaftlichen Begriffen von einander getrennt und entfernt bleiben. — Daher kommts, daß diese Männer entweder schweigen, oder sich unter einander entgegen arbeiten, während das populäre Indifferenziren des Über sinnlichen und des Sinnlichen durch das Nichtachten des Unterschiedes und das damit zusammenhängende Indifferenziren des Rechts und der Gewalt durch Übermacht und Ohnmacht — sich lauter und allgemeiner als in irgend einem Zeitpunkte der Geschichte ausspricht, und die herrschende Gesinnung und Denkart in dem endlich auch hinzugekommenen speculativen Indifferenziren des Denkens und des Anschauens, des Seyns und der Erscheinung, des Objectiven und Subjectiven die Theorie zu ihrer Praxis aufzufuchen scheint. — Bey dieser Ansicht der Dinge glaubt Reinhold, daß jeder, dem die Wahrheit am Herzen liegt, und der den gegenwärtigen Zustand der Philosophie, als der angeblichen Wissenschaft der Erkenntniß der Wahrheit, mit den übrigen Zeichen der Zeit vergleicht, und beides unbefangen und ungeblendet in ernstliche Erwägung zieht, bald gewahr werden müsse, daß gegenwärtig für die Erkenntniß der Wahrheit entweder nichts, oder etwas noch nie Geschehenes gethan werden könne und müsse, und daß das Wort, welches jetzt für die Wahrheit gesprochen wird, ein völlig neues seyn müsse, wenn es anders der Wahrheit zu Statten kommen, und ein Wort zu seiner Zeit seyn soll. — Dieses völlig neue Wort muß eine uralte und höchst einfache Frage, welche die eigentliche und einzige Aufgabe für die Philoso-

phie, als Wissenschaft, ausmacht, die aber besonders in den letzteren Zeiten durch die Verhandlungen der Philosophen von Profession, über die Unerforschlichkeit und Anschaulichkeit, die Subjectivität, Objectivität und die Aboluthheit, so wie auch durch die öffentlichen Anstalten und Vorkehrungen für das gemeine Wesen, Aufrechthaltung des Rechts und Sicherheit des Lebens und Eigenthums, nach und nach völlig unverständlich geworden und in Vergeffenheit gerathen ist, wieder öffentlich zur Sprache bringen und sich darüber verständigen.

Für diese neue Untersuchung ist aber auch die günstigste Zeit vorhanden, weil durch den herrschenden Geschmack des Zeitgeistes die alte und schwer zu besiegende Gefahr, zur Erforschung der Wahrheit durch etwas anderes als die Wahrheit selbst aufgemuntert und eingeladen zu werden, beseitigt ist, und das alte Mißverständniß, welches unter mancherley Gestaltungen und Wendungen die Forscher in Parteyen entzweyete hielt, endlich den höchsten Grad seiner Entwicklung und Reife erreicht hat, so daß seine eigentlichen bisher verborgenen Elemente auffallend sichtbar hervortreten müssen. —

Es liegt nämlich ausdrücklich am Tage, daß in der Idee der Wahrheit die Einheit mit der Verschiedenheit zusammenhängen, und daß dieser Zusammenhang zum Wesen der Wahrheit gehören müsse. Auch ist nicht weniger gewiß, daß die Frage und der Streit nur das *Wie?* von diesem Zusammenhange betreffen müsse, und daß das eigentlich Auszumachende nur die bestimmte Weise seyn könne, wie die Einheit als solche nothwendig und ohne Widerspruch mit der Verschiedenheit in der Wahrheit vereinigt seyn könne.

Die neuesten Dogmatiker behaupten, die Erkenntniß der Wahrheit ergründet zu haben, weil sie den Zusammenhang der Einheit mit der Verschiedenheit durch das Wegsehen vom Unterschiede entdeckt zu haben, und in der absoluten Identität der Einheit und des Gegensatzes die Wahrheit an sich selbst anzuschauen glauben; während die neuesten Skeptiker die Wahrheit für unerforschlich und die Anerkennung dieser Unerforschlichkeit für das Wesen der Philosophie erklären, weil sie die Unmöglichkeit jedes Versuches, den Zusammenhang der Einheit mit der Verschiedenheit zu erklären, einzusehen glauben. — Dieses Mißverständniß hat seinen Grund in nichts weiter, als in der herkömmlichen Vermengung und Verwechselung der Einheit (Identität) mit dem Zusammenhang (Nexus) und der Verschiedenheit (Diversität) mit dem Unterschiede (Differenz).

Diese sehr gewöhnliche Vermengung und Verwechselung muß unvermeidlich eine verworrene Ansicht der Wahrheit zur Folge haben, welche sich gemeinlich dadurch ankündigt, daß man sich entweder um die Idee der Wahrheit gar nicht bekümmert, oder dieselbe nach vergeblichen Versuchen ihrer Entwicklung dahin gestellt seyn läßt. Wer aber bey dieser Vermengung und Verwechselung dennoch philosophiren will, gelangt am Ende nothwendig zur Ansicht der modernen Dogmatiker, welche die Ab-

soluthheit als Einheit der Einheit und der Verschiedenheit anschauen, oder der modernen Skeptiker, welche nichts als Relativität denken zu können und zu müssen glauben. — In diesem Nichtkennen und Verkennen der ersten Anfangsgründe der Wahrheit begegnen sich ausdrücklich der in unseren Tagen vollendete Dogmatismus und Skepticismus. Der Streit zwischen beiden wird unter einem gemeinschaftlichen Mißverständniß und für dasselbe geführt, und kann durch Enthüllung und Aufhebung desselben für die Wahrheit entschieden werden. — So sehr auch die Verschiedenheit der neuen und neuesten Philosophie in mancher Hinsicht in die Augen fällt: so ist doch auch ihre gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit dem scharfsinnigen Prüfer nicht weniger einleuchtend. Diese gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit besteht nämlich darin, daß das ehemals zu weit getriebene Vertrauen auf die Begriffe nun durch ein unbefränktes Vertrauen auf die Anschauung niedergeschlagen und ersetzt wird. Das transcendente, empirische, intellectuelle und absolute Anschauen bemächtigte sich des Philosophirens, und trat als wesentlichste Function desselben auf. Dem Denken, welches seine alten Ansprüche auf die Herrschaft über das Nichtdenken durch seine Uneinigkeit mit sich selber verwirkt hatte, wurde das Anschauen zuerst ausdrücklich als seines Gleichen beygeordnet, endlich eben so ausdrücklich als das Herrschende vorangestellt, und der Rang des durch sich selbst Wahren und Gewissen, welches sonst dem Gedanken eigenthümlich war, ging von demselben auf die Anschauung hinüber.

Denjenigen, welche ihre Anschauung für die eigentliche Idee der Wahrheit halten, und als wahre Erkenntniß geltend machen, steht ein nicht unbe deutendes philosophisches Publicum entgegen, welches theils an dem kritischen Beyordnen des Denkens und Anschauens festhält, theils zwischen demselben und dem älteren Unterordnen des Anschauens unter das Denken hin und her schwankt. — Diesem Publicum ist die Idee der Wahrheit nichts weiter als der leere Begriff einer Übereinstimmung, bey welchem von dem Übereinstimmenden wegesehen ist: ihm ist die wahre, die ergründete und ergründende Erkenntniß der Wahrheit entweder eine sich selbst aussprechende Unmöglichkeit, oder aufs Höchste die sogenannte Annäherung zu dem ewig Unerreichbaren, welche nicht weniger Unmöglichkeit ist. — Ungeachtet aller bisherigen Versuche, die Wahrheit zu erkennen, bleibt gleichwohl noch eine Vermuthung übrig, welche unter den streitenden Parteyen bis jetzt nicht ausdrücklich zur Sprache gekommen ist, nämlich die Vermuthung, daß die eigentliche oder wahre Idee der Wahrheit eben so wenig eine Anschauung als ein Begriff ist und seyn kann. — Und wäre die Idee der Wahrheit über alles, was Anschauung und Begriff ist, und heißen kann, wirklich erhaben: so müßte eben deswegen jede vorgebliche Anschauung der Wahrheit bloß eingebildet, und jeder Begriff derselben leer seyn; und

die wahre Erkenntniß der Wahrheit könnte nur in der deutlichen Entwicklung der von Anschauung und Begriff sich wesentlich unterscheidenden Idee der Wahrheit bestehen.

So viel ist gewiß, daß es ein Gefühl der Wahrheit giebt, welches der Erkenntniß derselben vorgeht, und ohne welches das Bestreben nach ihrer Erkenntniß, oder das eigentliche Philosophiren sich nie würde eingefunden haben. Dieses Gefühl, welches nicht die Idee der Wahrheit ist, kündigt seine Verwandtschaft mit der Idee der Wahrheit dadurch unverkennbar an, daß es sich durch kein auch noch so glänzendes Lehrgebäude der vernünftelnden Phantasie, weder in allen Zeitgenossen, noch in den Nachkommen auf die Länge befangen und überwältigen läßt. Durch dieses unsterbliche Gefühl behauptet die Wahrheit ihr ewiges Leben an der Menschheit gegen alles Nichtgeachtet - und Verkanntwerden durch die Menschen.

Nicht weniger gewiß ist, daß es einen Schein des Denkens geben könne, der sich für wirkliches Denken ausgiebt, und daß wegen und durch diesen Schein des Denkens das wirkliche und wahre Denken einige Zeit verkennbar und räthselhaft werden kann, selbst auch für diejenigen Forscher, welchen durch ihr reines und lebendiges Gefühl die Erkenntniß der Wahrheit noch so sehr ans Herz gelegt ist.

Gleichwohl behauptet das wirkliche oder wahre Denken seine Erhabenheit über das Scheinbare durch einen, selbst in seinem Verkanntwerden, oberherrlichen Einfluß auf die Methode des Verkanntwerdens selber; denn das Verkanntwergeschieht durch Anschauung und Begriffe, und selbst an den Anschauungen und Begriffen ist etwas Unstreitiges enthalten, welches der Idee der Wahrheit angehört, und woran sich das wahre Denken über kurz oder lang orientiren wird und muß, und wodurch es über jene Anschauungen und Begriffe hinaus zu sich selber und zur eigentlichen Idee der Wahrheit gelangen wird. — Dieses Unstreitige ist, daß die Wahrheit nur in dem Verhältniß des Erkennens und des Seyns bestehen könne, und daß sich nur erst durch dieses Verhältniß auch das streitige Verhältniß des vernünftigen und des sinnlichen Erkennens, und des unbedingten und bedingten Seyns ausmachen lasse. — Worin nun aber dieses Verhältniß zwischen Erkennen und Seyn bestehe, ist das Auszumachende, und daß es weder auf dem Wege der absoluten Dogmatiker, noch auf dem Wege der Skeptiker, noch auf dem Wege derjenigen, welche zwischen beiden Parteyen das Mittel halten, ausgemacht werden könne, zeigt die Geschichte unserer Zeit unwidersprechlich. Gleichwohl wird es durch Vergleichung der streitenden Ansichten jedem Forscher gewiß, daß der alte Streit über das Wesen der Erkenntniß der Wahrheit endlich ohne Wissen und Willen der streitenden Parteyen zu derjenigen Vereinfachung des Streitpuncts und Bestimmtheit der Frage gekommen sey, durch welche jedem Parteylosen, dem ernstlich um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun ist, die entschei-

dende Antwort sich von selbst aufdringen muß. Die einfache und bestimmte Frage ist diese: Besteht das Verhältniß zwischen Erkennen und Seyn in der unbedingten Einheit, oder nur in der bloßen Verschiedenheit, oder aber in dem Verhältniß der Einheit zur Verschiedenheit, und kann dieses Verhältniß Gleichheit, Verwandtschaft, Ähnlichkeit, Annäherung seyn und heißen? — Die Antwort auf diese Frage muß, um von den neuen und alten Streitigkeiten frey zu bleiben, von dem ausgehen, was keinem Streite unterworfen, sondern an und für sich gewiß ist, und erst von diesem Unstreitigen und an und für sich Gewissen aus können die Streitigkeiten gehoben, und die Wissenschaft begründet werden. Dieses Unstreitige, an und für sich Gewisse, von dem die philosophische Untersuchung ausgehen muß, besteht in nichts weiter als in dem, daß: *die Einheit die Einheit, und die Verschiedenheit die Verschiedenheit sey.*

Worin das Verhältniß der Einheit zur Verschiedenheit bestehe, und umgekehrt das Verhältniß der Verschiedenheit zur Einheit, warum diese zwey Verhältnisse nicht eines, und warum das erstere voranstehen müsse, muß sich erst aus der Entwicklung, und durch die Entwicklung ergeben. Dieses Verhältniß der Einheit zur Verschiedenheit, und umgekehrt, ist das noch unaufgelöste Räthsel, vor dessen Auflösung die Philosophie nicht aufhören kann, mit der Mode zu wechseln, bald aus der Mode, bald wieder in dieselbe zu kommen, und im Gebiete ihrer Wissenschaft durch doppelstünige Kunstworte über das Princip, das Unstreitige, die Wahrheit zu streiten, während die eigentliche, den streitenden Parteyen unbekannte, Veranlassung des alten Mißverständnisses durch die Herkömmlichkeit und Gemeinlichkeit geistloser Formeln verborgen, und im Verborgenen aufbewahrt wird.

Aus der richtigen Entwicklung aber jenes Verhältnisses ergibt sich dann auch das wahre Verhältniß zwischen Erkennen und Seyn, Unbedingtem und Bedingtem, Über sinnlichem und Sinnlichem, Subjectivem und Objectivem, Seele und Leib, und allem, wosüber die Philosophie Aufschluß zu geben hat, und geben kann. — Eine solche Entwicklung, die mit der bestimmtesten Präcision die möglichste Vollständigkeit verbindet, liefert die angezeigte Fibel. Möchte sie einer ernstern Aufmerksamkeit und einer parteylosen Prüfung gewürdigt werden, als einige von den letztern Schriften desselben Verfassers! Dies muß der sehnliche Wunsch Aller seyn, welchen die Wissenschaft und die wichtigsten Wahrheiten für die Menschheit nahe am Herzen liegen. Denn wer auch die Ansichten des Vfs. nicht als die Seinigen anerkennen kann, wird doch, falls er sie kennt, und mit parteyloser Wahrheitsliebe beurtheilt, gestehen müssen, daß Reinholds System eine ganz eigene Stelle in der Geschichte der Philosophie verdiene, und schon deshalb allen Liebhabern der Philosophie empfohlen seyn müsse. — Das Reinhold'sche System ist eben so weit vom Dualismus als vom Pantheismus

entfernt: von jenem, indem es ausdrücklich leget, daß es zwey von einander unabhängige Wesen geben könne; von diesem, indem es weiß, daß Gott als das denkende Urwesen, und als das schaffende Princip — über dem Wesen der Dinge, über der Natur im Allgemeinen, und auch über dem erzeugenden Princip stehe, und daß also nicht das Wesen der Dinge, nicht die Natur, nicht das erzeugende Princip Gott seyn könne. Durch seine Unwandelbarkeit und Bestimmtheit schließt es auch allen Skepticismus und Indifferentismus aus, und giebt sehr wichtige und bedeutende Aufschlüsse über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit. Es wäre zu wünschen, daß diese letztere praktische Seite des Systems mehr als bisher herausgehoben, und dargestellt, und das Verhältniß derselben zu den übrigen Philosophien der Zeit, besonders in Hinsicht auf das Einzelne, gezeigt würde; vielleicht könnte dieses mehr zur Empfehlung beytragen, als alle bloß theoretischen Darstellungen, welche bis dahin versucht wurden. Der Vf. scheint einigermaßen derselben Meinung zu seyn, indem er seine Leser zuerst auf die Schlussanmerkung, in welcher die Resultate des Systems enthalten sind, verweist; und wir können deshalb nicht umhin, einige Stellen aus dieser Schlussanmerkung zum Schluß dieser Anzeige wörtlich beyzusetzen: Sie sind folgende:

„Das wahre Philosophiren geht von der Unterscheidung der Einheit als solcher in ihrem Verhältniß zur Verschiedenheit, folglich vom Denken in seiner Anwendung, als dem Mittelpuncte aller Einverständnis aus — und steigt durch die Analyse der besagten Einheit bis zum Leben, als der Offenbarung des denkenden Urwesens an der Natur im Allgemeinen hinauf, und von diesem, als von dem obersten Grenzpunkte der wahren Erkenntniß der Wahrheit herunter zum menschlichen Einzelwesen als solchem in seiner Gattung, welches die Offenbarung des denkenden Urwesens als solche im denkenden Einzelwesen und der unterste Grenzpunkt der wahren Erkenntniß der Wahrheit ist. — Sonach gelangt das Denken, welches in der Analyse seiner Anwendung im individuellen Bewußtseyn des Philosophirenden von sich selbst ausgeht, durch die Vollendung dieser Analyse als der philosophischen Erkenntniß in ihren Elementen wieder zu sich selber als zum Denken im menschlichen Individuum als solchem in seiner Gattung zurück. In der menschlichen Individualität als solcher in ihrer Gattung, besitzt das philosophische Wissen nicht mehr und nicht weniger als die Charaktere der Wahrheit im Allgemeinen, oder die Elemente der wahren Erkenntniß im Menschen, und in diesem Sinne ist das philosophische Wissen die Erkenntniß der menschlichen Natur, und der Mensch findet die Wahrheit nur in seinem Bewußtseyn.“

„Durch unser Menschenwesen in seiner Gattung gehören wir mit allen vernünftigen Einzelwesen im Reiche des vernünftigen Urwesens in eine Classe, und sind, sobald unsere Individualität einmal zu seiner Erkenntniß gelangt ist, und das Leben an sich mit unserer Individualität sich vereinigt hat, schon dießmal des Grabes zum unsterblichen Leben erwacht. Aber durch unsere Specialität, die uns als Bewohnern dieses Erdballs in dem

von unserer Sonne beherrschten Weltgebäude eigenthümlich ist, unterscheiden wir uns als irdische Menschen, und als sterbliche von unserer unsterblichen Gattung, durch die wir zu Bürgern des Reichs Gottes berufen sind. So viel weiß der Philosoph im Allgemeinen und durchs Allgemeine. Das Besondere aber und Individuelle der besagten Species — die sich vorzüglich für die Menschengattung ausgiebt — das Besondere dieses Erdballs, dieses Sonnensystems, vermag auch der Philosoph nur analogisch, empirisch, erfahrungsmäßig, sinnlich kennen zu lernen: durch empirische Naturlehre, empirische Psychologie, empirische Physik, für welche Letztere allein die Mathematik vermittelst der Lehre vom Körperwesen, und Maas und Zahl, reine Verstandeserkenntnisse an die Hand zu geben vermag.“

„Von dem Besonderen und Einzelnen auch nur eines einzigen Individuums ist für kein denkendes Einzelwesen, eine reine, die Individualität, wie sie an sich und der Wahrheit nach ist, erkennende Erkenntniß möglich. Die reine Erkenntniß des Individuellen ist allein dem denkenden Urwesen eigenthümlich, welches alle und jede Einzelwesen erkennt, weil alle und jede nur durch sein göttliches Denken sind, was sie sind, ist das Vorrecht unseres himmlischen Vaters, der unsere Haare auf unserem Haupte gezählt hat, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und dessen specielle und individuelle Vorsehung auf dem Gebiete der empirischen Erkenntniß Geheimniß und Gegenstand des Glaubens — für die reine Erkenntniß aber und im Allgemeinen eben der hauptsächlichste Gegenstand des philosophischen Wissens ist.“

Nachdem der Vf. das Verhältniß des philosophischen Erkennens zur Empirie bestimmt, die Geschlossenheit und Unwandelbarkeit von jenem, so wie auch die Unendlichkeit und Wandelbarkeit von diesem dargestellt hat; nachdem er ferner den Unterschied zwischen dem reinen oder wahren und dem gewöhnlichen Denken angegeben hat; beschließt er das Buch mit folgenden Worten: „Endlich, da die wahre Erkenntniß der Wahrheit ihrem Wesen nach in der Offenbarung Gottes an der Natur am menschlichen Einzelwesen besteht: so ist alle sogenannte Moralität, die nicht ihrem Wesen nach wirkliche und ausdrückliche Religiosität ist, Widerspruch an sich selber, täuschender Schein, Wahn unseres Eigendünkels. Das durch die Wahrheit, als solche, bestimmte Thun und Lassen des Menschen, die wahre moralische Güte, die innerliche Rechtfchaffenheit, kann allein in der Furcht und Liebe Gottes bestehen, welche aus jener in das menschliche Bewußtseyn eingetretenen Offenbarung entspringt, und die Triebfeder und Richtschnur des menschlichen Handelns als eines der Natur gemäßen Lebenswandels wird. Indem sich die individuellen Veranlassungen unseres Handelns, welche immer nur in empirischen Erkenntnissen bestehen können, an die einmal ins Bewußtseyn eingetretene reine Erkenntniß anschließen: tritt die Wahrheit als solche an die Stelle der durch sie verdrängten Willkühr oder Selbstheit im Menschen, und beherrscht die Selbstliebe, welche sich selbst überlassen, oder der Verwirrung des Überinnlichen und des Sinnlichen preis gegeben, in Eigennutz und Wohlthätigkeit übergeht. Nur die wahre, aus dem Urwahren hervorgehende, und zu demselben zurückführende Erkenntniß, nur das Vor-Augenhaben Gottes in der Wahrheit kann in dem gebrechlichen Menschen die übermenschliche Kraft ausmachen, die das Wesen der wahren Tugend ist, und die allein den Entschluß: für die Pflicht es mit jedem Reize und mit jedem Schrecknisse der Sinnlichkeit anzunehmen, ohne Annäherung zu begründen, und in der Wirklichkeit auszuführen vermag. Diese Kraft, das Göttliche im Menschen, kann weder in der Erfahrung, noch in der Speculation gesucht und gefunden werden: sie wird vielmehr in beiden auf die mannichfaltigste Weise verkannt, gemißdeutet und verleugnet. Aber sie ist von jeher bey allen Gewissenhaften aus dem Gefühle der Wahrheit im Glauben des Gewissens hervorgegangen. Gleich wie endlich dieser Glaube von jeher in den Besseren unter den Erdenbewohnern gegen den vulgaren und gegen den speculirenden Aberglauben und Unglauben gekämpft und gezeugt hat, und nie aufhören wird zu kämpfen und zu zeugen: so wird er auch für das einmal errungene philosophische Wissen, und dieses wird für ihn kämpfen und zeugen; und Beide werden ungemischt und ungetrennt mit einander ihre gemeinschaftliche Angelegenheit geltend machen, auf daß die Ehre sey Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 APRIL, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Systematisches Handbuch der Staatswissenschaft, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Literatur derselben.* Von D. Friederich Benedict Weber, ord. Prof. der Ökonomie - und Cameral - Wissenschaften zu Frankfurt an der Oder. Erster Band. Erste Abtheilung. 1804. XXVIII u. 676 S. Zweyte Abtheilung. 1805. XX u. 798 S. 8. (6 Rthlr. 8 gr.)

Den Zweck dieses Werkes giebt der Vf. dahin an: in einer möglichst strengen systematischen Ordnung, mit der möglichsten Vollständigkeit, in einer zweckmäßigen Kürze des Vortrags, den Umfang und die Gegenstände der Staatswirthschaft, d. h. der Policey- und Finanz - Wissenschaften zu untersuchen und aus einander zu setzen, u. s. w. In sofern also der Vf. unter *System* eine nach irgend einem Plane geordnete Darstellung der Gegenstände einer Wissenschaft versteht, wollen wir über den Zweck und Titel des Werks nicht mit ihm rechten; in sofern aber unter *System* die Zurückführung der Wissenschaft auf ihr Princip und die Entwicklung derselben aus diesem Princip und nach der Ordnung, welche dem Princip selbst entspricht, verstanden wird, in sofern können wir der Arbeit des Vfs. dieses Prädicat keineswegs zugestehen.

Die in neueren Zeiten häufigen Bearbeitungen der sogenannten Staats - Wirthschaft sind — des philosophischen Firnisses ohngeachtet, mit dem man sie zu überziehen suchte, und der insbesondere bey den brittischen und französischen Schriftstellern sichtbar ist — großentheils in den Grenzen der Empirik stehen geblieben. Daher die Heterogenität, die Verworrenheit, die Vermischung dessen, was man gewöhnlich Praxis und Theorie nennt; — über welche der Vf. mit Recht klagt. Aus diesem Gesichtspuncte hat allerdings jede geordnete Anreihung der Gegenstände dieser Wissenschaft selbst dann ihr unverkennbares Verdienst, wenn sie auch auf keinem Princip ruht, indem sie doch ein gefügtes Ganzes bildet, das dem philosophischen Forscher die wahrhaft systematische Anordnung, durch die Klarheit der Übersicht des Umfangs, erleichtert. Hat eine solche Darstellung zugleich den Vorzug der Deutlichkeit und Vollständigkeit in Beziehung auf die empirische Masse: so ist sie in sofern allerdings für die Wissenschaft selbst Gewinn. Nur muß sie dann diese Vortheile nicht durch Theorien verkümmern, welche, indem sie

sich, bey philosophischer Sichtung, als geistlos aussprechen, die Verarbeitung der Materialien erschweren, und statt die Wahrheit zu befördern, ihrer Begründung vielmehr neue Hindernisse in den Weg legen. So sehr wir in dieser Hinsicht zweifeln müssen, daß dieses Werk, wie der Vf. glaubt, dem angehenden *theoretischen* Staatswirthe nützlich seyn könne: so sehr hätten wir gewünscht, er möchte sich überhaupt gar nicht in das Gebiet der Theorie gewagt, sondern einzig darauf eingeschränkt haben, die Ansichten der Staatswirthschafts-Lehrer ohne eigenes Urtheil vorzutragen, oder, wenn auch dieses unvermeidlich war, sich dabey immer, ohne Rückblicke auf eine schwankende, nicht philosophisch begründete, also allenthalben als incoherent sich ausprechende Theorie, auf den einzelnen Gegenstand zu beschränken. Dann würde das unleugbare Verdienst dieser Bearbeitung, vorzüglich so viel die staatswirthschaftliche *Literatur* betrifft, reiner, und der Gewinn für die Wissenschaft bedeutender ausgefallen seyn.

Aus diesem Gesichtspuncte würde der gelehrte Vf. der Nachsicht der Kritik keineswegs bedürfen. Sie würde ihm vielmehr für den hohen Grad von Studium und Fleiß, der in diesem Werke unverkennbar ist, Dank wissen; ja sie muß ihn unter dieser Bedingung allerdings zu dessen Fortsetzung ermuntern. Deswegen können beynah alle Erinnerungen, welche die Kritik bey diesem Werke zu machen hat, nur den gänzlichen Mangel eines wirklichen Systems, und die unvermeidlichen Folgen dieses Mangels treffen, nämlich die Unrichtigkeit des bey weitem größten Theils der theoretischen Sätze, welche der Vf. aufstellt. Um dieß *vollständig* zu beurkunden, müßte man allerdings ein eigenes Buch schreiben. Wir können also, nach dem Raume dieser Blätter, dem Anspruche, den der Vf. und das Publicum auf Beurkundung hat, anders nicht Genüge leisten, als indem wir 1) einige der theoretischen Hauptsätze prüfen, auf welche der Vf. sein sogenanntes System baut; 2) bey einzelnen Gegenständen die Irrthümer bezeichnen, welche in dem theoretischen Theile seines Werkes, aus dem gänzlichen Mangel eines Principis, unvermeidlich entstehen mußten.

Vorher aber noch einige Worte über das, was der Vf. *systematische* Anordnung nennt. Er theilt nämlich die Staatswirthschaft in die Policey - und Finanz - Wirthschaft. Von dieser Eintheilung, über die wir uns sogleich weiter äußern werden, ausgehend, enthält der erste Band, außer der *Einleitung* in die

Staatswirthschaft, die *erste* Hauptabtheilung, nämlich das System dessen, was er *Policey*-Wissenschaft nennt; und das in der zweyten Abtheilung des ersten Bandes fortgesetzt wird. Der *zweyte* Band soll die Finanzwissenschaft enthalten.

Von der *Policey*wissenschaft begreift, nach des Vfs. Angabe, die erste Abtheilung des ersten Bandes, außer der *Einleitung*, den ersten oder *theoretischen* Theil der *Policey*wissenschaft. — Die einzelnen Unterabtheilungen, in welche Hr. *Weber* sein System zerstückelt hat, hier sämmtlich anzugeben, würde uns zu weit führen, und wir können darüber um so ruhiger auf das Werk selbst verweisen, als diese Zerstückelung, so geordnet sie erscheinen mag, doch an sich bloß willkürlich ist.

Wir kommen also nun auf die Prüfung einiger der Hauptsätze, auf welche der Vf. das, was er sein System nennt, gestützt hat. In der *Einleitung* in die Staatswirthschaft treffen wir sogleich S. 3 auf den Begriff des *Staatsvermögens*. Unter diesem versteht Hr. *W.* „eine *Vereinigung* (?) alles der Masse der Staatsbürger zustehenden Vermögens;“ und dieses Vermögen selbst soll nach ihm bestehen: „in dem materiellen, außer dem Menschen befindlichen, sogenannten irdischen (!) Gut, und in der Arbeit der Staatsbürger.“ Er versteht also unter Staatsvermögen, einmal den Stoff und die Hervorbringungskraft, und darin hat er an sich ganz Recht; nicht aber, wenn er dieses Vermögen *Staats-Vermögen* nennt. Denn wie will er alsdann denjenigen Theil desselben nennen, den er eben allda dem Staate, oder vielmehr, wie er dann richtiger hinzusetzt, der obersten Staatsgewalt (Staatsverwaltung) als unmittelbares Staatseigenthum zutheilt? — Wir übergehen die gefährlichen Folgerungen, welche sich aus dieser Form der Darstellung ziehen ließen, und bemerken nur, daß Hr. *W.* unter dem, was er Staatsvermögen nennt, offenbar das Volks-, das National-Vermögen versteht. Aber in welchen Widerspruch mit sich selbst versetzt er nicht, wenn er, wahrscheinlich von *Smiths* einseitigen Ansichten verleitet, S. 4 die Arbeit den unmittelbaren Fonds alles Einkommens einer Nation nennt, da sie doch größtentheils ohne Stoff sich gar nicht zu äußern vermag! Von nun an reihen sich denn freylich Irrthümer an Irrthümer; denn so heißt es gleich darauf: Der Betrag des gesammten Nationaleinkommens mache den Nationalreichtum aus! — Reichtum ist ja nach dem klaren Begriffe des Worts nur die höchste Stufe der Vollkommenheit des Nationalvermögens. Indess giebt der Vf. doch am Ende dieses Paragraphs, obgleich abermals in schiefen Ausdrücken, die sichere Begründung (Erhaltung, Bewahrung) des Nationalvermögens und Erhöhung desselben zum Nationalreichtum, als den Zweck der Staatswirthschaft an. Ob man nun gleich diesen Satz aus der dunkeln Darstellung erst hervorgehen muß: so steht er denn doch wahr und richtig, wie er ist, da, und nun hofft man, den Vf. auf dem richtigen Wege zu finden. Mit welchem Erstaunen sieht man also in den folgenden §§.,

daß er aus jenem von ihm selbst richtig dargestellten Satze eine ihm durchaus fremde Definition der Staatswirthschaftswissenschaft abzieht. (Daß die Benennungen *Cameralwissenschaft*, *Staatspolicywissenschaft* u. s. w. gänzlich falsch sind, hätte hier in der Note doch bemerkt werden sollen.) Hr. *W.* definiert nämlich die Staatswirthschaft als die Wissenschaft, welche die Grundsätze und Regeln lehrt, nach welchen der Staat (soll heißen die Staatsverwaltung) sowohl selbst für das gesammte Staatsvermögen (Nationalvermögen) zu sorgen, (nämlich für dessen Erhaltung und Vereinnahmung) dasselbe (zu jenem Zweck) zu leiten und zu verwalten (mit nichten!), „als auch aus demselben, oder dessen Ertrag, einen gewissen Theil als öffentliche, oder Staats-Einkünfte zu erheben habe, um so (!) den möglichst größten Nationalreichtum zu begründen“ u. s. w. Wie kommt nun auf einmal die Verwaltung der Staatsverwaltungseinkünfte (die Finanzwirthschaft) in den Begriff von Staatswirthschaft, nachdem doch der Vf. selbst unmittelbar vorher deren Gegenstand richtig angegeben hatte? Daß die Wissenschaft der Verwaltung der Staatsverwaltungseinkünfte ein Zweig der Staatshaushaltung sey — wer wird das leugnen? Aber was hat sie mit dem Nationalvermögen zu schaffen? Allerdings müssen alle Zweige der Staatshaushaltung mit den Gesetzen der Staatswirthschaft zusammenhängen; eben deswegen ist diese ein Theil der Staatshaushaltung. Das Nationalvermögen kann schwer zum Reichtum schreiten, wenn die Staatsfinanzen schlecht verwaltet werden; das ist aber bey allen Zweigen der Staatshaushaltung der Fall; denn so kann z. B. bey einer fehlerhaften Civilgesetzgebung und Justizverwaltung das Nationalvermögen sich auch nicht vermehren. Deswegen sind diese jedoch kein Theil der Staatswirthschaft; alle aber, wie wir sogleich sehen werden, Theile der Staatshaushaltung, mithin in schwererlichen Bunde. Der vom Vf. selbst richtig angegebene Gegenstand der Staatswirthschaft ist vielmehr: Bewahrung des Nationalvermögens, also des Nationalstoffs und der Producte; und Erhöhung beider. Das sind ihre Grenzen, als Wissenschaft. Aus jener durchaus irrigen Ansicht fällt nun der Vf. im 3. §. in die gänzlich geistlose Abtheilung der Staatswirthschaft in *Policey*wissenschaft und Finanzwissenschaft. Und dies ist, was denn dem ganzen Werke den Stempel des Mangels alles philosophischen Princips aufdrückt.

Was er unter der Finanzwissenschaft versteht, wissen wir bereits. Wir lassen die von ihm gegebene Definition auf sich beruhen; sie selbst bezeugt, daß sie der Staatswirthschaft ganz fremd ist, so wie das, was er S. 6 und 7 ferner über Finanz- und *Cameral*-Wissenschaft sagt, eine gänzliche Verwirrung aller richtigen Begriffe. — Nach Abzug der Finanzwirthschaft bleibt ihm für die eigentliche Staatswirthschaft dasjenige übrig, was er *Policey*wissenschaft nennt und also definiert: „Die Wissenschaft, welche die Grundsätze und Regeln lehrt, das Staats- (National-) Vermögen durch Anwendung

oder Verhütung aller dasselbe betreffenden gemeinschädlichen Übel zu erhalten, zu sichern, und so das Beste desselben zu befördern.“

Das Unrichtige dieser Definition zeigt sich von selbst. Der Zweck der Staatswirthschaft wäre also nur die *Abwendung* des Übels? alle active Beförderung des Nationalreichthums wäre also von ihr ausgeschlossen? Wer mag ihre Grenzen dahin einengen? — Dafs bey *betreffenden* Übeln keine *Verhütung* mehr möglich sey, versteht sich ohnehin. Und was heisst das: *gemeinschaftliche* Übel? An sich ist jedes Übel *schädlich*, und die Staatswirthschaft soll, wenn auch ihr Spielraum einzig aufs *Verhüten* eingeengt ist, doch wohl nicht blofs solche Übel verhüten, die alle Staatsbürger treffen würden. Das Nationalvermögen ist aus dem einzelnen Vermögen aller Staatsbürger zusammengesetzt. Und kein einzelnes Vermögen kann vermindert, beschädigt werden, ohne Nachtheil für das Ganze.

Indefs sind wir vielleicht im Grunde mit Hn. W. einig, wenn er sich schon nichts weniger als bestimmt ausgedrückt hat; allein rechtfertigen läßt es sich durchaus nicht, wenn er das, was eigentlich einzig für die Staatswirthschaft übrig bleibt, *Policey*-wissenschaft nennt, also, seinem eigenen Begriffe von Staatswirthschaft untreu, zwey ganz verschiedene und abge sonderte Wissenschaften zusammenwirft. Offenbar ist er dazu verleitet worden, weil er die Finanzwirthschaft als einen Bestandtheil der Staatswirthschaft betrachtete, der sie durchaus nicht ist. Wollen wir indess der furchtbaren Folgen nicht gedenken, welche die Ausdehnung des Worts *Policey* und der Mißbrauch desselben nach sich gezogen, und die als die treue, nie fehlende Gehülfin des regellosten Despotismus der Menschheit vielleicht tiefere Wunden als die verderblichsten Kriege geschlagen hat: so zeigt sich doch in des Hn. W. eigenem Werke auf die auffallendste Weise, wie viel seine Definition für das Definitum zu eng ist; so liesse sich doch wohl der ganze Abschnitt von der medicinischen *Policey* u. s. w. nur durch die gewaltsamen Zerrungen und Renkungen, unter dem oben angegebenen von ihm angenommenen Begriffe von Staatswirthschaft, *sub voce Policey*, subsumiren.

Und überhaupt, was soll denn diese Tendenz, die Wissenschaften durch Terminologiekargheit zu generalisiren? — Ist es denn dem ruhigen und menschenfreundlichen Beobachter nicht klar, dafs sie den gefährlichsten Leidenschaften der Macht, der Herrschsucht, dem Stolze, der Eitelkeit fröhnt, und dafs es mit der Menschheit nicht besser wird, bis die Rechte und Pflichten der Staatsverwaltung gerade durch Specialisirung der Wissenschaften, und, was die unmittelbare Folge davon ist, durch klare und schneidende Bestimmung ihrer Grenzen, in allen Zweigen der Staatshaushaltung, ihre unverrückbaren Marksteine erhalten werden? — Man sieht nun aus Obigem, an welchem Hauptgebrechen das vorliegende Werk krankt. Die wahre Staatswirthschafts-

de ist in der *Policey* und — nach dem, was noch folgen soll — in der Finanzwissenschaft ertränkt.

Das, was wir davon vor uns liegen haben, und nach jener richtig gestellten Ansicht, einzig als *Policey*-Wissenschaft in dem weitesten Sinne dieses Worts betrachten können, ist allerdings eine schätzbare Zusammenstellung. Aber auch ihr fehlt es freylich an einem Princip, und muß, nach allem bisher Gefagten, daran fehlen. Doch diese Lücke ist zu ergänzen, sobald ein festes Princip für die Staatspolicey aufgefunden ist. Daran haben aber leider! unsere *Policey*schriftsteller bisher nicht gedacht, und doch thut es so sehr Noth, wenn nicht die *Policey* in ein uneingeschränktes, mit dem Grundprincip der Staatsvereine unvereinbares Recht ausarten soll, alle Handlungen der Staatsbürger despotisch nach einem willkührlichen Zweck zu leiten, die Staatsbürger in Maschinen zu verwandeln, und alle bürgerliche Freyheit gänzlich zu vernichten.

Wir gehen nun zwar zu den einzelnen Bemerkungen über; wir müssen aber dabey immer darauf zurückblicken, dafs diese theils in dem oben bemerkten Hauptgebrechen ihren Grund haben, theils wieder auf den Mangel eines Principes der Staatspolicey beruhen. Wir heben also nur solche aus, die zu Beurkundung unseres Urtheils über den Geist des Werks im Ganzen dienen, und auch bey diesem können wir uns nicht weiter ausdehnen, als es der Raum dieser Blätter gestattet.

So erklärt S. 7 der Vf., dafs die Staatswirthschaft, obwohl sie allerdings als eine für sich bestehende Wissenschaft anzusehen sey, dennoch einen Theil einer grösseren Wissenschaft, nämlich der *gesammten* Cameralwissenschaft ausmache. Wir wollen dem offenbaren Widerspruch, der schon in diesem Satze liegt, nachsehen; aber unbegreiflich ist es allerdings, wie der Vf. die Staatswirthschaft, als deren Gegenstand er doch selbst die Bewahrung und Erhöhung des Nationalvermögens anerkennt, für einen Theil der Cameralwissenschaft angeben mag, mit welcher sie, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche dieses Worts, nicht die mindeste Verwandtschaft hat; denn sie geht von ganz anderen und höheren Zwecken aus. Allein die gleich nachfolgende Definition der Cameralwissenschaft überhaupt zeigt, dafs der Vf. von der Staatswirthschaft gar keine klare Ansicht hat; er verwirrt diese Begriffe noch mehr, indem er eingesteht, dafs die Cameralwissenschaften zu der noch ausgebreiteteren Wissenschaft der *Staatsregierungskunst* gehöre. Um uns in diesem Chaos von widersprechenden Sätzen für die klare Ansicht unseres Urtheils einen Leitfaden zu verschaffen, sehen wir uns also gezwungen, die richtige Abtheilung und Unterordnung dieser hier durch einandergeworfenen Wissenschaften aufzustellen.

Staatshaushaltungskunde ist nämlich die Wissenschaft, welche die Grundsätze enthält, wie der Staatsverein seinem Zwecke gemäfs zu leisten sey. — Theile dieser Staatshaushaltungskunde sind: *Staatswirth-*

-schaftskunde, und deren Gegenstand die Bewahrung und Erhöhung des Nationalvermögens. *Staats-Finanz-Wirtschaftskunde*, die Lehre, das zu Erhaltung des Staatsvereins erforderliche Staats-Verwaltungsvermögen, den Staatschatz, zweckmäßig zu sammeln und zu verwalten. — *Staats-Policykunde*. Von dieser ist zwar noch immer eine schneidende Definition erst zu finden. Sie kann aber keinen anderen als den negativen Gegenstand haben, alles, was das physische und sittliche Wohl der Staatsbürger in strengem Bezug auf den gesellschaftlichen Verein gefährden könnte, abzuhalten; und endlich die *bürgerliche, peinliche Staats-Gesetzgebungskunde*, deren Gegenstand ist die Sicherung des Eigenthums der einzelnen Staatsbürger im weitesten Sinne dieses Worts, in dem er zugleich Freyheit, Persönlichkeit umfaßt.

In obige sonach wirklich *einzelne für sich bestehende* Wissenschaften löst sich die ganze Staatshaushaltung auf. Der Mangel einer klaren Ansicht hierüber ist aber Schuld, daß die staatswirthschaftlichen Schriftsteller alle jene Wissenschaften durch einander geworfen, und insbesondere die sogenannte *Policy*-Wissenschaft zu einem ungeheuren Umfange ausgedehnt haben; wodurch sie in zahllose Widersprüche gefallen sind. Allerdings hat jede dieser Wissenschaften, in ihrer untergeordneten Eigenschaft als Theil der Staatshaushaltungskunde, ihr eigenes, geschlossenes Gebiet, ob es uns gleich unmöglich fällt, hier den umständlichen Beweis davon zu führen. Das oben angegebene Princip der Staatshaushaltungskunde bewacht die Grenzen dieser Gebiete; und wenn die Staatspolicy oft mit der Staatswirthschaft zusammen zu fließen scheint: so kommt es einzig daher, weil der Begriff der Staatspolicykunde noch nicht schneidend genug bestimmt, obwohl allerdings bestimmbar ist.

Es würde uns zu weit führen, aus einander zu setzen, wie wenig dann das Princip, welches der Vf. S. 9 von der Staatswirthschaft aniebt, mit dem reinen Begriffe dieser Kunde sich vereinigen lasse; indem er es theils dahin einengt, daß die Arbeit der Nation nicht beschränkt werde, also die Vermehrung des Stoffs ausschließt, und ihr wieder einen bloß negativen Spielraum zuweist, theils abermal die Finanzwissenschaft in die Definition der Staatswirthschaftskunde aufnimmt. Unmöglich kann man ferner dem Vf. beypflichten, wenn er S. 12 das physiokratische und landwirthschaftliche System als gleichbedeutend annimmt; noch weniger, wenn er behauptet, das landwirthschaftliche System beschränke die Manufacturen und Fabriken, vermindere die Quantität der Waaren oder Kunstproducte, und ziehe einen hohen Preis derselben herbey. Gerade umgewendet: die Erhöhung der Masse der Urproducte schafft Fabriken und Manufacturen; denn woher nehmen denn diese den bey weitem größten Theil ihres Materials? Gerade die *Vermehrung* der Urproducte *vermindert* deren Preis, und macht also dadurch dem Fabricanten möglich, wohlfeiler zu arbeiten. Der

Vf. fährt dann fort, das System der vorzüglichen Begünstigung des Ackerbaues, der Urproduction — denn das ist es ja eigentlich und einzig, was man unter Landwirthschaftssystem verstehen kann — mit dem physiokratischen System zu vermischen, das, weil es den Ackerbau als die Urquelle alles National-Reichthums angab, von ihm ausschließend alle Abgaben erheben wollte. Man ist nun längst aufgeklärt, daß das Ganze ein leerer Wortstreit war, der gar keiner ernstlichen Prüfung mehr bedarf: so wie wir denn auch wirklich erstaunen, von Hn. W. den längst verworfenen Satz S. 18 wieder ernstlich behaupten zu hören: Manufacturisten gehörten zu der unproductiven Classe; und dabey zum Beweise die bekannten *Quesnoy'schen* Tabellen angeführt zu sehen, über deren Gehalt doch kein denkender Staatswirth mehr zweifelhaft seyn, oder sie für etwas weiter als eine witzige Spielerey ansehen wird. Die ganze Sache hätte in unseren Zeiten einzig historisch angeführt werden sollen. Leider hat Hr. W. einen anderen Weg betreten, ist aber bey der Prüfung dieses Systems eben desswegen in nicht geringe Inconsequenzen verfallen. Denn so bekennt er S. 25, im Widerspruch mit S. 18, die sogenannte sterile Classe sey in der That nicht ganz (!) unfruchtbar. Er behauptet S. 27, das System der Physiokraten habe *vielleicht* Güte; es habe aber vieles die *Möglichkeit seiner Anwendung* auf!! u. s. w. Man sieht die Verworrenheit der Begriffe auch aus dem historischen Grunde, den der Vf. gegen das Landwirthschaftssystem anführt, daß nämlich der einzige Versuch zu dessen Einführung im Badischen mißlungen sey. Bekanntlich betraf dieser nur das physiokratische Anlagensystem; und daß er dort mißlang, war wohl nicht zu verwundern, denn der Versuch wurde, wie Rec. aus dem Munde des ehrwürdigen Markgrafen, nachherigen Kurfürsten und Großherzogs, weiß, auf ein *einzelnes* Dorf bey Pforzheim eingeschränkt!

Überhaupt ist diese ganze Sache nun, wo man über die Bestandtheile des Nationalvermögens, und die Quellen des Nationalwohls weit mehr im Reinen ist, gar keiner Würdigung mehr werth. Wenn daher der Vf. S. 35 §. 11 zu dem *wahren* System, nämlich dem der natürlichen Freyheit zurückkehrt: so ist um so mehr zu bedauern, daß er, statt, wie hier der Ort war, und wie es die Pflicht des staatswirthschaftlichen Schriftstellers unerläßlich heischt, die offenbare Wahrheit, also Nothwendigkeit dieses Systems für alle Staaten, darzustellen, sich in der Behauptung umherdreht, die Anwendung desselben sey bey der ungleichen Cultur u. s. w. nicht möglich! Die Nichtbefolgung kann der Staatswirthschaftslehrer zwar geschichtlich anführen, aber nie muß er sich irgend eine Ausfertigung erlauben, die dem obnein nur allzuregen Geist des Egoismus der Regierungen schmeichelt. Vielmehr muß er stets für das, was er als wahr, mithin als nothwendig, und also auch als möglich erkennt, seine weltbürgerliche Stimme erheben.

(Der Abschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 APRIL, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Frölich: *Systematisches Handbuch der Staatswissenschaft, mit vorzüglicher Rücksicht auf die Literatur derselben.* Von Friedrich Benedict Weber u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Nimmermehr können wir ferner in der folgenden Einleitung zum System der von Hn. W. sogenannten Policywissenschaft (S. 64. §. 1) die Definition unter schreiben, „dass sie die Wissenschaft sey, welche die Grundsätze und Regeln lehre, das Staats-*Vermögen* durch Verhütung aller *gemeinschädlichen* Übel zu erhalten u. s. w.“ Der Vf. mag hier nun unter Staatsvermögen das National-, oder das Staats-Verwaltungsvermögen verstehen: so ist die Definition ganz unrichtig; denn jenes ist der Gegenstand der Staats-, dieses der Finanz- Wirthschaft. Auch hier werden also wieder alle Begriffe durch einander geworfen; und Hr. W. hat zu den 24 unlogischen Definitionen der Policywissenschaft, die er in der Note anführt, leider! die 25te hinzugefügt. — Eben so irrig ist es, wenn S. 65 behauptet wird, es sey dem *Staate* (soll heißen der Staatsverwaltung) durchaus unmöglich und es existire daher für ihn (sie) kein Recht noch Pflicht, das positive Glück der Bürger zu befördern und zu verbreiten. — Allerdings hat die Regierung diese Pflicht; und dass sie wirklich im Begriffe vom Staat liege, ist von philosophischen Staatswirthschafts-Lehrern gründlich dargethan worden. — Der vom Vf. angegebene Grund, weil Niemand sich zwingen lasse glücklich zu seyn, passt freylich nicht; denn aus dem Begriffe von Pflicht folgt an sich durchaus kein Zwangsrecht. Wer sich aber vollständig überzeugen will, dass Hr. W. auch von der Policywissenschaft keine klare Idee habe, der lese nur, was er §. 7 S. 83 ff. über den Unterschied der Policywissenschaft von der Staatsregierungskunst, der Politik, den Cameralwissenschaften und der Justiz sagt. Nicht genug, dass er mit allem dem, was er selbst vorher, z. B. S. 7, behauptete, durchaus in Widerspruch geräth: so ist es doch wohl ganz unlogisch, die Policywissenschaft der Staatsregierungs-Kunst (Staatshaushaltung), von der sie doch nach seiner eigenen hier wiederholten Aufsehung ein Theil ist, und so auch S. 84 den Cameral-Wissenschaften (wo übrigens die ganze Stelle N. 3 gar keinen Sinn bietet) entgegen zu distinguiren. Die hierauf folgende, übrigens richtige Absonderung von

S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band,

der Justiz hätte ihn auf jenen Missgriff aufmerksam machen sollen.

Nach dem bisher Gefagten können wir nun dem gegenwärtigen Werke weder den Titel eines *systematischen* Handbuchs überhaupt, noch weniger den eines Handbuchs der *Staatswirthschaft* zugestehen. Wir können es nur als ein Handbuch zwey einzelner Theile der Staats-*Haushaltung*, nämlich der Staatspolicy-Kunde und — der Ankündigung in der Vorrede gemäss — der Finanzwirthschafts-Kunde gelten lassen. Um so bedauerlicher ist, dass Hr. W. nicht eifriger um eine feste, sichere, erschöpfende, also logisch richtige Definition der Staatspolicy-Kunde bemüht gewesen ist. Er selbst erkennt S. 72 die Nothwendigkeit derselben; er selbst erkennt dort die für die Rechte der Staatsbürger aus dem Mangel eines solchen Begriffs erwachsende Gefahr; und doch ist alles, was er zu Feststellung dieses Begriffs anführt, nichts weiter als entweder Andeutung dessen, was die Policywissenschaft nicht ist, oder eine äußerst schwankende Beschreibung der zur Policy gehörigen Gegenstände.

Ohne eine bestimmte Definition wird es aber in dieser Wissenschaft nie klar werden. Die traurigen Folgen dieses Mangels zeigen sich auch in gegenwärtigem Werke. Eine Menge der Staatspolicy offenbar fremder Gegenstände ist in sie aufgenommen, und ihr Gebiet, vorzüglich mittelst der so gefährlichen mannichfaltigen Eingriffe in das Gebiet der Justiz, auf eine wahrhaft niederschlagende Weise ausgedehnt. Man gehe das ganze Werk durch, und es wird kaum eine einzige menschliche Handlung sich denken lassen, für welche diese Staatspolicy nicht eine Regel, ein Zwangs- oder Einschränkungsgesetz in Bereitschaft hätte. So wird z. B. S. 164 der Staatspolicy sogar das Recht eingeräumt, den Gerichten und Advocaten zu befehlen, dass sie die Partheyen zum Vergleich bereden sollen. Wie? Auch da, wo das Recht des einen Theils, so wie die Habfucht oder Bosheit des anderen Theils klar ist? Werden nicht dadurch diese verderblichen Leidenschaften offenbar in Schutz genommen und aufgeregt? — Ob übrigens eine dergleichen geregelte Glückseligkeit den menschlichen Neigungen zusage? Ob nicht unter allen diesen Vorichts-, Sicherheits- und Beschränkungs-Anstalten der bürgerliche Wohlstand zu Grabe gehe? Ob nicht diese grenzenlose Ausdehnung der Staatspolicy ins Gebiet der Justiz, welche dem unseligen Hang zum Vielregieren freundlich die Hand bietet, den angemessensten Druck begünstige, dem

Staatsbürger kaum einen Schatten von wahrer bürgerlicher Freyheit übrig lasse, und am Ende, wenn sie so fortschreitet, Europa entvölkern müsse — das möchte einer ernsten Prüfung nicht unwerth seyn. Vielleicht ist nie etwas Wahreres gesagt worden, als, daß das Geheimniß der Beförderung des öffentlichen Wohls das *Ey des Columbus*, d. h. weit einfacher sey, als man denkt. Wer den großen Einfluß der Schriftsteller, vorzüglich der staatswirthschaftlichen, auf die öffentlichen Staatshandlungen kennt, kann nur trauern, wenn er sieht, daß diese, theils aus literarischer Eitelkeit, theils, wie gewiß hier der Fall ist, kraft der Liebe, mit der sie ihre Wissenschaft umfassen, unaufhörlich auf die *Erweiterung* ihres Gebiets arbeiten, ohne zu bedenken, wie verderblich diese Tendenz für die gedrückte und gefesselte Menschheit in einem Zeitalter der Hypercultur ist, wo der Geistes-Arbeiter immer mehr werden, und ihre Zahl sich einzig durch Vielherrschen auf Kosten der bürgerlichen Freyheit und des bürgerlichen Wohlstandes erhalten kann.

Es ergibt sich von selbst, daß nach dem bisher Gesagten, dem Raume dieser Blätter und dem Zweck einer Anzeige gemäß, über die *zweyte* Abtheilung des ersten Bandes sich nicht viel mehr sagen lasse. Nach dem, was wir oben über die Unbestimmtheit des Begriffs der Staatspolicey bemerkt haben, wird man es natürlich finden, daß nicht allein diese ganze voluminöse zweyte Abtheilung ebenfalls sich einzig mit der sogenannten Staatspolicey beschäftigt, sondern selbst die Gewerbpolicey, die örtliche Policey, und die Policey-Praxis, auf eine *dritte* Abtheilung aussetzt.

Diese *zweyte* Abtheilung enthält zwey Hauptstücke, nämlich: die *Bevölkerungs-Policey*, und die eigentliche *Cultur-Policey*, in strengem Sinne; unter der die Erziehungs-, Lehr- und Bildungs-Policey, die Sitten-Policey, dann die geistliche, Religions- oder Kirchen-Policey begriffen wird. Es ist auch hier durchgängig das nämliche Verdienst in Absicht des empirischen und historischen Theils, und der Literatur; durchgängig der nämliche Mangel an einem festen Princip der wahren Staatswirthschaft. Um dieß einigermassen zu bekrunden, verweisen wir auf das, was gleich Anfangs über die Bevölkerungs-policey gesagt wird. So richtig die S. 6 im Eingang des §. 2. vorgetragene Sätze sind, so unbestimmt und schwankend sind die daraus gezogenen Folgerungen. Es wird nämlich in jenem Eingang zugegeben, das wahre glückliche Verhältniß und Maß der Bevölkerung eines Staats sey, dasjenige, welches die möglichst größte Qualität der *dem Grund und Boden* des Staats abzugewinnenden, daraus zu erzeugenden Nahrung, und das möglichst höchste Verhältniß der die ganze Masse der Bürger hinlänglich befriedigenden Arbeit und Beschäftigung bestimmen und leiten. Nicht zu gedenken, daß nicht *der Grund und Boden*, dem einzigen Bevölkerungs-Maßstab, abgiebt, da die Lage eines Staats, z. B. am Meere, an schiffbaren Flüssen u. s. w. an einem fabrikarinen fremden Staate, bedeutenden Einfluß auf den Bevölkerungs-

Maßstab haben kann: so giebt es überhaupt keinen Maßstab der Bevölkerung. So wie Wirkungskreis Nahrung, also Wohlstand Menschen, also Bevölkerung Menschen erzeugt: so hält auch deren Mangel die Bevölkerung in ihren natürlichen Grenzen. Alle Bemühungen, die Bevölkerung zu regeln, sind also eben so unweise, als unmenschlich. Der Mensch strebt nach Wohlstand; wenn er ihn da, wo er geboren wurde, nicht mehr findet, so wandert er aus, sucht ihn anderwärts, und bevölkert andere Gegenden. Übervölkerung ist also ein Unding, und alle Bestrebungen, der Bevölkerung einen bestimmten Markstein zu setzen, haben nur dazu gedient, und können nur dazu dienen, indem sie in die heiligste Menschenrechte eingreifen, die rein national-ökonomische Bevölkerung zu hemmen. J — n.

KÖNIGSBERG, b. Nikolovius: *Staatswirthschaft* von Christian Jacob Kraus, öff. Lehrer der praktischen Philof. und der Cameralwissenschaften auf der Königsberger Universität. Nach dessen Tode herausgegeben von Hans von Auerswald, geheimen Ober-Finanzrath, ostpreussischem Kammerpräsidenten, Curator der königsbergischen Universität und Ritter des rothen Adlerordens. 1808. I Th. XXXII u. 280 S. II Th. XXIV u. 264 S. III Th. XXXIV u. 326 S. IV Th. XL u. 351 S. 8. (5 Thlr. 20 Gr.)

Je seltener es ist, in unseren Tagen Männer anzutreffen, welche gleich Kraus bey tiefer Gelehrsamkeit und sonstigen trefflichen Geistesanlagen, dennoch die Producte ihres Forschens der Mit- und Nachwelt mitzutheilen Anstand nehmen, und den wenn gleich engeren Kreis einer unmittelbar praktischen Wirksamkeit dem oft eitlen Ruhme vorziehen, als Schriftsteller in der literarischen Welt, sey es auch nur ephemere, zu glänzen: um desto mehr verdienen solche Männer und ihre Werke von den Zeitgenossen bemerkt und gewürdigt zu werden. In mehr als einer Rücksicht ist die Geschichte des Vfs. sehr interessant, denn ihm ward das große Glück zu Theil, das den meisten theoretischen Gelehrten leider gänzlich verfaßt ist, nämlich des vertrauten Umgangs mit gebildeten, in hohen Posten stehenden Geschäftsmännern zu genießen. Gewiß ein unschätzbares Glück, zumal für den staatswissenschaftlichen Gelehrten! Wie manches ist hier nicht, worüber allein die Erfahrung, die Praxis befriedigende Aufschlüsse geben kann! Wie unsicher und schwankend bleibt hier nicht immer auch das consequenteste System, welches keine Rücksicht auf Erfahrung nimmt! Häufigere Verbindungen der Art zwischen Gelehrten von Profession und Geschäftsmännern würden gewiß für beide gleich vortheilhaft werden. Die ersteren würden weniger pedantisch, weniger von der Systemfucht befallen werden, sobald sie die Unzulänglichkeit ihrer noch so schulgerecht aufgebauten Systeme in manchen Fällen eingesehen hätten, die letzteren dagegen würden aufhören mit vornehmthuender Geringschätzung auf die Theoretiker herabzusehen, und sie als Pedanten zu behandeln, von deren Geschwäze

man *in praxi* nun einmal keinen Gebrauch machen könne, indem hier die Routine eine ungleich sicherere Führerin abgebe. Sie würden inne werden, daß Praxis ohne Theorie nur im Dunkeln tappt, daß nur diese die allgemeinen Gesichtspuncte und Ideen angeben kann, welche den Praktiker bey seiner Thätigkeit leiten, welche er den Umständen und der jedesmaligen Lage der Dinge gemäß modificirt zu realisiren fachen muß. So würde endlich der Streit zwischen Theorie und Praxis aufhören, der von beiden Seiten von gleich viel Einseitigkeit und Beschränktheit zeugt.

Das vorliegende Werk, das einzige, welches außer einigen kleineren Schriften aus der Feder des Vfs. floß, der nach dem Zeugnisse seines Freundes des Hn. v. *Auerswald*, einen beynah unüberwindlichen Widerwillen gegen das Autorwesen befaß, rechtfertigt vollkommen das Urtheil, welches der Herausg. über ihn fällt. Es beurkundet ihn als einen selbstdenkenden Mann, der die Gegenstände, über welche er schrieb, sich vollkommen zu eigen machte, der damit aber auch zugleich ein an Angflichkeit grenzendes Bestreben verband, seine Ideen deutlich, jedoch mit Vermeidung alles unnöthigen Wortaufwandes, wiederzugeben, wodurch zuweilen sein Styl dunkel und schwerfällig wird. Die Ordnung, welche der Vf. in seinem Werke befolgt, ist größtentheils die von *Adam Smith*, dessen Ideen er auch beynah durchgängig ohne Abweichung folgt. Eben deßhalb enthält sich auch Rec. einer weitläufigeren Anzeige der einzelnen Abschnitte und Capitel, und begnügt sich das Buch denen zu empfehlen, für die es bestimmt ist.

P. d. G.

P A D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Gräff: סוּרֵע לִבְנֵי בִינָה oder *Kinderfreund und Lehrer*. Ein Lehr- und Lese-Buch für die Jugend jüdischer Nation und für jeden Liebhaber der hebräischen Sprache. Von *Moses Philippssohn*, Lehrer an der jüdischen Haupt- und Frey-Schule zu Dessau. 1 Th. 1808. 165 S. 8. (14 Gr.)

(Dasselbe Buch auch bloß mit hebräischen Lettern. 14 Gr.)

Eine nützliche Schrift, sowohl wenn wir auf den Gebrauch für die jüdische Jugend, als auf das Interesse sehen, welches der Freund der hebräischen Literatur daran finden wird. Wir betrachten das Buch zuerst in der letzten Beziehung. Der 3 Abschn. enthält *Gedichte, Gebete, Sittensprüche, Erzählungen und Fabeln*. Unter dieser Rubrik findet man mehrere hebräische Übersetzungen bekannter deutscher Lieder. Wir wissen nicht, ob sie von Hn. Ph. herühren, oder schon früher vorhanden waren. Diese neuen Übersetzungen der deutschen Gedichte sollen, nach der Vorrede, dazu dienen, „damit die erwachsenen Anfänger erfahren, daß man die schwersten Gedanken in die an Wörtern so arme Sprache übertragen kann, und damit sie die Kürze, Naivität (Naivität) und morgenländische Schönheit dieser Sprache kennen lernen, und dadurch Lust zur Erlernung der-

selben bekommen.“ Rec. glaubt und wünscht, daß diese Absicht allerdings dadurch erreicht werden könne, und er muß diese Übersetzung im Allgemeinen für vorzüglich erklären. Nur darf man hier keine buchstäblich treuen Übersetzungen, sondern nur Paraphrasen erwarten, wie diese einige Proben, die wir, wie sie uns der Zufall in die Hände giebt, ausheben, sogleich beweisen werden. Das bekannte Schullied:

Segne, Vater! meinen Fleiß,
Und beglücke mein Bestreben,
Mir zum Heil und dir zum Preis
Weise und gerecht zu leben —

wird S. 34 so paraphrasirt:

בְּרַבְּנִי אָבִי בְּרַחֵם עָמָלִי
הַצֵּלָהּ וְיִשְׁעֵי קוֹלָא אֶלֶף לְבָהִלָּה
לְדַעַת אֵיךְ אֶצְרִיק פָּעֳלִי
לְהוֹדוֹת לִי לְטוֹב וְרָף לְחַלְוָה

Jeder Sachkundige sieht von selbst ein, daß hier der Sinn zwar im Allgemeinen getroffen, aber das eigenthümliche Colorit verwischt sey. Besonders erscheinen die Worte: קוֹלָא אֶלֶף לְבָהִלָּה als ein dem Originale völlig fremder Zusatz. Eben so ist es in dem schönen Liede von *Hölty*:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab. —

dessen Übersetzung sich S. 36 so anfängt:

בְּנֵי שְׁמוֹר אֶמֶת וְרָעָה תִּמְנָה
עַד כִּי חִבְּלֵל לְשֹׁאוֹל
וּמִן כָּל דְּרָגָה נִכְוָּנָה
בְּלִי חֶסֶד וְטֶמֶן וְשִׁמְאוֹל

Eben so ist es S. 42, 47, 51 u. a. St. Die Erzählungen S. 69 ff. sind größtentheils aus dem *Midrasch* und *Talmud* genommen, und meist richtig und gut übersetzt. Doch möchten wir S. 87 die Worte: עָלָם עַקֵּשׁ חַמְחָמֵל nicht durch: „dem Tückevollen sey unverföhnlich“ geben.

Die Abschnitte I, II, IV und V sind dem Unterrichte der jüdischen Jugend gewidmet und im Ganzen beifallswürdig. Die Vocale werden in *gedehnte* und *geschärfte* eingetheilt, wofür aber die hebräische Terminologie: חֲסִידִים und קָטָנִים nicht einmal spricht. Die ganze Anweisung ist sehr kurz und erstreckt sich nur aufs Lesen. Das וִיכָה S. 7 ohne Weiteres durch *Wirthin*, שְׂדֵה S. 14 durch: *ein musikalisches Instrument*, und כְּנִי S. 15 durch *mein Lied* übersetzt wird, können wir nicht billigen. Die Übungen in dem sogenannten Jüdisch-Deutsch S. 94 ff. sind sehr ausführlich und zweckmäßig; die vorausgeschickten Erinnerungen aber möchten wohl zu unbefriedigend seyn. Der letzte Abschn. handelt von *der Religion* in folgenden Abtheilungen: Einleitung in die geoffenbarte Religion. Wer ist der Schöpfer der Natur? Was ist Gott? Von der Einheit Gottes. Wo ist Gott? Allweisheit und Güte Gottes. Heiligkeit Gottes. Unsterblichkeit der Seele. Hr. Ph. sagt hierüber in der Vorr.: „das *Neueste* hier ist die *alte Methode*, die ich vorgefucht habe.“ Sie besteht darin, „daß die Beweismittel des A. T. hebräisch und

deutsch angeführt und kurz erklärt und angewendet werden. Der Herausgeber verspricht in der Fortsetzung dieser Schrift, deren baldige Erscheinung von der guten Aufnahme dieses ersten Theils abhängen soll, sowohl die übrigen Eigenschaften Gottes, als die übrigen Glaubensartikel und Gesetze der Israeliten im weiteren Umfange zu erklären, auch zuletzt ein hebräisches Wortregister mit beygefüger Übersetzung zu liefern. Da Rec. die Zweckmäßigkeit des Unternehmens schon anerkannt hat: so liegt hierin zugleich auch der Wunsch, daß es die verdiente Unterstützung finden möge. n.

DILINGEN, (DILLINGEN), gedruckt auf Kosten des Vfs. b. Brönnner: *Pädagogische Reise durch Deutschland*. Von Joseph Röckl, Prof. der Pädagogik, Aesthetik und Geschichte in Dillingen. Veranlaßt auf allerhöchsten Befehl der bayerischen Regierung. Im Jahre 1805. Mit Salzmanns Bildniss. 1808. XII u. 406 S. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Seit langer Zeit ist uns auf dem Gebiete der pädagogischen Literatur kein so klägliches Machwerk vorgekommen, als das vorliegende. Bey einer, auf jeder Seite sich offenbarenden Armseligkeit des Geistes, und bey einer völligen Unkunde alles dessen, was zum Wesen guter Schul- und Erziehungs-Anstalten gehört, äußert der Vf. eine bald ins Lächerliche, bald ins Abgeschmackte fallende Keckheit und Untrüglichkeit im Urtheilen, und ein unverzeihlich indiscretres Betragen gegen verdienstvolle Männer,

die ihn mit zuvorkommender Artigkeit aufgenommen hatten. Von keiner der Lehr- und Erziehungs-Anstalten, die der Vf. in Salzburg, Wien, Prag, Dresden, Berlin, Dessau und Halle besuchte, erfährt man irgend etwas Instructives oder Lesenswerthes. Wo noch etwas Gutes vorkommt, da ist es aus anderen Schriften, größtentheils wörtlich abgeschrieben. — Der Styl ist den Sachen völlig analog, schwülstig, pretios, voller Sprachfehler, und jeden Augenblick die Gesetze der guten Schreibart verletzend. Nicht einmal die Namen der bekanntesten Männer weiß der Vf. richtig zu schreiben, ja von zehn Namen, die er anführt, sind gewiss immer neun verstümmelt. So lernen wir z. B. hier einen Niemayr, Häufinger, Dolze, Mäufel, Tyllich, Stephens, Meierotto u. s. w. kennen. — Wir würden die Langmuth unserer Leser mißbrauchen, und, ganz gegen den Zweck unseres Instituts, der Anzeige gehaltvoller Schriften den Raum beschränken, wenn wir uns bey der Beurtheilung dieses elenden Buches länger verweilen, und zu jeder unserer Behauptungen Belege aufstellen wollten. Diefs geschieht ja wohl in anderen Zeitschriften. Sollte aber der Vf. die Belege auch von uns wünschen: so stehen sie ihm dutzendweise zu Gebote. Übrigens wollen wir Hn. R. gern zugestehen, daß er es überall herzlich gut meint; denn er versichert an verschiedenen Orten, ganz durchdrungen zu seyn von der Wichtigkeit seines Berufs, und bey manchen Declamationen über Lehr- und Erziehungs-Kunst geräth er gewaltig in Feuer. L. Th.

K U R Z E A N Z E I G E N.

KINDER-SCHRIFTEN. Leipzig, b. Hinrichs: *Erstes Buch für Kinder oder A B C- und Lese-Buch* nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen entworfen von Ernst Hold. Mit 90 schwarzen und colorirten Kupfern. 1808. 127 S. 8. (18 Gr.) Nicht nach neuen, sondern nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen hat Hr. H., wie der Titel auslegt, dieses Elementarbuch entworfen, und er hielt es daher für überflüssig, diese Grundsätze in einer Vorrede anzugeben. Allein da die neuen, neueren und neuesten Syllabir- und Lese-Methoden so schnell auf einander gefolgt sind, und gegenwärtig noch sämmtlich, nebst der alten und uralten, in der Praxis angetroffen werden: so möchte wohl Mancher in Zweifel gerathen, welche neuesten Grundsätze hier zu verstehen seyen. Durch diese Bemerkung wollen wir jedoch dem Büchlein seinen Werth nicht im mindesten schmälern; wir erkennen es vielmehr für ein zweckmäßig eingerichtetes, mit Fleiß und Sachkenntniß ausgearbeitetes Werkchen, das sich bey jeder Methode mit Nutzen gebrauchen läßt. Der Vf. schickt die Buchstaben nach der gewöhnlichen Folge voraus, und nennt dabey jeden Buchstaben bey seinem Namen. Es stehen deutsche und lateinische Buchstaben, letztere in Antiqua- und Curziv-Schrift, erstere auch nach den geschriebenen Zügen, neben einander, so wie überhaupt in dem ganzen Buche deutsche und lateinische, größere und kleinere, Antiqua und Curziv-Schrift mit einander abwechseln, so daß der kleine Schüler schon frühzeitig Übung findet, verschiedene Schriftarten zu lesen. Es folgen die Buchstaben nach ihrer Verwandtschaft, eben so die Sylben, die ein-, zwey- und mehr-sylbigen Wörter. Der unvermerkte Übergang von den leichteren Sylben zu schwereren, bey welchen letzteren immer wieder von den einfachen Lauten ausgegangen wird, z. B. u, uf, uft, Duft, Grust; ü, ür, ürm, ärmt, härmt, würrmt, Schwürrmt u. s. w., trägt viel zur Erleichterung des Lesenlernens bey. Die Aussprache von ch, c, q, x, ph wird erst in dem 16. Abschnitt und zwar durch Regeln angegeben: allein die Regel von c ist zu unbestimmt, und nicht q, sondern qu lautet wie ku; auch der Beyspiele zu diesen schwereren Buchstaben sind verhältnißmäßig zu wenig. Nach mehreren Wörtern und einzelnen Sätzen werden die Lesezeichen angeführt, die bis dahin in der Rede nicht vor-

kamen. Alsdann folgen die Erklärungen der Kupfer und Erzählungen. Die letzteren, mit denen einige Fabeln und ein paar Naturbeschreibungen abwechseln, sind nicht alle neu; aber sie empfehlen sich den kleinen Lesern durch ihren anziehenden Inhalt und durch eine kindliche Sprache. Die Kupfer sind, im Ganzen genommen, gut gerathen, nur wünschten wir, daß hie und da, wenigstens auf jedem Blatte, das Verhältniß der einzelnen Figuren zu einander genauer beobachtet worden wäre. Damit sich jedoch die Käufer nicht durch das lockende Aushängeschild von neunzig schwarzen und colorirten Kupfern irre leiten lassen: so bemerken wir, daß diese 90 Kupfer sich auf 17 Octavblätter befinden, unter denen 12 illuminirte sind. Die größeren beziehen sich auf die Erzählungen, die kleineren (8 auf einer Octavseite) haben ihre besonderen Erklärungen, die bisweilen ziemlich unvollständig sind, z. B.: „16) Die Säge braucht der Mann, wenn er im Winter nicht auf dem Felde arbeiten kann: 35) die Zange braucht der Zimmermann u. a.“ (Das Kind fragt zunächst: wozu?) Oft fehlt die Erklärung ganz, und mitunter in Fällen, wo es dem Kinde schwer werden möchte, den Sinn zu errathen. Einige Ausdrücke, z. B. *Musien*, hätten erläutert, und No. 73 hätte der Name *Phönix* immerhin dazu gesetzt werden können. S. 43 liest man: *da Kind* st. *das Kind*; S. 46 steht: *der Storch frisst Fische*, zweymal; S. 44 steht *Hörner* st. *Geweih*; S. 53 die *Hennen* st. *Hühner*.

Xep.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Tänzeleyen und Scherze für unsere Kinder*, von J. A. C. Löhr. Zweytes und letztes Bändchen mit vier Kupfern. (Ohne Jahrzahl.) 158 S. 4. (2 Thlr.) In diesem zweyten Bändchen sind siebenzehn Erzählungen von verschiedenem Werthe, und wir können unser günstiges Urtheil vom ersten Bande (1807, No. 194) nicht ganz auf diesen zweyten anwenden. In Rücksicht des feinen Papiers, des schönen Drucks und der gut gerathenen Kupfer steht er indessen dem ersten nicht nach. Die Kupfer sind aber nicht colorirt, wie diefs bey dem ersten Bande der Fall war.

O. m. r.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN II APRIL, 1809.

Ö K O N O M I E.

- 1) LEIPZIG, b. Martini: *Der neue sächsische Bienenmeister*. Eine Zeitschrift, herausgegeben von Johann Gottfried Lukas, Schulmeister in Nischwitz bey Wurzen u. s. w. Erstes Bändchen. 1 Stück. 1807. XVI u. 104 S. 2 St. IV u. 138 S. Zweytes Bändchen. 1 St. 1808. XII u. 162 S. 8. (1 Thlr. 10 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Entwurf eines wissenschaftlichen Systems der Bienezucht*. Von J. G. Lukas. Erster Theil. 1808. VI u. 318 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

In No. 1 glaubte Rec. eine Zeitschrift zu finden, bestimmt die Neuigkeiten im Bienenfache von Zeit zu Zeit in zwanglosen Heften bekannt zu machen; allein diese Erwartung wurde für diesmal getäuscht. Der Vf. ist fast durchaus polemisch zu Werke gegangen, besonders gegen den verstorbenen Matuschka, und hat dabey die Grenzen so sehr überschritten, daß man statt der gewünschten Belehrung nur die Äußerungen des Unwillens und der bösen Laune erhält. Die erste Abhandlung des zweyten Heftes ist die einzige wahrhaft lezenswerthe. Desto mehr erwidert sich das 1 Heft des zweyten Bändchens unseren Beyfall. Es enthält aber bey weitem das Mehrste von fremder Hand. Selbst Staudtmeister lieferte Beyträge dazu. I. *Von der Pflege der Bienen im Sommerhalbjahre*. Vom Herausgeber. II. *Ein Gespräch: der junge Wurster und sein Pathe*. Enthält eine Neckerey gegen Wurstern, die ein würdiger Pendant zum ersten Band ist. III. *Schreiben an den Herausg. über den Flug der Bienen auf den rothen Klee*. Von Homilius. Lesenswerth. Dazu IV ein anderes Schreiben von M. Mauke, das sich den Beyfall jedes Forschers versprechen kann. V. *Über den Bienenflug auf den rothen Klee, in Bezug auf vorstehende beide Abhandlungen*. Von Staudtmeister. Es wird der seit einiger Zeit zur Sprache gebrachte Gegenstand nach der bekannten Manier des Vfs. beseitigt. VI. *Kurze Beschreibung der erzgebirgischen Bienezucht*. Von Homilius. Der Herausg. hat einige unerhebliche Anmerkungen dazu gemacht. Die Beschreibung verdient ihr Lob. Eine solche Beschreibung muß jedesmal, sowohl für die Gegend, von welcher sie genommen wird, als auch fürs Ganze ihr Gutes haben. Möchte es daher doch recht viele geben, welche, wie Homilius, ein Gleiches thäten! VII. *Mein Verfahren mit einem unruhigen Schwarm, der den Wiederausgang drohte*. Von Staudtmeister. Ein Fall, der bey Nachschwärmen öfter als bey Verschwärmen vorkommt.

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Hr. St. brachte einen Schwarm, der eine ganze Woche lang alle Tage kam, bald zurück ging, bald sich anlegte, am 7 Tage, nachdem er in ein von Schilf in Form eines Lagerstockes leicht gemachtes Behältniß eingefangen war, in den Keller, der ganz verfinstert wurde. Er begoß ihn nach und nach mit 3 Gläsern Wasser. Gegen Abend ward der Schwarm ruhig, u. konnte nach seinem Willen mit einem Lagerstocke leichtlich vereinigt werden. Die dabey gemachten Bemerkungen verdienen Beherzigung. So auch VIII. *Hülfe zweyer weiselloser Bienenstöcke*, von Ebendesselben. Desgl. IX. *Über mein Mittel gegen den Bienenstich*, von Ebend. Man soll das zarte Blatt einer weißen Kohlpflanze auf die verwundete Stelle legen. X. *Was ich aus Erfahrung bey dem Bienenstiche anrathen kann*. Vom Herausg. XI. *Mein letzter entscheidender Versuch mit faulbrütigen Bienen u. s. w.* Von Demselben. Ist nicht befriedigend. XII und XIII. *Theorie und Kunst, Ableger zu machen*. Von Demf. Der Vf. hat uns diese schon mehrmals gelehrt. XIV. *Von der Vereinigung der Schwärme in Lagerstöcken*. Von Staudtmeister. XV. *Nachricht von Riems Tode*. Von Staudtmeister und Lukas. Hr. St. erwägt hier die Verdienste Riems um die Bienezucht mit Wahrheit und Würde, bemerkt aber auch mit wissenschaftlicher Freymüthigkeit dessen Fehler, ohne der Freundschaft, in welcher beide standen, Abbruch zu thun. XVI. *Kurze Nachrichten*. — Rec. hat von dieser Schrift deshalb eine ausführliche Anzeige gemacht, um die Bienenväter selbst urtheilen zu lassen, worauf sie in der Folge zu rechnen haben. Er wünscht dem Unternehmen Unterstützung, dem Herausg. aber das Talent, seine Gegner auch im Widerspruche zu gewinnen.

In No. 2 wagt der Vf. mit kühnem Muth ein wissenschaftliches System der Bienenkunde aufzustellen, oder, wie er in der Vorrede sagt, die Bahn dazu zu brechen, wobey er uns ans Herz legt, daß dazu noch mit keinem vernünftigen Gedanken vorgearbeitet sey. Nur die Beobachtung der Natur habe ihn geleitet. Dabey bekennt er aber bescheiden, daß in dieser großen Werkstätte noch vieles zu beobachten sey, und er erwarte deshalb auch Nachfolger, die einst ihr Ziel weiter als das feine hinaus stecken können. Da gegenwärtige Schrift eine neue interessante Ansicht der Bienenkunde giebt, die sie zu ihrer endlichen Vervollkommenung bedarf, weil nur durch Betrachtung von mehreren Seiten reine Kenntnisse zu erlangen sind: so halten wir uns für verpflichtet, dabey zu verweilen, und durch Angabe des

Inhalts-einen Begriff von des Vfs. System zu geben. Indess ist es nicht unsere Meinung, diese ganze neue Theorie, viel weniger das Einzelne in Schutz zu nehmen oder zu befreiten.

Das 1 Bändchen umfaßt den theoretischen Theil. Nach einer vorausgeschickten Einleitung über die Meinungen und Grundsätze bey der Bienenkunde überhaupt, theilt der Vf. den Vortrag in drey Curfus, die er Stufen nennt, ab. Jede derselben ist in Abschnitte getheilt, diese wiederum in §§. *Erste Stufe. Elementarerkennnisse.* 1 Abschn. *Von den verschiedenen Gattungen der Bienen in einem Stocke — Mutterbiene, Arbeitsbienen und Drohnen.* Die letzteren sieht der Vf. als der Natur unwesentlich an, weil sie weder für die Zeugungsgeschäfte, noch für sonst etwas bestimmt wären. Er beruft sich dreist auf die Erfahrung; daß sie noch Niemand, weder im Stocke noch außer demselben, geschäftig gesehen habe, ob er gleich zugiebt, daß sie so eifrig, wie die viel kleineren Arbeitsbienen, fliegen. Nur den Bienenwirthen gäben sie nützliche Anzeigen. Denn, sagt er S. 30, ihr Daseyn deutet so viel an, daß ein Stock mit vielen Drohnen auch mit dem nothwendigsten Zeugungsgeschäfte der Arbeitsbienenbrut in gutem Stande sey, und von seinem Honigvorrathe keinen zu verzehren nöthig habe, so lange er die Drohnen dulde. So ist auch die Witterung fruchtbar, und für die Bienen Nahrung im Felde, so lange die Drohnen von den Arbeitsbienen nicht gebissen werden. Man kann auch durch die Drohnen beurtheilen, in welchem Verhältnisse die Stöcke zu einander stehen, z. B. wie weit einer in seinem Zeugungsgeschäfte vorgerückt oder zurück sey. Wenn sich bey einem Bienenstocke noch keine Drohnen sehen lassen: so zehrt er noch von seinem Vorrathe, obgleich ein anderer schon längst Honig einsammelt. Es giebt zwar viele Meinungen über den Zweck der Drohnen und ihre Bestimmung von der Natur; aber man kennt ihn noch nicht aus natürlichen Gründen. Sie scheinen das Product von der bis zum Übermaße gestiegenen Zeugungskraft zu seyn, so wie der Honig und der Wachstafelnbau im Gegentheil das Übermaß von Productionskraft ist. Wie nun beide Kräfte mit einander steigen und fallen: eben so steigen und fallen auch Drohnen und Honig, als ihre Erzeugnisse. Folglich müssen Drohnen auch wegen des Honigerzeugnisses hauptsächlich da seyn, wir mögen nun ihr Geschäft bestimmen können oder nicht. 2 Abschn. *Von den Sinnen der Bienen.* Enthält manches Treffende. 3 Abschn. *Von dem natürlichen Bedürfnisse der Bienen, in einer Wohnung zu leben.* Sowohl ihr weicher Körper, als ihr Product bedürfen Schutz gegen schädliche Einflüsse der äußeren Natur und gegen Nachstellungen ihrer Feinde. 4 Abschn. *Von den Eigenschaften der Bienen, ihre Wohnungen zu bewachen, und sich zu vertheidigen.* 5 Abschn. *Von den Dingen, welche die Bienen lieben und leiden, und welche sie im Gegentheil verabscheuen und fliehen.* Der Vf. entwickelt hier den Begriff, wie man die Liebe der Bienen zu etwas und im Gegentheil die Abneigung

zu verstehen habe, recht gut, und macht beide zu einem Naturtriebe, der dem Menschen nicht anzupassen sey, weil die freye Willkühr, die der Mensch in einem vorzüglich hohen Grade hat, den Bienen fehle. — Die Bienen gewöhnen sich sogar an Dinge, die sie sonst nicht gut leiden können, z. B. schwarze Farbe — schonen ihren Wärter bis auf einen gewissen Grad der Reizung. Mit Recht rügt der Vf. die Meinung derer, welche den Bienen eine Handlungsweise zuschreiben, wie sie der Mensch hat — denn dadurch wird man zu irrigen Vorstellungen verleitet. „Anstatt, daß wir von Liebe und Abscheu, von Leiden und Fliehen reden, so sollte man vielmehr von bestimmten Kräften und Gesetzen der Natur handeln. Nur durch die Sinnen wird auf die Bienen gewirkt, daher müssen sie manches angenehm und manches widerlich finden, nicht als ob in ihnen angenehme und widrige Vorstellungen erregt werden könnten, denn diese sind mit dem Bewußtseyn verknüpft, welches man den Thieren (im Allgemeinen wohl gegen die Erfahrung) abspricht.“ So sollen die Bienen S. 62 bey dem Berühren mancher Gegenstände, als Ameisen, Hornisse, Haare, Federn u. s. f. convulsivische Zufälle davon bekommen, und die Stellen von Mäusen angefressener Honigtafeln Jahrelang nicht wieder berühren, selbst die Wohnungen deshalb verlassen. Da man nach dem 6 Abschn., welcher *von der Neigung der Bienen und ihrer Ausartung* handelt, ihnen im eigentlichen Verstande keine Neigungen, Triebe und Begierden beylegen kann, weil sie keine moralischen Wesen sind: so bedient man sich solcher Ausdrücke nur als uneigentlicher Redensarten, um die verschiedenen Naturkräfte und Gesetze nach dem Unterschiede der verschiedenen Grade ihrer Wirksamkeit zu bezeichnen. So können die Naturkräfte nicht zu allen Zeiten alle in Bewegung seyn, sondern müssen erregt werden. So denken wir uns die Anregung der Bienen, Honig zu sammeln, als eine Neigung. Es müssen sich zu dieser Anregung äußere Verhältnisse vereinigen. Treten aber diese nicht alle ein, welche als Bedingungen diese Kraft erregen und bestimmen: so fliegen die Bienen dennoch nicht aus, um Honig aufzusuchen, wenn sie auch wirklich ausfliegen könnten. Der Hunger kann sie nicht, wie andere Thiere, zum Ausfluge nöthigen. Der 7 Abschnitt handelt *von dem Ausfluge der Bienen.* Es haben zwar die Bienenväter bey dem Ausfluge der B. einen Unterschied bemerkt; aber dieß Wissen ist ohne deutliche Erkenntniß geblieben. Er zeigt sich von dreyerley Art, als *völlig unbestimmter Ausflug*, welcher Statt findet, wenn die Arbeitsbienen keine Mutterbiene noch Brut von derselben haben, wenn sie, wie im Frühlinge und im Herbste der Fall am meisten eintritt, kraftlos aus Mangel an Nahrung sind, entweder wenn es dem Stocke daran fehlt, oder auf der Weide keine zu finden ist. Der *unvollkommene Ausflug* zeigt sich, wenn die B. noch keine bestimmte Richtung haben, wie im Frühjahr die ersten Ausflüge bey allen Stöcken sind. Schlechte Stöcke be-

halten ihn lange; gute, bis Blumen genug da sind. Der *vollkommene Ausflug* ist dann, wenn alle Bienen beym Aus- und Ein-Fluge in gerader und schneller Bewegung ab- und zufliegen, keine langen und wiederholten Kreise in der Luft machen. 8 Abschn. Das Vorpiel ist ein besonderer Ausflug der Bienen und rührt von einer subjectiven Bestimmung her, welche die Organisation zum Zweck hat. Sie sind gemeinlich die Anfänge zu Schwärmen. Die Meinung mancher Gelehrten, als bewirkten solche nur junge Bienen, um sich im Fluge zu üben, hat der Vf. widerlegt. 9 Abschn. *Von dem Geschäfte der Production und Reproduction.* Die Bienen finden auf der Weide nur Stoff, Pflanzensäfte und Blumenstaub. Für den Ersteren haben sie in ihrem Leibe eine Honigblase, und den Letzteren tragen sie an den Hinterfüßen heim. Honig und Wachs ist im eigentlichen Verstande nur ein Product der absoluten Natur der Bienen; denn weder einzelne, noch mutterlose Bienen können Honig und Wachs erzeugen. Der Vf. bestreitet hier die verschiedenen Meinungen der Gelehrten. 10 Abschn. *Von der Bauart und Stellung der Wachstafeln.* Unter Ersterer versteht man die Art und Weise, wie die Bienen ihre Wachstafeln und Zellen bauen; Letztere bedingt die Ordnung derselben. Hier hätte der Vf. mehr sagen sollen, weil dieser Punct sein System sehr nahe angeht. Seine Gegner werden diese Schwäche benutzen. — Es giebt Brutasteln, Honigasteln, Arbeitsbienenbrut und Drohnbrut. 11 Abschn. *Von der Erzeugung der Brut.* Obgleich die Kraft zur Zeugung der Brütin der Natur der Bienen die stärkste ist: so vermindert oder verliert sie sich mit der Trachtgänzlich. Erst erscheinen die Arbeitsbienen, dann die Drohnen und endlich die Mutterbiene. Ein guter Bienenstock hat vom Frühjahr bis in den späten Herbst Brut zu Arbeitsbienen. Diese bewirken die Arbeitsbienen in Gemeinschaft mit der Mutterbiene, und so kann man dieß die wahre Brut nennen. Ist aber die Mutterbiene weg oder unfruchtbar: alsdann sollen sich gemeine Mütter befruchten, daß sie Eyer in die Zellen legen, und dieß kann als falsche Brut angesehen werden. Hier hat der Vf. wohl ohne zureichenden Grund bemerkt, daß auf diesen Fall nur Drohnen entständen, welche denjenigen, die in gesunden Stöcken erzeugt sind, nur in der Gestalt ähnlich wären. Man nennt diese Brut auch Buckelbrut, weil die Deckel der Zellen erhaben erscheinen. 12 Abschn. *Von der Vermehrung und Verstärkung der Bienen durch die Brut.* Beide unterscheiden sich durch den Begriff zwischen Verstärkung und Zeugungskraft. Dieß geht der Kraft zur Vermehrung und Verstärkung voraus. Sie bestimmt sich allemal aus dem Producte der Ersteren. Der Grund dieser Bestimmung aber ist Nahrung und Wärme, und also von den Einflüssen der äußeren Natur abhängig. Es giebt dabey sehr viele Verhältnisse, welche einem Bienenvater von besonderer Wichtigkeit sind. 13 Abschn. *Von der Fortpflanzung der Bienen durch das Schwärmen.* Da der Vf. den Bienenstock als Einheit nimmt: so ist

nach ihm das Schwärmen eben das, was bey anderen Thieren die Geburt ist. 14 Abschn. *Von der Verminderung und Abnahme der Bienen.* Beides sind verschiedene Begriffe. Die Verminderung bewirkt die Natur der Bienen zu seiner Zeit eben so wohl, als sie die Vermehrung bewirkte. Die Abnahme aber ist zufällig, und kömmt von äußeren Ursachen her. Es wird bewiesen, daß jene aus eigenem Antriebe der Natur der Bienen geschehen muß, wo nach den Gesetzen der organisirte Körper bis auf seine wesentlichen und nothwendigen Glieder wieder eingeschränkt werden soll. Wenn aber äußere Ursachen gedacht werden müssen, wodurch die Bienen weniger werden: so ist das mehr als Verminderung, es ist Abnahme, die in der Natur nicht seyn soll. Die Kälte des Winters, das Thauwetter, plötzliche Veränderung der Luft, Localumstände, die mannichfaltigen Feinde der Bienen bewirken die, den Bienenvätern allemal Verlust bringende Abnahme. 15 Abschn. *Von der Stärke und Schwäche der Bienen.* 16 Abschn. *Von der Mutterlosigkeit und anderen Krankheiten.*

Die zweyte Stufe befaßt sich mit den gelehrten physikalischen Kenntnissen, d. i. welche die Elementarkenntnisse erweitern, begründen und mit einander fester verbinden. 1 Abschn. *Von einigen körperlichen Theilen der Bienen als bestimmten Kennzeichen der verschiedenen Gattungen.* Sie sind zur genaueren Kenntniß der Bienen nöthig, und werden durch anatomische und chemische Zerlegung erlangt. 2 Abschn. *Von der Organisation.* Diese ist in der neuen Theorie wesentlich, und vom Vf. gut aus einander gesetzt. Ein Bienenschwarm, als Bienenschwarm genommen, ist nach ihm ein organisirter Körper, d. i. die sämmtlichen dazu gehörigen Bienen müssen als eine Einheit betrachtet werden. Jede einzelne Biene ist in der absoluten Totalität ein bestimmtes Organ von dem absoluten Bienenkörper, versehen mit Lebenskraft durch das absolute Leben des Bienenkörpers. Ihr Körper und Leben sind aber nicht absolut, weil sie im isolirten Zustande nicht organisiren, produciren, zeugen und überhaupt ihre individuelle Natur den schädlichen Einwirkungen der äußeren Natur nicht widerstehen können. Der individuelle Körper und sein Leben sind nur in so fern als absolut zu betrachten, als sie in Verbindung aller übrigen Organe in ihrer bestimmten Reihe stehen. So wie jede Biene ein Organ ist, so sind mehrere, zu gewissen einzelnen Geschäften bestimmt, ein Glied, alle in bestimmte Ordnung verbunden, ein Organismus. Das Ganze ist für unsere Betrachtung ein System. Der 3 Abschn., *vom Organismus der Bienen*, ist fast zu gelehrt gerathen. 4 Abschn. *Von den Spuren der absoluten Productivität.* 5 Abschn. *Von der verschiedenen Wirksamkeit der Productionskraft überhaupt und ihren Abwechselungen.* 6 Abschn. *Von den natürlichen Kunsttrieben der Bienen.* Der von den Naturforschern angenommene Kunsttrieb, welcher von uralten Zeiten her so viel Beyfall erhalten hat, wird vom Vf. für nichts anderes angesehen als eine unbehülliche Krücke. Die regelmäßige Form der

Zellen ist ein Gebilde, wie es die Natur überall zeigt, z. B. in den Schneeflocken. Die Bienen kommen nicht anders zum Scheine der Vernunft als vermittelt der Sensibilität, die in Irritabilität und zuletzt in Bildungstrieb übergeht, wenn sich ihre organische Natur durch die anorganische bestimmt hat, und organisiren kann. 7 Abschn. *Von den sogenannten Kunstproducten und ihren Bestandtheilen.* 8 Abschn. *Von der Zeugungskraft.* 9 Abschn. *Von den Erkenntnisgründen zur Geschlechtslehre.* Bloß das Ansehen *Reaumur's* ist die Ursache, warum man in diesem Punkte so lange Irrthümer beybehielt, und in der Wissenschaft nicht fortschritt. *Bonnet* ist der einzige, welcher *Reaumur's* der Übereilung für fähig hielt. Die Zeugungskraft nimmt ihren Ursprung in der absoluten Productivität, und ist ein Zweig der Productionskraft überhaupt. Welcher Mensch, fragt der *Vf.* S. 215, kann bey gesunder Vernunft von den Bienen eine individuelle Paarung nach Art der Fliegen und anderer Insecten sich vorstellen, wenn er nicht das Vorurtheil hat, als lebten die Bienen nur auf eine gesellschaftliche Weise zusammen? welches ja aber schon durch den bloßen Augenschein zu widerlegen ist. Nur durch die thierische Wärme werden sie alle fruchtbar gemacht. Die Meinung, daß sich zwey Bienen mit einander begatten können, läuft deshalb wider die gesunde Vernunft, weil sie, einzeln betrachtet, keine absolute Natur haben, als welche sie im isolirten Zustande leben, produciren und zeugen könnten. Den zur Zeugung erforderlichen Befruchtungsact kann man sich nicht als eine individuelle Paarung einzelner Geschlechter vorstellen, weil ein solcher Begriff dem Begriffe der Organisation zuwider läuft. Die Bienen machen daher im Verhältniß zu anderen Insecten, welche sonst den Bienen sehr nahe stehen, eine Ausnahme, da die ganze Einrichtung ihrer Natur von allen eine solche Ausnahme ist, die ihres Gleichen auch weiter nicht hat. 10 Abschn. *Von den Eyer legenden Müttern.* Die Mutterbiene ist unter allen Bienen die fruchtbarste, macht mit dem Eyerlegen in dem Zeugungsgeschäft den Anfang und auch das Ende. Die Fruchtbarkeit der Drohnenmütter dagegen zusammen genommen, ist nur geringe, und entwickelt sich dann nur, wenn der Organismus innerlich durch das Zeugungsgeschäft, und äußerlich durch das Productionsgeschäft, zu einer gewissen Stufe der Vollkommenheit gelangt ist. Bis zu dieser ist der Bildungstrieb nur allein auf die Mutterbiene eingeschränkt, und

keine weibliche Arbeitsbiene wird organisirt und fruchtbar gemacht, weil sich die Natur durch die Bildungskraft zu einer höheren Stufe der Ausbildung noch nicht erhoben und bestimmt hat. 11 Abschn. *Von den verschiedenen Perioden der Zeit zur Ausbildung der Brut.* Die ursprünglichen Actionen der Zeugungskraft können wir nicht beobachten, sondern nur bemerken, daß eine kurze Zeit dazu gehört, binnen welcher das Ey, als Product derselben, seine Vollkommenheit erreicht. Das Ey liegt drey Tage in der Zelle, und es gehet eine kleine Made aus demselben hervor, welche höchstens den 7ten Tag die Zelle füllt, wo die Bienen solche alsdann mit einem Deckel verschließen, den die junge Biene ohngefähr den 11ten Tag durchbeißt und ausläßt. 12 Abschn. *Von den verschiedenen Sphären der Brut, worin sie ihre Ausbildung erhält.* 13 Abschn. *Von den Lehren über das Geschlecht der Eyer und Maden.* Diese Lehre, worüber in unseren Bienen-Büchern so viel geschrieben worden, ist ohne Grund und wider-natürlich, weil weder das Ey, noch die Made auf derjenigen Bildungsstufe stehen, wo die Producte nach entgegen gerichteten Tendenzen erst ausgebildet werden, daß mit Grund das Geschlecht durch eine besondere Eigenschaft zu erkennen seyn sollte. 14 Abschn. *Von der Gestalt einer Made und der in der Metamorphose aus ihr hervorgehenden neuen Gestalt einer Nymphe.* 15 Abschn. *Von der Vergleichung der verschiedenen Revolutionen.*

Die dritte Stufe, von den wissenschaftlichen Kenntnissen. Hiebey darf man sich nicht denken, daß diese hier vorgetragene wissenschaftliche Kenntniß zunächst auf die Bienen gehe, sondern es ist mehr ein langweiliges Raisonement über das Erlangen der Kenntnisse überhaupt.

Rec. glaubt durch die Angabe des Wesentlichen, das in diesem nützlichen Buche enthalten ist, theils eine Übersicht der hier aufgestellten Theorie gegeben, theils Sachkenner angeregt zu haben, dieselbe ihrer unparteyischen Beurtheilung zum Nutz und Frommen der Bienenkunde zu unterwerfen. Möchte es deren doch recht viele geben, welche ihre Erfahrungen und Prüfungen mit dieser neuen Theorie vergleichen, damit es endlich gelänge, in die Bienenwissenschaft, für die dem Scheine nach schon so viel gearbeitet worden, Wahrheit zu bringen! Dem zweyten, als praktischen, Theile sehen wir erwartungsvoll entgegen.

J. P.

K U R Z E A N Z E I G E N.

ÖKONOMIE. Leipzig, b. Fleischer: *Bienenkatechismus für das Landvolk.* Von J. L. Christ. Mit 1 verb. Kpf. 3te stark verm. und verb. Auflage. 1807. VI u. 210 S. 8. (9 Gr.) Ein schon so bekanntes Bienenbuch, wie das vorliegende, bedarf keiner weitläufigen Beurtheilung. Daß diese neue Aufl. beträchtliche Vorzüge vor den vorigen habe, versteht sich von selbst, da der *Vf.* seinen Schriften immer mehr Vollkommenheit zu geben bemühet ist. Ob er gleich der Magazin-Bie-

nenzucht überall das Wort redet: so läßt er doch auch die Freunde der stromen Halbkörbe und der einfachen Strohkörbe nicht ohne Belehrung und Rath. Auch verdient er über das gehört zu werden, was er über Weiselloßigkeit, Reserveköniginnen, Bienenräuberey u. s. w. sagt. Das Ganze ist in 6 Cap. abgetheilt, und enthält 223 Fragen in der bekannten *Christlichen Manier.* Ein vollständiges Register erleichtert den Gebrauch des Buches nicht wenig. — sch —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 A P R I L , 1809.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Handbuch der Statik fester Körper, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgesetzt von J. A. Eytelwein, kön. preuss. geh. Oberbaurathe etc. 1808. Erster Band, mit 10 Kupf. 384 S. Zweyter Band, mit 7 Kupf. 424 S. Dritter Band, mit 5 Kupf. 198 S. gr. 8. (7 Rthlr. 12 gr.)

Die Statik der festen Körper ist jedem Baumeister unentbehrlich, der in seinem Fach mit Einsicht zu Werke gehen, und seine Anstalten nicht aufs Gerathewohl treffen will. Nichts desto weniger mangelte es bisher an einem zweckmäßigen Handbuche, worin ihre Anwendung auf die bey der Baukunst vorkommenden Fälle gezeigt, und zu ihrer Berechnung hinreichende Anleitung gegeben wäre. Diesem Mangel hat der Vf. des vorliegenden Handbuchs abzuhelfen gesucht, und das Hauptfächliche aus der Statik fester Körper mit gewohnter Gründlichkeit abgehandelt; auch wird von ihm die Anwendung derselben auf die am häufigsten vorkommenden Gegenstände der bürgerlichen Baukunst sehr treffend gezeigt, so daß sein Werk jedem Architekten gewiss eine sehr willkommene Erscheinung ist.

Um das Buch desto brauchbarer für Anfänger zu machen, hat der Vf. alle Lehren der Statik, wo dieß nur möglich war, ohne höhere Analysis vorzutragen sich bestrebt, wo es aber unthunlich blieb, die Darstellung durch die möglichste Deutlichkeit erleichtert, und bey jeder Integralformel auf *Pasquichs Analysis* mit Bezeichnung der Stelle hingewiesen, wo man den Beweis der Elementarlehren zu suchen hat; übrigens die schwierigeren Untersuchungen mit Sternchen bezeichnet, damit der Anfänger diese Stellen so lange überschlagen könne, bis er die Statik in dem ganzen hier vorkommenden Umfang zu erlernen sich geschickt gemacht hat. Die Kenntniß der Analysis endlicher Größen, und der Lehre von den Kegelschnitten, ist jedoch vorausgesetzt, übrigens in dem Buch alles mit hinlänglicher Vollständigkeit ausgeführt, und allenthalben sehr schicklich die Mittelstraße zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und zu großer Kürze, wodurch der Vortrag undeutlich wird, beobachtet. — Dieß im Allgemeinen. Rec. geht nun zur näheren Anzeige des Inhalts über.

In der *Einleitung zum ersten Bande* werden die Grundbegriffe von Kraft, Widerstand, Druck u. s. w. erklärt, und festgesetzt, was man unter *Statik* zu verstehen habe. Um die Statik fester Körper von der Statik der flüssigen zu unterscheiden, nennt sie der Vf. S. 3 *Geostatik*. Dieser Name will Rec. nicht gefallen, weil hier von keinem Gleichgewicht der Erde die Rede ist; er würde dafür lieber *Stereoostatik* wählen, wenn man durchaus eine Benennung zum Unterschied von *Hydrostatik* haben, und nicht mehr, wie es bisher gewöhnlich war, unter dem bloßen Wort *Statik* die Lehre vom Gleichgewicht fester Körper verstehen wollte. Der Vf. warnt übrigens in der Einleitung mit Recht vor der Verwechslung der wissenschaftlichen Begriffe: *Schwere* und *Gewicht*, ob sie gleich im gemeinen Leben als einerley geltend gebraucht werden. Doch hält Rec. nicht dafür, daß man statt *schwerer* besser *gewichtiger* sage, da dieß Wort nicht gebräuchlich ist. Er glaubt überhaupt nicht, daß es hier der Einführung eines neuen Wortes bedürfe. Man braucht ja, um das Wort *schwerer* zu vermeiden, nur zu sagen: der Körper wiegt mehr, oder er hat mehr Gewicht.

Im ersten Capitel, welches die *Grundlehren der Statik* enthält, oder vom Gleichgewicht mehrerer Kräfte, die auf einen Punct wirken, handelt, wird der Lehrsatz vom Parallelogramm der Kräfte ohne Beyhülfe des Hebels auf eine neue und einfachere Art erwiesen. Rec. gefällt die Darstellung im Ganzen wohl; aber wenn es §. 9 heisst: „Mehrere Kräfte, welche nach verschiedenen Richtungen auf einen Punct wirken, halten den Punct in Ruhe, wenn sie im Gleichgewicht sind. Wäre kein Gleichgewicht vorhanden: so muß sich der Punct bewegen, und er kann sich nur nach einer Richtung bewegen;“ hierauf aber sogleich §. 10 gesagt wird: „Zwey Kräfte, die nach verschiedenen Richtungen auf einen Punct wirken, können einander nicht im Gleichgewicht erhalten, weil keine Kraft den Druck der anderen völlig aufhebt, es muß daher von beiden Kräften ein Druck nach einer gewissen Richtung entstehen“: so scheint hiebey die Folge, woraus die mittlere Richtung der Kräfte abgeleitet wird, wie auch der Satz, daß bey schiefer Richtung keine Kraft den Druck der anderen völlig aufhebt, aus §. 5 nicht begründet genug. Der Mangel ließe sich jedoch leicht ergänzen. Ubrigens glaubt Rec., der Beweis vom Parallelogramm der Kräfte lasse sich noch einfacher führen, als hier geschehen ist. Folgendes mag zur Probe seine Darstellung für zwey Kräfte andeuten, die Ausführung gehört nicht hieher. Ein Punct werde von zwey Kräften, deren Richtungen zwar verschieden sind, jedoch in einer Ebene liegen, ge-

drückt. Man zeichne einen Winkel der Richtung der Kräfte gleich, und drücke die Grösse derselben durch die Länge der ihn begrenzenden Linien aus; so ist klar, weil die Kräfte im Scheitel des Winkels auf einen einzigen Punkt drücken, folglich der Druck von beiden sich hier vereinigen muß: so kann diese zusammengesetzte Kraft hier nicht anders, wie eine einzige, wirken. Man drücke daher auch sie durch eine Linie aus, die man von willkürlicher Richtung und Länge zeichnet. Soll nun dieser Kraft eine andere das Gleichgewicht halten: so muß sie von eben der Grösse und ihr gerade entgegengesetzt seyn, oder auf sie stoßen. Denn nur auf diese Art wird es verhindert, daß eine der anderen ausweichen kann. Kräfte aber, die einander ausweichen können, heben sich in diesem Falle nie ganz auf. Stellt man nun die der vorigen gerade entgegengesetzte und gleiche Kraft wiederum durch eine Linie dar: so muß sie die erstere vollkommen decken, und es ist einleuchtend, daß sich dieselbe nur dann, und auf keine andere Art, wiederum in zwey von eben der Grösse und den beiden ersteren entgegengesetzter Lage zerlegen lassen wird, wenn sie bey dem Aufeinanderstoßen auf diese ersteren mit ihnen ein Parallelogramm bilden, dessen Diagonale die in den Scheiteln der gegenüberstehenden Winkel vereinte Kraft darstellt. — Rec. weiß übrigens sehr wohl, daß der Beweis vom Parallelogramm der Kräfte ohne Beyhülfe des Hebels seine großen Schwierigkeiten hat. Ausser den im §. 17 angeführten *Bernoulli*, *Lambert*, *d'Alembert* und *de la Place*, die sich damit beschäftigt haben, hat kürzlich Hr. Major und Prof. *Manuel Pedro de Mello* zu Coimbra, auf Veranlassung der königl. dänisch. Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen, welche den Beweis des Parallelogramms der Kräfte, aus den ersten und einfachsten Grundsätzen der Bewegung abgeleitet, zur Preisfrage machte, unter 13 Concurrenten den Preis erhalten. (S. *Gilberts Annalen der Physik* 29sten Bds. 3tes Stück. S. 350.) Das 2. Cap. handelt vom Gleichgewichte mehrerer Kräfte, welche auf einen einzigen Punkt wirken, oder vom Hebel und der Drehungsaxe. Hier wird die Lehre vom Hebel aus dem Parallelogramm der Kräfte abgeleitet, und der Cartesianische Grundsatz nebst dem von der virtuellen Geschwindigkeit erwiesen. Ide in seinem *System der Mechanik*. (Vorrede S. XII) glaubte nicht, daß man den letzteren unter den ersten Sätzen der Statik gleich Anfangs mit Nutzen aufstellen könne. Hr. E. aber hat durch seine lichtvolle Darstellung gezeigt, daß man dieses allerdings könne; ja, er hat sogar in der Folge Anwendungen davon gemacht, ohne einmal des Infinitesimal-Calculus sich zu bedienen, worin die vollkommenste Klarheit herrscht. — Das 3. Cap. handelt vom eigenthümlichen Gewicht der Körper, und enthält eine sehr vollständige Tafel; davon. Im 4. Cap. wird der Schwerpunkt betrachtet, und ausführliche Anleitung gegeben, ihn sowohl für Linien, als Flächen, Körper und Oberflächen der Körper von regelmäßiger und unregelmäßiger Gestalt zu finden. Beym §.

126 erinnert Rec.: Die Abschnittsfläche der Parabel A'B'C'IA' Fig. 71 ist eigentlich nicht $= \frac{1}{3} A'K \cdot B'I$, sondern $= \frac{1}{3} A'K \cdot C'K - \frac{1}{3} A'K \cdot C'K = \frac{1}{3} A'K \cdot C'K$. Dieser Werth ist um etwas Weniges grösser, als der von Hr. E. angegebene, welcher aber darum meistens den Vorzug verdient, weil die Krümmung A'B'C' für eine Parabel gemeinlich etwas zu flach ist. Die erste Idee zu der im §. 126 gelehrtten Methode, den Schwerpunkt einer jeden von einer krummen Linie begrenzten Fläche zu bestimmen, wenn auch das Gesetz, nach welchem die Curve gestaltet ist, unbekannt wäre, gab nicht *Chapmann*, wie in der Anmerkung zu §. 127 gesagt wird, sondern *Thomas Simpson*, ein Engländer, der durch mehrere scharfsinnige mathematische Untersuchungen berühmt ist. *Chapmann* und *Don Juan* in ihren Werken *sur la construction des vaisseaux* haben nur Gebrauch von *Simpsons* Verfahren gemacht. Es kann übrigens auch bey auswärts gehenden Winkeln und Curven, die der Axe die erhabene Seite zukehren, angewendet werden, wo die Parabelflächen alsdann nur vom Inhalt des Trapezes abgezogen werden dürfen, wovon aber Hr. E. nichts erinnert hat. — Bey §. 152 hätte noch angemerkt werden können, daß, wenn sich der Körper in zwey ähnliche Hälften theilen läßt, man nur nöthig habe, den Schwerpunkt derjenigen Fläche zu berechnen, wodurch der Körper in zwey ähnliche Hälften geschnitten wird. Im 5. Cap. wird die Stabilität der Körper auf wagerechtem Boden untersucht. Bey §. 161 ist die Figur so gezeichnet, als ob die Auflösung der Frage mit Hülfe des Kräfteparallelogramms geschehen sollte: das ist aber der Fall nicht; auch braucht man, um die Darstellung deutlicher zu machen, nur zu sagen: wenn die Kraft, welche den Körper umstürzen soll $= S$, das Gewicht desselben aber $= Q$ ist: so muß S multiplicirt mit der Schwerpunkthöhe das Moment der Kraft seyn, welche den Umsturz bewirkt, und Q multiplicirt mit der horizontalen Weite bis zum Loth aus dem Schwerpunkt, das Moment, welches dieser Kraft widersteht. Bey §. 165 hätte bemerkt werden können, daß, weil sich $S' = \frac{3B(b+B)^2}{4(2b+B)}$ LG auf den

Ausdruck $S' = \frac{3}{4} B \left(B + \frac{b^2}{B+2b} \right)$ LG bringen läßt, S' mit b zugleich wächst und abnimmt, woraus also der wichtige Satz folgt, daß von zwey senkrechten Trapezien von einerley Grundfläche das die größte Stabilität hat, welches oben breiter ist, und eine gleich dicke Mauer auf eben der Grundfläche fester steht als eine andere, die nach oben zu schmaler ist. Im 6. Cap. wird die Lehre von der Rolle und dem materiellen Hebel vorgetragen; im 7. von der Wage, im 8. von der Reibung gehandelt. Unbeschadet der Deutlichkeit hätte das 8. Capitel dem 6ten und 7ten vorangehen können; alsdann würde bey der Rolle, dem Schubkarren §. 176 und der Wage §. 178 der Einfluß der Friction mit haben betrachtet werden können, und hiedurch die Untersuchungen für die Ausübung

brauchbarer geworden seyn. Das 8 Cap. handelt von der *schiefen Ebene, dem Keil und der Schraube*. In §. 202 S. 253 scheint die Bemerkung, daß alle Kräfte, welche zwischen V und V' fallen, die Last in Ruhe erhalten, entbehrlich. Denn es versteht sich von selbst, daß die Kraft, welche eine Last zu erheben im Stande ist, auch groß genug seyn müsse, um eben diese Last in Ruhe zu erhalten. — Die §§. 203 bis 209 enthalten musterhafte Darstellungen, um die Übereinstimmung der Lehre vom Parallelogramm der Kräfte, vom Hebel und von der virtuellen Geschwindigkeit zu übersehen. Von letzterer allein ist noch weiter eine schöne Anwendung §. 214 gemacht. Im 9 Cap. wird vom *Rad an der Welle* gehandelt und §. 230 die Aufgabe: an einem Haspel die Kraft zu finden, welche mit der Last und Reibung an den Zapfen in den Pfannen das Gleichgewicht hält, nach aller Schärfe aufgelöst, auch jede Veränderung des Zuges von Kraft und Last, wie nicht weniger der nach der Richtung dieses Zuges sich abändernde Druck der Zapfen auf die Pfannen genau berechnet, und gezeigt, was jede Veränderung in der Richtung des Zuges, auch die Voraussetzung anderer Lehrbücher, der Druck der Zapfen wirke beständig vertical unterwärts, für einen Unterschied in den Resultaten giebt. — Das 10 Cap. vom *Räderwerk und der Gestalt der Zähne, Kämme und Daumen*, ist ausführlich, dabey vorzüglich schön ausgearbeitet, und giebt sehr deutliche und praktische Anleitung zur richtigen Verfertigung der Zähne und Kämme. Nur wird hier sogleich vorausgesetzt, daß die Epicykloide diejenige Linie sey, welche unter allen die beste Gestalt der Zähne, Triebstöcke und Kämme gebe, ohne dieses vorher zu erweisen. Zwar wird §. 246, bey Erwähnung der besten Gestalt derselben, auf den Anhang verwiesen; hier aber findet sich darüber weiter nichts, sondern die Eigenschaften der Curve als solcher, wie sie zu zeichnen, eine Gleichung für sie, ihre Länge, ihr Krümmungshalbmesser u. s. w. zu finden sey, werden nur im Allgemeinen aus einander gesetzt. In einem Handbuch, das zum Selbstunterricht und für Anfänger bestimmt ist, hätte wohl die nöthige Untersuchung über die obige Frage von der besten Gestalt zuvörderst vorausgehen und gelehrt werden sollen, daß man bey Maschinen, welche durch Zahn und Getriebe bewegt werden, hauptsächlich auf zweyerley zu sehen habe; 1) daß die Bewegung gleichförmig, oder die Kraft immer dieselbe und gleich groß bleibe; 2) daß die Reibung vermieden werde. Nun wäre zu zeigen gewesen, daß beide Bedingungen zusammen, und selbst die letztere allein vollkommen oder in aller Strenge zu erhalten, unmöglich bleibe, daher man sich mit der ersten Bedingung begnügen und zufrieden seyn müsse, die Gestalt der Zähne und Getriebe so anzuordnen, daß die Kraft immer gleich groß — mithin der Gang der Maschine gleichförmig bleiben könne, welche Eigenschaft durch die Natur der Epicykloide bestimmt werde. Auf diese Art wurde der Vortrag an Deutlichkeit gewonnen haben. Auch hätte Rec. gewünscht, daß die vom Hn. Mechanikus

Hülhorn zu Oldenburg angegebene Methode, die Gestalt der Zähne oder Kämme und Triebstöcke mittelst eines von ihm dazu erfundenen sehr leicht zu verfertigenden Werkzeuges zu zeichnen, hier mit angegeben wäre. Sie stehen den *Beiträgen zur Verbesserung des Mühlenbaues, zwey von der hamburgischen Gesellschaft zu Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe gekrönten Preisschriften*. Hamburg, b. Perthes, 1804. gr. 4. Durch diese Maschine zeichnet sich die Gestalt der Zähne oder Kämme, bey der vorgegebenen Gestalt der Triebstöcke, oder umgekehrt, auf das richtigste und genaueste; sie ist also dem §. 253 gelehrtten Verfahren weit vorzuziehen.

Im zweyten Bande wird zuerst, oder im 11 Cap., welches darin den Anfang macht, von den *gespannten Seilen* gehandelt. Es zerfällt in 4 Theile. Der 1. untersucht die Eigenschaften der von den Franzosen zuerst also benannten *Seilmaschine*, worunter die Verbindung mehrerer Seile oder Fäden unter einander, um Kräfte daran ins Gleichgewicht zu bringen, verstanden wird. Diese Untersuchungen führen den Vf. zu den 3 Fundamentalgleichungen für die *Kettenlinie*. Bey der im §. 301 angeführten Abhandlung: von *Couplet sur le tirage des charrettes et des trains* hätte auch Krönke's vortreffliche Schrift: *Versuch einer Theorie des Fuhrwerks mit Anwendung auf den Straßenbau*. Chemnitz, 1801. gr. 4. erwähnt zu werden verdient. Wenn auch der Vf. die Lehre von dem Zug der vor Schlitten, Karren und Wagen gespannten Thiere nicht vollständig abhandeln wollte, und dies außer seinem Plan lag: so ist doch bey jedem Bauwesen sehr oft die Rede von Herbeyschaffung der Materialien, Abtragung von Hügeln u. s. w. Hiebey entsteht natürlich die Frage über die vortheilhafteste Fortbringung der Lasten; und es war daher gut, auf eines der besten Bücher zu verweisen, wo man sich deshalb näher Rathes erholen kann. Auch wäre in §. 302 die Bemerkung an ihrem Orte gewesen, daß für mehrere Pferde es einigen Vortheil gewähre, das kleinste Pferd zunächst am Schlitten ziehen; dann das größte Pferd darauf folgen zu lassen, damit das zunächst am Schlitten gehende den Druck V nicht allein leide, welches geschehen würde, wenn man das größte Pferd zunächst an den Schlitten spannen wollte. Des 11 Cap. zweyter Theil betrachtet die *Reibung eines um einen Cylinder gespannten Seils*. D. s. dieser vom Seile nicht bewegt werden, sondern fest stehen solle, setzt der Vf., ohne dieser Bedingung zu erwähnen, voraus. Nun handelt er im dritten Theile von der *Steifigkeit der Seile*, und bringt den von Prony gegebenen bekannten Ausdruck

$$F = \frac{\delta^{2.7}}{r} (2.45 + 0.053 Q) \text{ auf die geschmeidigere Form } F = \frac{\delta^2 Q}{3500 r}$$

wo r und δ sich auf rheinländisch Fußmaße beziehen. Hr. E. giebt keine besondere Formel für bereits stark gebrauchte Seile; vermuthlich weil der Lastzuwachs, der aus der Steifigkeit des Seils entsteht, fast immer gegen die übrige Last

gering ist, ohnehin auch für die gewöhnlichen Fälle der Ausübung die Kraft ein wenig gröfser genommen zu werden pflegt, als sie die Rechnung giebt. *Prony's* Formel für gebrauchte Seile, wo $F = \frac{8^{1,4}}{r} (2,45 + 0,053 Q)$

ist, hätte jedoch wenigstens eine Anführung verdient. Da übrigens Hr. E. seiner Formel nicht darum, weil sie besser mit den Versuchen harmonirt, sondern darum, damit sie bey der Ausübung leichter zu behandeln seyn solle, die angeführte Form gegeben hat: so glaubt Rec. berechtiget zu seyn, den *Prony's*chen Formeln, als welche wenigstens unmittelbar aus Versuchen abstrahirt und so genau damit harmonisch gemacht worden sind, als möglich war, den Vorzug zuzugestehen, zumal da die geschmeidigere Form des E. Ausdrucks, wenn man mit Logarithmen rechnet, fast in gar keine Betrachtung kommt, und man mit der Berechnung jener Formeln so bald fertig ist, als mit der Berechnung von dieser. Um sich indessen gewifs zu überzeugen, dafs die *Eytelw.* Formel mit der Erfahrung nicht besser übereinstimmt, wie die *Prony's*che, hat Rec. die S. 32 angeführten ersten 5 Versuche, wo die letztere Formel am meisten von der Erfahrung abweicht, nach beiden Formeln berechnet und erhalten

	nach der <i>Eytelw.</i>	nach der <i>Prony's</i> ch.	die Erfahrung gab
für No. I	1,341	5,4268 (nicht 12,045, wie S. 37 behauptet wird)	2
2	6,354	10,047	11
3	11,80	14,668	17
4	22,29	23,892	31
5	32,78	33,150	43.

Der vierte Abschn. des 11 Cap. handelt von Rollen und Flaschenzügen. Im §. 321 und 322 hat der Vf. die Rechnung auf den Fall nicht ausgedehnt, wenn die Kraft oder Last nicht vertical wirkt. Beym Bauwesen kommt es aber doch sehr oft vor, dafs die Richtung nicht vertical ist. Eine allgemeine Auflösung mit Rücksicht auf jede Richtung des Zugs, die übrigens fast mit den nämlichen Worten hätte abgethan werden können, würde daher dem Anfänger vortheilhafter gewesen seyn. Das 12 Cap. hat die Vertheilung des Drucks auf die Unterstützungspuncte der Körper zum Gegenstand. Diese Lehre ist grofsen Schwierigkeiten unterworfen. Die älteren Mathematiker haben sich bey derselben blofs mit den Bedingungen des Gleichgewichts begnügt, die aus der Verlegung der Umdrehungspuncte fliessen. D'Alembert (*opuscules de mathem.* Tome 8. p. 36) bewies aber, dafs alsdann die Auflösung unbestimmt bleibt. Euler war der erste, welcher in der Abhandlung *de pressione ponderis in planum cui incumbit* (m. f. den 18 Band der *Nov. comm. acad. Scient. Petrop.* 1773. S. 289 und f.) sowohl für den Fall, wenn die Stellen, wo die Last unterstützt ist, wie blofse Puncte betrachtet wer-

den, als auch für denjenigen, wenn sie durch eine ganze Fläche getragen wird, eine bestimmte Auflösung gab. Sein Verfahren beruht auf dem Grundsatz: dafs unendlich kleine Änderungen allemal den Kräften proportional sind, die sie hervorbringen, wobey die Ebene als fest und unbiegsam angenommen wird. Hr. E. hat zwar *Eulers* Methode für den Fall benutzt, wenn eine horizontale Ebene in etlichen Puncten unterstützt und irgendwo mit einem Gewichte belastet ist, auch zur gröfseren Deutlichkeit ein Beyspiel in Zahlen berechnet; *Eulers* Methode genügt ihm aber nicht, wenn man für eine gerade in mehreren Puncten unterstützte Linie den Druck sucht, welchen jede Stütze von einer zwischen derselben an der festen Linie aufgehängten Last leidet. Die Auflösung dieses Falles läfst sich aus derjenigen, die man für eine in mehreren Puncten unterstützte und mit Gewichten beladene Fläche findet, nicht herleiten, denn die Winkel werden nun entweder $= 0^\circ$ oder $= 180^\circ$, folglich auch die Triangel, in welche sich die Figur zerfallen läfst, $= 0$; und man erhält, wenn P das Gewicht, welches die Ebene belastet, Q; Q'; Q" etc. aber die Pressungen auf die einzelnen Unterstützungspuncte bedeuten, $Q = \frac{2}{3}P$; $Q' = \frac{2}{3}P$; $Q'' = \frac{2}{3}P$ etc. Ausdrücke, die an sich unbestimmt sind. Nun, sagt er, kann man zwar mit Hülfe der von Euler angenommenen Voraussetzung, dafs die Unterlagen in dem Verhältnifs nachgeben, wie sie gedrückt werden, und sich daher durch die Unterstützungspuncte eine von der unterstützten Ebene verschiedene — jene irgendwo durchschneidende Ebene legen läfst, die Gröfse des Drucks auf die einzelnen Stützen bestimmen; man sieht aber bald ein, dafs diese Voraussetzung auf Resultate führen müsse, welche deshalb bey einer geraden Linie unstatthaft seyn, weil alsdann die von der Last entferntere Stütze einen gröfseren Druck leiden müsse, als die näher gelegene. Hr. E. hält ferner die Voraussetzung einer vollkommen unbiegsamen Linie um so weniger für zulässig, weil, wie er sagt, die langen Baukörper von der Beschaffenheit seyn, dafs sie sich schon durch ihre eigene Last biegen, und selbst lange Steine, besonders aber Balken, nicht als unbiegsame Körper angesehen werden — überdies länglichte, zwischen zwey Stützen belastete Körper nur in sofern weiter entlegene und in einerley Horizontale liegende Stützen pressen können, als jener eigenes Gewicht sie auf die entfernteren Stützen herunterbiege, wobey aber eine zwischen den mittleren Stützen angebrachte Belastung noch dazu beytrage, dafs der Druck auf die entfernteren vermindert werde. Dies sind die Gründe, welche Hn. E. bewogen, die *Eulers*che Methode zu verlassen, und den Druck einer an mehreren Puncten unterstützten Linie aus der Natur der elastischen Curve zu entwickeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

N E U E A U F L A G E N .

Eisenach, b. Wittekind: *Anfangsgründe der gemeinen Arithmetik und Algebra* von Franz Christoph Frenzel, Dire-

ctor und Professor des Gymnasiums zu Eisenach etc. Zweyte Auflage. 1809. VI und 96 S. 8. (6 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 A P R I L , 1809.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, in der Realschulbuchh.: *Handbuch der Statik fester Körper, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgefaßt von J. A. Eytelwein u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Rec. ist dem Vf. in seinen Darstellungen und Rechnungen Schritt vor Schritt gefolgt; er schätzt zwar dessen Verdienst, eine neue Ansicht eröffnet zu haben, ob aber hiemit diese Materie für die Ausübung nun völlig im Reinen sey, bezweifelt derselbe. Die nach der Eulerschen Methode sich ergebenden Resultate finden für Theorie und Praxis eben so gut wie die Eytelweinschen Statt; denn unabhängig von der Voraussetzung und Hypothese, daß die Unterlagen in dem Verhältniß nachgeben, in dem sie gedrückt werden, oder daß unendlich kleine Änderungen den Kräften proportional seyen, die sie hervorbringen, folgen die nämlichen Resultate ebenfalls aus der Lehre vom Größten und Kleinsten, wenn man annimmt, der Druck werde sich so gleichförmig vertheilen, als es die Natur der Sache erlaubt, oder die Verschiedenheit zwischen dem Druck der Stützen werde so gering seyn, als es die Umstände verstatten, daher die Werthe $(Q-Q')^2 + (Q-Q'')^2 + (Q'-Q'')^2$ etc. als *minimum* betrachtet, und sie hienach entwickelt. Wenn also auch die Eulersche Rechnung in manchen Fällen ergibt, daß die von der Last entferntere Stütze einen größeren Druck leide, als die näher gelegene: so scheint Rec. dieß noch keineswegs ein widersprechendes, mit der Natur der Sache unvereinbares Resultat, wie in der Vorrede zum Eytelw. Handbuch und §. 341 desselben behauptet wird. Man denke sich eine gerade Stange, die übrigens als elastisch oder als unelastisch angenommen werden kann, bey ihren beiden Enden an zwey Schälwagen horizontal angebunden und in jede der freyen Wagschalen Gewichte zugelegt, bis die Wagezungen einspielen. Nun beschwere man die Stange zwischen ihren beiden Enden irgendwo mit einem Gewicht. Die Entfernung des Gewichts = P vom linken Ende der Stange sey = a , und die Länge der Stange überhaupt = l : so wird man in die Wagschale zur linken ein Gewicht = $\frac{(l-a)P}{l}$, in die zur Rechten aber ein Gewicht = $\frac{aP}{l}$ legen müssen, wenn die Zungen der Wagschalen unverrückt bleiben sollen. Ferner denke

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

man sich hinter a eine dritte Wage auf die nämliche Art, wie die vorhergehenden angebracht: so wird sich der Faden unter ihr bey dem Einspielen der Zunge an die Stange anlegen, aber noch nicht ziehen, auch werden sich bis zum Gleichstehen mit der Reibung Gewichte in diese Wagschale legen lassen, ohne daß sich noch die horizontale Lage der Stange verändert. Legt man in die nämliche Wagschale mehr Gewichte zu: so wird sich die Stange an dem einen Ende heraus begeben und am anderen sinken; nimmt man aber von letzterem Ende so viel als nöthig an Gewicht weg, und legt es ersterem zu: so wird sich der horizontale Stand wieder völlig genau herstellen lassen. Nun ist einleuchtend, daß sich auf unendlich vielfältige Art die Gewichte aus einer Wagschale in die andere umlegen lassen, ohne daß das Gleichgewicht und der horizontale Stand der Stange im geringsten gestört werden, auch daß der nämliche Erfolg eben so gut mit so viel Wagen als man will, wie mit den hier beschriebenen dreyen, bewerkstelligt werden könne. Es bedarf übrigens keiner Erinnerung, daß die Wagschalen hier die Stellen der Stützen versehen. Man denke sich nun wieder einen auf verschiedenen Stützen ruhenden geraden Balken, der irgendwo zwischen ihnen belastet ist: so frage sich: auf welche Art wird denn jetzt eine jede von ihnen gedrückt werden, nachdem man aus dem beschriebenen Versuch gesehen hat, daß das, unbeschadet des Gleichgewichts, auf unendlich viel Arten geschehen kann, und leicht aus eben diesem Versuch zu abstrahiren ist, daß die geringste in der Ausübung kaum bemerkbare Kleinigkeit die Pressung auf die Stützen beträchtlich ändern kann? Wie läßt sich also der für irgend einen vorgegebenen Fall wirklich existirende Druck ausmitteln? — Soll man nach der Eulerschen oder nach der Eytelweinschen Methode verfahren? Beide beruhen auf richtigen und einleuchtenden Theorien, beide liefern Resultate, die in der Ausübung Statt finden können. Die Eulerschen Resultate folgen sogar, wie schon oben dargethan wurde, aus doppelten, von einander ganz unabhängigen Grundsätzen, und wenn Eulern zur Last gelegt werden will, daß es keine völlig harten und unbiegsamen Körper giebt: so kann man bey der Eytelweinschen Methode ebenfalls desideriren, daß die Rechnung vollkommene Elasticität voraussetzt, die man in der Ausübung nicht antrifft. Rec. zweifelt übrigens keineswegs an der Übereinstimmung der von Hn. E. angestellten, für die Denkschriften der Kön. Akad. d. Wiss. bestimmten Versuche mit seiner Theo-

rie, (ma f. die Vorrede des Handbuchs); sie konnten aber eben so gut für *Eulers* Calcul übereinstimmend gemacht werden. Dies erinnert unwillkürlich an *Hausens* Heber, m. f. *Gehlers phys. Wört.* 2 Th. S. 581. Man sieht also wohl, so lange sich die Elasticität nicht für jeden einzelnen Fall genau bestimmen, so lange sich keine vollkommen gerade und ebene Fläche finden läßt, und so lange die geringste Verschiedenheit hierin durch ein einziges, dem Balken auf der einen Stütze unterliegendes Sandkorn die Pressung auf die übrigen beträchtlich zu ändern im Stande ist: so lange wird wohl für die Ausübung keine der bekannten Methoden genügend befunden werden. Indessen verdienen die *Eytelw.* Bemühungen neben den *Eulerschen* das größte Lob, beide Theorien machen dem Scharfsinn ihrer Erfinder Ehre; und wenn es allgemein bewiesen werden kann, daß bey der *Eulerschen* der Druck auf die entferntere Stütze stets größer herauskommt, wie der auf das näher gelegene — (Hr. E. behauptet, daß das also bey ihr erfolgen müsse): so verdient die *Eytelweinsche* den Vorzug, weil, wenn unter so vielen in der Ausübung unbestimmbaren Dingen oder bloßen Möglichkeiten nun einmal dennoch etwas Bestimmtes angenommen werden soll, dasjenige zu wählen ist, was der Natur der Sache nach eher und leichter erfolgen kann. Rec. hat den allgemeinen Beweis der obigen gegen die *Eulersche* Theorie gemachten Behauptung nicht finden können, ob er gleich durch ein nach derselben in Zahlen berechnetes Beyspiel fand, daß die Behauptung in diesem Fall zuträfe. Zum Unglück konnte er *Eulers* Abhandlung selbst nicht nachlesen. — Im 13 Cap., welches die *Statik der gebrüchlichsten Holzverbindungen* enthält, wird von dem *Sparrenschub*, dem *gebrochenen Dächern*, dem *Vortheil*, der daraus entspringt, wenn *Bohlendächer nach einer Kettenlinie gekrümmt sind*, der leichtesten Art, wie man ein solches Dach bey einer gegebenen Tiefe und Höhe nach dieser Linie krümmen könne, am Ende von *Häng- und Spring- Werken* kürzlich gehandelt; und im Ganzen alles sehr schön aus einander gesetzt. Im §. 350 findet Hr. E. den Schub eines wider eine verticale Wand angelehnten Sparrens $= \frac{1}{2} P \cotang. \alpha$, und den Druck längs des Sparrens auf den Boden, wo er eingezapft ist, $= \frac{P}{2 \sin. \alpha}$; wo P das Gewicht des Sparrens und α den Winkel bedeutet, den er mit dem Horizont macht. Rec. kann sich nicht überzeugen, daß diese Ausdrücke richtig sind; sie würden es seyn, wenn die Kraft gefunden werden sollte, welche im Stande wäre, die verticale Wand durch eine unter irgend einem Winkel dawider gestemmte Stange aus der Stelle zu drücken, wo aber alsdann P das Gewicht der Wand bedeuten müßte, allein hievon ist die Rede nicht. Man fragt bloß: wie viel drückt der Sparren auf seine Einzapfung oder Unterlage, nach der Stellung, die er hat, durch sein eigenes Gewicht hinauswärts. Das ist von der verticalen Wand weg, nicht nach ihr zu. Das Unstatthafte in der Anwendung des Kräfteparallelogramms für den hier beschriebenen Fall, fällt so-

gleich in die Augen, wenn man $\alpha = 0^\circ$ setzt; alsdann nämlich giebt die Formel sowohl den Druck des Sparrens längs seiner Fläche, als auch seinen Schub $= \infty$; da doch derselbe hier offenbar $= 0$ seyn sollte. Fontana war, so viel Rec. weiß, der erste, welcher in den *memor. di matem. e fisica della Soc. Ital. tom. III* die Auflösung des §. 350 vorgelegten Problems so gab, wie es hier steht. Die richtige Formel für den Druck des Sparrens nach seiner Länge scheint Rec. vielmehr $= \frac{1}{2} P \sin. \alpha$ und der Sparrenschub $= \frac{1}{2} P \sin. \alpha \cos. \alpha$; auch kein Unterschied hiebey zu seyn, der Sparren mag mit seinem oberen Ende auf der verticalen Wand aufliegen, oder nur angelehnt seyn; denn die Sparren und Wandbalken werden hier als bloße Linien in den Calcul eingeführt, und bey Linien fällt wohl zwischen Anlehnen und Aufliegen der Unterschied weg. Aus gleichen Ursachen hält Rec. auch die §. 351 und 357 für unrichtig berechnet. — Das 14 Cap. beschäftigt sich mit der *Statik der Gewölbe und Widerlagen*. Es wird hier zuerst von *Tonnengewölben* gehandelt, und bis zum §. 376 aus einander gesetzt, unter welchen Umständen ein Gewölbe im Gleichgewicht wäre, dessen Steine ohne Reibung und Cohäsion vorausgesetzt würden; dann wird die Dicke und Länge für aus Kreisbogen, Ellipsen, Parabeln, Kettenlinien geförmte, auch für das scheidrechte Gewölbe gesucht und die Stärke der Widerlagen bestimmt; hierauf werden die Fälle, wenn die Steine des Tonnengewölbes ohne Reibung und Cohäsion nicht im Gleichgewicht bleiben, endlich das Bestreben der Gewölbesteine zum Ausweichen betrachtet. Von der *Brechungsfuge*, oder derjenigen Fuge, wo die meiste Gefahr zum Umstürzen des darunter befindlichen Gewölbstücks nebst Widerlage vorhanden ist, lehrt Hr. E. §. 415 folgendes: Bezeichnet W das Moment der Verticalpressungen, mit welchen das Gewölbe nebst der Widerlage der Umdrehung um den Endpunct der letzteren auf den Boden widersteht; W' aber gilt für das Moment der Horizontalpressungen; welche die Gewölbemasse um denselben Punct nach horizontaler Richtung umzuwerfen strebt, und man setzt $W - W' = D$: so ist diejenige Fuge, wo D seinen kleinsten positiven oder seinen größten negativen Werth erhält, die Brechungsfuge. Nun sucht er für ein gleich dickes Gewölbe aus vollem Kreise W und W', und findet am Ende, daß die Brechungsfuge zunächst bey dem Scheitel des Gewölbebogens angenommen werden müsse. Rec. glaubt nicht, daß man so rechnen könne. $W - W'$ ist der Ueberschuss der Verticalpressungsmomente über die der Horizontalpressungen; nun aber verhindern diese das Herunterfallen und Ansbröckeln der Steine, so wie jene es befördern, folglich müßte dieseinnach die Brechungsfuge eher dahin zu setzen seyn, wo D seinen größten positiven und kleinsten negativen Werth erhält; das wäre also zunächst an der Widerlage. Es ist begreiflich, daß das nicht Statt finden kann. Die Sache laßt sich aus folgendem Gesichtspunct betrachten.

Einmal kann man so schliessen: Wenn ea, bey gleicher Güte der Steine und gleichen

Einfluss der Witterung auf das Gewölbe eine Stelle geben soll, wo es, falls bey dessen Errichtung nicht auf das vollkommenste Gleichgewicht unter den Steinen gesehen wurde, seiner Natur nach am leichtesten fehlerhaft werden kann: so muss diese da zu finden seyn, wo das Moment der Horizontalpressungen ein Kleinstes, das der Verticalpressungen aber ein Größtes giebt. Nun ist das Moment der Horizontalpressungen.

$W = br^2 \phi (\cos. \epsilon c \phi - \sin. \phi) + krb \phi \cotang. \phi$; und das Moment der Verticalpressungen, oder

$W = B + br^2 + br (\frac{1}{2} b \phi - r \cos. \phi - r \phi \sin. \phi)$.

Ein ähnliches Verfahren wie S. 204 ergibt, dass für W der grösste und für W der kleinste Werth an der Stelle wo $\phi = 0$ ist, oder beym Scheitel des Gewölbes erhalten wird. In so weit giebt also diese Schlussfolge einerley Resultat mit dem, welches Hr. E. findet. Fürs zweyte aber kann man sich auch folgende Vorstellung von der Sache machen. Die Cohäsionskraft ist mit dem Normaldruck einerley, folglich muss die Stelle, wo dieser ein Kleinstes wird, die gefährlichste für das Verwittern des Gewölbes seyn. Der

Normaldruck ist aber $= \frac{b \phi}{\sin. \phi}$; und dieser wird am

kleinsten für $\phi = tang. \phi$; das ist für $\phi = 0$. Also muss wohl ein Gewölbe bey gleicher Güte der Steine und gleichem Einfluss der Witterung immer zuerst oben am Scheitel zu verwittern anfangen. Es braucht aber gerade daselbst nicht sogleich merklich auszubrockeln, sondern die Steine können durch allerley zufällige Ursachen sich nach und nach verzehren oder schwinden, und weil die von der Verwitterung sich ergebende Leere durch das Nachrutschen oder sogenannte Sich-setzen der übrigen Steine des Gewölbebens sogleich wieder ausgefüllt wird: so entsteht die Möglichkeit, dass der Fehler am Scheitel entweder noch lange unentdeckt bleiben kann, oder doch unbeträglich scheint, während dessen er bereits an einer anderen Stelle sehr ins Auge zu fallen angefangen hat. Es fragt sich daher: welches wird die Stelle seyn, wo der Fehler am ersten sichtbar werden muss? — Um diese Frage zu beantworten, darf man nur den Druck suchen, welcher Fig. 223 nach

MC schiebt. Er ist $= \frac{b \phi}{\sec. \phi}$, und wird am grössten

für $\phi = \cotang. \phi$, das ist, für $\phi = 49^\circ 17' 36''$. An dieser Stelle also kann sich das Gewölbe zuerst von einander geben, und sein Aufreißen dem Auge sichtbar werden. De la Hire und Belidor berufen sich auf die Erfahrung, dass kirkelförmige Gewölbe gegen den 45ten Grad am ersten schadhast werden. Nun lässt sich nicht wohl denken, dass diese Männer unrichtig oder falsch beobachtet haben; es bleibt also ziemlich wahrscheinlich, dass es sich mit dem Auseinandergeben der Gewölbebogen an die beschriebene Art verhalten müsse. — Von §. 420 an bis §. 426 werden die Eigenschaften der Kuppelgewölbe untersucht, und allgemeine Regeln aus den Gründen des Differential- und Integral-Calculs entwickelt, in wie weit die Steine vor dem Ausweichen gesichert

sind, auch von der Dicke und der Pressung der Gewölbesteine gehandelt. Bey §. 426 hätte noch *Salimbeni degli archi e delle Volte, Verona 1787*, als ein in aller Rücksicht zu empfehlendes Werk angeführt zu werden verdient. — Das 15 Cap. untersucht die *Festigkeit der Materialien*. Die Darstellung und Auseinandersetzung der hier zur Sprache kommenden Gegenstände ist vortreflich, auch alles sehr ausführlich und deutlich. Zuerst wird von der *absoluten Festigkeit* gehandelt, und die *Musschenbröckchen* Versuche in verschiedenen Tabellen, hernach einige neuere Versuche vom Hn. Schiffbaudirector *Quantin* beygebracht. Weil sich aber bey den *Musschenbröckchen* Versuchen eine so grosse Verschiedenheit über die absolute Festigkeit der Holzarten findet, auch noch keine Versuche deshalb in Ansehung derjenigen Hölzer, welche bey dem Vf. einheimisch sind, angestellt waren: so hat dies denselben bewogen, selbst Versuche hierüber anzustellen, welche er im §. 433 umständlich beschreibt, und in eine Tabelle bringt. Die §§. 434 und 435 enthalten Versuche über die absolute Festigkeit der Seile, und §. 436 noch eine besondere Tafel über die Festigkeit mehrerer Materialien. Dann wird die *relative Festigkeit* 1) der Balken, sodann 2) der prismatischen, 3) derjenigen Körper überhaupt untersucht, deren Querschnitte ungleich sind. Hierauf beschreibt der Vf. 4) umständlich seine über die *Biegsamkeit und relative Festigkeit mehrerer Holzarten* angestellten sehr schätzbaren Versuche, und abstrahirt aus denselben treffliche Formeln für die Ausübung: Die Versuche wurden von dem verdienstvollen Vf. darum angestellt, weil bey dem Einfluss des verschiedenen Klima auf die Festigkeit selbst von einerley Holzarten wünschenswerth war, mehrere genaue Versuche darüber zu haben, bis jetzt aber noch wenige Bemühungen deshalb bekannt sind, wohn nur die von *Parent*, *Musschenbrök*, *Buffon*, *Belidor* und *Girard* gezählt werden können, welche aber mit Recht dem Vf. nicht genügten. Denn die *Parent'schen* Versuche sind bloß mit Eichen und Fichten, im Kleinen, die *Musschenbröckchen* zwar mit beynahe allen Holzarten, aber auch nur im Kleinen, angestellt — überdies die Zeit nicht angegeben worden, wie lange das Gewicht vor dem Bruch gelegen hat, auch fehlt die Angabe, um wie viel sich der Körper bis zum Brechen gebogen hat. Eben das war bey den *Belidor'schen* zu desideriren; obgleich die Versuche mit grösseren Stücken Holz angestellt wurden, die jedoch sich bloß auf Eichen beschränkten. Die *Buffon'schen* Versuche sind zwar mit starken eichenen Balken angestellt; die Zeit, welche während der Belastung verfloss, und die Biegung sind angegeben: aber die Belastungen folgten zu schnell hintereinander, und die Vermehrung derselben war auf einmal zu stark. Die *Girard'schen* Versuche über relative Festigkeit des Eichen- und Kiefern-Holzes betreffen lediglich das Biegen derselben, weil kein Holzstück zum Zerbrechen verwandt wurde. Den Beschluss dieses Capitels macht die Untersuchung über die *verhindernde Festigkeit*, worunter diejenige zu

verstehen ist, welche Statt findet, wenn ein senkrecht gestellter Körper an seinem obersten Ende belastet wird. — Im §. 440 wird der Regel des *Galilei* erwähnt, aber nicht gesagt, worin sie besteht, und was *Galilei* eigentlich lehrte, welches doch zum Verständniß des §. 458 nöthig gewesen wäre. Im §. 467 berechnet Hr. E. die *respective Festigkeit eines Kettenrings* für den Fall, wenn der Zug, welcher den Ring zerbrechen soll, in der Richtung der Ringebene, und der Bruch senkrecht auf dieselbe in der Mitte zwischen dem Befestigungs- und Angriffs-Punct geschieht, und bringt das Resultat heraus, daß, unter übrigens gleichen Umständen, ein Ring, welcher weiter ist, mehr respective Festigkeit besitzen müsse. Rec. hat die hier gewählte Darstellung nicht befriedigt. Er sieht nicht ein, wie man die eine Bruchsebene des Rings als cylindrische Röhre, die andere aber als vollen Cylinder in Rechnung bringen könne; überdies dürfte es wohl nicht verstatet seyn, das Resultat, welches die Rechnung für eine cylindrische Röhre in dem Falle liefert, wenn die Bruchsebene parallel mit dem Querschnitt der Röhre läuft, so gerade zu für den Fall zum Grunde zu legen, wenn der Bruch senkrecht auf die Ringebene geschieht. Rec. glaubt, daß so zu rechnen sey: Wenn durchs Anspannen einer Kette mit runden Ringen, wie hier vorausgesetzt werden, einer aus denselben bricht, nicht zerreißt: so muß diese nothwendig in der Mitte zwischen den beiden Angriffspuncten des Rings, oder bey A und B Fig. 248 geschehen. Die Bruchsebenen sind Cirkel, und es ist eben so viel, als ob zwey Cylinder über der auf die Bruchsebenen senkrechten Drehungsaxe nach den Querschnitten der Cylinder zerbrochen würden. Ist also der Halbmesser des Rings, mit Einschluß seiner Dicke, $= c$; die halbe Dicke $= p$; so hat man aus §. 464: $P = \frac{5\pi \kappa p^4}{4ah}$. Weil nun hier a , oder der Abstand der Kraft P von der Drehungsaxe $= \sqrt{2}(c-2p)^2$, und h oder Abstand der am meisten ausgedehnten Faser $= 2p$ ist, übrigens aber die Kräfte doppelt oder auf zwey Bruchsebenen wirken: so erhält man

$$P = \frac{5\pi \kappa p^3}{2\sqrt{2}(c-2p)^2} = \frac{5\pi \kappa p^3}{2(c-2p)\sqrt{2}} = \frac{5,55 \kappa p^3}{c-2p}$$

Für die Zahlen des §. 468, wo $\kappa = 78140$; $p = \frac{1}{2}$ und $c = \frac{3}{4}$ Zoll ist, wird $P = 6027,2$ Pfund. Hn. *Quantius* Versuch gab aber 10160 Pfund, es ist jedoch dabey nicht angemerkt, ob die Kette wirklich zerbrach, und nicht vielmehr zerriss; überhaupt ist auch diese in dergleichen Fällen wohl schwer zu unterscheiden, und man kann sich dabey leicht trügen. Wegen der Zähigkeit des Eisens, glaubt übrigens Rec., müßte der Ring — welcher ohnehin von gutem schiefischem Eisen war — eher zerreißen als brechen. Wäre also derselbe durch die Gewalt des Zugs der Maschine wirklich nicht zerbrochen, sondern zerrissen, und man setzt, weil die Kettenringe bekanntlich an den Enden zugeschweißt werden müssen, für die absolute Festigkeit eines geschweißten Stückes Eisen die Hälfte der absoluten Festigkeit eines ungeschweißten oder völlig ganzen Stückes: so erhält man für die absolute Festigkeit des Kettenrings, mit welcher er dem Zerreißen widersteht, $K = \frac{1}{2} \pi \kappa p^2$; welches in den oben bemerkten Zahlen giebt $K = 10228,5$ Pfund; das von dem Werth, welchen die Erfahrung gab, nur um 68 $\frac{1}{2}$ Pfund verschieden ist.

Aus der obigen Gleichung für P folgt nun, (wie in *Ide's System der Mechanik* §. 300 S. 282) das Gegentheil des Resultats, welches Hr. E. findet, oder: unter übrigens gleichen Umständen muß ein Ring desto leichter brechen, je weiter er ist, und das scheint auch sehr natürlich; denn die Kraft, welche beym Anspannen der Kette den Ring zu zerbrechen strebt, läßt sich in zwey andere zerlegen, eine parallel mit dem Zug der Kraft, und die andere senkrecht auf denselben, erstere wird auf die Trennung der Cohäsion der Materie, letztere auf das Herunterbiegen verwandt, nun ist, bey einem runden Ring das Moment der ersten dem Moment der anderen gleich, und je größer die Hebelsarme sind, desto geringer sind die Kräfte für das Gleichgewicht. Daher bleibt hier Behauptung, daß es sehr zweckmässig sey, den Kettengliedern eine länglichte Form zu geben, nach Rec. Dafürhalten, um so richtiger, je wahrscheinlicher es ist, daß ein Kettenglied aus gutem zähem Eisen geschmiedet, eher zerreißt als bricht.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Elementarbegriffe oder Entwicklung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniß vielgebrauchter Wörter. Ein Handbuch bey'm öffentlichen und häuslichen Unterricht, und ein Nachtrag zu seinen Vorbereitungen von J. A. C. Löhr. Erste Abtheilung, welche die leichteren Begriffe enthält. Zweyte mit Zusätzen vermehrte Auflage.*

Auch unter dem besondern Titel:

Denkübungen in Entwicklung vieler wichtiger Begriffe und Erklärung häufig gebrauchter Wörter u. s. w. 1809. XII und 242 S. 8. (21 Gr.)

Ebendaf.: *Italiänische und deutsche Gespräche oder Anleitung zur vollkommenen Kenntniß der, der italiänischen Sprache eigenen Ausdrücke (Idiotismen). Für alle Fälle des menschlichen Lebens bearbeitet von der Frau von Genlis. Als ein nothwendiger Anhang zu den neuesten Ausgaben der italiänischen Grammatiken von J. F. Meidinger und D. A. Filippi. a. viel verm. u. verbess. mit deutschen Übungsaufgaben versehen. Aufl. 1809. 196 S. (12 Gr.)*

Ebendaf.: *Nouvelle Grammaire italienne pratique par Jean Nicolas Meidinger. Cinquieme Edition revue, corrigée et considérablement augmentée par l'Auteur. 1809. XII u. 404 S. 8. (16 Gr.)*

DEN 14 APRIL, 1809.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, in der Realschulbuchh.: *Handbuch der Statik fester Körper, mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Architektur.* Aufgesetzt von J. A. Eytelwein u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der dritte Band führt auch den besonderen Titel: *Theorie derjenigen transcendenten krummen Linien, welche vorzüglich bey statischen Untersuchungen vorkommen.* Er enthält sehr schätzbare Untersuchungen über die Eigenschaften der *Cykloide*, *Epicykloide*, *Hypocykloide*, *Abwicklung des Kreises*, der *logarithmischen Linie*, der *Spiralen*, der *Kettenlinie* und der *elastischen Linie*. Von allen diesen Linien werden nicht nur die Unterabtheilungen, z. B. bey der *Cykloide* die gestreckte und verkürzte, bey der *Epicykloide* ausser diesen noch die *sphärische*, bey den *Spiralen* die *archimedische*, *parabolische*, *hyperbolische* und *logarithmische* u. f. w. ebenfalls durchgegangen und ihre Eigenschaften untersucht, sondern es wird auch ausführliche Anleitung zur Berechnung einer jeden Gattung gegeben, und da, wo der Calcul für die Ausübung auf Unbequemlichkeiten oder Weitläufigkeiten führen will, diesen mit vielem Scharf sinn begegnet.

Zum §. 134 erinnert Rec.: Hr. E. findet hier für die elastische Curve zwar ganz richtig $dy = \frac{(A^2 - x^2) dx}{\sqrt{B^4 - (A^2 - x^2)^2}}$; er irrt sich aber §. 138, indem er

$\frac{1}{\sqrt{1 - f^2 z^2}}$ in eine Reihe auflöst, und sie $= 1 + \frac{1}{2} f z + \frac{1}{2} \cdot \frac{3}{2} f^2 z^2 + \frac{1}{2} \cdot \frac{3 \cdot 5}{2 \cdot 4} f^3 z^3 + \dots$ setzt; die Reihe ist viel-

mehr $1 + \frac{1}{2} f^2 z^2 + \frac{1}{2} \cdot \frac{3}{2} f^4 z^4 + \frac{1}{2} \cdot \frac{3 \cdot 5}{2 \cdot 4} f^6 z^6 + \dots$. Durch diesen Verstoß wird die ganze weitläufige Rechnung bis zu Ende des §. 139 unrichtig und unbrauchbar. Der Werth für y , den man durch die Integration findet, ist und bleibt aber immer sehr complicirt, wenn man ihn auf die Art, wie Hr. E. gethan hat, sucht. Setzt man

$A^2 - x^2 = u$; so ist $dy = -\frac{u du}{2\sqrt{A^2 - u}\sqrt{B^4 - u^2}}$.

Wird aus $\frac{1}{\sqrt{A^2 - u}}$ die Wurzel gezogen: so erhält

man $\frac{1}{\sqrt{A^2 - u^2}} = \frac{1}{A} \left(1 + \frac{u}{2A^2} + \frac{3u^2}{8A^4} + \frac{5u^3}{16A^6} + \dots \right)$

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

$$\text{und } \frac{1}{\sqrt{B^4 - u^2}} = \frac{1}{B^2} \left(1 + \frac{u^2}{2B^4} + \frac{3u^4}{8B^8} + \frac{5u^6}{16B^{12}} + \dots \right)$$

Beide Reihen mit einander multiplicirt, giebt $\frac{1}{AB^2}$

$$\left[1 + \frac{u}{2A^2} + \frac{u^2}{2} \left(\frac{3}{8A^4} + \frac{1}{2B^4} \right) + u^3 \left(\frac{1}{4A^2B^4} + \frac{5}{16A^6} \right) + \dots \right]$$

Diese Reihe mit $\frac{1}{2} u du$ multiplicirt, integrirt, und dann in einen ihr beynahe gleichgeltenden Bruch verwandelt, giebt

$$y = \frac{(76B^4 - 144A^4)u^3 - 192u^5}{768AB^2 - (2304AB^6 - 3072A^5B^4)u} + \text{Const.}$$

Für $y = 0$ ist $u = A^2$, woraus die Constante bestimmt = übrigen des Bruch, wenn man ihn in einer genaueren Näherung haben will, leicht darauf eingerichtet werden kann.

Im Nachtrag, welcher sehr brauchbare Näherungsformeln für verschiedene trigonometrische Linien enthält, entwickelt Hr. E. die aus unendlichen Reihen abgezogenen Näherungsformeln jedesmal aus der Verwandlung der Reihe in einen Kettenbruch. Es bedarf aber gerade keines Kettenbruchs hiezu. Um sich die Arbeit zu erleichtern, braucht man nur die Reihe in einen ihr beynahe gleichgeltenden Bruch, zuerst in allgemeinen Grössen ausgedrückt, zu verwandeln, und dann die Werthe der allgemeinen Grössen aus der Natur der Reihenglieder zu suchen. Z. B. für die Tangente eines Winkels ϕ ist die Reihe

$$\tan \phi = \phi \left(1 + \frac{1}{3} \phi^2 + \frac{2}{15} \phi^4 + \frac{17}{315} \phi^6 + \frac{64}{2835} \phi^8 + \dots \right)$$

$\frac{1382}{155925} \phi^{10} + \dots$. Man setze was in der Klammer steht

$$= \frac{1 - \alpha \phi^2}{1 - \beta \phi^2}; \text{ so ist dieser Bruch } = 1 + (\beta - \alpha) \phi^2 +$$

$$\beta(\beta - \alpha) \phi^4 + \dots; \text{ daher } \beta - \alpha = \frac{1}{3}, \text{ und } \beta(\beta - \alpha) = \frac{2}{15}$$

Man erhält also $\tan \phi = \frac{\phi(15 - \phi^2)}{15 - 6\phi^2}$. Vernichtet man

die Division wirklich: so ist

$$\frac{15 - \phi^2}{15 - 6\phi^2} = 1 + \frac{1}{3} \phi^2 + \frac{2}{15} \phi^4 + \frac{4}{75} \phi^6 + \frac{8}{375} \phi^8 +$$

$$\frac{16}{1875} \phi^{10} + \dots \text{ Wird nun diese Reihe von der obli-}$$

gen abgezogen: so erhält man $\frac{\phi^6}{1575} \left(1 + \frac{88}{45} \phi^2 + \right.$

$\frac{81018}{47125} \phi^4 + \dots$). Die in Klammern eingeschlossene Reihe kann abermals auf die schon erwähnte Art in einen

Bruch verwandelt werden, wo man dann bekommt:

$$\text{tang. } \varphi = \varphi \left[\frac{15 - \varphi^2}{15 - 6\varphi^2 + 1575(3732300 - 364581\varphi^2)} \right]$$

welcher Ausdruck schon sehr genau ist.

Rec. schließt mit der Versicherung, daß ihm die Durchgehung dieses trefflichen Werks sehr viel Vergnügen gemacht hat; er wünscht, daß es recht bald in den Händen aller derjenigen, welche sich mit Mechanik und Architektur beschäftigen, seyn möge, der Ankauf desselben wird gewiß Niemanden gereuen. Möchte zugleich dieses nützliche Buch in Kurzem eine zweyte Auflage erleben, und es dem verdienten Vf. alsdann gefallen, den Inhalt desselben auch noch auf den Bau der Brücken, den Seitendruck des Erdreichs gegen Mauern, auf Rammschienen, auf die Verbreitung des Schalles bey Anlegung von Kirchen, Theatern, Sprachgewölben u. dergl. Gegenstände mehr zu erweitern, oder dieselben in einem besonderen Theile abzuhandeln. —

Von Druckfehlern ist das Buch ziemlich rein; Rec. will jedoch die wenigen, die ihm aufgefallen sind, hier bemerken. Im 1. Theil. Auf Taf. IV fehlt in der 105 Figur, zwischen den Buchstaben C und O, da, wo der Halbmesser sich endiget, der Buchstabe D. Auf Taf. V fehlt in der 118 Figur, da, wo die Linien Oa und Va zusammenstoßen, der Buchstabe E. Im zweyten Theile: S. 84 Z. 6 ist zu lesen

$$\frac{2x^3 - x^2}{8} + \frac{r^4}{8} \text{arc. Sin. } \frac{x}{r} \text{ z. les. } \frac{2x^3 - x^2}{8} \sqrt{(r^2 - x^2)} +$$

$$\frac{5^4}{8} \text{arc. Sin. } \frac{x}{r}. \text{ S. 326 Z. 6 muß es heißen } 4.0318621 =$$

10761, 23. S. 326 Z. 7 muß es heißen $P = 10761$ Pfund. Im dritten Theile: S. 166 Z. 4 v. u. muß es

$$\text{heissen } r = \frac{dv^3}{dx d^2 y} \quad \text{bx.}$$

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Geometrie nach einem neuen Plane bearbeitet, aus den Schriften der Alten und Neuen gesammelt und mit neuen Sätzen vermehrt, von Ferd. Schwins, der Philos. Doctor und Privatlehrer zu Göttingen.* — Zweyter Theil, enthaltend das 3te, 4te, 5te Buch von den Kreisfunctionen. Mit einer Kupfertafel. 1808. XXXVIII. und 650 S. 8. (2 Rthlr. 12 Gr.)

Das ganze Buch besteht aus einer dicht aneinander gedrangten Reihe von algebraischen Formeln, die nur selten durch einige Zeilen deutschen Textes unterbrochen wird, und man findet hier vielleicht alle Formeln bey sammen, die je zu Bestimmung der trigonometrischen Functionen sind ausgedacht worden. — unter denen denn freylich, auch viele vorkommen, die nicht so brauchbar und nützlich sind, als andere. Ein Auszug läßt sich aus einem solchen Buche nicht wohl geben; wir begnügen uns daher,

nur etwas von dem Inhalte umständlicher mitzutheilen.

Drittes Buch. Kreisfunctionen. Unter Kreisfunctionen versteht der Vf. die sogenannten trigonometrischen Linien. — Zuerst Erklärung ihrer Bedeutung. — Ausdrücke, welche eine der Kreisfunctionen durch die andere angeben. Ausdrücke für Summen und Differenzen verschiedener Kreisfunctionen für einerley Bogen z. B. $\text{Sec. } a + \text{tang. } a$. — Die trigonometrische Linie für bestimmte Bogen, $\frac{1}{3}\pi$, $\frac{2}{3}\pi$, $\frac{1}{2}\pi$, u. s. w. Kreisfunctionen für Bogen die größer als 90 Grad sind. — Da die Bogen a , $\pi - a$, $\pi + a$ u. s. w. alle gleiche Sinus haben: so entsteht die Frage: was für Sinus die Bogen $\frac{a}{n}$, $\frac{\pi - a}{n}$ u. s.

w. haben; hierüber handelt der Vf. sehr umständlich. Kreisfunctionen der Bogen $a + b$, oder $a - b$, oder $2a$ u. s. w. Dieser Abschnitt, welcher von S. 79 bis S. 174 geht, enthält allein 781 Formeln, unter denen indess eine sehr große Menge bloß als Beyspiele zu betrachten ist, indem man die allgemeinen Formeln für $a + b$ auf Bogen wie $\frac{1}{3}\pi + a$ und ähnliche anwendet. Dann folgen Kreisfunctionen für die Summe dreier Bogen. *Viertes Buch.* Entwicklung der Kreisfunctionen in Reihen. — Reihen, die sich aus Formeln von der Form, wie $\text{Sin. } a^n = (1 - \text{Cos. } a^2)^{\frac{n}{2}}$ ergeben; ferner Reihen, die aus Formeln wie $\text{tang. } a^2 = \frac{1 - \text{Cos. } 2a}{1 + \text{Cos. } 2a}$ folgen. — Reihen für $\text{Sin. } na$;

$\text{Cos. } na$; $\text{tang. } na$ u. s. w.; für $\text{Sin. } a^n$ u. s. w. Reihen, welche den Bogen durch die trigonometrischen Functionen ausdrücken, auf eine eigenthümliche Art abgeleitet. — Formeln von der Art, wie $2 \text{Cos. } na = (\text{Cos. } a + \text{Sin. } a \sqrt{-1})^n + (\text{Cos. } a - \text{Sin. } a \sqrt{-1})^n$. Ausdrücke für solche Producte, wie $\text{Sin. } a^n$, $\text{Cos. } a^n$, auch $\text{Sin. } a^n$, $\text{Sin. } ma$. Endlich Formeln, wo die trigonometrischen Functionen durch unmögliche Potenzen der Grundzahl des natürlichen Logarithmen-Systems ausgedrückt werden. *Fünftes Buch.* Summirung der Kreisfunctionen. — Summen der Reihen $\text{Sin. } a + \text{Sin. } 2a + \text{Sin. } 3a +$ und ähnlicher. Auch $\text{Sin. } a \cdot \text{Sin. } c + \text{Sin. } (a + b) \cdot \text{Sin. } (c + d) + \text{Sin. } (a + 2b) \cdot \text{Sin. } (c + 2d) +$

Das ganze Buch zeugt von sehr ausdauerndem Fleiße und großer Gewandtheit im algebraischen Rechnen; ob aber nicht der Formeln gar zu viele auf einander gehäuft sind, und ob es viele Leser geben werde, die Geduld genug haben, um sich durch diesen Wald von Formeln durchzuarbeiten, darüber müssen wir Jeden selbst urtheilen lassen. — Druckfehler sind uns ziemlich häufig vorgekommen. B.

LEIPZIG, b. Barth: *Anfangsgründe der Mathematik*, von Gerh. Ulr. Ant. Vietth, fürstl. anhalt-des-saaischem Schuldirektor und Prof. der Mathematik. Zweyte, verbesserte Auflage. Erster Theil. Arithmetik und Geometrie. 1805. XVI und 342 S. — Zweyter Theil. Statik, Optik und Astronomie. 1808. X und 349 S. 8. (2 Rthlr.)

Da dieses Lehrbuch, welches auch den Titel z.

Lehrbuch der reinen und angewandten Elementarmathematik führt, schon hinlänglich bekannt ist: so halten wir es für überflüssig, eine weitläufige Anzeige des Inhalts hier mitzutheilen. Wir bemerken daher bloß, daß die Auflage wirklich eine verbesserte ist, daß nämlich manche Sätze umgearbeitet, anders ge-

ordnet, auch wohl einige ganz neu eingeschaltet sind. Der Vf. theilt in der Vorrede zum ersten Bande selbst ein Verzeichniß der wichtigsten Veränderungen mit, die sich im ersten Bande befinden. Im zweyten Theile sind unter anderen in der Astronomie überall die neueren Entdeckungen eingetragen. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Breslau, b. Korn d. ä.: *Zwey mathematische Abhandlungen. I. Vertheidigung der Theorie der Parallellinien nach dem Euklides. II. Beytrag zu den Untersuchungen der Eigenschaften der trigonometrischen Linien*, von M. Joh. Ephr. Scheibel, Prof. d. Math. Mit 1 Kupfer. 1807. 51 8. 8. (8 Gr.) Die erste Abhandlung enthält Bemerkungen zu Euklides Vortrag der Lehre von Parallellinien, unter anderen auch einige exegetische über den eigentlichen Sinn des griechischen Textes. Da diese nicht wohl einen Auszug erlauben: so heben wir nur eine aus, nämlich daß nach dem Zeugniß älterer Schriftsteller das berühmte 11te Axiom eigentlich kein Axiom, sondern in der ursprünglichen Form des Euklidischen Werkes ein Postulat oder vielmehr ein Lemma oder Lehrsatz gewesen sey. Solcher Lehrsätze, sagt Hr. Sch., hat Euklides mehrere, ohne sie zu erwähnen; angenommen, z. B. daß die Kreise in der 1 und 22 Proposition einander schneiden. Ob Euklides hieran recht wohl that, solche Lehrsätze (*ἀκρίβανόματα*, wie Hr. Sch. sie nach Archimedes nennt,) vorauszusetzen, daran möchte man doch zweifeln. Denn sonst ließe sich auch manche andere, im Euklides streng erwiesene, Proposition eben so gut auf Conto annehmen. Übrigens ist es richtig, daß Euklides Vortrag an Bündigkeit und Kürze einen großen Vorzug vor manchem seiner Verbesserer hat, besonders auch den, daß er nichts erschleicht, sondern offen gesteht, dieser Satz müsse ohne Beweis angenommen werden.

Die zweyte Abhandlung hat den Zweck, den Grund der Verschiedenheit in den Zeichen der trigonometrischen Linien, je nachdem die Winkel weniger als 90 oder mehr als 90, 180, 270 Grad betragen, in einer Construction zu erläutern. Stellt man sich (um bey der Tangente und Secante stehen zu bleiben,) einen horizontalen Durchmesser des Kreises unbegrenzt verlängert vor, und rechnet die Bogen von dem linken Hand liegenden Endpunkte des Durchmessers an: so zieht der Vf. nun nicht die Tangente an diesem Endpunkte, sondern am anderen Endpunkte des Bogens. Wenn nun der Bogen $< 90^\circ$ ist: so schneidet die Tangente den links liegenden Theil jenes verlängerten Durchmessers mit demjenigen Ende, der gegen den Anfangspunkt des Bogens zuliegt, — dann sind Tangente und Secante positiv. Für Bogen, die $> 90^\circ$ und $< 180^\circ$ haben, schneidet die Tangente mit ihrem anderen Ende den entgegengesetzten Theil des verlängerten Durchmessers, daher Tangente und Secante negativ sind. Wenn der Bogen $< 270^\circ$ und $> 180^\circ$ ist: so schneidet wieder der Theil der Tangentenlinie, der gegen den Bogen, welchem die Tangente angehört, zu liegt, den verlängerten Halbmesser und zwar an seinem negativen Ende, die Secante bleibt also negativ, die Tangente wird aber positiv u. s. w. Der Vf. verdient für diese sehr künneiche Construction allen Dank; doch bemerkt Rec., daß ihm eine einfachere, welche eben das leistet, was Hr. Sch. verlangt, schon vor einer Reihe von Jahren durch Hn. Prof. Thibauts akademischen Vortrag bekannt geworden ist, deren nähere Auseinandersetzung nicht hierher gehört. B.

Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über Newtons, Eulers, Küstners und Consorten Pfschereyen in der Mathematik*, von Karl Christ. Langsdorf, geb. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. Mit 1 Kupfer. 1807. 72 8. 8. (10 Gr.) Der Titel dieser Schrift ist etwas unpaßend gewählt; denn nach demselben sollte man denken, daß Hr. L. selbst es sey, welcher Newton, Euler und Küstner Pfschereyen vorwerfe. So verhält sich die Sache aber nicht; sondern Hr. L. tritt hier als Vertheidiger der genannten Schriftsteller gegen einen Ungenannten auf, der sich in einem von uns in diesen Blättern 1807, No. 251 recen-

sirten Buche grober Ungezogenheiten gegen dieselben schuldig gemacht hatte. Rec. hat dort Gelegenheit gehabt, einige Behauptungen des Vfs. in ihrer Blöße darzustellen. Dasselbe ist denn auch der Zweck des Hn. L. in dieser Schrift. Er berichtigt zuerst einiges, was jener Schriftsteller über negative Größen u. s. w. gesagt hat, und geht dann zu den Vorwürfen über, die er den Astronomen macht. Hier aber verfallt Hr. L. in einen Rechnungsfehler; der, wie es uns scheint, die Resultate ganz unbrauchbar macht. Hr. L. will nämlich untersuchen, ob zwey verschiedene Planeten unseres Sonnensystems in irgend einem Punkte ihrer Bahn gleiche Geschwindigkeiten haben können. Er nimmt zu diesem Zwecke die halbe Axe der Bahnen und die Abstände der Sonne vom Centro der Bahn, (beides in Halbmessern der Erdbahn ausgedrückt,) aus *Lalande* an, und sucht nun die kleinste und größte Entfernung der Planeten von der Sonne. Er begeht aber hiebey den Fehler, daß er die Abstände der Sonne vom Centro der Bahn, in Halbmessern der Erdbahn ausgedrückt, so in die Rechnung bringt, wie dieser Abstand in Theilen der halben Axe derjenigen Planetenbahn, wozu er gehört, in Rechnung gebracht werden muß. Dadurch kommt er zu dem auffallenden Irrthume, Uranus kleinsten Abstand von der Sonne = 1,73 Halbmesser der Erdbahn, den größten Abstand = 36,41 zu setzen, und bringt heraus, Uranus sey der einzige Planet, der irgendwo in seiner Bahn sich eben so schnell, wie die Erde bewege. Dieser Übereilung ungeachtet, sind wir doch mit Hn. L. überzeugt, daß die Einwurfe jenes Ungenannten sich leicht heben lassen; auch zweifeln wir nicht, daß Hr. L. Gelegenheit finden werde, eine Berichtigung dieser Rechnung bekannt zu machen, und alle Vorwürfe seines Gegners von sich abzuwehren. B.

Osnabrück, b. Crone: *Wahrheiten aus beiden Trigonometrien auf eine neue Art bewiesen*, von P. Mauritz Eitmann. S. O. M. 1 Kpf. 1808. 38 8. 8. (9 Gr.) Die Lectüre dieser Schrift wird dadurch sehr unangenehm gemacht, daß der Vf. sich einer großen Menge ungewöhnlicher und die Übersicht der Rechnung für den, der an andere Zeichen gewöhnt ist, sehr erschwerender Zeichen bedient. So z. B. setzt er des Bogens A Sinus = a, Cosinus = a, Tangens = a, Cotangens = a, des Bogens $\frac{1}{2}$ A Sinus = a, des Bogens A + B = S, Sinus = f u. s. w. Man erhält so ein Heer von Bezeichnungen, die schwer zu behalten sind, und die uns gar keinen Nutzen zu haben scheinen, weil kein anderer Schriftsteller sich ihrer bedient, und man also doch die Formeln erst in die gewöhnlichen Zeichen übersetzen muß, um sie mit anderen, sonst bekannten Formeln vergleichen zu können.

Aus dem Buche selbst läßt sich kein Auszug geben. Die Beweise sind allerdings auf eine andere als die gewöhnliche Art geführt, und da jede neue Ansicht ihr Gutes hat und beytragen kann, die Lehrrätze besser einzusehen oder sie sich fester einzuprägen: so glauben wir, daß auch diese Schrift manchem belehrend seyn wird. Unrichtigkeiten sind uns nicht aufgefallen. Schade aber ist es, daß viele Druckfehler sich eingeschlichen haben, und daß das sehr blaß gestochene Kupfer sich nicht gut ausnimmt. Dem uns mitgetheilten Exemplare ist ein schriftliches Verzeichniß von Druckfehlern beygelegt, welches hier mitzutheilen wir uns verpflichtet halten: S. 10: Z. 7 von oben statt: — lies =; S. 31. Z. 17: v. u. st. Fig. 5. J. Fig. 3. S. 31. Z. 21: st. w — v = < d. lies w' — v' = < d. S. 36. Z. 15. R. G. st. S. 37. Z. 6. v. u. st. Cos. lies Cos. S. 37. allenthalben S. 1. D. B.

von Caracas, fand sich die *Typha angustifolia* L. Auf einer Insel dieses Sees wird die merkwürdige Art *Solanum* gebauet, deren Früchte essbar sind, und die Willdenow unter dem Namen *S. Humboldtii* beschrieben hat. — Das Maximum der Wärme ist nach dem Vf., wenn man eine Reihe von Jahren betrachtet, und die Beobachtungen im Schatten angestellt werden, in allen Erdstrichen an der Newa, am Senegal, am Ganges und am Orinoco gleich groß, nämlich zwischen 30 und 32 Grad Reaumur. Aber, möchte Rec. hinzufügen, dieses Maximum nimmt doch nach den Polen zu ab, und wo ist dieser Punct gegen Norden und gegen Süden? — Die große Kühle an der peruanischen Küste unter dem Wendekreise ist Folge der in Nebel gehüllten Sonnenscheibe und eines Stroms kalten Meerwassers, der mit Ungeflüm von der magellanischen Meerenge gegen Norden fortsetzt. — Im Orinoco, besonders in den Catarakten von Atures und Maypures nehmen Granitblöcke, selbst weißer Quarz, soweit sie das Wasser berührt, einen schwarzen Überzug an, der nicht um $\frac{1}{100}$ Linie ins Gestein dringt, und kohlenstoffhaltig zu seyn scheint. Die damit überzogenen Steine geben, befeuchtet, schädliche Ausdünstungen, und man hält ihre Nähe für eine fiebererregende Ursache. — Die Erde, welche die Otomaken am Orinoco verzehren, ist ein fetter, milder, mit etwas Eisenoxyd vermischter Letten von gelblich-grauer Farbe. Sie kneten ihn in Kugeln, und brennen diese an einem schwachen Feuer, bis die Rinde röthlich wird. Beym Essen wird die Kugel wieder befeuchtet. Ein Indianer verzehrt in Einem Tage $\frac{3}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ H Erde; dabey leidet das Befinden nicht; auch sind diese Menschen überhaupt feist, aber nicht dickbäuchig. — In der zweyten Abhandlung: Ideen zu einer Physiognomik der Gewächse, bemerkt der Vf. nach einigen Betrachtungen über die allgemeine Ausbreitung des Lebendigen in der Natur, wie die Verbreitung der Pflanzen an gewisse Gesetze gebunden sey. Sie überziehen den nackten Boden nach und nach, erst Kryptogamen, dann Gräser, dann Kräuter, dann Sträucher und Bäume. Eben so hängt sie vom Himmelsstriche ab. In der Hälfte des Jahres erstarrt, wenig mannichfaltig und schön ist die Vegetation, nach den Polen zu; ewig jung, reich und prachtvoll zwischen den Wendekreisen. Bey diesem allgemeinen Charakter haben die Tropenländer, wie alle anderen, eine gewisse Physiognomie. Die Pflanzendecke ist es vornehmlich, was dieselbe bewirkt, und zergliedert man diesen physiognomischen Eindruck: so findet man 19 Pflanzenformen, welche ihn bestimmen. Diese sind folgende: Palmen, Scitamineen, Malven, Mimosen (wohin *Mimosa*; *Gleditsia*, *Tamarindus*), Heidekräuter, Orchideen, Casuarinen (Bäume mit schachtelhaarmähnlichen Zweigen, wohin auch *Ephedra*, *Colletia* u. s. w.), Nadelhölzer, Pothosgewächse (wohin *Pothos*, *Drosera*, *Arum*); Lianen (wohin *Passiflora*, *Bauhinia*, *Banisteria*, *Bignonia*), Alcegewächse, Gräser, Farne, Farne; Lilien, Weiden (wohin auch *Banksia* und *Protea*); Myrthen, Melastomen und Lorbeergewäch-

se. — Rec. erlaubt sich einige Bemerkungen über das Gemälde, wovon er so eben die Grundliniengzeichnet. „Räderthiere, sagt der Vf., Brachionen und eine Schaar mikroskopischer Geschöpfe heben die Winde aus den trocknenden Gewässern empor. In Scheintod versenkt schweben sie vielleicht jahrelang in den Lüften, bis der Thau sie zur Erde zurückführt, die Hülle löst, die ihren durchsichtigen wirbelnden Körper einschließt, und (wahrscheinlich durch den Lebensstoff, den alles Wasser enthält) den Organen neue Erregbarkeit einhaucht.“ Es hätte verdient angemerkt zu werden, daß dieses eine bloße Hypothese sey, um die schnelle Entstehung lebendiger Wesen in stehendem Gewässer zu erklären. — „Unterschieden ist, wo größere Lebensfülle verbreitet sey, ob auf dem Continent oder im unergründeten Meere.“ Uns dünkt, der größere Reichthum des Meeres sey nicht zu bezweifeln. — „Wie wenig man ein Land entdeckte, in welchem holzige Schwämme z. B. Clavarien und Moose hohe Bäume bildeten?“ So sehr es zu wünschen wäre, so hegt doch Rec. solche Hoffnungen nicht. — Die oben aufgezählten 19 Pflanzenformen sollen, wenn wir den Vf. recht verstanden haben, die seyn, welche den Charakter einer Gegend zu bestimmen vermögen. Aber kommen denn alle anderen, besonders europäischen Pflanzenformen hieby in gar keinen Betracht? Nicht die Doldengewächse, die Pflanzen mit Ballblüthen, mit Lippenblumen, mit zusammengesetzten Blumen? Haben sie nicht etwas sehr Ausgezeichnetes und sind sie nicht im Stande, den Charakter eines Erdstriches zu bestimmen? — Auch aus den Anmerkungen zu dieser zweyten Abhandlung wollen wir einiges ausheben. Die senkrechte Höhe des Chimborazo ist nach dem Vf. 3340 Toisen. In einer Höhe von 2850 Toisen umschwärmten ihn einige Insecten, die er aber nicht erfassen konnte. Die Region zwischen 1600 und 3000 Toisen über der Meeresfläche ist der gewöhnliche Aufenthalt des Kondors. Aus der Kleinheit, in welcher der Vf. diesen Vogel über seinem Kopfe schweben sah, verglichen mit der gewöhnlichen Größe desselben, berechnete er die Höhe seines Fluges zu 3630 Toisen, eine Höhe, in welcher das Barometer kaum noch auf 12 Zoll steht. Der nämliche Vogel senkt sich aus diesen Höhen bisweilen plötzlich bis zum Meeresufer, wo das Barometer 28 Zoll hat, herab; eine in der That merkwürdige physiologische Erscheinung. — Das Leuchten des Seewassers wird nach unserem Vf. bisweilen durch leuchtende Mollusken bewirkt, wie *Foster* schon angab; mehrentheils aber erkennt man im leuchtenden Wasser dergleichen selbst durch starke Vergrößerung nicht. Die wahrscheinlichste leuchtende Ursache sind faulende Fasern abgestorbener Mollusken, die sich im Wasser aufs feinste zertheilen, und dasselbe zu einer galterhaltigen Flüssigkeit machen. Sonderbar ist dabey, daß eine Erschütterung und ein elektrisch geladener Luftkreis, wo z. B. ein Gewitter bevorsteht, dieses Leuchten erwecken und verstärken. Auf seiner Fahrt nach Südamerika legte der Vf. zuweilen eine Medu-

se auf einen zinnernen Teller; und schlug er dann mit einem andern Metall gegen denselben: so waren die kleinsten Schwingungen hinlänglich, das Thier leuchten zu machen. — Das dritte Gemälde schildert: die Wasserfälle des Orinoco bey Atures und Maypures. Bis zu den Quellen des Orinoco ist noch keiner vorgedrungen, und fabelhaft ist, was man vom Ursprunge desselben aus einem See vorgegeben. Er läuft zuerst von Osten nach Westen am südlichen Abfalle des Gebirges Parime hin; hier fallen mehrere Flüsse in ihn, die sich durch eine schwarze Farbe des Wassers auszeichnen. Dann wendet er sich nördlich und durchbricht die Gebirgskette, und hier liegen die berühmten Katarakten von Atures und Maypures, die vor dem Vf. von wenig Europäern besucht worden. Bald verläßt der Strom die Gebirgskette, sich wieder östlich wendend, und indem er bis zu seinem Ausflusse auf beinahe höliger Fläche hinläuft, scheidet er die undurchdringlichen Wälder der Guyana in Südosten von den unermeßlichen Ebenen von Caracas in Nordwesten. Der Fall des Orinoco bey Maypures ist nicht wie der des Niagara ein einmaliges Herabstürzen einer mächtigen Wassermenge von einer großen Höhe, sondern eine zahllose Menge kleiner Cascaden, die wie Staffeln auf einander folgen und eine Meilenlänge des Flusses einnehmen. Sie werden durch Felsenmassen verursacht, über und zwischen denen der Fluß durchgleitet, so daß oft kaum ein 20 Fuß breites Fahrwasser übrig bleibt. Auffallend war es dem Vf., das Getöse dreymal stärker bey Nacht als bey Tage zu hören; sollte dieses nicht einen mehr subjectiven als objectiven Grund haben? Überall zeigen sich Spuren eines vordem weit höheren Wasserstandes, dergleichen auch an den Gestaden europäischer Flüsse bemerkt wird. Mit Erstaunen bemerkte der Vf., daß das ganze Gefälle des Raudals (so nennen die Spanier einen Wasserfall dieser Art) vom Anfang bis zum Ende kaum 28 — 30 Fuß betrug, das wilde Aufschäumen des Flusses also fast nur eine Folge der Verengung des Bettes durch zahllose Klippen war. Weniger umständlich ist der Raudal von Atures beschrieben. Er ist dem von Maypures ganz ähnlich. Aufgethürmte Granitkugeln bilden hier Felsdämme und Hölen; bald stürzen die Wasser über diese weg; bald dringen sie mit dumpfem Getöse ins Innere derselben. Der Vf. wagte es nebst dem Hn. Bonpland, die letzte untere Hälfte des Raudals mit dem beladenen Kanon zu passiren, wobey sie mehrmals auf den Klippen aussteigen mußten, und einmal 1½ Stunde auf einer dieser Inseln bey Einbruch der Nacht unter einem fürchterlichen Gewitterregen und in der Besorgniß, von ihren Indianern mit dem Schiffe verlassen zu seyn, zubrachten. Endlich beschreibt der Vf. noch die am Raudal von Atures belegene weitberufene Höhle von Ataripe; eine Art von Gewölbe, welche das Orinocowasser bey höherem Stande ausgewaschen, das Nationalbegräbniß des vertilgten Völkerstammes der Aturer. — In den Anmerkungen geschieht noch einer Merkwürdigkeit Erwäh-

nung, welche vorkömmt an der südlichen Küste der Insel Cuba, im Meerbusen von Xagua, 2 bis 3 Meilen vom festen Lande. Mitten im Meere nämlich brechen mit Ungeßüm und hohem Wellenschlag Quellen süßen Wassers aus. Die Küstenschiffe versehen sich daselbst mit solchem, und je tiefer man schöpft, desto süßer ist es. Auch wird dort häufig die Fluskschuh, *Trichechus manati*, erlegt, ein Thier, welches sich nicht in salzigem Wasser aufhält.

T.

STUTTGART, b. Steinkopf: G. C. C. Storr *Idaei methodi fossilium*. Auch unter dem Titel: *Museum physognosticum, methodo, cujus per partes angular ratio redditur, digestum descriptumque*. Partis I. *oreognosticae* liber I *methodologicus*. 1807. XXVI u. 222 S. 4. (3 Thlr.)

Der Vf. hatte vor, seine naturhistorische Sammlung zu beschreiben, eine Museographie zu liefern, wie er sich ausdrückt. Da er aber nicht weiß, ob sein Lebensziel ihm noch zu einer langen Arbeit Musse genug gestatten werde: so beschloß er, das Ganze in einzelne Theile zu spalten, so daß jeder Theil ein Ganzes ausmache. Er liefert im vorliegenden Werke eine sonst sogenannte Philosophie der oryktognostischen Mineralogie, wo er aus logischer Nothwendigkeit abgeleitet, die Gesetze aufstellt, nach welchen die Eigenschaften der Körper aufgefaßt werden müssen. Die Tendenz dieser Schrift geht dahin, die bisherige Form der Oryktognosie ganz umzuschaffen. Rec. zweifelt, daß des Vfs. Ansichten je irgend einen Grad von Allgemeinheit erlangen werden, und glaubt, daß auch in der That die Wissenschaft eben nichts verlieren dürfte, wenn diese neue Bearbeitung derselben nicht anerkannt wird. Das ewige Kleben an der Form stumpft den Geist ab; und was wird damit gewonnen, wenn nur die Verschiedenheiten der äußeren Gestalt bis in ihre kleinsten Zufälligkeiten verfolgt und geordnet sind? Es würde ein anhaltendes Bemühen fodern, sich nur mit allen den neuen Benennungen irgend vertraut zu machen, welche das ganze Buch durchwimmeln, und wir würden ein Buch schreiben müssen, um dieses vorliegende Buch genau zu würdigen. Wir können daher nur einen höchst dürftigen Begriff vom Ganzen geben, und müssen es den Kunstkennern überlassen, ob sie Lust haben, sich durch dies mühsame Gebäude selbst durchzuwinden. Der Vf. betrachtet die Körper erstlich nach den Verschiedenheiten der Materie, zweytens der Form. Diese letztere Abtheilung enthält wieder: 1) *Rationes constitutionis molecularum*, 2) *Functionis rationes*, 3) *Schemata satura*. Wir führen aus der ersten Abtheilung die Eintheilung der geringeren Verschiedenheiten in der Craft der Mineralkörper als Beyspiel auf, welche unter der Benennung *nomi* aufgestellt werden und zwar *Dianome*, *Hyponome*, *Catanome*, *Perinome*, *Epinome*. Wir heben *Catanomen* aus:

Catanomum est conjugatae aquae rationes contendere Graduum ppterum varietas ad quintuplex discrimen referenda.

1) *Oreorum anhydorum: aquae conjugatae immunitum.*

- 2) *O. submerorum*: perhinc aq. coaj. continuatum.
- 3) *O. synthyphidorum*: a. c. modica imbutum.
- 4) *O. syndydrorum*: a. c. copiam notabilem fomentum.
- 5) *O. syncathydrorum*: a. c. largissima fetorum.

Von der zweyten Abtheilung heben wir als Probe die Eintheilung der *Cryfall. dijugatarum* aus:

A. Cr. dij. diastrophae dichotomiam intefinam femiffaeque alterius dimotionem passae, quam efficere videtur parti crystallo-
rum inter congressionem ibata polorum subverso, diastrophes
declavant tum harmonias lineamentis, tum et ad dijugationis car-
dines deprehendendis cicatricibus.

AA. Cicatricibus notantur, hinc in crenam prominentibus,
illinc in crenam retracts:

- I. C. d. antistrophae: femiffibus e regione inversis
- a) diastrophediagonia: b) diastri longitudinali
- c) cicatricibus lateralibus
- d) cicatr. terminalibus.

II. C. d. hypostrophae: femiffe altera super alterum ad
sextantem circumpunctum circumfacto.

a) Diastrophe diagonia. b) D. transversa.

BB. Cicatricibus utrinque in crenam subhifcentem retracts
discrepant:

C. d. parantistrophae: femiffibus diastrophe verticali
subhallucinata inversis.

CC. Cicatricum expertes sunt:

C. d. cryptantistrophae: femiffibus diastrophe ad amiffum
femiffante verticali inversis.

... B. Luyf. dij. adiastraphae.

Diese begreifen wieder nicht weniger als 16 Unter-
abtheilungen. Wem schwindelt nicht bey solchen ins
Unendliche zertheilten Kleinkrämereyen! Muß da
nicht der Geist entweichen, wo die Form so die Ober-
hand erhält! BF.

KLEINE SCHRIFTEN.

Notorum. Dalsburg u. Effen, b. Badocher u. Kürzel: Ab-
handlung über das schleichende Nervenfieber, für angehende
Ärzte von Pantel. Ludw. Müller, A. in der Grafsch. Lim-
burg. 1808. 64 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. sagt in der Vorrede,
dass er, nach seiner angegebenen Behandlungsart, so glücklich
gewesen sey, selten einen an diesem Fieber Kranken zu verlor-
ren; dagegen seyen viele gestorben, welche nach anderen Grund-
sätzen behandelt worden. Eine solche Versicherung spannt die
Erwartung! — Was die Theorie des Vfs. anlangt: so glaubt
derselbe, es gebe nur ein einziges Fieber in der Natur, dessen
scheinbare Verschiedenheiten bloß als verschiedene Formen an-
gesehen werden müssen, die bloß von der verschiedenen Be-
schaffenheit und Modification der Reize, der Lebenskraft und
ihrer mannichfaltigen Reaction bestimmt werden. So sey der
Unterschied zwischen hitzigen und schleichenden Nervenfiebern
nicht wesentlich, und habe auf die Curmethode keinen wesent-
lichen Einfluss (?). Die wahre Schwäche des Nervensystems
liege bey beiden zum Grunde; nur sey sie bey hitzigen mit
übermäßiger, bey schleichenden mit zu wenig Reizfähigkeit
verbunden. (Und dieses sollte keinen Unterschied in der Be-
handlung machen?) In den meisten Krankheiten finde man ein
Bestreben der Natur, der Krankheitsursache entgegen zu wir-
ken, allein in diesem Fieber nur selten. (Was die Ärzte Na-
turbemühungen nennen, findet wenigstens bey hitzigen NF.
eben so gut, als bey anderen Fiebern Statt. Oder soll man die
heftigen Erscheinungen, welche man beobachtet; hier nicht,
wie bey anderen Fiebern, *Genamina naturae* benennen?) Die
Verbindungen, welche das schleichende NF. eingeht, sind: 1)
mit Friesel oder Petechien. Es ist dies bloß die Verbindung
des NF. mit inflammatorischer Diathesis oder mit dem Schein
der Localentzündung (?) — 2) mit gallichten Zufällen, 3) mit
Schleim. Diese macht manchmal nicht nur außerordentliche
Beschwerden, sondern tödtet auch bisweilen (der Schleim? Der
Vf. hält die schleimausleerenden Mittel dennoch für unzuläng-
lich zur Heilung der Krankheit?), 4) mit faulichten Zufällen.
Die Ursachen sind schwächende Potenzen aller Art (der Vf. rech-
net dahin auch Genuss der Melonen und allzuvielen Tabakrau-
chen, welche beide wohl selten, freylich aus entgegengesetzten
Gründen, als Ursachen anzuklagen seyn dürften. Auch rechnet
er verschiedene chronische Hautkrankheiten, Verstopfungen der
Eingeweide des Unterleibes, Gicht, Gift, der Himmel weisse,
in wieweit, hieher). Die Diagnostik hält er für leicht. Die
Cur zerfällt in 2 Theile: 1) Radicalcur. In der Geburt wird
oft das NF. durch Brechmittel erstickt. Einige Stunden nach
denselben rühmt der Vf. Herzstärkung, Wein, Naphtha, Opium,
Zimmtinctur u. s. w. Dauert die Krankheit schon einige Zeit:
so muß die Erhaltung der Lebenskräfte die erste und vorzüg-
lichste Heilanzeigen seyn. Hiezu dienen Opium, Bism, Queck-
silber, Bibergeil, Kampher, *Serpentaria*, *Valeriana*, *Angelica*,
Contragerva (?), *Jadvaria*, Chamillen, eine Menge bitterer
Mittel, Wein, Brantwein u. s. w. Damit kommt man jedoch
nicht immer allein aus, sondern es muß 2) die symptomatische
Cur berücksichtigt werden, nämlich galtrische Unreinigkeiten,
welche oft mehr Rücksicht verdienen, als man anderer Zeit zu-

geben will, Schleim, Erbrechen, Durchfall, Verstopfung, hef-
tige Schweisse, Friesel, Speichelfluss. Was der Vf. hierüber
und über die Diät sagt, ist im Allgemeinen recht gut; nur ist
es nichts Neues, und wir erfahren durchaus nicht, wodurch sich
die glücklichere Behandlung des Vfs. von anderen, unglück-
licheren, unterscheidet. Sie ist die jetzt gewöhnliche, und an-
gehende Ärzte, welche ihren *Vogel*, *Frank*, *Reit*, *Maisland*,
Hecker u. s. w. studiren, können dieser Abhandlung ganz ent-
übertragen seyn. Sie hat unsere Erwartung getäuscht.

Ej.

Altona, b. Hammerich: Über die Lufthrebrünte
der Kinder. Eine kurze, zunächst für Nichtärzte bestimmte
Anleitung, diese gefährliche Krankheit richtiger zu beurtheilen
und sicherer zu verhüten. Von D. W. Z. Wolf zu Altona.
1808. 47 S. 8. (6 Gr.) An dieser kleinen Schrift ist die Kürze
und das ganze Wille des Vfs. das beste. Sie schildert die Gefahr,
welche zwey verwandte, hier nicht genau getrennte Krankhei-
ten, der *Croup* und das *Millersche Asthma*, für unsere Jugend
haben, ganz nach der Wahrheit, ohne tief in die Ursachen und
Anzeigen, sie zu heilen, einzudringen. Mit Vorbedacht, sagt
der Vf., habe er hier beide Krankheiten nicht getrennt; die
Gleichheit der Ursachen und der Heilmethoden berechtige ihn
dazu. Hätte er gesagt, die Ähnlichkeit der Gefahr bey gleich
schnellem Verlauf, Ähnlichkeit in einzelnen Symptomen und im
Ausgange könne ihn entschuldigen; so möchte er Recht haben.
Aber die Ursache und Methode sind, ganz nicht so sehr als diese,
verschieden. Der *Croup* herrscht epidemisch, befallt fast immer
Knaben, macht nur geringe Nachlässe, und ist offenbar eine Ent-
zündungskrankheit. Die Krampfbreune ist ein Übel spastischer
Art, welches sporadisch, öfter Mädchen, in periodischen
Anfällen ergreift. Hier hilft Bism, wenn er in Zeit und rich-
tiger Gabe gegeben wird; dort muß eine kraftvolle antiphlogi-
stische Methode angewendet werden. Der Vf. glaubt, seitdem man
eine übertriebene Abhärtungsmethode eingeführt habe, beson-
ders seitdem man den Kindern in der kalten Jahreszeit die Haare
schneide, und sie mit entbloßtem Hals gehen lasse, seitdem sey
die Krankheit allgemeiner, eine Meinung, die auch der treffliche
Lentin zu Hannover hatte. Er will, man solle den Kin-
dern vom Herbst bis zum wärmeren Frühlinge die Haare nicht
in die Dicke schneiden (nicht ausschneiden, auslösen). Ueber-
wiesen ist, daß ein vollkommen ausgebrochener Schnupfen und
feuchte Nase, diese Krankheit nie entstehen lassen. Seit 8 Jah-
ren hat keins der Judenkinde zu A. diese Krankheit gehabt,
welches der Vf. den wärmeren Kopfbedeckungen zuschreibt.
Alle Erkältungszufälle soll man bey Kindern sehr aufmerksam
behandeln. Mit Recht warnt aber der Vf. vor der unbeding-
ten Anwendung von Brechmitteln bey solchen Kinderkrankhei-
ten, und empfiehlt dagegen eine diaphoretische Methode. Zum
Schlusse rühmt er *Autonietts* Versuche für die prakt. Ärz., über
deren Werth der Rec., welcher sowohl die häutige Bräune, als
das *Millersche Asthma* seit einigen und zwanzig Jahren ziemlich
häufig beobachtet hat, mit dem Vf. dennoch nicht einerley Mei-
nung ist.

Ej.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 APRIL, 1809.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Weidmannschen Buchhandlung:
Geschichte Griechenlands. Eine freye Übersetzung des englischen Werkes von *William Mitford*, durch *Heinr. Karl Abr. Eichstädt*, H. S. Hofrath, ordentl. Professor und Oberbibliothekar bey der Universität zu Jena. Sechster Band. 1808. 658 S. 8. (2 Rthlr. 6 gr. Schreibpap. 3 Rthlr.)

Mitford's großes Werk über Griechenland nahet nun in der schönen deutschen Übersetzung, welche durch ihren natürlichen Gang der Erzählung und reinen Vortrag den Leser kaum auf den Gedanken kommen läßt, daß er eine Übersetzung vor sich habe, seiner Beendigung entgegen. Noch Ein Band reicht ohne Zweifel hin, um bis zum Antritte Alexanders des Großen, das heist, bis zur Vollendung des Ganzen zu führen. In dem gegenwärtigen Bande finden wir *M.* fast einzig mit seinem Lieblingsschriftsteller, dem Xenophon, beschäftigt, und erhalten dadurch den Vortheil einer äußerst sorgfältigen, in das kleinste Detail gehenden Behandlung. Man darf ihn im eigentlichen Verstande als einen fortlaufenden kritischen Commentar zu den Hellenicis dieses Schriftstellers betrachten, in welchem zwar die Angaben anderer Quellen nicht vernachlässigt, aber nur dann als gültige Zeugen anerkannt werden, wenn sie dem Xenophon nicht widersprechen. In dieser Anordnung konnte der deutsche Bearbeiter nichts umändern, da er kein eigenes Werk, sondern die Übersetzung eines längst schon wegen seiner Vorzüge ausgezeichneten Buchs liefern wollte; der Leser verliert auch wenig durch die gezeigte Vorliebe, da *Mitford* mit vielem Scharf Sinne sich oft mehr an die versteckt hingestellte Gesinnung Xenophons, als an seine buchstäblichen Aufsemmungen hält, und nicht immer in das Lob einstimmt, welches der Grieche so freygebig an Lacedämon, und vorzüglich an seinen Unterstützer Agésilas verschwendet. Noch ein anderer beträchtlicher Vortheil erwächst aus *M.'s* Bearbeitung für jeden Philologen, besonders aber für den zu höherer Kenntniß emporstrebenden Studirenden; weil Rec. kein anderes Werk kennt, welches mit gleicher Genauigkeit dem Xenophon Schritt vor Schritt folgte, und durch die Benutzung anderweitiger Angaben nicht bloß die genaueste Kenntniß des geschichtlichen Zusammenhangs beförderte, und die Chronologie berichtigte; sondern auch philologische Untersuchungen über die wahre Lesart in vie-

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

len Fällen anstellte. Diefs ist auch wahrscheinlich die Ursache, warum der Übersetzer sich diefsmal keine bedeutenden Abkürzungen des Originals erlaubte, welches für manche Leser beynahe zu ausführlich scheinen mag, da der ganze Band nur einen Zeitraum von 37 Jahren umfaßt. Wahr ist es, Thucydides hat eben so ausführlich, im Grunde noch ausführlicher geschrieben; diesen aber liebt man in der umständlichen Ausmalung auch der geringen Gegenstände, weil er auf seiner tiefen Menschen- und Geschichts-Kenntniß immer etwas allgemein Interessantes einzuflechten versteht, und weil sein Ganzes in der That nichts anders als eine Darstellung des Kampfes zwischen Aristokratismus und Demokratismus ist, bey dessen vollständigem Überblick auch die kleinen in die Kette sich schließenden Glieder nicht fehlen durften. Xenophon hingegen gefällt mehr als angenehmer Erzähler, der in die Länge ermüdet, weil er weniger das innige Mitgefühl des Lesers durch die Fülle seines Denkens zu erregen weiß, und weil der von ihm bearbeitete Stoff bey weitem nicht mehr das Wichtige, das allgemein Anziehende der älteren Geschichte der Griechen hat. In früheren Zeiten erscheinen sie als hochgebildetes Volk mit der vollsten Aufsehung von geistiger und physischer Kraft; jetzt in ausgearteter Verfeinerung, mit schwindender Kraft, mit vielfach getrenntem, nach dem kleinlichsten Eigennutze berechnetem Interesse. Eine große Handlung, hohe auf Nationalwohl hinstrebende Gedanken, verschwanden aus der Seele des Griechen, seitdem er von einem auswärtigen Gegner nichts weiter zu fürchten hatte. Die ganze Politik verlor sich nun in ein System, welches im Kleinen das Vorspiel von unterm schimärischen Gleichgewichte der europäischen Staaten war. Sparta wollte durchaus die einmal errungene und gemißbrauchte Praeponderanz über alles, was griechischen Namen führte; es wollte dem Monarchen Asiens sich fürchterlich zeigen, ohne die erforderliche innere Kraft zu besitzen. Mit Nachdruck widersetzte sich endlich Theben der übertriebenen Anmaßung, und durch die Umstände begünstigt gelang ihm sein nur dem Anscheine nach gefährliches Unternehmen. Das allmählich wieder emporstrebende Athen bemächtigte sich der Rolle des Ausgleichers. Mit heimlichem Vergnügen und indirecter Unterstützung begünstigte es Anfangs Thebens Ringen nach Selbstständigkeit, wendete sich aber ohne nähere Veranlassung plötzlich wieder auf Lacedämons Seite, als Theben übermächtig wurde. Die kleinen Staaten, denn diefs waren im Grunde alle übrigen

gen, schmiegeten sich an eine der beiden hervorragenden Republiken, weniger nach ihrer Convenienz und Vorliebe, als nach dem Gebote der eisernten Nothwendigkeit. Sie bekriegten sich gegenseitig, jagen zur Gegenpartey gehörige Bürger aus ihren Mauern, Städte werden zerstört, und eine neue angelegt. Alle diese Streitigkeiten zielten aber nicht zu einem gemeinschaftlichen grossen Zweck hin; kleinliche Gezanke leiteten jeden Theil zu widrigen Handlungen. Wir finden Balgeröyen, wie sie zur Zeit des Faustrechts in Deutschland so häufig zum Vorschein kommen; sie schwinden dahin, und erregen zum Theil den Widerwillen, selten die Theilnahme der Nachwelt.

Aber auch bey diesen kleinen Störungen der Theilnahme, welche fast alle in der Natur des Gegenstandes liegen, geht gewiss kein aufmerksamer Leser ohne vielfache Belehrung und Erweiterung seiner bisherigen Ansichten von dem Studium dieses Theils. Er versetzt sich ganz in die sonderbare Verwicklung jenes Zeitalters, und abstrahirt, selbst aus Xenophons Erzählung, durch Beyziehung der von Mitford benutzten übrigen Quellen, dass die Spartaner die eigentliche Triebfeder des allgemeinen und dadurch ihres eigenen Verderbens waren. Dieser Staat, in seiner Verfassung nur einzig auf Unüberwindlichkeit in seinem Inneren berechnet, hatte schon seit dem persischen Einfälle, zwar nicht seinen gymnastischen Übungen, wohl aber seinen ursprünglichen Grundsätzen entsagt; sich in auswärtige Angelegenheiten gemengt, die ihn fremd bleiben mußten, wenn die Entbehrlichkeit des Geldes, die Einfachheit der Sitten, die Härte in der Lebensweise erhalten werden sollten. Der glückliche Erfolg lockte weiter; nach Athens Besiegung ist nicht weiter von der alten Hegemonie die Rede, welche die griechischen Staaten der spartanischen Tapferkeit und Kriegskennntniß willig zugestanden, sondern man dehnte sie zu einer Art von Oberherrschaft aus, welche allen Republiken, besonders aber den Colonieen, fühlbar wurde. In welcher Despotengestalt ein spartanischer Harmostes in Byzanz und allen umliegenden Gegenden erschien, wie Jedermann sich unter seine, wenn auch gewaltigen Verfügungen schmiegte, lernen wir am vollständigsten aus dem nämlichen Xenophon; aber wir lernen es nicht aus seiner griechischen Geschichte, wo er als Lobredner Lacedämons erscheint, sondern aus seiner Anabasis, wo es ihm unmöglich wird, seine Empfindlichkeit über erduldeten Ungerechtigkeit und Härte völlig zu unterdrücken. Die hervorragenden Männer im Staate fühlten zu innig das Glänzende ihrer Rotten, als daß sie nicht suchen sollten, ihnen langwierige Dauer zu verschaffen. Kriege erwuchsen daher in Kleinasien, nicht gegen den Monarchen der Perser selbst, sondern gegen einige seiner Satrapen, während man andere zu schonen suchte. Der Vorwand war die Freyheit der griechischen Städte Kleinasiens, welche auch die Kosten bezahlten, während daß die europäischen Bundesgenossen ihr Contingent an Mannschaft und Schiffen zu liefern

hatten, ohne den geringsten Vortheil aus allen diesen Unternehmungen hoffen zu dürfen. Sparta selbst lieferte wenig, konnte sehr wenig liefern. Die Zahl des herrschenden Theils, oder der eigentlichen Spartaner, ehemals die vorzüglichste Stütze des Staats, war äusserst zusammengeschmolzen, diente meist nur als Officiere unter den Truppen: und doch nur diese wenigen wollten ausschliessend herrschen; die eigentlichen Kriegsdienste verfiel der mit seiner untergeordneten Lage äusserst unzufriedene Lacedämonier. Also Schwäche im Inneren und viel Glanz, aber wenig reelle Kraft von Aussen. Diese Lage konnte bey aller Sorgfalt Sparta's, den Griechen den Aufenthalt und die Kenntnisse ihrer Stadt zu erschweren, nicht lange verborgen bleiben. Die wichtigsten Städte benutzten die Verwicklung der Spartaner in den asiatischen Krieg zu einem Bündnisse, in welchem sie sich gegenseitige Hülfe wider jede Annäherung von Oberherrschaft zusicherten. Sparta war nicht namentlich als Veranlassung des Bundes angegeben; aber es fühlte, daß es einzig gegen seine Ansprüche gerichtet sey, nahm ihn als eine Kriegserklärung, hoffte das aufsteigende Ungewitter durch Entschlossenheit und Schnelligkeit zu beschwören, und ertheilte den Befehl an den in Asien gegen die Perser mit Überlegenheit kämpfenden Agesilaus, mit seinen Truppen nach Böotien überzusetzen. Dieser fand aber die Gegner schon in Fassung, und wagte keinen entscheidenden Schritt; die Athenienser, in Verbindung mit dem Satrapen Pharnabazus, schlugen die Flotte der Spartaner zweymal, und vernichteten dadurch für immer ihre, zu keiner Zeit auf eigene Kraft gegründete Marine. Athens lange Mauern wurden durch Konon wieder hergestellt; Argos vereinigte sich mit Korinth zu einer demokratischen, folglich feindlichen Republik; Gefahren häuften sich von allen Seiten, und Sparta, um seine bisherige Grösse vom gänzlichen Schiffbruche zu retten, nahm seine Zuflucht zur feinsten Politik. Durch seinen Abgeordneten, Antalcidas, knüpfte es Unterhandlungen mit Persien an, welche bald in das Reine gebracht wurden, da aller Vortheil auf Seite der Letztern war. Unvermuthet erschien der Satrap Teribazus, und legte den versammelten Staaten Griechenlands ein offenes königliches Schreiben vor, in welchem allgemeiner Friede angekündigt, jedem Staate der Beytritt zugestanden, den Widerstrebenden aber gemeinschaftlicher Krieg von allen Verbündeten um so mehr gedrohet wurde, weil der Friede allgemeine Gleichheit und Freyheit predigte. Denn alle griechischen Städte, klein und groß, ohne Ausnahme, sollten frey seyn; nur die asiatischen nicht, da sie dem Könige gehörten, und die drey Inseln Imbros, Skyros und Lemnos bleiben den Atheniensen. In der Uebersetzung, S. 222, ist diese Stelle nicht ganz rein ausgedrückt; man kommt auf den Gedanken, als habe der König auch die asiatischen Städte frey gegeben. Athen trat bey, weil es vorthailhaft bedacht wurde, und weil es von der Vereinigung der Perser mit den Spartanern am meisten zu fürchten

hatte; alle kleinen Städte ohnehin, da sie unbeschränkte Freyheit zu finden glaubten, auch die grösseren, theils durch Hoffnungen, theils durch Furcht bewogen, konnten sich nicht entziehen. Das einzige Theben zauderte mit der Einwilligung; aber gerade auf diese Stadt war es vorzüglich angetragen: sehr ernsthaft Anstalten von spartanischer Seite erzwangen daher die Theilnahme derselben. Dies ist der berühmte Frieden des Antalcidas, an welchem die Griechen mit Recht so vieles zu tadeln hatten. Xenophon stellt ihn in das möglichst schöne Licht; aber selbst aus seinen Angaben leuchtet das Herabwürdigende und allgemein Schädliche desselben hervor. Persien kommt ohne Schwerdtstreich zu dem Besitze der vielen griechischen Städte in Asien, welche so leicht konnten geschützt werden, und bisher geschützt worden waren. Sparta nahm die Miene des Großmüthigen an, indem es freywillig abtrat, was es nicht länger behaupten konnte, nämlich eine Art von Oberherrschaft über die übrigen Staaten. In der That gewann es durch den Frieden einen noch größeren Einfluß, als er bisher gewesen war. Denn Korinth und Argos, welche in Vereinigung gefährlich werden konnten, mußten sich wieder trennen; die Menge der nun dem Namen nach frey gemachten kleinen Städte wurden durch die Natur der Sache die entschiedensten Anhänger der Spartaner, nicht bloß aus Dankbarkeit, sondern weil ihnen mächtiger Schutz gegen die Staaten, unter welchen sie bisher gestanden hatten, unentbehrlich war; und Theben, der Hauptgegner, welchen Sparta zu fürchten hatte, lag nun ohne Anstrengung und Krieg in Unthätigkeit. Denn bisher war er Besitzer aller böotischen Städte, und hatte über eine bedeutende Volksmasse zu disponiren; jetzt sind diese Städte frey, werfen sich in Spartas Arme, und Theben lebt in einer Art von immerwährendem Belagerungsstande. Asien war also verloren, das europäische Griechenland hingegen gehorchte den Winken der Spartaner, und sie bedurften zur Erhaltung der künstlich erworbenen Oberherrschaft keine bedeutende Anstrengung eigener Kräfte; sie blieb besetzt durch die Beyträge der Bundesgenossen an Volk und Geld. Befestigt auf einige Zeit, in die Länge konnte bey dem Mangel innerer Stärke, und bey dem vielfachen Mißbrauche des Ansehens die Lage nicht dauern. Eine Recension ist nicht berechtigt, alle die einzelnen von Lacedämon begangenen und durch *Mitford* mit richtiger Würdigung erzählten Gewaltthatigkeiten auszuheben. Die verhassteste derselben, Thebens Wegnahme mitten im Frieden, mag die Stelle der übrigen vertreten. Sparta strafe den Urheber der bösen That, aber an dem Besitze von Theben war ihm zu viel gelegen, als daß es die Befestigung aus der Citadelle zurückgezogen hätte. Alles Zutrauen war durch diese Handlung dahin; eine Revolution befreyte Theben von seinen Unterdrückern, und mit schnellen Schritten eilten diese ihrem Verderben entgegen; die Bundesgenossen werden lau,

und der Krieg eine Zeitlang mit Abwechslungen fortgeführt. Endlich verliert Sparta sogar das entscheidende Treffen bey Leuktra, die erste große Feldschlacht, welche es je verloren hatte. Man erstaunt auf der einen Seite über die Geringfügigkeit des wirklichen Verlustes, so wie auf der anderen Seite über die ausgebreiteten Folgen, welche er hervorbrachte. Geblieben waren im Treffen 400 Spartaner und 1000 Lacedämonier, und dahin ist für immer Spartas Einfluß auf Griechenland; es mußte sich innerhalb seines eigenen Bezirks zu schützen suchen. Gleich Anfangs konnten zwar die zwey großen Generale der Thebaner, Epaminondas und Pelopidas, welchen Xenophon nicht hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren läßt, das errungene Übergewicht wenig benutzen, weil sie von Seiten Thessaliens zu fürchten hatten, und weil Athens Politik fürchtete, die Thebaner möchten an Sparta's Stelle zu treten streben. Aber bald traten die meisten kleinen Staaten selbst im Peloponnesus, der bisherigen Bedrückungen müde, zu ihnen über; und ungeachtet die Maßregeln derselben sich häufig änderten: so konnte doch Sparta nicht hindern, daß Megalopolis nahe an seiner Grenze erbauet wurde, daß die Messenier wieder in den Besitz ihres alten Vaterlandes kamen, wodurch die Hälfte des bisherigen Gebietes verloren ging, und daß Epaminondas zweymal Lakonika, welches nie einen Feind gesehen hatte, siegend durchzog: nur die Hauptstadt selbst vertheidigte man mit Entschlossenheit und Glück. Die Schlacht bey Mantinea sollte endlich über das Schicksal Griechenlands entscheiden, und es entschied für die allgemeine Schwäche aller Staaten. Epaminondas siegte, fiel aber im Treffen, und durch den Tod dieses ausgezeichneten Mannes sind alle Ansprüche Thebens auf die Hegemonie dahin. Sparta war viel zu schwach und in seinem Innern beschäftigt, um weitere Gedanken auf auswärtigen Einfluß nähren zu dürfen. Unter den übrigen Republiken fand sich keine hervorragend genug, um an die Spitze des Ganzen zu treten; Griechenland bleibt daher von nun an den nie aufhörenden Balgereyen der Einzelnen überlassen. Schon jetzt wäre vielleicht der Fall eingetreten, daß ein Fremder Gebieter des Ganzen hätte werden, und dadurch die alte Kraft herstellen können, wäre nicht der unternehmende und mächtige Thessalier, Jason, dessen hohen Geist und Kraft *Mitford* S. 370 fgg. trefflich schildert, unvermuthet durch Verräthers Hand gefallen. Die Befestigung und Vereinigung Griechenlands war in etwas späteren Zeiten dem Macedonier Philipp vorbehalten. — Aus wenigen unserer Geschichtsbücher werden sich diese Verwicklungen so leicht zur reinen Übersicht ausziehen lassen, als aus diesem Theile von *Mitfords* Werke. Der Anhang, welcher Xenophons Schicksale mit scharfsinniger Untersuchung schildert, ist eine schätzbare Zugabe dieses Theils. Vd. Hg.

DRESDEN, b. Walther: *Chronologische Übersicht der Universalgeschichte des 18ten Jahrhunderts.* Aus

dem Französischen des Abbé Mann u. s. w. 1805.
40 B. 4. (1 Thlr. 29 Gr.)

Allerdings besitzen wir noch keine chronologische Geschichte, die sich über das ganze so wichtige 18te Jahrh. ausbreitet. Wie viel müßte jedoch ein solches Werk umfassen! Der Zweck, den sich der Vf. des vorliegenden Buches vorgesetzt hat, schließt noch lange nicht alles das ein, was man von einer Chronik mit Recht fordern kann. Er richtete seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Angabe der Thronfolge der regierenden Herren und auf die genaue Bestimmung ihres Antritts und Absterbens; er führt, neben den wichtigsten Kriegsvorfällen und Friedensschlüssen, auch die Stiftung der Ritterorden und der Universitäten an; er nennt am Ende eines jeden Jahres die vornehmsten in demselben verstorbenen Männer; er läßt außerordentliche Naturerscheinungen und Unglücksfälle nicht unerwähnt. Aber es herrscht in der Aufzeichnung dieser Dinge eine Unvollständigkeit, die sich bey dem Publicum, das ein solches Werk zum Nachschlagen gebrauchen soll, durch den von dem Vf. eingestandenen Mangel an Büchern nicht gut entschuldigen läßt. Wir wollen, unser Urtheil zu rechtfertigen, nur 3 Jahre etwas genauer durchgehen. Im Jahr 1789 fehlt: die Revolution von Genf am 13 Febr.; die im Jan. erfolgte Zusammenberufung der französischen Generalstände; Josephs II Aufhebung des souveränen Rathes von Brabant und der Gerechtsame der *Joyeuse Entrée* vom 23 Jul.; die Schlacht bey Martinestie vom 22 Sept.; die Eröberung Belgrads vom 8 Oct. Bey dem Jahre 1790 vermissen wir: das am 29 März geschlossene Vertheidigungsbündniß zwischen Preussen und Polen; das Seestreffen bey Reval vom 14 May; den Congress zu

Reichenbach vom 14 Jun.; den Frieden zu Werda vom 14 Aug.; Kaiser Leopolds II Wahl am 30 Sept. Bey dem Jahre 1791 fehlt: die Publicirung des neuen preussischen Gesetzbuches vom 20 März; Wilberforce's Antrag wegen der Abschaffung des Sklavenhandels vom 20 April; die polnische Revolution vom 3 May; der Tractat von Pavia vom 18 May; der Definitivfriede zu Szistow vom 4 Aug.; Potemkins Tod am 16 Oct. Man sucht also manches, selbst sehr wichtige Ereigniss in dieser Chronik vergebens auf. Seine Brauchbarkeit ist daher gar nicht aussehend. Bey den Verstorbenen fehlt sehr oft ihr Todestag. Von dem, was angeführt wird, ist manches nicht recht bestimmt. So gab z. B. Rußland, als es mit der Pforte den Frieden zu Yassy schloß, derselben nicht alle Eroberungen zurück. In dem summarischen Verzeichnisse der seit 10 Jahren mit den europäischen Staaten vorgefallenen Veränderungen, und besonders des durch den Krieg von 1792 bis 1802 entstandenen Provinzenwechsels fehlen die statistischen Angaben von dem Flächeninhalte und der Volksmenge. Die Darstellung des vom (deutschen) Reiche durch die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, sowohl an Land als an Einwohnern, erlittenen Verlustes ist aus einer im Jahre 1798 erschienenen Übersicht entlehnt. Sowohl diese als die Darstellung sämmtlicher Veränderungen, welche, zufolge der auf dem Congresse zu Raftadt festgesetzten und im lüneviller Friedenstractate bestätigten Bedingungen, mit den deutschen Reichsländern vorgefallen sind, gehört noch zu den Angaben, welche die Ansprüche, die dieses Werk auf Brauchbarkeit macht, einigermaßen rechtfertigen.

Jg.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Helmstädt: Pauli Jacobi Bruns Program-
ma: *Comparatur privilegii ab Imperatore Friderico II a.
1219 Goslariae datum cum legibus hujus civitatis antiquis.*
1805. 26 S. 4. Der Wunsch des Hn. Gildemeister in Hüb-
ertins Staatsarchiv (S. 326), daß das Studium der in so vie-
ler Hinsicht wichtigen älteren Stadt- und Land-Rechte mehr
befördert werden möchte, bewog den für das alte deutsche Recht
so verdienstlichen Vf., das auf dem Titel bemerkte Thema für diese
Gelegenheitschrift zu wählen. Welch ein schätzbares Geschenk
dadurch allen Freunden des älteren deutschen Rechts gemacht
sey, braucht nicht erwähnt zu werden. Die goslarischen Rechte
sind durch Leibnitz fehlerhaft herausgegeben und noch so un-
bearbeitet; das Privilegium Friedrichs II enthält das Stadtrecht,
aber die Verzeichnisse solcher Urkunden haben dasselbe nicht
aufgenommen. Der Vf. hat schon länger für eine neue Aus-
gabe dieses Rechts gesammelt, aber leider ist zu ihrer Erfchei-
nung wenig Hoffnung, da kein Buchhändler den Verlag wagen
will, und der Vf. durch die wenige Unterstützung seiner schätz-
baren *Beiträge* nicht zu einer solchen Arbeit aufgemuntert ist.
Schade wäre es um dieses Unternehmen, da der Vf. gerade so
viel dafür thun kann, da ihm so manche Hülfsmittel zu Statten
gekommen sind, welche viele andere schwerlich nur einmal er-
langen würden. Er war so glücklich, 7 Codices vergleichen zu
können, von denen der eine halberstädter, den Gebrauch des
goslarischen Rechts in Halberstadt und Wernigerode beweiset.
Das Alter des goslarischen Rechts setzt der Vf., vornehmlich
jenes Privilegiums wegen, in den Anfang des 13 Jahrhunderts

herauf. Daran ließe sich wohl zweifeln. Friedrichs Privi-
legium enthält nur die Grundzüge eines Stadtrechts, und zeigt,
wie wenig ausgebildet damals die Verfassung und der Zustand
der Stadt noch war. Das Vorhandenseyn der in einer Samm-
lung aufgenommenen Gesetze in früheren Zeiten erlaubt uns
nicht, den Ursprung der Sammlung selbst so weit hinauf zu
ziehen. Der Vf. liefert dann das Privilegium nach einzelnen
Paragraphen, und fügt die entsprechenden deutschen Gesetze,
nach seiner Recension, begleitet mit vielen schätzbaren Bem-
erkungen, bey. Wir berühren nur das Eine, daß die S. XII be-
merkte Meinung von Leibnitz, der im Privilegium genannte
Ort Hildegesbörch sey Ilfenburg, schwerlich richtig ist. Rec-
erinnert sich nicht, diesen Ort je so geschrieben gefunden zu
haben, der Ort muß eine Reichsgrenzfestung gewesen seyn, was
Ilfenburg nie war, auch darf er wohl nicht so sehr in der Nähe
Goslar gesucht werden. Nach dem *Anna* und *Chronogr. Saxo*
wurde Hildegesburg 1129 von Albert dem Bär erobert und ver-
brannt. Wir wissen aber nicht, daß damals das Kloster Ilfen-
burg dieses Schicksal gehabt hätte, obgleich andere Vorfälle die-
ser Art aufgezeichnet sind, und die bey Ilfenburg gelegene Veste
war schon vorher vom Abt gänzlich zerstört. Die Lage Hil-
degesburgs ist also gänzlich unbekannt, und wahrscheinlich ex-
stirte dasselbe 1219 nicht einmal mehr, und Goslar ließe ein al-
tes Recht nur darum mit aufnehmen, um nachher überhaupt
vom Reichsdienst frey zu seyn, oder die ursprünglichen Bezirke,
in welchen sie allein zu dienen pflichtig waren, vorforpflichtig
bleiben zu lassen.

H. St. F.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 A P R I L, 1809.

SCHÖNE KÜNSTE.

München, b. Senefelder, Gleissner und Comp.: *Albrecht Dürers christlich-mythologische Handzeichnungen*, in lithographischer Manier gearbeitet von N. Strizner. Sieben Hefte, zusammen 46 Blätter nebst dem gedruckten Inhaltsverzeichnis. Fol.

Als im abgewichenen Jahre in dieser A. L. Z. No. 67 unsere Anzeige eines Theils von dem Werk erschienen war, welches jetzo vollendet vor uns liegt: so behaupteten viele wackere Kunstfreunde, denen weder *Albrecht Dürers* Originalhandzeichnungen zu München, noch die lithographischen Nachahmungen derselben bekannt waren, unser Lob sey übertrieben und partyisch. Nachdem aber späterhin einigen dieser Schwachgläubigen die zu jener Zeit bloß noch in einzeln Exemplaren ausgegebenen Blätter zu Gesicht gekommen, so änderten sie ihre Meinung und erklärten im Gegentheile, wir hätten noch lange nicht genug Gutes davon gesagt. Mag dem nun seyn wie ihm will, der Zweck ist erreicht, wenn es uns gelang, die Aufmerksamkeit des Publicums auf den schätzbaren Nachlaß einer schönen Zeit und eines großen, herrlichen, der deutschen Nation Ehre bringenden Künstlers zu lenken, dessen Name mit Achtung genannt werden wird, so lange wahrer Geschmack und Cultur nicht gänzlich erloschen sind, und möge der Himmel verhüten, daß solches jemals geschehe!

In Betracht des in diesem Hauptwerke von *A. Dürer* im Allgemeinen herrschenden Geistes, der besonderen Eigenschaften der einzelnen Stücke, wo und in welcher Art alles ausgeführt ist u. s. w., haben wir in gedachter erster Anzeige bereits ausführliche Nachricht mitgetheilt, und verweisen also auf dieselbe, indem wir sonst befürchten müßten zu wiederholen, was den meisten unserer Leser schon bekannt ist. Wir beschränken uns demnach hier auf die Bemerkung, daß zu den ehemals angezeigten 20 lithographischen Tafeln nach *A. Dürers* Handzeichnungen nun noch 26 andere Stücke aus gleichem Werk hinzugekommen, so daß nun das Ganze 46 Blätter in ununterbrochener Nummernfolge, nebst Titel, Vorrede und *A. Dürers* Bildniß, also zusammen 46 Blätter enthält, denen noch ein gedrucktes Inhaltsverzeichnis beygefügt ist.

Da in der mehrerwähnten ersten Anzeige der Inhalt der Blätter im Einzelnen nur berührt worden, so

wie die verschiedenen hervorragenden Eigenschaften derselben zur näheren Entwicklung des Kunstcharakters überhaupt es erheischt, nicht aber in gehöriger Vollständigkeit der Reihe nach, weil diese damals noch nicht ununterbrochen bestand, und mit den jetzt erschienenen Blättern erst die Zwischenräume ausgefüllt worden sind: so ist es, weil doch manches Stück in Beziehung zu dem folgenden steht, zweckmäßig, wenn wir gegenwärtig die Darstellung eines jeden Blatts, so wie sie auf einander folgen, nur kurz bemerken, ohne uns bey den schon vormals beurtheilten weiter aufzuhalten; hingegen aber bey Gelegenheit über die Vorzüge der neuhinzugekommenen das Nöthige beyfügen.

Das Titelblatt. Oben mit Kunstschreiberbezügen verziert, die in ein Fratzengeflücht endigen; unten mit einem Einhorn und Kränich in einfach landschaftlicher Umgehung. — *Albrecht Dürers* Bildniß nach einem Originalgemälde in der schleissheimer Gallerie; Brustbild mit einer Hand. Es unterscheidet sich von den übrigen Blättern des Werks dadurch, daß es wie mit schwarzer Kreide gezeichnet scheint; and nicht vorzüglich gerathen ist, da hingegen in jenen überall Federzeichnung sehr gut nachgeahmt worden. — No. 1. Ein im Gezweige der Arabeske sitzender Mann auf der Schalmey blasend. — No. 2. Eine Heilige, welche wir für die heilige Clara gehalten, soll zufolge des Verzeichnisses die heil. Barbara seyn. — No. 3. St. Sebastian. — No. 4. St. Georg. — No. 5. Der urinbeschauende Arzt. — No. 6. Ein *Ecce Homo*. — No. 7. Ein Ritter, der gegen den Tod das Schwerdt zieht. — No. 8. Der Wohlthätige. — No. 9. Die Seelen im Fegefeuer. — No. 10. König *David* spielt knieend auf der Harfe: sein königl. Mantel wirft schöne Falten; der Kopf verdient auch bemerkt zu werden, er ist voll Wahrheit, Leben und Charakter. — No. 11. *Johannes der Evangelist*, dem die Maria mit dem Christkinde erscheint. — No. 12. Ein Candelaber, welchen zwey Genien schwebend halten, und wieder auf sein Fußgestelle einzufenken suchen. — No. 13. Die heilige Dreysässigkeit. — No. 14. St. Georg zu Pferde, ganz geharnischt. Er hält eine Fahne; und unter des Pferdes Füßen liegt der von ihm überwandene Drache. Der Künstler hat seine Figur meisterhaft in den schmalen Raum zu fügen gewußt, die Ansicht von vorne gewählt und das Pferd ganz in Verkürzung gezeichnet, welches dem Ganzen Fülle und Reichthum gegeben. Als ein schickliches Beywerk ist in dem unteren Räume des Blatts ein noch lebender Drache an-

gebracht, welcher ein Menschengeriße benagt. — No. 15. *Die heilige Apollonia*, schön drappirte und ungemein anmuthig gewandte Figur; unten sieht man einen großen Vogel, der nach Mücken hascht, sehr geistreich gezeichnet. — No. 16. *Der heilige Matthias*. Würdig im Ganzen, vornehmlich ist der Kopf von edlem Charakter. Unten im Blatt sieht man die Versuchung eines Einsiedlers, vermuthlich des heil. Antonius; ein niedliches Weiblein tritt heran ihm eine Schale reichend, und vom Rücken her bläst der Teufel mit einem Blasebalg bösen Rath ihm ins Ohr. Größere Naivität, Einfalt und Wahrheit, ja in gewissem Sinne, reizendere Figuren giebt es nirgends als der Heilige und das Weiblein, welches kommt ihn zu versuchen: jener sitzt verschlossen, in sich gekehrt, starr und steif mit einer fast grotesken Unempfindlichkeit; diese ist ohne frechen Ausdruck, sondern hat im Gegentheil den Schein von verschämtem Wesen und feiner Buhlerey, der ihr wohl steht, und sie in der That reizend macht. — No. 17. *St. Andreas*. Eine auf *Dürers* gewöhnliche Weise gut drappirte Figur; der Kopf ist natürlich, hat aber vielleicht nicht so viel Edles in den Zügen, als der Gegenstand erfordert. Unten im Blatt wird ein springender Damhirsch bemerkt und zwey geflügelte Löwen, welche letzteren das Ornament des Fußgestelles ausmachen, worauf der Apostel steht. — No. 18. *Der heilige Maximilian*, unten ein Auerochse. — No. 19. *Christus*. Unter ihm ein Engel im Kampf mit dem Höllendrachen, und ganz unten ein König im Wagen sitzend, vor welchen ein Ziegenbock gespannt ist, dieser wird von einem auf dem Steckenpferde reitenden Kinde gelenkt. — No. 20 und No. 21. Ein betender Engel und ein anderer Engel, der ein Rauchfaß hält. Unten sind auf diesen beiden Blättern treffliche Gruppen kämpfender Männer angebracht. — No. 22 und No. 23. *Die Verkündigung Mariä*. — No. 24 hat im unteren Raume die Gefangennehmung Christi. Christus ist dargestellt mit ruhiger Würde den Kriegsknechten entgegentretend, die, man begreift nicht aus welcher Ursache, nebst Judas erschrocken theils schon liegen, theils über einander stürzen. Auf der Seite des Heilandes zieht Petrus voll Eifer das Schwert, Johannes in tiefer Wehmuth scheint ihn zurückhalten zu wollen, und ein anderer Apostel sieht mit gespannter Aufmerksamkeit was vorgeht. Diese sämtlichen Figuren dürfen zu den geistreichsten gerechnet werden, auch ist das Ganze in Hinsicht auf gezeichnete Anordnung zu loben. Höher im Blatt erscheint still trauend auf Wolken eine Mater dolorosa: die Falten ihres Gewandes sind breit und groß, aber mit scharfen, zum Theil etwas verworrenen Brüchen. — No. 25. Ein bewaffneter Mann; unten lockt ein Fuchs auf der Flöte blasend Hühner an sich: alles lebhaft, in hohem Grade geistreich mit naiver Laune gezeichnet, so daß dieses Blatt eins der anziehendsten ist. — No. 26. Ein Ritter, wird vom Tod verfolgt, der Teufel stürzt aus der Höhe herab ihm den Pafs zu verrennen. Des Reiters Flucht, die Eile des nachsetzenden Todes, die Bereitschaft

des bösen Geistes, jenen mit seinen Krallen zu packen, ist alles trefflich ausgedrückt. — No. 27. Ein Eremit am Krückenstock gehend, in der einen Hand hält er das Paternoster, vor ihm steht ein brüllender Löwe von einem Insect umschwirrt, hinter dem Einsiedler her gehen zwey Spielleute: alle diese Figuren sind in ausgezeichnetem Mafse geistreich, lebendig, wahrhaft; und eben solche gute Eigenschaften können von den Vögeln, die in den Zweigen der Arabeske sitzen, gerühmt werden. — No. 28. *Herkules zieht nach den Harpyien*, eine kräftige, sehr lebhaft bewegte Figur, und vielleicht unter *Albrecht Dürers* heroischen Darstellungen aus dem Alterthum die beste. — No. 29. Ein indianischer Krieger. Man sieht wohl, wie zur Zeit, da diese Zeichnungen gefertigt worden sind, die Nachrichten aus beiden Indien noch als Neuigkeiten betrachtet wurden, und *Albr. Dürer* hat daher in diesem Werke Verschiedenes von dorthier angebracht. Der erwähnte Krieger ist mit einer Federmütze; dergleichen Kragen und Schurz bekleidet; in der linken Hand hält er den Schild, in der rechten einen Stab, welcher obenin eine Art von Kolbe endigt. Das Basement, worauf diese gut gezeichnete Figur steht, ist ein Löffel, wie man deren viele von Buxbaumholz künstlich geschnitten, noch in den Kunstkammern antrifft. — No. 30. Ein Araber mit einem Kamele. Mensch und Thier sind vortrefflich gelungen. — No. 31. Ein schlafender Mann. Die tiefe Ruhe ist in demselben ganz unverbesserlich ausgedrückt; unten im Blatt sitzt ein kleiner Genius, der einen Korb mit Trauben auf dem Haupt trägt, neben ihm springt ein zottiges Hündchen. — No. 32. Unten, ein Dreyfuß, dessen Schaafe von Chimären oder eigentlich geflügelten Ziegen getragen wird; unter der Schaafe desselben brennt Feuer. Die Arabeske zu beiden Seiten zeigt aufgehängene Vögel nebst einem Satyr in eben dem Zustande. — No. 33. *Herkules der den Löwen geizdet*. Unten ein zerlumpter Säufer, den eine Löffelganz anschreyt. — No. 34. Ein Bewaffneter. Unten eine auf ihrem Stuhl eingeschlafene Frau; der Rocken steht ihr zur einen Seite, auf der anderen der Krug, vor ihr ein Topf, worin die vollen Spindeln stecken. Naturgetreuere Darstellung wird selten zu finden seyn, als diese Figur es ist, und nicht minder gerathen in seiner Art, derb, tüchtig und manhaft, ist auch der gedachte Bewaffnete. — No. 35. Ein Chor Musikanten. In Hinsicht auf Anordnung ganz vortrefflich; was den Ausdruck betrifft, so wie die Verschiedenheit des Charakters der Figuren, überaus kräftig, wahr und abwechselnd. Es ist dieses, was viel sagen will, eines der erfreulichsten und schätzbaren Stücke der ganzen Sammlung. — No. 36. Maria betend, wird von einem Engel gekrönt. Ist gleich das Costüme aus *Dürers* Zeit, und wahrscheinlich gar eine nürnbergische Jungfrau nach dem Leben gezeichnet: so muß man doch gestehen, daß der Künstler in der Wahl des Modells glücklich gewesen, und daß ihm der Charakter jungfräulicher Unschuld und Zartheit vollkommen gelang. Unten im

Raume steht ein geflügeltes Kind oder kleiner Engel, welcher singt und auf der Zither spielt, den linken Fuß hat derselbe auf das Haus einer kriechenden Schnecke gesetzt. Vieles ließe sich über diesen anmuthigen Gedanken, über die tiefere Bedeutung desselben, und über das Naive in der Darstellung oder Ausführung dieser Figur sagen: doch sie eignet sich ohne Zweifel mehr für bildende Kunst und Gestaltung, als für das Wort, und so wollen wir nur überhaupt anmerken, daß der liebliche, ächt poetische Gehalt der Erfindung, unseres Bedünkens, dem der geschätztesten antiken Gemmen dieser Art nicht nachsteht. — No. 37. *Wirthschafterin vom Markte kommend*. In der einen Hand trägt sie einen Korb mit Eyern, in der anderen etwas, so einem Käse ähnlich lieh, auf dem Haupt sitzt ihr eine Gans, und unter den Füßen ist Steinpflaster angedeutet, so nämlich, daß es wieder als Körner eines großen Saamenkopfs, etwa Zwiebel oder Mohn, oder Granatapfel, behandelt ist, welcher zum Fußgestelle dient. Nie haben wir in Producten neuerer Kunst gemeine Natur in größerem Geschmack und Style, und mit so liebenswürdiger Einfalt dargestellt gesehen, als in dieser Figur, sie ruht so fest, so tüchtig auf ihren Füßen, hat so bestimmte, strenge Umrisse, so angemessene, kaum merkliche Wendung und Bewegung des Körpers, daß man zu gleicher Zeit an das Leben selbst, und an ein Bild von Erz erinnert wird. Ob wir vielleicht ein zu günstiges Vorurtheil für dieses Stück gefaßt haben, bleibt Sachverständigen zu beurtheilen überlassen: unserer individuellen Meinung nach aber ist sie *Albrecht Dürers Meisterstück* und unübertrefflich. — No. 38. Hoch auf Wolken ein betender Engel, unten Bacchus oder Silenus nackt auf einem Fels sitzend, beschäftigt den Becher zu leeren, ihm gegen über ein Satyr, welcher auf der Rohrpfife bläst. Unser Künstler hat, wie es scheint, hier wieder, wie schon mehrere Male in diesem Werk geschehen, dem Weltlichen das Himmlische, sinnlich irdischen Genüssen die überirdische Ruhe und Seligkeit entgegengesetzt darstellen wollen. Die Figur des betenden Engels ist rein, sanft, zugleich würdig und lieblich. — No. 39 besteht bloß aus *Arabesken*; das Hauptbild ist ein Hahn, der auf einer Säule sitzt und kräht. — No. 40. *St. Augustinus* oder *St. Ambrosius* im bischöflichen Ornate, eine treffliche, edle Figur, im unteren Raume des Blatts sieht man das Christkind auf einem Esel reiten, mit der Rechten ertheilt es den Segen, und hält in der Linken den Reichsapfel, ein kleiner Engel steht vor ihm, und breitet sein Gewand auf die Erde aus, wunderbar, lieblich, und eine Anspielung auf den Einzug Christi in Jerusalem, oder wenn man will, Darstellung desselben unter Figuren von Kindern, in der Art, wie auf einigen antiken Basreliefs der Tod des Hektors und die Trauer der Andromacha u. s. w. gesehen wird. — No. 41. Ein Engel auf Wolken knieend, betet inbrünstig, sein Gewand schlägt sehr schöne Falten; unten im Blatt vertheidigt sich ein Mann zu Fuß, mit einer Helle-

barde bewaffnet, gegen einen geharnischten Ritter. Unmöglich könnten diese beiden noch lebhafter und ausdrucksvoller gezeichnet seyn, besonders ist der Mann zu Fuß ein vollendetes Bild von sicherem Muth, von Kraft und Festigkeit. — No. 42. Unten halten zwey kleine trauernde Engel aus Wolken das *Schweifstuch* mit dem dornengekrönten Haupt des Erlösers, dessen Charakter würdig, der Ausdruck schmerzhaft ist. Im Rasin zur Seite steht auf einem Gefäß, woraus drey Wasserstrahlen sich ergießen, ein sehr malerisch gekleideter kleiner Engel, mit beiden Händen einen Lorbeerkranz in die Höhe haltend, in welchem ein Schild und auf demselben *Dürers* Name gezeichnet ist. — No. 43 stellt vier tanzende Figuren dar, im Gezweige der Arabeske sitzt der Spielmann.

W. K. F.

MÜNCHEN, b. Senefelder, Gleisner u. Comp.: *Musterbuch der lithographischen Druckerey* von A. Senefelder, F. Gleisner und Comp. in München. 1stes Heft. 10 Blätter Fol. enthaltend, nebst dem Verzeichniß und Nachricht an das Publicum. (Preis dieses ersten Hefts 2 Lbthlr.)

Schon vor einigen Jahren kamen aus verschiedenen Gegenden von Deutschland rohe Versuche in der Lithographie zum Vorschein; allein es mag nun Unbekanntschaft mit dem wahren Verfahren, oder die geringe Geschicklichkeit derer gewesen seyn, die solche Versuche machten, genug die Sache war unerfreulich, und es schien nicht, als ob viel Erfriesliches von der neuen Erfindung zu hoffen wäre. Nun aber tritt diese Kunst aus München in solcher verbesserter Gestalt hervor, und legt Proben ihres bereits erworbenen Vermögens ab, welche allerdings zu sehr günstigen Erwartungen berechtigen. Was indeß möglicher Weise noch auf diesem Wege bewirkt werden kann, läßt sich nicht im Voraus bestimmen, eben so wenig als zur Zeit, da die ersten Versuche im Kupferstechen geschehen sind, Jemand Blätter wird geahndet haben, wie *Wille*, *Strange*, *Woollet* und andere sie geliefert. Wenn aber die Lithographie auch keine weiteren Fortschritte mehr machen sollte, sondern auf dem Punkte beharren müßte, worauf sie, vermöge der vor uns liegenden Probeblätter aus München, wirklich steht: so scheint sie doch so mannichfaktiger Anwendung fähig und so beträchtliche Ersparungen von Zeit und Kosten anzubieten, daß wahrscheinlich ihrer manches, was bisher von der Typographie gethan worden, wie auch alle die geringeren Arbeiten der Kupferstecherkunst zufallen werden.

Es sollen überhaupt 4. Hefte solcher Probeblätter verschiedener Anwendung der Lithographie durch Hn. Senefelder in München erscheinen, wovon wir hiemit das erste Heft aus 10 Blättern bestehend, anzuzeigen haben. Zwar gestehen wir, daß uns das Verfahren bey den verschiedenen Manieren nicht so genau bekannt ist, als etwa nöthig seyn dürfte, um über die größeren und geringeren Schwierigkeiten einer jeden Manier, wie auch von den Vortheilen, welche sie gewähren, entscheidend zu urtheilen; wir müs-

sen in dieser Hinsicht uns beynahe ganz auf die Angaben des Herausgebers verlassen; hingegen soll treu berichtet werden, wie ein jedes von den im vorliegenden ersten Heft enthaltenen Probeblättern ausgefallen ist.

I. Das Titelblatt. In vertiefter geschnittener Manier, welche mit der Kupferstecherkunst wetteifern, sie aber in Menge und geschwinder Lieferung der Abdrücke weit übertreffen soll. Die Schrift auf diesem Blatt ist nicht weniger schön und zart, als ob sie in Kupfer gestochen wäre, und die ganze Arbeit, wie berichtet wird, in 10 Stunden vollendet worden, welches freylich einen sehr bedeutenden Vortheil verspricht, denn der fleißigste Kupferstecher würde eben diese Schrift kaum in so vielen Tagen in Kupfer graben haben liefern können.

II. Die Dedication. Erhobene Manier. In Hinsicht auf Reinlichkeit und Deutlichkeit der Buchstaben wäre dieses Blatt etwa mit dem gewöhnlichen schönen typographischen Druck zu vergleichen.

III. Nachahmung englischer Holzschnitte aus dem Werke *The Chase* in erhobener Manier auf Stein gezeichnet. Völlig täuschend. Der Zeitaufwand soll auf diese Weise zehnmal geringer seyn, als wenn die Arbeit in Holz geschehen sollte.

IV. Nachahmung einer im königl. bayerischen Zeichnungscabinette befindlichen Handzeichnung von Rafael mit dem Pinsel auf Stein gezeichnet. Erhobene Manier. Die flüchtigen Striche einer leichten Federzeichnung sind in diesem Blatt sehr gut nachgeahmt, und überdies verdient die Bekanntmachung eines vortrefflichen Entwurfs von Rafael den Dank der Kunstfreunde. Man sieht den Leichnam eines frommen Bischofs auf der Bahre liegen und Kranke herbeykommen, um von der Wanderkraft, die von diesen heiligen Resten ausgeht, zu genesen. Das Ganze ist vortrefflich angeordnet und höchst geistreich mit wenig Strichen ausgeführt.

V. Nachahmung eines radirten Kupferstichs von Dietrich mit der Feder auf Stein gezeichnet. Sehr gut, und in Betracht einer gewissen Weichheit der Striche hat diese Nachahmung sogar noch Vorzüge vor dem radirten Original.

VI. Nachahmung einer die Madonna mit dem Kinde darstellenden Handzeichnung des *Fra Bartolomeo di San Marco*, mit der Feder gezeichnet. Auch dieses Stück kann für befriedigend gelten und hat das Ansehen einer leichten Radirung; der gelbliche Ton veralteten Papiers ist ihm mit einer zweyten Steinplatte aufgedruckt, und in der Nachricht wird gesagt, dass man vermittelst mehrerer Platten Abdrücke mit verschiedenen Farben, wie auch mit vieler Präcision illuminirte Landkarten liefern könne, wovon künftig im zweyten Heft eine Probe soll gegeben werden.

VII. Zwey Musikproben. a) Handschrift vom Hn. Abt *Vogler*; der Nachricht zufolge vom Originalpapier durch Überdruck auf den Stein abgelöst, und auf denselben fixirt. b) Probe von Musikschrift, auf die Steinplatte selbst geschrieben. Erstere ist rein und leserlich, letztere schön und zart in dem Mafse, wie gestochene Musik.

VIII. Ein Kopf nach Rafael. Mit Kreide auf Stein gezeichnet; so reinlich, dass er den auf Kreidemalier in Kupfer gestochenen nicht nachsteht, er hat vielleicht etwas mehr Weichliches, und jene hingegen mehr Kraft.

IX. Probe einer Vorschrift in vertiefter geschnittener Manier. Was hierüber anzumerken seyn möchte, ist bereits oben bey dem Titelblatt geschehen.

X. Ein Idealplan als Vorschrift zu geodätischen Zeichnungen in der nämlichen Manier. Er leistet in Hinsicht auf Reinlichkeit und zarte Abstufung der Schraffirungen alles, was in dieser Art wünschenswerth seyn kann.

W. K. F.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Magdeburg*, b. Hänel: *Sammlung ausersessener Lieder für Freymaurer*. 1808. 208 S. 8. (18 Gr.) Wohl denen Gesellschaften, wo Scherz und Gespräch das Gemüth zu einer so frohen Stimmung erhebt, dass Gesangsbedürfnis wird! In so glücklicher Eintracht müssen Liederfassungen, wie diese, jedem Kreise willkommen seyn. Sie ist zwar zunächst für Freymaurer bestimmt, aber auch andere werden daran Theil nehmen können. Die meisten Lieder sind der Liebe und Freude gewidmet, und aus anderen guten Sammlungen mit glücklicher Auswahl zusammengetragen. Auch viele auf besondere wiederkehrende Fälle, wie z. B. bey dem Jahreswechsel, zum Geburtstage des Königs, bey der Trennung von Freunden, werden bey gleichen Gelegenheiten gern von anderen Gesellschaften aufgenommen und gesungen werden. Die schlechtesten sind gerade die speciellsten, und können sich im Gesange nicht gut ausnehmen. Es geht hier mit dem Text, wie sonst mit Compositionen, wenn sie sich auf den Ausdruck des Einzelnen erstrecken: die allgemeine, herrschende Stimmung, die durch das Ganze hindurchtönen muss, wird dadurch häufig unterbrochen und gestört, oder; die prosaischen Einzelheiten wollen nicht zu einem gemüthlichen Einklange und zur harmonischen Singbarkeit zusammenschmelzen. Auch ist man in Gefahr, dass man damit gerade am ersten vorbeystreift, wenn Personen und Umstände zufällig anders ausschlagen, als in dem Liede berechnet und vorausgesetzt ist. Manches bekannte Lied ist auch dadurch

zum besondern Gebrauch gewaltsam umgestempelt, dass das Wort *Maurer* hineingesetzt ist, aber oft mit Unrecht und auf eine unschickliche Weise. Warum musste: *des Pilgers Pfad, ihr Brüder etc.* hier in des *Maurers Pfad* sich verwandeln, da doch der *Maurer* ebenfalls *Pilger* bleibt? T. Z.

Augsburg u. Leipzig, b. Stage: *Aus Neigung wird Liebe oder der Namenstag*. Ein Lustspiel in drey Aufzügen von S. B. J. 1808. 32 S. 8. (2 Gr.) „Sophie, Wenn mir je etwas ein Räthsel war, so ist mir eines dieser Briefe — Er nennt mich nicht mehr Schwester — Er lebt, da man ihn schon längst als todt erklärte — er verlangt mein Herz — Warum aber fühlte ich auch schon längst mehr als Schwesterliebe zu ihm?“ Aus diesen Worten kann man sowohl den Styl als den Inhalt des Stücks erkennen. Auch der verwunderten Sophie löst nachher der angekommene General das Räthsel, indem er sagt: „Hr. Major und Sophie, ihr seyd keine Geschwister.“ Dieses Tempelchen auf des Namenstag der gnädigen Frau ist auch mit vielen Landesproducten behangen, nämlich mit österreichischen Redensarten, die das Werk recht patriotisch zieren. Noch merkwürdiger ist aber, dass drey Acte auf zwey Bogen vorübergehen. Wenn man denkt, das Essen soll kommen, dann wird schon wieder abgedeckt; die Leser werden also gebeten, sich für diesmal den Appetit vergehen zu lassen.

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 A P R I L , 1809.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

LANDSHUT, b. Thomann: *Das Ganze der christlichen Sitten- und Glaubens-Lehre* anbequem dem christlichen Kirchenjahre, in drey vollständigen Jahrgängen von Sonntags- und Fest-Predigten bearbeitet und vorgetragen von P. F. A. Furthner, Stadt-Pfarr-Prediger an der St. Martins-Kirche in Landshut. Erster Jahrgang. 1808. 608 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Die sogenannten *Jahrgänge* der Predigten, worin ein Hauptstück der christlichen Glaubens- oder Sitten-Lehre ein ganzes Jahr hindurch in zusammenhängenden Vorträgen entwickelt wird, waren vor längerer Zeit sehr beliebt. Man meinte, dadurch mehr Ordnung und Plan in den von der Kanzel zu ertheilenden Religionsunterricht zu bringen, und überdies mit größerer Vollständigkeit eine religiöse Hauptmaterie erschöpfen zu können. In der Folge ist man von dieser Sitte zurückgekommen, indem man mit Recht fürchtete, daß der etwaige Vortheil solcher Jahrgänge schwerlich den Nachtheil, nämlich das *Ermüdende* für den Zuhörer, und den *Zwang* für den Prediger, die ordnungsmäßig folgende Abhandlung dem jedesmaligen gegebenen Text anzupassen, aufwiegen möchte. Ordnung und Zusammenhang wird der verständige Prediger in seine auf einander folgenden Vorträge zu bringen wissen, ohne die Fessel schwerfälliger Jahrgänge.

Sowie indess in vorliegender Sammlung die Idee eines solchen Jahrgangs benutzt ist, haben wir wenig dagegen. Der Vf. hat nicht ein besonderes Hauptstück gewählt. Die sämtlichen religiös-sittlichen Grundwahrheiten will er in drey Jahrgängen von Predigten zusammenfassen. Der Plan ist mit Einsicht angelegt. In diesem ersten Bande sind zusammen 77 Vorträge enthalten, deren jeder etwa einen halben Bogen einnimmt. Den Anfang macht die Lehre von Gott und den göttlichen Eigenschaften — Advents- und Weihnachts-Zeit; — dann von dem Unterschied des Sittlich-Guten und Bösen — Fasten- und Passions-Zeit; — Religiosität in ihrem Wesen und Ausserungen — Sonntage bis und nach Pfingsten. Man sieht leicht, daß der Vf. hier weniger ängstlich gebunden war, auch den kirchlichen Zweck der besonders angeordneten Festzeiten wohl vereinigen konnte. Er giebt, was Rec. sehr billigt, zumal den hohen *Festen*, was ihnen gebührt. Die Heiligerhaltung ihres Gegenstandes bleibt die Hauptsache, und

dieser wird der nach Folge des Jahrgangs näher auszuführende Gedanke untergeordnet.

Überhaupt haben wir an dem Vf. einen wackern Prediger kennen gelernt, der es weiß, was er will, der nicht ohne Philosophie zu Werke geht, der es mit Begründung und Belebung des bessern religiösen Geistes unter seinen Zuhörern ernstlich meint. Er sucht die speciellen Grundsätze seines Kirchenglaubens durchgängig mit der Vernunft in Übereinstimmung zu bringen; er verweist auf die Bibel, und stellt besonders die biblischen Exempel nachdrücklich und eingreifend auf; er läßt auf die helleren und wichtigeren Ansichten des reinen Christenthums ein genügendes Licht fallen, ohne doch bey dem Schwachgläubigen anzustoßen. Seine Methode können wir nicht besser als mit den eigenen Worten des Vfs. angeben. Er sagt in einer seiner Predigten: — „Ich mag keine Gefühle erregen, welchen nicht einige verständige Begriffe zum Grunde liegen; ich möchte aber auch diese, die Erkenntnis des denkenden Geistes, in Sachen der Religion nicht bloß aus uns selber, sondern um der Bewährung willen, diese aus den geschichtlichen Urkunden herholen. Wir glauben, was die allgemeine (katholische) Kirche von jeher geglaubt hat, aus dem Grunde nur um so bereitwilliger, wenn wir versichert sind, daß dies nämlich, was unserem Geiste nach kurzem Nachdenken einleuchtet, was unser Herz bey einiger Annäherung wohlthätig erwärmt — von Alters her der Gegenstand des Glaubens für alle die besseren und verständigeren Menschen gewesen sey.“ — Der Vortrag ist größtentheils verständlich, oft stark und lebendig und — was dem Rec. am meisten wohlgethan hat — väterlich wohlmeinend und herzlich.

Je unverhaltener wir, indess die vorzüglichen Eigenschaften dieser Predigten loben: desto mehr werden unsere tadelnden Anmerkungen den Vf. nur den Wunsch erkennen lassen, daß die künftigen Jahrgänge uns in höherem Grade befriedigen. Zuvörderst scheint es uns, als wäre der Plan der einzelnen Vorträge nicht lichtvoll genug aus ihnen selbst hervorgehend. Bey einer wohlgeordneten Rede müssen die Hauptgedanken, wie die Säulen, wovon das Ganze getragen wird, immer hell und die Betrachtung zusammenhaltend, vor dem Hörer dastehen. Dies wird nach der Manier des Vfs., trotz des gebrauchten a. b. c. und wohl gar (was ganz gewöhnlich vorkommt) des a. β. γ. der Unterabtheilungen, nur bey dem sehr geübten Hörer möglich seyn. Für den Leser wird es durch die ausführlicheren Überschriften der Predig-

übrigen Anwesenden. Auch in dieser letzteren Rücksicht leistet Hr. E. mehr als gewöhnlich. Durch Wärme und Lebendigkeit des Vortrags weifs er auch den gewöhnlichen Trostgründen und den sich öfter wiederholenden Ansichten des Todes den Schein des Matten und Stumpfen zu benehmen. — In manchen Wendungen und Übergängen der Rede ist jedoch eine gewisse Einförmigkeit, die wohl zu vermeiden war. Besonders ist der Dank, welcher in jeder Rede für die Leichenbegleitung abgestattet wird (woher, beyläufig sey dies gesagt, der wunderliche Name *Abdankungsreden* seinen Ursprung haben soll) allzusehr in demselben Ton. Auch wird das Gebet, das Gott den Todten „einen sanften Schlummer in des Grabes Stille“ oder „Ruhe auf dem Acker ihres Gottes“ schenken möge, viel zu oft wiederholt, und doch ist es nur Phrase. Dieser Schlummer kommt, um mit dem Katechismus zu reden, auch wohl ohne unser Gebet. — In dem Vortrag wünschten wir noch mehr Gleichmäfsigkeit. Denn zuweilen störte uns ein kostbarer oder zu gesuchter Ausdruck. Eine Rede hat davon mehr als die andere. In No. XVII ist viel Schwulst. No. V ist lahm, besonders in den Trostgründen. Auch das die Rede oft einen iambischen Tonfall bekommt und darin eine Zeitlang bleibt, ist nicht zu loben. An anderen Stellen werden die Perioden oft unbeschreiblich lang und schleppend, und dadurch unverständlich, als S. 41 u. 42. — Bethuerungen, wie die „bey Gott,“ darf am allerwenigsten der Prediger dadurch entweihen, das er sie, wie hier S. 48, ganz ohne Noth anbringt. Auf der folgenden Seite stoßen wir auf einen erstaunlich matten Vers u. s. w. Jedoch dieser Tadel soll dem Vf. nur beweisen, das er wohl thun werde, für die Zukunft seine zum Druck bestimmten Arbeiten einer strengeren und genaueren Revision zu unterwerfen. — Die angehängte, zum Gedächtnis eines braven Schulmeisters, Hühne gehaltene Predigt, hat dem Rec. vorzüglich gefallen. Sie macht dem Herzen, wie dem Geschmack des Vfs. Ehre. NA.

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Christliche Erweckungen auf alle Tage in der Woche, in Freuden und Leiden, in Gesundheit und Krankheit; auch Fest-Abendmahls- und Erndte-Betrachtungen*, von Johann Ludwig Ewald, d. h. Schr. D. und kurbadenschem Kirchenrath in Karlsruhe. 1808. 220 S. 8. (8 Gr.)

Ebendasselbst: *Erbauungsbuch für die Jugend beiderley Geschlechts, mit Betrachtungen auf jeden Morgen und Abend eines jeden Wochentags, Fest-Confirmations-Abendmahls-Andachten und für das Krankenbett*. Allen gutgesinnten Kindern gewidmet von Johann Ludwig Ewald. Mit einem Titelkupfer. 1808. 162 S. 8. (8 Gr.)

Die asketischen Bücher des Hn. E. gehören zu den besseren und empfehlenswerthen, weil sie mit dem Fasslichen und Herzlichen ihres Tons die Wahl praktischer Materien und eine fleissige Anwendung biblischer Beyspiele und Motive verbinden. Wir würden, sie unbedingt loben, wenn der gute Ton in densel-

ben sich gleich bliebe, und nicht zuweilen in das Kindliche und Spielende verfiel, wenn in der Wahl der Materien mehr Mannichfaltigkeit und ein mehr erschöpfendes Eindringen sichtbar wäre, wenn die biblischen Beyspiele nicht an manchen Stellen zu sehr gehäuft, sondern gleichmäfsiger vertheilt wären.

Sonderbar ist es, das der Vf. in der Vorrede zu No. 1 seine Leser als Menschen eines besonderen Standes anredet, unter dem länger als 30. Jahr gelebt habe, ohne doch diesen Stand kenntlich zu machen. Vermuthlich ist der Mittelstand gemeint, denn eine speciellere Beziehung finden wir in dem Buche nicht. Gewöhnlich sind für jeden Tag, am Morgen zwey und am Abend zwey Betrachtungen. Oft sind wir auf interessante Gegenstände der Betrachtung gestossen, als am *Sonntag*: „über erlaubtes Vergnügen und Beschäftigung am Sonntag“ — man kann durch Besuchen des Gottesdienstes nichts verdienen, auch keine Erfüllung einer Pflicht dadurch ersetzen. Am *Montag*: „Trost, wenn man die Früchte seiner Arbeit nicht ruhig geniessen oder nicht genug verdienen kann. Am *Donnerstag*: „über Heftigkeit, mürrisches Wesen.“ Eine Seltsamkeit ist es, das hier, wie in No. 2, von dem Namen der Wochentage, also am *Dienstag* vom Dienen, am *Donnerstag* vom Donner u. s. w. Stoff zu moralisch-religiösen Betrachtungen hergenommen wird. Der Vf. nimmt es sich dabey nicht übel, am *Donnerstag* die üble Laune mit der Gewitterschwüle zu vergleichen, die vor dem Donner vorhergeht. Doch wir lassen ihm diese Liebhaberey, wenn die Betrachtungen nur gedankenreicher wären. Oft sind sie weitschweifig und voll Wiederholung. — Die Abendmahlsandachten gefallen vornehmlich durch das Rührende ihres Tons. Auch kommen nur wenig spielende Vergleichen vor, wie zwischen dem Sünder und dem, für welchen ein Anderer die Schulden bezahlt, ihm sein ordentliches Auskommen verschafft, und ihn ermahnt, ordentlich auszuhalten. Das der Ausdruck hie und da vernachlässigt sey, davon führen wir zum Beweis die Stelle an: „Jesus wollte machen, das er selbst nicht vergessen werde.“ Die unangenehme Schreibart *büten, Gebät, fülen, Gefül* — die hier durchgängig befolgt ist, wissen wir mit nichts zu entschuldigen.

Für No. 2 werden dem Vf. diejenigen Ältern Dank wissen, die mit ihren Kindern Erbauungsbücher dieser Art lesen. Rec. versichert, das sie gute Materialien zu sittlichen Erweckungen, und zu religiösen Ansprachen für die Jugend darin finden werden. Ausser dem gewöhnlichen Stoff zu Selbstprüfungen, trifft man hier auf die Fragen: „Was hat ein Kind zu arbeiten? — Über den Freyheitsdurst der Jugend — wodurch wird man frey? wovon soll man sich frey machen? und wie? — Wie soll man die Bibel lesen? — Was hierüber beygebracht wird, ist, wenn nicht immer genügend, doch eingreifend und das Nachdenken weckend. Das Kindliche des Tons, das der Vf. in seiner Gewalt hat, kommt ihm dabey zu Statten. Auch die Lieder sind hier besser. In No. 1 sind sie oft nicht viel mehr, als ein Cento seltsamer Reime, wie der Käfer (?) *flattert*, und der Vögel Schaar *schnattert*. NA.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 APRIL, 1809.

G E S C H I C H T E.

LEIPZIG und GERA, b. Heinius: *Apologie der Gräfin Lichtenau, gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie.* Erste Abtheilung. 298 S. Zweyte Abtheilung. XII und 303 S. 1808. kl. 8. (2 Rthlr.)

Diese Apologie, welche fast zu einer Biographie geworden, scheint dem Grundtone nach von der Gräfin selbst verfaßt zu seyn; ihre eigenthümliche Ansicht und ein weibliches Talent sprechen aus derselben: eine nachhelfende grammatische Hand, welche die Eigenthümlichkeit des Weibes zu schonen wußte, findet man häufig.

Ob nicht einige unrichtige Angaben in dieser Schrift enthalten, ob nicht außer den Auslassungen, welche durch Verhältnisse nothwendig wurden, viele Thatfachen verschwiegen sind, durch welche die Erzählung eine andere Farbe gewonnen hätte: diese Untersuchung wäre ein noch zu frühes Geschäft, bey welchem viele noch lebende Menschen auf eine indiscrete Weise zur Schau gestellt, viele noch lebende Zeugen abgehört werden müßten. *Verschönerungen* der Thatfachen mögen hier nicht selten seyn; aber die *wesentliche Wahrheit* im Leben der Gräfin, wodurch es seine Individualität erhielt, hat hier nicht verleugnet werden können, und giebt eine Norm, nach welcher Alles, was hier verschleiert und verschönert ist, fast ohne weitere Beyhülfe, auf seine eigentliche Gestalt und Blöße zurückgebracht werden könnte. Jene wesentliche Wahrheit dünkt uns diese: in der Natur der Gräfin ist ein inniges, weibliches Gefühl, welches seine Bedürfnisse nur durch die Phantasie befriedigen kann. Sie hatte eine Anlage zum *romantischen* Leben, welche überschattet durch das Schicksal von frivolen Eindrücken, so wie durch keine sorgfältige Erziehung früh aus der Rohheit hervorgearbeitet, zu Zeiten in ein irres und *romantisches* Streben sich verwunden hat. Von diesem Punkt aus begreift man leicht die anfänglich auffallende Erscheinung, daß alle Männer, die selbst eine Anlage zum Romantischen hatten, und wenn sie dieser Frau noch so sehr an Cultur überlegen waren, dennoch von ihr und ihrer Art mächtig gefaßt wurden, sobald sie in ihre Nähe kamen; daß selbst solche Männer, die von keinem romantischen Geiste befaßt sind, doch durch den Zauber, welcher von ihr ausgeht, befangen genug werden, um sich zu ro-

mantischen Stimmungen zu fächeln, wie sauer es ihnen werden mag. Die meisten Männer hatten wenigstens einen Instinct, daß sie jener Frau nur durch einen gewissen poetischen Schein interessant werden konnten, welche Gründe der Politik, des Eigennutzes, oder welche Eindrücke von einer Frau, die auf einen mächtigen König so viel Einfluß zu haben schien, ihnen den Wunsch, ihr interessant zu werden, eingeben mochten.

Der Kronprinz, welcher sie im ersten Ausblühen ihrer Schönheit zur Geliebten erkohr, hatte selbst einen romantischen Strich in seiner Denkart, und sein Bedürfnis eines Lebens voll Gefühl und Phantasie war stets in ihm mächtig geblieben, wiewohl er bey seiner überfließenden sinnlichen Fülle, und unter seinen Umgebungen, diese Anlage nicht einem vorherrschenden geistigen Hauche zur Entwicklung überlassen konnte. Aber das Leben dieser beiden Geliebten war bey weitem nicht so durch physischen Genuß verschlungen, wie die gewöhnliche Vorstellung es will. Der Kronprinz selbst unterrichtete unausgesetzt drey Jahre hindurch die Geliebte in Geschichte und Geographie, nicht bloß, weil er derselben, um sie dem scharfen Blicke seines grossen Oheims zu entziehen, keinen Lehrer geben durfte, sondern weil es ihm Freude war, seine eigene Bildung auf die Gefährtin seines Herzens überzutragen: „er lehrte sie treulich, und nach derselben Methode wieder, wie er selbst in der Jugend unterrichtet worden war.“ Beym Lesen historisch-politischer Schriften, wie die *Memoiren* der Madame Stael, redete er gegen die *Einmischung der Weiber in politische Angelegenheiten*. Die Reize der Poesie entsprachen am meisten den Anlagen Beider. Sie lasen Homer, Virgil, Shakespeare u. s. w. in französischen und deutschen Übersetzungen; Rousseau's *Heloise* war ihnen besonders theuer: aber die Geliebte durfte nicht wagen, in Voltaire's berühmte *Pucelle* einen Blick zu thun. Dieser trauliche, geistige Verkehr, untermengt von dem sinnlichen Entzücken, gab dem Verhältnisse fast die Innigkeit eines *ehelichen*; „und dieses Band, sagt die Gräfin, hat so lange gehalten, bis der Tod es zerriß; das Publicum sah es, nur kannte es den Stoff nicht, aus dem das Band gewebt war, und schob also den möglichst schlechten unter.“ Gleichwohl wurde dieses trauliche Zusammenleben nicht zu einer trägen Gewohnheit, von welcher sich der Kronprinz nicht hätte trennen mögen. Wenn die Entfernung der Geliebten nöthig war, um ihr die Vollendung zu geben, welche er sich dachte: so willigte er

gern darein. Er liefs sie nach Paris reisen, damit sie sich in der französischen Sprache mehr vervollkommnete, und von dem berühmten *Vestris* im Tanz unterrichtet würde. Seit seiner Thronbesteigung, und schon vorher, war, nach der Gräfin Versicherung, seine Liebe zu ihr eine nur geistige, und ging in blosser Freundschaft über. Seine feurige Sinnlichkeit liebte den Wechsel, und seiner ungeheuren Genufsfähigkeit ward von allen Seiten der überschäumende Becher der Lust dargeboten. Ausserdem beruft sich die Verfasserin auf den Beweis ihrer Behauptung in jenen Briefen, welche nach dem Tode des Königs bey ihr gefunden und zurückbehalten wurden; auch auf eine geheime Ursache dieser Veränderung, die zu verschweigen die Klugheit gebiete: und welchen Grund könnte man haben zu zweifeln, daß sie in diesem Punct die Wahrheit sage? Warum hätte sie nicht gestehen sollen, daß der Vater ihrer Kinder ihr als König ganz dasselbe war, was er ihr als Kronprinz gewesen?

In Allem, was sie weiter über das Verhältniß zwischen ihr und dem Monarchen sagt, ist gewiss wesentlich Wahrheit; denn es geht nothwendig aus der Naturanlage beider hervor, und kann keine blosser Erdichtung seyn: sie hat sich offenbar viel zu wenig begriffen, und kann sich viel zu wenig begreifen, als daß sie ein solches Gedicht hinzustellen vermöchte. — Das innigste Vertrauen blieb zwischen ihnen: schwerlich konnte Friedrich Wilhelm der Zweyte noch eine weibliche Natur finden, welche der seinigen so zusagte, wie diese; und waren nicht jene Zeiten dahin, wo er in frischer Jugendkraft, in fast unbemerkter, fast sorgenloser Traulichkeit mit einem weiblichen Wesen leben konnte, wie er mit diesem gelebt hatte? Wirklich wäre deshalb für die Gräfin keine Ursache gewesen, auf seine nachherigen Liebsschaften irgend eifersüchtig zu seyn, und sie versichert, daß sie es nicht gewesen. Ob sie aber bey denselben so ganz unbefangen und unthätig gemieben sey, als uns hier gesagt wird, darüber mußt, so lange keine kritische Untersuchung der dahin gehörigen Thatfachen veranstaltet werden mag, die Beantwortung der Frage entscheiden: Wird die ehemalige Geliebte eines Königs, die fortdauernd seine vertrauteste Freundin ist, sich aller Einmischung in seine nachherigen Liebesverhältnisse enthalten? Wird es eben diese Geliebte vermocht haben, die fast in romantischer Liebe gelebt hat, welche Beiden die Blüthe ihres Daseyns war? So durchaus grobsinnlich waren doch gewiss nicht die späteren Verbindungen des Königs mit dem weiblichen Geschlecht, daß sie nach der genauen Kenntniß der Gräfin von seiner Empfindungsweise, den Erinnerungen ihrer Liebe, und ihrer trauten, fortdauernden Theilnahme für ihn, nicht ein interessanter Gegenstand für sie gewesen wären.

Wenn die gleichgültige Unbefangenheit, welche in diesem Punct bewiesen haben will, geneigt macht zu ergötzen, daß sie sich eben hier nicht frey von Intriguen erhalten habe: so ist doch unverkennbar, daß

überhaupt ihre Natur keinen Hang zu derselben hatte. Solche Menschen, die mit Wohlbehagen an Genüssen der Empfindung und der Phantasie hängen, hegen nicht den Geist der Intrigue und des Eigennutzes, so wie ihnen auch nicht daran gelegen ist, einen anderen Einfluß auf die Außenwelt auszuüben, als durch die Eindrücke, welche ihre Persönlichkeit macht. Aus dieser Rücksicht legen wir auch dem Berichte Glauben bey, welchen sie über den vom Gerücht ihr aufgebürdeten ungeheuren Reichtum erstattet. Sie hatte zu viel Reizbarkeit für feineren Genuß, zu viel Bedürfnisse der Phantasie, als daß sie die Geschenke des gütigen Monarchen hätte von sich weisen sollen, oder Verzicht leisten auf ein Vermögen, welches ihr auch für die Zukunft ein gnußreiches Leben sicherte: aber Habfucht oder gar Gier zu stehlen und rauben, sind einer solchen Natur fremd, wenigstens unter den Deutschen; bey anderen Nationen, insonderheit den Franzosen, ist der Hang zu einem innigen und romantischen Leben viel häufiger von einer unromantischen Sucht durchlöchert. „In meinen Händen, sagt die Gräfin, fand sich eine *carte blanche* an die vornehmsten Bankiers in Italien; ein verführerisches Papier für viele an meiner Stelle! Aber der König kannte mich schon, und wußte, daß ich keines Mißbrauchs desselben fähig war; auch habe ich ihm diese Karte zurückgegeben, ohne den allermindesten Gebrauch davon gemacht zu haben, indem die ausgesetzten Reisegelder vollkommen hinreichten. Wem dieß nicht genügt, dem habe ich nichts weiter zu sagen.“ — Der obigen Betrachtung zufolge glauben wir auch ihrer Versicherung, daß sie nicht darauf ausgegangen sey, solchen, die sich um ihre Gunst bewarben, Ämter, Stellen und königliche Gnadenbezeugungen zu verschaffen. Gleichwohl braucht sie nicht in Abrede zu seyn, daß einige aus ihrer Umgebung sich mitunter einer besondern Gunst des königlichen Cabinets erfreuten; denn sicher waren viele bereit, Gefälligkeiten an diejenigen zu spenden, welche der Vertrauten des Monarchen werth zu seyn schienen! — Am freyesten von aller Intrigue war die Gräfin gewiss in politischen Angelegenheiten. Denn von ihrer ursprünglichen Art und Neigung lagen dieselben gänzlich fernab, und ihr Kopf war jener Berechnungen nicht fähig, ohne welche man sich nicht leicht in das politische Spiel mischt. Ausserdem waren die nachdrücklichen Worte des geliebten Kronprinzen wider den Einfluß von Weibern auf die Politik ihr zu sehr im Gedächtnis, als daß sie gewagt hätte, unter ihm als Monarchen dagegen zu handeln. Vielmehr bekam sie durch die Erinnerung an dieselben eine solche Haltung, daß sie in diesem Puncte, und vielleicht einzig in ihm, eigentliche Klugheit ausübte. Wie zweckmässig wußte sie den englischen Gesandten, Lord Heinrich Spencer, zu behandeln, welcher durch sie den König abhalten wollte, den baseler Frieden mit Frankreich abzuschließen, und als eine Erkenntlichkeit dafür 100000 Guineen auszuzahlen versprach! Selbst die Schwächen ihrer Natur wußte sie gegen

Angriffe zu decken, welche sie in politische Händel verwickeln konnten. Die gerichtliche Untersuchung, welcher sie unterworfen wurde, hat dies hinlänglich bewiesen, und einer von den offenherzigsten Männern, der bekannte *Brenkenhoff*, schreibt ihr nach derselben: „Wohl hielt ich es für möglich, verschmitzte Emissarien fremder Höfe hätten Sie unter der Vorpiegelung, daß Sie dadurch dem Könige und dem Staate einen Nutzen stifteten, verleitet, sich in der besten Absicht von der Welt in ein oder anderes Staatsgeschäft zu mischen; außerordentlich freue ich mich aber, daß auch dieses nicht einmal der Fall gewesen ist.“ — Männer, wie Lord Bristol, welcher Pitt's Vertrauter war, und die französische Revolution fanatisch hasste; wie Sir Arthur Paget, englischer Interims-Gesandter in Berlin, der schöne Freund der Gräfin, mochten die Verbindung zuerst mit ihr angeknüpft haben, um durch sie politischen Einfluß auf den preussischen Hof zu gewinnen, und der letzte bittet sie in einem Briefe im Namen Gottes, daß sie den König zum Handeln bewegen solle: aber der Friede von Basel ward doch geschlossen, und Paget hat, wie es scheint, seine innige Anhänglichkeit an die Gräfin so wenig für England benutzen können, als Bristol seine romanhafte und schwärmerische Verehrung derselben, welche er in Haß verwandelte, als er von Berlin aus die irrige Nachricht bekam, die Gräfin habe sich zu politischen Intriguen mit Frankreich verleiten lassen, dessen Gouvernement sie wahrscheinlich nie versuchte. „Mit ihr gebt euch keine Mühe, sie ist unbestechlich!“ hieß es zur großen Freude des Königs in einer Depesche an den französischen Gesandten in Berlin, welche man kurz vor Ausbruch des preussisch-französischen Krieges aufgefunden hatte.

Uns scheint es sehr für den geistigen Werth des Monarchen zu sprechen, daß es ihm Vergnügen machte, sein Verhältniß zu der Geliebten seiner kräftigsten Jahre wie ein Ganzes nach inneren Beziehungen durchgeführt zu wissen. Wie gern sah er ihre italienischen Reisen, das Interesse, welches sie der schönen Kunst abgewann! Die Naturanlage zu einem romantischen Leben blieb unvertilgt in ihr und in ihm, und hat beiden die besseren Freuden ihrer Tage gewährt. Selbst die kleinen Merkmale romanhafter Augenblicke ihrer Liebe bewahrte er bis zu seinem Tode, wenigstens nach der Gräfin Überzeugung. „Es geschah, erzählt sie, gleich im ersten Jahr unserer Bekanntschaft, bey Gelegenheit des Unterrichts, daß er mir bey seinem fürstlichen Ehrenworte betheuerte, mir, wenn ich früher als Er sterben sollte, als derselbe zärtliche Freund, wie bisher, die Augen zuzudrücken. Mit einem Federmesser, das er eben, um eine Feder zu corrigiren, in der Hand hielt, machte er sich einen Ritz in den Baßen der linken Hand; drückte das Blut aus, und schrieb mir diese Verliche- rung auf einen kleinen Zettel von ungefähr drey Zeilen nieder. Diese Handlung erschütterte mich so sehr, daß ich mich hierüber nicht zu fassen wußte. Er benutzte die dadurch hervorgebrachte Stimmung, und verlangte von mir ein Gleiches. Ich nahm dasselbe

Messer, und wollte mir damit einen Ritz in den Baßen der linken Hand machen: allein der Schnitt ging zu tief, und ich hatte längere Zeit daran zu heilen. Die Worte, die ich mit meinem Blute niederschrieb, waren die Erwiederung seiner eigenen, nämlich: daß ich ebenfalls bis zum Tode seine unveränderliche Freundin bleiben und ihn nie verlassen wolle. Die Narbe dieser Schwärmerey (wie man es immerhin nennen mag) trage ich noch an meiner Hand; und nach seinem Tode wird man zuverlässig unter seinen Papieren meinen Zettel gefunden haben.“

Wenn aus diesem Verhältniß zwischen Friedrich Wilhelm dem Zweyten und der Gräfin Lichtenau sich hinlänglich ergibt, welche wesentliche Wahrheit in ihrem Leben wir auch in ihrer Apologie finden: so verschafft die merkwürdige Gallerie von Männern, die ihr anhängen, und deren Briefe an sie der zweyte Theil in einer Auswahl enthält, über diese Wahrheit weitere Aufschlüsse und Belege.

Lord Bristol, welcher englische Freymüthigkeit and Bizarrie mit italiänischer Glut verband, und welchen deshalb sein Zug zu einem Leben des Gefühls und der Einbildungskraft über alle gewöhnlichen Schranken fortriß, ist enthusiastischer, wie irgend ein anderer, von dem eigenthümlichen Reiz, den die Gräfin durch ihre romantische Naturanlage gewann, ergriffen gewesen. Er nennt sie nicht nur seine anbetungswürdige Freundin, deren Tugenden und Talente ihm unwandelbare Achtung in die Tiefe seines Herzens gesenkt haben; er sieht sie nicht nur, seine phantasiereichsten Genüsse mit ihm zu theilen, indem er in sie dringt, die ungesunde Stadt Rom zu verlassen, diese Gemeinde ohne Bürger, diese Senatoren ohne Senat, und diesen Himmel, halb Wasser, halb Luft, und mit ihm das irdische Paradies Neapels zu genießen, und die Anmuth desselben durch ihre Gegenwart zu vermehren; er ist nicht nur bey dem Gerücht von einer tödtlichen Krankheit des Königs bereit, seine Schlösser, sein Vermögen mit ihr zu theilen, damit sie von jenen Feinheiten des Lebens, an welche ihr geschmückter Geist, ihr weites Herz gewohnt waren, sich nicht zu entwöhnen brauche, wenn für das Schicksal seiner zu uneigennützigem Freundin nicht geforgt sey: sondern seine Sprache und seine Empfindungen tragen auch häufig die Farbe der Liebe und zärtlicher Vertraulichkeit; denn auf seiner Reise aus Italien nach Deutschland wird er sich bey jedem Schritte sagen, daß dieser Lusthauch über ihre Rasenklippen gegangen sey, sich vermischt habe mit ihrem Zephyrsathem, daß er glauben werde, wenigstens einige Atome von Athem seiner theuren Wilhelmina einzusathmen; und mit welchem Entzücken hat er ihr Bette in Berlin gemustert, wo nichts als die Schläferin fehlte. Ubrigens empfand Bristol nicht bloß sehr richtig die ursprüngliche Naturanlage der Gräfin, sondern erkannte auch an ihr jene Züge, welche damit zusammenhängen. Er nennt sie die Freymüthigkeit und Wahrheit selbst, mit einem zu fühlbaren Herzen, welches sie zur Beute von mehr als einem Lump machen werde; es preiset sie über-

aus gutmüthig, aber nichts sey sie weniger als politisch.

Des Contrastes wegen möchte man dieser Verehrung des Engländers diejenige gegenüber stellen, welche ihr in einem Briefe eines *preussischen Staatsministers* bewiesen wird. So offenfrömend, uneigennützig, beredt und phantasievoll und von dem Edelsten des Gegenstandes begeistert jene: so schleichend, eigenlüchrig, platt und nüchtern ist diese; das Gemeinere, was der Gegenstand haben mochte, welchen er anbeten will, hat den Staatsminister angezogen, und um dasselbe zu gewinnen, manövriert er auf seine Weise recht klug. Sein Brief ist aus dem Hauptquartier in der Karthause bey Trier vom 8 Aug. 1792. Dafs er vom Wohlbefinden des Königs zuerst Nachricht giebt, ist ein natürlicher Eingang des Staatsministers an die Vertraute des Monarchen. Hastig fährt er dann damit heraus, dafs der König eine Cour von Weibern bey sich gehabt habe, „welche aber, fügt er hinzu, die Gräfin zu beruhigen, dessen sie nach seiner Ansicht bedurft“, „mit allem Recht für eine Collection von Fratzenge Gesichtern gehalten werden könnten.“ Allein damit ist noch nichts gewonnen; auf den getreuen Staatsdiener müssen die Flammen des Herrschers übergegangen seyn. „Für Ihren so freundschaftlich hinreisenden Brief, *gefährliche Minatte*, danke ich Ihnen von ganzer Seele, ohnerachtet ichs eigentlich nicht thun sollte; denn — da denkt man sich natürlich dabey die, die ihn schrieb, nebenher die *reizendste Art des Dankes*, und dann! — wird der *Strohjack zum Kohlenbecken*.“ — „Einen gewissen Grad von kalter Ruhe, der vorgewissenen Blicken und Briefen leider in elektrische Funken übergeht.“ — Ganz deutlich wagt er nicht mit der Sprache herauszugehen; denn zuletzt könnte es Hochverrath seyn, wenn er etwas antastete, was der Monarch sein nannte: und so ermuthiget er sich mit der Betrachtung, dafs die ganze Lüsternheit bey ihm nur Gedanke, nicht That sey. „In Gedanken, sagt er, — denn darum ist noch kein Dieb gegangen worden — stehle ich Ihnen zum Abschied, einen? — — nein 1000 Küsse! Weihwasser her! Ums Himmels willen Weihwasser! *Memento mori!*“ — Man weifs nicht, ob man über diese platte Geckenhaftigkeit mehr Eckel empfinden, oder mehr lachen soll über die Knickerey des Rechnungsführers, der mit dem *Zahlzeichen* die Küsse angiebt, nach welchen er zu brennen versichert! Indessen ist die Mittheilung dieses Briefes ein Beweis von der Wahrheitsliebe der Gräfin; denn sie mußte über ihre romantische Naturanlage manchen Schatten der Gemeinheit gehen lassen, weil man so an sie schreiben durfte, wiewohl derjenige, welcher sie so nehmen konnte, sich dadurch baar an aller Einbildungskraft zeigte. Nur so viel hatte er ganz richtig bemerkt, dafs an einer *nüchternen* Verehrung ihr nichts gelegen war, und dies machte ihn zum Gecken.

Wir freuen uns, dem Lord Bristol einen andern Deutschen gegenüber stellen zu können, den biedereren Hirt, den gänzlich ergebenen und treuerherzigen wahren Verehrer der Gräfin, der gänzlich und von Her-

zen, jetzt und jeder Zeit zu ihren Befehlen bereit ist. So kündigt er sich selbst an, und giebt sich recht *ehrenvest romantisch* nicht geringe Mühe, zu der Frau von regfamer Phantasie und Empfindung sich zu stimmen. „Wenn der sympathisirende Gegenstand fehlt, schreibt er ihr aus den Zaubergärten von Wörlitz: so ist es natürlich, dafs die verschönernde Einbildungskraft denselben in jedem Baume, in jedem durch Hecken verschlossenen Orte, und in jeder Welle des sich spiegelnden Sees sieht. In entfernteren Grunde werden Sie Ihren Philosophen wandelnd erblicken, tief sinnig, aber innerlich glücklich, weil ihn *Erläuterungen selig verlebter Stunden umwallen*.“ In solchem Tone vermag er freylich nicht lange zu bleiben, und er fügt bald hinzu: „Doch ich breche ab; sonst könnten Sie denken, ich schwärme!“ — Wirklich scheint ein solches Schwärmen der Phantasie nicht so in seiner Natur zu seyn, wie die unwandelbare Treue, welche er der Freundin auch nach ihrem Sturze bewahrte, als das lose Gefindel ihres Anhangs ihr den Rücken wandte. Sein Brief, der von dieser Treue zeugt, ist der natürliche Ergufs seines Herzens.

Ihrer eigenthümlichen Natur nach rührte die Gräfin häufig die Einbildungskraft und die Sinne der Männer, oder gewann sich durch die Güte des Herzens eine reine Zuneigung von ihnen und von liebenswürdigen Frauen: aber in dieser merkwürdigen Sammlung von Briefen finden wir auch Beweise, dafs sie vorzüglichen Männern auch tiefe, verzehrende Leidenschaft eingeflößt hat. Ein Baron E**, welcher sie zur Zeit ihres Glücks gemieden hatte, offenbart nach ihrem Unglücke seine Leidenschaft, und richtet sein ganzes Leben darnach ein, um sie der einst die Seinige nennen zu dürfen, und tiefer, dumpfer Schmerz wüthet in ihm, als ihn die Nachricht von ihrer Verheirathung mit einem Anderen überfällt. Ihr erklärter Geliebter war der Chevalier de Saxe, Sohn des Prinzen Xaver, zuletzt Gouverneur von Neapel. Mit so glühender Leidenschaft, wie er liebte, sind wenige Frauen geliebt worden.

Wenn man die ganze Gallerie achtungswerther Männer und Frauen überschaut, welche der Gräfin zum Theil mit Enthusiasmus anhängen, und ihr treu blieben auch in ihrem Unglücke; wenn man sieht, dafs der Zauber einer romantischen Naturanlage es war, wodurch diese vorzüglichen Menschen festgehalten wurden: wer wollte in ihr dann noch das verworfene Weibsbild erblicken, zu welchem lügenhafte Gerüchte und niederträchtige Schriftsteller, die ungeheure boshafte und dumme Brut in unserer literarischen Welt, sie herabwürdigen möchten? wer wollte nach der bisherigen Darlegung Ihrer Natur und Art in ihr noch eine Staatsverbrecherin wännen? Aller Zweifel und alle Fehde hierüber hat ein Ende, wenn wir zum Schluß noch bemerken, dafs der Mann, welcher unter ihren Richtern safs, das ganze Vertrauen des regierenden Königs von Preußen geniefst, hellsehend ist und unerschütterlich fest, dafs *Beyms* nie aufgehört hat, der Gräfin Achtung zu bezeigen.

commode suppleri possit. Das ist schwerlich allemal der Fall; richtiger hat *Matthiä* in der griech. Grammatik §. 57 die Sache bestimmt. Noch weniger können wir die S. 177 aufgestellte, ganz unphilosophische Regel gut heißen, daß nach vielen griechischen Verbis der Infinitiv des Aorists, des Futurs, und bisweilen auch des Präsens ohne Unterschied stehe, z. B. nach ὑποδέχομαι, αὐχῶ, Φημί, ὑπισχνέομαι, ἀπειλῶ, ὁμνυμι, ἐλπίζω, νομίζω, δοκῶ, ἡγοῦμαι, συντίθεμαι, οἶομαι u. a. Wie ungegründet dieß sey, wollen wir durch Vergleichung zweyer vom Vf. angeführter Stellen zeigen. Vom Arion heist es Herodot I, 24: ἀείσας δὲ ὑπέδεκτο ἐνυτὸν κατεργάσασθαι. Hier wird eine momentane Handlung bezeichnet, die zwar zukünftig ist, deren Vollendung aber als in einen unbestimmten Theil der Zukunft fallend gedacht werden soll, daher der momentane Aorist. Ganz anders verhält es sich aber mit Aeschyl. Agam. 516, wo der Herold spricht:

οὐ γὰρ ποτ' ἤρχοντ' ἐν Ἀργείᾳ χθονὶ
θανὼν μετέειπεν Φιλτάτου τάφου μέρος.

Hier wäre der Aorist μετασχεῖν völlig unsstatthaft, denn μετέχειν τάφου μέρος ist etwas Fortdauerndes. Von S. 95 an verbreitet sich Hr. W. über das Verbum δηλοῦν und dessen Construction. Er behauptet zuvörderst gegen *Brunck* zu Sophokl. Antig. 471, daß das Activum δηλῶ nicht für das Passivum δηλοῦμαι stehen könne, und beweist sodann, was auch von Anderen schon, namentlich von *Hermann* zum *Viger* S. 752 gezeigt war, daß mit den Verbis, welche eine Declaration bedeuten, häufig Participia statt der Infinitive verbunden werden. In Folge dieses Beweises wird nun die Construction der sophokleischen Stelle in den Addendis, wo die im Buche selbst vorgetragene Erklärung stillschweigend zurückgenommen ist, so angeordnet: δηλοῖ τὸ γέννημα τῆς παιδὸς ὧμὸν ὃν ἐξ ὧμοῦ πατρός, *ingenium puellae pro dicit ferociam se habere ex patre feroce.* Aber wohl zu merken, das Particip steht nicht im Texte, und so wird durch jene Erklärung ein Solöcismus in die Stelle gebracht von derselben Art, wie der Eurip. Orest. 800 war, ποῦ γὰρ ἂν δειξω Φίλος, welchen *Porson* und *Hermann* mit allem Rechte weggeschafft haben. Unter solchen Umständen sehen wir keinen hinreichenden Grund, die *Brunck'sche* Meinung geradezu für verwerflich zu halten, wiewohl man auch, was aber Hr. W., nach dem weiterhin S. 101 f. Gesagten zu urtheilen, ebenfalls nicht gelten lassen wird, zu δηλοῖ, in activer Bedeutung genommen, unbedenklich τὸ πρᾶγμα hinzudenken könnte. Aus demselben Grunde ist auch des Vfs. Erklärung zweyer äschyleischer Stellen, Agam. 101 ἀγὰρ Φαίνοισ' ἐλπίς, und Prometh. 109: ἡ διδάσκαλος τέχνης πάσης βροτοῖς πέφηνε, und zweyer euripideischer, Electr. 1234 Φαίνουσι τινὲς δαίμονες, und Bacch. 184 Διόνυσον ὃς πέφηνεν ἀνθρώποις θεός, wo auch allemal das Particip des verbi substantivi hinzugedacht werden soll, ohne Zweifel falsch. Die zweyte und letzte dieser Stellen haben nicht die mindeste Schwierigkeit, und in der ersten ist die Lesart schon wegen der Varianten unsicher. Deßo mehr

aber muß man an der vorletzten anstoßen, weil sich sonst, so viel uns bekannt ist, nirgends ein Beweis findet, daß φαίνειν für φαίνεσθαι gesagt worden sey. Will man sich also nicht mit der Analogie des Gebrauchs anderer Active, wie κρύπτειν, καλύπτειν, κυκλοῦν, begnügen: so wissen wir keinen anderen Rath, als anzunehmen, ein Glossator habe zu οἶδε, φαίνουσ' geschrieben, wie man in dem Hermanns Buche de emend. rat. Gr. Gramm. angehängten Fragment des Herodian περὶ ἡμαρτημένων λέξεων öfters σφάλλονται für σφάλλονται findet, τινὲς aber für ergänzende Erklärung der Genitive θεῶν, τῶν οὐρανίων zu halten. Dann würde die Stelle folgendermaßen lauten:

ἀλλ' οἶδε δόμων ὑπὲρ ἀκροτάτων
δαίμονες, ἢ θεῶν τῶν οὐρανίων
οὐ γὰρ θνητῶν γ' ἦδε κελυσεῖς
τί ποτ' εἰς Φανεράν
ἔψιν βαίνουσι βροτοῖσιν;

und so das Zusammengehörige besser verbunden werden. Zuweilen hat auch Hr. W. verschiedenartige Fälle mit einander verwechselt, wie S. 52, wo ἄ μὴδὲ δρᾶν καλὰ eine ganz andere Ausdrucksart ist, als οὐ δικάια σε κενὸν χωρεῖν.

In der Vertheidigung angefochtener Stellen ist Hr. W., wie wir schon erinnert haben, öfters glücklich. So Prom. 112, wo Hr. *Schütz* nach *Stanley's* auch von *Brunck* gebilligter Conjectur τοιῶνδε ποινὰς ἀμπλακημάτων τίνων hat drucken lassen. Hier rettet unser Vf. das gewöhnliche τοιάδε durch die Bemerkung: τοιάδε saepe causam continet, ob quam aliquid factum sit, und durch Anführung einer ähnlichen Stelle, Choeph. 40. In Sophokl. Electr. 47, wo *Erfurdt* mit *Reiske* ἀγγελλεῖ δ' ὄρκον προστιθεῖς geschrieben hat, erklärt Hr. W. die Vulgate ὄρκω sehr gut durch ἀγγελλεῖ δ' ὄρκω, προστιθεῖς αὐτόν, und auf gleiche Art in einer anderen Stelle, Antig. 23 σὺν δίκῃ χρησθεῖς δικάια durch σὺν δίκῃ δικάια, χρησθεῖς αὐτῇ. Wir setzen hinzu, daß Oedip. Col. 475 οἶδ' νεαροῖς (l. νεωροῖς) νεοπόκω μαλλὼ βαλὼν, die Lesart zweyer Handschriften und des römischen Scholiasten, λαβὼν, wegen jener beiden Stellen den Vorzug zu verdienen scheint. Tacit. Annal. III. c. 62, wo in den Ausgaben steht: „Aphrodisiensis posthac et Stratonicensis dictatoris Caesaris, ob vetustate in partes merita, et recens D. Augusti decretum attulere. Laudati, quod Parthorum irruptionem, nihil mutata in populum Romanum constantia, pertulissent“ — wollte man laudantis lesen, eine Verbesserung, die auch der neueste Herausgeber stillschweigend zu billigen scheint. Hr. W. setzt nach attulere bloß ein Comina statt des Puncts, und bezieht laudati auf attulere: decretum attulere, quo erant laudati. Selten zeigt er zu große Anhänglichkeit an die gewöhnliche Lesart, wie S. 14 f., wo er Aeschyl. Eum. 593 die Vulgate beybehält und so interpungirt:

πῶς γὰρ; σ' ἐθρᾶψεν ἐντὶς, ὃ μαιφένε.
ζῶης, ἀπεύχει μητρὸς αἵμα Φιλτάτον;

Singula verba, sagt er, ut sensus eorum recte accipiantur, gestu ac voce adjuvanda sunt. Wir wundern uns über ein solches Urtheil aus der Feder unseres Vfs., der nach seinem eigenen Geständniß S. 36 Aeschyl.

orationem perceptam habet. Anderen, die ihren Aeschylus auch gelesen haben, wird jene Anordnung ohne Zweifel eben so wenig äschyleisch vorkommen, als folgende Verse beyin Stobäus *Eclog. phys. L. I. c. 4.*

οὐδὲν καλύπτει νύξ παύσας εἰργασμένων,
οἷ δ' ἂν ποτὶς δεινόν, νόμιζ' ὄραν τινα.

die Hr. W. S. 78 dem Aeschylus zuschreiben zu müssen glaubt, so sehr auch schon der Rhythmus des letzten Verses dieser Meinung entgegen ist. In der Erklärung mancher Stellen weicht der Vf. von seinen Vorgängern ab, ohne jedoch immer hinlänglichen Grund zu haben, oder etwas Besseres zu geben. Dafs z. B. Hr. Schütz Aeschyl. Choeph. 304 ff.

ἀλλ' ὃ μεγάλοι Μοῖραι, Διόθεν
τῷδε τελευτᾷ
ἢ τὸ δίκαιον μεταβαίνει.

die letzten Worte durch *via et ratione iustitiae* übersetzt, soll deswegen falsch seyn, weil der Chor nicht habe glauben können, dafs die Schicksalsgöttinnen die Mörder unrechtmässiger Weise bestraft haben würden, und weil τὸ δίκαιον nicht *iustitiam* bedeute. Der erste Grund ist ein wenig spitzfindig; was aber den zweyten anlangt, so müssen wir Hn. W. fragen, wie er τὸ δίκαιον S. Th. 1051 versteht, welche Stelle er selbst S. 179 anführt. Ubrigens sind wir überzeugt, dafs er sehr Unrecht habe, wenn er zu τελευτᾷ hinzugedacht wissen will ὅτε Ὁρέστην und auch als Subject von μεταβαίνει, Ὁρέστης supplirt, dafs vielmehr der Sinn kein anderer als folgender sey: *At o magnae Parcae, Jovis nutu sic finite, uti Iustitia poenas persequitur.*

Muthmafsliche Änderungen findet man in dieser Schrift ziemlich selten, und wir müssen bekennen, dafs sie dem Vf. bey weitem weniger gelingen, als die Zurückweisung fremder Verbesserungsverschlüge. Am besten hat uns die Emendation des 239 V. in den Sieben gegen Theben gefallen, wo Hr. W. αὐτῇ σὺ δουλοῖς καὶ σὲ καὶ πᾶσαν πόλιν zu lesen anrath.

Tr.

BERLIN, b. Frölich: *Der prahlerische Krieger. Aus dem Lateinischen des Plautus metrisch übersetzt. In fünf Akten.* 1805. X u. 176 S. 8. (12 Gr.)

Der Übersetzer dieses plautinischen Lustspiels, der sich hinter der Vorerinnerung K. F. Mally unterzeichnet hat, verspricht in der Folge eine Übersetzung der sämmtlichen Komödien des Plautus, und giebt dieses Stück als eine Probe derselben. Man hüte sich aber, diese Probe als eine ächte, wahrhafte Probe des zu erwartenden Ganzen anzunehmen: denn erst in 2 Jahren (so versicherte der Vf. im J. 1805), wo nämlich auch die anderen Komödien des Plautus erscheinen sollen, wird den Übersetzer „ein tieferes Studium der Metrik und eine genau angestellte Sammlung der Fragmente alter Komödie, die ihn jetzt ernstlich beschäftigen, zu grösserer Bestimmtheit in der Wahl der Formen geführt haben, und dann soll auch dieses Stück seiner erhaltenen neuen Idee gemäß anders bearbeitet werden.“ Sonach wäre es ja wohl schicklicher und zweckmässiger gewesen, wenn

Hr. M. seinen Versuch bis zu dem Zeitpunkte, wo, seiner Versicherung nach, seine metrische Idee zur völligen Reife gediehen seyn wird, ausgesetzt und uns statt des Etwas, das man für Nichts ansehen soll, lieber auch gar nichts gegeben hätte. Man wird also auch, unter den vorwaltenden Umständen, das für jetzt Gegebene nur nach seiner jetzigen Gestalt und seinem jetzigen Werthe, abgesehen von all den herrlichen Vollkommenheiten, die es am Tage seiner metrischen Wiedergeburt erlangen wird, ansehen und beurtheilen müssen.

Schon der Anfang der Vorerinnerung liefs Rec. wenig Erfreuliches von dem neuen Übersetzer des Plautus hoffen. „Der Versuch dieser Übersetzung, heisst es hier, erscheint mit der fröhlichen, unbefangenen Keckheit und Zutraulichkeit, mit welcher man Alles, was nur von der plautinischen Muse herrührt, empfangen und fortpflanzen soll. Er will deswegen auch keine andere Entschuldigung seiner Existenz haben, als das allgemein gefühlte Bedürfnis zu lachen, welches aus den wässrigen Überschwemmungen der Humanitäts-Kochkunst unserer letzten Jahre so ziemlich noch ohne sonderlichen Schaden sich gerettet hat. Man ist freylich dadurch etwas an fade Brühen gewöhnt worden, und geistreiche Würze will etwas zu stark beissen. Doch hoffe ich getrost zur Reizallmacht des Brown'schen Systems, dafs diese directe Asthenie des Zwergfelles wird geheilt werden, und vielleicht hat Plautus das Glück, in der Scale der Reize, welche den Normalzustand zurückführen, einen Platz zu bekommen — dann hat er brav gethan.“ Wer einer Übersetzungsprobe vom Plautus mit solchem verwirrten und aberwitzigen Zeuge präluiren kann, berechtigt wahrlich zu keinen sonderlichen Erwartungen.

Und doch mufs Rec. gestehen, dafs selbst diese geringen Erwartungen noch getäuscht worden sind. Er glaubte wenigstens auf wohlgebildete Verse Rechnung machen zu dürfen, aber auch hier fand er sich betrogen. Er mufste Verse lesen, wie folgende: S. 103

Pyrgop. Ist sie Wittwe

Oder verheuvathet? Pal. Beides zugleich.

S. 131: Wenn man aus einem tiefen Brunnen zum Rande steigt, dann Gefahr am grössten ist Zu fallen u. f.

Der Geist der Übersetzung selbst ist nicht besser, als diese Verse. Der erste Akt (der keine erste Scene haben kann, weil er keine zweyte hat), der zu den komischsten Expositionen des Plautus gehört, hat in der Übertragung auch fast keine Spur seiner eigentlichen Natur beybehalten. Man lese den Anfang:

Sorgt, dafs mein Schild die Sonne überstrahle,
Wenn *seckenlos* am Firmament sie glüht;
So dafs es einft, gefast von *ner'ger* Faust,
Im wilden Schlachtgetümmel Fronten breche,
Mit seinem Glanz der Feinde Antlitz blende.

Wie durchwässert sind diese Zeilen gegen das Original! Gefast von *ner'ger* Faust f. *ubi usus venias*, ist eine ganz unstatthafte Veränderung; in den letzten Zeilen aber geht das Wortspiel, *actum in acie*, was doch auszudrücken war, gänzlich verloren. Auch in der Anrede in den folgenden Versen, die der Offi-

cier an sein Schwert richtet, hat Hr. M. einen Mißgriff gethan, indem er aus der dritten Person die zweyte gemacht hat. Plautus hat gar ein feines Gefühl für das Lächerliche, und er wußte wohl, daß es weit gravitätischer sey, hier in der dritten, als in der zweyten Person zu reden. Über die Übersetzung von *fratrem facere ex hostibus*, aus der Feinde Mitte den Bruder zu erbeuten, wollen wir nichts sagen, da die Stelle so angefochten und schwierig ist. — Die folgende Antwort des Parasiten:

Er ist schon hier und steht
Wo deine Majestät's-Gestalt das Glück
Mit Tapferkeit vereint.

ist gar nicht zu verstehen. Man muß den Text zu Hülfe rufen. Ein schlimmer Umstand für eine Übersetzung. — Aus den Worten:

Ist das nicht der, den ich erröthete
Bey Gurguston, wo Bombomachydes (Bombomachides)
Der Enkel des Neptun die Völker führte?

hätte Hr. M. ersähen können, daß man die Eigennamen, besonders wenn sie gebildet sind, um Lachen zu erwecken, sinnverwandt übersetzen müsse. Der Spas, der in den *campis Gurgustidonis* und *Bombomachides Cluninstaridyarchides* liegt, mußte, mit den nämlichen Worten wiedergegeben, erst einen langen Commentar erhalten, wenn er verstanden werden sollte, und dann würde am Ende, aus Langerweile über die Note, Niemand mehr darüber lachen können. —

Hättest du dich angestrengt: so wär dein Arm
Dem Elephanten durch das Fell zum Maul
Heraus durch alle Eingeweid' gedrungen.

Wie kläglich deutlich ist hier nicht die Übersetzung gegen das plautinische *per corium, per viscera, perque os elephantis brachium transmitteres*. Im Lateini-

schen ist eine Art von Klimax sehr wohl zum Lachen erregen geeignet, im Deutschen ist daraus eine Beschreibung geworden, die nicht frostiger seyn könnte. — *Wenn ich nicht zehren will: so muß ich hören*, ist gerade das Gegentheil von dem, was Plautus sagen will. Oder soll *zehren* vielleicht so viel heißen als *mich abzehren*? Ja dann! — *Doch schreib' ich nie was auf, behalt' ich so, at nullos habeo scriptos, sic memini tamen*. Welch Deutsch! — Die Übersetzung des V. 66. 67:

Ja! zwey beschworen auch
Dich heut wie im Triumph vorbeyzuführen.

gibt gar keinen Sinn. — Von der Art ist nun fast die ganze Arbeit. Man weiß in der That kaum, welcher Sprache Hr. M. am unkundigsten ist, ob der lateinischen oder der deutschen. Wollte Rec. alle mit einem Strich bemerkten Stellen anführen: so würde nicht viel vom ganzen Buche übrig gelassen werden. Zum Schlusse setzen wir nur noch den Anfang des vierten Akts hieher, und wünschen damit von Hn. M., als Übersetzer des Plautus, auf immer Abschied zu nehmen.

Pyrgop. Wohl herrlich bleibt's, wenn, was man unternimmt,
Dem kühnsten Wunsche schnell entgegenreißt!

So sandt' ich heute meinen Parasiten

Hin zu Seleucus, ihm dem König, um

Die Mannschaft, die ich warb, zu ihm zu führen,

Sie schützen ihm den Thron, ich sitz in Ruh.

Pat. So denke doch einmal an Dich, und laß

Seleucus jetzt zur seyn. Ich bringe Dir

Ganz neue, köstlich' nie erhörte Botschaft.

Pyrgop. So laß ich denn Vergangenheit, nun ruhn u. f.

Die letzten Worte drücken das Lateinische aus: *Immo omnes res posteriores pono*.

M. E. G.

KURZE ANZEIGEN:

PHILOLOGIE. Frankfurt a. M., b. Hermann: Griechisches Lesebuch nebst einer Grammatik für die ersten Anfänger von Joh. Phil. Krebs, des herzogl. naßauischen Gymnas. in Weilburg Conrector. etc. ganz umgearbeitete Aufl. 1807. XX u. 356 S. gr. 8. (1 Thlr.) Da die erste Auflage dieses Lesebuchs vom J. 1801 (1808 S. kl. 8), als ein auf gereifte Schulerfahrung gegründetes Erleichterungsmittel des ersten Sprachunterrichts, verdienten Beyfall erhielt: so entschloß sich der würdige Vf. zu der gegenwärtigen, sehr erweiterten Überarbeitung. — Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile, von welchen der erste ein *grammatisch geordnetes Lesebuch* enthält. In diesem wird dem Anfänger, nach einem wohl berechneten Stufengange, hinlängliche Gelegenheit gegeben, das Erlernete durch vielfältige Anwendung zu einem sicheren Eigenthume zu machen, um bey fortgesetzter Selbstthätigkeit desto schneller fortschreiten zu können. Findet sich auch diese Ansicht in ähnlichen Lesebüchern, so darf doch nicht unbemerkt bleiben, daß sie hier auf eine vorzüglich zweckmäßige Art durchgeführt worden ist. Überall sind die aus guten Profanscribenten gewählten Beyspiele so geordnet, daß der Lehrling die ganze Auflösung selbst finden kann; die in den Anmerkungen gegebene Hülfe vermindert sich allmählich nach einer sorgfältigen Berechnung des schon Erlerneten; auch verdient die Quantitätsbezeichnung der vorletzten besonders gleichgültigen Sylben allen Beyfall. Dagegen möchte die gegenwärtige Ausdehnung des Lesebuchs für den Schulgebrauch einiges Bedenken erregen. In der ersten Auflage sollten einige Erzählungen aus *Polyän* den Übergang zu einer Chrestomathie, z. B. von *Heintzelmann*, machen; in der zweyten enthält ein dreyfacher Anhang, außer einigen leichteren Lesebüchern, eine Charakter-schilderung aus *Xenophon* und ausgewählte Gedichte aus *Homer*, *Hesiod*, *Tyrtäus*, *Erinna*, *Moschus* und *Theokrit*, um sich an die *Artika* von *Jacobs* anzuschließen. Zu einem solchen Übergange fand *Jacobs* bekanntlich einen zweyten *Curfus* für notwendig.

und dennoch zeigte die Erfahrung auch hieby manchenley Schwierigkeiten; wenigstens würde Rec. die Lectüre der *Artika* für mittlere Classen gelehrter Schulen nicht unbedingt empfehlen. Sonach möchte es doch wohl gerathener gewesen seyn, die in der ersten Auflage festgesetzte Einschränkung beyzubehalten, oder die Erweiterungen mehr für Anfänger zu berechnen.

Der zweyte Haupttheil enthält eine, mit dem Lesebuche in der genauesten Verbindung stehende, *Grammatik für die ersten Anfänger*. Ihre Nothwendigkeit sucht der Vf. aus zwey wesentlichen Fehlern der übrigen griechischen Grammatiken darzuthun; in dem diese theils schon vorn herein zu vieles einmischen, was dem ersten Anfänger noch nicht umgänglich nothwendig ist, theils besonders im Abschnitte vom Verbo die Regeln vom Activo, Passivo und Medio nicht auf eine für den Lernenden zweckmäßige Art von einander scheiden und zertrennt vortragen. Die erste Ausstellung würde allerdings beachtet werden müssen; wenn hier vom *Selbstunterrichte* die Rede wäre; die zweyte kann mit Hülfe guter Formenlehren, wie die von *Bergbauer*, *Thiersch* u. a. sind, unter der Leitung eines einsichtsvollen Lehrers ohne Schwierigkeit beseitigt werden. Deshalb kann auch Rec. vorliegende Grammatik nicht für einen nothwendigen Theil eines griechischen Lesebuchs für Anfänger halten, erkennt aber in derselben einen sehr schätzbaren Beytrag zur Methodik für angehende Lehrer. Nur die eine Frage möge ihm hieby der würdige Vf. gestatten: Sollte es bey dem erweiterten Umfange des Lesebuchs und bey der im Ganzen noch bestehenden Einrichtung unserer Wörterbücher, nicht zweckmäßig gewesen seyn, den Anfänger mit den am häufigsten vorhommenden *unregelmäßigen Verben* bekannt zu machen (vgl. S. 298)? Die in der Vorrede S. 12 ff. gegebenen Andeutungen ließen ein vorzüglich brauchbares Verzeichniß erwarten.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 A P R I L , 1809.

AUSLÄNDISCHE LITERATUR.

- 1) G O T H A , b. Steudel u. Keil: *English Library. Authors in Prose* Vol. IV. Containing the fourth part of *Tom Jones*. (Auch unter dem Titel: *The History of Tom Jones a Foundling*, by Henry Fielding, Esq. in four Volumes. Vol. IV.) 1804. XVI u. 448 S. 8.
- 2) Ebendasselbst: *English Library. Authors in Prose*. Vol. V. Containing the first part of *Roderic Random*. XVI und 286 S. Vol. VI. Containing the second part of *Roderic Random*. 284 S. Vol. VII. Containing the third part of *R. Random*. (Auch unter dem Titel: *The adventures of Roderic Random*, by T. Smollet, M. D. With the life of the author. In three Volumes. Vol. I. II. III.) 1805. 329 S. 8.
- 3) Ebendasselbst: *English Library. Authors in Prose*. Vol. VIII. Containing the first part of *Tristram Shandy*. 1805. XXIV. u. 232 S. Vol. IX. Containing the second part of *Tristram Shandy*. 1805. 268 S. Vol. X. Containing the third part of *Tristram Shandy*. 1806. VIII u. 199 S. Vol. XI. Containing the fourth part of *Tristram Shandy*. (Auch unter dem Titel: *The Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman*, by Sterne. With the life of the author. In four Volumes. Vol. I. II. III. IV.) 1806. 255 S. 8. (Jeder Band 12 Gr.)

Wir müssen leider die schon bey der Anzeige der ersten 3 Theile dieser Sammlung (J. A. L. Z. 1805. No. 177) gemachte Bemerkung wiederholen, daß der Punct, wodurch die gegenwärtige Ausgabe *bleibenden* Werth erhalten haben würde, völlig vernachlässigt worden ist. Es hätten nämlich durchaus mehrere der vorzüglicheren Ausgaben mit einander verglichen, und so der Text von den vielen, selbst in den englischen Ausgaben sich findenden Fehlern gereinigt werden müssen, statt daß ihre Anzahl jetzt nicht wenig vergrößert worden ist. Bey No. 1 ist, wie schon gezeigt worden, aller Wahrscheinlichkeit nach der baseler Abdruck zum Grunde gelegt; und man findet hier wieder in Übereinstimmung mit demselben folgende nicht unbedeutende Fehler: S. 58. Z. 22. *existed* st. *existing*; S. 75. Z. 2 *answer* st. *answered*; S. 294. Z. 3. v. u. *to have disinherited him* st. *to have him disinherited* (es dahin zu bringen, daß er enterbt würde: denn es macht einen grossen Unterschied in der Bedeutung, ob in Verbindungen

dieser Art der Accusativ oder Casus des Objects vor oder nach dem Participio Passivi steht. Im letzten Falle wird nämlich das Perfectum Activi gebildet; im ersten hingegen ist das Participium stets passivisch zu erklären); S. 333. Z. 18 *step* für *sup* u. f. w. — Außerdem haben sich nicht unwichtige neue Fehler eingeschlichen, ja ganze Zeilen sind ausgelassen worden, wie z. B. S. 317. nach Z. 7 die Worte: *at this levity, and spoke with the utmost contrition*; und S. 355 nach Z. 12 *but half his; but he generally stands* by those. —

Nach welcher Ausgabe der Abdruck von No. 2 geliefert worden ist, kann Rec. zwar nicht bestimmen; aber auch hier wäre Berichtigung des Textes durch angestellte Vergleichung mehrerer Ausgaben, und kritische Sichtung der verschiedenen Lesarten erstes Erfoderniß gewesen, sollte dieser Abdruck sich vor ähnlichen Unternehmungen wirklich auszeichnen. Mag es seyn, daß von Smollet in einer späteren Ausgabe, als der, welche Rec. bey der Vergleichung zum Grunde gelegt hat, die S. 6. Z. 18 nach *partner of his heart* fehlenden Worte: *for whose ease he would have sacrificed the treasures of the east*, oder auch die Zusätze *his rancour could suggest*, — und *who had recommended me to him*, von denen jener S. 31 in der letzten Z. nach *language*, und dieser S. 139. Z. 5 nach *Crab's letter* vermisst wird, gestrichen worden sind; allein unmöglich kann dieses in Hinsicht der S. 9. Z. 27 nach *at a village hard by* fehlenden Worte (*of which he had been Dictator time out of mind*) der Fall seyn, da ohne dieselben es unerklärbar bleibt, warum der Schulmeister aus Furcht vor dem Großvater den kleinen *Roderic* unentgeltlich unterrichtet habe (S. 10). — Doch nicht bloß Mängel dieser Art entstellen vorliegenden Abdruck, sondern den Sinn völlig vernichtende Druckfehler, (wie z. B. S. 32. Z. 9 *adding* st. *added*; S. 53. Z. 8 *to mut a Christening* st. *to m. at. a C. u. f. w.*), die hier alle aufzuzählen zu weit führen würde, häufen sich zu sehr, als daß man nicht unwillig auf den Corrector werden sollte. — Noch sieht sich Rec. durch mehrere, in den beiden letzten der vorliegenden Werke befindliche Stellen, die vielleicht selbst wenige Lehrer ohne Erläuterung verstehen möchten, bewogen die bey der Anzeige der drey ersten Theile des *Tom Jones* gemachte Bemerkung in Betreff der Nothwendigkeit einiger erklärender Anmerkungen zu wiederholen. Besonders werden dieselben wahrscheinlich im *Roderic Random* bey den so häufig vorkommenden Ausdrücken vermisst werden, die aus der Sprache der

Matrosen entlehnt sind, und bey denen uns alle Wörterbücher im Stich lassen. Diesen Mängeln wird jedoch bey einem neuen Abdrucke abgeholfen werden können, der um so eher zu erwarten ist, da eine so gute Auswahl der Schriftsteller getroffen worden. Wer liest nicht mit Vergnügen die Werke eines *Smollet*, der, wenn er auch nicht von dem Geiste eines *Fielding* belebt wurde, wenn er gleich zuweilen das Schickliche aus den Augen setzte, und das Zartgefühl beleidigt, dennoch durch die beissende Satyre, womit er die Laster und Thorheiten der Menschen überhaupt und seiner Landesleute besonders züchtigt, uns unwillkürlich anzieht, und bey dem wir, da alle seine Schilderungen aus dem wirklichen Leben genommen worden sind, so manchen Zug finden, der uns ausserdem verborgen geblieben wäre? — Wen reizt nicht *Störne* durch seine unerreichbare Laute selbst dann fort, wenn gehäufte, und den Faden fast zerreisende Abschweifungen uns ein wenig unwillig machen könnten? Bewunderung würden wir gewiss schon dann seinem Geiste zollen, wenn von allen seinen Schriften nur der Abschnitt von *le Fevre* sich uns erhalten hätte. — Von dem letzteren Schriftsteller ist die Lebensbeschreibung hinzugefügt worden; allein von *Smollet* hat sie Rec., ungeachtet der Titel sie verspricht, vergebens gesucht. Rw.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

LEIPZIG, b. Gräff: *J. Fr. Ad. Krug's ausführliche Anweisung die hochdeutsche Sprache recht auszusprechen, lesen und recht schreiben zu lehren.* Nach seiner in der Bürgerschule zu Leipzig betriebenen Lehrart. 1808. 220 S. 8. (20 Gr.)

Schreib, wie du sprichst, sagen die Lehrer der Orthographie; richtiger würden sie sagen: *Schreib, wie du sprechen sollst.* Aber wie soll man sprechen? Dieß ist die schwere Frage, die erst gelöst werden muß, ehe man den Grundstein des orthographischen Gebäudes legen kann. *Adelung* sagte: Sprich, wie der gebildete Obersächse oder Meißner spricht. Aber der Obersächse spricht nicht die hochdeutsche Sprache, sondern nur einen Dialekt der hochdeutschen Sprache, und zwar einen Dialekt, den die anderen Hochdeutschen Germaniens nicht in allen Fällen für rein hochdeutsch halten, und zu diesem Unglauben hinreichende Gründe zu haben scheinen. Andere Grammatiker suchen das reine Hochdeutsch in dem Vereine der gebildeten Hochdeutschen, unangesehen, ob diese an der Elbe, Weser oder Donau wohnen. Unfehlbar flöß diese Quelle reiner für das Hochdeutsche, als die von *Adelung* gepriesene; schlimm nur, daß es um jene Einheit so schlecht steht. Hr. K. versucht einen anderen Weg, und entwickelt die reine Aussprache *a priori* aus der Beschaffenheit der Sprachorgane. Die Resultate, welche auf diesem Wege gewonnen werden, haben allerdings das Gute, daß sie keinem Wechsel unterworfen sind; sie bleiben, einmal richtig gezogen, unverändert dieselben, so lange unsere Sprachorgane dieselben bleiben. Dennoch

fragt es sich, ob dieser Maßstab ganz unbedenklich an die hochdeutsche Sprache angelegt werden kann. Einmal ist eine Theorie, die von den Sprachorganen abgezogen wird, eine Theorie für alle Sprachen, wofür die Sprachorgane aller Menschen, die nicht mit Organenfehlern behaftet sind, gleiche Natur und gleiches Wesen haben. Aus einer solchen Theorie würde daher eine gewisse Gleichheit für alle Sprachen hervorgehen, die wenigstens dermalen nicht angetroffen wird. Sodann ist zu bedenken, daß der Körper jeder Sprache das Product einer gewissen Willkür ist, folglich wohl einen relativen, aber keinen absoluten Maßstab ertragen kann. Zu Luthers Zeiten sprach man anders als jetzt, und wer recht sprechen wollte, mußte sprechen, wie man sprach; über 100 Jahr spricht man vielleicht, oder gewiss vieles wieder anders als jetzt; und so wird es wahrscheinlich noch lange fortgehen, wenn wir nicht, wie die Franzosen, durch eine eiserne Akademie die Bildungsperiode vor der Zeit gewaltsam schliessen wollen. Bey dieser Lage der Sachen halten wir einen absoluten Maßstab für die richtige Aussprache nicht anwendbar, gesetzt, daß auch die größte Sanftheit, Fülle, oder welche Eigenschaften sonst man zu den Tugenden einer Sprache zählen mag, durch denselben erzielt werden. Wir haben den Körper der Sprachen für das Product einer gewissen Willkür erklärt; unter dieser Willkür verstehen wir aber nicht ein blindes Hineingreifen in den Vorrath der menschlichen Laute, vielmehr sind wir überzeugt, daß jeder Sprache ein eigenthümlicher, bestimmter Bildungsgeist zum Grunde liege, dem gemäß die Organe sich engen und weiten, sich wölben und ebnen, zischen, klosen, schnarren, kurz! jedes Manövre sich anüben, um die Töne so zu bilden, wie es der zum Grunde liegende individuelle Sprachgeist erheischt. Hat man diesen Geist ergriffen: so ist der Maßstab gefunden, der, an die zweifelhaften Fälle angelegt, das Richtige d. i. das dem individuellen Bildungsgeiste Gemäße nachweist. Hr. K. geht bey seiner Theorie mit von dem Satze aus, daß die Aussprache, welche sich durch organische Leichtigkeit und Bequemlichkeit empfehle; der entgegenstehenden vorzuziehen sey. Wenn von Schönheit und Vollkommenheit einer Aussprache im Allgemeinen die Rede ist: so ist dieser Satz keinem Zweifel unterworfen; allein daß auch bey der Aussprache der deutschen Sprache von demselben ausgegangen werden müsse, oder auch nur dürfe, diess glauben wir, hätte vorher nachgewiesen werden müssen. Da die Sprache überhaupt, und die Art der Pronuntiation insbesondere, den Geist und Charakter einer Nation ziemlich deutlich ausdrückt: so betrachten wir vorzüglich die letzte als eine heilige Sache, an welcher der Sprachkünstler nur behutsam die Auswüchse abschneiden, keineswegs aber den Wuchs selbst in eine beliebige Form hineinschneiden darf. Vielleicht gehört etwas *Hartes*, *Raues* und *Schwerfälliges*, wovon Hr. K. unsere Aussprache beschreyen will, gerade zum Charakter der deutschen Nation, folglich auch zum Charakter der Pronuntia-

tion der deutschen Sprache. Wäre dieses: so könnte ein Unternehmen, unsere Aussprechart der italienischen Leichtigkeit und Bequemlichkeit im Aussprechen anzunähern, schwerlich Beyfall finden. Aus diesen Gründen tragen wir Bedenken, dem Vf. beizutreten, wenn er lehrt, den Buchstaben *g* in den Wörtern *Bügel*, *möglich*, *legen*, *hegen* u. s. w. als Zungenhauch (*j*) auszusprechen. Sollte diese Aussprache als Regel aufgestellt werden: so würde es auch consequent seyn, die Schreibung nach derselben umzuändern, also *Büjel*, *möjlich*, *lesjen* statt *Bügel*, *möglich*, *legen*. Es scheint uns aber besser, die Grenzen zwischen den Buchstaben *j*, *g*, *ch*, *k* so zu ziehen, daß keiner in das Gebiet des anderen hinüber streife. Eine Aussprache, welche das *g* bloß als sanften Gaumenschluß und Gaumenhauch, und das *ch* bloß als scharfen Gaumenhauch, und nicht als Zungenhauch hält, klingt gewiß kräftvoller, wenn auch nicht sanfter als die vom Vf. empfohlene. Auch ist nicht abzusehen, daß eine Umwandlung des *g* und *ch* in den Zungenhauch die *Mannichfaltigkeit* und *Abwechslung* so bedeutend vergrößern werde, da wir schon im Sprechen und Schreiben den Zungenhauch haben; und gesetzt, dies wäre der Fall: so berechtigt es doch nicht zu dergewannenen Änderung. Wenn *g* als sanfter Gaumenschluß in Wörtern, wie *Lüge* u. a. schwer auszusprechen ist: so hat die deutsche Sprache dies mit anderen, z. B. der französischen — *ligue* etc., gemein.

Doch wir müssen unsere Leser mit diesem gewifs sehr haltvollen Buche vom vorn hinein bekannt machen.

Das Buch kann aus zwey Gesichtspuncten betrachtet werden, einmal als Anweisung, wie man selbst recht sprechen, lesen und schreiben soll, dann als Anweisung, wie man dieses einer grossen Zahl von Kindern lehren soll. In Beziehung auf das letzte hat der Vf. gleichsam vollständige Lehrcurse mitgetheilt. Diese nun, wir bergen es nicht, Hege es in der Sache, liege es in dem Ungewöhnlichen, kurz! diese Lehrcurse frappiren, und wenn jemand versucht wird, sie zu perflüren: so wird er durch die Aussen- seite wenigstens entschuldigt. Die ersten Curse betreffen die Bildung der Mundstellungen und Grundtöne nach Länge und Kürze. Die Methode ist vom Exerzierplatze entlehnt; alles geschieht nach Commando und Tact, auf folgende Art: Lehrer. Kinder, seht mich jetzt alle scharf an; wenn ich gesagt habe: *Mund weit!* dann macht ihr alle den Mund auf, als wenn ihr Athem holt; aber nicht eher, als bis ich winke: Achtung! *Mund weit!* — Hier folgt nun erst eine Bedenkpause, dann winkt der Lehrer, und so sperren auf einmal alle Kinder den Mund weit auf. Der Lehrer ruft weiter: *Fest gehalten die Stellung!* und so bleibt die ganze Classe *Mund weit*, bis der Lehrer in gleichem Tempo *Mund zu!* commandirt hat. Hr. K. legt grossen Werth auf diese Commandomanier, und rühmt, daß, durch die Mundstellungsmethode auch die Kinder mit fehlerhafter Mundorganisation zu einer richtigen Aussprache gebracht wür-

den. Wir ehren diesen Erfolg, glauben aber doch, Folgendes erinnern zu müssen. Der Lehrer hat in seinem Geschäfte zwey Wege vor sich, den natürlichen und den künstlichen. Wir huldigen, als pädagogischem Grundsatz, der Meinung, daß die Kunst nicht einhelfen dürfe, wo die Natur ausreiche. So lernt das Kind von der blossen Natur, seine Füße zum Gehen, seine Hände zum Greifen gebrauchen, und wo gesunde Hände und gesunde Füße — sind, da gelingt Greifen und Geben, ohne daß die Kunst nöthig habe, hülfreiche Hand zu leisten. Eben so lernt das Kind von der blossen Natur seine Sprachorgane zum Sprechen gebrauchen, und ohne zu wissen, welche Theile es in Bewegung setzen muß, um ein Wort hervorzubringen, spricht es nach und nach alle Wörter aus, und zwar so richtig oder so falsch, als dieselben ihm vorgesprochen werden. Da nun die Natur so weit hilft: so hat der Lehrer nichts weiter zu thun, als seinen Kindern die Wörter so vorzusprechen, als er will, daß sie ausgesprochen werden sollen. Wozu braucht die Kunst den Mund zu stellen, wo derselbe schon durch die Natur gestellt wird? Die Kunst soll nachhelfen, nicht eingreifen, vielweniger vorgreifen. Aber der Vf. wird hier einwenden, daß des Lehrers Pflicht sey, dem Kinde nicht bloß zur Hervorbringung des *Was?* sondern auch zur Einsicht des *Wie?* zu verhelfen. Wir antworten: *Alles Ding hat seine Zeit*, und setzen hinzu, daß es die neuere Pädagogik wohl in keiner Sache so sehr verfehen hat, als darin, daß sie *alles Ding zu jeder Zeit* lehren will. Die Einsicht in den Mechanismus des Sprechens gehört für den Lehrer; dem Schüler genügt die Praxis. Überhaupt sollten die Pädagogen bedenken, daß, wenn dem Kinde alles heil und klar vor die Seele geführt wird, die vorgeführten und aufgenommenen Gegenstände sich mit der Zeit wohl verdunkeln, aber nicht weiter erhellen können, daß das Kind dagegen andunkeln oder halberleuchteten Gegenständen einen Stoff hat, an dem es sich, vermöge seines natürlichen Thätigkeits- triebes, beständig übt, und dessen Erhellung ihm selbsterworbenes, daher bleibenderes Eigenthum giebt. Wenn ein Lehrer aber Kinder zu unterrichten hat, deren Organe fehlerhaft sind: dann muß allerdings die Kunst hinzukommen; für solche Kinder finden wir die Mundstellungsmethode, mit und ohne Commando, geeignet.

Sehen wir ab von der pädagogischen Seite des Buchs, und betrachten dasselbe bloß in Beziehung auf die Sprache: so müssen wir ihm einen hohen Werth beylegen. Kein Theil der Grammatiken ist so unbefriedigend, als die Lehre von der Aussprache. Es fehlt dieser Lehre noch an Polen, Äquator, an Länge und Breite, um die Laute topographisch nachweisen zu können, daher hilft man sich denn mit Vergleichen, die selten zu etwas Weiterem, als zu einer Ähnlichkeit führen. Könnte die Aussprachetheorie so topographisirt werden, wie die Geographie; könnten wir jeden Laut in dem Munde so anweisen, wie wir einen Ort auf der Erd- und Himmels-

Kugel nachweisen: so würde es mit dem Ausprechen der Muttersprache, wie der fremden Sprachen, auf einmal anders und besser aussehen. Zu wünschen wäre es, daß uns Hr. K. mit seinen, seit mehr als 10 Jahren gemachten Versuchen, zur Begründung einer Theorie des menschlichen Sprachmechanismus beschenkte. Nach vorliegender Anweisung ist man berechtigt, etwas Vorzügliches und Gediegenes zu erwarten. Diese Anweisung enthält eine Analyse und Fixirung der Sprachelemente, wie man solche nicht leicht besser sonst wo findet. Wir verweisen unsere Leser in dieser Hinsicht auf das Buch selbst, da ein Auszug nur die Hülle, z. B. die neuen Benennungen der Buchstaben u. s. w., nicht gut den Kern darlegen kann, und erlauben uns noch einige Bemerkungen zu den hin und wieder eingeschalteten Epifoden. Hr. K. will, daß das Wort *Bedienter* aus *Bedienender* entstanden sey, und tadelt diejenigen, welche dasselbe vom passiven Particip ableiten. Rec. bemerkt dagegen, daß es auffallend wäre, wenn aus den vom Vf. angegebenen Gründen dieses einzige Wort contrahirt, und alle ähnlichen, z. B. *wahrender*, *lohnender*, *wahnender*, selbst *dienender*, in ihrer Form geblieben seyn sollten. Da *Bedienter* nicht das einzige Wort seiner Art ist: so muß dasselbe wohl auf einem andern Wege in seinem Besitzstande behauptet werden. Die Sache liegt so. Die deutsche Sprache bildet aus dem passiven Particip, die Bedeutung des Verbs mag transitiv, intransitiv oder retroitiv seyn, Haupt- und Bey-Wörter, und legt diesen den Begriff des Verbs als Sache der Gewohnheit, des Amtes u. s. w. bey; kurz! verwandelt den Handlungsbegriff in einen Zustandsbegriff; so wird aus *gelesen* ein *Verlesener*, aus *gelaufen* ein *Verlaufener*, aus *gelegen* *verlegen*, aus *gelesen* *belesen*, aus *geliebt* *beliebt*, aus *gelebt* *belebt*, d. i. mit dem, was zum Leben gehört, begabt, aus *gedient* ein *Bedienter*, d. i. ein mit dem Dienen Beauftragter.

Auch was der Vf. gegen *Adelung* über die Wörter *morgend* und *lebendig* erinnert, befriedigt nicht. *Adelung* hat noch immer Recht, wenn er behauptet,

daß beide Wörter gegen alle Analogie der deutschen Sprache gebildet seyn. Daß *lebendig* aus *lebenig* entstanden sey, hebt die Schwierigkeit des Tons auf der zweyten Sylbe noch nicht. Und für das *d* in beiden Wörtern ist mit den Beyspielen *offen-t-lich* u. a. nichts gesagt; diese würden passen, wenn die Wörter hießen: *morgentlich*, *lebentlich*. — Schön und gründlich spricht der Vf. über die Vorsylbe *ent*, der er zwey entgegengesetzte Bedeutungen beylegt. Jedoch darf man auch hier nicht zu rasch absprechen. Vielen Wörtern scheint der Trennungsbegriff nicht mehr zuzusprechen, und dennoch findet sich, wenn man die feinen Schattirungen der Synonymie aufsucht, daß der Trennungsbegriff denselben wesentlich zum Grunde liegt. So setzt der Vf. die Wörter: *entschlafen*, *entbrennen*, unter die zweyte Classe, in welcher *ent* für *in*, *an*, *ein*, stehe; allein sucht man den Unterschied zwischen *entschlafen* und *einschlafen*, zwischen *entbrennen* und *anbrennen* auf: so findet man, daß die letzten sich auf den Zustand, in welchen über-, die ersten auf den Zustand, aus welchem herausgegangen wird. So *entschläft* der Mensch, wann er stirbt; er schläft sich aus der menschlichen Gesellschaft hinaus. Ein Heuhaufen wird dadurch *angezündet*, daß man demselben ein Zündmaterial nahe bringt; er *entzündet* sich, wenn die Ursache in ihm liegt, folglich von innen heraus gewirkt wird. Ein Gleiches geht bey mehreren Verben dieser Art hervor, wenn man durch Hälfte der Synonymie die Urbedeutung gewinnen kann. — An einer andern Stelle nimmt Hr. K. das *h* als Dehnungszeichen in Schutz, und tadelt den Geist unseres Zeitalters, der aus Bequemlichkeit das Zweckmäßige und Nützliche nicht achtet. Hier wird doch wohl unserm Zeitalter zu nahe getreten. Nicht Bequemlichkeit hat einige Orthographisten vermocht, das *h* als Dehnungszeichen ausmerzen zu wollen, sondern der Überfluß der Dehnungszeichen, da wir bald das *h*, bald Verdoppelung des Vocals, bald die Vereinfachung des Consonanten zu ein und demselben Behufe anwenden. Jene Orthographisten scheinen deshalb eben keinen Tadel zu verdienen. ft.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Hinrichs, u. Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Nouvelle Grammaire allemande à l'usage des François et de ceux qui possèdent la langue françoise, ou Methode pratique pour apprendre facilement et à fond la langue allemande. Contenant des observations sur les différentes parties de la Grammaire, des dialogues familiers, des morceaux de littérature allemande, tirés des ouvrages de deux auteurs célèbres, avec un vocabulaire pour faciliter l'intelligence de ces morceaux, et enfin, un recueil des mots les plus nécessaires pour parler, suivi de l'indication du genre et de la déclinaison de chacun de ces mots. Par Ch. Benj. Schade. Sixième édition refondue et considérablement augmentée. 1808. XIV u. 448 S. 8. (21 Gr.)*

Leipzig, b. Crusius: *Gemeinverständliches Rechenbuch für Schulen, worin hauptsächlich nach Thalern, Groschen und Pfennigen gerechnet wird, von Friedr. Gottlieb Bufe, königl. sächs. Commissionsrath, Prof. der Math., Physik u. Bergmaschinenlehre an der Bergakademie zu Freyberg u. s. w. 4te*

verbess. Aufl. 1808. 1ster Th. XXVIII u. 148 S. 2ter Th. M. 1 K. IV u. 282 S. 8. (16 Gr.)

Ebenda: *Anleitung zum Gebrauche meines Rechenbuches von Friedr. Gottl. Bufe, königl. sächs. Commissionsrath, Prof. der Mathematik, Physik und Bergmaschinenlehre an der Bergakademie zu Freyberg u. s. w. 4te verbess. Aufl. 1ster Th. M. 1 K. XXIII u. 112 S. 2ter Th. XVI u. 158 S. 8. (8 Gr.)*

Nürnberg, in der Expedition der allg. Handlungszeitung u. des Verkündigers: *Geld- und Münz-Wissenschaft für Geschäfteleute, oder Verzeichniß der vorzüglichsten Gold- und Silber-Münzen der alten und jetzigen Zeit in und außer Europa, mit Angabe ihres Werthes im Vier und zwanzig Guldenfuß, im Zwanzig-Guldenfuß und im sächsisch. Gelde, auch ihres Gehalts an feinem Golde oder Silber in holländischen Aßen, nebst den erforderlichen Erläuterungen. 2te sehr vermehrte Aufl. 1807. 36 S. 4. (8 Gr.)*

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 A P R I L, 1809.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Formula Confutationis Augustanae Confessionis cum latina e Codice Mscr. qui in Bibliotheca Julii Pflugii Cizensi asservatur, tum germanica ex Actis Tabularii Moguntini nunc primum in lucem edita*. Cum lectionibus vulgatis contulit notisque illustravit M. Christ. Gottfried Müller, Rector Scholae, et Bibliothecae episcopalis Cizensis praefectus. Accessit formula confutationis Confessionis Tetrapolitanae latina nunc quoque primum edita. 1808. LXXXVI und 224 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Hr. Rector Müller hat die Verdienste, die er sich schon um die Reformation- und um die Literatur-Geschichte durch mehrere der Welt mitgetheilte Schätze aus der pflugischen oder aus der zeizischen Stifts-Bibliothek erworben hat, beträchtlich durch diese neue Schrift vermehrt, die nicht weniger als drey Acten-Stücke aus dem sechzehnten Jahrhundert in sich hält, welche den Historiker und den Literator in der Gestalt, in der sie sich ihm hier darstellen, durch ein mehrfaches Interesse anziehen werden. Dies würde schon der Fall seyn, wenn Hr. M. weiter nichts als die Documente selbst, so wie er sie fand, gegeben hätte: aber er hat den mühsam-gelährtesten Fleiß auf die speciellste Untersuchung ihrer Entstehungs-Geschichte, und einen noch mühsameren auf die Vergleichung desjenigen, was er uns mittheilte, mit demjenigen, was wir schon hatten, verwandt, und dafür gebührt ihm von allen, welche den Werth davon schätzen können, ein desto größerer Dank, je kleiner ihre Anzahl ist. Aus dieser Ursache liegt es aber auch, wie wir glauben, jedem Recensenten dieses Werkes ob, seine Anzeige davon so einzurichten, daß es dem größeren Theil der gebildeten Leser wenigstens möglich wird, den Fleiß und die Mühe zu berechnen, die darauf verwandt worden sind.

Das erste von ihm mitgetheilte Document ist ein neuer lateinischer Text jener Confutations-Schrift der augsburg. Confession, welche im J. 1530 von mehreren katholischen Theologen auf Befehl des Kaisers zusammengetragen, und den 3 Aug. den protestantischen Ständen vorgelesen wurde. Diese Schrift kam bekanntlich nicht eher vollständig in das Publicum, bis sie Fabricius im J. 1573 in seiner zu Colln herausgekommenen Harmonie, und Chyträus im J. 1578 in seiner Geschichte der augsburg. Confession drucken ließ, worauf sie auch noch von Cölestin in seine Ges.

schichte des augsburg. Reichstags aufgenommen wurde, die im J. 1597 an das Licht trat. Allein da diese drey Ausgaben, oder wenigstens zwey davon, nämlich die erste und die zweyte, mehrfach von einander abwichen: so blieb es nicht nur zweifelhaft, welche von beiden für die ächtere und authentischere zu halten sey, sondern man bekam Gründe zu vermuthen, daß wohl in keiner der authentische Text enthalten seyn möchte; und diese Vermuthung wurde durch alles, was man sonst von der Geschichte der Formel wußte, noch beträchtlich verstärkt. In der zeizischen Stifts-Bibliothek fand nun Hr. M. unter den Papieren des ehemaligen Bischofs Julius von Pflug eine Handschrift, welche ebenfalls jene lateinische Confutation enthielt, und sie wahrscheinlicher, als eine der schon bekannten, in ihrer ursprünglichen Form enthalten konnte. Pflug war ja selbst auch auf dem Reichstage zu Augsburg im Gefolge des Herzogs Georg von Sachsen gegenwärtig, und nahm ohne Zweifel an den theologischen Verhandlungen, die darauf betrieben wurden, einen lebhaften Antheil, wenn er schon keine öffentliche Rolle dabey zu spielen hatte. Allem Ansehen nach verschaffte er sich also zu Augsburg selbst das merkwürdige Actenstück, das schon für den bloßen historischen Sammler auch dadurch mehr Werth bekommen mußte, weil es nach der Absicht und nach dem Befehl des Kaisers nicht in das Publicum gebracht werden sollte. Bey den mehrfachen Verbindungen, worin er stand, und nicht nur mit den anwesenden katholischen Theologen, sondern auch mit mehreren Geschäftsmännern stand, die zu dem Personale der maynzischen und der Reichs-Kanzley gehörten, konnte es ihm auch nicht fehlen, das Stück aus einer sicheren Hand zu erhalten: wie sehr es ihm aber selbst um ein genau correctes Exemplar zu thun war, können die kleinen Verbesserungen beweisen, die er selbst mit eigener Hand hie und da in der Handschrift anbrachte. Diese Umstände würden wohl jeden Untersucherauf die Vermuthung gebracht haben, daß er hier die Confutation ungleich wahrscheinlicher in ihrer ächten und ursprünglichen Form vor sich haben dürfte, als sie sich bey Fabricius und Chyträus finden mag: allein bey einer genaueren Prüfung ihres Inhalts machte Hr. M. noch andere und weitere Entdeckungen, durch welche dem historisch literarischen Werth seines Fundes vielleicht noch etwas zuwuchs.

Schon die Aufschrift der pflugischen Formel mußte einen Verdacht bey ihm erregen, ob sie auch hier wirklich in der Gestalt zu finden sey, in wel-

Reichstags-Acten vom J. 1530 in dem mainzischen Archiv eine von dem Original abweichende Abschrift der augsburg. Confession als eine solche Abschrift ihrer Confutation hineinverwirren konnte. Denn von jener waren gewiss schon auf dem Reichstag mehrere verschiedene Exemplare in Umlauf, und von dieser gab es vielleicht, zu der Zeit, da die Abschrift in der Reichskanzley gemacht wurde, noch gar keines, als das Original-Exemplar, aus dem sie vorgelesen worden war.

Den nämlichen Umstand hätte Hr. M. auch auf eine gewisse Art benutzen können, um das Interesse des dritten Documents etwas zu erhöhen, das er dem Publico mitgetheilt hat. Diefes ist die von einigen katholischen Theologen ebenfalls auf Befehl des Kaisers aufgesetzte Widerlegung der sogenannten *Tetrapolitana* oder des Bekenntnisses, welches die vier oberländischen Städte, Straßburg und Lindau, Costanz und Memmingen besonders übergeben hatten. Auch sie wurde, wie man gewiss weiß, den 17 Oct. in der Reichsversammlung vorgelesen, und dadurch ebenfalls öffentliche Schrift; aber auch sie wurde den Abgeordneten der 4 Städte eben so wenig weiter mitgetheilt, als die augsburg. Confession den protestantischen Ständen, und dadurch konnte es, da sich ihr doch nie die Wichtigkeit der letzten zuschreiben liefs, desto leichter geschehen, daß sie niemals in das Publicum kam. Aus der Apologie, welche die 4 Städte im J. 1531 zu Straßburg darauf herausgaben, ersieht man zwar klarlich, daß sie eine Abschrift davon bekommen haben mußten: natürlich durften sie es jedoch um des Kaisers willen nicht wagen, sie mit ihrer Apologie herauszugeben; in der Folge hingegen konnte die Confutation um so eher vergessen werden, da ja die Confession selbst beynahe vergessen wurde. Unter den pflugischen Papieren fand aber Hr. M. auch eine Abschrift der Confutation, und da sich nicht zweifeln liefs, daß sie Pflug ebenfalls zu Augsburg selbst erhalten haben möchte: so fand er zugleich darin einen eigenen Beweis ihrer Ächtheit, und hielt sie deswegen mit Recht für würdig in das Publicum gebracht zu werden. Er hat jedoch einige Zweifel nicht verschwiegen, die man sich nach ein paar Angaben Sleidans von dieser Confutation leicht darüber aufsteigen lassen könnte, ob man hier wirklich auch eine Abschrift des ächten Originals vor sich habe. S. LXXXI — LXXXIII. Diesen Angaben Sleidans zufolge muß sie, wie man zuerst glauben möchte, im Original eine etwas andere Form gehabt, und nach einigen Stellen der Apologie muß sie selbst etwas mehr enthalten haben, als man in der pflugischen Handschrift finden kann. Hr. M. ist daher auch nicht abgeneigt, anzunehmen, daß sie eben so, wie die Confutation der augsburg. Confession nach der Vorlesung in verschiedenen Privatabschriften noch nachgeändert, auch wohl mit einigen Zusätzen vermehrt worden, und eine solche Abschrift in die Hände der Straßburger gekommen seyn könnte: wir glauben aber, daß sich die Sache auch ohne die Hülfe dieser Vermuthung zum Vortheil der pflugischen Handschrift

ausmachen lassen dürfte. Diese Confutationschrift wurde gewiss weder von ihren Vffn. selbst, noch sonst auf dem Reichstage für so wichtig gehalten, daß man sich sehr bemüht hätte, Abschriften davon zu nehmen und zu erhalten. Jene Angaben Sleidans von ihrem Inhalt und die angedeuteten Stellen in der dagegen erschienenen Apologie sind auch bey weitem nicht so bestimmt, daß man anzunehmen gezwungen wäre, ihre Vff. müßten ein anderes Exemplar vor sich gehabt haben. Wenn man es aber um deswillen nicht mehr anzunehmen nöthig hat, und es um des ersten willen nicht einmal wahrscheinlich finden kann, daß noch während des Reichstags zu Augsburg mehrere Recensionen der Confutation in Umlauf gekommen seyn sollten: steigt nicht dadurch die Wahrscheinlichkeit fast zur Gewissheit, daß die pflugische Abschrift aus dem Original-Exemplar selbst genommen seyn muß? T. P. G.

GISSSEN, b. Heyer: *Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte* von Dr. Joh. Ernst Christ. Schmidt. Zweyte völlig umgearbeitete Ausgabe. 1808. 437 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Daß diese zweyte Ausgabe wirklich völlig umgearbeitet sey, lehrt der erste Anblick. Sie ist auch der Bestimmung, zu Vorlesungen gebraucht zu werden, gemäßer eingerichtet, als die erste. Unter christlicher Kirchengeschichte versteht der Vf. die Geschichte der religiösen und sittlichen Cultur, in so fern diese durch das Institut der christlichen Kirche befördert wurde. Er begreift unter derselben Geschichte der Verbreitung des Christenthums, der inneren Verfassung der Kirche und der Religions- und Sitten-Lehre, und sagt, daß hiedurch das ganze Gebiet der Kirchengeschichte bestimmt sey. Für die Geschichte der theologischen Literatur ist, seiner Meinung nach, hier kein Ort, und die Schriftsteller sey kommt nur dann in der Kirchengeschichte in Betracht, wenn sie in das Wirken der Kirche für den moralischen und religiösen Zweck eingreift. S. 4. Und doch findet man in dieser Kirchengeschichte so viel Geschichte der theologischen Literatur, als in irgend einem Lehrbuche, mehr, als wir selbst in einem Lehrbuche für gut finden, und als in jenen Zweck eingreift. Des Verhältnisses der Kirche zum Staate ist in dem Begriffe der Kirchengeschichte zwar nicht gedacht, es ist aber in der Geschichte selbst nicht ganz mit Stillschweigen übergegangen. Die dem Buche überhaupt beygefügte Literatur ist zwar reich und ausgewählt, aber nachlässig; meistens sind Druckort, Jahr-, Bände-, Seiten-Zahl nicht beygefügt, oft die Titel unrichtig angeführt, welches wir bey einem Lehrbuche doppelt mißbilligen müssen. Übrigens zeichnet sich dies Lehrbuch durch Übersicht und treffend angebrachte Winke und Andeutungen aus. Die am Ende beygefüigten Zeittafeln sind sehr kurz. Der Druckfehler sind nicht wenige. Wir wollen nur einige bemerken. S. 125 Religion für Reliquien; S. 180 Blagay st. Chugay. Ebend. Cansaldoli st. Camaldoli. S. 184 ist nach: Longobarden ausgelassen; unternehm. S. 292 wird die Bekehrung (Bekehrung) mittelst eines Scepters ertheilt. qua.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 A P R I L, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

DRESDEN U. LEIPZIG: *Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages*, von R. v. L. 1809. VI u. 184 S. 4. (2 Thlr. 20 Gr.)

Unter obigem Titel erscheint hier eine gehaltreiche Schrift, welche gewiß Niemand, der die Ereignisse des Tages mit Aufmerksamkeit zu untersuchen strebt, ohne lebhaftes Interesse aus der Hand legen wird. Das Ganze soll nach des Vfs. eigener Erklärung angesehen werden als Erläuterung einer beygefügten Weltkarte, welche, statt der gewöhnlichen Eintheilung in Welttheile, die Erdoberfläche nach den bestehenden Staatenverhältnissen der 12 wichtigsten Staaten eintheilt, und diese sammt ihren Kolonien durch verschiedene Colorite von einander unterscheidet. Allein der Leser wird bald finden, daß diese Schrift ungleich mehr enthält, als der bescheidene Vf. anzeigt. Zuerst spricht er über Projection und über den Gebrauch der Karten für das Studium der Geschichte und Geographie, über Handeln und Wissen, über Wissenschaft und Kunst, Geschichte und Mathematik und Philosophie in eigenen Abschnitten und kömmt dann im 4. Abschn. auf die Eintheilung der Erde. Mit Vergnügen hat Rec. gelesen, was hier über die verschiedenen Eintheilungsarten, über die verschiedenen Arten von Grenzen, über den Unterschied der Staaten des Alterthums von den heutigen u. s. w. beygebracht ist. Vorzüglich sind es jedoch die folgenden Abschnitte, welche für jeden denkenden Beobachter des gegenwärtigen politischen Zustandes der cultivirten Welt das größte Interesse haben werden. Der 6. Abschn. führt die Überschrift: Europa im Gegensatze von Indien. Wird Europa die Beherrscherin der Welt bleiben, so wie sie gegenwärtig es ist? Diese Frage wirft hier zuerst unser Vf. auf. Jahrtausende, meint er, wird noch Europa die Herrschaft über die Welt behaupten, wenn man von dem, was war, auf das, was seyn wird, schließen darf. Er sucht dieß vorzüglich durch die Behauptung zu erweisen, Europa sey in Hinsicht der gleichmäßigen Cultur aller Erdstriche, sowohl dem Orte als der Zeit nach, vor allen anderen Welttheilen begünstigt. Dieß möchten wir jedoch nicht so ganz unbedingt mit dem Vf. behaupten. Uns scheint Amerika wo nicht mehr, doch wenigstens vollkommen eben so viele Vorzüge von der Natur erhalten zu haben als Europa, sowohl was das Klima und die Lage, als auch vorzüglich was die Communication im In-

tern betrifft. Denn welcher Welttheil hat sich wohl einer gleich vortheilhaften Wassercommunication zu rühmen? Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß Europa in historischer Hinsicht sehr viel voraus, und daß hier die Cultur die größten Fortschritte gemacht hat: allein eben so wenig kann man sich verhehlen, daß, bey dem überhand nehmenden militärischen und finanziellen Drucke in Europa, das ungleich schneller fortschreitende Amerika dasselbe wohl früher, als unser Vf. erwartet, eingeholt haben möchte.

Zwey Wege sind es vorzüglich, auf welchen Länder und Völker zur Cultur gelangen, entweder innere ungestörte Entwicklung der verschiedenen Naturanlagen, oder aber die Ausbildung, welche durch die Reibung und den Verkehr der verschiedenen Völker von aussen her hineingetragen wird. Wohl hat unser Vf. Recht, wenn er behauptet, daß nur durch die Reibung und Wechselwirkung entgegengesetzter Kräfte und Naturen Neues, Lebendiges und Großes erzeugt wird, daß alle unthätige Ruhe, daß jeder stagnirende Zustand in der moralischen und intellectuellen Welt den Untergang herbeyführt. Diese Reibung geschieht auf doppelte Art, entweder durch gegenseitige Reaction, wie bey dem Handel und bey den gewöhnlichen Kriegen, oder durch einseitige Action, wie bey der Verbreitung der Religionen und bey Völkerwanderungen. Bey dieser letzteren Art nimmt man, wie unser Vf. bemerkt, unverkennbar eine Action des Orients auf den Occident wahr; die des Occidents auf den Orient war bis auf die neuere Zeit wenig beträchtlich.

Da die bisher eingeführte Eintheilung in Welttheile in politischer und commercieller Rücksicht so sehr willkürlich und unfruchtbar ist: so stellt unser Vf. in einem eigenen Abschnitte eine neue Eintheilung in Europa und Indien auf, welcher vorzüglich der commercielle Gesichtspunct zum Grunde liegt. Er theilt nämlich hier die ganze Erdoberfläche in 2 Theile: den, welcher vorzugsweise producirt, und den, welcher die Erzeugnisse des anderen Theils fabricirt und consumirt. Der Name Indien ist, wie man sieht, sehr weit gefaßt, wie denn auch hier von einem Nord-, Süd-, West- und Ost-Indien gesprochen wird. Unser Vf. giebt hierauf eine geschichtliche Übersicht der Handelswege nach den Indien, und unterscheidet dabey die phönicißch-karthaginienßische Handelsperiode bis Alexander und Rom, dann die byzantinische Periode bis auf die Türken und die Kreuzzüge, und endlich die portugiesisch-spanische, holländisch-englische, und englisch-dänische Periode. Im

der Darstellung des Zustands des Handels der alten Welt dient hier hauptsächlich *Heeren's* classisches Werk? Ideen über Politik und Handel der alten Welt, als Leitfaden. Die Erzählung der Veränderungen, welche der indische Handel seit dem 16 Jahrhundert erlitten, verspart der Vf. auf eine gelegnere Zeit.

Der 7 Abschn.: England im Gegensatze des Continents, ist einer von denen, welche gewiss mit dem lebhaftesten Interesse werden gelesen werden. Um über das wechselseitige Verhältniß Englands und des Continents zu reden, muß man zuerst, wie hier sehr richtig bemerkt ist, diejenige Vorstellung feststellen, worauf dies ganze Verhältniß basirt ist, nämlich die des politischen Gleichgewichts und des Wesens des Handels und des Kriegs. Es soll also auch hier zuerst über die Theorie des Gleichgewichts gesprochen werden. Unser Vf. scheint die Idee der Machtgleichheit als Grundlage dieses ganzen Systems anzunehmen, und polemisiert dagegen allerdings sehr überzeugend: ganz anders aber möchte wohl das Resultat ausfallen, sobald man die Idee der Gleichheit vor dem Rechte, nicht an Rechten, welche Ansicht nach unserer Überzeugung durch die Geschichte bewährt wird, als Princip des politischen Gleichgewichts aufstellt. Wenn daher der Vf. in der Geschichte des pol. Gleichgewichts, welche er in einer eigenen Unterabtheilung folgen läßt, behauptet, daß dasselbe noch nie existirt habe: so hat er allerdings in dem Sinne Recht, in welchem er das Wort braucht; allein man sieht leicht, daß dabey alles am Ende auf Wortstreit hinausläuft. Darin aber geben wir ihm vollkommen Recht, daß eine jede Universalmonarchie ihrer Natur nach nur momentan seyn könne. — Nach vorausgeschickten Aphorismen über Handel und Krieg, werden nun England und der Continent in eigenen Paragraphen einander gegenübergestellt. Die ganze Lage und Beschaffenheit Englands scheint es schon zu einem Haupthandelsstaate bestimmt zu haben. Beynah nothwendig mußte hieraus das gegenwärtige, von England in Bezug auf den Continent befolgte System hervorgehen. Damit soll jedoch das Betragen Englands gar nicht vertheidigt werden, wenn es auf dem Meere schon seit langer Zeit eine ähnliche Rolle spielte, welche es Frankreich auf dem Continente zu spielen verwehren will. — Der Continent hat in den letzten Jahren eine totale, unwiederbringliche Veränderung erfahren. Denn nicht nur die Grenzen der Länder und die Namen ihrer Gebieter haben sich verändert, sondern eine ganz neue Natur und Organisation bildet sich in allen seinen Theilen, und keine menschliche Macht ist im Stande, die gänzlich veränderten Massen in die alte oder jetzt vielmehr schon veraltete Bildung zurückzuführen. Ein wahres, nicht genug zu beherzigendes Wort! Vergeblich ist einmal der Wunsch und muß es nothwendig immer bleiben, wenn sich gleich darauf noch vielleicht die Hoffnung von Tausenden stützt, das alte politische System von Europa in seinen alten Formen wieder auferstehen zu sehen! Ganz Europa hat sich gegenwärtig in 2 Theile aufgelöst, den Continent und das europäische Insel-

land. Alle kleineren Staaten des Continents sind mit den beiden größeren Kaiserreichen in Osten und Westen verbunden. Ob diese Veränderung wohlthätig gewesen sey oder nicht, darüber mag der Vf. noch nicht entscheiden; — zu ungewiss bleibt auch immer alle Berechnung der Zukunft, wo so gewaltig viel an das Leben und die Persönlichkeit Einzelner geknüpft ist. Mit vielem Scharf Sinne wird hierauf die Lage der übrigen Hauptstaaten des Continents geprüft, in wiefern von ihnen eine Opposition gegen Frankreich möglicher Weise zu erwarten ist, welcher vielleicht das neue Gebäude überkurz oder lang erliegt. Wenn jedoch unser Vf. die Vortheile einer genaueren Verbindung mit Frankreich für Rußland entscheidend hoch anschlägt, und dagegen den durch Englands Feindschaft zerstörten Handel im Osten nur für gering achtet: so möchten wir ihm darin nicht unbedingt beypflichten.

Die allerdings sehr wichtige Frage, wie wenn England sich weder zum Frieden bequemen sollte, noch dazu gezwungen werden könnte? wird in einem eigenen Abschnitte untersucht. Englands Lage hat sich allerdings in der letzten Zeit gar sehr verändert, allein ganz und gar nicht auf die Art, wie man wohl größtentheils auf dem Continente glauben mag. Wohl ist England beynah gänzlich von dessen Häfen ausgeschlossen: dagegen aber ist es ihm gelungen, durch einen Zusammenfluß glücklicher Umstände und Entdeckungen, der meisten Erzeugnisse des Continents gänzlich entbehren zu können, und in Amerika einen Markt für seine Waaren zu finden, der vielleicht sehr bald den bisherigen europäischen noch übertrifft. Einen dauernden Frieden zwischen England und dem Continente hält daher auch unser Vf. bey der jetzigen Lage der Dinge für unmöglich, indem ersteres zu jeder Zeit im Stande sey, den Handel des Continents zu stören, sobald dieser in irgend eine seiner Anmuthungen nicht willigen wolle. England aber allein den Fernhandel zur See zu überlassen, sey sehr bedenklich, weil es alsdann 1) in Englands Macht stände, ohne Concurrenz willkürliche Preise festzusetzen; weil es 2) dadurch eine der Freyheit des Continents gefährliche überwiegende Krieges-Energie erhalte; 3) weil man nicht absehe, woher der Continent das Capital nehmen solle, um den Engländern ihre Waaren zu bezahlen, und, weil dadurch endlich 4) alle Industrie auf dem Continente zu Grunde gehen würde. Es sey uns jedoch erlaubt, gegen diese allerdings sehr scheinbaren Gründe, einige nicht ganz zu übersehende Bemerkungen hier bezubringen. Was den ersten Punkt betrifft: so ist doch wohl zu bedenken, daß hier nicht von einem einzelnen Handelsmanne, sondern von einer ganzen handelnden Nation die Rede ist. Findet nicht aber unter dieser selbst schon eine starke Concurrenz Statt? Läßt sich wohl unter dieser so leicht eine allgemeine Vereinigung über die Erhöhung der Waarenpreise als möglich denken? und würde nicht bey einem unmäßig erhöhten Preise die verminderte Consumtion die Engländer ihres ei-

genen Interesse wegen vermögen, sich mit einem mäßigen Gewinne zu begnügen? Noch weniger scheint uns die militärische Übermacht Englands zu fürchten. Es liegt in der Natur eines See- und Insel-Staats, daß er kein erobernder Staat in dem Sinne werden kann, als dieses bey großen Continentalmächten allerdings zu fürchten ist. Die Erfahrung der letzten Jahre hat es ja wohl zur Gnüge bestätigt, wie wenig die pecuniären Unterstützungen von Seiten Englands zureichten, um seinen Verbündeten auf dem Continente den Sieg zu verschaffen. Mag endlich der Handel für England immerhin gewinnreicher seyn, als für den Continent: so wird doch auch dieser dabey gewinnen. — Die Bedürfnisse, welche England bey vollkommen freyem Handel doch eher von dem europäischen Continente, als aus entfernten Welttheilen ziehen würde, würden wenigstens zum Theil dasjenige ersetzen, was der Continent für Englands Producte bezahlen müßte. Daher können wir uns auch unmöglich davon überzeugen, daß in dem angegebenen Falle die Industrie des Continents nothwendig zu Grunde gehen müßte. Mag dies immerhin mit einzelnen Zweigen derselben, mit einzelnen Gewerben der Fall seyn: so würde doch immer der Verlust im Ganzen sehr problematisch erscheinen müssen, so lange man eingestehen muß, daß der Continent die von England gelieferten Waaren nicht in gleicher Güte und zu gleich billigen Preisen zu liefern im Stande ist. — Allein was wird der Continent bey einem fortgesetzten Kampfe mit England gewinnen? Er wird es vielleicht am Ende dahin bringen, daß er seine nothwendigsten Bedürfnisse selbst producirt. — Der Seehandel wird, so lange der Continent keine überwiegende Marine erhält, dennoch in den Händen der Engländer bleiben. Wenn aber unser Vf. behauptet, daß das Übergewicht des Seehandels sich vorzüglich nur auf Vernachlässigung des Landhandels gründe: so können wir ihm hierin unmöglich Recht geben. Wohl mag der Landhandel bis jetzt mehr, als billig, vernachlässigt worden seyn: allein dennoch muß man eingestehen, daß dieser nie Welthandel werden, nie in der Ausdehnung mit gleich geringem Kostenaufwande betrieben werden kann, als der Seehandel. Eben so wenig möchte wohl von den Vorschlägen, die Binnenmeere, das Mittelmeer und die Ostsee den Engländern zu verschließen, zu erwarten seyn.

So viel von dem Kriege gegen den englischen Handel, wie unser Vf. ihn nennt. Er spricht zuletzt noch von dem Kriege gegen England selbst, und da er sich von einem unmittelbaren Angriffe gegen dasselbe nur wenig Erfolg verspricht: so verweilt er desto länger bey dem Plane, England in Ostindien anzugreifen. Diese ganze Untersuchung wird historisch behandelt, indem, nach einer vorausgeschickten kurzen Geschichte der verschiedenen nach Indien unternommenen Expeditionen, die verschiedenen Hauptwege nach Ostindien, 1) über Ägypten und das rothe Meer, 2) über das schwarze Meer und den persischen Meerbusen, und 3) über das kaspische

Meer und durch Persien, näher untersucht werden. Die Schwierigkeiten, welche sich auf jedem dieser Wege finden, sind aber freylich größer, als sie den deutschen Journalisten, und vor allen dem Hn. von *Archenholz* vorgekommen sind. Die ganze Schrift schließt endlich mit einer Prüfung der Meinungen dieser Herren, welche man gewiß nicht ohne Vergnügen lesen wird. P. d. G.

ERDBESCHREIBUNG.

GOTHA, b. Ettinger: *Der thüringer Wald*, besonders für Reisende geschildert von *Karl Ernst Adolph v. Hoff*, herzogl. sachsen-gothaischem Legationsrath, und *Christian Wilhelm Jacobs*, herz. S. G. Oberconsistorialrath. Erste oder nordwestliche Hälfte. I u. II Heft. Mit Kpfn. u. 1 Karte. 1807, XXXVI u. 690 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.)

Dieses lehrreiche Werk wird den Kenner und Liebhaber der Kräuterkunde, den Mineralogen und Statistiker auf eine gleich angenehme Art unterhalten. Bey der Verfassung desselben hatte Hr. v. Hoff die Mineralogie, die Botanik aber, die Technologie und die Statistik Hr. Jacobs zum Hauptzwecke. Schon seit dem Jahre 1792 unternahmen beide Vff. häufige Streifereyen durch den thüringer Wald. Die meisten Nachrichten rühren daher auch von ihren eigenen Forschungen her. Doch bemerken sie dankbar, daß sie einigen Freunden, vorzüglich Hn. *Spannenberg* zu Suhl die Beschreibung dieser Stadt, einem Ungenannten aber die Höhenangaben von mehreren Gebirgspunkten verdanken. Mit der nordwestlichen Hälfte des thüringer Waldes machen die Vff. den Anfang. Die Karte zu dieser Hälfte des Gebirges bearbeitete Hr. v. Hoff allein. Hr. Jacobs bemerkt, daß er bey den eingewebten botanischen Nachrichten sein vorzüglichstes Augenmerk auf diejenigen Pflanzen, deren männliche Geschlechtstheile schon völlig entdeckt und außer Zweifel gesetzt sind, welche der Botaniker die *phänogamischen* zu nennen pflegt, gerichtet habe. Sollten aber nicht gerade diejenigen Pflanzen, deren Geschlechtstheile entweder noch nicht entdeckt oder doch noch zweifelhaft sind, die *kryptogamischen*, eine noch sorgfältigere Aufmerksamkeit verdienen? Hr. J. rühmt, daß er auch hier durch handschriftliche Beyträge unterstützt worden sey. Doch hören diese von dem pflanzenkundigen Mitarbeiter eingewebten botanischen Nachrichten im zweyten Hefte des Werkes, da, wo die Beschreibung der Thäler des südlichen Abhanges des thüringer Waldes anfängt, schon ganz auf. Selten sind die von dem bekannten Sprachforscher Hn. *Reinwald* zu Meinungen mitgetheilten Sprachbemerkungen. Mit dem Namen des thüringer Waldes belegen die Vff. diejenige lange aber schmale Gebirgsreihe, welche im Fürstenthum Eisenach anfängt, sich durch das Fürstenthum Gotha, die Grafschaft Henneberg, und einen Theil des Fürstenthums Coburg durchzieht, und gegen Osten bis ins Fürstenthum Altenburg und bis in die fürstlich-reußischen Lande, gegen Süden aber

bis ins Fürstenthum Bayreuth, und mit einem kleinen Striche bis ins Fürstenthum Bamberg erstreckt. Die Länge dieses Gebirgszuges schätzen die Vff. auf ungefähr 15, die Breite desselben an den meisten Orten nur auf 2 geogr. Meilen. Dieser lange Gebirgszug hängt mit dem Fichtelgebirge, dieses wieder mit dem Gebirge zusammen, welches Böhmen und Baiern von einander scheidet. Die höchsten Spitzen dieses langen Gebirgszuges sind der Schneekopf und der Infelsberg, beide im Fürstenthume Gotha. Der erste ist höher als der letzte. Mithin ist jener, und nicht, wie *Büfching* in seiner Erdbeschreibung III, 2. S. 1183 angiebt, der Infelsberg oder *Ensenberg*, welchen Namen ihm *Büfching*, nicht aber unsere Vff. beylegen, der höchste Berg in ganz Thüringen.

Von diesem langen Gebirge fliessen, wie die Vff. bemerken, alle Gewässer entweder nach Nordost oder Südwest. Wenn aber die Vff. sagen: das Fichtelgebirge sende seine Gewässer in die Nordsee und in das schwarze Meer: so dünkt uns diese Versendung zu weit ausgedehnt zu seyn. So könnte man auch z. B. sagen: die Lahn sende ihr Wasser ins Weltmeer. Im ganzen Bezirke dieses langen Gebirgszuges finden sich nur wenige Wiesen oder Heiden und nur unbedeutliche Getreidefelder in der Nähe der Ortschaften. Der ungleich grössere Theil der Waldungen, welche dieses Gebirge bedecken, besteht aus Nadelholz, aus Tannen und Eichten. Laubholz findet man nur in der nordwestlichen Gegend vom Infelsberge.

Ogleich dieses Gebirge zu den höchsten Bergen in Deutschland gezählt zu werden pflegt: so ist doch die höchste Spitze desselben, der *Schneekopf*, noch nicht so hoch, als andere Gebirge in Deutschland, z. B. das Fichtelgebirge, das Riesengebirge und der Schwarzwald. Die Vff. schätzen die Höhe

des Schneekopfes auf 2760 pariser Fufs. Von anderen wird sie grösser, und zwar von einigen um mehr als 600 Schuhe angenommen. Die Schätzung der Vff. dünkt uns wahrscheinlicher, weil die Höhe des Brocken, der höchsten Spitze des Harzes, nur auf 3486 bis 3489 Fufs geschätzt wird. Über die ganze Gebirgsreihe des thüringer Waldes zieht sich eine so breite Landstrasse, dafs sie überall mit Wagen bereiset werden kann. Diese Landstrasse läuft 25 bis 30 Meilen in der Länge auf der Höhe des Rückens des Gebirges fort, und wird der *Rennweg* oder *Rennsteig* genannt. Sie soll ehemals die Grenze zwischen Thüringen und Franken bezeichnet haben.

Die in dieser Gegend liegenden Städte, Gotha, Eisenach, Ruhla, Suhl u. s. w. geben den Vff. vielen Stoff zu interessanten statistischen Bemerkungen. Die interessantesten auszuheben, möchte schwer seyn, bey dem gemischten Theil des Publicums, dem solche Anzeigen bestimmt sind. Überhaupt aber ist nicht die Absicht dieser Blätter, aus deutschen Reisebeschreibungen, welche von Jedem leicht gelesen werden können, oder auch wohl schon in den Händen der Meisten sind, weidläufige Auszüge zu liefern. Auszüge dieser Art sind gewöhnlich nur Fingerarbeit, welche dem Verfasser mehr als dem Leser zu Statten kommt. Unsere A. L. Z. ist für eigentlich wissenschaftliche Kritik bestimmt, und wir können daher von solchen geographischen Werken nur in so fern Notiz nehmen, als sie nach unserem Urtheil, entweder dem Publicum im Allgemeinen zu empfehlen, oder tadelnswerth sind. Dafs von dem vorliegenden Werke das Erste gilt, und dafs wir ihm diese öffentliche Empfehlung mit Vergnügen gewähren, bedarf nach dem, was bereits gesagt worden ist, keiner weiteren Erörterung.

4 + 8

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Gräff: *Nachtgedanken über das A. B. C. Buch von Spiritus Asper, für alle, welche buchstabiren können.* Erstes Bändchen, 400 S. Zweytes Bändchen, 314 S. 1809. 8. (3 Thlr. 12 Gr.) Dieses satyrisirende Buch ist allen denen zur Unterhaltung zu empfehlen, welche an einem possenreissenden, mit zahllosen gelehrten Brocken und Anspielungen durchmengten, mit derben Zoten gewürzten und mit gemeinen Reimereyen durchwässerten andlosen Geschwätze Geschmack finden. Jeder andere, der an scurrilen Witzeleyen und herbeygezogenen Spöttereien sich nicht ergötzt, darf sich hier nichts als Langeweile versprechen. Ha. Ha.

Zittau und Leipzig, bey Schöps: *Neue historisch-geographische Räthsel.* Ein Beytrag zur Unterhaltung in geselligen Stunden; zunächst aber zu den Verstandesübungen für die erwachsene Jugend. Von M. A. G. Hergang. 1808. X u. 90 S. 8. (10 Gr.) Mit vieler Bescheidenheit gesteht der Vf. selbst in der Vorrede, dafs diese Räthsel (die dem Rec. schon grossentheils aus der Jugendzeitung bekannt waren) in der Poesie wohl nie das Bürgerrecht erlangen würden. Wie er aber darein das grösste Verdienst derselben setzen kann, ist uns in der That unbegreiflich; es möchte denn etwa in jener Auserung eine — freylich mit sich selbst

im Widerspruch stehende Ironie versteckt liegen sollen. Wenn Hr. H. den Mangel an dichterischem Geist, die Schwerfälligkeit in der Versification, und die Gezwungenheit der Reime selbst fühlte, warum schrieb er die Räthsel und Charaden nicht lieber in Prosa? oder noch besser, warum liess er sie nicht ganz und gar ungeschrieben? Sie können indess doch bey dem geographischen Unterricht den Anfängern zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens vorgelegt werden, obgleich jeder verständige Lehrer sehr leicht ähnliche Aufgaben aus dem Stegereif zu Dutzenden wird machen können. Aeltere Freunde der Geographie und Geschichte aber, denen der Vf. mit diesen Erzeugnissen seiner Mulse auch gern ein angenehmes Geschenk machen wollte, werden ihre Unterhaltung dabey nicht finden; denn fast alle Räthsel sind kinderleicht. — Als ein Beweis, wie nicht selten die schönsten Dichtungen unserer Meister durch höchst prosaische Gedanken entstellt werden, siehe hier zum Schluss folgendes Räthsel:

Wie heisst das Land, wo die Citronen blühen,
Im dunkeln Laub die Goldorangen glühen,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht,
Das man mit Recht Europas Garten nennt,
Wo man des Tages Arbeit wenig kennt?

L. Th.

Druckfehler. In der Recension von *Rommerdts Anleitung, geometrische Figuren etc.* No. 41. d. J. S. 327. Z. 4. v. u. muß es heissen: der Vf. des vorliegenden Werckchens st. der Vf. desselben, und S. 328. Z. 20. v. u. st. jedoch lies ja doch.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 A P R I L , 1809.

G E S C H I C H T E.

GÖTTINGEN, b. Dankwerths: *Sir William Temple*. Biographie von Heinrich Luden. Auch unter dem Titel: *Kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts*, von Heinr. Luden, Prof. in Jena. Zweytes Bändchen. 1808. 390 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

„Es thut wohl, sagt irgendwo mit vollem Rechte ein großer Geschichtschreiber, in der düsteren Gallerie von Gemälden superfeiner Minister, die mit vielem Geiste die Bürde und das Verderben der Völker geworden, das musterhafte Bild Ritter *William Temple's* zu finden; wir haben ihn bey aller Gelegenheit als das vollkommenste Ideal, nach welchem ein Staatsmann sich bilden soll, empfohlen.“ — Wohl verdiente der Treffliche gerade jetzt, da die Zeit, welche er zum Theil geschaffen hat, völlig vorüber ist, ins Gedächtniß der Nachwelt zurückgerufen zu werden. — Für Hn. L. ist diese Darstellung, wie ersich in der Vorrede äußert, zugleich Vorarbeit zu einem größeren Werke, das ihn beschäftigt, — einer vollständigen Geschichte der vereinigten Niederlande.

Immer ist es für den Biographen sehr schwer, die Grenze festzuhalten, wo sein Stoff von der allgemeinen Geschichte, in welche jedes merkwürdige Individuum mehr oder minder eingreift, sich scheidet. Doppelt gefährlich mußte diese Klippe für den Biographen *Temple's* seyn, als dessen vornehmstes Wirken politisch und durch die vielfachsten Fäden in die Staatengeschichte seiner Zeit verflochten war. — Auch sind der politischen Begebenheiten wirklich so viele und in so reichem Maße in dieser Biographie angebracht, daß man den Ritter selbst hie und da zu verlieren fürchtet. Wir müssen ihn achten, bewundern: aber das innerste Wesen seiner Individualität bleibt uns hier unaufgeschlossen. *Temple's*, dem Staatsmanne, gilt das Denkmal, weniger dem Menschen. In der ersteren Hinsicht ist es wirklich trefflich, in der letzteren bleibt uns mehr zu wünschen übrig. Ein kurzer Umriss dieser lesenswerthen Schrift, deren Inhalt größtentheils aus *Temple's* eigenen Werken und der denselben vorangeschickten Lebensbeschreibung, aus *Hume's* Geschichte und der *history of England during the reigns of the house of Stuarts* 1730 geschöpft ist, möge unser Urtheil erhärten.

William Temple, geb. 1628 in London, aus einer edeln Familie, war der Sohn *John Temple's*, Oberaufsehers der Archive in Irland. Eine sorgfältige Erziehung, Studium der Alten, (welche von kei-

ner Nation mit freyereim Sinne gelesen werden, als den Engländern,) und die großen Lehren der Revolution unter Karl I., in welche der Vater auf mannichfaltige Weise verwickelt war, weckten, nährten und stärkten seinen Sinn für Recht, Freyheit und Vaterlandsiebe. In seinem 20sten Jahre (1648) begab sich *Temple* nach Frankreich, wo er 2 Jahre blieb. In Flandern, Holland und Deutschland brachte er einige der folgenden Jahre zu, knüpfte Verbindungen, erwarb sich Kenntnisse aller Art, und lernte eben so vollkommen, wie die französische, auch die spanische Sprache. Nach seiner Rückkehr (1654) lebte er in stillem häuslichem Kreise, verschmähend die Dienste Cromwells. Sein Geist reiste im Umgange mit den Alten für bessere Zeiten. Bald nach der Thronbesteigung Karls II (auch für ihn ein Gegenstand großer Freude) handelte er mit männlichem Sinne als Mitglied der Convention in Irland, und auf gleiche Weise nachher als Mitglied des Parlaments. (Wenige Züge über *Temple's* innere Natur würden die Leser schon hier vertrauter mit ihm gemacht haben. Das eigentlich Bewegende in ihm, in seinem Wirken und Streben, und die demselben inwohnende ursprüngliche Kraft ist nirgends auch nur leise angedeutet. — Oder sollte das *principium movens* überhaupt nicht darstellbar seyn? — Aber läßt sich denn ohne Erkenntniß desselben irgend ein Individuum begreifen? — Was aber erkennbar ist, ist auch darstellbar. Wie malt uns oft Plutarch mit wenigen Zügen das Beseelende seiner Heroen! — Nicht einmal die der englischen Lebensbeschreibung beygefügte kurze, aber treffende, Charakteristik scheint Hr. L. vollkommen erschöpft zu haben. Auch hätten wir Manches, was in die Anmerkungen verwiesen ist, lieber im Texte gesehen. Selbst an der Stelle der Einleitung, ob sie wohl treffliche Worte an unsere eintönige Zeit enthält, wünschten wir vielmehr eine Schilderung Englands zur Zeit, da *William Temple* in dessen Geschichte eingriff.) Aus Veranlassung des ersten Krieges Karls II trat *Temple* in die für ihn äußerst erwünschte diplomatische Laufbahn ein. (Warum wünschte er denn so sehr gerade diese Laufbahn?) Er wurde nach Münster geschickt, um den Vertrag Englands mit dem Bischofe daselbst abzuschließen, und, während er zugleich zum Residenten in Brüssel ernannt ward, über dessen Vollziehung zu wachen. Er selbst nannte sich jetzt noch einen Neuling in Geschäften. — Doch bald hierauf brachte er die berühmte Triple-Allianz zu Stande, offenbar die schönste That seines diplomatischen Lebens,

Y

man mag die Gefinnung, in welcher er hier handelte, oder die Schwierigkeiten, welche er zu besiegen hatte, in Erwägung ziehen. „Es war seit Karls II Thronbesteigung ein solches Schwanken in Englands Politik herrschend, dafs keiner mit dieser charakterlosen Regierung ohne Gefahr irgend eine Verbindung wagen und auf sie rechnend feste Mafsregeln ergreifen durfte.“ „Nicht für zwey Jahre (S. 73) könnte man auf England rechnen, sagte *de Witt* zu *Temple*, und *Temple* schrieb dies dem Grossiegelbewahrer nach England mit dem Zusatz: das sey nur zu wahr.“ Und doch gewann *Temple* den Grosspensionär für seine Plane. (Wie dies geschah, so wie überhaupt den Gang der grossen Verhandlungen hat Hr. L. in einfacher Würde dargestellt.) Als *de Witt* gewonnen war, begab sich *Temple* zu dem Grafen von Dohna, Schwedens Gesandten bey den Staaten. Ohne sich nach den Formen zu richten, die Stand und Gewohnheit zu fodern schienen, ging er in Dohna's Zimmer, nahm einen Stuhl und setzte sich neben dem Grafen, ehe dieser aufstehen konnte. „Mein Geschäft, sagte er, wird meine Freyheit entschuldigen; Ceremonieen sind erfunden, um die Geschäfte zu erleichtern, nicht um sie zu hindern; man verachtet sie mit Recht, wo dies geschehen würde; zwischen uns ist Vertrauen und Redlichkeit nötig.“ — Diese Weise gewann *Temple* des Grafen Gemüth; er umarmte ihn wie einen vieljährigen Freund. — Bey *de Witt* drang er nun auf Schnelligkeit der Unterhandlung. „Wenn jetzt, sagte er, die gewöhnliche Weise beobachtet und die Stimme jeder einzelnen kleinen Stadt eingeholt werden soll: so wird die Unterhandlung nie zu einem glücklichen Schlusse kommen. Wenn nicht die General-Staaten schliessen und unterzeichnen wollen: so ist mein Geschäft vor dem Beginn abgethan, und ich gebe alles verloren.“ *De Witt* antwortete: „das sey ganz gegen die Verfassung ihres Staates; unterzeichnen könnten die General-Staaten wohl einen Tractat, aber um ihn zu bestätigen, müßten sie die Provinzen und Städte befragen; sie würden ihre Köpfe wagen, wenn ihr Verfahren gemissbilliget würde. Da erwiederte Sir *William Temple*: die müßt Ihr wagen bey einem Gegenstande von solcher Wichtigkeit für Eure Existenz, für die Rechte der ganzen Christenheit! Bedenkt, dafs in Flanderns Gefahr aller Staaten Sicherheit bedroht wird, und in Flanderns Eroberung aller Staaten Unabhängigkeit verloren geht. Eine glückliche Unternehmung reizt zu neuen; jede Eroberung mehrt die Begierde, wie die Kraft, sie zu befriedigen: was jetzt leicht zu wehren ist, wird künftig unendlich schwer seyn. Was soll uns dann vereinigen, wenn wir nun getrennt bleiben? Wir nähern uns langsamer, und ehe wir zu Hülfe kommen, feyd Ihr verschlungen; Andere folgen, und die Masse wird immer gröfser. Vielleicht hemmte menschliche Kraft auf des Berges Höhe den rollenden Ball, der am Fufs unwiderstehlich vieler Menschen Leben und Werke begräbt! Darum mufs zwischen euren Bevollmächtigten und mir schnell unterhandelt, und die Uebereinkunft von den Staaten bestätigt werden; alles kann und mufs in vier, in fünf Tagen geschehen; bey einer Sache von so augenscheinlich drin-

gender Noth könnt ihr auf Zustimmung rechnen; ich habe jetzt unumschränkte Vollmacht; alles ist gut; verliert ihr den Augenblick: so verdient ihr die Köpfe zu verlieren.“ Darauf verliess er ihn. Am fünften Tag nach dem Anfange der Unterhandlungen wurden die Tractaten unterzeichnet. „Gerührt und mit Enthusiasmus rief *Temple* aus: Zu Breda Freunde, hier Brüder! *De Witt* sagte zu ihm: noch keinem Minister irgend einer Macht sey gelungen, was *Temple* vollbracht habe, in 5 Tagen die Staaten zu einem Schritte von solcher Wichtigkeit zu vermögen.“ — Auch der bald darauf erfolgte Friede zu Aachen war grösstentheils *Temple*'s Werk. Mit gleicher Würde bekleidete er hierauf die Gesandtschaftsstelle in Holland. „Die grossen Angelegenheiten Europa's und die Wohlfahrt seines Vaterlandes beschäftigten unaufhörlich seine Seele. Das dreyfache Bündnifs fester zu gründen, zu verbreiten, vielleicht dasselbe nach und nach zu einem allgemeinen Staatenbunde zu erweitern, das war sein grosser Gedanke, sein Streben. Edel (S. 138 ff. mit Feinheit gezeichnet) sein Verhältnifs zu *de Witt*. Doch dies schöne Wirken ward bald unterbrochen. Als Karl II sich in den Rachekrieg Ludwigs XIV mit Holland verwickeln liess, ward *William Temple* zurückberufen. „Und also, schrieb er an seinen kindlich von ihm geliebten Vater, lösete sich das Abentheuer, das seit 3 Jahren so vielen Lärm in der Welt erregte, den allgemeinen Frieden gab und sicherte, und unserm König die Entscheidung aller Angelegenheiten benachbarter Staaten in die Hand gab, in Dunst auf! Die Politik, welche man jetzt befolgen wird, müßt Ihr aus den Zeitungen kennen lernen, und nicht mehr von mir erwarten; ich werde nicht danach fragen, und mich nicht darum bekümmern.“ Er zog sich in die ländliche Einsamkeit nach Sheen zurück, „jenem kleinen Winkel, an welchem er mit solcher Liebe hing, dafs, so lange ihm dieser blieb, kein Missgeschick ihn ganz unglücklich machen konnte.“ Dieser Zurückgezogenheit *Temple*'s verdankt die Nachwelt seine „*Observations upon the united provinces of the Netherlands*, und sein *Essay on the Original and Nature of Government*. (Um die Erzählung nicht zu unterbrechen, sagt Hr. L. S. 219, wollen wir in Zukunft über *Temple*'s Schriften besonders reden, und sie zu würdigen versuchen. Mehr als das Allgemeine darüber dürfte, dünkt uns, doch auch schon in der Biographie angebracht seyn.) Als Karl II des Krieges müde war, sollte *Temple* den Frieden vermitteln. Bald und auf eine ehrenvolle Weise gelang ihm dies mit Holland. Herrlich redete er hierauf (S. 235 ff.) zu seinem Könige, als ihm dieser auftrag, auch mit den übrigen kriegführenden Mächten zu unterhandeln. In Holland fand er, obwohl einst ein redlicher Freund von *de Witt*, bald den Weg zu dem Herzen Wilhelms von Oranien. Vergebens ward, weil man dem Könige vorgestellt hatte, *Temple* eigne sich nicht zu den Unterhandlungen mit dem Prinzen, erst Arlington, dann Sir Gabriel Sylvius nach dem Haag geschickt; dem letzteren, äufserte Wilhelm, habe er nichts gesagt, welches nicht auch sein Kutscher wissen könnte. *Temple* lachte und fragte, ob

er dieß dem Grafen Danby schreiben dürfte? Der Prinz erwiderte: er solle es schreiben. — Endlich kam, nicht ohne Mitwirken *Temple's*, aber auch nicht ohne Schwierigkeiten und großen Verdruss für diesen, der Friede zu Nimwegen zu Stande. — Als dieser geschlossen war, wurde er Mitglied des geheimen Rathes, welcher ihm zum Theil seine Organisation zu danken hatte. Doch auch hier ward sein edles Wirken gehemmt durch die Schwäche Karls II, die düstere Schwermuth, welche sich damals auf die englische Nation gelagert hatte, und durch die entgegengesetzten Plane mehrerer seiner Collegen. Wie er selbst indeffen die hohe Würde dieser Stelle behauptet habe, davon nur ein Beyspiel. Im Oct. 1679, wo sich eben das neue Parlament versammeln sollte, war *Temple* nach London gekommen, um den Rückstand seines Gehalts (von der Gesandtschaft her) einzufordern. Graf Sunderland versprach ihm seine Hülfe, und ging mit ihm zum Könige. Dieser schien sehr gütig und freundlich; aber kein Wort von Geschäften. Von da, mit Sunderland, in den Rath; er erwartete nur gemeine Dinge. Auch war die Sitzung also im Beginn, im Fortgang; als Sir William aber alles geendigt glaubte, da sagte der König: aus vielen Gründen müsse er das Parlament noch vertagen; er habe alle Folgen, die daraus entstehen könnten, wohl überlegt, und wolle keine Einwürfe hören: er vertage es also auf ein Jahr: der Kanzler möge dem gemäß verfahren. — Der ganze Rath (ausgenommen Wenige, die unterrichtet waren, und Stillschweigen für das Beste hielten) war wie betäubt über diesen plötzlichen Entschluß, und die Weise ihn mitzutheilen; Einige erhoben sich, um dagegen zu reden. Da stand Sir *William Temple* auf und sagte zu dem König: „Über Eurer Majestät Entschluß will ich nichts sagen, weil sie keine Gründe darüber hören will; aber ich möchte mich unterwinden, ihr meine unterthänige Meinung für die Zukunft zu geben. Diese ist, daß sie geruhen möge, alle Zeiten einen Rath zu vernehmen; und in ihm Freyheit der Debatten und Meinungen zu gestatten: alsdann kann Eure Majestät noch immer entscheiden, wie ihr beliebt. Wenn des gegenwärtigen Rath's Personen oder Anzahl ihren Angelegenheiten nicht angemessen sind: so steht es in ihrer Macht, ihn aufzulösen, und einen anderen zu errichten von zwanzig, zehen, fünf, wie sie will, und diesen wieder zu verändern. Aber, ob Räte zu machen, die nicht rathen sollen, in Eurer Majestät Macht steht, bezweifle ich, weil es widersinnig wäre; und nach dem, welches ich aus früherer Zeit und der unsrigen bemerkt habe, glaube ich nicht, daß ihre Vorfahren dergleichen je in England ausgeübt, noch fremde Fürsten jetzt ausüben in der ganzen Christenheit.“ Bald nach diesem (1681) endigte seine öffentliche Wirksamkeit; er zog sich für immer in den Privatstand zurück. Es folgte ihm die Achtung der Nation, und die Huld Karls II, nachher Jacobs II und Wilhelms III; nur zur öffentlichen Thätigkeit ließ er sich nicht mehr zurückrufen. Selbst Wilhelm III bot ihm dreymal vergeblich die Stelle des Staatssecretärs an, hörte aber doch nicht auf sein Freund zu seyn, und zog ihn in den wichtig-

sten Angelegenheiten des Staates zu Rathe. Er starb 1698. — Man sieht, daß Hn. *Ludens* Geschenk, obwohl theils mehr, theils weniger Zugaben zu wünschen wären, uns sehr willkommen seyn dürfte. R. I. H.

RUDOLSTADT, b. Klüger: *Geschichte Frankenlandes von Franz Anton Jäger, der WW. Doctor. Zweyter Theil. 1807. 486 S. 8. (1 Rthlr. 8gr.)*,

Mit dem ersten Theile dieses Werkes, und mit dem Plane, nach welchem es bearbeitet worden, haben wir unsere Leser in der A. L. Z. 1807 No. 216 bekannt gemacht. In der Bearbeitung dieses zweyten Theils ist sich der Vf. gleich geblieben; und ob wir gleich darin nicht den Geist eines kritischen Geschichtsforschers entdecken, so müssen wir ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sich alle Mühe gegeben habe, die merkwürdigsten Begebenheiten, die nur irgend auf die fränkische, oder vielmehr auf die würzburgische und bambergische Geschichte Einfluß hatten, zu erläutern, und über die politischen und kirchlichen Verhältnisse dieser zwey Bisthümer, so weit es die Dürftigkeit seiner Quellen gestattete, ein helleres Licht zu verbreiten. Dieser Band zerfällt in zwey, der Zahl nach, fortlaufende Bücher, von welchen das dritte den Zeitraum: von Erhebung des Bisthums Würzburg zum Herzogthum, bis zu dessen Abnahme durch K. Heinrich V, in sich faßt. Diese Perioden-Abtheilung, welche mit den Jahrezahlen 1017 bis 1116 etwas näher hätte bestimmt werden sollen, gründet sich auf die, am Schlusse des ersten Theils für unbezweifelt richtig angenommene Angabe, daß das Bisthum Würzburg vom K. Heinrich II im J. 1017 die Eigenschaft eines fränkischen Herzogthums erhalten habe. Die Beurtheilung dieser Behauptung haben wir bey der Anzeige des ersten Theils ausgesetzt, weil wir mit Recht erwarteten, der Vf. würde sich über den, für die fränkische Geschichte des mittlern Alters so wichtigen, *ducatum Franciae orientalis* etwas ausführlicher herauslassen, und vorzüglich die historischen Zweifel zu widerlegen suchen, die so viele classische Geschichtschreiber dem würzburgischen Besitz des fränkischen Herzogthums entgegen gesetzt haben. Wir fanden uns aber in dieser gerechten Erwartung getäuscht, und müssen daher nur im Allgemeinen bemerken, daß wir uns von einem solchen Herzogthum, wie es der Vf. dem Stifte Würzburg über ganz Ostfranken zueignet, nicht überzeugt finden, und daß der würzburgische Ducatus, im damaligen Sinne des Wortes, weiter nichts andeutete, als die Ausübung der Gerichtsbarkeit in der würzburgischen Diöces. Selbst die vom Vf. im ersten Theile dieses Werkes angeführte Urkunde K. Heinrichs II vom J. 1017 [in *Leukfeld. antiq. Poeld. p. 251*] redet nur von einer, dem Stifte Würzburg in *toto ducatu vel comitiis orientalis Franciae* zugestandenen *potestate judiciaria*, die vormal von den königlichen Gaugrafen verwaltet wurde. Hiervon wird man aber wohl schwerlich den würzburgischen Bischöfen den Besitz der herzoglichen Würde beylegen können, zumal solche, nach dem Zeugnisse der älteren Geschichtschreiber, sich späterhin in den Händen des salisch-wormsischen Hauses und der hohensaulsichen Familie befand. Auch müssen wir uns wun-

dern, daß der Vf. es nicht einmal der Mühe werth gehalten, die Einwürfe zu widerlegen, welche Gomme in *differt. de ducatu Fr. or. p. 75* gegen die Achtheit der vorhin bemerkten Urkunde vom J. 1017 vorgebracht hat, da doch dieses Diplom einen vorzüglichen Beweis ausmacht, worauf sich das fragliche Herzogthum gründen soll. — Sehr zahlreich sind die Rubriken, unter welchen der Vf. seinen Lesern von der physischen, kirchlichen und politischen Lage Franconiens den nöthigen Unterricht ertheilt. Bey vielen Gegenständen gehen jedoch die Nachrichten so ganz ins Allgemeine, daß sie auf alle deutschen Provinzen passen, ohne für die Erläuterung der fränkischen Geschichte nur die mindeste Ausbeute zu gewähren. So findet man z. B. unter dem Artikel *vermehrte Burgen* weiter nichts, als daß nach dem Verfall der Gauverfassung die begüterten Grafen und Dynasten eine Menge Burgen angelegt, und sich davon den Namen beygelegt hätten. Dies ist eine allgemein bekannte historische Wahrheit, die von ganz Deutschland gilt. Aber welche Familien in Franken begütert gewesen, wie sie geheissen, welche Schlösser von ihnen erbauet worden, worin ihre Dynastien bestanden, wie lange sie gedauert, in welchen Verhältnissen sie mit den Stiftern u. Klöstern gestanden haben u. s. w., darüber vermochte Hr. F. seinen Lesern keinen Aufschluß zu geben. Eben so mangelhaft sind die Nachrichten, die man hier von den Reichswaldungen und von den königlichen Domainen aufgezeichnet findet; auch hätten die Pfalzen und *villas regiae*, denen es doch mehrere in Frankengab, nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden sollen. — Daß nach S. 259 das bloße Schwert, welches sich Bischof Erlong zu Würzburg hat vortragen lassen, für ein charakteristisches Kennzeichen seiner *Herzogen-Würde* zu erklären sey, ist unrichtig, indem dasselbe, nach dem einstimmigen Urtheile der Publicisten, nur *potestatem judicariam* andeutet, welche keinesweges den Begriff eines Herzogthums in sich faßt.

Das vierte Buch hat die Aufschrift: *Von Abnahme des Herzogthums Franken durch K. Heinrich V und dessen bald wieder erfolgter Zustellung, bis auf seine Befestigung durch K. Friedrich I* (d. h. vom J. 1120 bis 1168). Neue und interessante historische Wahrheiten dürfen die Leser hier eben so wenig erwarten, als im vorhergehenden Buche. Der Vf. beschäftigt sich größtentheils nur mit den Begebenheiten der Bischöfe Bamberg und Würzburg, gleichsam als ob deren Bischöfe ganz allein Besitzer und Herrn von Frankenland gewesen wären. Dieser große deutsche Staat faßte ja eine Menge zum Theil erloschener Graf- und Herrschaften in sich, die gerade in dieser Periode in der fränkischen Geschichte zum erstenmal aufgetreten, und als Theile des Ganzen zu betrachten sind. Die Verbindung, in welcher diese Grafen- und Herren-Familien mit den Stiftern Bamberg und Würzburg standen, ihre Schutzvogteyen über viele fränkische Klöster, ihr Antheil an den allgemeinen Volksbegebenheiten, der Umfang ihrer Länderdistricte u. d. m. durften dem Vf., wenn es ihm um Aufklärung der fränkischen Geschichtskunde zu thun war, nicht gleichgültig bleiben. Er mußte den Ur-

sprung dieser kleinen Häuser, den successiven Erwerb und Verlust ihrer Güter, ihre Verhältnisse gegen die Stifter und Klöster u. s. w. entwickeln, um dadurch den Leser mit der Geschichte so vieler einzelner Theile, woraus das Ganze entstanden, nur einigermaßen bekannt zu machen. Freylich ein schwerer und mühsamer Gang der Geschichte, der gründliche Vorkenntnisse, eifernen Fleiß und eine genaue Bekanntschaft mit allen Subsidien erfordert, wenn man es unternehmen will, die Geschichte Frankenlandes nach ihrem ganzen Umfange zu bearbeiten. Bey dem Vf. scheint dieß der Fall nicht zu seyn. Er begnügt sich nur, dasjenige, was würzburgische und bambergische Geschichtsschreiber aufgezeichnet haben, in einem neuen Gewande vorzutragen, ohne die Menge von Quellen zu benutzen, welche ihm zur Bearbeitung der fränkischen Geschichte so manche brauchbare Materialien in die Hände geliefert haben würden. — Sehr fruchtbar war dieser Zeitraum an Errichtung vieler Klöster, Spitäler, Wallfahrten und anderen frommen Stiftungen, welche auf Entwicklung der Landesgeschichte einen bedeutenden Einfluß haben. Insonderheit lernt man dadurch die Familien des hohen und niederen Adels kennen, die im Lande begütert waren, und zum Theil frühzeitig erloschen. Aber die Nachrichten, die der Vf. hin und wieder darüber mittheilt, sind durchaus unbefriedigend. Auf die Herkunft der gräflichen Stifter, auf ihren Länderbesitz, auf ihre Vogteyrechte, auf die Ausstattung der Klöster und deren nach und nach erlangten Reichthum u. d. m. ist keine Rücksicht genommen worden, um den Leser mit diesem Gegenstande der Geschichte etwas bekannt zu machen. Auch vermiffen wir noch viele Klöster, die sich als merkwürdig auszeichnen. Dahin gehören z. B. Langheim, Theres, Königs- und Herrnbreitungen, Heilsbrunn, Amorbach, Mönchröden, Troststadt u. s. w., welche in diesem Zeitraum ihr Daseyn erhielten, und für die fränkische Geschichte manches Datum liefern. — Bey der S. 373 mitgetheilten Urkunde vom J. 1168, worin K. Friedrich II dem Stifte Würzburg die Gerichtsbarkeit *pertotum episcopatum et ducatum Wirzburgensem* erneuert, bemerkt der Vf., daß die darüber ausgefertigte Urkunde mit dem kaiserlichen Siegel von Gold versehen und auf rothem Wachse aufgedruckt sey. Ob das Original davon in Händen gehabt habe, und mithin diese Angabe verbürgen könne, erfahren wir nicht. Wir hätten aber über diesen Umstand um so gewisser eine nähere Auskunft erwartet, weil man die Existenz und Achtheit dieses Diploms aus mehreren Gründen in Zweifel zieht (*Jungens Miscell. T. I. p. 214*). S. 384 bis 485 handelt der Vf. unter mehreren Rubriken von dem physischen, politischen und kirchlichen Zustand Franconiens; auch bestimmt er S. 435 die Grenzen des Herzogthums auf eine so oberflächliche Art, daß der Leser sich davon wohl schwerlich einen deutlichen Begriff wird machen können. Im Ganzen genommen verbreitet nun zwar dieses Buch kein helleres Licht über die fränkische Geschichte, aber für bloße Dilettanten kann es doch als eine brauchbare und gut geordnete Sammlung merkwürdiger Begebenheiten empfohlen werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 A P R I L , 1 8 0 9 .

SCHÖNE KÜNSTE.

RUDOLSTADT, im Verlag der Hof- Buch- und Kunst-Handlung: *Franz von Sonnenbergs Gedichte.* Nach dessen Tode herausgegeben von J. G. Gruber. Mit dem (unähnlichen) Porträt des Dichters. 1808. XX und 233 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Selbstherufen hat Hr. Gruber schon vor zwey Jahren ein *Etwas* über den verewigten Sonnenberg ans Licht gestellt, wovon wir im Nov. 1808. No. 267 eine kurze Anzeige gegeben haben. Diesmal tritt er berufen und bevollmächtigt mit seines Freundes nachgelassenen Gedichten hervor: denn „vier Tage vor seinem Tode nahm der Verewigte Hn. Gruber das Versprechen ab, seinen Nachlaß zu besorgen.“ Nach Lesung des hier mitgetheilten Nachlasses könnte man freylich auf den Gedanken gerathen, Hr. Gr. habe seines Freundes Auftrag nur mißverstanden, und dieser sich unter dem *Besorgen* nichts weniger als das *Drucken* gedacht. Ja, da Hr. Gr. die Herausgabe als eine Gewissenssache zu betrachten scheint, dürften wir an gewisse, hier unterlassene, Vorichtsmaßregeln bey dergleichen testamentarischen Verpflichtungen erinnern, und mit vollem Recht unheimliche Vermuthungen äußern, wenn nicht Sonnenbergs gewisß schönes, menschliches Streben sein ganzes, zerrissenes Leben und sein Tod den Spott entwarfnete, der zwar eigentlich Hn. Gr. trafe, aber leicht auf den Verstorbenen gemißdeutet werden könnte. Wir erkennen also des Herausg. Beruf lieber an, und erinnern nur, daß er die Vorrede sehr unschicklich mit den obenangeführten Worten beginnt; weil es nun aussieht, als sey er vor Verantwortung bange, und wolle mindestens seinen Willen von jeder Schuld losfagen. So weiß sich Hr. Gr. gewandt einer strengen Rüge der Kritik zu entziehen, die Jeden treffen sollte, der ein unnöthiges Buch mehr in die Welt bringt. Das vom Herausgeber gebrauchte Mittel gehört übrigens unter die erbärmlichen, und unter die gefährlichen zugleich, indem es eine große Hälfte der Leser besticht, und jedem Beurtheiler sein Geschäft verleidet. Von Hn. Gr.'s. jetzigen Bevorzungen ist das weniger zu fürchten, weil er eigentlich nur in der Dedication weinerlich ist: in der Vorrede selbst aber sich zur didaktischen Würde steigert, und endlich — in der Annafung den Culminationspunct erreichend — seines Freundes Genius unbeforgt neben den klopstockschen setzt. *Sonnenbergen* rech-

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

nen wir von allen jenen Sünden nur die an, daß er selbst sich diesen Herausgeber wählen konnte.

Was nun erstlich das Historische der vor uns liegenden 43 Gedichte betrifft: so sind zwey von ihnen: *Deutschland und Frankreich* und *Deutschlands Auferstehungstag*, bereits einzeln gedruckt und in unserer A. L. Z. 1806. No. 178 von einem anderen Rec. gewürdigt. Zwey andere, *die Geburtstagsfeyer* und *das Fest in der Hauptstadt*, sind aus dem *Donatoa* abgedruckt, „auf den Rath des genialen Dichters, Herrn von — Kl.“ (Es ist überhaupt Hn. Gr.'s Art, wenn er Autoritäten statt anderer Gründe bringt, die Namen seiner Heroen gar nicht, wie S. IX, oder nur nach ihren Anfangsbuchstaben zu nennen, wie S. XIV und XV. Man sieht leicht, was dadurch von einer Seite erreicht, von der anderen vermieden wird.) Mehrere andere Gedichte sind zerstreut erschienen: die größere Zahl aber ist ganz neu.

Wer die in Hn. G.'s. *Etwas etc.* bekannt gemachten interessanten Briefe Sonnenbergs gelesen hat, wird sich leicht eine Idee von seinen poetischen Arbeiten machen können: wo Sonnenberg sich selbst am reinsten ausdrückt, meistens in längeren hexametrischen und elegischen Gedichten, bodenlose Verzweiflung, rastloses Streben nach Vernichtung, nicht ohne Energie, wenn auch oft widrig, und in Worten und Gedanken aufs höchste verzerrt. So sind *Allfried und Selmina*, S. 80; so *Angedenken*, S. 180; so *Ryno und Alina*, S. 157. Wenn sich diese wilde Kraft mildert: bleibt nichts als ein abgestorbenes Residuum angehäufte Bilder ohne innere Einheit, und einzelner, oft wohlklingender Verse, ohne Zusammenhang mit dem Vor- und Nachstehenden. Viele dieser Gedichte sind den *matthison'schen* Nebelgemälden bis zur höchsten Täuschung ähnlich. Zum Beleg stehe hier der Anfang des Gedichts: *der Abend*, S. 25:

Leis säuselnd weht die Ficht' am Felsenquelle,
Im Wipfellaub erlöschet das Dämmerlicht,
Und Luna's Silberboot beschifft die Welle,
Die schäumend sich am Klippenhorn bricht.
Im Lenzgebüsch des Blüthenales flüstert
Ein Hügelbüschchen nur; dem Weidenmoor
Entwindet sich ein Nebelschley'r, umflüstert
Mit tiefem Blau sein Binsenrohr, u. s. w.

Außer der zufälligen Ähnlichkeit der Landschaftspinsley ohne höhere Bedeutung zeigt sich in diesen, meistens in melischen Strophen geschriebenen Poesieen auch noch die einer vollkommenen inneren Auflösung. In der Musik wird es auch der schlechteste Componist nie wagen, mehrere Tonarten durch einander zu mengen, oder einen Übergang

zu veräumen: in der Poesie haben die meisten kaum eine Ahnung von etwas ähnlichem. — Wir müssen es noch als charakteristisch von dieser Classe der *Sonnenberg'schen* Gedichte anführen, daß er lyrischen Schwung durch die sonderbarste Vereinzelung der Gedanken zu erzwingen sucht. So beschäftigt sich eine ganze Ode: *der Todtenhain*, mit der an und für sich nicht unpoetischen Idee, daß die Reste entschlafener Geliebten sich in Blumen verwandeln, und so wieder von süßer Bedeutung werden; aber dieser Gedanke wird in so unendliche Fäden ausgesponnen, und in solche Details ausgeführt, daß ein dem Ekel nahes Gefühl nachbleibt. Was soll man sagen von Stellen, wie:

Meine Ida, in dieser Leichenblume
Pflück' ich zitternd . . . vielleicht, ach deinen Vater!
oder wenn er endet mit dem Stoffsseufzer:

o brech' uns ein liebend Alpenmädchen,
Brech' uns lächelnd am Tag des ersten Kusses!
Sieh, am Busen der Unschuld
Schmücken die Liebe wir noch!

So ist wohl der Gipfel weichlicher, sentimentaler Zerknirschung erreicht, und es bedarf nicht erst der Parodie.

Bey weitem am unglücklichsten aber ist *Sonnenberg*, wenn er seine gewohnten Pfade verläßt, und sich zu jovialen Scherz herabstimmmt. Erst dann, wenn man einsehen lernt, wie fremd ihm der Scherz war, wird man sich recht innig überzeugen, wie nie der schöne wahre Ernst, der das Lebenselement aller Poesie ist, einheimisch werden konnte in der Brust des unglücklichen Mannes. Zwar sind die Anwendungen von komischer Laune selten bey ihm: aber wo sie sich finden, erreichen sie auch gewiss ein Äußerstes von Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit. In *Minna's Kanarienvogel*, S. 126, ist alles concentrirt, was in dieser Art gesündigt werden konnte.

Wie reichhaltigen Stoff die *Sonnenberg'sche* Poesie dem spottenden Humor beut, das bezeichnet eine frühere geistreiche Rec. des *Donatoa* in unserer A.L.Z. 1806 No. 135. Wir haben lieber unsere Meinung ohne Ironie sagen wollen, weil wir uns scheuten, die Gefühle des Verstorbenen rauh und kalt zu berühren; wenn er uns auch ein Recht dazu giebt, indem er jedem Urtheil eines jeden Lesenden preis giebt. Da aber das Letztere eigentlich Hr. Gr. gethan hat, so darf der Unschuldige nicht für den Schuldigen büßen.

Ob *Sonnenberg* Dichter war, ob nicht: davon kann kaum noch die Rede seyn. Diejenigen, die sich theilnehmend zu dem Lebenden gefellt hatten, die eigne Kraft genug besaßen, ruhig zu beharren bey allem Sturm und Drang ihres Freundes, und poetische Momente von der wahren Dichterweihe zu sondern wußten, werden dem Hn. Gr. Dank wissen für diese Mittheilung, nicht darum, weil ihnen würdige poetische Gestaltungen erschienen wären, sondern weil sie einen treuen Abdruck von der ganzen Individualität des ihnen mit Recht werthen Mannes erhalten haben. Diejenigen, die ohne persönliche Beziehungen sind, werden nichts als eine verwirrte

und zerstörte Phantasie wahrnehmen; sie werden das würdige ethische Streben *Sonnenbergs* anerkennen; aber seine Gedichte höchstens als Manuscript für Freunde von Werth; und eben durch diese subjective Bedeutung alles Kunsturtheils unfähig finden. Wenn sich aber jemand zeigt, der sich öffentlich als Freund des Verstorbenen proclamirt, und zugleich als unbedingter Verehrer seiner Muse auftritt: so müssen wir entweder annehmen, daß etwas missverstandene Freundschaft das ruhigere kritische Urtheil befangen habe, oder wir müssen auch gestehen, daß ein Mann, der so urtheilen kann, eben hiedurch unfähig erscheint, wirklicher Freund eines genialen Geistes zu seyn.

Wir schliessen unsere Rec. mit der gegründeten Hoffnung, daß Hr. Gr., der unserer Anzeige von seinem *Etwas* in einem *Prodromus galeatus* mit der ihm eigenen Humanität gedenkt, auch gegenwärtig unsere Anzeige in seiner nächsten Vorrede rationnirend anzeigen wird. Pw.

BERLIN, in d. Realschulbuchhandl.: *Das Räthsel und der unterbrochne Schwätzer*. Zwey Lustspiele von C. W. Contessa. 1808. 153 S. 12. (12 Gr.)

Das erste der beiden hier zum erstenmal gedruckte erscheinenden Lustspiele hat schon seit einigen Jahren auf dem weimarischen, berliner, altenburger und anderen Theatern verdienten Beyfall gefunden. Der natürliche, ungezwungene Gang des Stücks, dem gleichwohl nichts an Interesse abgeht, und die einfach, aber rein gezeichneten, gut contrastirten Charaktere; dazu der durchaus gefällige Dialog und seine gebildete Sprache geben dem kleinen Lustspiel einen Werth, der sich auch bey der ruhigen, unbefangenen Lectüre größtentheils erhält. Denn man findet alles Überflüssige verständig gemieden, dagegen nichts übersehen, was die neueren Komiker so oft der Nachhülfe des Schauspielers überlassen, indem sie kein längeres und höheres Leben kennen, als das ephemerische einzelner, schnell genug verausachender Theaterabende. Dadurch, daß nur die drey zur Handlung unentbehrlichen Personen ohne Nebenfiguren auftreten, ist das Interesse glücklich concentrirt; zugleich beweist es zum Voraus, daß der Vf. nicht nöthig hatte, den Wechsel der Gefühle und Gesinnungen von aussen willkürlich erregen zu lassen, sondern daß er ihn organisch aus den gegenseitigen Verhältnissen seiner Figuren zu entwickeln wußte. Wenn fast alle modernen Lustspiele ihr Anziehendes im Sujet haben, und dadurch ihren poetischen Unwerth bekrunden: so hat dagegen *Contessa* Plan und Ausführung so glücklich verbunden, daß wir sein *Räthsel* unter die besten deutschen Lustspiele zählen dürfen. — Karl, ein reicher Jüngling, führt seine Braut, Elise, einem alten Oheim, einem gutmüthigen Hagestolz, zu, den er einst beerben soll, und in dessen Hause das Stück spielt. Der Oheim ist auch nicht unempfindlich für die Reize seiner künftigen Nichte, und wir sehn ihn gleich im Anfang der Handlung in einem Selbstgespräch vor der

Thür von Elifens Zimmer. Nach Beseitigung einiger Bedenklichkeiten, ob es ihm auch gelingen werde, seinen blühenden Neffen auszustecken u. dgl., beschließt er „ein Bischen horchten zu gehn," und hält das Ohr an die Thür. Er fährt fort:

St! da vernahm ich was. — Nein. Ich hab' nichts vernommen. Sie ist gewiß allein, mein Neffe wird nicht kommen: Ich klopfe an. — Doch halt! — Gesezt, sie ruft: herein, Was mach' ich dann? — Nun dann geh' ich hinein.

Ergeht auf die Thür zu. Dann sich wieder entfernend:

Doch wenn ich drinnen bin, was werd' ich ihr dann sagen?
Ey nun, ich werde sie nach dem Befinden fragen:
Sie dankt; sie macht mir Platz; ich setze mich — und dann —
Und dann — dann findet sichs! Ich geh' und klopfe an.

Indem er anklopfen will, tritt Karl durch eine andere Thür ein, einen Brief in der Hand. Ein Freund hat ihm ein Räthsel gesandt, welches die zwey Liebenden lösen sollen. Elise kommt dazu. Sie macht Karl einen scherzhaften Vorwurf, daß er sie so lange allein gelassen. Er hat drey lange Briefe schreiben müssen. Sie wendet sich an den Oheim:

Und auch mein Onkel läßt mich bösl'ich aus der Acht.
Ich dacht' er kommt gewiß; — ich hatte falsch gedacht.

Er erwidert:

Ja, wenn man immer wär, wo man am Liebsten wäre!
Ich wollte jußt, da kam mir — jemand in die Quere.

Elise hatte Langeweile gehabt. Ihr Papagey war krank, ihr Mops lahm, zum Lesen hatte sie auch keine Lust, denn vor Büchern ekelte ihr:

Was sollt ich mit dem unbequemen Wesen,
Das immer fort docirt, sich niemals unterbricht,
Nicht widersprechen löst, und selbst nicht widerspricht?

Der Oheim fühlt sich eben so unlustig. Ihm ist

Das Trauerspiel zu lang, das Schauspiel gar zu breit,
In wenig Dichtern Geist, und Langweil' in vielen.
Romane möcht' ich wohl, allein nicht lesen — spielen!

Karl erwähnt des Räthfels, und Elise findet es zur rechten Zeit gekommen. Allein der Brief, der es begleitet, enthält die Clausel, daß ein versiegelt beyliegender Zettel mit der Auflösung nicht eher als bey der Ankunft des Freundes geöffnet werden solle. Er wolle Karls Standhaftigkeit und Elifens Ergebung prüfen, schreibt er, und das Ganze als eine Vorübung zum Ehestand angesehen haben. Elisen verdriest es. Sie beschließt, sich des Zettels zu bemächtigen: sie will nichts mehr vom Räthfel wissen, und klagt über allerley Übelbefinden. Der Oheim merkt, daß ein Sturm bevorstehe, und schleicht davon:

Wir kommen bald zurück, den Weizen einzuerndten.

Es entspinnt sich nun ein langer Dialog zwischen Karl und Elisen, aus dem wir aber nichts mittheilen, weil alles in ihm so vortreflich ist, daß wir nichts Einzelnes auszuzeichnen wagen; auch liegt in der Aufeinanderfolge der Gedanken zu viel Sinn und reine Auffassung, besonders weiblicher Individualität, daß wir nichts davon aus einander reißen mögen. Elise bietet alle kleinen Künste ihres Geschlechts auf, Karl den Zettel abzulocken, Schmeicheleyen und Vorwürfe, Erinnerung an schöne Augenblicke

und reizenden Trotz, erschwellten Schmerz und zärtliche Bitten in anmuthig verbundenem Wechsel. Je fester er auf seinem Voratz beharrt, desto höher steigt ihr Eigensinn, und sie glaubt, ihrem ganzen Geschlecht etwas zu vergeben, wenn sie ihrem Geliebten den Sieg läßt. In der Gewisheit, daß er nicht ohne sie leben könne, und immer zu ihr zurückkehren werde, weist sie ihn aus dem Zimmer, nachdem ihr alte Mittel mislungen sind. Um seine Wiederannäherung durch Eifersucht zu beschleunigen, und zugleich eine kleine Rache an ihm zu nehmen, nimmt sie sich vor, des alten Oheims Zärtlichkeit zu erproben, den ähnliche Absichten in ihrer Nähe gehalten haben. Elise erklärt ihm vor allem, mit seinem Neffen habe sie auf immer gebrochen, und ersäht bey der Gelegenheit, dieser habe den Zettel seitdem dem Oheim zur Aufbewahrung anvertraut. Einige kleine Schmeicheleyen bewegen ihn bald, den Zettel zu holen; doch will er sich vorher eines Geständnisses entledigen, das ihn drückt; und es in einer Fabel geben. Er fängt also an, von eines alten Bären, oder vielmehr von eines Bären in seinen besten Jahren, zärtlicher Neigung zu einem Mädchen zu erzählen, und kommt bis zu der Liebeserklärung desselben. Da Elise nun auch des Mädchens Antwort wissen will, hat er diese vergessen, und fragt, was sie an der Schönen Stelle antworten würde. Sie schweigt, und spricht:

I nun, sie ließe etwa ihr Sprüchlein so erschallen:

Mein lieber Bär, du bist ein arger Bär,
Und wenn er artig ist, kann auch ein Bär gefallen.
Man liebt Gestalt und Jugend nicht allein;
Es schmeichelt sich Verstand und Herz auch bey uns ein,
Und der Gehorsam zielt so Mensch als Bär vor allen.
Drauf geht der Bär geschwind, und holt den Zettel her,
Und ist sodann mit ihm ein doppelt arger Bär.

Mit diesen Worten verläßt sie ihn in den schönsten Hoffnungen, denen er auf eine höchst drollige Weise Sprache giebt: als er aber den Zettel, den er bey sich gehabt hat, zu ihr tragen will, erscheint ihm sehr ungelegen Karl, der des Zwistes mit Elisen bereits überdrüssig ist. Der Oheim beschließt indess, die Gelegenheit wahrzunehmen, und Karl auf alles vorzubereiten. Da er mit allgemeinen Ausdrücken anfängt, immer nur von dem Streit spricht, und nicht recht zur Hauptsache kommen kann: glaubt Karl nicht anders, als Elise schicke ihn, und wolle durch ihn eine Versöhnung einleiten. Er versichert also dem Oheim, ohne eine nähere Erklärung zu erwarten, er willige in alles, und habe schon die Absicht gehabt, Elisen mit ähnlichen Vorschlägen entgegen zu kommen. Der alte Herr, der das Ziel seiner Wünsche schon erreicht sieht, denkt nicht an die Möglichkeit eines Mißverständnisses, und so löst sich denn in der letzten Scene, da Elise wieder hervorgetreten ist, der angehäufte Stoff auf eine höchst gefällige Art zur Freude des jungen Paares und zur Beschämung des Oheims auf. — Mit der Zeichnung von Karls Charakter möcht' er indess in Widerspruch stehen, wenn er am Ende des Stücks, ohne seines Freundes Ankunft zu erwarten, den Zettel entriegelt und fest-

nen Inhalt mittheilt. Dagegen ist dadurch der schönste Schluss des Ganzen gewonnen.

Das zweyte Luftspiel ist dem Französischen des *de Lauhay* nachgebildet: kann aber mit dem ersten gar nicht verglichen werden; und höchstens auf dem Theater Effect machen, wenn die Rolle des Thalheim mit erforderlicher Volubilität der Zunge durchgeführt wird. Die Anlage selbst ist alltäglich, der Ausgang unbefriedigend, und die Ausführung sowohl von Witz als von Humor entkleidet.

Aus den aus dem Räthsel gegebenen Proben erhellt schon, daß es in Versen geschrieben ist: eben

so der unterbrochene Schwätzer. Doch hätten wir gewünscht, auf diesen Theil der Form eben so viel Fleiß gewendet zu sehen, als auf die übrigen. Denn das Alexandriner der herrschende Vers sind, ist unverkennbar: aber an unzähligen Stellen weicht er kürzeren Zeilen. Solche Nachlässigkeiten hätte der wackere Dichter dem Hn. v. Kotzebue und dem Petit-Kotzebue, Theodor Hell, überlassen, und sich auch in der metrischen Genauigkeit lieber an die Mitschuldigen und die Lauen des Verliebten anschließen sollen, neben denen genannt zu werden das Räthsel in anderen Hinsichten nicht unwerth ist. Zw.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Königsberg, in Comm. b. Nicolovius: *Hellwig von Ludwig Purgold* (Lehrer am Gymn. zu Wiburg). Zum Besten der preussischen Verwundeten. 1808. 32 S. gr. 4. (6 Gr.) Es ist aus den politischen Zeitungen bekannt, daß der preussische Lieutenant Hellwig am 17 Oct. 1806 ein starkes Corps gefangener Preußen bey Eisenach mit geringer Mannschaft von ihrer überlegenen französischen Bedeckung zurück erbeutete: ein Zug, der seines Urhebers Patriotismus schön beurkundet, und der ganzen Nation würdig ist, die an Einem Tage alles, nur ihre Ehre nicht verlor. Indess gestehen wir, in dieser abgerissenen dastehenden Handlung auch nicht Einem Moment zu entdecken, der sie der epischen, oder überhaupt der poetischen Darstellung eignete. Auch Hr. Purgold hat ihr keine neuen und bedeutenderen Seiten abgewonnen, und sich mit einer der Anlage nach kunstlosen, der Ausführung nach höchst schwülstigen Erzählung begnügt. Der antike epische Ton und der Hexameter mit allem, was ihm anhängt, auf einen ganz modernen Gegenstand angewendet, und überall mit feyerlichem Ernst gehalten, fällt um so mehr ins Komische, als alles, was zur classischen Bildung gerechnet werden muß, den hier handelnden und redenden Figuren das Fremdeste ist. Wir können deshalb nicht sagen, daß wir Hn. Purgold's Versprechen, die Namen aller um Deutschland und überhaupt um Europa verdienten Männer nach Kräften zu feyern, einen besonders glücklichen Fortgang wünschen, da ein Product, wie dieses, auch durch die schönsten dabey obwaltenden Zwecke vor dem Richtersthule der Kritik nicht gerechtfertigt werden kann. — Ganz besonders auffallend ist es noch, daß Hr. P., der aus einer früheren Schrift als gründlicher Freund des classischen Alterthums, und besonders als Kenner der antiken Sylbenmasse nicht unruhlich bekannt ist, Hexameter, wie die hier vorkommenden, hat bauen können, in denen sogar die ersten Regeln der gemeinsten Richtigkeit so sehr verletzt sind, daß mehrere Fünf- und Siebenfüßler mitunterlaufen, als:

V. 108. Edlernoch, | männlicher | halt' im Ge- | murr über- |
säub' dumpf.

oder V. 26. Und die | Schwerter | prüft er des | Vaters, das |
größre und | wieder das | größre,
feinerer Fehler gar nicht zu erwähnen.

Unabhängig von dem eigenen Gehalt dieses kleinen Gedichts ist ein ihm anhängendes historisches Interesse, indem wir diese Arbeit als durch die *nordische deutsche Privatgesellschaft in Wiburg* (f. die St. Petersburgische Monatschrift. 1806. Oct. und Nov. S. 81 ff.) veranlaßt betrachten können, und wir uns allerdings freuen müssen, wenn unsere Muttersprache, während ihr manche ihrer Kinder untreu werden, ihr inneres Leben bewährend, im hohen Norden Blüten zu treiben beginnt.

Zw.

Karlsruhe, b. Macklot: *Amint. Ein Hirtengedicht von Torquato Tasso*. Aus dem Ital. übersetzt von *Eduard Schaul*. 1808. 184 S. 8. (18 Gr.) Der Zweck dieser in breiter und ungebildeter Prosa abgefaßten Umschreibung wird nicht leicht einem Leser klar werden, da er vermuthlich dem Übers. selbst unklar geblieben ist: An höhere Verdeutschungstendenzen kann nicht gedacht seyn, nicht einmal an die untergeordnete leichtere Unterhaltung. Man muß also glauben, Hr. Schaul wolle durch seine Arbeit den Lehrlingen die Lesung des *Amyntas* — freylich auf einem höchlich zu mißbilligenden Wege — erleichtern. Dann aber hätte der, wie es scheint, nach Bodonis Ausg. so ziemlich correct abgedruckte italienische Text der Version gegenüber gesetzt werden sollen, da er jetzt, ohne Sinn und Bedeutung, auf der Rückseite eines jeden Blattes steht. Auch wäre dann vor allem wörtlich treues Übertragen Pflicht gewesen, da anjetzt fast keine Periode nach den ihm eigenthümlichen Bildern und Ausdrücken wiedergegeben ist. Besonders aber sollte der, welcher für die Jugend arbeiten will, selbst in der Sprache zu Hause seyn, zu deren Erleichterung er Hilfsmittel liefern will. Daß dies nicht Hn. Schaul's Fall war, zeigt einestheils seine geringe Genauigkeit, anderntheils erhellt es aus offenkundigen Verkürzungen gegen den Sinn des *Tasso*. Wir würden Proben davon geben, wenn sich deren nicht dem Neugierigen von allen Blättern entgegen drängten, und unter diesen so sicherliche, daß Hn. Schaul's gesammte gelehrte Bildung dadurch in ein etwas zweydeutiges Licht geräth. So find die *Novi Libri ed Orfei* S. 57 durch „*neus Lichte und Orphense*“ wiedergegeben u. dgl. Wir sind nicht belesen genug in den französischen Übers. italienischer Dichter, um hier auf benutzte Quellen verweisen zu können. Doch trägt diese Arbeit die Manier der franz. Dollmetschungen so sichtbar an sich, daß wir kaum zweifeln, Hr. Schaul habe statt des ihm unverständlichen Originals jene wiedergegeben: eine Mühe, die um so eher zu sparen gewesen wäre, da bereits vor mehreren Jahren in der *Polychora* des verstorbenen *Aug. Bode* eine treu poetische und durchaus lesbare Verdeutschung des *Amyntas* geliefert ist. Zw.

Berlin, b. Littfas: *Sechzehn Lieder von Karl Mähler*. 1808. Taschenformat. 48 S. (4 Gr.) Die kleinen Liederpeisen (die Farben, die Blumen und der Schmetterling), welche durch *Himmel* und *Hurka* schon längst als Arien bekannt und beliebt sind, und hier den Liebhabern einmal als Text ohne Mußk vorgelegt werden, gehören zu der Gattung des Artigen und Sinnreichen, die sich mit dem Besingen eines Gegenstandes ohne völlige objective Beseelung, mit der bloßen Anknüpfung eines Gedankens nicht weit über die Sphäre der Gelegenheitsgedichte erhebt, aber in so leichter, gefälliger Sprache, wie sie *Mähler's* zu Gebote steht, Componisten und Sängern vorzüglich willkommen ist. T. Z.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Der aufrichtige Kalendermann*. Ein gar curioses und nützliches Buch. Für die Jugend und den gemeinen Bürger und Bauersmann verfertigt und mit Bildern erläu-

tert von Dr. Christoph Gottlieb Steinbeck. Erster Theil. Mit königl. sächs. Privil. 6te unveränderte Auflage. 1808. 166 S. 8. (6 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 29 A P R I L , 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

FRANKFURT U. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer:
*Über Bildung, Lehre und Wandel protestantischer
Religionslehrer; von Johann Friedrich Jacobi,
Ober-Consistorial-Präsidenten der augsb. Con-
fessions-Verwandten in den Departements der
Ruhr, Rhein und Mosel u. s. w., Präfecturrath und
Mitgl. der Ehrenlegion. 1808. 162 S. 8. (12 Gr.)*

Der Titel dieser Schrift giebt dasjenige nicht ganz genau an, was man darin findet; aber der Vf. hat dafür gesorgt, dass man alles das gerne nimmt, was er giebt. Er hat die Briefform gewählt, und versetzt sich im ersten Briefe in die Lage eines guten Sohnes, der auf einer Universität sich zu einem protestantischen Prediger bilden will, und an seinen Vater über einige Hindernisse schreibt, die er in seinem Verhältniss dabey findet. Das zweyte und dritte Schreiben enthält die Antworten, worin der Vater ihn theils daran erinnert, dass wahres Christenthum und wahre christliche Lehrerwürde zu allen Zeiten seit Entstehung des Christenthums ihre Hindernisse gefunden haben, theils ermahnt, und ihm den Weg zeigt, bey den jetzt vorkommenden Schwierigkeiten sich zu seinem Amte die rechte Vorbereitung zu geben, und bey denen, die er noch künftig antreffen werde, dasselbe in einer Stadt oder auf dem Lande würdig zu führen. Der vierte Brief ist wieder an den alten Vater gerichtet, aber von seinem Schwiegersohne, einem in einer Residenz im Amte stehenden Prediger. Dieser erzählt eine Unterredung, die er mit seinem Fürsten gehabt hat, sowie die Veranlassung dazu, wo am Ende der Fürst ein Gutachten darüber fodert, ob und wie die beiden protestantischen Hauptparteyen könnten mit einander vereinigt werden, welches dem Schwiegervater Gelegenheit giebt, sich darüber im fünften und letzten Schreiben auszulassen.

Der Vortrag der neuesten Philosophie und das ungesittete Leben der Studirenden auf Universitäten, werden als die vornehmsten Hindernisse der rechten Bildung protestantischer Religionslehrer in jetzigen Zeiten angesehen, u. in der letzten Rücksicht wünscht sogar der Vf. solche Seminaria, dergleichen die Jesuiten hatten. Aber wird nicht dabey in Bezug auf das Erste vergessen, dass jede Philosophie nur hauptsächlich den Scharfsinn üben soll, dass auch die neueste das kann, dass man die Sprache jeder lernen muss, wenn man in sie eingeweiht werden, und sie muss verlassen können, wenn man einen populären Vortrag halten soll?

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Wird nicht beachtet werden müssen, dass, wenn solche Seminaria zwar dazu dienen, etwas hervorzubringen, was eine mechanische Frömmigkeit heissen mag, auch den darin erzogenen Lehrern einen gemeinschaftlichen Geist zu geben, wie ihn die Kirche gerne hat, dieser Geist doch auch sehr leicht jesuitisch eingeengt und gefesselt werden, und Heuchelei oder bloße Werkheiligkeit, eine äussere Form der Heiligkeit, bey welcher der innere Gehalt fehlt, entstehen kann? Protestantische Prediger müssen vielmehr frey gebildet werden, wie Rec. glaubt. Es muss ihnen nicht gerade das vorgetragen werden, was, und so, wie sie es wieder lehren sollen, sondern sie müssen das lernen, was sie als gründlich gelehrte Kenner ihrer Religion zu wissen nöthig haben. Darunter wird ja auch das seyn, was weniger Gelehrten beygebracht werden muss. Die Auswahl, die Vortragsart müssen sie sich selbst abstrahiren. Wie der Professor ihren Vorkenntnissen und Bedürfnissen gemäss gelehrt hat, so müssen sie lernen, sich nach den Vorkenntnissen und Bedürfnissen ihrer Lehrlinge zu richten. Regeln kann man ihnen dazu geben; man kann ihnen in einigen Beyspielen von der ganz verschiedenen, theologischen und populären Vortragsart Begriffe beybringen, wie es ja auch auf jeder Universität geschieht, aber mechanisch sie zu der letzteren abrichten kann und muss man nicht. Sie müssen zu philosophischen Köpfen gebildet werden; dass dieses durch die jetzmalige Zeitphilosophie geschehe, ist nicht zu ändern. Freylich, wenn einige Lehrer der letzteren heutiges Tages sie so vortragen, dass ihre Studirenden Zuhörer sie gar nicht verstehen können, dass sie sich vielleicht selbst nicht verstehen, wer weis dann nicht, dass sie zu tadeln sind? Aber offenbar muss der akademische Vortrag ganz anders als der populäre seyn, wenn es auch nur wäre, weil er andere Zuhörer hat.

Über den Missbrauch der Freyheit und das zügellose Leben der Studirenden auf Universitäten wird zwar mit Recht sehr geklagt; es ist darin eine schlechte Vorbereitung zum Amte würdiger Religionslehrer: aber sollen denn diese so lange unter strenger Aufsicht bleiben, bis sie selbst die Sittenaufsicht ganzer Gemeinden werden? Muss nicht auch für sie eine Zeit kommen, wo sie lernen und anfangen, sich selbst zu regieren? Sollen sie dies erst im Amte lernen? Nein; sind sie dazu noch nicht fähig, wenn sie auf die Akademie kommen: so schicke man sie später und besser vorbereitet dahin. Sie werden hier ihre Versuchungen finden, aber das müssen sie ja. Die Disciplin sollte etwas strenger, die

Aa

Aufsicht auf die Einzelnen genauer seyn; aber sie so lange in katholisch - oder gar jesuitisch - gearteten Seminarien zu lassen, bis sie Prediger werden, das wird nie der Weg seyn, würdige protestantische Lehrer zu bilden. Sollen sie einen gewissen gemeinschaftlichen Geist erhalten, wodurch freylich erstaunlich viel ausgerichtet werden kann: so bekamen sie ihn ehemals durch das gründliche Studium ihrer kirchlichen Dogmatik, und würden ihn auch noch dadurch bekommen können, wenn nur die Professoren daran dächten, ihn also zu bilden, und wenn nur die Studirenden mehr Einheit und Zusammenstimmung unter ihren künftigen Amtsbrüdern bemerkten. Soll innere Religiosität mehr in ihnen befördert werden: so wäre freylich darüber viel zu sagen. Es wird offenbar daran zu wenig gedacht; aber dafs dazu doch solche Seminaria nicht nöthig sind, ergiebt sich aus der früheren Geschichte des Protestantismus z. B. aus der Periode der Pietisten, in welcher, wie man nicht leugnen kann, dafür viel und mit Nutzen geschah. Seminaria für künftige Prediger sind vortreflich; aber sie müssen von der Art seyn, wie man sie in einigen protestantischen Ländern schon hat, und noch mehr vervollkommen kann; sie dürfen nicht den jesuitischen gleichen. Sie könnten auf allen Universitäten leicht gestiftet, oder es könnten auch ähnliche Anstalten für einige von denen eingerichtet werden, die einer vorzüglicheren Bildung zu den wichtigsten Kirchenämtern fähig und würdig sind.

Unter den Hindernissen, die der nützlichen Führung des christlichen Lehramtes selbst heutiges Tages entgegen stehen, erwähnt diese Schrift nur vorzüglich des gewöhnlichen Unglaubens und der noch gewöhnlicheren Religionsgleichgültigkeit; und mit grossem Vergnügen wird man die Schilderung lesen, wie, dessen ungeachtet, redliche Prediger ihr Amt sowohl in der Stadt als auf dem Lande mit grossem Nutzen führen können. Wahr und ohne Übertreibung ist dabey fast alles; nur scheint der Vf. etwas zu viel von der Trefflichkeit des Lehrers zu erwarten. Öffentliche Religionsübung läfst sich dadurch allein nicht befördern, wenn man nicht eine verständige Kirchenordnung einführt, und die Meinung des grossen Haufens, auch dessen, der selbst nicht ganz religiös ist, dafür zu gewinnen weifs, dafs Religion etwas Vortreffliches und öffentliche Gottesverehrung etwas Nöthiges sey. Der Vf. will, wie die meisten jetzigen Religionslehrer, um sich her befert, und durch die Gebesserten wirken; ein sehr sicherer, aber langsamer Weg. Nach Rec. Meinung werden christliche Religionslehrer nützlicher seyn, wenn sie mehr, als geschieht, daran denken, wie Menschen, die noch gleichgültig gegen Religion und Tugend, oder wohl gar davon abgeneigt sind, dafür gewonnen werden, und sich überzeugt halten, dafs dies unmöglich allein weder dadurch geschehen könne, dafs sie ihnen sagen, wie sie seyn müssen, (was sie nicht hören mögen,) noch auch dadurch, dafs sie ihnen etwas versprechen, was sie noch nicht achten. Gute Christen wird man sehr leicht zur Theilnahme an den öffentlichen Gottesverehrungen da-

durch ermuntern können, wenn man diese Anstalten als Tugendmittel darstellt, oder sie an ihre Schuldigkeit erinnert, die Moralität in anderen Menschen zu befördern; aber wie viele Menschen giebt es, bey denen man durch solche Vorstellungen gar nichts ausgerichtet! Soll man nun diese gar nicht, oder mufs man sie nicht durch andere Bewegungsgründe zu dieser Pflicht erwecken?

Das Gutachten über die Vereinigung der Protestanten ist oberflächlich gegeben; und wie kann es anders seyn, so lange nicht gesagt wird, wie weit die Einigkeit gehen soll? Ehemals hatten die Lutheraner und Reformirten sich in der Kirchenverfassung, in den Gebräuchen, im Sprachgebrauch und wegen der Verschiedenheit der Lehrmethode getrennt. Um des Friedens willen hätte jede Partey etwas nachgeben sollen, was ihr sonst nicht gelief; das Bessere hätte überall durchdringen sollen. Aber da es nun einmal nicht geschah, mufste die Trennung erfolgen; und da sie erfolgt ist, welche Partey soll nun nachgeben, u. die Grundsätze und Einrichtungen der anderen annehmen? Oder will man aus beiden eine dritte machen, die protestantisch, und weder lutherisch noch reformirt ist? Das letzte ist schon einigermassen durch die Zeit geschehen, aber was ist dadurch gewonnen, oder was würde ausgerichtet werden, wenn es noch in gröfserem Umfange erfolgte? Was anderes als eine neue Partey, mit der vielleicht viele von den beiden bisherigen nicht zufrieden wären? Die Kirchenverfassung wird doch auch entweder presbyterianisch seyn müssen, oder nicht, das Brod im Abendmahl wird gebrochen werden müssen, oder nicht. Wie kann man etwas einführen wollen, wo weder das eine noch das andere wäre? Oder welche Partey soll nachgeben? Welche mufs gerettet werden? Soll es die kleinere, die vielleicht in anderen Gegenden die grössere ist? Und was ist gebessert, wenn die eine die andere verschlungen hat?

Leicht wird man gestehen, dafs aus der Trennung der Protestanten von Anfang an viele Übel entstanden sind und noch entspringen; aber die meisten und gröfsten, die ehemals waren, sind doch vorüber. Die Zeit hat vereinigt; es ist nur übrig zu bestimmen, was noch geschehen mufs, und das scheint folgendes zu seyn. Es ist gar nicht nöthig, dafs die Reformirten lutherisch, oder die Lutherischen reformirt, oder aus beiden Kirchen Eine zusammengesmolzen werde, die weder das eine noch das andere ist. Es ist gar nicht nöthig, dafs das Vermögen der einen Partey der anderen gegeben, oder beide gleiche Rechte erhalten, wo sie sie noch nicht haben. Das letzte erhält und vermehrt nur die Trennung. Aber das ist nöthig, dafs, wo beide Parteyen sind, jedem die Freyheit gegeben werde, zu der einen oder der anderen sich zu halten, dafs nicht jemand darum zu einer anderen Religionspartey sich bekennt, weil er ein Sohn und keine Tochter ist, dafs nicht jemand darum sein Kind von einem reformirten Prediger taufen lassen kann, weil er es wohlfeiler hat. Das ist nöthig, dafs Einrichtungen ge-

troffen werden, nach welchen kein Prediger davon Nachtheil hat, wenn einige seiner Gemeindeglieder auch einen anderen Ritus bey dem Abendmahl vorzögen, als der in seiner Kirche eingeführt ist, und den er nicht abändern kann oder will. Das ist nöthig, daß keine Prediger einer Parthey da mehr sind, wo es keine Gemeinde von derselben mehr giebt. Das ist nöthig, daß man endlich allgemein einsehe und decretire, um der Meinungen willen dürfe man sich nie als äußerlich getrennt betrachten, denn durch diese sey man nur innerlich getrennt, und dabey könne man durch Liebe innerlich und auch durch äußerliche Bande vereinigt seyn; um des Sprachgebrauchs und der Lehrmethode willen könne man sich nicht mehr als getrennt denken, da die Protestanten darin heutiges Tags in gewisser Rücksicht sehr einig wären, nämlich sofern sie darin eine große Verschiedenheit duldeten; die Verschiedenheit der Kirchenverfassung und Gebräuche, worin die Lutheraner von jeher Freyheit statuirt hätten, werde und dürfe nicht als eine Scheidewand betrachtet werden, da auch jetzt schwerlich mehr ein Reformirter die seinigen als nothwendig betrachten würde, wenn er sie auch vorzöge; sie könnten daher immer in verschiedenen Ländern und Gemeinden fortdauern; wenn ein Protestant eine Art des Ritus oder der Kirchenverfassung vorzöge, und an einem Orte lebte, wo beide eingeführt wären, so könnte er zu der Parthey sich halten, die ihm die angemessenere wäre; käme er aber an einen Ort hin, wo nur eine wäre, so müßte er sich darum doch zu der dortigen Gemeinde halten, wenn ihm auch die Einrichtung einer anderen lieber wäre.

Rec. ist überzeugt, daß, wenn alles noch lange in dem Zustande bleibt, nach welchem die Protestanten äußerlich getrennt sind, und doch keine Ursache der Trennung wissen, oder wenn sie eine wissen und für wichtig halten, nicht frey eine Parthey vor der anderen sich erwählen können, dadurch der wahren Religiosität ein großes Hinderniß in den Weg gelegt wird. Diefs scheint der Vf. nicht beachtet zu haben, welcher, weil er einer Totalvereinigung der Protestanten mit Recht abhold ist, gar nichts von Aufhebung der Übel sagt, die noch jetzt aus der Trennung entstehen und durchaus gehoben werden müssen. Seine Schrift aber, die überhaupt zum Nachdenken veranlaßt und reizt, wird doch auch dazu, wie zur immer größeren Vervollkommenung des Standes protestantischer Religionslehrer, beytragen können.

Dfr.

ANSBACH, b. Gassert: *Gemeinnütziges Archiv für Prediger und Schullehrer, besonders in Franken.* Herausgegeben von einer Gesellschaft protestantischer Prediger und Schullehrer in Franken. Ersten Bandes erstes Stück. 1806. 222 S. Zweytes Stück. 1807. 154 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der jetzige Redacteur dieses Archivs ist, nach der Vorrede zum zweyten Stück, Hr. M. Franz Ph. H. Rabus, Mittagsprediger und Inspectorats-Verweiser

am Gymnasium zu Ansbach. Der Plan, nach welchem dieses Archiv angelegt ist, ist zweckmäßig, und daß vom zweyten Stück an die Predigtentwürfe und Predigten über die gewöhnlichen Perikopen weggelassen sind, ist eine Verbesserung desselben. Etwas zu weit griff man wohl um sich, als man auch die Recensionen und Anzeigen solcher Bücher, die in vaterländischen Buchhandlungen verlegt werden, mit in den Kreis dieses Archivs zog. — Wir wollen über einige der aufgenommenen Aufsätze unsere Meinung sagen. Stück 1, S. 17 ff. soll die Frage beantwortet werden: *Wie muß die Confirmation der Kinder eingerichtet werden; wenn sie für die Beförderung des religiösen Sinnes wirken soll?* Voraus geht eine kurze Geschichte des Confirmations-Actus überhaupt. Dann meint der Vf.: 1) man müsse der Confirmationshandlung eine eigene Gottesverehrung, und zwar an einem Sonn- oder Fest-Tage widmen. Er hat Recht, und dies geschieht auch schon bey weitem in den meisten Gegenden des protestantischen Deutschlands. 2) Die Gottesverehrung solle sich an diesem Tage durch ungewöhnliche Feyerlichkeit auszeichnen, und dabey alles Spielende und Ermüdende vermieden werden. „Die ganze Einrichtung des äußerlichen Gottesdienstes zeige die Wichtigkeit der Handlung, das Gotteshaus sey an diesem Tage mit vorzüglicher Sorgfalt gereinigt, der Fußboden mit Teppichen belegt, oder wo diese mangeln, mit Feldblumen oder Kräutern bestreut. Die Kanzel werde mit den besten Tüchern bedeckt, der Altar mit Blumen verziert. Statt der gewöhnlichen zwey Lichter zünde man ihrer sechs und mehrere an. Die reingeputzten heiligen Gefäße stelle man in die Mitte des Tisches u. s. w.“ Hier möchte nun Rec. rathen, aufzuhören: denn wenn es *und so weiter* ging, so möchte das Spielende nicht wohl zu vermeiden seyn. Überhaupt kann man bey solchen Dingen der guten Sache leicht zu viel thun, und lächerlich machen, was man feyerlich machen wollte. Rec. unterschreibt daher gern das Urtheil des Vfs. über Hn. Biels Confirmationshandlung. Was gegen den Schluß der Abhandlung über des Nachtheilige der Privatconfirmationen in vornehmen Häusern gesagt wird, ist Rec. aus der Seele geschrieben. — Der gleich darauf folgende Aufsatz: *Einige Worte über die von Predigern so häufig geführten Klagen, daß es noch immer keine guten Katechismen gebe*, ist recht eigentlich zur Lehre und zur Warnung geschrieben. „Der Lehrer lasse es sich die größte Angelegenheit seyn, nicht über Katechismen zu klagen, sondern darauf zu denken, wie er seinen ihm vorgeschriebenen recht brauchbar benutze.“ — Was St. 2. S. 20 ff.: *Über die Kleidung der Geistlichen, besonders im Amte*, gesagt ist, zeigt, daß auch in Franken eine Zurechtweisung über diesen Gegenstand nöthig geworden. Aus dem Aufsatz selbst spricht ein bescheidener, aber die Würde des geistlichen Standes nicht verkennender Mann. — Unter den *Casualpredigten und Reden*, die alle ihrer Stelle nicht unwerth sind, zeichnet sich besonders die Predigt am Dankfeste wegen des Waffen-

glücks der combinirten Armeen vom Pf. Roth zu Windsfeld, durch edle Freymüthigkeit aus. — Rec. wünscht an seinem Theile diesem Archiv einen guten Fortgang.

C. D.

LEIPZIG, b. Barth: *Magazin von Aufgaben mit zu verarbeitendem Stoffe zu schriftlichen Aufsätzen, und mit Vorbericht und Beyspielen von der Art ihrer Verfertigung.* Zum Gebrauch für Lehrer in den mittleren Classen guter Schulen und zum Privatunterricht gesammelt von Joh. Gottfried Pfaffenberg, Pred. u. Mitglied des Ministerii zu Dessau. 1808. XX u. 312 S. 8. (20 Gr.)

Die Absicht des Vfs. geht dahin, „für Schüler, die schon in *verschiedener Art* von schriftlichen Arbeiten einige Übung haben, und solche Aufsätze, Briefe u. s. f. zu verfertigen wünschen, die in ihren *künftigen Wirkungskreis* eingreifen, den sie gewählt haben, oder *wählen wollen*, eine Art von Vorbereitung zu geben, die ihrer getroffenen Wahl angemessen ist.“ Zugleich sollte aber auch der Lehrer „mit diesen Materialien Erleichterung bekommen, damit derselbe sich in den Stand gesetzt sähe, ohne Mühe und Schwierigkeiten unter dem verschiedenen Stoffe denjenigen aufzufinden, der den Fähigkeiten, Kenntnissen und Umständen der Untergebenen am angemessensten wäre.“ Der Gedanke ist gut; nur bleibt zu wünschen, daß er mit mehr Umsfassung und Überlegung ausgeführt worden wäre. Die Aufgaben sind folgendermaßen geordnet: 1) Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen; 2) Vergleichen und Unterscheidungen; 3) Gleichnisse (Parabeln); 4) Auffuchung des Zusammenhangs zwischen Ursache und Wirkung, Endzweck und Mittel; 5) Sätze und Redensarten, die mit anderen zu verwechseln sind (Variation, Variiren); 6) zur Erklärung fremder und schwerer Wörter; 7) Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten; 8) Charaden, Räthsel, Logogriphen, Trilogriphen; 9) Briefe; 10) Gegenstände des häuslichen und bürgerlichen Verhältnisses, Rechnungen, häusliches Buchhalten, Schuldscheine u. s. w., wobey eine Anmerkung über Abbreviaturen; 11) zur Erklärung uneigentlicher Ausdrücke; 12) Übertragung der Poesie in Prosa und zur Erklärung des Postfischen; 13) das Gespräch (Dialog) und die Katechese; 14) Auszüge aus längeren Aufsätzen; 15) Geographie und Geschichte; 16) größere Aufsätze und ausführlichere Abhandlungen.

Sieht man dieses Inhaltsverzeichniß genauer an: so findet man leicht, daß der Vf. durchaus nicht einig mit sich geblieben ist, und eigentlich ohne Plan gesammelt und zusammengestellt habe. Denn in welcher Art schriftlicher Arbeiten können wohl Schüler einige Übung gehabt haben, die nicht auch hier mit aufgeführt wäre? Wo bleibt daher die nähere Beziehung auf den künftigen Wirkungskreis? Doch mit diesem künftigen Wirkungskreis ist es überhaupt nicht zu genau zu nehmen. Denn auch in den besten Schulen kann man nicht jeden einzelnen Schüler mit seinem künftigen Broderwerb berücksichtigen: es kommt überhaupt darauf an, sich ausdrücken zu lernen; das Formelle ist von keiner großen Erheblichkeit. — In der Auswahl des Einzelnen ist der Vf. nicht glücklicher gewesen als in der Zusammenstellung des Ganzen. Wie schwer sind nicht manche der für Schüler bestimmten Aufgaben! Man könnte sie Männern vorlegen; z. B. Warum ist die Ehre einem Soldaten so wichtig? Ferner kommen Dinge vor, die, wie sie hier angegeben sind, gar nicht für die Schule gehören, z. B. S. 146. No. 28, wobey die Anmerkung steht: „Eine solche Anfrage setzt eine genauere Bekanntschaft voraus, und muß mit Vorsicht abgefaßt werden. Und da man durch eine unvorsichtige und übereilte Antwort einem Handlungshaufe großen Schaden stiften kann: so muß bey der Beurtheilung desselben die Feder von Redlichkeit und Wahrheit geführt seyn.“ Was heißt nun das? Nichts anderes, als: du Schüler, kannst diese Aufgabe nicht beantworten. — Auch gebricht es dem Vf. nicht selten an der Deutlichkeit des Ausdrucks, z. B. S. 60: „die Redensart: Jemanden Staub in die Augen streuen, läßt sich erläutern, wenn man an die Ähnlichkeit zwischen dem Staube und der dadurch verursachten Dunkelheit mit falschen Vorpiegelungen ränkevoller Menschen denkt; denn darin (?) liegt der Vergleichungspunct.“ Merkwürdig ist auch in dieser Hinsicht, was von den Charaden S. 65 gesagt wird: „Die Charaden oder Sytbenrathsel bestehen aus ein- oder mehrsybligen oder zusammengesetzten Wörtern, von denen man die einzelnen Sylben, aus welchen das Wort, oder die Wörter bestehen, deutlich bestimmt, beschreibt oder umschreibt, und alsdann das Ganze bezeichnet.“ — Für einen verständigen Lehrer, der zu wählen versteht, kann indeß diese Sammlung ihres großen Reichthums wegen von Nutzen seyn. AN.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Gräff: *Der Rathgeber vor, bey und nach dem Beyschlusse, oder faßliche Anweisung, den Beyschluss so auszuüben, daß der Gesundheit kein Nachtheil zugefügt, und die Vermehrung des Geschlechts durch schöne, gesunde und starke Kinder befördert wird.* Nebst einem Anhange, worinnen die Geheimnisse des Geschlechts und der Zeugung des Menschen erklärt sind, auch einer Nachricht, die Erfindung eines Schaamgürtels zur Heilung des männlichen Unvermögens betreffend, herausgegeben von D. C. W. Becker, praktischem Arzte in Leipzig. 5te sehr verm. Aufl. 1809. 140 S. 8. (16 Gr.)

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Anfangsgründe der Zeichenkunst für Kinder, auch zum Selbstunterricht für die ersten Anfänger, in Ermangelung eines Lehrers.* 3te verb. Ausg. mit 340 Figuren. 1808. Fol. (1 Thlr.)

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Übungen in der Ciceronianischen Schreibart, nebst einer Abhandlung über Periodenbau und Numerus nach Cicero und Quintilian,* von M. Fr. Wilh. Hagen. 1 Bds. 1 Samml. 2te verm. u. verb. Aufl. 1808. XII u. 123 S. 8. (8 Gr.)

Monatsregister

A p r i l 1 8 0 9.

I. Verzeichniß der im Monat April in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

A.

- Anfangsgründe der Zeichenkunst für Kinder.** 3. Ausg. 100, 192.
Archiv, gemeinnütziges, für Prediger und Schullehrer, besonders in Franken. 1 Bd. 1. 2 St. 100, 189.
Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst. 1. 2 Abth. 93, 129.
Aus Neigung wird Liebe oder der Namenstag von S. B. J. 91, 120.

B.

- Becker der Rathgeber vor, bey und nach dem Beyschlaf.** 5te Aufl. 100, 191.
Brunt Progr. Comparatur privilegium ab Imp. Friderico II. a. 1813 Goslariae datum cum legibus hujus civitatis antiquis 90, 112.
Burdach Handbuch der neuesten Entdeckungen in der Heilmittellehre 81, 38.
Busse Anleitung zum Gebrauche meines Rechenbuchs. 1. 2 Th. 4 Aufl. 95, 181.
— gemeinverständliches Rechenbuch für Schulen. 1. 2 Th. 4 Aufl. 95, 181.

C.

- Christ Bienenkatechismus für das Landvolk.** 2. Aufl. 85, 71.
Costeffa das Räthsel und der unterbrechene Schwätzer 99, 180.

D.

- Daniel aus dem Hebräisch - Aramäischen neu übersetzt und erklärt von Bertholdt.** 1. 2 Hälfte 77, 1.
Dürers christlich - mythologische Handzeichnungen in lithographischer Manier gearbeitet von Strixner. 7 Hefte 91, 123.

E.

- Eilmann Wahrheiten aus beiden Trigonometrien auf eine neue Art bewiesen** 88, 94.
Einert Abdankungs - oder Leichen - Reden für Landgemeinden 92, 126.
Ewald christliche Erweckungen auf alle Tage in der Woche 92, 127.
— Erbauungsbuch für die Jugend beiderley Geschlechtes 91, 127.
Eytelwein Handbuch der Statik fester Körper. 1 - 3 Bd. 86, 73.

F.

- Fielding the history of Tom Jones a Foundling.** Vol. IV 95, 145.
Formula Confutationis Augustanae Confessionis cum latine — tum germanica — nunc primum edidit Müller 96, 153.
Frenzel Anfangsgründe der gemeinen Arithmetik und Algebra. 2. Aufl. 86, 79.
Farthner das Ganze der christlichen Sitten- und Glaubens - Lehre in 3 Jahrgängen von Sonntags- und Fest - Predigten. 1 Jahrgang 92, 121.

G.

- Geld- und Münz - Wissenschaft für Geschäftsleute.** 2. Aufl. 95, 153.

- v. Gentis italiänische und deutsche Gespräche.** 2. Aufl. 87, 88.
Götz Reden und Predigten bey der Taufe, bey dem Abendmahle und bey der Vorbereitung zu demselben 92, 125.

H.

- Hagen Materialien zu Uebungen in der ciceronianischen Schreibart.** 1 Bd. 1 Sammlung. 2. Aufl. 100, 192.
Hergang neue historisch - geographische Räthsel Hieroglyphen oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages von v. L. 97, 162.
Hoff praktischer Wegweiser der Interesse, Interesse von Interesse und der Zeitrechnung 88, 95.
Held erstes Buch für Kinder 84, 63.
Holscher Leitfaden zu Unterredungen und Wiederholungen mit und für Confirmanden über die für sie wichtigsten Gegenstände der Religion und Sittlichkeit 78, 16.
v. Humboldt Ansichten der Natur mit wissenschaftlichen Erläuterungen. 1 Bd. 89, 97.

I.

- Jacobi über Bildung, Lehre und Wandel protestantischer Religionslehrer** 100, 185.
Jäger Geschichte Frankenlandes. 2 Theil 98, 174.

K.

- Konopak die Institutionen des römischen Rechts** 80, 30.
Kraus Spatzwirthschaft. Nach dessen Tode herausgeg. von v. Auerwald. 1 - 4 Th. 84, 60.
Krebs griechisches Lesebuch nebst einer Grammatik für die ersten Anfänger. 2 Aufl. 94, 143.
Krugs ausführliche Anweisung die hochdeutsche Sprache recht aussprechen, lesen und recht schreiben zu lehren 95, 147.

L.

- Langsdorf über Newtons, Eulers, Kästners und Conforten Fuchereyen in der Mathematik.** 88, 93.
Library. English. Authors in Prose. Vol IV - XI. 95, 145.
Löhr Denkbüchungen in Entwicklung vieler wichtiger Begriffe und Erklärung häufig gebrachter Wörter 87, 87.
— Elementarbegriffe oder Entwicklung vieler Begriffe zur Bestimmtheit im Denken und zum Verständniß vielgebrauchter Wörter. 1 Abth. 2. Aufl. 87, 87.
— Tändeleyen und Scherze für unsere Kinder. 2 Bächen. 84, 64.
Luden Biographie Sir William Temple's 98, 169.
— kleine Aufsätze, meist historischen Inhalts. 2 Bächen. 98, 169.
Lukat der neue sächsische Bienenmeister. 1 Bd. 2. 2 St. 2 Bd. 1 St. 85, 68.
— Entwurf eines wissenschaftlichen Systems der Bienenzucht. 1 Th. 86, 66.

M.

- Mann chronologische Uebersicht der Universalgeschichte des 18 Jahrh. Aus dem Franz.** 90, 110.
Marktbuch, allgemeines, bey dem Ein- und Verkauf. 2. Aufl. 88, 95.

<i>Meidinger Nouvelle Grammaire italienne pratique.</i> 5 éd.	87. 83.	<i>Sammlung auserlesener Lieder für Freymaurer</i>	91. 119.
<i>Mitford Geschichte Griechenlands. Eine freye Uebersetzung durch Eichstädt.</i> 6 Band	90. 108.	<i>Schade nouvelle Grammaire allemande à l'usage des François.</i> 6 édité.	96. 151.
<i>Müchler sechzehn Lieder</i>	99. 184.	<i>Scheibel zwey mathematische Abhandlungen</i>	88. 95.
<i>Müller Abhandlung über das schleichende Nervenfeber</i>	89. 145.	<i>Schmid kritische Einleitung in das gesammte Recht des französischen Reichs.</i> I Th. 1 Bd.	
— die Gefahren der Zeit für unsere Jugend	92. 124.	1. 2 Abth.	79. 17.
<i>Musterbuch der lithographischen Druckerey von Stiefelder, Griesner und Comp.</i> 1 Heft	91. 118.	<i>Schmidt Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte.</i> 2 Ausgabe	96. 160.
N.		<i>Smollet the adventures of Roderic Random.</i> 3 Voll.	95. 146.
<i>Nachtgedanken über das A. B. C. Buch von Spiritus Asper.</i> 1. 2 Bächen.	97. 167.	<i>v. Sonnenberg Gedichte.</i> Herausgeg. von Gruber	99. 177.
P.		<i>Sterns the life and Opinions of Tristram Shandy.</i> 1—4 Vol.	95. 145.
<i>Pfannenbergs Magazin von Aufgaben mit zu verarbeitendem Stoffe zu schriftlichen Aufsätzen</i>	100. 191.	<i>Steinbeck der aufrichtige Kalendermann.</i> 6 Aufl.	99. 183.
<i>Philippsohn טודע לבני ברנה oder Kinderfreund und Lehrer.</i> 1 Th.	84. 61.	<i>Storr Idea methodi foliolum</i>	88. 103.
<i>Plautus der prahlerische Krieger.</i> Aus dem Lat. metrisch abersezt	94. 141.	— <i>Museum physiognomicum.</i> Partis I oronognomicae lib. I	89. 102.
<i>Purgold Hellwig</i>	99. 185.	T.	
R.		<i>Tasso Amint.</i> Aus dem Ital. überf. von Schaul	99. 184.
<i>Reinkold Betrachtungen über den wahren Anstand und über die Mittel, die Haltung des Körpers zu verschönern.</i> Nach dem Franz. des Mereau	88. 96.	V.	
— die Anfangsgründe der Erkenntniß der Wahrheit in einer Fibel	82. 41.	<i>Vietk Anfangsgründe der Mathematik.</i> 1. 2 Th. 2 Aufl.	88. 92.
<i>Röckl pädagogische Reise durch Deutschland</i>	84. 63.	W.	
<i>Rosenmüller Handbuch der Anatomie nach Lebers Umriß der Zergliederungskunst</i>	81. 35.	<i>Wald, der thüringer, geschildert von v. Hoff und Jacobs.</i> 1 Hälfte. 1. 2 Hefte	97. 166.
		<i>Weber systematisches Handbuch der Staatswirtschaft.</i> 1 Bd. 1. 2 Abth.	83. 49.
		<i>Wolf über die Luftröhrenbräune der Kinder</i>	89. 104.
		<i>Wunderlich Observaciones crit. in Aeschylí tragodias tragoediarumque reliquias</i>	94. 137.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks; die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

<i>Akademische Buchhandlung in Kiel</i>	82.	<i>Herrmann in Frankfurt am Mayn</i>	94.
<i>Anonyme Verleger</i>	90. 97.	<i>Heyer in Gießen</i>	96.
<i>Bachmann und Gundermann in Hamburg</i>	100.	<i>Hinrichs in Leipzig</i>	81. 84. 96.
<i>Bäcker und Kürzel in Duisburg und Essen</i>	89.	<i>Hof- Kunst- und Buch- Handlung in Rudolstadt</i>	99.
<i>Berth in Leipzig</i>	88. 92. 100.	<i>Klüger in Rudolstadt</i>	98.
<i>Brönner in Dillingen</i>	84.	<i>Köhler in Leipzig</i>	81.
<i>Cotta in Tübingen</i>	89.	<i>Korn d. ä. in Breslau</i>	88.
<i>Crone in Osnabrück</i>	88.	<i>Littfas in Berlin</i>	99.
<i>Crußius in Leipzig</i>	95 (2). 96.	<i>Macklot in Karlsruhe</i>	99.
<i>Dankwerts in Göttingen</i>	98.	<i>Martini in Leipzig</i>	85 (2).
<i>Dieterich in Göttingen</i>	88. 94.	<i>Maurer in Berlin</i>	88.
<i>Ettinger in Gotha</i>	97.	<i>Mohr und Zimmer in Heidelberg</i>	88. 100.
<i>Expedition der allg. Handlungszeitung und des Verkündigers in Nürnberg</i>	95.	<i>Nicolovius in Königsberg</i>	84. 99.
<i>Fleischer, J. G. B., in Leipzig</i>	85. 99.	<i>Palm in Erlangen</i>	77. 100.
<i>Fleischer d. j. in Leipzig</i>	84.	<i>Realschulbuchhandlung in Berlin</i>	86. 99.
<i>Frölich in Berlin</i>	83. 94.	<i>Schimmelpfennig u. Comp. in Halle</i>	80.
<i>Gassert in Ansbach</i>	100.	<i>Schöps in Zittau und Leipzig</i>	92. 97.
<i>Gräff in Leipzig</i>	84. 95. 97. 100.	<i>Senefelder, Gleissner u. Comp. in München</i>	91 (2).
<i>Guilhaumann in Frankfurt a. M.</i>	87 (5).	<i>Stage in Augsburg u. Leipzig</i>	91.
<i>Hammerich in Altona</i>	89.	<i>Steinkopf in Stuttgart</i>	89.
<i>Hahn, Gebr., in Hannover</i>	78. 92 (5).	<i>Staudel und Keil in Gotha</i>	96 (2).
<i>Hänel in Magdeburg</i>	91.	<i>Thomans in Landshut</i>	92.
<i>Hanisch's Erben in Hildburghausen</i>	75.	<i>Treutzel und Würz in Paris</i>	95.
<i>Heinsius in Leipzig und Gera</i>	98.	<i>Walther in Dresden</i>	90.
<i>Hoffenland in Magdeburg</i>	88.	<i>Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig</i>	90.
		<i>Wittekind in Eisenach</i>	86.

III. Intelligenzblatt des April.

Ankündigungen.

<i>Dieterich in Göttingen Verl.</i>	25. 208.	<i>Fleischer, J. B. G., in Leipzig Verl.</i>	26. 207. 26. 217.
<i>Haderf in Jena Verl.</i>	27. 228.	<i>Flick in Basel Verl.</i>	27. 225.
<i>Feuilleton françois politique et littéraire</i>	25. 205.	<i>Franzen und Grose in Stendal Verl.</i>	28. 226.
		<i>Frommann in Jena Verl.</i>	28. 228.
		<i>Gräff in Leipzig Verl.</i>	26. 209. 26. 214.

Guilhauman in Frankfurt a. M. Verl. 26, 215.
 Hanisch'sche Buchh. in Hildburghausen Verl. 27, 222.
 Haslinger in Linz Verl. 29, 248.
 Hochheimers nöthige Zusätze zu seinem allg. öko-
 nomisch-chemisch-technologischen Haus- und
 Kunst-Buche 28, 259.
 Intelligenzblatt zu den Friedenspräliminarien.
 1. 2 Band 26, 210.
 Joachim in Leipzig Verl. 26, 214. 215. 216. 218. 219.
 27, 229. 230. 28, 239. 240.
 Krause in Leipzig und Danzig Verl. 30, 255.
 Krieger in Gießen und Marburg Verl. 26, 216.
 Kunst- u. Industrie-Comptoir in Amsterdam Verl. 25, 206.
 Liebeskind in Leipzig Verl. 29, 248.
 Oehmigke d. ä. in Berlin Verl. 32, 269.
 Perthes in Hamburg Verl. 26, 218.
 Schmidt in Hamburg Verl. 29, 247.
 Verlags-Comptoir zu Zwickau Verl. 27, 227.
 Waifenhausbuchh. in Halle Verl. 26, 215.
 Wilmans in Frankfurt a. M. Verl. 26, 212.

Beförderungen und Ehrenbezeichnungen.

Antoine d. ä. in Dijon 32, 266.
 v. Aretin in Brixen 30, 253.
 v. Aretin in München 30, 253.
 d'Autel in Heilbronn 29, 241.
 Beck in Braunschweig 28, 257.
 Becker in München 30, 253.
 Beresford in Dorpat 28, 257.
 Berniller in München 30, 255.
 Blöts in Alpeck 30, 254.
 Blumhof in Silbach 32, 266.
 Boeckh in Heidelberg 32, 266.
 Borowski in Königsberg 30, 254.
 v. Branca in München 30, 253.
 Bredow in Helmstädt 30, 254.
 Bridel in Lausanne 28, 257.
 Bürg in Wien 28, 257.
 Campe in Braunschweig 32, 266.
 Cies in Schorndorf 29, 242.
 Grenzer in Heidelberg 32, 266.
 Dabelow in Halle 28, 257.
 Dreyer im Preussischen 30, 254.
 Dümge in Heidelberg 32, 266.
 Dzondi in Wittenberg 28, 257.
 Eschenburg in Braunschweig 28, 257.
 Fischhaber in Tübingen 29, 242.
 Frischeisen in Passau 28, 258.
 Froriep in Halle 29, 242.
 Geisreiter in München 28, 258.
 Gerstner in Wien 28, 257.
 Geseinus in Göttingen 28, 258.
 Gräfe in Anhalt-Bernburg 32, 266.
 Hagen in Königsberg 28, 257.
 Hausmann in Braunschweig 28, 258.
 Hazzi in Düsseldorf 30, 254.
 Herbart in Göttingen 28, 258.
 v. Hirsberg in Ulm 30, 254.
 Holler in München 30, 253.
 v. Hormayr in Wien 28, 257.
 Hufeland in Königsberg 28, 258.
 Hüllmann in Königsberg 28, 253.
 v. Humboldt in Rom 28, 257.
 Klüber in Stuttgart 29, 242.
 Kreuzer in Paris 32, 266.
 Krüger in Leipzig 30, 244.
 Languinois in Paris 28, 257.
 Lehr in Stuttgart 29, 242.
 Lenz in Jena 29, 242.
 Leonhard in Heunau 30, 254.
 v. Linden in Esslingen 30, 254.
 Löfer in Rehfeld 30, 254.
 de Lencival in Paris 32, 266.
 Mahir in Dillingen 30, 253.
 Marent in Bamberg 28, 258.

Münch in Möhringen 29, 241.
 Murhard in Cassel 28, 258.
 Nitsch in Wittenberg 28, 257.
 Ofander in Stuttgart 29, 242.
 Ossilo in Wittenberg 28, 257.
 Pazzi in Heidelberg 32, 266.
 Petri in Erfurt 30, 254.
 Pölitz in Wittenberg 28, 257.
 Raabe in Wittenberg 28, 257.
 v. Reifach in Augsburg 30, 253.
 Remer in Helmstädt 28, 253.
 v. Ribbentrop im Preussischen 30, 253.
 Saint-Pere in Dijon 32, 266.
 v. Schellhast in Ulm 30, 254.
 Scherer in Wien 28, 257.
 Schmid in Hildburghausen 28, 258.
 Schott in Leipzig 30, 254.
 Schubert in Dresden 28, 258.
 Seeger in Heidelberg 32, 266.
 Süvern in Königsberg 30, 254.
 Thiersch in Göttingen 28, 258.
 Triesnecker in Wien 32, 267.
 Weber in Dillingen 28, 258.
 Werkmeister in Stuttgart 29, 242.
 Westphal im Preussischen 30, 254.
 v. Zach in Wien 28, 257.
 Zeller in Zürich 29, 242.

Nekrolog.

Beckstein in Stade 30, 255.
 Blanchard in Paris 28, 240.
 v. Brühl in London 30, 255.
 Claß in Heidelberg 30, 255.
 Boizot in Paris 32, 266.
 Eberhard in Halle 32, 266.
 Faber in Ansbach 30, 256.
 Gherardeschi in Pisa 28, 258.
 Gottschal zu Grofsbrenbach im Weimarischen 28, 259.
 Grübel in Nürnberg 30, 256.
 Heisler in Augsburg 30, 256.
 Knebel in Göttingen 30, 256.
 Kirchgeßner, Marianne, in Schafhausen 30, 254.
 Kretschmann in Zittau 30, 256.
 Kugel in Heidelberg 30, 254.
 Lagnac in Berlin 30, 254.
 Lenz in Gotha 30, 256.
 de Pugsegur in Paris 28, 259.
 Radcliffe in Broughton 28, 240.
 v. Rebeur in Berlin 30, 255.
 v. Riedl in München 32, 266.
 Riesenberg in Grovesmühlen 30, 255.
 de Sainte-Croix in Paris 30, 256.
 Schneidawind in Bamberg 28, 258.
 Schwarze in Göttingen 30, 256.
 Sievogt in Heidingsfeld 30, 256.
 v. Sprengseisen in Meiningen 30, 256.
 Steinbart in Frankfurt an der Oder 30, 256.
 Thilenius in Wiesbaden 28, 259.
 Ullenbroek in Amsterdam 28, 258.
 Vien in Paris 32, 267.
 Wagner in Berlin 28, 258.
 Watermeyer in Stade 30, 256.
 Zoega in Rom 28, 259.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Ancona, Preisaufgabe die dortigen Weine betref-
 fend 29, 246.
 Bordeaux, Preisfragen der Société de médecine 29, 244.
 Colmar, die Société d'émulation ist mit dem An-
 bau des Maulbeerbaums und der Seidenwür-
 mer beschäftigt 32, 267.
 Dänemark, Preisaufgabe des Grafen Reventlow 32, 269.
 Florenz, Preisaufgaben der Akademie der schö-
 nen Künste 29, 245.
 Gand, Preisaufgabe der Société des arts. 32, 268.

Gard-Departement, Preisvertheilung und Preis-	29, 245.
aufgaben der Akademie	
Lüneburg, die literarische Gesellschaft macht den	29, 247.
Vf. eine Preisschrift bekannt	
Lyon, die Société des amis du commerce et des	29, 244.
arts setzt jährlich Prämien aus	
Marseille, Preisaufgaben der Société de médecine	32, 268.
Norwegen, Preise der topographischen Gesell-	29, 246.
schaft	
Paris, den beiden Classen der physikalisch - ma-	
thematischen Wissenschaften und der schönen	
Künste des Instituts Vegt Chladni sein Clavi-	29, 244.
Cylinder vor	
— die Preisfrage über den Croup wird bis	29, 344.
zum 1. Jul. hinausgesetzt	
— Preisfragen der Société médicale d'émula-	31, 267.
tion	
— Sitzung der Classe für die franz. Sprache	28, 240.
und Literatur am 21. Dec.	
— Sitzung der Société d'émulation am 17. Aug.	28, 240.
v. J.	
— Sitzung der Société d'encouragement pour	32, 267.
l'industrie nationale am 1. März	
— Sitzung und Preise der physikalisch - ma-	29, 242.
thematischen Classe des Instituts am 2. Jan.	
Wien, Preisaufgaben des Kaisers, Surrogate in-	29, 246.
discher Arzneien betreffend	
Wirttemberg, Aufschreiben des Königs die wien-	29, 246.
er Preisfragen über die Surrogate indischer	
Arzneien betreffend	
Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.	
Bayern, Normativ der Einrichtung der öffent-	30, 251.
lichen Unterrichtsanstalten	
Bern, Zeerleders Geschenk an die Akademie	28, 236.
Gießen, Verzeichniß der Vorlesungen für das	31, 257.
Sommerhalbjahr	
Heidelberg, Preisvertheilung, Promotion, Dis-	32, 265.
putation	
Jena, Lectionsverzeichniß für das Sommerhal-	25, 201.
bjahr 1809	
— Promotioenen, Prosectorats- und Decanats-	30, 249.
Wechsel, Prooemium zum Lectionskatalog und	
Festprogramm	
Königsberg, neue Anstalten und neue Lehrer an	28, 253.
der Universität	
Kopenhagen, Bescheid auf eine Anfrage des Exa-	30, 252.
men philosophicum betreffend — Promotionen	
und Wehrs Vermächniß	
Leipzig, Einladungsschrift zu einer Rede an der	30, 253.
Thomasschule am 1. Jan.	
Odensee, Schulexamen am 17. Oct. 1808	30, 253.
Paris, die Generalinspectoren der kaiserl. Univer-	
sität bereisen Frankreich — Beschluß des Groß-	
meisters die provisorische Fortsetzung des Un-	
terrichts betreffend — Einweihung der Statue	
des Kaisers in der Facultät der Rechte nebst	
Disputation	28, 236.
— öffentliche Sitzung der Ecole de médecine	32, 265.
vom 24. Nov. v. J.	
Wirttemberg, Errichtung eines Schullehrersemin-	

nariums und Aufforderung an die Candidaten	31, 261.
des Schulslandes	
Würzburg, Nachricht von der neuen klinisch-	28, 233.
technischen Anstalt	
Zürich, ein Schullehrerseminarium ist auf Kosten	29, 241.
der Regierung errichtet worden	

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Alfieri Opere postume sind zu Florenz die 5 letz-	31, 264.
ten Theile erschienen	
Böckel Berichtigung, nebst Antwort des Rec.	32, 271.
Bücher - Auction in Buttstädt	30, 256.
— — — in Jena	25, 208.
— — — in Paris	31, 263.
Bücher werden zu kaufen gesucht von der Ex-	
pedition der Jen. A. L. Z.	28, 240.
Cassio in Neapel giebt ein neues Buch von bisher	31, 264.
unbekannten Fabeln des Phädrus heraus	
Chronik der Deutschen wird in Wirttemberg ver-	29, 248.
boten	
Dousson hat eine franz. Uebersetzung des Appian	31, 264.
geliefert	
Frankreich, in, wird die Geschichte tabellarisch	31, 265.
bearbeitet	
Herbart Erklärung	26, 222.
Mefiodus Werke sind von Lanzi ins Italiänische	31, 264.
übersetzt worden	
Hug Antikritik nebst Anmerkung des Directo-	26, 219.
riums der Jen. A. L. Z.	
Homer, Lambert's Prachtausgabe desselben ist von	31, 264.
Bodoni vollendet	
Jondot hat ein Tableau historique des Nations	31, 264.
herausgegeben	
Italien, die Kunstakademie zu Mayland, Bologna	
und Venedig erhalten Erlaubniß 4 Zeilinge	31, 262.
nach Rom zu senden	
Jung's Theorie der Geisterkunde wird in Wir-	31, 263.
temberg verboten	
Lamberti f. Homer.	
Lefage hat ein Tableau des changemens politi-	31, 264.
ques en Europe herausgegeben	
Münz - Auction in Dresden	26, 219.
Musée françois, publié p. Robillard - Peronville	29, 248.
et Laurent 64 — 66 Lieferung ist erschienen	31, 261.
Naturalien - Tausch - und Handels - Bureau in	26, 219.
Hanau	
Norwich Vertheidigung der Herausgabe seines	27, 230.
Teatro Español	
Pallas neues botanisches Kupferwerk im Ma-	32, 271.
nuscript will Geisler herausgeben	
Phädrus f. Cassio.	
Schellenberg Anzeige, ein kleines japanisches	32, 270.
Wörterbuch betreffend	
Schwabe in Weimar Wünsche, die von Cassio	31, 264.
herauszugebenden noch unbekannten Fabeln	
Phädris betreffend	25, 208.
Viel hat den Telemach in lat. Vers überfetzt	
Villers Erklärung	
Wirttemberg, königl. Decret den Wirkungskreis	31, 262.
des Ober - Censurcollegiums betreffend.	

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 M A Y, 1 8 0 9.

T H E O L O G I E.

WIEN, auf Kosten des Stifts Kloster-Neuburg, und b. Wappler und Beck in Commiff.: *Biblia Hebraica*. Digessit et graviore lectionum varietates adjecit *Johannes Jahn*, Philos. et Theol. Dr., Eccles. Metropol. ad St. Stephan. Canonic. Capitular., Archiepisc. Consistorii Confiliar., atque LL. OO., Archaeol. Bibl., Introduct. in V. T. et Dogm. Prof. P. O. Tom. I. XXVIII u. 500 S. T. II. 725 S. T. III. 572 S. T. IV. 568 S. 1806. gr. 8. (12 Rthlr.)

Obgleich diese Ausgabe der hebräischen Bibel keine neue Recension des Textes enthält, sondern bloß einen Abdruck des *van der hooght'schen*: so zeichnet sie sich doch durch manches andere ihr Eigenthümliche vor allen anderen bisherigen Ausgaben so sehr aus, daß sie unter die bemerkenswerthen Erscheinungen in der biblischen Literatur zu zählen ist. Schon die Anordnung und Aufeinanderfolge der biblischen Bücher weicht von der in fast allen hebräischen Bibeln beobachteten Ordnung gänzlich ab. Ohne Rücksicht auf die Eintheilung in *Gesetz, erste und letzte Propheten und Hagiographa*, sind hier nach dem Pentateuch, welcher den ganzen *ersten* Band ausmacht, im *zweiten* Bande die Bücher historischen Inhalts nach der Zeitfolge geordnet: Josua, Richter, Ruth, Samuel, Könige, Esra, Esther, Nehemia. Die Bücher der Chronik sind fragmentarisch, theils bey den Parallel-Stellen der früheren Bücher, theils als Ergänzungen bald da, bald dort, wo es der Herausgeber für passend hielt, eingeschaltet worden. Im *dritten* Bande findet man die Propheten in folgender so viel als möglich chronologischer Ordnung: Amos, Hoseas, Micha, Jesaias, Joel, Nahum, Habakuk, Obadiah, Zephaniah, Jeremias, Klaglieder, Ezechiel, Daniel, Haggai, Zacharias, Jonas, Malachias. Der *vierte* Band enthält die übrigen poetischen und didaktischen Schriften: Psalmen, Sprichwörter, Hiob, Hoheslied, Prediger. Daß diese neue vom Herausgeber getroffene Anordnung irgend einen bedeutenden Nutzen habe, davon vermag Rec. nicht sich zu überzeugen; wohl aber scheint sie ihm mit manchen Unbequemlichkeiten verbunden zu seyn. Die Kenntniß der oben erwähnten älteren Eintheilung der Bücher des A. T. bleibt doch einmal für Jeden, der sich dem Bibelstudium widmet, unentbehrlich. Unstreitig wird aber der Studirende diese Kenntniß sich weit leichter erwerben.

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

ben und geläufiger machen können, wenn er in der zu seinem täglichen Gebrauch bestimmten Ausgabe jene Eintheilung immer vor Augen hat, als wenn er bey einzelnen Fällen anderswo nachschlagen muß. Der Herausgeber wollte in jeder der von ihm gemachten Classen die einzelnen Bücher chronologisch ordnen. Dagegen läßt sich weiter nichts einwenden, als die Unausführbarkeit des Unternehmens, da von mehreren alttestamentlichen Schriften die Zeit ihrer Abfassung nicht mit Gewißheit bestimmt werden kann. Hr. Dr. J. bezweifelt selbst (Vorr. S. XV), daß er in der Anordnung der prophetischen Bücher, bey den so sehr verschiedenen Meinungen von dem Zeitalter einiger derselben, Allen werde Genüge geleistet haben. Am allerwenigsten wird sich die von dem Herausg. vorgenommene Zerstückelung der Bücher der Chronik Beyfall versprechen dürfen. Seine Absicht war, theils die Genealogieen, die gewöhnlich nur wenig gelesen würden, durch Vertheilung derselben an passende Stellen der übrigen Bücher, dem Leser gleichsam aufzudringen (*ut lectori quasi obtruderentur* S. XVII d. Vorr.), theils die Vergleichung der Chronik mit den parallelen Stellen der früheren historischen Bücher zu erleichtern. Daher habe er keinen Anstand genommen, manche Genealogieen, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, zu wiederholen. Einige kommen sogar *drey*mal vor. So steht 1 Chron. II, 21 — 23 zuerst neben Num. XXXII, 39 — 41, dann bey Jos. XV, 18, 19, 20, und endlich Vs. 21, 22, bey Richt. X, 3, 4. Die lange Stelle 1 Chron. V, 3 — 26 findet sich zuerst neben Jos. XIII, 15 — 33, dann als Supplement nach 1 Sam. XXXI, und einzelne Verse aus derselben stehen auch noch neben 2 Kön. XV, 29. Genes. XLVI, 11, und Exod. VI, 14. Der Herausg. muß selbst gestehen (S. XVIII. Vorr.), bey den mehresten Genealogieen sey es ihm schwer geworden, in den historischen Büchern schickliche Orte zu finden, neben welchen sie hätten angebracht werden können; mehrere habe er daher bey einigen Stellen des Buchs Josua in die *zweyte* Columnne gesetzt, wenn sie auch über jenes Zeitalter hinaus gingen, weil die Bücher der Chronik hier und da auch die Wohnorte der angeführten Familien bemerkten, das Buch Josua aber die Vertheilung des Landes unter die Stämme und Familien beschreibe. Diejenigen Genealogieen aber, für welche in den früheren historischen Büchern gar keine schickliche Stelle zu finden gewesen sey, habe er am Ende der Bücher der Könige zusammengestellt. Wie sehr durch diese Einrichtung das Nachschlagen erschwert werde.

Bb

de, leuchtet von selbst ein. Am Ende des vierten Bandes befindet sich zwar ein Register, in welchem die Seitenzahl jedes Bandes, wo die einzelnen Stellen der Chronik stehen, verzeichnet sind. Aber schon das dadurch verursachte doppelte Nachschlagen ist unangenehm, und wird dieses noch mehr, wenn man in den Fall kommt, längere Stellen der Chronik im Zusammenhange lesen zu wollen, die man oft an drey oder vier Orten zusammensuchen muß. Hr. Dr. J. ahndete (Vorr. S. XIX) sehr richtig, er werde für die grosse Mühe, die ihm die Vertheilung der Bücher der Chronik gemacht habe, dennoch bey Manchen keinen Dank verdienen, man werde sich beklagen, daß durch diese Zerstückelung die ursprüngliche Gestalt jener Schriften für diejenigen, welche sich seiner Ausgabe bedienen, gänzlich verloren gegangen sey. Was er zu seiner Vertheidigung sagt, ist bloß Folgendes: *Possem equidem meo jure reponere, lectorem sequendo indicem primigeniam librorum dispositionem utcumque reperturum; sed, quia id molestum foret, praestat dicere, ut res est, nempe innumeras esse editiones, in quibus libri Chronorum in primigenia dispositione et forma sistuntur et legi possunt.* Durch diese Vertheidigung, die so gut als keine ist, scheint der Herausg. selbst einzugestehen, daß er einen Fehlgriff gethan habe.

Der hebräische Text ist aus der van der hoogh'schen Ausgabe abgedruckt, jedoch, wie sich von selbst versteht, mit Verbesserung der in derselben befindlichen, und schon von Anderen angezeigten Druckfehler oder offenbar falschen Lesearten. Von den Accenten sind bloß die grössern, oder die trennenden (Reges), und der euphonische Accent *Metheg* beybehalten worden. *Ex caterva reliquorum*, sagt Hr. J., *qui Servati audiuntur, et aliunde a lectoribus fere omnibus non respiciuntur, non reliqui nisi eos, qui tirones docent in syllaba per Consonantem clausa Kametz discernere a Komez* (Die letzteren Worte sollten heissen: *Kamaz* — a *Kametz* - *Chatuph*). Weggelassen sind ferner das *Psik*, und im Pentateuch die Buchstaben *Phe* und *Samech*, welche die Parafchen anzeigen. Doch ist zu Anfang einer jeden Parafche der Name und die Zahl derselben unten am Rande bemerkt. Die gewöhnlich am Seiten-Rande der hebräischen Bibeln befindlichen kurzen masorethischen Bemerkungen sind, mit Ausnahme derjenigen, welche sich auf die Accente beziehen, oder bloß die Mitte eines Buchs anzeigen, völlig ausgeschrieben, und mit Vocal-Puncten, öfters auch mit einer lateinischen Erklärung versehen, an den unteren Rand der Seiten gesetzt worden. Die poetischen Stellen in den historischen Büchern, dann die Psalmen, Sprichwörter, Klaglieder, Hiob und Hoheslied sind stichosweise abgesetzt. Die gewöhnliche Eintheilung in Capitel ist zwar, wie billig, beybehalten; aber ausserdem hat der Herausg., nach Massgabe des Inhalts, jedes Buch in mehrere grössere und kleinere Abschnitte eingetheilt, und denselben genaue Inhaltsanzeigen vorgesetzt. Bey den Psalmen sind hier zugleich die vorzüglichsten Meinungen der Ausleger

über das Zeitalter, den Verfasser, und die Gelegenheit jedes dieser Gedichte kürzlich angeführt, jedoch, um dem Urtheil des Lesers nicht vorzugreifen, ohne Beyfügung eigenes Urtheils. Doch sind bey dem zweyten, sechzehnten, zwey und zwanzigsten, zwey und siebenzigsten, hundert und zehnten Psalm die Gründe, welche die messianische Ansicht empfehlen, sichtlich hervorgehoben.

Dem hebräischen Text ist eine Auswahl wichtiger Varianten aus Kennicott's und de Rossi's Sammlungen untergesetzt. Der Begriff Wichtigkeit ist, wenn von Varianten die Rede ist, sehr relativ: die Momente, welche den Herausg. bey seiner Wahl bestimmten, giebt er S. XXIII der Vorrede an: *Gravitate lectionum non ita intelligi velim, ac si aliquam insignem variationem textui inducerent, sed quod aliquis momenti esse viderentur, quia vel multitudine et gravitate testium suffulciuntur, vel in antiquis versionibus aliquod praesidium habent, aut habere videntur, vel in editionibus quibusdam leguntur, vel ab aliquo recentiori claro Critico, cujus nomen tamen, ut spatio parcerem, non adscripsi, approbatae fuerunt, vel denique orationem quadam difficultate expediunt, etsi non raro correctionem librorum sapiant, nam exemplo saltem sunt, quatenus librarii corrigere ausi fuerint.* Daß Hr. Dr. J. in der Wahl der von ihm angezeigten Lesearten strenger war, als Döderlein und Meisner, und offenbare Schreibfehler gar nicht erwähnte, ist sehr zu billigen; aber auf der anderen Seite sind mehrere Varianten, die nach dem von ihm selbst genommenen Massstab der Wichtigkeit eine Anzeige verdient hätten, übergangen worden. So findet sich z. B. 1 B. Mose V, 3 statt בצלם nicht allein in mehreren Handschriften, sondern auch in vielen älteren Ausgaben בצלם (mit Beth), und eben so haben die meisten Übersetzer, und nicht wenige jüdische Ausleger gelesen. V, 18 fehlt שנה וטאה im casselschen Codex, der in dieser Auslassung mit dem samaritanischen Text übereinstimmt. X, 20 haben statt בנימין ein paar Codd. übereinstimmend mit dem samaritan. Text, dem arabischen Übersetzer, und mit dem 31 Verse בנימין. XVII, 11 hatte Houbigant vermuthet, daß anstatt ויהי das Foemininum ויהיה zu lesen sey, und diese Conjectur wurde nicht allein durch zwey de rossische Codd. bestätigt, sondern sie hat auch das Zeugniß des samaritan. Textes, des Chaldaers und der Parallel-Stellen Vs. 13 und IX, 13 für sich. XVII, 19 ist nach den Worten ויאמר אלדום in einigen Codd. und alten Übers. noch אל אברהם hinzugesetzt. XXVII, 34 wird לאבד von den LXX und der Vulg. nicht ausgedrückt, und findet sich auch in einem kennicott'schen Cod. nicht; in einem de rossischen ist es radirt. XXXI, 18 fehlen die Worte בקדש רכש in einigen Codd., und werden auch nicht von den LXX, Syr. und Arab., auch zum Theil nicht von der Vulg. ausgedrückt. XXXI, 53 steht statt ואלה אברהם im samaritan. Text, und in einigen Codd. ואלה אברהם, welches Kennicott vorzieht, und in zwey kennicott'schen Codd. fehlen die Worte ואלה אברהם ganz, die auch von den LXX nicht ausge-

drückt werden. Diese und ähnliche Varianten, die doch gewiss eine Anzeige verdient hätten, vermisst man. Dagegen sind, was man nach des Herausg. Plan nicht erwartet, hie und da Abweichungen der alten Übersetzer von dem heutigen hebräischen Text angeführt, wenn auch keine Codd. übereinstimmen (z. B. 1 B. Mos. XXVI, 18. 20. XXVII, 27. XXXVI, 2. 14. 2 B. Mose IV, 24. 25), auch selbst da, wo es wenigstens noch sehr ungewiss ist, ob die alten Übersetzer wirklich anders als wir gelesen haben (z. B. 1 B. Mos. XLIX, 24, wo den LXX geradezu die Lesart לְבַרְכָּהּ für לְבַרְכָּהּ beygelegt wird, da sie doch eben so gut לְבַרְכָּהּ mit dem ähnlich lautenden לְבַרְכָּהּ für gleichbedeutend halten konnten). Auch *Conjecturen* sind in diese Varianten-Sammlung aufgenommen worden, wenn sie gleich weder Handschriften noch alte Übersetzungen für sich haben, z. B. 1 B. Mose VI, 17 und VII, 6 ist nach des Herausg. Meinung statt וְיָמֵי zu lesen וְיָמֵי , aus keinem andern Grunde, als weil VII, 11 gesagt wird, es seyen alle Quellen der Tiefe (תְּהוֹמוֹת) hervorgebrochen. Bey 1 B. Mos. XIII, 18 wird die Vermuthung geäußert, daß die Worte $\text{אֲשֶׁר בְּחֶבְרוֹן}$ zur Erklärung von einer späteren Hand eingeschaltet worden seyen, weil diese Stadt, die ehemals *Arba* oder *Kirjath Arba* geheissen hatte, erst von Caleb den Namen Hebron erhielt. XXX, 18 sey statt וְיִשְׁכְּרֵם wohl zu lesen וְיִשְׁכְּרֵם , wegen Jerem. XXXI, 16. Bey וְהָיָה Jer. XXX, 7 wird die lowth'sche Conjectur וְהָיָה als *verisimilis* angeführt, da doch Köcher die Unwahrscheinlichkeit derselben mit triftigen Gründen dargethan hat. In der bekannten Stelle 1 B. Mos. XLIX, 10 ist unter וְיָמֵי noch וְיָמֵי gesetzt, welchem letzteren der Herausg. den Vorzug giebt. Aber וְיָמֵי , so punctirt, wie es hier steht, findet sich in keiner Handschrift, und hat sich auch zuverlässig nie in einer Handschrift gefunden. וְיָמֵי ist nichts als eine *Deutung*, welcher das defectiv und ohne Vocalpuncte geschriebene וְיָמֵי oder וְיָמֵי günstiger ist, als das vollständige וְיָמֵי . Aber in allen punctirten Handschriften hat von jeher וְיָמֵי oder וְיָמֵי , nie וְיָמֵי oder וְיָמֵי gestanden. Wir verweisen auf *Buxtorf's Anti-Crit.* S. 714, wo die Sache in aller Kürze sehr deutlich und klar auseinander gesetzt ist.

Am Schlusse des vierten Theils befindet sich ein beschreibendes Verzeichniß des ganzen von Kennicott und de Rossi gebrauchten kritischen Apparats, wobey auch die brunnlichen Bemerkungen zu Kennicotts *Differt. general.* benutzt sind. Durch diese Zugabe erhält diese hebräische Bibel einen bedeutenden Vorzug vor der döderlein-meisnerschen, in welcher man eine Menge Ziffern liebt, ohne einen Schlüssel dazu zu finden. Ein anderer Vorzug dieser Ausgabe vor der eben erwähnten besteht in dem schönen, deutlichen und correcten Druck auf gutem Papier. Nur ist zu bedauern, daß die 4 Theile, aus welchen diese Ausgabe besteht, wegen ihrer Stärke nicht wohl in einen einzigen Band zusammengebunden werden können, welches für den Handgebrauch

bequemer wäre. Dem Stifte Kloster-Neuburg gereicht es zur Ehre, keine Kosten gespart zu haben, um dieses, mancher Mängel ungeachtet, doch im Ganzen sehr verdienstliche Werk in einem würdigen Auseren erscheinen zu lassen. By.

ZITTAU u. LEIPZIG, b. Schöps: *Auszug aus dem neuen Testamente, nach Zeitfolge und Inhalt geordnet und zu einem Lehr- und Erbauungs-Buche eingerichtet* von J. G. Rätze. 1807. 34 Bog. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Das Bedürfnis eines Auszugs der Bibel, sowohl des alten als neuen Test., des ersteren noch mehr, weil es gar zu viel enthält, was für die Jugend und das Volk ungenießbar ist, wird allgemein gefühlt, und auch unser Vf. hat sich das N. T. gewählt, um diesem Bedürfnisse abzuhelpen. Aber ob mit allen diesen Auszügen das erreicht wird, was man beabsichtigt, das Volk und besonders die heranwachsende Jugend mit dem wohlthätigen Geiste der Offenbarung vertrauter zu machen, daran zweifelt Rec. Hr. R. hat, laut der Vorr., aus den *solzischen*, *cannabich'schen* und *lutherischen* Übersetzungen die seinige zusammengesetzt, der man das Zeugnis geben muß, daß sie sich recht gut lesen läßt, obgleich noch Mehreres darin ist, das einer Erklärung bedarf. Wenn das Kind oder auch der Erbauungsbegierige den Ausdruck Jesu liest: „laß die Todten ihre Todten begraben“, wie es auch in der lutherischen Übersetzung steht: verstehen sie das? Muß einmal erklärt werden: so behalte man doch lieber für das Volk die lutherische Übersetzung, die nun einmal die kirchliche Autorität für sich hat. Zwar stoßen sich unter den sogenannten Gebildeten viele an diese Übersetzung, die ihnen auch wohl Veranlassung giebt, aus unseren öffentlichen Andachtsstunden wegzubleiben: allein wer kann auf diese Rücksicht nehmen, da sie sich über viele andere Dinge bey unseren christlichen Versammlungen geärgert haben, die man auch zu ihrer Gunst geändert hat, ohne sie selbst für unsere Gottesverehrungen zu gewinnen. Für alle die Auszüge aber, die man zum Nutz und Frommen unserer lieben Jugend verfertigt hat und noch verfertiget, gebe man lieber dem unstudirten Jugendlehrer eine Anweisung, welche Stellen aus dem A. und N. T. er lesen lassen soll, mit einem für ihn nöthigen kurzen Commentar, der aber so wohlfeil als möglich geliefert werden müßte; denn man weiß wohl, daß unsere deutschen Schulmeister von ihrer Befoldung zur Anschaffung der ihnen hochnöthigen Bücher kein Geld übrig haben, wenn nicht etwa hie und da die Vorsteher des kirchlichen oder Gemeinde-Ärariums dafür sorgen. So vortheilhaft sich auch der Auszug unseres Vfs. auszeichnet: so hat er doch den Fehler eines zu hohen Preises gegen sich. Wird z. B. der Bauer um 1 Thlr. 12 Gr. einen Auszug kaufen, wenn er die ganze Bibel um halb so viel Geld haben kann?

Damit wollen wir aber dem rätzischen Auszuge

durchaus nicht in den Weg treten. Zu seiner Absicht, zu einem Lehr- und Erbauungs-Buche, ist er gut eingerichtet. Die Übersetzung nach so vortheilhaften Mustern, die er vor sich hatte, ist nicht übel gerathen. Meistens hat er sich an *Stolz* gehalten. Rec. giebt daher zur Vergleichung einen Abschnitt:

Rütze.

Als nun die Zeit der Entbindung Elisabeths nahe kam, gebärte sie einen Sohn. Und ihre Nachbarn und Verwandten, welche hörten, wie huldreich sich der Herr gegen sie bewiesen hatte, wünschten ihr Glück. Am achten Tage kamen die Verwandten zusammen, das Kind zu beschneiden, und wollten ihm den Namen seines Vaters Zacharias geben. Die Mutter aber sprach: Nein, er soll Johannes heißen. Sie antworteten ihm: Ist doch Niemand in deiner Freundschaft, der diesen Namen führt, und winkten dem Vater, um ihn zu fragen, wie er ihn wollte. Er antwortete: Ich habe ihn genannt wissen. Die Eltern soderte ein Täfelchen, und schrieb die Worte: Johannes ist sein Name; indem er schrieb, sprach er: Johannes soll sein Name seyn! Darüber verwunderten sich alle. So erhielt er unvermuthet seine Sprache wieder und lobte Gott. Gott preisen.

Stolz.

Jetzt war die Zeit vorhanden, daß Elisabeth gebären sollte; sie ward von einem Knaben entbunden. Als ihre Nachbarn und Verwandten hörten, daß Gott der Herr gegen sie bewiesen hatte, so beglückte sie ihr Glück. Am achten Tage kamen die Verwandten zusammen, das Kind zu beschneiden, und gaben ihm den Namen seines Vaters Zacharias. Die Mutter aber sprach: Nicht doch! Johannes soll er heißen. Man sagte ihr, Niemand in ihrer Familie trüge diesen Namen, und winkte dem Vater, um ihn zu fragen, wie er ihn wollte. Er antwortete: Ich habe ihn genannt wissen. Dieser soderte ein Täfelchen und schrieb die Worte: Johannes ist sein Name; worüber sie sich sämmtlich verwunderten. Unvermuthet öffnete sich aber sein Mund wieder zum Sprechen, und sie hörten ihn sprechen wieder und lobte Gott. Gott preisen.

Offenbar ist die *Stolz'sche* Übers. richtiger: denn nicht zu gedenken, daß in der *Rütze'schen* das *führe* gegen die grammatische Regel ist: so ist auch die Begebenheit mit der Wiedererlangung der Sprache in dieser unrichtig vorgestellt, wie das auch der Fall in der lutherischen ist, da bekanntlich das λέγων oft weiter nichts heißt als folgendes, also ἔγραψε λέγων, er schrieb folgendes, wie es auch *Stolz* richtig übersetzt hat. — Warum hat Hr. R. die *Stolz'sche* nicht lieber ganz beybehalten, da diese schon in vielen Häusern aufgenommen ist? Übrigens enthält dieser Auszug eigentlich 8 Abschnitte in fortlaufenden Numern,

deren gerade 200 sind. Die Hauptabtheilungen sind: 1) Jugendgeschichte Jesu; 2) Thaten und Lehren Jesu; 3) Jesu innige Liebe gegen die Seinen in den letzten Tagen seines Lebens; 4) Geschichte der Verhaftung, des Verhörs, der Mißhandlungen (warum nicht lieber *Leiden*? da hier dieser Ausdruck *Mißhandlungen* einer Zweydeutigkeit unterworfen ist), des Todes und des Begräbnisses Jesu; 5) Geschichte der Auferstehung Jesu. 6) Geschichte der Thaten, Lehren und Schicksale der Apostel nach der Himmelfahrt Jesu. 7) Pauli Eifer, Liebe, Thätigkeit und Leiden für Jesum, und für die Ausbreitung des Christenthums. 8) Erläuterung, Anwendung und Ausbreitung der Lehre, der Liebe, des Todes und der Anstalten Jesu durch die Apostel. Die ersten 6 Abschnitte nehmen den größten Theil ein, nämlich 355 S. Die Capitel und Verse aus den Schriftstellern sind angegeben, doch die letztern nicht, welches Rec. ein Fehler dünkt, der oft zum Nachsehen in dem angehängten Verzeichnisse nöthigt. Leicht hätte das Buch, aus welchem der Abschnitt genommen ist, angeführt werden können, der Enge des Drucks unbeschadet. Übrigens ist nichts Wesentliches übergangen worden, und der Lehrer, der diesen Auszug, der Absicht des Vfs. gemäß, zu einem Lehrbuche gebrauchen will, wird hier eine treffliche Anleitung dessen finden, was er mit seinen Kindern lesen soll, zumal er zugleich mit dem richtigen Sinne bekannt gemacht wird. Sollte das Buch eine zweyte Auflage erhalten: so wird Hr. Rütze die kleinen Mängel desselben von selbst zu berichtigen suchen. So möchte wohl in der Versuchungsgeschichte S. 29 nicht richtig übersetzt worden seyn: „Jetzt begab sich Jesus — in die Wüste, wo ihn ein Verführer auf die Probe stellte:“ da es doch durchaus, der heißen mußte, und statt Verführer wohl besser *Verfucher*, wenn einmal *Satan* nicht gebraucht werden soll, obgleich dieses Wort den vollkommenen Sinn der Abscheulichkeit ausdrückt, ohne deswegen an den Teufel selbst zu denken.

Z. f. E.

K U R Z E A N Z E I G E N.

THEOLOGIE. Leipzig, b. Köhler; *Quaestiones theologiae dogmaticae, Candidatis theologiae examini publico sese subjicitis propolita a C. A. Wahl. 1806. XIV u. 320 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)* Da die Sitte, theologische Examinatoria zu halten, auf den meisten deutschen Universitäten abgekommen ist: so sind dergleichen Fragebücher für den Anfänger des theologischen Studiums immer von Nutzen, zumal wenn sie so zweckmäßig eingerichtet sind, wie das gegenwärtige. Die gewöhnlichen Examinatoria, dergleichen wir erst neulich von *Hopfer* erhalten haben, liefern mit den Fragen zugleich die Antworten, und werden so leicht ein Ruhepolster der Trägheit und eine bloße Gedächtnisübung. Hr. W. hat die Antworten ganz weggelassen; er macht bloß den Examinator, welcher Fragen vorlegt, und es dem Examinanden überläßt, was er darauf antworten will. Er sagt S. V: „*Plane non in eo esse, ut doceamus, verum id modo agere, ut lectorem exploremus.*“

Die Fragen betreffen den ganzen Umfang der dogmatischen Theologie, nach Ordnung der Titel, und man wird nicht leicht

einen Hauptpunct übergangen finden. Der Vf. hat dabey, nach S. VI, die dogmatischen Schriften von *Ammön*, *Döderlein*, *Eckermann*, *Griesbach*, *Henke*, *Morus*, *Niemeyer*, *Plank*, *Reichard*, *Storr* u. a. benutzt, und schon hieraus laßt sich auf die Reichhaltigkeit der Fragen und auf die Verbindung älterer und neuerer Ansichten schließen. Gerade bey einer solchen Schrift ist diese Vielseitigkeit zu empfehlen, so tadelnswerth sie uns bey dogmatischen Lehrbüchern, worin ein Ganzes gegeben werden soll, zu seyn scheint. Wohl dem Candidaten, der förmliche hier vorgelegte Fragen beantworten kann! Wir fürchten indes, leider, daß dies bey den Wenigsten in der gegenwärtigen Generation der Fall seyn werde. Ja, wir haben Ursache zu glauben, daß selbst manche Examinatoren in nicht geringer Verlegenheit gerathen würden, wenn einmal das Examinationsverhältniß umgekehrt werden sollte! Auch diese mögen zu gegenwärtigem Noth- und Hülf-Buchlein ihre Zuflucht nehmen. Sie werden dann wenigstens keine lächerlichen Fragen vorlegen!

R.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 M A Y 1809.

T H E O L O G I E.

FRANKFURT a. M., b. Mohr u. HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Grundlegung zu einem auf das Gewissen und die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend und Glaubenslehre*, von Gottlieb Anton Gruner. Erster Lehrgang. 152 S. Zweyter Lehrgang. 187 S. 1808. 8. (zusammen 1 Thlr.)

Rec. findet es sehr zweckmäfsig, dafs der Vf. bey dem ersten Lehr gange fast nichts als kernhafte Bibelsprüche zum Grunde legt, dagegen in dem zweyten mit den Kindern etwas philosophirt. Vorzüglich aber verdient ausgezeichnet und zur Nachahmung empfohlen zu werden, dafs der Vf. nicht blos Religion lehren, sondern auch für dieselbe erwärmen will. Sowohl die ausgesuchten Sprüche im ersten Cursus, als die Sprache im zweyten an vielen Stellen und die Herleitung des Ganzen aus dem Gewissen ist sehr zweckmäfsig dazu. Dafs der Vf. es auch für nöthig halt, früh mit dem Religionsunterricht anzufangen, in den Kinderseelen vorzüglich religiöse Gefühle zu erregen sucht, und dann die Sprüche auswendig lernen läfst, die sehr geschickt sind, diese Empfindungen dem Gemüth etwas tiefer einzuprägen, und von Zeit zu Zeit, bey Erinnerung an dieselben, neu aufzuregen, ist auch etwas, was Rec. allgemein nachgeahmt wünschte. Ubrigens beziehen sich beide Lehrbücher auf einander und man kann das erste als eine Sammlung biblischer Beweistellen für den Inhalt des letzteren ansehen; aber der beste Gebrauch, den man von beiden zu machen hat, wird wohl der seyn, wenn man mit seinen Schülern erst das erste durchgeht, dann bey dem zweyten wieder an die Bibelstellen erinnert, die zu jeder Stelle passen, und bey dem ersten Mal kurz erklärt, angedrungen und auswendig gelernt worden waren. Sowohl die Tugend- als Glaubens-Lehre handelt übrigens der Vf. auf eine ihm eigenthümliche Weise ab. Nachdem er die allgemeinen Principien des Moralisch-Guten entwickelt und die Schüler mit den Krankheiten des Geistes und Herzens, der Trägheit, Wollust, Unmäfsigkeit, dem Geldgeiz, dem Ehrgeiz, der eigensüchtigen Lieblosigkeit gegen andere, bekannt gemacht hat: theilt er die Pflichten nach den verschiedenen Verhältnissen ein, in welchen sie beobachtet werden können, und insonderheit in solche, die man, wenn man auch aufser aller Verbindung mit Anderen lebte, doch zu beobachten hätte, und solche, die aus unseren Verbindungen mit Anderen erst entstehen. In der Religionslehre redet er, nachdem er sie auf die bekannte

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Weise auf das Gewissen gegründet hat, von den göttlichen Eigenschaften, die alle aus der Heiligkeit hergeleitet werden, von unserer Ähnlichkeit mit Gott, von den Wirkungen der göttlichen Eigenschaften auf die Glückseligkeit der Menschen (das ist sein Begriff von der göttlichen Vorsehung und ist wenigstens das Hauptsächlichste davon), von der Natur und Wirkung der Reue und Vergebung der Sünden, vom Gebet und von der Unsterblichkeit unserer Seele.

Der Vf. beruft sich auf seine Erfahrung, dafs ihm seine Schüler und Schülerinnen von etwa 12 Jahren, in seinen philosophischen Raisonsments gefolgt sind, und ihn erreicht haben. Das kann ihm bey seiner vortrefflichen Darstellungsgabe, seiner deutlichen Einsicht und seinem warmen Gefühl für das Vorgetragene bey mündlichen Unterrichte an vielen Stellen nicht schwer geworden seyn. Aber Rec. möchte bezweifeln, ob solche Kinder die erste Begründung der Tugendlehre aus den Principien, wie sie hier (II Lehr gang §. 1 — 24) vorgetragen sind, verstehen können. Zwar ist alles aus dem Innersten der menschlichen Seele genommen; aber die Sätze sind hier viel zu allgemein. Sie können durch den mündlichen Unterricht des Lehrers individuell und dadurch anschaulich gemacht worden seyn; aber immer ist die Sprache, in der sie hier vorgetragen sind, zu philosophisch. Wie schwer mufs es z. B. halten, solchen Kindern verständlich zu machen, dafs die Vernunft darin bestehe, dafs der Mensch beständig nach etwas strebe, sich selbst unterscheide, sich von allem Sinnlich-Erkennbaren um ihn her losmachen könne, und ein Bedürfnis habe, diefs zu thun. Man kann Kinder wohl mit diesen Vermögen und Bedürfnissen des Menschen bekannt machen, die der Vf. in diesen Begriff zusammengefaßt hat; aber wenn man diese Vermögen oder Bedürfnisse mit einem Namen benennt, bey dem sie schwerlich alles das denken können, was sie nun darunter denken sollen: so befremdet und verwirrt man sie, und bedenkt nicht, dafs es etwas Verschiedenes sey, Menschen auf Thatfachen, die sie in ihrem Gemüthe selbst erfahren können, aufmerksam machen, und diese unter allgemeine Begriffe bringen, und wohl gar gewisse Wörter der populären Sprache zu der Bezeichnung dieser allgemeinen Begriffe besonders zu stempeln. Das erste kann leicht geschehen und ist sehr nützlich, das zweyte ist schon weniger nöthig, und das dritte mufs den Philosophen allein überlassen bleiben. Dafs der Vf. die Tugendlehre vor der Glaubenslehre abhandelt, gefällt uns nicht, wiewohl schon mehrere diesen Weg betreten haben. Zwar

Ephes. 2, 4—22. — Nachmittags wird auf denselben Grund fortgebauet, und die gepredigte Wahrheit durch Gesang, Gebet, Rede und Vorlesung, besonders dem jugendlichen Gemüth eingepägt und erwecklich gemacht. Die Andacht beginnt mit einem schicklichen Gesang. Dann hält der Prediger ein selbst verfertigtes kurzes Gebet, und liest einen passenden Abschnitt aus der Bibel vor. Darauf wird wieder gesungen. Nun tritt der Prediger mit einer Rede über eine kurze Bibelstelle auf, wozu der Vf. kleine Skizzen eingeflohen hat, und den Beschluß macht wieder ein Gesang. Dabey geht der Vf. von dem richtigen Gesichtspunct aus, daß auch Nachmittags sich alles um die einzige Hauptmaterie, wie um einen Mittelpunct, drehen müsse. Ein solcher Gottesdienst hat kaum den Schein einer Kinderlehre, und doch muß die Jugend dabey ganz vorzüglich in Leben und Thätigkeit gesetzt werden. Ein kurzer, kraftvoller Lehrvortrag über eine einzige bestimmte Wahrheit, vermischt mit kurzen Anreden auch an die Jugend, mit feyerlichen Fragen, die sich aber der Prediger selbst beantwortet (?), mit Erweckung großer Empfindungen und Entschliessungen, mit Aufforderungen an die Jugend, da mit einem Liederverse oder Wechselgesang einzufallen, wo das Herz, erwärmt durch religiöse Empfindung,

schon einen Drang fühlt, in hohen Gesang auszubrechen, und eine Hymne zur Ehre der Gottheit (!) anzustimmen, oder auch durch eine gemeinschaftlich ausgesprochene Bibelstelle oder Liedervers ein gemeinschaftliches Bekenntniß abzulegen (?) und heilige Entschliessungen vor Gott zu äufsern." Der Vf. versichert große Wirkungen von solchen Erbauungsstunden verspürt zu haben; auch muß Rec. ihn das Zeugniß geben, daß die Bibelstellen zu Vorlesungen, Reden und beliebigen Texten, so weit er nachgeschlagen hat, glücklich gewählt sind. Nur muß er warnen, daß diese Stunden nicht durch faßlose Reden zu weit ausgedehnt werden, so wie er zu seinem Bedauern bemerkt, daß der Vf. auf dem Wege ist, ein zu leidenschaftlicher Liebhaber des verzerrten Gottesdienstes zu werden. Die Kirche will er an gewissen Festen mit Blumen und Maien ausschmücken; und ein schönes Gemälde, eine Rauch- und Opfer-Schale auf dem Altare als Sinnbild des Gebets und der Dankbarkeit gegen Gott, meint er, müßte große Dinge thun. Rec. ruft aber hier mit *Greiling* aus: Um Gottes willen nur keine heidnische Sinnlichkeit, keinen inopofanten Pomp in unsere christlichen Kirchen, wo nur himmlische, zum Unsichtbaren sich aufrichtende Gemüther anbeten sollen!
A + X.

K U R Z E A N Z E I G E N.

THEOLOGIE. Glogau, b. Günter: *Vermischte Aufsätze theologischen Inhalts*. 1807. VI u. 128 S. 8. (10 Gr.) Der Hauptsache nach eine neue Auflage von *Langreuter's Miscellaneen eines Landpredigers*, welche zu Dessau in der Buchhandlung der Gelehrten 1782 erschienen. Der Vorbericht meldet, daß sich ein (mit B. unterzeichneter) Verehrer des sel. *Langreuter's* dem Auftrage des Verlegers unterzogen habe, diese neue Auflage zu besorgen. Er fand aber für gut, die Kleinigkeiten — *Aus meiner Schreibtafel* betitelt — nicht wieder abdrucken zu lassen, sondern an ihrer Statt einige andere Aufsätze verwandten Inhalts beizufügen. Diese neu hinzugekommenen homiletisch-ascetischen Aufsätze sind folgende: *Über Petri Fall* S. 3—47. Der Vf. findet in dem ganzen Benehmen des Apostels weiter nichts, was ihm als widerrechtlich und strafbar angerechnet werden könnte, als daß er wissenlich zu dreymalen eine Unwahrheit gesagt und mit Bethürungen und Verwünschungen bestärkt habe. Mehr als dieses drücke auch das Wort *verleugnen*, welches Christus von seiner That gebrauchte, nicht aus, wie solches die Erzählung des Lukas unwidersprechlich beweise. Weiterhin (S. 17) wird nun aber auch angenommen, „daß dieser Fehltritt des Petrus ganz unvermeidlich gewesen, folglich mehr ein *Unglück* für ihn, als eine Sünde zu nennen sey — weil er sich in einem Zustande der Befinnungslosigkeit befand“ (S. 18). Der Vf. hat dieß mit Wahrscheinlichkeit zu entwickeln gesucht. Doch bleibt immer der Umstand zum Nachtheil Petri, daß er ausdrücklich vorher gewarnt und ihm alles deutlich vorhergesagt wurde, übrig.

Die Aufsätze: über Joh. 14, 27. Ephes. 3, 17—19. 2 Cor. 5, 1. und Matth. 9, 3. 5. S. 84 ff. sind eigentlich Predigtauszüge, wobey der Sinn der biblischen Stellen größtentheils richtig entwickelt und zweckmäßig angewendet wird. In Druck und Papier ist diese kleine Schrift ziemlich vernachlässigt.

mcx.

Hildburghausen, b. Hanisch's Erben: *Grundregeln der Kalligraphie für Landschullehrer*. Herausgegeben von einem Jugend-

Lehrer aus dem Weimarischen. 1808. IV u. 87 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. glaubt, dieses Werkchen werde sich durch seine Kürze, mit Deutlichkeit und Vollständigkeit verbunden, vor seinen Brüdern auszeichnen. Es enthält auch in der That keine schlechte Anweisung zum Katechisiren, und mancher Schullehrer kann sich daraus Rathsholen; aber mit der Vollständigkeit darf man es nicht so genau nehmen. Selbst das, was gegeben wird, ist nicht allemal richtig, z. B. was er über das Analysiren der Sätze (S. 13) sagt: „Die Theile eines Gedankens müssen aus einander gesetzt werden; dieß nennt man analysiren, z. B. ein gehorames Kind kann glücklich leben. Hier sind die Theilbegriffe: ein gehorames Kind that, was Lehrer und Eltern befehlen. Sie befehlen ihm u. s. w.“ Aber lieber Himmel, wo soll es mit dem Analysiren hinaus, wenn erst über das Wörtchen „gehorsam“ so viel gesagt werden soll, daß das Kind den angegebenen Satz selbst ganz darüber vergißt? Ist erklärt worden, was gehorsam sey (sollte den Begriff davon nicht jedes Kind haben?): so muß bloß entwickelt werden, wie die beiden Begriffe *gehorsam* und *glücklich leben* zusammen gehören und wie das Letzte aus dem Ersten folgt. Das ist die Hauptsache, aber auch immer das schwerere. Das Übrige zerstreuet die Kinder und lenkt sie von der Hauptsache ab. Falsch ist auch die Regel, die S. 23 gegeben wird. „Man lasse an dem Satze einer Frage ein Wort fehlen, so daß man den Satz bis auf das eine leicht zu errathende Wort gebrauchte.“ Nichts Elenderes giebt es aber, als wenn man diese Regel befolgt. Denn dadurch werden eben die Kinder zu gedankenlosen Nachbetern, die wie das Echo das letzte Wort des Lehrers wiederholen oder das Endwort suppliren. Was wird dadurch genützt, wenn der Lehrer z. B. fragt: Sollen wir an Jesum Christum — ? und nun das Kind glauben, hinterher ruft? S. 53 heist es: „So sind Arbeit, Mühe, Erholung, Ruhe gleichzeitige Begriffe.“ Was doch der Vf. selbst für Begriffe hat! Arbeit und Ruhe, diese contrastirenden Ideen, sollen gleichzeitige Begriffe seyn? Und so ließen sich der Ausstellungen mehrere machen.

L. M. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 M A Y, 1 8 0 9.

J U R I S P R U D E N Z.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtsfachen nach dem königlich-sächsischen Rechte, nebst einem Anhang auswärtiger, diesen Gegenstand betreffender Gesetze* von D. Christian Gottlieb Haubold, Beyfitzer des k. f. Oberhofgerichts und der Juristenfacultät zu Leipzig, auch Prof. des sächs. Rechts. 1808. XXII u. 266 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

Diese Anleitung besteht aus den Vorerinnerungen und der Abhandlung selbst. In jenen zeigt der Vf., daß der Begriff einer geringfügigen Sache durch die Quellen des gemeinen Processes — das römische, kanonische und deutsche Recht — eben so wenig bestimmt ist, als der Grundsatz, daß geringfügige Rechtsfachen summarisch behandelt werden sollen, deutlich durch sie ausgesprochen wird (§. 1), und behauptet, daß nichts desto weniger die *Natur der Sache* es mit sich bringe, weniger bedeutende Rechtsfälle summarisch zu behandeln, daß es aber zur Bestimmung der richterlichen Willkür eine unerlässliche Aufgabe für jede zweckmäßige Gesetzgebung bleibe, die Grenzen zwischen wichtigen und geringfügigen Rechtsfachen genau zu ziehen und die Behandlung der letzteren auf feste Grundsätze zurückzuführen (§. 2). Im Verfolge zeigt der Vf., daß die Gesetzgebung fürs Königreich Sachsen diesem Bedürfnisse seit 1612 abzuhelpen bemüht gewesen sey, und behauptet, bey der vollständigen Anführung der Quellen, mit Recht, daß dies im vorzüglichen Grade in der Erläuterung der alten Processordnung vom J. 1724 ad Tit. 1. §. 6 und in dem Mandate, die Abstellung processualischer Weitläufigkeiten in geringfügigen Rechtsfachen betreffend, vom J. 1753 geschehen (§. 3—9). Zum Beschluß der Vorerinnerungen berührt er noch die hieher gehörige Literatur (§. 10 u. 11).

In diesen Vorerinnerungen fanden mit Recht die Fragen: Was ist eine geringfügige Sache? Aus welchem Grunde muß sie summarisch behandelt werden? eine Stelle; allein die Beantwortung derselben ist durch den Vf. keineswegs auf eine befriedigende Weise geschehen. Der Begriff der geringfügigen Sache, so wie er nicht nur der Theorie zum Grunde gelegt werden muß, sondern wie er der Gesetzgebung selbst zum Grunde liegt, ist noch gar kein juristischer Begriff, und die Quelle, aus der er geschöpft werden kann, ist eben deshalb nicht die positive

Gesetzgebung, sondern der gemeine Verstand. — Nun fragt es sich, welchen Begriff von geringfügigen Sachen suchte der Vf. in den Quellen des gemeinen Processes — den gemeinen oder den juristischen? Jenen konnte er aus den Quellen des gemeinen Processes nicht ableiten, und auf diesen, den der Vf. in der That nicht fand, kam hier gar nichts an, weil er sich nur auf die Gesetzgebung im Königreiche Sachsen eingeschränkt hat. Hätte er aber unter dieser auch das im Königreiche Sachsen geltende römische, kanonische und deutsche Recht verstanden: so hätte der in demselben bestimmte Begriff der geringfügigen Sache eben so wenig hieher an die Spitze der Vorerinnerungen gehört, als der durch die eigentlich sächsischen Rechte bestimmte, welchem der Vf. seinen Platz mit Recht in der Abhandlung selbst angewiesen hat.

Dieser Begriff des gemeinen Verstandes von einer geringfügigen Sache, welchen uns der Vf. hier schuldig geblieben, ist es eben, von dessen Bestimmung §. 2 der Vorerinnerungen die Rede ist. Er liegt der Gesetzgebung selbst, als Gegenstand, zum Grunde; und wird er der auf dieselbe gegründeten Theorie nicht hinwiederum zum Grunde gelegt: so hat diese keinen bestimmten und festen Punct, auf den sie sich bezieht, und durch den sie einen klaren Sinn und eine bestimmte Bedeutung erhält. Der Leser der vorliegenden Schrift muß also vor der Hand diese Lücke, deren Ergänzung jedoch keine Schwierigkeiten hat, durch das Gefühl ausfüllen, wenn er dies nicht selbst auf einen bestimmten Begriff zu bringen im Stande ist.

Aus welchem Grunde aber muß eine geringfügige Sache summarisch behandelt werden? — Der Vf. sagt uns §. 2: Dies bringt die *Natur der Sache* mit sich, und beruft sich auf *Gönner*, welcher behauptet, daß ein richtiger Gemeinfinn für Entbehrlichkeit strenger Formalitäten bey unbedeutenden Sachen spreche. Allein Rec. muß gestehen, daß ihn diese Behauptungen nicht befriedigen. Liegt der Rechtfertigungsgrund von der Verknüpfung der summarischen Processform mit der Verhandlung geringfügiger Sachen in deren Natur, in einem *richtigen Gemeinfinn*: so zeige man doch, wie er durch beide gegeben ist. Der Theoretiker hat sein Amt noch nicht verwaltet, wenn er sich hier auf die *Natur der Sache* und einen *richtigen Gemeinfinn* beruft, und nun einem Jeden es überläßt, selbst aus ihnen abzuleiten, was der Autor aus ihnen abgeleitet haben will. Denn was giebt man nicht alles für die Natur der Sache,

D d

mit Recht behauptet, daß dieses Mandat, in so weit es der eigenthümliche Charakter der übrigen benannten Processformen zuläßt, auch auf diese seinen Einfluß erstreckt, sobald nach ihnen geringfügige Sachen zur Verhandlung gebracht worden sind. — Warum der Vf. seine Behauptungen in der obigen nicht besonders deutlichen Frage als eine Wirkung der Analogie des Verfahrens in *causis minutis* auf die berühmten Processarten aufstellt, sieht Rec. nicht ein. Übrigens gehört das hier gelöste Problem nicht ganz hieher. Denn in sofern es die Behauptung enthält, daß sich der Gegenstand des Begriffs von einer geringfügigen Sache auch im Executiv- und in anderen Process-Arten finde, gehört es dahin, wo der Vf. den Gegenstand des Verfahrens in geringfügigen Sachen nachgewiesen, und denselben in seinen verschiedenen Verhältnissen erwogen und kenntlich gemacht hat. Diefes geschah im ersten Hauptstück des allgemeinen Theils. In sofern hingegen die Frage zu beantworten war, ob die Eintheilung des *possessorii* und *petitorii* auch auf den Process in *causis minutis* anwendbar sey, und ob die Form dieser Processart selbst sich mit dem Executivprocess und anderen Formen verbinden lasse oder nicht, fand sie allerdings hier ihren Platz.

Der besondere Theil zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste handelt vom Verfahren vor der Entscheidung, a) in wiefern es die Hauptsache betrifft (§. 43—58), und b) in wiefern es die Hauptsache nicht betrifft, sondern a) die Legitimation (§. 59), β) die Handlungen, die sich auf Veränderung oder Vervielfältigung der Interessenten beziehen (§. 60), und γ) die Unkosten (§. 61—66). Die zweyte Abtheilung handelt von der Entscheidung und deren Vollstreckung, und zwar besonders a) von der Entscheidung (§. 67—88); b) von den Rechtsmitteln gegen die Entscheidung (§. 89—94); und c) von der Vollstreckung der rechtskräftigen Entscheidungen (§. 95). Die dritte Abtheilung spricht von der Behandlung geringfügiger Rechtsfachen bey den höheren Justizstellen (§. 96—100). Eines Auszuges ist, für die Grenzen gegenwärtiger Anzeige, dieser besondere Theil nicht fähig; er ist gedrängt und reichhaltig: man wird nichts Wesentliches vermissen. Die vorstehende, von dem Vf. selbst also aufgefasste Inhaltsanzeige beweiset dies, aber die Vergleichung

der Überschrift der dritten Abtheilung mit der der ersten, und zweyten bringt den Vf. in den Verdacht, daß er es mit der logischen Anordnung der Materialien nicht genau genommen habe. Wenn man aber in der dritten Abtheilung vom Vf. die Versicherung bekommt, daß von den in der ersten und zweyten Abtheilung entwickelten Regeln des Verfahrens im Allgemeinen bey den höhern und niedern Justizstellen des Königreichs Sachsen Gebrauch gemacht werde, und daß in der dritten von den bloß den höhern Justizstellen eigenthümlichen Observanzen die Rede sey: so schwindet jener Verdacht, und es bleibt nur die Erinnerung übrig, daß die beiden ersten Abtheilungen unter einem, der dritten entgegengesetzten Charakter — durch die Überschriften selbst — aufgefaßt seyn möchten.

Im ersten Abschnitte der ersten Abtheilung §. 43 bemerkt der Vf., daß es in der Processart, von welcher hier die Rede ist, streitig sey, ob die erhobene Klage *angebrachtermaßen* verworfen werden dürfte (nicht wie es im Texte ein wenig undeutlich heisst: ob der Kläger *angebrachtermaßen* abgewiesen werden könnte), und giebt darüber die Meinungen einiger Dikafterien an, ohne seine eigene deshalb mitzutheilen. Rec. sieht nicht ein, warum ein Erkenntniß, welches die Unstatthaftigkeit der Klage *angebrachtermaßen* — ausspricht, in dieser Processart für rechtlich unmöglich angesehen werden könne. Der §. 4 des Mandats vom 28 Nov. 1753 dringt zwar darauf, daß in dieser Processart sofort *definitive* erkannt werden soll: allein daß ein Erkenntniß vorberührter Art für das, was es seiner Natur nach ist, nämlich für ein *Definitiv*-Erkenntniß in jener Processart nicht angesehen werden soll, ist nirgends verordnet; und dies müßte doch der Fall seyn, wenn der Gesetzgeber in diesem Puncte eine Abweichung vom Allgemeinen hätte bewirken wollen. Im Übrigen kommt es ja (wenn auch selbst die E. P. O. *ad tit. 5. §. 3* nicht verordnet hätte, daß in jedem Falle der Verwerfung einer Klage die *rationes decidendi* beygefügt werden sollen) in Hinsicht der *Exceptio rei judicatae* (gegen eine neue Klage) wohl auf eines heraus, ob die (erste) Klage *angebrachtermaßen* verworfen, oder ob der Beklagte von der erhobenen Klage entbunden worden ist.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Halle, b. Kümmel: D. Ferdinand August Hommel, königl. poln. und kurf. sächs. Appellations-Raths und der Pandekten öffentl. Lehrers auf der Universität Leipzig, kurze Anleitung, Gerichtstacten geschickt zu extrahiren, zu reserviren, und eine Sentenz darüber abzufassen. Zum Gebrauch seiner Zuhörer entworfen. Durchgesehen und mit Zusätzen vermehrt von D. Joh. Christ. Voltz, öffentl. Prof. der Rechte auf der Friedrichs-Universität in Halle, auch Senior der Juristen-Facultät daseibst. Siebente verbesserte Aufl. 1808. VIII u. 364 S. 8. (21 Gr.)

Leipzig, b. Barth: Leitfaden zum Unterrichte in der sächsischen Geschichte für Bürger Schulen, von M. Joh. Christ. Dolz,

Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. 2te verb. Aufl. 1809. VIII u. 100 S. 8. (5 Gr.)

Carlsruhe, b. Macklot: System der Wirtschaftslehre. Ein Versuch zu endlicher Berichtigung der bisherigen Cameralssysteme. Von D. F. Seeger, öffentl. Prof. der Staatswirtschaft und Statistik auf der hohen Schule zu Heidelberg. 3te Aufl. 1807. 8 u. 1 halben Bogen. 4. (15 Gr.)

Hannover, b. Ritscher: Weltklugheit und Lebensgenuss, oder praktische Beyträge zur Philosophie des Lebens. Herausgegeben von Frid. Hirschard Bencken. 1 Bächen. 3te verb. Aufl. 1806. XVIII u. 259 S. 8. (18 Gr.) 5. Recension des 2ten Bächens der 3ten Aufl. 1806. No. 97.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 M A Y, 1809.

JURISPRUDENZ.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtsfachen nach dem königlich sächsischen Rechte, nebst einem Anhang auswärtiger diesen Gegenstand betreffender Gesetze* von D. Christian Gottlieb Haubold u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In dem auf die angebrachte Klage angesetzten Verhörtermine soll der Richter die Güte, wie der §. 4 des Mand. von 1753 sagt, ungesparten Fleißes pflegen, und der Vf. empfiehlt zu dem Ende §. 46 dem Richter, den Kläger vorläufig über die Bescheinigungsmittel zu befragen, womit er seine Klage zu erweisen gedenkt, so wie den Beklagten über seine Exceptionen und deren Beybringung. Das Letztere leidet wohl keinen Zweifel; ob aber das Erstere (im Termine) nicht schon zu spät wäre, ist eine andere Frage. Der §. 3 des angezogenen Mand. sagt: es soll dem Kläger frey stehen, seine Klage mündlich anzubringen, und diese — es sey denn, dass der Kläger nichts zum Beweise vor sich, auch der Eidesdelation sich nicht bedienen hätte, als welchen Falls er damit sofort abzuweisen — angenommen werden. Diese Verfügung aber scheint allerdings dem Kläger die Angabe der Bescheinigungsmittel seiner Klage gleich bey Anbringung derselben zur Pflicht zu machen. — Eben so wenig möchte Rec. die, ohne bestimmte Gründe, in der Nota b zum §. 50 angeführte Behauptung des Vfs. unterschreiben: dass die Vorschrift des Mand. von 1753 §. 3. vermöge welcher der Kläger mit der Klage zugleich die derselben zum Grunde gelegten Documente in Abschrift übergeben soll, nur vom Executivprocessen verstanden werden könne. Denn im Mandate selbst ist diese Beschränkung gar nicht ausgedrückt, und der Anfang des §. 5 jenes Mandats sagt sogar: *Allermassen aber dieses alles auf den Processum executivum — keinesweges zu ziehen*. Rec. bescheidet sich zwar, dass die Gesetzes-Worte „dieses alles“ auch keinen unbestreitbaren Umfang andeuten; allein bey Ermangelung bestimmter, für die Behauptung des Vfs. entscheidender Gründe, ist Rec. sehr geneigt, die vom Vf. §. 98 angeführte Observanz der Appellationsgerichte im K. Sachsen (vermöge welcher, wenn bey einer Klage Recognition u. s. w. gefodert ist, auch dem Beklagten — ausser dem Falle des Executivprocesses — aufgegeben wird, auf das Document sofort im Termine *sub poena recogniti* sich zu erklären) für den besseren Ausleger des Gesetzes zu halten.

Für die Unzulässigkeit der Fragstücke bey Zeu-

genverhören in dieser Processart erklärt sich der Vf. §. 51 — nach der jetzigen Lage der positiven Jurisprudenz — mit Recht, ob mangleich kein ausdrückliches Gesetz dafür anführen kann. Doch wird man auf den Grund jener angenommenen Maxime die Behauptung nicht bauen, dass auch der Richter selbst *ex officio*, da, wo er es für nöthig erachtet, keine Fragstücke stellen dürfe. Denn dies hieße in der That das Recht durch seinen Untergang befördern. Mehr denn einmal hat Rec. Zeugenverhöre besorgt, und auf die vorgelegten Verhörspunkte eine unbedingt bejahende Antwort erhalten, gar oft aber auch auf das *ex officio* gestellte Fragstück: Ob Zeuge dies selbst gehört und gesehen habe? die Antwort bekommen: Nein, das habe ihm der Producent selbst gesagt! — Dem Producten steht frey, sich (als Reproducunt) der nämlichen Zeugen bey dem Gegenbeweise zu bedienen, deren sich Producent vorher gegen ihn bedienet hat; aber der Grundsatz, dass Fragstücke unzulässig sind, schließt auch die Erlaubniß, jene in der Form der Gegenbeweisartikel vorzubringen, aus, und hiedurch wird es bemerklich, welche Vorsicht und Redlichkeit vom Richter erwartet wird. Denn wie oft wird von seiner Frage, zur rechten Zeit gethan, die Anerkennung des Rechts *in foro* abhängen.

Die Frage: Ob der Eidesantrag, so viel den Inhalt der Klage betrifft, in dieser selbst, bey dessen Verlust geschehen müsse, oder ob der Kläger den Eid über die Klage auch im Termine oder gar noch im Verfahren antragen könne, ist controvers, wie der Vf. §. 52 bemerkt. Er führt dort das *pro* und *contra* an, ohne sich selbst bestimmt für das eine oder das andere zu erklären. Rec. begreift nicht, wie man bey den vorhandenen vom Vf. angeführten Gesetzen zweifeln kann, dass der Eid über die Klage, in dieser selbst, bey Verlust der Eidesdelation, angetragen werden müsse. Die Schriftsteller, welche den verspäteten (nicht *verspätigten*, wie es im Texte heisst) Eidesantrag als eine *mutatio libelli in modo probandi* ansehen, und jenen zulassen, weil diese vor dem Verspruch der Sache in dieser Processart zu jeder Zeit Statt findet, drehen sich offenbar im Cirkel, und begehen eine *petitio principii*. Denn es fragt sich ja eben, ob diese zu jeder Zeit vor dem Verspruche der Sache in dieser Processart Statt findende *mutatio libelli in modo probandi* auch den Eidesantrag unter sich begreift oder nicht? Dafs aber die Eidesdelation in der That zu jener *mutatio libelli* cet. gehöre, kann man doch wohl nicht behaupten, wenn man findet,

Ee

dafs das Gesetz die Eidesdelation dergestalt beschränkt und bestimmt, dafs sie den Charakter jener *mutatio libelli cet.* geradezu verliert. Die Stimme der Billigkeit, wodurch sich, nach des Vfs. Meinung, die gegenheilige Behauptung in einzelnen Fällen empfiehlt, kann bey jener Lage der Sache nicht erwogen werden, und die Meinungen, selbst der besten Rechtslehrer, gehen nicht über das Gesetz.

Über den weiteren Inhalt dieser Schrift fand Rec. nichts zu erinnern; merkwürdig aber ist die Bemerkung, mit der der Vf. den letzten §. der dritten Abtheilung schliesst: „Das Consistorium zu Leipzig endlich ist erst durch ein Rescript vom 9 Octob. 1799 ausdrücklich auf das Mandat vom Jahre 1753 verwiesen worden, nachdem es vorher dessen Nicht-Beobachtung damit entschuldigt hatte, weil es ihm nicht besonders publicirt worden sey.“

Schätzbar ist die Sammlung der unter den Beylagen S. 131 — 187 befindlichen Rescripte. Wenige Justizbediente haben Gelegenheit, sich mit solchen einzelnen Dispositionen zu bereichern, und die auf gegenwärtige Sammlung verwendete Mühe des Vfs. verdient daher allerdings Dank. Der Anhang S. 189 — 266, welcher verschiedene auswärtige Gesetze über das Verfahren in geringfügigen Rechtsfachen enthält, ist natürlich von keinem Nutzen für die Praxis in Sachsen; und wenn der Vf. nicht die Absicht gehabt hat, durch diese Sammlung den Geist der Gesetzgebung, den es hier gibt, auch in anderen Formen kenntlich zu machen, als in der, in welcher er sich in der Gesetzgebung für das K. Sachsen ausgesprochen hat, eben dadurch aber die Einsicht in das Eigenthümliche und Gemeinschaftliche der sächsischen Gesetzgebung, in Bezug auf andere Legislationen, zu erhöhen (was freylich hier nicht in den Grenzen seines Zweckes liegt): so dürfte jener Anhang hier eine ziemlich entbehrliche Rolle spielen.

Übrigens hat der Vf. allerdings durch die gegenwärtige Abhandlung an einem Beyspiele gezeigt, wie viel die Geschichte auch der vaterländischen Gesetzgebung, aus ächten Quellen, d. h. aus Landtagsacten und collegialischen Deliberationen über abzufassende Gesetze, geschöpft, zur Erläuterung derselben beitrage, und Rec. ist überzeugt, dafs nicht die angenehmen Geschäftsmänner es allein sind, die des Vfs. Abhandlung mit Nutzen lesen und studiren können. Möchte nur die Erreichung des höheren Zwecks, der sich mit des Vfs. Bemühung verbinden läfst — die Richter zur eigenen Beurtheilung geringfügiger Sachen, und dadurch zur *Ersparung des mit der Actenversendung nach rechtlichem Erkenntnisse verbundenen Kosten- und Zeit-Aufwandes* zu ermuntern — weniger Hindernisse finden, als die Erfahrung gewöhnlich in allen Angelegenheiten des guten Willens nachzuweisen pflegt.

p. 2 — r.

LEYDEN, b. Haak u. Comp.: *Franc. Godard. van Lynden Specimen jurid. inaugurale exhibens interpretationem jurisprudentiae Tullianae in Topicis expositae etc.* 1805. XVI u. 164 S. 8.

Die ciceronische Topik ist bekanntlich voll ju-

ristischer Sätze. Daher Luzac, welcher dem Hn. van Lynden den Rath ertheilte, diese zu erläutern, Dank verdient. Von dem Vf., welcher 3 Jahre unter Wytenbach Philologie, eben so lange unter dem gelehrten Smalenburg u. A. Rechtswissenschaft studirt und sich den Philologen durch eine Schrift über den Panätius rühmlich bekannt gemacht hatte, liefs sich eine vorzügliche Ausführung seines Vorhabens erwarten. In der That enthält auch die vorliegende Schrift viel Gutes. Es fehlt ihr nicht an ausführlichen und gründlichen Erörterungen der ciceronischen Sätze aus den juristischen Alterthümern — welche indeffen oft ausführlicher sind, als nöthig war, ohne eben wichtiges Neues zu enthalten. Auch sind manchmal, zum Theil wohl aus Unkenntnis neuerer ausländischer Arbeiten, unrichtige Meinungen angenommen. Eben so wenig fehlt es an erläuternden Vergleichen mit dem späteren, besonders dem Pandekten-Rechte — wiewohl hier zuweilen Lücken geblieben sind. — Gute Spracherläuterungen kommen seltener, aber doch hier und dort vor. Auch sind bey den erklärten Stellen Varianten aus allen übrigen nicht näher charakterisirten leidener Handschriften der Topik angeführt, unter denen uns jedoch keine vorzüglichen aufgefallen sind. — Bey dem Allen fehlt es aber an manchem Wünschenswerthen gar sehr. So hat der Vf., bey seiner sonstigen in den Nachweisungen bewiesenen nicht geringen Bücherkenntnis, wichtige Arbeiten Anderer eben über die *Topica* entweder gar nicht gekannt, oder doch wenig gebraucht. Das Letzte ist sogar mit dem Boethius der Fall, aus welchem noch manches Wichtige zu entlehnen war; das Erste besonders mittelst einer pariser Ausgabe von 1550 in 4., worin ausser dem Boethius auch Anmerkungen von Visorius, Goveanus, Melancthon u. A. sich finden, von denen besonders die des Goveanus viel wichtiges Juristische enthalten. Was wir aber an Hn. van Lynden Bearbeitung vorzüglich vermissen, ist dieses, dafs er die in den ciceronischen Stellen enthaltenen juristischen Sätze selten ganz bestimmt heraushebt. Die Anordnung des Ganzen ist gar nicht lichtvoll und bequem, und dadurch sogar das gänzliche Übergehen von ein paar juristischen Stellen der Topik veranlafst, Cap. 4 §. 23, dafs die Verjährung eines Gebäudes 2 Jahre erfordere, indem Analogie anzuwenden sey, Cap. 17 §. 65 vom Rathfragen der Redner und Richter bey den Rechtsgelehrten.

Die ersten 5 Capitel enthalten die ausführlich erläuterten Stellen; das 6te und 7te unter der Überschrift: *quaestiones miscellaneae et varii argumenti quaestiones*, andere kürzer berührte Sätze. In jeder dieser Hauptabtheilungen ist ohngefähr die in den kürzeren römischen Compendien übliche Ordnung befolgt. Die ersten beiden Capitel handeln vom Ehe-rechte, das 3te vom Erbrechte, das 4te und 5te von persönlichen und dinglichen Servituten. Das 6te Cap. erläutert einige allgemeine Sätze vom Rechte überhaupt, dann vom Eigenthums- und endlich vom Personen-Rechte. Das 7te handelt von Tutelen, Contracten, Worterklärungen. Kein Register etwa

nach einem juristischen Systeme oder nach Ordnung der Topik erleichtert den Gebrauch.

Der Abhandlung selbst ist als *Prolegomena* eine allgemeine Einleitung zu der Topik vorausgeschickt. Diese enthält eine gute gedrängte Lebensbeschreibung des Trebatius und eine Vertheidigung der Meinung; daß Cicero eine andere aristotelische Topik bearbeitet habe, als die wir jetzt besitzen, hauptsächlich gegen *Buhle*. Ein Urtheil hierüber stellen wir eigentlichen Philologen anheim. Unter den Stellen, welche sich auf Erörterungen über Recht und Gesetze im Allgemeinen beziehen, wovon Cap. 6 §. 2 gehandelt wird, ist die ciceronische Aufzählung aller Rechtsquellen (*Topic. Cap. 5 §. 28*) nicht ganz richtig erklärt. Das darin vorkommende Wort *leges* kann nämlich nicht mit *leges centuriatae* gleichbedeutend genommen werden, sondern muß auch die Plebiscite umfassen, indem sonst diese wichtige Rechtsquelle gänzlich ausgelassen wäre. — Jetzt von einigen Stellen über das Personen- zunächst das Ehe-Recht.

Im ersten Cap. §. 3 und 5 ~~ist~~ dem Vf. die richtige hugo'sche Ansicht von *confarreatio*, daß sie nur ein Nebengebrauch bey der *coemptio* sey, entgangen, und die sie begründende Stelle *Cicero pro Flacco* Cap. 34 unrichtig gerade zum Gegentheile erklärt. — Im §. 4 kommen ein paar dem Vf. eigenthümliche, aber wohl unrichtige Ansichten über *coemptio*, *usus* und *laxe Ehe* vor.

Die ersten beiden sollen durch Fictionen entstanden seyn, welche aber in die Zeit der 12 Tafeln nicht passen. Die *laxe Ehe* ist, nach dem Vf., erst später bey Gelegenheit der häufigern Ehescheidungen aufgekomen: allein schon die 12 Tafeln kennen eine *mulier, quae matrimonii ergo apud virum remanet*, d. h. welche in einer laxen Ehe mit ihm lebt. — Im §. 5 ist Cap. 4 §. 18 der Topik erklärt. Hiebey wird das Wort *mulier*, wie seit Boethius gewöhnlich ist, für *verheirathete Frau* genommen, und so der Satz herausgebracht, daß nur diejenige verheirathete Frau, welche durch *Conventio in manum capitis* Deminution erlitten habe, ein Testament errichten könne. Jene Erklärung von *mulier* ist willkürlich, und der herausgebrachte Satz steht im Widerspruche mit den Rechtsprincipien. Denn wer in eines Anderen Gewalt sich befindet — und das thut auch die *materfamilias, quae in manum convenit* — kann kein gültiges Testament errichten. Sie hat kein Vermögen, *Topica cap. 4, §. 23*, wie kann sie denn testiren? Vgl. auch *Ulpian. tit. 20, §. 15, Galvanus d. usufructu cap. 9 num. fin.* Wir verstehen daher die Stelle vielmehr von Frauenzimmern überhaupt, welche, bis sie eine *Capitis* Deminution erleiden, d. h. aus der väterlichen Gewalt treten, §. 3. *§. de capite minutis* (I, 16) kein Testament errichten können.

Im sechsten Cap. §. 3 ist die bekannte Definition der Gentilen *Topic. cap. 6, §. 29* sehr kurz abgefertigt, ohne irgend Rücklicht auf *Cicero de oratore* lib. 1, cap. 38 (nach andern Ausgaben 39), und die, unserer Überzeugung nach, auch gegen die Erinnerungen seines Rec. in der hallischen A. L. Z., bestehende hugo'sche Ansicht (*Rechtsgeschichte* §. 84.) zu nehmen. — Vom Sachenrechte sind im 6 Cap. §. 2 die

Stellen über *res Mancipi* und *nec Mancipi* gar zu kurz abgefertigt. Manche Untersuchungen darüber, als von Treckell, Pufendorf und Hugo, scheinen dem Vf. ganz entgangen zu seyn. Bey der Stelle über Nichtigkeit der Mancipation der *res nec Mancipi, Topic. cap. 10, §. 45*; war auf den nicht leicht damit zu vereinigenden Plinius lib. 9, cap. 35 Rücklicht zu nehmen; das, auch der Construction nach, schwierige Cap. 5, §. 28 viel genauer zu erläutern. Um nämlich diese Stelle mit der richtigen Theorie in Übereinstimmung zu bringen, müssen die Worte *ejus rei quae Mancipi est*, mit zum Subjecte *abalienatio* genommen werden, so daß der Sinn ist: Die Übertragung des strengen Eigenthums einer *res Mancipi* geschieht durch Übergabe aus *nexus* oder *cessio in jure*. Die der Wortstellung nach natürlichere Construction, nach welcher *ejus rei quae Mancipi est* als Object betrachtet und mit *traditio* verbunden wird, giebt nur dann einen mit anderen Stellen und der richtigen Theorie übereinstimmenden Sinn, wenn man annimmt, daß *abalienatio* Übertragung einer *res Mancipi* zum römischen Eigenthum bedeute: eine Bedeutung, welche sich aber schwerlich möchte beweisen lassen. — Vom Erbrechte handelt das 3 Cap. Gleich die Definition der Erbschaft *Topica c. 6, §. 29* ist nicht fruchtbar genug behandelt. Für den Philologen bedurfte die negative Bestimmung *pecunia — nec possessione retenta* einer Erläuterung, da er ohne Hinweisung eines Juristen weder auf die wahrscheinlich richtige Erklärung des Goveanus, daß damit die prätorische Erbfolge (*Bonorum possessio*), noch auf die des Boethius, daß *mortis causa capiones* gemeint seyen, leicht kommen wird. Für den Juristen verdiente die literärhistorische Folgerung aus dieser Stelle hervorgehoben zu werden, daß man wahrscheinlich zu Cicero's Zeit noch keine gute Definition von Erbschaft kannte. Denn die ciceronische Definition ist keineswegs ausreichend, indem z. B. die zu der *hereditas* nicht gehörenden *mortis causa capiones*, nicht ausgeschlossen sind. — Eine andere Stelle, Cap. 10, §. 44, worin von Substitutionen gehandelt wird, hätte, besonders für Philologen, einer Erläuterung bedurft. Daß bey der Geburt eines *posthumus* im Testamente selbst die 10 Monate genannt sind, konnte zu einer interessanten von Goveanus schon angedeuteten, gewöhnlich aber übersehenen, rechtshistorischen Erörterung Veranlassung geben. Ob nämlich 10 Monate als Grenze der legitimen Geburt in den 12 Tafeln bestimmt seyen, wird zweifelhaft; daß wenigstens der Gerichtsgebrauch hierauf keine Rücksicht nahm, ergiebt sich deutlich aus Plinius lib. 7, cap. 5, p. 376 (ed. Harduini), Gellius lib. 3, c. 16; und hieraus ist zu erklären, warum theils an dieser Stelle des Cicero, theils an vielen Stellen der Pandekten die 10 Monate, als von den Parteyen selbst genannt, aufgeführt werden. Denn da diese Zeitbestimmung enthaltende Gesetz nicht zur Anwendung gebracht wurde, sicherten sich die Parteyen den Inhalt desselben durch ausdrückliches Bevorworten. — Was vom Nießbrauche vorkommt, wird im 4 Cap. erklärt. Bey Gelegenheit von *Topic. c. 3, §. 17*, woraus man zu beweisen pflegt, daß zu Cicero's Zeiten der Qua-

-fususfruct unbekannt war, versucht der Vf. die Restitution der Worte des Senatusconsults, wodurch derselbe eingeführt worden. Bey c. 4. §. 21 hätte bemerkt werden sollen, daß, wenn diese Stelle mit den Rechtsgrundsätzen übereinstimmen solle, *secundus heres* Pupillarsubstitut heißen müsse, eine, besonders für den Philologen, um desto nöthigere Bemerkung, da die bisherigen Ausleger dieses nicht deutlich eingesehen zu haben scheinen. — Im 5 Cap. von den übrigen Servituten. Die auch dem Gedanken und Inhalte nach schwierige Stelle *Topic. c. 4. §. 22* hat bloß Worterläuterungen, und auch diese nicht mit Rücksicht auf die verschiedenen darüber schon geäußerten Meinungen erhalten. Der Fall, welchen Cicero vor Augen hatte, ist folgender. Es fügte jemand in eine gemeinschaftliche mit Wölbungen versehene (*fornicatus*) Wand eine andere. Hiezu mußte er einen Theil der Wand abbrechen, und leistete deshalb *cautionem de damno infecto*. Hiebey stürzte etwas von der gemeinschaftlichen Wand ein. Diesen Schaden, entscheidet Cicero, brauche der Bauende nicht zu ersetzen, weil jeder das Recht habe, in eine volle oder mit Wölbungen versehene Mauer eine andere zu fügen, und der Einsturz durch nicht gut angelegte Wölbungen verursacht sey. Aus dieser Darlegung des Inhalts, dergleichen man beym Vf. gänzlich vermißt, ergiebt sich, daß Ernesti unrichtig *solidum vel fornicatum* zu *parietem directum* construiert. Ein Satz aus P. Scävola's Munde *Topic. c. 4. §. 24* wird so genommen, als ob nichts weiter darin enthalten sey, als daß man über seinem Grund und Boden Anlagen machen könne. Schon Goveanus würde,

freyllich nur durch einen Wink, den Vf. darauf geleitet haben, daß etwas Schwierigeres gemeint ist. Scävola redet von einem *solum ambitus*, einem Boden des Umfanges, gleichsam der Berechtigung, und stellt den Satz auf, daß dieser so weit geht, als man ein Schuttdach schon angelegt hat; dergestalt, daß auch über demselben ein anderes gebauet werden darf, wenn nur das Wasser von demselben nicht weiter als auf das erste Dach fällt. Derselbe Satz kommt, soviel dem Rec. bekannt, in den Pandekten nicht vor, wohl aber ein ganz ähnlicher in Beziehung auf den Tropfenfall *l. 20. §. 5. D. d. serv. praedior. urbanor.* (8, 2), zu dessen richtiger Einlicht, allenfalls auch zu Begründung einer ausdehnenden Erklärung derselben, die ciceronische Stelle nicht wenig beytragen kann. — Das 7 Cap. erklärt noch die Sätze von Contracten. Im c. 10. §. 42 war *fiducia* richtiger für jede Übergabe eines strengen Eigenthums mit Bedingung der Rückgabe, als für die Art dieses Geschäfts, welche dem Pfandvertrage nahe kommt, zu erklären. Eben so wenig durfte hier *procurator*, dem Zusammenhange nach, für gleichbedeutend mit *mandatarius*, welches schon vorkommt, genommen, sondern mußte, dem von Brissionius und Ernesti (in der *Clavis Ciceroniana*) schon bemerkten Sprachgebrauche gemäß, für *negotiorum gestor* erklärt werden.

Dieses Detail mag genügen, um die obigen allgemeinen Bemerkungen zu rechtfertigen. Wir wiederholen übrigens, daß sich manches Vortreffliche in dem Büchlein findet, wozu wir auch eine gute Latinität rechnen.

S — dt.

K L E I N E S C H R I F T E N.

JURISPRUDENZ. Nördlingen, b. Becks Wittwe; *Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolicey*. Gesamelt und herausgeg. von Joh. Theodor Roth, k. baier. Landesdirectionsrath in Ulm, und D. J. D. A. Höck, Justizrath und Policeydirector in Schwabach. 1808. IVtes Heft. 91 S. 8. (6 Gr.) Dieses Heft enthält folgende Aufsätze: I. *Über das Verhältniß der Handwerker zur Volkszahl*. Ist eine bloße Zusammenstellung der Volkszahl, der Meister, Gesellen und Lehrlinge von vielen deutschen Ländern; aber bey weitem nicht allenthalben vollständig. Um sichere Resultate daraus zu ziehen, oder nutzbare Vergleichen anzustellen, müßte nicht bloß erst die Richtigkeit der Zahlen außer Zweifel seyn, sondern auch eine genaue Kenntniß der statistischen Verschiedenheit des Inneren der zu vergleichenden Länder mit zum Grund gelegt werden. Die Beschaffenheit des kleineren Landes kann ja oft mehreren Handwerkern Nahrung reichen, als das größere, und umgekehrt. II. *Lehrplan und Organisation der Feyertagschule zu Bamberg*. Die Idee einer solchen Schule hat wohl für jedes Land einen cameralistischen, und, was man sagen will, einen moralischen Werth. Besonders kann sie die Fortsetzung des mit dem 13 oder 14 Jahre nur zu bald abgebrochenen, und eben darum sobald in seinen Spuren erlöschenden Schulunterrichts der niederen Bürgerjugend allenthalben eine merkbare Beschäftigungslücke ausfüllen. Desto wichtiger wird aber eine zweckmäßige und jedem Local angeeignete Einrichtung einer solchen Anstalt, und desto lebhafter wünscht Rec., daß sich das Gute, das hier von der bamberger gesagt wird, auf die Dauer bewähren, und als Beyspiel für andere Länder wirken möge. III. *Verordnungen*. 1. *Die Lehrzeit der Meistersöhne in der Provinz Bamberg betreffend*. Sie sollen künftig den anderen Lehrlingen gleichgehalten werden. Vernünftig! 2. *Die fraye Gewerbsausübung in der Provinz Bamberg betreffend*. Hebt die Beschränkung der einzelnen Zunftdistricte gegen einander auf, jedoch mit Ausschluss des Hausfrens und der Niederlagen. 3.

Die Annahme der Lehrlinge im Bambergisches betreffend. Hebt die Einschränkung der sonst vorgeschriebenen Zahl auf 4. *Das Wandern der Handwerker betreffend*. Das Wandern ins Ausland soll nur denen gestattet seyn, deren Professionen dem Lande besonders nützlich, im Auslande auf einem höheren Grade der Vollkommenheit stehen, und wesentlichen Veränderungen unterworfen sind. 5. *Die Handwerksstrafen betreffend*, sollen nicht über 1 Thlr. — mit Vorwissen der Obrigkeit steigen, halb in die Armenfonds fallen, und zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden. 6. *Brandenburg.-bayreuthisches Aufschreiben die Leinweberey betreffend* (vom 4 Sept. 1789) giebt diese im obergebirgischen Fürstenthum frey. IV. *Actenstücke zu Beurtheilung der Rechtsfrage: Können Handwerker gezwungen werden, einem jedem um gehörigen Lohn zu arbeiten?* Was Mevius II. 156. Weißer Abschn. II. §. 309 bejahet, ist hier von einem (preuß.) Landes-Collegium, bey Gelegenheit der Weigerung eines Schlossers, die Kirchthurmuhre zu repariren, verneint worden. Eigentlich und, wie Rec. dünkt, mit Recht, wollte man nur keine *Executiones ad faciendum* gegen ein Individuum, außer im dringenden Nothfall statuiren, sondern Androhung des Verlustes des Zunftzwangs u. dgl. gegen eine sich ohne ausreichende Gründe weigernde Innung. Die Herausgeber fordern die Rechtsgelehrten zu Mittheilung ihres Gutachtens über diese Frage auf. V. *Über die Ausbildung und Vervollkommenung der Handwerker durch wissenschaftliche Lehren*. Aus dem allgemeinen Intelligenzblatt für Neuwirtemberg v. J. 1804. Dringt hauptsächlich auf geometrische Vorkenntnisse. Eine zweckmäßige Anwendung der pestalozzischen Ideen in unseren Volksschulen und eine damit in Verbindung gebrachte Einrichtung solcher Feyertagschulen, wovon oben die Rede war, würde, nach Rec. Meinung, auf diesen Zweck hin und viel Gutes wirken.

Zum Schluss muß Rec. erinnern, daß ein bloßer Auszug des Wesentlichen aus Handwerksgesetzen, statt der vollständigen Abdrücke, den Herausgebern dieser Materialien mehr Raum zu gemeinnützigen Aufsätzen übrig lassen würde. F. J.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 5 MAY, 1809.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Braunes: *Handbuch der speciellen Pathologie.* Von Dr. Adolph Henke, Prof. der Medicin zu Erlangen. Erster Band. 1808. 486 S. Zweyten Bandes 1 Abth. 497 S. 8. (2 Thlr. 9 Gr.)

Der rühmlichst bekannte Vf. hat uns nicht nur ein Handbuch der allgemeinen Pathologie und eine besondere Abhandlung über die Krisen geliefert, sondern er sucht auch durch die Herausgabe einer speciellen Pathologie seine begonnene Arbeit zu vollenden. Wie schwer ein solches Unternehmen in gegenwärtiger Epoche sey, und welchen wichtigen Einfluß dasselbe auf die ganze ärztliche Theorie habe, ist allen bekannt, welche mit dem dermaligen Zustande der Medicin vertraut sind. Je wichtiger aber das Unternehmen selbst ist, desto mehr Achtung verdient der Mann, welcher sich dem Geschäfte unterzieht, und desto unbefangener Würdigung das Werk selbst, wenn nicht der gewöhnliche Weg der Routine betreten, und das Bekannte nach leeren Imaginationsbegriffen zusammengestellt wird, in welchem Falle das Werk mit der ärztlichen Theorie keine Beziehung hat. Rec. glaubt daher untersuchen zu müssen, in wiefern durch vorliegendes Handbuch den Forderungen Genüge geleistet sey, welche wir an die Darstellung der speciellen Pathologie zu machen berechtigt sind, und das Resultat dieser Untersuchung mit einer kurzen Skizze dieser Darstellung zu belegen.

Die Forderungen an die Pathologie stellt der Vf. in der Einleitung selbst auf, wo er sagt: „Das Bestreben aller pathologischen Untersuchung geht dahin, nachzuweisen, wie die krankhaften Erscheinungen, durch welche sich Krankheit äußert, mit den allgemeinen physiologischen Gesetzen des Lebens zusammenhängen und aus ihnen hervorgehen.“ Der Standpunct der Pathologen ist in diesem Satze zwar richtig bestimmt, allein, wie Rec. glaubt, nicht mit gleichem Glücke erörtert. Denn der Vf. sagt gleich nachher: „um zeigen zu können, wie die unendliche Mannichfaltigkeit krankhafter Erscheinungen aus den einfachen Gesetzen des Lebens hervorgehen könne, ist es nothwendig, die ganze Summe der in gegebenen Fällen wahrnehmbaren Phänomene auf die ihnen zum Grunde liegenden einfachen und gemeinsamen Krankheitszustände zu reduciren.“ Es ist hieraus ersichtlich, daß der Vf. bey bloßer Reflexion über das Gegebene stehen bleibt, und den Weg der wahren

Naturforschung, welchem er so nahe war, verfehlt. Betrachten wir die Natur von Seiten ihrer Gesetzmäßigkeit: so müssen wir einräumen, daß jede Erscheinung die Darstellung eines Naturgesetzes sey, die Mannichfaltigkeit der Erscheinungen mithin gleich mannichfaltige Gesetze voraussetze. Die Idee des Lebens ist das eine Gesetz, welches in allen lebenden Individuen verwirklicht ist, und die Individualität ist das Gesetz dieser Verwirklichung selbst. Das Leben ist nirgends für sich, sondern nur in der Fülle der Dinge; alle sogenannten einfachen Gesetze des Lebens, welche nicht in den lebenden Individuen angeschaut werden, sind leere Imaginationsbegriffe der Reflexion, welche uns zur Einseitigkeit führen. Denn die Reflexion greift hier schon bey halb vollendeter Naturforschung ein, da sie doch erst nach ihrer Vollendung fruchtbar werden kann. Um zeigen zu können, wie sich dasselbe Gesetz des Lebens in der Erscheinung der Krankheit ausprägen, ist es nöthig, sich erst ein deutliches Bewußtseyn von den Krankheitserscheinungen selbst zu verschaffen, d. i., sie auf die Vorgänge im Organismus zu reduciren, aus welchen sie hervorgehen, und dann sie im Zusammenhange mit dem Gesetze des individuellen Lebens anzuschauen. Dagegen ist die Reduction auf gemeinsame einfache Krankheitszustände nichts als ein vortheilhaftes Eingreifen der Reflexion, welche das bloße Gegebene, welches noch nicht zum deutlichen Bewußtseyn erhoben ist, auf ihre Kinder, das ist auf leere Begriffe reducirt. Eben diese Reduction aber, wenn sie erst versucht wird, wenn eine vollendete Anschauung der Verwirklichung der Gesetze des individuellen Lebens gelungen ist, bekommt ein ehrwürdiges Geschäft, denn dann abstrahirt sie wirkliche pathologische Gesetze, aber keine imaginären Krankheitszustände. Daß man bisher diesen Weg noch nicht eingeschlagen hat, darin ist einzig der Grund der Verwirrungen und Mißhelligkeiten in der Pathologie zu suchen. Die allgemeine Pathologie kann nie die specielle übereilen, beide entsprossen aus der Klinik, und jeder Schritt, welchen die allgemeine Pathologie über die specielle hinaus thut, ist leere Anmaßung. Unsere bisherigen physiologischen Kenntnisse sind allerdings nicht hinreichend, alle Krankheitserscheinungen in ihrer Entstehung, Entwicklung u. dgl. auf das Gesetz des individuellen Lebens zu reduciren, und wir müssen uns oft mit einer bloß historischen Kenntniß begnügen; allein hierin liegt ja auch der deutlichste Beweis, daß die allgemeine Pathologie mit der speciellen an densel-

FF

ben Gebrechen leide, wenn sich jene nicht in Erklärungen versteigt, welche nur, wie in der ganzen Naturforschung, mit Meinungen statt Thatfachen täuschen. Diese Bemerkungen, welche Rec. gleich der Einleitung zu diesem Werke entgegenstellt, sollen keineswegs im Voraus ein ungünstiges Urtheil erregen, da wir wohl auch von einer anderen Seite des Vfs. ausgebreitete Kenntnisse und unverdrossenen Fleiß werden kennen lernen. Dieses ist der historische Theil der Pathologie, welchen er bey der Kürze, mit welcher er sich fassen mußte, mit ausgezeichnete Präcision und ganz der Natur getreu dargestellt hat.

Erste Abtheilung. *Von den Fiebern.* I Abschn. *Untersuchungen über das Fieber im Allgemeinen.* Der Vf. bleibt zuerst bey dem stehen, was wir historisch vom Fieber und seinen Erscheinungen wissen, um alsdann zu prüfen, wie weit der dogmatische Theil der Pathologie im Stande sey, die Natur des Fiebers zu erklären. Zu den pathognomonischen Erscheinungen rechnet: veränderte Temperatur des Organismus, veränderte Thätigkeit des arteriellen Systems, die typische Zu- und Abnahme der Fiebererscheinungen, Veränderung der Secretionen, insbesondere des Harns, das Gefühl der Mattigkeit und die Abmagerung des Körpers; alle übrigen seyen nur Eigenthümlichkeiten besonderer Arten und Ordnungen der Fieber, oder mit dem Wesen des Fiebers nicht in Verbindung stehende Krankheitsercheinungen. Unter den erklärenden Sätzen über das Fieber verdienen folgende eine Beleuchtung. „Das Fieber ist Ausdruck einer rein dynamischen Krankheit, ist Krankheit der Erregung. Mischungsveränderungen irgend einer Art, welche im Verfolge des Fiebers wahrgenommen werden, sind nur secundär. Über die Erregungstheorie und ihren Werth haben sich diese Blätter zur Gnüge erklärt, woher es Rec. für überflüssig hält, nur eine Sylbe beyzusetzen. Eine rein dynamische Krankheit ist wohl nur eine imaginäre Ausgeburt der Reflexion, welche gewiß nicht aus den Gesetzen des Lebens dargethan werden kann. Auf derselben Stufe scheinen auch jene Pathologen zu stehen, welche die Fieber für Krankheit der Irritabilität erklären. Es giebt wohl keine Krankheitsformen, ausser den Fieberhaften, in welchen die Veränderungen aller Functionen so auffallend sind; und sollte man die Veränderungen der Reproduction in Fiebern nicht für wichtiger ansehen, als die der Irritabilität? Auffallend ist es, daß die wahre Naturforschung des Fiebers noch nicht begonnen hat, und daß man sich so leicht mit rhapsodischen Imaginationen zu begnügen pflegt. Neuere Handbücher liefern die Belege dazu. Wer will sich anmaßen, die absolute Subordination der Säfte als Naturgesetz auszusprechen, wie es im obigen Satze geschieht? Die nächste Ursache des Fiebers ist dem Vf. Affection der allgemeinen Vitalität: liegt aber in der Idee des Lebens, was man doch unter allgemeiner Vitalität verstehen muß, nichts als ein einseitiger Dynamismus? Schon die Reflexion hätte hier die Einseitigkeit des obigen Satzes erkennen sollen, und dieses um so

mehr, wenn man den Satz aufstellt: Das Fieber als Affection der allgemeinen Vitalität tritt alsdann zu örtlicher Krankheit hinzu, wenn durch diese eine solche Störung der Function bedingt wird, die bedeutend genügt, das Gleichgewicht der organischen Hauptsysteme zu stören. Kann aber eine bloß rein dynamische Störung der Einheit der Hauptsysteme als Thatsache in der Natur nachgewiesen werden? — Daß die Eintheilung der Fieberformen der aufgestellten dogmatischen Ansicht des Vfs. entspreche, fodert freylich Consequenz, und daher ordnet er dieselben in 2 Classen, 1) in die mit erhöhter, 2) in die mit verminderter Lebensthätigkeit, welches wir als Corollarium der Erregungstheorie übergehen. II Abschn. *Untersuchungen über das Fieber mit erhöhter Lebensthätigkeit.* Die Beschreibung dieses Fiebers ist viel zu grell. Denn es kommt wohl selten in dieser Form vor, und meistens wird nur ein gründlicher Semiotiker über den Charakter des vorhandenen Fiebers entscheiden können, wozu der Vf. mehr Anleitung hätte geben sollen. Als nächste Ursache des hypersthenischen Fiebers wird allgemeine Hypersthenie des ganzen Organismus mit vorwaltender Thätigkeit des Gefäßsystems festgesetzt, wodurch das Normalverhältniß der drey Hauptsysteme zu einander aufgehoben werde. Wenn das Fieber rein dynamische Krankheit ist, und überhaupt nach der Erregungstheorie, so muß die Störung des Normalverhältnisses der drey Hauptsysteme ebenfalls auf Erregung beruhen; wie nun durch eine allgemeine, sey es nun Hypersthenie oder Asthenie dieses Normalverhältnisses gestört werden könne, ist wohl nicht einzusehen. III Abschn. *Untersuchungen über das Fieber mit verminderter Lebensthätigkeit.* Es ist gewiß sehr auffallend, daß die Erregungstheoretiker so viele fast unzählige Gradationen der Asthenie annehmen, um die vielen Krankheitsformen darunter subsumiren zu können, bey der Hypersthenie hingegen bezeichnet keine graduelle Verschiedenheit eine qualitativ verschiedene Krankheit. Die gemeinsamen Erscheinungen des sogenannten asthenischen Fiebers scheinen Rec. sehr willkürlich entworfen; viele der aufgeführten Phänomene kommen bloß einzelnen Arten zu. IV Abschn. *Untersuchungen über die nachlassenden Fieber.* Dieser Abschnitt hätte gar wohl in den vorigen aufgenommen werden können. Nun folgen in 5 Cap. kurze Monographien des katarrhalischen, des gastrischen Fiebers, des Nervenfiebers, des Faulfiebers, des Zehrfiebers. Die Wechselstieber sind im fünften Abschnitte besonders abgehandelt. Die Bestimmung des Katarrhalfiebers ist von der Art, daß dem Leser selbst überlassen wird, sich von dessen Charakter zu denken, was er will. Denn es heißt: die angeblichen Verwickelungen des Katarrhalfiebers, welche die Pathologen aufstellen, die nicht entweder den sthenischen oder asthenischen Charakter betreffen, beruhen auf der gleichzeitigen Affection mehrerer organischer Systeme u. s. w. Dann folgt: man führt gewöhnlich folgende Complicationen an, die inflammatorische, die nervöse, die gastrische

sche, die faulichte. Das Urtheil des Vfs. hierüber wird nicht besonders ausgedrückt. Bey der inflammatorischen Complication nimmt er an, das Fieber sey hypersthenisch, und erreiche einen höhern Grad, als bey dem gewöhnlichen, sogenannten gutartigen Katarrh. Welches ist nun der Charakter des gutartigen Katarrhs? ist er hypersthenisch oder asthenisch? Was ist nun dasjenige bey dem hypersthenischen Katarrh, was die Complication ausmacht? Bey dem asthenischen läßt sich dieses leichter begreifen, denn hier kündigt sich die Complication in den gastrischen, nervösen u. dgl. Erscheinungen an. Man stößt hier sehr deutlich auf das Schwanken zwischen vorgeschafsten Begriffen, welche die Stelle der Naturgesetze vertreten sollen. Die Frage, ob das Fieber mit gastrischen Erscheinungen eine eigene Fieberklasse ausmache, eigener Natur sey, und einer eigenthümlichen Heilmethode bedürfe, beantwortet der Vf., nach seinen vorgeschafsten Begriffen, geradezu verneinend. Dafs das Fieber, wenn das Leiden ursprünglich von den Verdauungswerkzeugen ausgehe, nur sympathisch sey, ist einseitig angenommen, und es kann durch die Erfahrung hinlänglich erwiesen werden, dafs sich aus solchen Ursprüngen ein idiopathisches gastrisches Fieber entwickle. Von den Störungen der Verdauungswerkzeuge während des Verlaufs des Fiebers soll hier gar nicht die Rede seyn; wenn aber diese gleichzeitig mit dem Fieber eintreten, wer ist berechtigt, das eine oder das andere geradezu für secundär zu erklären? Man mufs das ganze Bild des gastrischen Fiebers als Thatfache in der Natur auffassen, die Phänomene auf die Vorgänge im Organismus reduciren, und man wird seine Natur leichter enträthseln, als wenn man das, was nicht in die vorgeschafsten Begriffe paßt, ohne Weiteres als irrig verwirft. Welche Veränderungen können wohl gehäufte und krankhaft veränderte Secreta oder bestimmte Störungen der Secretionen im Blutbereitungssystem hervorbringen, und dadurch eigenthümliche Fieber veranlassen? Diese Frage können nur diejenigen beantworten, welche sich aller Theorien begeben, und in der Anschauung der Natur selbst ihre Belehrung suchen. Vom Schleinfieber wird nur gelegentlich und zwar sehr oberflächlich gehandelt, denn auch das ist nicht genügend, was in der Abhandlung vom schleichenden Nervenfieber in dieser Beziehung gesagt wird. Bey dem Faulfieber verfährt der Vf. nach denselben Grundsätzen, wie bey dem gastrischen Fieber, und das hitzige Nervenfieber wird ganz oberflächlich abgefertigt; dafür entschädigen uns die viel vollständigeren Monographien des Zehrfiebers, und vorzüglich der Wechselfieber wieder.

Zweyte Abtheilung. *Von den Entzündungen.* Diese Abtheilung zerfällt in 2 Abschnitte, wovon der eine von der Entzündung im Allgemeinen, und der zweyte von den Entzündungen einzelner Systeme und Organe insbesondere handelt. Was wir über das Wesen der Entzündung mit Gewifsheit annehmen können, läßt sich nach dem Vf. auf Folgendes reduciren: 1) Es ist ausgemacht, dafs das Gefäßsystem

den vorzüglichsten Antheil bey der Bildung der Entzündung hat, vorzüglich wird wohl dabey das System der kleinen Blutgefäße afficirt; aufer diesem leiden aber auch die feineren Verzweigungen der Stämme, ja die Stämme selbst. 2) Es ist sehr wahrscheinlich, dafs nicht allein das Gefäßsystem der Sitz der Entzündung sey, sondern dafs die ganze organische Masse des Theils, und alle in ihn eingehenden Gebilde afficirt werden. 3) Die Congestion des Bluts ist allerdings begleitende Erscheinung, aber nicht Ursache, sondern vielmehr Wirkung der veränderten Thätigkeit der Gefäße. Diese drey Sätze sind nicht bestimmt genug; der Werth der Eintheilung in hypersthenische und asthenische Entzündungen beruht auf dem Werthe der Erregungstheorie, und am wenigsten genügt das, was über die Diagnose der zwey Classen von Entzündungen vorgebracht wird. Wenn jede Erscheinung ein verwirklichtes Naturgesetz ist: so mufs schon aus den richtig aufgefafsten Erscheinungen die Diagnose der verschiedenen Entzündungen möglich seyn, statt dafs bey den asthenischen Entzündungen alles aus der Natur des vorhandenen Fiebers, der Anlage, dem Habitus, der epidemischen Constitution und den einwirkenden Schädlichkeiten gefolgert werden soll. Die Erscheinungen allein werden uns zwar nie eine vollendete Diagnose gewähren, allein sie verdienen doch eine genauere Würdigung, und es ist wohl Zeit, die Semiotik nicht mehr so zu vernachlässigen. Unter den Ausgängen der Entzündung sind die Capitel von der Eiterung und vom Brande vorzüglich gut bearbeitet. Der zweyte Abschnitt enthält folgende Monographien: 1) Entzündung der Häute der Blutgefäße. Diese wird, nach des Rec. Dafürhalten, vom Vf. nach Reil zuerst im pathologischen Systeme als besondere Gattung aufgeführt. 2) Entzündung der lymphatischen Gefäße und Drüsen. 3) Knochenentzündung. 4) Rose. Dafs der Vf. die Rose zu den Entzündungen rechnet, damit ist Rec. einverstanden: aber unrichtig wird sie hier eingereiht; die rosenartige Entzündung gehört mehr unter die allgemeinen Charaktere der Entzündung, da sie fast in allen Theilen des Körpers vorkommen kann. Sie ist eine eigenthümliche Entzündung der Haut, und kann also in allen membranösen Gebilden des Organismus vorkommen, und es ist eine willkührliche Annahme, die Existenz rothlaufartiger Entzündungen innerer Organe zu leugnen. In den Erscheinungen ist das Rothlauf von anderen Entzündungen hinlänglich unterschieden: diese Erscheinungen auf wahre Naturgesetze zurück zu führen, hat man noch nicht gehörig versucht, und doch möchte die Arbeit mit Erfolg gekrönt werden, wenn man den Bau und die Functionen der Membranen, und vorzüglich die krankhafte Umänderung der Secretion in denselben mehr berücksichtigte. 5) Gehirnentzündung. 6) Augenentzündung. Beide Capitel sind sehr gut bearbeitet. 7) Bräune. Hier werden sehr passend die Entzündung der Wege des Schlingens und der Organe des Athmens unterschieden. Dafs die sogenannte brandige Bräune nicht immer in Ge-

fellchaft des Scharlachs erscheine, darin stimmt Rec. mit dem Vf. aus Erfahrung überein. Kurz, aber präcis ist die Beschreibung der häutigen Bräune. 8) Entzündung der Ohrendrüsen. 9) Entzündung der Zunge. 10) Ohrenentzündung. 11) Pneumonie. Diese ist unter allen Krankheitsformen dieser Classe am ausführlichsten ausgearbeitet, es sind hier die interessantesten Bemerkungen der Beobachter planmäßig zusammengestellt, und das Bild der Krankheit mit den mannichfaltigen Abweichungen ganz der Natur getreu entworfen. Nebst der Eintheilung in hypersthenische und asthenische, wird noch die katarhalische, rheumatische, gastrische, nervöse und faulichte Pneumonie unterschieden. Wer auch mit der Deutung dieser Thatfachen nicht übereinstimmt, dem genügt doch gewiß die deutliche Darstellung. In den Cap. 12—22 werden die Entzündung des Herzens und Herzbeutels, des Zwergmuskels, des Magens, der Leber, der Milz, des Pancreas, der Gedärme, der Nieren, der Harnblase, der Gebärmutter, des Bauchfells und des Lendenmuskels vorgetragen, welche, die gute Monographie der Leberentzündung abgerechnet, durchaus ganz kurz abgefertiget werden.

Zweyter Band. III Abtheilung. Contagiöse Krankheiten mit Fieber. I Abschn. Untersuchungen über die Lehre von den Contagien im Allgemeinen. Contagium kann, nach dem Vf., nur derjenige in einem thierischen Organismus durch eine bestimmte Krankheitsform erzeugte Stoff genannt werden, der durch seine Einwirkung auf einen anderen die gleiche oder doch höchst ähnliche Krankheitsform hervorbringt. Einige contagiöse Krankheiten werden nur durch die Einwirkung des bereits existirenden Ansteckungstoffes hervorgebracht, — primär contagiöse Krankheiten;

— permanente Contagien. Andere werden durch allgemein wirkende Schädlichkeiten erzeugt, und produciren in ihrem Verlaufe ein Contagium, — secundäre contagiöse Krankheiten, — temporäre Ansteckungstoffe. Sämmtliche Contagien fallen in die Sphäre der abnormen Reproduction; jedes Contagium afficirt hervorstehend bestimmte Organe, und wird auch nur in diesen producirt. Der Zeugungsproceß der Contagien selbst ist uns unbekannt, wir können nur die inneren und äußeren Bedingungen angeben, welche sie begünstigen. Als inneres Moment wird eine bestimmte Abnormität der Reproduction, und zwar bey jedem Contagium in den ihm korrespondirenden Organen angenommen, welches Rec. sehr precär scheint, indem das Contagium selbst Abnormität der Reproduction setzt, es mag diese vorher gestört seyn oder nicht. Eben so scheinen die Behauptungen: bey der Erzeugung der temporären Ansteckungstoffe geschehe jenes nur bey einer bedeutenden Herabstimmung der allgemeinen Vitalität (?); und: manche chronische Contagien wirken oft längere Zeit im Körper ohne wahrnehmbare Veränderung der Vitalität — nicht auf Naturgesetze des thierischen Lebens zurückgeführt zu seyn. Die Eigenschaften und Verschiedenheiten der Contagien, wie die Meinungen über ihre Wirkungen auf den Organismus, sind vollständig zusammengestellt. II Abschn. *Über die contag. Krankheiten mit Fieber.* III Abschn. *Darstellung der verschiedenen ansteckenden Krankheitsformen mit Fieber.* Die Pocken, die falschen Pocken, die Kuhpocken, die Masern, der Scharlach, die Rötheln und die Pest werden hier abgehandelt. IV Abtheil. *Nichtansteckende Exantheme mit Fieber.* Friesel, Nesselfieber, Schwämmchen.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Jena, b. Göpferdt: *Dissertatio inaugur. medica, sistens observata quaedam de junctis belli et pugnae sequelis, et de quibusdam mediis, miseriam humanam cum bello conjunctam sublevandi*; quam pro gradu Doctoris a. d. XVI Maji 1808. publico eruditorem examini obtulit auctor Joh. Berh. Aug. Robstius, Schwarzburgicus etc. C. tabula aenea. 1808. 4. Der Anblick der bekannten schreckensvollen Kriegsscenen in und bey Jena bewog den Vf., hier einige schon von anderen Schriftstellern gemachte Vorschläge zur Minderung des Kriegselends zu wiederholen. Feyerliche Verträge der Feldherrn sollen nämlich die Heiligkeit der Feldhospitäler unter Freunden und Feinden sichern; Verwundete sollen vom Schlachtfelde schnell auf bequemen Wagen an einen Ort gebracht werden, wo chirurgische Hülfe ihnen geleistet werden könne; reines Wasser soll in mehreren großen Fässern an verschiedenen Stellen eines Schlachtfeldes, besonders wegen Belegung der Ohnmächtigen, vertheilt werden; jeder Soldat soll einige Binden, Charpie, etwas Wein, Essig u. s. w. bey sich tragen. Die vom Vf. empfohlene Maschine, wodurch Wundärzte bey Mangel geschickter Gehülfen verletzte Theile eines Körpers während des Verbandes unterstützen sollen, bedarf mancher Verbesserung; vorzüglich sollte man darauf sehen, daß eine solche Maschine nicht so schwer zu transportiren wäre. — Übrigens kann Rec. nicht bergen, daß ihm lange Zeit keine in so schlechtem Latein abgefaßte Schrift zu Gesicht gekommen ist. Schon der Titel ist unlateinisch; aber wenn in der Dissertation selbst der Vf. über Gegenstände, welche eine sehr gute Darstellung erlauben, sich in solchem Deutsch-

Latein vernehmen läßt (S. 7. 8): „*Quo facto ad hospitium advenimus, portam conclavis ejus aperientes, eheu! qualem aspectum ante oculos habuimus! In quatuor hypocauftis, repletis cussilibet generis vulneratis simul inspiciebamus, in stramine comminuto jucentes, qui se erigebant ad videndum, quatenus novae figurae humanae in carcerem inhospitabilem introissent. Initio omnes tranquilli erant. Cum autem nuchinas deligandi et lintea importati pararem, tunc linguae omnium solutae erant. Ex uno hypocaulsto voces auxilium et subsidium implorantes se disseminant in remota. Unu audita erat vox, vox misericordiam expositans! Et ego nondum ligatus sum, clavis per hypocaulsta sonabat. Misericordia! adjumentum! per deum immortalem, per Jesum Christum, per virginem Mariam! appendices erant, quae querimonias suffulcire deberent; et mihi animus et spiritus defuit ad respondendum et ad reclamandum patientiam!*“: so wird man unwillkürlich an die *epistolae obscurorum virorum* erinnert; und glaubt kaum, daß auf einer berühmten Universität, welche immer so verehrungswürdige Lehrer der alten Sprachen besessen hat, so etwas aufs Katheder gebracht, oder zum Druck befördert werden könne. Möchte doch das größte Publicum nie erfahren, daß die *summi in medic. et chirurg. letores* dergleichen Producte veranlassen! Oder wäre es nicht besser, wenn jungen Ärzten, die in der lateinischen Sprache solche Ignoranten sind, als der Vf., und denen man ihre Pensa vorher nicht corrigiren will oder darf, erlaubt würde, ihre Dissertationen deutsch zu schreiben?

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 M A Y, 1809.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Braunes: *Handbuch der speciellen Pathologie.* Von Dr. Adolph Henke u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

V Abtheil. *Allgem. Krankheiten mit vorwaltendem Leiden des Gefäßsystems.* Congestionen. Blutungen. Der ganze Abschnitt von Congestionen, wie er hier steht, gehört eigentlich in die allgemeine Pathologie, denn hier können nicht bloß einzelne Symptome, sondern nur concrete Krankheitsformen abgehandelt werden. In der ganzen Pathologie sind wohl keine Krankheitsformen schwerer zu bestimmen, als die Blutungen, da hier die Krankheitsform nur nach einem consecutiven Symptom benannt ist. Blutungen sind nach dem Vf. Symptome derjenigen Krankheit der Blutgefäße, wodurch der Austritt des in ihnen enthaltenen Blutes bedingt wird; diese Krankheit des Gefäßsystems beruhe entweder auf abnormer Vitalität der Gefäße, oder auf Verletzung der Organisation. Unter diesem Begriffe können nicht nur die kritischen und symptomatischen Blutflüsse, sondern auch mehrere andere nicht subsumirt werden. Denn bey vielen Blutungen ist nicht ursprünglich das Gefäßsystem afficirt, sondern es wird es erst durch die Krankheit, entweder durch congestuelle oder antagonistische Verhältnisse der Organe. Die Blutungen von abnormer Vitalität können nicht durchgängig allgemeine Blutflüsse genannt werden, denn immer bleibt der Blutaussfluß, allgemeine Colliquationen abgerechnet, örtlich. Wenn wir auch abnorme Vitalität bey allen Krankheiten annehmen: so kann dieser Grund doch nicht für die speciellen Krankheitsformen gelten, da die Vitalität in der Wirklichkeit nur als Verwirklichung besonderer vitaler Gesetze erscheint. Wenn wir nun in der Physiologie die vitalen Gesetze der einzelnen Functionen auffuchen: so ist es noch mehr unsere Obliegenheit in der besonderen Pathologie, die speciellen Gesetze, von denen die Erkrankungsweisen abhängen, zu erforschen, und wir dürfen uns nicht bloß mit allgemeinen Begriffen begnügen. Die Unterscheidung hypersthenischer und asthenischer Blutflüsse ist immer ein Vorzug der späteren Erregungstheorie vor den brown'schen Meinungen, aber das Ganze ist dadurch nicht erschöpft. Blutflüsse von örtlicher Verletzung werden örtliche genannt. Bey den Untersuchungen über die Entstehung der Blutflüsse hätte der Einfluss verschiedener Krankheiten auf ihre Erzeugung beson-

dere Rücksicht verdient. Als besondere Krankheitsformen sind abgehandelt: Nasenbluten, Bluthusten, Blutbrechen, Hämorrhoidalfluß, Blutharnen, Gebärmutterblutfluß, Blutergießung in das Zellgewebe der Haut; durchgehends sehr gut gelungene Monographien. VI Abth. *Allgemeine Krankheiten mit vorwaltender Abnormalität der Absonderungen und Aussonderungen.* In den drey Abschnitten dieser Abtheilung sind allgemeine Untersuchungen, die Darstellung der Abnormalitäten der Secretionsorgane und der Excretionsorgane, enthalten. Warum der Vf. diese Unterabtheilung gewählt hat, ist nicht abzusehen, da er im dritten Abschnitte bloß von den Abnormalitäten der Harnexcretion handelt; überhaupt sind die Abnormalitäten der Secretionen und Excretionen hier nicht vollständig abgehandelt, sondern nur, sofern sie unter die Begriffe von Profluvium und Retention fallen, und selbst in letzterer Hinsicht ist nichts angegeben. Die beschriebenen Formen sind: 1) Schleimflüsse, blennorrhoeae, 2) Katarrh der Nase und der Luftröhre, 3) Schleimfluß des Magens und Darmkanals, 4) der weiblichen Genitalien, 5) der Harnröhre; auf diese folgt 6) Durchfall, 7) Ruhr, 8) Cholera, 9) Harnruhr, 10) Abnormalitäten der Menstruation. Die nomenclologische Ordnung des Vfs. hat keineswegs den Beyfall des Rec. Denn außer dem, daß sich die verschiedenen Abtheilungen dieses Werks nicht auf ein gemeinsames Princip reduciren lassen, ist auch hier in Hinsicht der einzelnen Formen nicht auf alle Secretionen und Excretionen Rücksicht genommen. Bey den Schleimflüssen hätte auch die sogenannte *phthisis pituitosa* ihre Stelle finden sollen; unter denen des Magens und Darmkanals wird das Schleimfieber, die *diarrhoea mucosa*, die Schleimhämorrhoiden und der *fluxus coeliacus* zusammengefaßt. Der letzte und der Schleimfluß der weiblichen Genitalien sind ziemlich oberflächlich abgefertigt; desto besser ist die Abhandlung vom Tripper. Beym Durchfalle wird der köthige, wässrige, gallige, blutige, die Lienterie und der Leberfluß unterschieden; auffallend werden hier Fehler der Secretion und der Excretion zusammengefaßt. Bey den Abnormalitäten der Menstruation wird das zu frühe Erscheinen derselben, ihr Ausbleiben und ihre Unterdrückung erörtert; bey keiner übrigen Secretion wird die Retention besonders erwähnt; von den Abnormalitäten der serösen Membranen, besonders der Haut, der Speichelsecretion u. dgl. ist die Rede gar nicht. VII Abth. *Krankheiten mit vorwaltender Abnormalität des Muscularsystems.* Sehr zweckmäßig trennt der Vf. die spasmodischen und

Gg

Podagra sichere und schnelle Linderung der Schmerzen. Brechmittel werden sehr vom Vf. in Schutz genommen. (Rec. kann sich nicht enthalten, hier die Bemerkung beyzufügen, welche sich ihm seit mehr als 20 Jahren aufgedrungen hat, daß die meisten glücklichen Praktiker, auch Quacksalber, starke Brech- und Purgier-Arzte seyen.) Bäder von Stahlkugeln hält der Vf. für unwirksam, er zieht Bäder aus geschmolzenem Eisen vor. Die Douche fodere Voricht. Gegen Brustwassersucht hat sich die *Digitalis* am kräftigsten bewiesen. (Auch dem Rec., nur empfiehlt er nicht zu große Gaben.) Brechweinstein. Den äußerlichen Nutzen bezweifelt der Vf. (Rec. ist noch ungewiss darüber. So viel ist gewiss, daß allemal ein pustulöser Ausschlag auf denselben folgt; ob dieser wirklich heilsam ist, kann Rec. noch nicht bestimmen.) *Bronchocela* unterscheidet der Vf. von *Struma* mit Recht so, daß jenes Luftröhrenbruch und dieses Kropf sey, gegen *Wichmann*. *Colica*. Ein sehr hilfreiches, fast in allen Arten anwendbares Mittel sey ein Umschlag von Seife in Milch aufgelöst, und mit Flanell oder Frieß warm, oft wiederholt, auf den Unterleib gelegt. Bey der *Cholera* zeigt der Vf. Mißtrauen gegen den Mohnsaft, was uns wundert. Übrigens ist dieser Artikel in der Hinsicht interessant, als der Vf. zeigt, aus wie vielerley verschiedenen Ursachen dieses Ubel entstehen könne. *Cantharides*. Den größten Nutzen haben die Blasenpflaster bey Metastasen, wenn sie in Zeiten gelegt werden, ehe die Absetzung gänzlich geschehen ist. Sobald sich die Metastase zu äußern anfängt, eben sobald muß das Pflaster in die Nähe oder an den Ort selbst gelegt werden. Der Vf. warnt vor Blasenpflastern an den *processus spinosus* der ersten *vertebr. thorac.* Es setzen sich dann oft Furunkeln an, welche viel Schmerz und nicht selten Gefahr mit sich führen. Bey Keichhusten und Scharlach widerräth der Vf. die Blasenpflaster. Bey der Lungenucht dagegen rühmt er sie sehr. Wollen Fontanelles nicht in Gang kommen: so empfiehlt der Vf. Scharpiawelger mit Pomade oder Digestivsalbe bestreichen, worauf Pulver von Seidelbastriade gestreut ist. *Dentitio*. Es werden doch in derjenigen Lebensperiode, in welche das Zahnen fällt, eine Menge Kinder weggerafft, wovon vielleicht mehrere durch Blutigel und kühlende, den Stuhlgang fördernde Mittel gerettet werden könnten. Der Vf. hat die über Gebühr sich verzögernde Zahnarbeit in Verdacht, daß sie den Grund zum Wasserkopf enthalte (?). Das Durchschneiden des Zahnfleisches hat selten erwünschten Erfolg. Vor dem inneren Gebrauche des Opiums warnt der Vf. Gegen Zahnruhr rühmt er Provençeröl und Zucker. *Drüsen*. In ihnen und dem Lymphsystem, vielleicht der Lymphe selbst, sucht der Vf. die Ursache des intermittirenden und remittirenden, so wie auch des periodischen vieler Fieber und Krankheiten. Bey lange anhaltenden Durchfällen muß theils auf die Ausdünstung, theils auf die Harnabsonderung Rücksicht genommen werden. Der Vf. giebt die diagnostischen Zeichen beider Arten und die Mittel an, sie zu heilen, für den ersten Fall Kalk-

wasser mit Milch, nebst dem diuretischen Liniment, oder *Spirit. sal. dulc.* mit *Ess. pimpinell.* und schleimige Tränke; für den zweyten gelinde *Diaphoretica*, *Spirit. Minder.* mit *Laudan.*, zuletzt *Angustura* mit isländischem Moos, dort mit Kalkwasser, hier mit Kampher. *Naphtha acetii* rühmt Hr. L. besonders zu Anfange der Nervenfieber. Quartanfieber weichen dem *Mercur. dulcis*. Derselbe ist auch in Nervenfebern nützlich. *Herpes*. Dagegen rühmt er *praemissis praemittendis Ungu. alb. simpl.* und *antipsoric.* *Werthof* aa. Faulfieber. Ist es irgend nöthig, auf Reinlichkeit zu dringen: so ist es hier. Im Anfange der Krankheit, besonders wo Seitenstiche und Husten da sind, giebt der Vf. Wein- und destillirten Essig, und die *Essignaphtha* sowohl in Getränken und Mixturen, als auch in Klystieren und äußerlich auf den Leib gelegt. Das blaue Fieber ist verschieden von der blauen Krankheit, welche der Vf. im 2 B. f. *Beitr.* beschrieben hat. Das blaue Fieber ist eine Kinderkrankheit, zuerst beschrieben von Gölis in Wien, dann von Gahn. Der Herausg. fügt noch eine Beobachtung hinzu. Verspätete Geburt. Der Vf. glaubt eine 12monatliche Geburt beobachtet zu haben. Aufser mehreren Erfordernissen brachte das Kind 2 Schneidezähne mit auf die Welt. Gallenblasensteine. An 70 fand der Vf. bey einer Person, die nie gelbsüchtig gewesen war. Gelbsucht ist nie verächtlich zu behandeln, da sich oft bössartige Krankheitszustände dahinter verbergen. Der Vf. empfiehlt in der Regel Brechmittel, wisbadener Wasser mit karlsbader oder Glauber-Salz geschärft, Tisane und Auflösung von *Tarax. Saponar.* und *Chelidon.* mit *Tart. tartar.* und etwas *Tart. emet.*; dabey reinigende Klystiere. Mischt sich etwas Krampfhaftes ein: so giebt er Pillen aus Asant, Seife und Rhabarber, statt des karlsbader Salzes mit dem Brunnen. Bey verminderter Krankheit dienen bittere, stärkende und Eisen-Mittel, z. B. zu einem starken Decocte von *Marrub. alb.* *Cent. nim.* und *fumaria* setzt der Vf. das *Vinum chinæ ferratum*. Gelbsucht von scharfer dünner Galle (mit Leberentzündung) fodert einen andern Heilplan. Gicht. Der Vf. will seinen älteren Meinungen über Gicht und Rheumatismen treu bleiben. Gegen nachbleibende Steifheit der Gelenke empfiehlt er das Einreiben des Oles der Ignatiusbohne. Auf seinen Rath verbrauchte der verlt. Schröter zu Nennndorf in Einem Sommer 8 Pf. davon mit vielem Erfolge. Grind. Gegen Milchgrind rühmt er auch hier wieder die *Aqua calcis*, sowohl der Mutter, als dem Kinde gegeben. Die ganze Schrift schließt mit dem Artikel *Herzklopfen*, an welchem der Vf. selbst eine geraume Zeit, furchtbargenug, gelitten hatte. Wir glauben aus dieser Schrift, auch schon in obigen ganz kurzen Auszügen, so viel Interessantes und Lehrreiches dargelegt zu haben, daß unsere Leser gewiss mit uns in den Wunsch sich vereinigen, der Herausg. möge, falls er noch Einiges aus der Feder des Verewigten besitze, uns dasselbe nicht vorenthalten. Den Rest dieses Bandes nimmt eine Biographie L's. ein, welche wir auch abgefondert im Drucke erhalten haben.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 M A Y 1809.

PHILOSOPHIE.

CARLSRUHE, b. Macklot: *Handbuch für Denker*, von Carl Friedrich Schilling von Canstadt, großherzogl. badisch. geheim. Rath. Zweyter Theil. 1 Band. X u. 820 S. 2 Band. VIII und 612 S. 1808. gr. 8.

Von dem ersten Theil dieses Werkes haben wir in diesen Blättern (1807. No. 232) eine kurze Anzeige gegeben. Wir haben das rühmliche Bestreben, den enthusiastischen Eifer des Hn. v. S. für das Wahre und Rechte anerkannt und gepriesen; aber wir haben auch nicht unangedeutet gelassen, daß sich unser Lob mehr auf die Persönlichkeit des Vfs., als auf den Nutzen seiner Unternehmung für die Wissenschaft bezog. Das Werk erscheint, wie aus einer anderen Zeit, und scheint einen Vf. zu verrathen, in dessen Seele früher manche Saiten angeschlagen, manche Gedanken erregt sind, der aber alsdann sich in sich selbst verschlossen hat, um diese Gedanken, unbekümmert um die Offenbarungen des Geistes in Anderen, in sich selbst auszuarbeiten. Natürlich muß ihm da Vieles von hoher Wichtigkeit scheinen, welches für Andere diese Wichtigkeit nicht hat, und Manches nothwendig, welches Andere längst beseitigt wissen. Überhaupt mag die Form solcher Untersuchungen, ihrem Inhalt angemessen, leicht etwas Eigenthümliches bekommen, welches bey dem dormaligen Zustand der Wissenschaft, die ihren Gang fortgegangen ist, um so mehr auffällt.

In diesen beiden Bänden wird von den *Verhältnissen* geredet, auf dieselbe Weise, wie im ersten Theil. Zuerst vom *Selbst*, dann vom *Seyn* und *Da-seyn*; darauf kommt eine Überschrift: *Verhältnisse*; nach diesem: *Raum, Staat, Verträge, Ehe, Eigenthum, Macht, Kräfte, Freyheit, Willkühr, Abhängigkeit, Rechte, Pflichten, Bestimmung, Moral, Tugend, Laster, Gesetz, Herrschaft, Verdienst, Belohnung, Strafe*. Aus diesen Hauptüberschriften mag die Anordnung des Ganzen schon erkannt werden; der Vf. geht ohne Bedenken von einem Punkte zu einem anderen über. Jede dieser Hauptüberschriften führt noch wieder eine Reihe Nebenüberschriften mit sich, die genauer anzeigen, wovon gesprochen wird; z. B. die Überschrift *Verhältnisse* folgende: *Zustand, Schicksal, Wohl, Wohlstand, Wohlfeyn, Wohlergehen, Wohlbedinden, Gutseyn, Glückseligkeit, Glück, Weh, Schlimmseyn, Unfälle, Uebelbedinden, Unglück, Unglückseligkeit*. Dann folgen

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

einzelne Paragraphen über die *Wesenheit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit der Verhältnisse* u. s. w.

Um zu zeigen, wie Hr. v. S. die Sachen behandelt, und zugleich um ein Beyspiel zu geben von den trefflichen Ansichten, die sich im Einzelnen vielfältig bey ihm finden, besonders wenn es auf das wirkliche Leben ankommt, wählen wir den Abschnitt vom Staat (B. I, S. 297 ff.), theils weil derselbe uns interessant erschienen hat, theils weil er dem Vf. wohl am nächsten liegt. „Der Staat (heißt es, um die *Wesenheit* desselben zu zeigen, d. h. seine eigentliche Natur) ist eine Vereinigung vieler (?) Menschen unter eine gemeinschaftliche Regierungsform, wodurch sie ein einziges Ganzes, einen politischen Körper bilden, um mit gemeinsamer Kraft einen gemeinsamen Zweck zu erreichen.“ Er besteht aus den Bürgern, der regierenden Gewalt und aus der Verfassung, welche letztere doch wohl mit Unrecht den beiden übrigen Bestandtheilen coordinirt wird. Nothwendig sey der Staat, aber nur darum, weil nicht alle Menschen freywillig ihrem höchsten Zweck nachstreben. „Die Staatsgewalt muß vom Staat abhängig seyn, und wird zur Gewalt dessen, unter dessen Willen sie steht. — Eine einer fremden Willkühr preis gegebene Gewalt kann nie als die eigene angesehen werden; alle Bedingungen bey der Überlassung helfen nichts, wenn die eigene Gewalt aus der Hand gegeben ist, sie erfüllen zu machen.“ Und dennoch müsse der Staat die Gewalt übertragen. Man sieht, wenn die Meinung auch ein wenig unbeholten ausgedrückt ist: so ist sie doch gut; nur möchte mehr auffallen, daß der Vf. den Staat von den Dirigirenden trennt, die er doch vorher zu einem Bestandtheile desselben gemacht hat. „Jeder besondere Wille hat sein eigenes Interesse, welches zu befördern immer das erste Bestreben seyn wird. Wenn auch der Regent eines Staates unfehlbar wäre: so bleibt er doch ein besonderes Wesen, welches nicht der Staat ist, das eigenes Interesse hat, das sein eigenes Besserseyn zum Hauptaugenmerk macht, und das Wohl des Staats nur in so fern befördert, als der eigene Zweck es erfordert.“ Aber der Vf. giebt selbst zu, daß möglich sey, das Wohl des Staats zum Interesse des Regenten zu machen. „Könnte ein Wesen gefunden werden, das mit den zweckmäßigsten Mitteln nur immer bloß den gegebenen Zweck ohne eigenen Willen (ohne Erstrebung eines besonderen Interesses) verfolgte: so wäre dieses zum Herrschen geboren; allein das ist unmöglich (?). — Sind die-

Hh

jenigen, welche an der Spitze stehen, zu sehr beschränkt: so sind sie ohnmächtig; sind sie es nicht: so missbrauchen sie leicht die Gewalt, so ist der Staat ohnmächtig und nur der Regent ist mächtig. Haben Viele die oberste Gewalt: so durchkreuzen sich die Interessen, keine Einheit, keine Energie. Hat Einer die Gewalt: so wird der Staat zum Mittel für diesen Einen.“ „Das Verlangen nach besseren Verhältnissen der Staaten ist ein frommer Wunsch. Wenn die Verfassung mit dem Culturstand der Glieder im Missverhältniss steht — (berechnet ist für eine höhere Gesamtcultur der Bürger) —: so ist sie nicht besser und kann nicht bestehen. Philosophische Vorschläge zur Verbesserung der Staatsverhältnisse sind unausführbar; wenn das menschliche Geschlecht überhaupt zu höherer Cultur gekommen ist: so werden sich die besseren Verhältnisse der Staaten von selbst einstellen.“ Diese Ansicht, dass die Verhältnisse des Staats aus der Cultur der Bürger hervorgehen müssen, ist ganz richtig; nur ist nicht bedacht, dass die philosophischen Vorschläge zur Verbesserung der Staatsverhältnisse von einer höheren Cultur der Bürger zeugen. Freylich mögen sie unausführbar seyn, so lange sie bloß von Einzelnen kommen, während die Mehrheit für sie noch nicht reif ist; aber sie beweisen doch alle Zeit, dass die Bürger auf dem Wege sind, den gegebenen Verhältnissen zu entwachsen. — Eben so werden über Rechte und Pflichten des Staats recht gute, wenn gleich keine neuen, oder blendenden Gedanken geäußert. Den Zweck des Staats setzt Hr. v. S. in den Zweck der Glieder desselben, weil der Staat kein wirkliches Wesen sey und folglich keinen eigenen Zweck haben könne. Die Glieder aber wollen durch eine Staatsverfassung sich ruhigen Genuß der Vortheile garantiren, die aus der gesellschaftlichen Vereinigung des Menschen für den allgemeinen obersten Zweck Aller zu ziehen sind. Daher sey auch dieses der Zweck jedes Staats, den er nicht aufgeben dürfe, und der deswegen sein ganzes Streben beschränken müsse u. s. w.

Bx.

ERLANGEN, b. Walther: *Über das Verhältniss der Philosophie zur Religion.* Von Gottlieb Ernst August Mehmke. 1805. X u. 110 S. 8. (10 Gr.)

„Wie sehr die Urtheile Einzelner über das Wesen der Philosophie und Religion von einander abweichen, so kommen doch die Unterrichteten ohne Zweifel darin überein, dass wenige Menschen zur Philosophie, alle zur Religion berufen sind. Man macht es keinem, der anspruchlos seine Sphäre ausfüllt, zum Vorwurf, Fremdling in der Philosophie zu seyn, während dass man von Jedem fodert, Religion zu haben. Was hat es denn eigentlich, fragt sich daher, mit beiden für eine Bewandniss, was ist Philosophie und was ist Religion; wie gehen beide aus dem Geiste hervor, und in welchem Verhältniss steht die erstere zur letzteren?“ So giebt der Vf. selbst den Zweck an, den er sich vorsetzt, und zeichnet den Gang seiner Abhandlung. Die Philosophie ist

nach dem Vf. ein Wissen, das sich nicht mit dem Vergänglichen, sondern mit dem Unvergänglichen, Überfinnlichen und Ewigen beschäftigt. „In der Wirklichkeit ist dies nicht zu suchen, weil in irdischen Dingen kein Bestand, keine Unvergänglichkeit, keine Zuversicht noch Gewissheit, kein festes Ziel des Lebens und der Wissenschaft herrscht.“ In der Wirklichkeit (der Sinnenwelt) erscheint nach dem Vf. dem Menschen Alles als ein Einzelnes, für sich Bestehendes, vom Ganzen getrennt und vergänglich. Die Erfahrung gilt nur so lange für ächte Erkenntniss, als der Mensch von dem bloßen Instincte des Denkens geleitet, sich nicht über den Schein erhebt. Darauf spricht der Vf. von der wissenschaftlichen Erfahrung, die er als eine methodisch zu Werke gehende charakterisirt. Aber er bekümmert doch seine Begriffe von gemeiner und von wissenschaftlicher Erfahrung so gut wie gar nicht. Vermuthlich soll unter der letzten der nach vorläufigem Urtheil angestellte Versuch verstanden werden, auf welchem Wege allerdings die Vernunft zur Kenntniss der Naturgesetze gelangt, und so mit Grundsätzen die Urtheilskraft versieht. Von der wissenschaftlichen Erfahrung spricht der Vf. schon mit einiger Achtung. Jedoch befriedigt auch diese den Geist nach absoluter Wissenschaft nicht. Denn „man erfährt nur, um die materielle Sphäre der Erfahrung zu beschreiben, nur, was auf eine bestimmte Weise in Zeit und Raum gegeben ist, nur das Wahrnehmbare. Der Geist der Natur selbst, der sich in dem Wahrnehmbaren abbildet und gestaltet, die Gesetze ihrer Entwicklungen, Zusammenhang, Methode, Möglichkeit und Nothwendigkeit können nicht erfahren, sondern müssen aus einem höheren Princip gewonnen, der Erfahrung als ein belebender Odem eingehaucht werden.“ — Was die formelle Eigenthümlichkeit der Erfahrung betrifft: so bleibt sie ewig auf die Form sinnlicher Anschauung, die Form der Wahrnehmung und Beobachtung eingeschränkt. Man kann keineswegs sagen, dass die Erfahrung auch schliesse; die Vernunft schliesst aus derselben. Die Erfahrung ist eine Rechenkunst in benannten Zahlen; ob das Exempel richtig gerechnet ist, mußt du in diesem Falle abermals erfahren.“ Die Gewissheit, welche die Reflexion der wissenschaftlichen Erfahrung hervorbringt, ist nach dem Vf. stets nur eine comparative und bloße Wahrscheinlichkeit, da ist, meint er, kein Fall denkbar, den man nicht einem anderen entgegensetzen könnte. Die Zunge der Wagschale der Gründe steht immer in gleicher Mitte, und der Verstand besitzt kein Gewicht, eine von beiden Schalen zum Sinken zu bringen. Aber „wie der Keim durch seine innere Kraft über die Erde hinausgetrieben wird, so wird der Geist durch den Drang des Wissens über Erfahrung und Reflexion hinaus zu einem Höchsten und Absoluten getrieben. Alle Gewissheit ist Überzeugung der Nothwendigkeit, diese aber ohne ein Unbedingtes, Absolutes, woraus sie begriffen wird, undenkbar. An allen Fäden der Vernunft wird daher der Geist zur Annahme eines

Ab'soluten emporgezogen. Der Verstand sucht es in der Wahrheit, der Wille in dem Gewissen, in dem Urbilde schöner Kunst der ästhetische Sinn, und in den Geheimnissen der Religion das gläubige Herz. — Es muß ein Ziel absoluter Gewissheit und eine Wissenschaft geben, die, das Absolute ergreifend, die ewige Wahrheit als Urquelle und Bedingung der Möglichkeit aller zeitlichen Wahrheit zum Gegenstande hat. Das ist der Weg der Betrachtungen, die den Geist zur Philosophie hintreiben.“ Nun kommt der Vf. auf den Begriff der Vernunft, die das philosophirende Vermögen des Menschen ist. Alle bisherigen Erklärungen dieses Begriffs befriedigen den Vf. nicht. Die Thätigkeit der Vernunft besteht nach ihm in der Speculation. „Der Gang der Speculation ist organisirend, folglich jedes Glied derselben durch die Idee des Ganzen prädestinirt. Die Handlung aber, welche Denken und Anschauen mit organischer Nothwendigkeit in einem bestimmten Producte ausprägt, heißt *construiren*; folglich kommen alle Producte echter Speculation durch Construction zu Stande. Es ist ein bekannter Irrthum, daß nur die Mathematik construiren.“ Von dem Absoluten, dem eigentlichen Object der Philosophie, sagt der Vf., daß es *ergriffen* werden müsse. Die wahre Philosophie wird demnach wohl in einer ganz einfachen That bestehen, und ein Philosoph wird derjenige seyn, dem das Glück verliehen ist, sie vollbringen zu können. Von dem Absoluten sagt der Vf. nichts, das für eine Erweiterung der Erkenntniß aufgenommen werden könnte. Dieses wird befremden; denn die Vernunft ergreift es in der Anschauung, und mag diese auch intellectuell heißen, so müßte sie doch eröffnen können, was sie angeschaut hat. Kant entwickelte die Formen des Bewusstseyns unserer Erkenntniße. Diese Betrachtung eines Verhältnisses der Dinge zu den Bedingungen unseres Bewusstseyns führt von selbst zu der Idee eines Verhältnisses der Dinge bloß zu ihnen selbst, d. i. der Dinge an sich. Jeden Versuch, von diesem Absoluten etwas wissen zu wollen, schlägt diese Idee nieder. Hat denn die Philosophie, die sich rühmt, das Absolute construiren zu können, etwas geleistet, das man mit Recht von einem solchen Vermögen erwarten konnte? Von der Religion sagt der Vf.: „Sie muß ein Gebiet bilden, das der Wissenschaft abgewandt, durch ein Organ ergriffen wird, welches durch Lebendigkeit und Zuversicht alle wissenschaftliche Gewissheit übertrifft.“ Der Glaube ist hier das Ergreifen, und der Glaube und das Wissen sind wie der Süd- und Nord-Pol einander entgegengesetzt. Das Princip des Wissens ist die speculative Vernunft, das Princip des Glaubens die ganze Vernunftanlage, concentrirt im Gefühle des Herzens. Eine völlige Verkennung der Religion ist es nach unserem Verfasser, ihr Wesen in dem Gebiete der Moral zu suchen. Kant hat die Religion so verkannt, da er sie das Erkenntniß aller unserer Pflichten als göttlicher Gebote nannte. „Es ist ein wahrhaft unglücklicher Gedanke, der Religion durch die Sittenlehre eine Stütze zu verleihen. Man stützt nur das Sinkende, und nur das sinkt,

was keinen Halt in sich selbst hat.“ Daß die reinethpflichtgemäße Denkungsart nicht auf Nichts hinausläuft, diese Voraussetzung kann die Tugend wohl nicht aufgeben. Aber in dem Gedanken, daß der Mensch und seine moralische Beschaffenheit in gar keinem Verhältniß zur überfinnlichen Welt steht, wird das tugendhafte Bestreben wirklich als Chimäre gedacht. Kann nun die Religion wohl richtiger ausgelegt werden, als wenn sie, wie es von Kant geschah, für die Versicherung des rechtschaffenen Mannes erklärt wird, daß die Tugend kein leerer Name ist? Ohne diese Religion ist noch nie eine tugendhafte Gesinnung gewesen. Aber eben so sicher, dünkt den Rec., kann man behaupten, daß Religion nicht möglich ist, wenn ihr nicht wahre Rechtschaffenheit zum Fundament dient. Über das Verhältniß der Religion zur Philosophie drückt sich der Vf. so aus: „die Religion lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit in den höheren Regungen aller Herzen, die im Gefühle der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens Abndungen ihres göttlichen Ursprungs haben, und mit kindlicher Hingebung, und mit Vertrauen ihr Heil von einer ewigen Vorsehung erwarten; aber erst durch die Philosophie wird sie gesalbt und auf den Thron des Glaubens gesetzt.“

Za.

HEIDELBERG, b. Pfähler: *Anti-Sextus oder über die absolute Erkenntniß von Schelling* (Schellings) 1807. 120 S. 8. (12 Gr.)

Der ungenannte Vf. äußert in der Vorrede (geschrieben im Jenner 1807): man habe bisher über die (*berg'sche*) Behandlung der *schelling'schen* Lehre so stillgeschwiegen, als wäre *Schelling* und seiner Lehre, so wie den Freunden derselben, Recht geschehen; er aber sey nicht gesonnen, länger zu schweigen, und gebe daher diese Prüfung des *berg'schen* Sextus. — Wenn also auch der Vf. (wie es scheint) mit der in No. 39 und 40. 1805 unserer A. L. Zeit. erschienenen Recension jener Schrift nicht zufrieden gewesen, auch hiedurch die Sache nicht als abgethan betrachtet hat: so wäre doch sicher nicht nöthig gewesen, über jenes sich selbst ganz mißverstehende Buch ein anderes zu schreiben, da *Berg* durch alle Anstrengung einer (weil sie nicht von einem ewig festen Punkte ausging) falschen und schwankenden Dialektik dem, was in *Schellings* Lehren ewig wahr, auf keine Weise schaden, ja auch das Zeitliche und die Hülle der Einkleidung, welche vergänglich, nicht in ihrer wesentlichen Unwichtigkeit darlegen konnte, selbst nicht durch ein später geschriebenes, weitläufiges Werk: *Epikritik* genannt. Gerade das Stillschweigen (außer jener Rec., in der man das Grundfalsche wenigstens andeuten zu müssen glaubte,) beweist die Unbedeutenheit des Angriffs, weil bey nicht gänzlicher Verstocktheit Jeder, der etwas Tüchtiges auf die Bahn gebracht, dasselbe auch gegen Jeden, der etwas Tüchtiges dagegen aufzubringen versteht, oder wenigstens das Ansehen hat, als könne er das, aus allen Kräften vertheidigt. Dies ist nun von *Schelling* nicht gegen *Berg* geschehen.

da er doch gegen *Fichte* z. B. nicht stumm gewesen, und so trauen wir denn wirklich *Schellings* Einsicht und einer unbefangenen Ansicht der Sache selbst zu, daß jedes Wort außer einer Rec. hierüber zu viel, am wenigsten aber eine eigene Abhandlung statthaft sey. Indessen ist diese einmal da, und wir wollen kürzlich sehen, was sie werth ist.

Die Einleitung enthält eine kurze Übersicht der Reflexionsbetrachtungen über das Universum, aus welcher uns aber das *nothwendige* Werden aller dieser Reflexionen nicht eingeleuchtet hat. Diefes hätte doch seyn müssen, um die von der Außenwelt erzwungene Befangenheit des Hn. *Berg* zu erweisen, zumal mit dessen gänzlicher Unfähigkeit für das Philosophiren, welches sich aus sich selbst erzeugt. Was nun in der Abhandlung selbst vom Absoluten, von der Erscheinung, den Gegensätzen und Differenzen u. s. w. gesagt wird, giebt wohl einiges von dem, was *Schelling* gesagt, wieder: aber der Vf. verüble uns nicht, wenn wir ihm ans Herz legen wollen, daßs er zwar mit Glauben und Vertrauen aufgenommen, aber noch nicht vollkommen verdauet hat, daher denn an eine selbständige Lösung aller jener Aufgaben nicht zu denken ist. Wer sich das absolute Leben durch Kampf und Mühseligkeit nicht eigenthümlich errungen, wer nur (wenn gleich mit vieler Andacht und Wort-Überzeugung, auch Wortgewandheit) davon redet, ist noch nicht fähig, auch

dem sehr untergeordneten Reflexionspunct *Bergs* seine rechte Stelle und Bedeutung anzuweisen, weil er, selbst noch nicht erstarkt zum klaren Sehen, ein hartnäckiges Beharren auf mühsam erworborner Einseitigkeit als Verstand und ein Schwanken von jenem einseitigen Standpunct aus nach allen Richtungen als gewandte Dialektik ansieht. Aber wir erkennen auch dieses in dem Vf., daßs er bey mehrerer Selbstaneignung der Kraft und Wahrheit in der Folge fester auftreten könne, und daßs der Tag des wahren Lebens schon dämmert in ihm. Insbesondere scheint uns, daßs der Begriff der Materie hier wohl gefaßt zu werden beginne, und mit der Bändigung und Bildung dieses für viele unbändigen Wesens auch die Erleuchtung des Ganzen nicht ausbleiben werde. Wir wünschen nur immer, daßs jugendliche Kräfte nicht zuerst an verwirrten Gedanken ihre eigenen entwickeln möchten: selbst an der Einseitigkeit, wenn sie nur eine rechte, ist, kann das Leben erstarken, und zu eigner Freyheit sich hinauffchwängen. Haltungslose und unwissenschaftliche Einfälle aber, die nur den Schein der Wohlordnung an sich tragen, in sich aber ohne Glauben und Wissen höchstens Ideenassociationen sind, gewähren dieses nie. Desswegen glauben wir auch nicht, daßs es dem Vf. wirklich so vorgekommen, als ob er, zum Übermaß gefügigt, von Hn. *Bergs* Tafel aufgestanden. Es war etwas ganz anderes.

K. J. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Breslau, b. Barth: *Speculatives Dilemma für die Existenz Gottes, als Beweis aufgestellt von Salomon S. Pappenhauer*. 1808. 31 S. 8. (4 Gr.) - Einen verbesserten ontologischen Beweis will der Vf. geben. Folgende Stelle, die auch seinen Vortrag kenntlich macht, wird die Meinung des Vfs. vollständig ausdrücken. „Das Problem: möglich zu existiren, muß hier (in Ansehung Gottes) ganz wegfallen, um nicht sagen zu können, es ist möglich, daßs ein höchstes Wesen existirt, und das um so mehr, als der Begriff von einem höchst vollkommenen Wesen es selbst nicht leidet, daßs irgend ein ihm zukommendes Prädicat in problematischer Form percipirt werden soll, weil die Fähigkeit, problematisirt werden zu können, schon selbst eine Unvollkommenheit wäre: es muß auch ferner nicht mehr heißen: das höchste Wesen kann nur mit der Existenz vorgestellt werden; sondern es muß heißen: das höchste Wesen kann nur als wirklich existirend vorgestellt werden. Denn mit der Existenz vorstellen, heißt weiter nichts, als bloß die Existenz dem höchsten Wesen, als ein nothwendiges Prädicat beylegen, weil sonst dießs Wesen kein reeller Begriff seyn kann, es mag nun existiren oder nicht.“

Za.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Königsberg, b. Nicolovius: *Zwey Vorlesungen*, gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 6 Aug. 1807 und den 4 Aug. 1808 in den zur Feyer des königl. Geburtstages bestimmten öffentl. Sitzungen, von *Ernst Ferdinand Klein*, als ordentl. Mitgl. der besagten Akademie. 1808. 43 S. 8. (3 Gr.) Diese Vorlesungen des ehrwürdigen *Klein* zeichnen sich zwar weder durch Beredsamkeit noch durch neue oder glänzende Ansichten, weder durch ihren Inhalt noch durch ihre Form aus; als philosophische Untersuchungen sind sie in der Manier, die vor einigen Decennien an der Tagesordnung war, und die Darstellung ist höchst einfach, mager, ja dürftig; aber sie zeugen von der vortreflichen Gelinnung ihres Vfs., von der Anhänglichkeit desselben an König und Vaterland, von Vertrauen und Muth in unglückschwerer Zeit, und von der achtungswürdigen Überzeugung, daßs ein Volk nicht Alles verloren hat, wenn es sich nicht selbst als verloren ansieht. Darum sucht er das Vertrauen zu erwecken und zu beleben, um die Gemüther über die Unfälle

der Zeit zu erheben; aber freylich thut er dieses mit so wenig Kraft, so wenigem Nachdruck und so großer Ruhe, daßs wir fürchten, er werde nicht viel erreicht haben. - Wer des Arztes nicht bedarf, der mag sich erquickt fühlen, weil er ein verwandtes Gemüth erkennt; wer aber gesunken, gebrochen ist, der bedarf einer kräftigeren Arznei, um sich wieder aufzurichten, und den weichgewordenen Knochen wieder zu vertrauen. Dennoch verdanken diese Reden wohl nicht ihrem eigentlichen Inhalt, sondern der Wendung gegen die Verhältnisse der Zeit, ihren besondern Abdruck. -

Die erste handelt von dem Werthe oder Unwerthe der Nationalvorurtheile. Der Vf. zeigt, daßs Vorurtheile bey jedem Menschen unvermeidlich sind, weil er nicht jedes Urtheil, welches er sich eignet, vollständig prüfen kann, wie vielmehr bey einer Nation! Indes schädliche Vorurtheile eines Volks müssen entfernt werden: überall, wo es auf Einicht ankömmt, muß man ihnen den Krieg ankündigen. Aber wenn von Nationalvorurtheilen die Bestimmung des Nationalcharakters abhängt: so muß man sie schonen. Ja, es könne Vorurtheile geben, die eben dadurch, daßs sie allgemein werden, aufhören, Vorurtheile zu seyn, weil ein Jeder dem Vorurtheile gemäß zu handeln strebe. Vorurtheile über den Werth der Nation, eine zu gute Meinung von der Regierung u. s. w. seyn nicht leicht schädlich. „Es gehört unter die vorzüglich zu bekämpfenden Vorurtheile, daßs man mehr die Meilen und die Volkszahl, als die gesetzliche Verfassung, die Fähigkeit und den Charakter der Nation in Rechnung bringt. Das Geistige hat mehr Werth als das Physische. Dieser Gedanke tröste und belebe uns!“ Schade, daßs es einer so theuren Lection bedarf, als die Preussen erhalten haben, um ein solches Vorurtheil für ein Vorurtheil anzusehen. - In der zweyten Vorlesung wird untersucht, wie unsere Vorstellungen und Überzeugungen beschaffen seyn müssen, wenn sie auf den Willen wirken und in That übergehen sollen. Einsicht und Handeln fallen nicht zusammen; das sey eine bekannte Erfahrung. Der, bey welchem der Entwurf That werden solle, müsse Interesse an den Dingen außer uns nehmen. Dazu gelangt man nur dadurch, „daßs man durch den Vorgenuss des Vergnügens an der Wirkung die Zukunft gegenwärtiget u. s. w.“ Mit einer etwas ratthen Wendung wird auch dieser Rede eine Beziehung auf die Feyer des Tages gegeben, an welchem sie gesprochen wurde.

ß - λ - μ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 9 M A Y, 1809.

P A D A G O G I K.

- 1) DUISBURG u. ESSEN, b. Bädecker u. Kürzel: *Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule.* Ein Beytrag zur Verbesserung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niederen Volksschulen von *Joseph Lancaster*. Aus dem Englischen ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von B. C. L. Natorp. 1808. VIII u. 289 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: D. Andr. Bell's *Schulmethodus.* Ein Beytrag zur Verbesserung der Lehrmethode und Schuldisciplin in niederen Volksschulen. Aus dem Englischen übersetzt von F. W. Tilenkamp, Prediger zu Gattrop. Ein Seitenstück zu *Lancaster's* Schrift: Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule. 1808. XIV u. 128 S. 8. (12 Gr.)

In welchem traurigen Zustande sich die Volksschulen in England befinden, ist theils aus *Cattow's*, *Colquhoun's* und *Chaptal's* Beschreibungen derselben und aus den *Reports of the society for bettering the condition and increasing the comforts of the poor*, theils aus den neueren Reisebeschreibungen, besonders aus denen von *Wendeborn* und *Göde*, hinlänglich bekannt. Auch die beiden vorliegenden Schriften geben dazu Belege genug. Man findet große Landgemeinden, deren Kinder ohne allen Unterricht aufwachsen, und auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigt werden. Da, wo man noch Schulen findet, sind sie in der kläglichsten Verfassung, haben die untüchtigsten Lehrer und die elendesten Lehrbücher. Der Staat bekümmert sich um die Schulen gar nicht. Diese erhalten ihre Gründung, Einrichtung und Unterhaltung von den Gemeinden oder von einzelnen Familien. „*Whitbread* schlug im Parlamente vor, für jede Pfarrgemeinde eine Schule zu errichten; aber er fand so viel Widerspruch, daß man diese Angelegenheit bis auf andere Zeiten verschob. Und Hr. *Rose* war sogar der Meinung, daß die allgemein verbreitete Kenntniß des Schreibens äußerst gefährlich sey. S. VI.“ — Ist es da zu verwundern, wenn die *lancaster'sche* Elementarschule ein so großes Aufsehn erregte, und als eine höchst merkwürdige Erscheinung mit ungetheiltem Beyfall gepriesen wurde?

Lancaster wurde, so wie unser *Pestalozzi*, durch den Anblick des vielfachen Elends, in welchem die Armen und ihre Kinder seufzen, tief ergriffen, und
S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

er beschloß, sich ihrer anzunehmen, und Schulmeister zu werden. Ob er gleich gar keine wissenschaftliche Bildung hatte, und von der gemeinüblichen Methodik des Unterrichts nur so viel verstand, als ihn eine sehr beschränkte Erfahrung gelehrt hatte: so eröffnete er doch im Jahre 1798 zu Bourough Road (d. h. in demjenigen Theile der Stadt London, welcher über der Themse in Surry liegt) eine Schule zur Unterweisung armer Kinder im Lesen, Schreiben, Rechnen und in der Religion. Die Zahl seiner Schüler stieg in Kurzem bis auf 120, worunter sich etwa 30 Freyschüler befanden, denen er unentgeltlich Unterricht ertheilte. Der unerwartete Erfolg seiner Bemühungen erregte in ihm den Wunsch, sein Institut zu erweitern. Deshalb eröffnete er im J. 1801 eine Subscription zur Bestreitung der dabey nöthigen Kosten. Er brachte 118 Pf. Sterling zusammen, und vermehrte nun die Zahl seiner Zöglinge bis auf 350, legte eine Bibliothek an, ertheilte Prämien an die Fleißigsten, sicherte sich das Schulgebäude für eine lange Reihe von Jahren, und machte in der inneren Organisation seiner Lehranstalt bedeutende Verbesserungen. Diese fing an, Aufmerksamkeit zu erregen, und unter mehreren angesehenen Männern besuchten sie auch der Herzog von Bedford und der Lord Somerville. Beide wurden mit einer hohen Achtung gegen den Mann erfüllt, der sich der niedrigen Volksklassen mit einer so edlen Begeisterung und rastlosen Thätigkeit annahm. Sie versprachen ihm die lebhafteste Unterstützung, und haben treulich Wort gehalten. Im Frühling 1804 konnte L. seine Anstalt bis auf 700, und da sich innerhalb 6 Wochen über 400 Kinder zur Aufnahme meldeten, bis auf 800 Schüler erweitern. Nach den neuesten Nachrichten (London und Paris 1808. No. III. S. 272) besteht jetzt die Anstalt aus tausend Schülern, und gewinnt täglich an innerer Güte, so wie an äußerer Ausbreitung.

Diese schnell wachsende Zahl von Schülern nöthigte den wackeren L., auf eine Disciplin und Lehrmethode zu finnen, nach welcher Ein Lehrer in Einer Schultube die große Menge verschiedenartiger Kinder in strenger Zucht und Ordnung halten und zweckmäßig unterrichten könne. Nach manchen misslungenen Versuchen gelang es ihm auch, in seiner kleinen Welt nicht nur die größte Ruhe, Ordnung und Thätigkeit zu erhalten, sondern auch seine Lehrlinge vor allen übrigen durch Sittsamkeit, Geschicklichkeit und Lust zum Lernen auszuzeichnen. Und dabey wußte er eine so weise berechnete Oko-

nomie einzuführen, daß die jährlichen Ausgaben zur Unterhaltung des Ganzen die Summe von 300 Pf. Sterl. nicht überstieg.

Die ganze Schule ist in mehrere Classen eingetheilt. Bey jeder Classe ist ein älterer Schüler als Monitor oder Unterlehrer angestellt, welcher für die A. frechhaltung der Gesetze und für die Fortschritte eines jeden Knaben verantwortlich ist. Außerdem sind noch 7 andere Monitoren festgesetzt, welche dafür sorgen müssen, daß die Abwesenden notirt, die eingeführte Ordnung beobachtet, die Schreibbücher lineirt, die Schiefertafeln verschlossen werden u. s. w. Bey allen Lehrgegenständen herrscht nach einer sehr fest begrenzten Stufenfolge eine äußerst genaue Classification der Schüler. Der Unterricht im Lesen und Schreiben wird in 8, der Unterricht im Rechnen in 12 Classen ertheilt. Jede Classe bildet unter sich wieder kleinere Societäten von 12 — 20 Knaben, an deren Spitze immer ein Monitor steht. Alle Schüler sind zu gleicher Zeit beschäftigt, und befinden sich, so lange der Unterricht dauert, in einer ununterbrochenen Thätigkeit. Die Seele, die das Ganze belebt, ist strenge Ordnung und eine militärische Handhabung der Gesetze. Um den Fleiß, die Aufmerksamkeit und den Gemeingeist in seiner Schule stets wach zu erhalten, reizt er unablässig den Ehrtrieb der Lernenden an. Die Schüler tragen an ihren Knöpfen die Nummern der Stellen, welche sie in den kleineren Societäten einnehmen, und wechseln dieselben bey dem Certiren, das bey allen ihren Übungen eingeführt ist. Der Knabe, welcher No. 1 hat, trägt ein ledernes Blättchen, mit der Aufschrift: „Verdient im Lesen, im Schreiben“ u. s. w. Auch ein auf Pappe geklebtes Bild und Medaillen von Silber und geringerem Metall zieren die Brust der Verdienstvollen. Diejenigen, welche sich durch Fleiß, Sittsamkeit und schnelle Fortschritte im Lernen auszeichnen, erhalten allerley Spielzeug oder Prämien an baarem Gelde. Ja selbst theure Bücher, silberne Federn, Uhren u. dgl. macht ihnen L. zum Geschenk. Für die Monitoren giebt es wieder besondere Ehrenzeichen. Die Strafen bestehen in Verweisen, Herabsetzungen, Einsperrung nach den Schulfunden, und wenn dies nicht fruchtet, so wird dem Schuldigen ein Stück Holz von 4 — 6 Pfund Schwere, wie ein Halseisen um den Hals gelegt. Hilft auch diese Züchtigung nicht: so werden ihm die Füße mit einem oder mehreren Beinhölzern gefesselt. Mit diesen muß er in der Schule langsam auf und nieder gehen, bis er ermüdet um Freyheit bittet und Besserung gelobt. Eine höhere Strafe ist das Binden der Hände auf den Rücken und das Zusammenschnüren der Ellenbogen. Alte Sünder werden bisweilen mit einem Stücke Holz an den Hals zusammengekuppelt, und müssen so in der Schule rückwärts umher marschiren. Auch werden wohl solche Knaben in einem Sack oder in einem Korbe an der Decke des Schulzimmers aufgehängt — zum allgemeinen Gelächter und Spotte der übrigen Schüler (!). Lebhaft und rüstige Knaben, welche am schwersten in Ordnung zu halten sind;

bessert Hr. L. dadurch am sichersten, wenn er sie zu Monitoren macht (!).

Was die Schulpolicey und Disciplin der lancasterischen Lehranstalt im hohen Grade auszeichnet, ist die strengste Aufsicht, die größte Pünctlichkeit, eine unwandelbare Kraft des Gesetzes, und die thätigste Wachsamkeit auf den Fleiß und die Sitten der Schüler. Sehr interessant ist alles, was darüber im 4 und 7 Cap. gesagt wird. Viel Neues erfahren wir hier freylich nicht; und das Gute finden wir auch schon in unseren besseren Elementarschulen mit glücklichem Erfolge angewandt; auch möchte die unablässige Anreizung des Ehrtriebes, die Menge der positiven Strafen und Belohnungen, und das gegenseitige Bewachen der Schüler unter einander, nicht so unbedingt zu empfehlen seyn: aber es ist höchst erfreulich und lehrreich, einen Mann zu sehen, der, begiebt von einer hohen Liebe für eine gute und edle Sache, und geleitet von einem gewissen praktischen Sinn, alle Hindernisse glücklich überwindet, und sich aus eigener Kraft einen ganz neuen Weg bahnt. Das Resultat kann da, wo Kraft und Enthusiasmus wirken, nicht anders als heilbringend seyn.

Auch die Lehrkunst hat bey uns einen weit höheren Grad von Vollkommenheit erreicht, als in der lancasterischen Schule. Alles wird hier nach einem toden Mechanismus fabrikmäßig getrieben, und nach den großen Fortschritten, die wir Deutschen in den letzten Decennien in der Methodik des Unterrichts gemacht haben, darf man hier nicht fragen. Mit einer so reinen Frömmigkeit und erwärmenden Herzlichkeit auch der Vf. (der zur Secte der Quäker gehört) über Religion und Christenthum spricht: so wenig konnte uns doch sein Religionsunterricht gefallen. Denn er besteht bloß in auswendig gelernten Fragen und Antworten, in gedankenlosem Herbeten von Sprüchen, und in geistlosen Katechisationen. Leider aber geht es in vielen unserer gewöhnlichen Elementarschulen nicht anders her. — In der Muttersprache, Naturgeschichte, Geographie, Mathematik und in anderen gemeinnützigen Kenntnissen wird kein Unterricht ertheilt, und die Verstandesübungen werden ganz vernachlässigt. Bey allen diesen Mängeln muß man aber den traurigen Zustand der Volksschulen und die ungeheure Frequenz der lancasterischen nicht vergessen. Was ihr besonders zum Verdienst gereicht, ist eine seltene Vereinfachung des mechanischen und technischen Theils der Lehrgegenstände, und ein schnelles und sicheres Erlernen des Lesens, Schreibens und Rechnens.

In demselben Geist und Sinn wirkte der Dr. Bell, welcher uns in der zweyten Schrift Nachricht von seinem Lehrinstitute und von seiner Methodik des Unterrichts giebt. Die ostindische Compagnie stiftete im Jahre 1789 zu Egmore bey Madras in Ostindien eine Militär-Knabenschule für 100 Kinder, und übertrug dem Dr. Bell die Aufsicht über dieselbe. Dieser widmete sich, trotz seiner mislichen Gesundheitsumstände, dem neuen Geschäfte mit ganzer Seele, und machte allerley Versuche, sich das Lehren,

und seinen Schülern das Lernen zu erleichtern. Auch er hatte, wie *Lancaster*, über Erziehung nichts gelesen und wenig untersucht. „Es giebt nur ein Buch — sagt er selbst S. 120, — aus welchem ich alles gelernt habe, was ich lehrte. Es ist ein Buch, das für Jeden offen geschlagen (warum nicht bloß: offen?) liegt, und eines Jeden Fähigkeiten angemessen ist. Nur wird Zeit, Geduld und Beharrlichkeit mit Eifer und Wärme beym Durchlesen desselben erfordert. Dieses Buch heisst — *Erfahrung und Thatfachen*.“ Da B. bey seinen Unternehmungen von der Compagnie reichlich unterstützt wurde, und seine Schule nie mehr als hundert Knaben umfasste: so konnte man mit Recht mehrere Forderungen an ihn machen, als an *Lancaster*. Er hat diese Forderungen auch vollkommen befriedigt; denn ausser dem Unterricht in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen, lernen die Kinder auch Grammatik, Geographie, Mathematik, Astronomie und Schiffahrtskunde. B. liest mit ihnen die Bibel, den Zuschauer und *Enfield's* Sprecher. Übrigens hat seine Lehrmethode und Schuldisciplin mit der *lancasterschen* sehr viel Ähnlichkeit. Die ganze Schule ist nach den verschiedenen Disciplinen in zwölf Classen getheilt. Die eine Hälfte derselben besteht aus *Auffsehern* (*Tutors*), und die andere aus *Zöglingen* (*Pupils*). Die ersten müssen den letzteren beym Lernen ihrer Lectionen behülflich seyn. Dies geschieht unter der Aufsicht des *Hülfslehrers* (*Assistent-Teacher*), der aufständige Aufmerksamkeit und Thätigkeit sehen, und den Tutores ihre Lection überhören muß. Über diesem steht wieder der *Lehrer*, der den Hülfslehrer zurecht weisen, ihn beym Überhören der Classe unterstützen, auf Ruhe und Ordnung halten, und dem *Schulmeister* Bericht erstatten muß. Dieser hat nun die Leitung des Ganzen, und muß mit strenger Wachsamkeit darauf sehen, daß Jeder seine Pflicht treu erfülle, und von dem eingeführten System nicht abgewichen werde. Die Oberaufsicht hat der *Curator* (*Trustee*), dessen spähendes Auge die ganze Maschine durchdringen, dessen thätiger Geist ihr Energie geben, und das Einzelne zu einem schönen Ganzen vereinigen muß.

Nach dem sehr richtigen Grundsatz Ciceros: *Pueri offeruntur laetitia, cum vixerint, et pudet victos*, sucht B. seine Schüler mehr durch einen edlen Wettstreit, als durch häufige Strafen und Belohnungen zum Fleiß und zur Sittsamkeit anzureizen. — Den Anfang im Unterricht macht das Schreiben im Sande, das Dr. *Bell* in den malabarischen Schulen zuerst aufnahm, und das *Lancaster*, so wie manches andere, von ihm angenommen hat. Hierauf folgt das Buchstabiren und Sylbenlesen, ganz nach der alten unfeligen Buchstabirmethode. Auf welche Art B. die Religion und die übrigen vorher genannten Wissenschaften vorträgt, hat er nicht angegeben. Durch seinen enthusiastischen Eifer, und durch eine unermüdete Thätigkeit hat er reichlich ersetzt, was seiner Methodik etwa an innerer Güte abgehen möchte, und in den sieben Jahren, während welcher er dem Afy-

lum (so hieß das Institut) vorstand, hat er Wunder gethan. Im Jahre 1797 legte B. Krankheits halber seine Stelle nieder, und ging nach England zurück, wo er nun sein Unterrichtssystem, das er *system of tuition* nennt, durch mündliche und schriftliche Belehrung allgemein bekannt zu machen sucht. Eine Folge dieser Bemühungen ist vorliegender Schulmodus, der in sehr kurzer Zeit drey Auflagen erlebt hat.

Wir empfehlen beide Schriften dem Studium aller Lehrer in Volksschulen, die es treu und redlich mit ihrem Amte meinen, und durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Berufs, dem Besseren stets eifrig entgegen streben. Es ist nicht so wohl die äußere Form und die Methodik des Unterrichts, welche Beachtung verdient, als besonders die innere Organisation der Schule, der Geist der Ordnung und Pünktlichkeit, die genaue Kenntniß der Kinderwelt und der freudige Enthusiasmus, der beide Männer belebt.

Die Übersetzungen beider Werke sind leicht und fließend. Dies gilt jedoch mehr von der ersteren, als von der letzteren, die an einigen Stellen gedehnt und schwerfällig ist. Was will aber Hr. *Natorp* Seite 93 mit dem Satz sagen: „dem Knaben macht ein Spielzeug so lange Vergnügen, bis es *verschliffen* ist“? Hr. *Tügenkamp* braucht einigemal (S. 86 und 75) die undeutsche Construction: „sein Geschäft darangeben“ statt aufgeben. Was der Übersetzung der *lancasterschen* Schrift einen vorzüglichen Werth giebt, sind die trefflichen Anmerkungen von *Nat.*, von S. 219 bis 280. Sie machen überall das Gute bemerkbar, berichtigen das Mangelhafte, stellen Vergleichen mit unseren deutschen Elementarschulen an, zeigen, was noch zu hoffen und zu wünschen übrig bleibt, und sprechen innig und warm zum Herzen des deutschen Schulmannes.

L. Th.

HANNOVER, b. Hahn: *Über Kinder und Kindereyziehung für das menschliche Leben*; als ein Anhang zu dem Buche über die Erziehung und Behandlung der Kinder in den ersten Lebensjahren, von *Christian Aug. Struve*. 1806. 238 S. 8. (12 Gr.)

Es sind einige Aufsätze mehr pädagogischen als arzneylischen Inhalts. I. *Was ist Erziehung für das menschliche Leben?* Die Idee von einer angeborenen Verdorbenheit unseres Geistes (S. 2) sollte nicht ferner in Schriften aufgeklärter Männer spuken, zumal da der Vf. das Gegentheil hiervon weiterhin (S. 21) selbst lehrt. II. *Über den Werth des Kinderlebens*. Ein vorzügliches Capitel; *con amore* geschrieben, besonders in der ersten Hälfte. Weiterhin ein schönes Epiphonem über 70000 Kinder, die sonst nur allein in Deutschland an der Blatterpest starben, und wobey man ganz richtig zusah. III. *Das allzumalthe Verhalten der Kinder*. Ein Gespräch zwischen Arzt und Erzieher. Das Reden Zweyer über einen Gegenstand ist deshalb noch nicht Dialog, wenn das ungezwungene, natürliche Hervorgehen der Antwort des Einen aus der Äußerung des Anderen fehlt, wie hier. Sonst sind die Sachen

darin ganz gut und brauchbar. Nur wünschte Rec. eine Sticheley auf die Vorurtheile der Görlitzer gern hinweg: Solche Häkeleyen bessern Niemand; und sind die Menschen etwa anderswo besser? IV. *Die Strafen bey der Erziehung.* Viel Gutes, zuweilen Vortreffliches, aber nicht gehörig geordnet, oft nicht bestimmt genug ausgedrückt. Daher mitunter Übertreibungen, Schiefheiten, Dunkelheiten — die natürlichen Folgen der Übereilung. Eben diess läßt sich über V. *Über Belohnungen* sagen, und daher so manche Wiederholungen. VI. *Die Entwicklung und Ausbildung der Sprache bey Kindern.* Eins der am zweckmäßigsten ausgearbeiteten Capitel. VII. *Verhütung des Selbstmords durch Erziehung.* Die Veranlassung zu diesem Aufsatze ist so sonderbar als schrecklich. Es waren in den Jahren 1793 bis 1798 die Selbstmorde unter Kindern von 10 bis 12 Jahren in der Lausitz auffallend häufig auf geringe Veranlassung, bald aus Furcht vor Züchtigungen, bald aus Lebensüberdruß, bald aus unerhörtem Leichtsinne. Aber seit dem letzten Jahre hat sich diese Manier gänzlich verloren. Der Vf. vermuthet hiebey auch eine unbekannte physische Ursache. Da er aber doch diese Selbstmorde größtentheils in der Erziehung sucht: so thut er hier seine Vorschläge. (Dafs in England am Seeufer (S. 158) sich vorzüglich viel Wasserstoff entwickle, ist ungegründet, wenigstens auf keine Art zu beweisen.) Galls, die Willensfreyheit auf alle Weise beschränkende und bekämpfende, hypothetische Laster- und Selbstmords-Organe hätte der wahrheitsliebende Vf. nicht mit hereinflechten sollen. Wir waren froh, dafs wir die moralische Erbsünde, jene Schändung der unendlichen Güte des Schöpfers, ziemlich los waren; nun will man sie uns sogar als physisch in uns gegründet aufreden! Doch, *ingeniorum commenta delet dies!* Im Ganzen ist dieses Capitel gleichwohl eines der durchdachten und ausgearbeiteten. Doch vermißt Rec. unter den moralischen Veranlassungen zum Selbstmorde jene schiefe Erziehungsweise unserer Tage, wo der Jugend tausend sinnliche Ideen eingeblendet, tausend nie zu befriedigende sinnliche Begierden in ihnen angezündet werden, statt sie auf die wahre Bestimmung des Menschen, auf das den unsterblichen Geist einzig beglückende Streben nach dem Unendlichen, auf die nie verliegende Quelle von Seligkeit aus täglich wachsender moralischer Vollkommenheit, innerer Reinheit und Annäherung an die Gottheit kräftig und innig aufmerksam zu machen und

hinzuleiten, wodurch allein innerer Friede und Einklang mit dem Universum möglich wird. — VIII. *Etwas über die Anwendung der gall'schen Schädellehre auf die Erziehung.* Etwas Unbedeutendes. Es wird hier von Gall gewünscht, was er noch hätte thun sollen und nicht gethan hat. IX. *Über die körperliche Erziehung der Alten.* Eine Compilation, welche nicht unnütz ist, aber doch weniger zusammenhängt, als man wünschen sollte. So gehört Lucian's Tadel der Belohnung des Kinderfleisses mit Essen (S. 214) weit weniger unter die physische, als unter die ethische Erziehung. So hängt auch der Wahn der Alten von der wässrigen Natur des Mondes und der Schädlichkeit seines Bescheinens der schwammigen Kinderkörper — mit Tourtelles fabelhafter Behauptung des Gegentheils, nämlich dafs das Mondlicht die Ausdünstung des Wassers befördere (S. 217), gar nicht zusammen. Unter den *Miscellen* (X) giebt der Vf. zuerst einen hingeworfenen Vorschlag, dafs Altern und Erziehungskenner in grösseren Städten zusammentreten, die besten Gedanken aus Erziehungsschriften einander mittheilen, und einander bey Erziehung ihrer Kinder berathen sollten. (Ein Vorschlag, welcher, der guten Absicht ungeachtet, nichts weniger als in unser Zeitalter paßt, wo Sybaritismus, Egoismus und Lieblosigkeit allen auf Sittenreinigung und Menschenveredlung hinstrebenden Gemeinfinn niedertritt). Ferner wünscht der Vf., dafs sich Personen finden möchten, die sich mit Umbildung und Besserung verderbter und entarteter Kinder befassen!

So viel Gutes und Schönes sich auch, wie gedacht, in dieser und vielen anderen Schriften des Hn. Dr. Struve findet; so ist doch im Ganzen zu bedauern, dafs ein Mann von so seltener Darstellungsgabe, von so umfassenden Kenntnissen, von so warmer Menschenliebe und so reiner Moralität, nicht durchdachte, ausgearbeitete, gefeilte Meisterstücke, die seines Talents würdig wären, der Welt und Nachwelt aufstellt, sondern nur in ewig sich drängender Eile (der Modetheorie unserer jetzigen Gelehrten) eine Menge Producte von sich preßt, welche zwar viel gute, aber nur halb und halb zur Reife gediehene Ideen in Umlauf bringen; und fast auf jedem Blatte den Leser bedauern lassen, dafs ein so fähiger Schriftsteller, voll so gutes Sinnes, das Publicum oft nur mit nachlässig hingeworfenen, blofs hie und da etwas schraffirten Skizzen abfertigt.

N. E. D.

K U R Z E A N Z E I G E N.

ΠΑΔΑΓΟΓΙΚΗ, Leipzig, b. Barth: *Hilfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkbüchern der Jugend*, von C. Ch. G. Zerrenner, Pred. der Kirche zum h. Geist in Magdeburg. *Erster Theil.* Zweyte durchaus verbess. und vermehrte Ausgabe. 1806. VI u. 225 S. *Zweiter Theil.* Zweyte — — — Ausgabe. 1808. 188 S. 8. (1 Thlr.) Wir finden uns um so mehr zur Bestätigung des über die erste Ausgabe dieser nützlichen Schrift gefällten günstigen Urtheils (J. A. L. Z. 1805. No. 41. Vergl. die Rec. vom 3 Th. 1807. No. 283) bewo-

gen, da der Vf. sein zweckmäßiges Bestreben zur Vervollkommenung dieses Hilfsbuchs überall bezeugt hat.

Wir sind überzeugt, dafs nicht nur Jugendlehrer darin einen reichen Vorrath von Materialien zu Denkbüchern, sondern auch andere Leser eine nützliche Belehrung finden werden. (Schade ist es, dafs die alphabetische Ordnung nicht beobachtet worden ist; das jedem Theil angehängte Register ersetzt diesen Mangel nur unvollkommen.)

— & —

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 MAY, 1809.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Versuch eines Commentars zu den russischen Beschwerden über die Beeinträchtigung des russischen Handels durch England.* Von Friedrich Johann Jacobsen, königl. dänischem Advocaten. 1808. XVI u. 71 S. 8. (10 Gr.)

Der Vf. ist durch seine anderweitigen Schriften, vorzüglich durch sein Werk über das Seerecht der Engländer und Franzosen, rühmlichst bekannt, und denen, die tiefer im Lande von Seehäfen entfernt wohnen, um so nützlicher, da er, vermöge seines Wohnorts und seiner Geschäfte, Gelegenheit hat, Fälle zu erfahren und auch Actenstücke einzusehen, die jenen fehlen. Es ist aber für alle die, welche über die wichtige Frage speculiren: wie die gerechten Ansprüche der kriegführenden Mächte zur See mit den gerechten Ansprüchen der Neutralen in Harmonie zu bringen seyen, von Bedeutung und Werth, mit mehreren streitigen Fällen bekannt gemacht zu werden; man ist dem Vf., auch wegen dieser kleinen Schrift, schon aus diesem Grunde Dank schuldig. Übrigens hat er bereits entschiedenen Partey erriggen, und sein Vaterland, sein Stand, vermöge dessen er als Sachwalter der Neutralen ist gebraucht worden, foderten ihn dazu auf. Es ist rühmlich, sein Vaterland zu lieben; es ist rühmlich, die Angelegenheiten derer, die man für die Unterdrückten hält, zu vertheidigen: allein im Eifer für die beste Sache ist auch Maß und Ziel zu halten. Wenn in einem Privat-Rechtsstreite die Sachwalter dieses Ziel überschreiten: so entscheidet der Richter. Aber wo ist der Richter in den Streitigkeiten zwischen den Völkern? Ihr Verein in Verträgen macht ihr positives Recht, bey Streitigkeiten darüber, oder in Fällen, wo diese schweigen, entscheidet die *ultima ratio regum*. Denn wie einfach auch der Grundsatz des allgemeinen Rechts seyn mag: so kümmern sich theils die Völker und die Großen darum nicht, theils ist dessen Anwendung, selbst bey den reinsten Gesinnungen der Machthaber, oft mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß es fast unmöglich wird, das vorliegende Problem in der Praxis, dem leichtfalslichen Grundsatz gemäß, aufzulösen. Dies ist auch, noch ganz abgesehen von dem Mißbrauche der Gewalt, wozu das Gefühl der Übermacht die Völker nur zu leicht verleitet, bereits allen aufmerksamen Beobachtern der neueren Begebenheiten nicht entgangen, und das jüngste und letzte Werk von Tetens, des Vfs. vortrefflichem Landsmanne, zeigt es deutlich genug Jedem, der daran zweifeln möchte, wie schwierig es immerhin seyn wird, dem Grundsatz

S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

des Rechts in der Anwendung bey dem Conflict zwischen den neutralen und kriegführenden Mächten zur See zu genügen. Die Neutralen haben Rechte, aber auch schon deshalb Pflichten, so gut als die kriegführenden, wenn man einmal das Kriegführen als etwas Rechtliches zugelassen hat. Die Discussionen darüber sind nicht unnütz, wie oft auch nur die Gewalt entscheiden mag; denn diese Discussionen können, ohne uns erfreulicheren Träumen hinzugeben, auf die abzuschließenden Verträge doch einigen Einfluß haben. Nur wünschten wir eben diese Discussionen mit Ruhe und Würde geführt, und wir müssen es gestehen, unser Vf. hat dies nicht immer gethan.

Der Aufruf an das russische Volk ist voll Bombastes, und schmähhches Schimpfen gegen England geht durch die ganze Schrift. Nach den Proben, welche der Vf. hier giebt, sollte er sich weiter im Rhetorischen nicht versuchen. Er und die gute Sache werden offenbar mehr gewinnen, wenn er mit Ruhe und Würde die Grundsätze aufsucht, die Discussion fortführt und die vorkommenden Fälle erläutert. Die unterdrückte Ohnmacht schadet sich selbst, wenn sie sich unanständig geberdet; mit Würde benehme sich auch das unterdrückte Volk, damit es seinen Werth bey den Übrigen und bey den Unterdrückern selbst behaupte. Die Ausrufen des Präsidenten der vereinigten Staaten von Nordamerika können den Regenten, Tetens Untersuchungen den Schriftstellern als Muster dienen. Durch Sprudeln und Lärmen richtet man nichts aus. Wenn die Regierungen von Zeit zu Zeit von der guten Sitte gelassen haben, mit Würde und Anstand ihre gegenseitigen Streitigkeiten zu discutiren: so ist das ihre Sache; wir freyen Schriftsteller sind friedlicher Natur, und können nur durch Gründe und Beweise uns den Sieg verschaffen. Man hat über die Etiquette bey Höfen gespottet, man sucht sie wieder hervor, und mit Recht; man hat den sonst üblichen Ton in der Diplomatie verlassen, es wird eine Zeit kommen, wo man ihn nicht für unbedeutend mehr halten wird. Die revolutionäre Krisis hat auch auf die Schriftsteller und ihren Ton gewirkt; aber wir sollten auch am ersten einlenken, und wohl überlegen, daß durch Bramarbasiren und Renommiren auf die Dauer nichts auszurichten steht. Was sich die Regierungen gegen einander, wenn sie im Krieg sind, immerhin erlauben mögen, das ist uns Schriftstellern noch nicht erlaubt, es sey denn, daß diese vom Staat dazu beauftragt sind, und dann hören sie auf, frey zu seyn. Es ist etwas nicht zu Billigendes dieser Art unter dänische Schriftsteller gekommen; aber bey ihren sonstigen Verdiensten bedürfen sie solcher Hülfen nicht, sie schaden sich vielmehr selbst.

Kk

im Auslande. Wir ehren die brave Nation, wie sie Europa ehrt, wir ehren ihre trefflichen Autoren, sie können Künste der Art Anderen überlassen.

Doch wir kommen zu dem Inhalte der Schrift selbst. Sie soll verschiedene Beweise zu den Aufseerungen enthalten, welche Rußland in seiner Declaration vom 26 Oct. 1807 machte: daß der Kaiser am meisten dadurch sey gekränkt worden, weil England gegen den bestimmtesten Inhalt der Tractaten den russischen Handel zu einer Zeit beschwert habe, als Rußland gegen Frankreich, Englands Feind, kämpfte. Hierauf antwortete das englische Ministerium am 19 Dec. 1807, daß es wenige Fälle von russischen Anhaltungen gegeben, und in keinem Falle sey, wenn man sich regelmäsig darüber beschwert habe, Gerechtigkeit verweigert worden. Auch bedauere der König, daß sich Rußland zu Beschwerden herablasse, die von den Russen nicht ernsthaft empfunden werden könnten, die nur hervorgebracht würden, um Frankreichs Declarationen zu unterstützen. Unser Vf. setzt hinzu: eine solche derbe Unwahrheit verdient eine Rüge; es ist unmöglich, daß die Heuchelei und der Spott gegen die von England unterdrückten Flaggen weiter getrieben werden können. — Nachmals behauptete das englische Ministerium, daß bey angestellter Untersuchung sich ergeben habe, daß nur ein einziges wirklich russisches Schiff sey condemnirt worden; denn, sagt unser Vf., bekanntlich rechnen die Engländer die neutralen Schiffe, welche sie wegen irgend eines Verdachts oder wegen Unregelmäßigkeit der Papiere, als feindlich condemniren, nicht zu den neutralen, und somit lassen sie sich, wenn etwa von russischer Seite mehrere angegeben werden sollten, durch den Ausdruck „wirklich russische Schiffe“ die Noththür offen. Da nun bekanntlich die russische Activ-Schiffahrt und der russische Activ-Handel nach dem Auslande gering sind: so hatten die Engländer, vollends in jener Zeit, weniger Gelegenheit, in Rußland Beschwerden zu veranlassen, als in anderen neutralen Ländern. Ferner waren sie vorsichtiger im Anhalten und Condemniren russ. Schiffe und russ. Eigenthums; erst nach der bekannt gewordenen Declaration wurden, nach dem Moniteur, zwölf angehaltene russ. Schiffe in England condemnirt. Rußland bedient sich zur Versendung seiner Producte vorzüglich fremder Schiffe, wie weltbekannt ist, in Kriegszeiten vorzüglich neutraler. Vermöge des Vertrags vom J. 1801, scheint es dem Vf., daß der feindliche Küsten- und Colonial-Handel, für neutrale Rechnung, den Neutralen frey stehe. Die Opposition im britt. Parlamente griff auch unter derselben Auslegung den Tractat an, aber Addington, der damalige Minister, der doch wohl wissen mußte, was das Ministerium gewollt hatte, gab das nicht zu; man wils aber, was die Opposition alles sagt und sagen muß. Es heist jedoch, sagt unser Vf. ferner, daß durch einen Vertrag zwischen Großbritannien u. Rußland der freye Handel der neutralen Macht mit den Colonieen der kriegführenden, (ein für Rußland unbedeutendes Object) sey beschränkt worden, dahin nämlich, daß der neutralen nur gleiche Rechte mit den begünstigtesten Nationen in diesem Verkehr zustehen sollten, wodurch denn, wenn dieß Statt gefunden, England

an die Grundsätze, welche für die amerikanische Flagge damals galten, wenigstens gebunden gewesen seyn würde. Wir verwundern uns billig, daß dem Vf. der Zusatz zur Seeconvention v. J. 1801 nicht bekannt ist, welcher den 25. Oct. desselben Jahrs zu Moskau unterzeichnet, und vom Kaiser Alexander den 13 Jan. 1802 ratificirt ward. Er steht bereits im dritten Supplement-Bande der *Martens'schen* Sammlung. Es heist darin ganz bestimmt: *Les parties contractantes sont convenues et déclarent que la liberté du commerce et de la navigation, accordée par le dit Article (Art. III, seconde Section) aux sujets des puissances neutres, ne les autorise point à transporter directement les marchandises et les denrées des colonies de la puissance belligérante dans les possessions continentales, ni vice versa de la métropole dans les colonies ennemies, mais que les dits sujets doivent jouir néanmoins par ce commerce des mêmes avantages et facilités dont jouissent les nations les plus favorisées et notamment les Etats unis de l'Amérique.* — Mit Recht aber kann man fordern, daß Jemand, der so schneidend abspricht, auch die Verträge kenne, die weiter gar kein Geheimniß sind. — Addington sagte bey den Debatten im Parlamente: jene Convention sey um so unschätzbarer, da die Neutralen nicht Gewalt entgegen setzen dürften, sondern den Tribunalen Englands unterworfen blieben. Nun folgen Fälle, wie England gegen Rußland verfahren sey.

Vor jener Convention v. J. 1801 war ein preussisches Schiff, mit russischem Hanf, für russische Rechnung nach Amsterdam bestimmt, in England aufgebracht, aber freygegeben worden; der Richter Sir W. Scott erklärte indeß bey dieser Gelegenheit: daß nach seiner Meinung es vollkommen klar sey, daß die Ausdrücke des Tractats auf nichts hindeuteten, welches sich nicht bloß auf die Schiffahrt der beiden contrahirenden Länder beschränke. Dieß war das Lofungszeichen, sagt unser Vf., mehrere Schiffe aufzubringen. Das schwedische Schiff Graeffen von Gotland (S. 64 erhellet indeß, daß dieß Schiff auch vor dem Tractate aufgebracht war) mit russischen Masten, für russische Rechnung, von Rußland aus nach Spanien bestimmt, ward in beiden Instanzen in England condemnirt. Ein gleiches geschah mit einem lübecker Schiff Charlotte, worauf sich russische Masten, russisches Eigenthum, von Rußland aus nach Nantes bestimmt, befanden. Der russische Reclamant führte frühere Fälle an, die vor jener Seeconvention sich zugetragen, wo man das russische Gut in neutralen Schiffen frey gegeben habe; aber Sir W. Scott condemnirte, und bezog sich auf das Präjudicat des Appellations-Gerichts in Sachen des Schiffs Graeffen von Gotland. Unser Vf. will nun beweisen, daß der Ausdruck *liberté du commerce et de la navigation* bestimmt gegen diese Auslegung spreche, daß der Vertrag illusorisch sey, wenn man solche Ausnahmen machen wolle, da Rußland so wenig eigene Schiffahrt habe; frühere Fälle und Verträge werden angeführt, unter anderen, daß, da England in einem explicatorischen Artikel mit Dänemark dahin abgeschlossen habe, daß unverarbeitetes Eisen und föhrene Planken für die Dänen keine Contrabande seyn sollten, es ihnen doch gar nicht zuge-

muthet habe, daß dieselben in Kriegszeiten nur in dänischen Schiffen verführt werden sollten. Wir geben es zu, daß dies alles und einiges andere, das wir übergehen müssen, da wir die ganze Schrift nicht mittheilen können, gegen die englische Interpretation spricht. Ferner heißt es: hätten die Engländer mehr, als vordem üblich, die neutrale Fahrt beschränken wollen: so hätten sie es in dem Tractate angeben müssen. Es steckten sich zwar die Engländer hinter den Ausdruck in jener Convention: „*dans les navires neutres*“; aber schwedische und dänische Schiffe, da diese Mächte ihr beygetreten, mußten doch wenigstens auch als neutral angesehen werden. Auch das muß man zugeben, seitdem die letzteren beiden beygetreten waren: aber in der ersten Convention, zwischen Rußland und England abgeschlossen, sind nur russische und englische Schiffe darunter verstanden, und bekanntlich sind durch die Convention die älteren Verträge, welche ungünstiger für Schweden und Dänemark lauteten, nicht aufgehoben worden. Auch ist das Schiff Graeffen von Gotland wenigstens vor der Convention und vor dem Beytritt Schwedens aufgebracht worden. Man wußte oder konnte es wissen, mit wem man zu thun hatte, als man abschloß; weshalb denn Rec. dafürhält, daß von russischer Seite in dem Tractate bestimmt hätte auf die Entscheidung dieses Punctes gedrungen werden müssen, daß man sich nicht mit dem allgemeinen Ausdrucke *liberté du commerce* hätte begnügen sollen, wenn man anders leicht vorauszu sehenden neuen Beschwerden hätte vorbeugen wollen. Oder wollte man von russischer Seite damals den Punct im Dunkeln lassen, weil die Umstände eben nichts anderes erlaubten? Wie oft ist dies nicht bey allen Verträgen, vollends wenn das Glück der Waffen für den einen Theil bereits entschieden hat, der Fall! — Wir haben nie die berühmte Seeconvention von dem J. 1801 für sehr heilbringend für die Neutralen angesehen; England hat so Vieles dadurch vertragsmäßig erhalten, was ihm zuvor nicht unbefristet zugestanden ward. Sie war die Sache eines Moments und momentaner Bedürfnisse oder Bedrängnisse von russischer Seite. Dem damaligen russischen Ministerio konnten die Debatten im Parlamente über diese Convention und die merkwürdige Äußerung des so vorsichtigen Addington nicht verborgen bleiben. Hat das russische Ministerium darauf keine Erläuterung gefodert? Wir wissen von keinen Zusätzen, als den bekannten, worin diese Frage nicht näher entschieden wird.

S. 39 kommt unser Vf. zur Elbblokade, wodurch auch der russische Handel gelitten. Den 13ten Jul. 1803 erklärte der hamburgische Senat, daß der die Blokade commandirende Officier, van Sittart, angezeigt, er habe die Ordre, sich so vor die Elbe zu legen, daß kein Schiff auslaufen könne, würde sich aber ein Schiff nicht abhalten lassen, so werde es nach England aufgebracht werden. Zwey hamburgische Archangelsfahrer Spes und Irene kehrten im Sommer d. J. 1803, zum Theil für russische Rechnung beladen, von Archangel nach Hamburg zurück: die rechtlichen Kaufleute in Hamburg, die Erben von Behrend Roosen, denen diese Schiffe ge-

hörten, theilten jenes ihren Schiffern mit, und befohlen ihnen, wenn die Blokade noch nicht aufgehoben, und sie in See oder vor der Elbe zurückgewiesen würden, sich nicht zu widersetzen, vielmehr einen anderen, etwa norwegischen Hafen zu suchen. Auf der Höhe von Schetland wurden sie von einer englischen Fregatte angehalten, nach England aufgebracht, und von Sir W. Scott den 10 Jun. 1804 mit den russischen Ladungsantheilen, trotz ihrer Papiere und trotz der Erklärung van Sittarts, condemnirt. Scott sagte, der Fall käme ihm vor, wie wenn Jemand über eine Gartenmauer steige, und nachdem er ertappt, sich dadurch zu rechtfertigen suche, daß er sage: er habe wieder zurücksteigen wollen. Ist der Fall so, wie er hier wirklich erzählt wird, — und wir haben keinen Grund an der Wahrheit zu zweifeln: — so ist das Urtheil empörend. Die fortwauernde Blokade der Elbe machte, daß die verminderte Schifffahrt der Städte Hamburg und Altona sich nach der Eyder zog; die Güter wurden theils zu Lande, theils zu Wasser dahin transportirt; bald war die Wattenfahrt frey, bald nicht. Schiffe, die nie über See gekommen, wurden nach England aufgebracht, und theils frey gegeben, jedoch mit einem Kostenaufwande, der ihrem Werthe gleich war, theils, wenn sie Seegüter geladen hatten, condemnirt. Es werden noch andere Fälle, die bey dieser Blokade vorkamen, angeführt, die wir, da sie dänische Schiffe, nicht aber den streitigen Punct zwischen Rußland und England betreffen, hier übergehen; es kommen mehrere Zwischenschießel dieser Art vor, und nicht immer ist die beste Ordnung beobachtet worden. Im Jul. 1807 ward die Sache der Schiffe Spes und Irene, und das darauf befindliche russische Eigenthum vom Conseil des Königs eben so beurtheilt, als von Scott. Noch werden Beyspiele der Processkosten in England und des Verzugs der Rechtspflege angeführt, und daraus die Verletzung der Verträge mit Rußland gefolgert, die allerdings ganz bestimmt dahin lauten, daß die entstandenen Streitigkeiten schnell abgethan werden sollten. Der Process über das Schiff Graeffen von Gotland hat sieben Jahre gedauert, und zwar drey Jahre nach d. J. 1801; der über die Schiffe Spes und Irene aber vier Jahre. Kein Schiff, heißt es ferner, wird leicht in England zur Untersuchung gebracht, das nicht an Gerichts-Advocaten und Aufbringungskosten drey bis vier tausend Thaler bezahlen mußte. Die Asseradeure auf dem festen Lande hatten deshalb zuletzt gegen Kriegsmolest zu zeichnen aufgehört. Unser Vf. wünscht, daß, beym künftigen Frieden, wenigstens der Punct wegen der Aufbringungskosten mit England ins Reine gebracht werden möge, um so mehr, da er noch folgenden Fall hinzusetzt. Ein bremer Schiff, Diana, Schiffer Hendrik Nolken, ward mit einer Ladung Wein und Brantwein für russische Rechnung, im August 1805, von Bordeaux, nach Petersburg abgeladen, und kurz nach der Abreise in Plymouth aufgebracht. Die Ladung lautete bestimmt auf die Eigenthümer in St. Petersburg. Nichtsdestoweniger ward sie gelöscht, und alle Reclamationskosten zur Last der Ladung gelassen. Zwar erhielten, nach vielen Weitläufigkeiten, die Petersbur-

ger ihre Ladung, mußten aber in England an Unkosten 1012 Pfund 8 Schilling bezahlen, und ein neues Schiff für ihre Ladung, deren ganzer Werth 1600 Pfund Sterling war, befrachten. Die Ladung ward in Plymouth in feuchte Keller gebracht, und litt bedeutend an der Fustage. Ohnehin sey es bekannt, heist es ferner, daß flüssige Waaren in England, wegen der hohen darauf liegenden Abgabe, einer wahren Plünderung durch Anzapfen unterworfen wären, welches, wenn sie auch sogleich wieder frey gegeben würden, doch immer eine Havarie von wenigstens 25 Procent ausmache. Die Russen, nachdem sie ein Jahr aufgehalten worden, erhielten ihre Waaren frey, aber alle Kosten, die der neuen Fracht mitgerechnet, betrugen 104 Procent. Es wird hinzugesetzt, diese Beyspiele seyen aus englischen Büchern oder Acten geschöpft. Wir zweifeln nicht, daß dies der Fall sey: allein wir hätten doch gewünscht, daß der Vf. das, was die Engländer, wegen eines so exorbitanten Verfahrens, für sich anführen, auch erwähnt hätte; dies wäre um so nothwendiger, damit man nicht bloß die eine Partey vernähme, sondern auch die andere, und damit man bey künftigen Verträgen aufmerksamer auf die Punkte würde, die eine nähere Bestimmung fodern. Die vorliegende Schrift hat uns eben darum nicht völlig Genüge geleistet; sie ist mehr darauf berechnet, die Erbitterung derer, die als Neutrale so viel gelitten, gegen England recht wacker zu erhalten, nicht aber um die Theorie mehr zu fördern: allein so viel wir wissen, fehlt es an Erbitterung gar nicht. Die Einrichtung, die jetzt von dem neuen russischen Ministerio getroffen wird, daß vor einer ernannten Commission alle Russen ihre, durch die Britten seit dem Jahre 1801 erlittenen Bedrückungen angeben sollen, kann etwas zur Ausbildung der Theorie fruchten; doch wünschten wir, daß darauf die Engländer sich vernehmen ließen, daß ihre Antwort uns bekannt werden möchte, und daß von beiden Seiten mit dem durchaus nöthigen Detail verfahren würde, damit man wenigstens darüber ins Reine käme, wie die Idee des Rechts möglicher Weise in diesen Fällen praktisch dargestellt werden könne. Dann freylich würde noch eine andere Frage seyn, wie zu sorgen, daß das getroffene Übereinkommen gehalten würde. Wir kennen kein anderes Mittel, als eine bewaffnete Neutralität, die im Stande wäre, der Übermacht der kriegführenden Theile zur See die Spitze zu bieten. Aber dies würde außer der nöthigen Macht auch noch Eintracht von der Seite der Neutralen voraussetzen; ist aber auch nur diese zu erwarten? Wir wissen es officiell, daß Nordamerika bereits England angetragen hatte, den Handel mit ihm wieder herzustellen, wenn es seine Cabinettsordres zurücknehmen wolle. Wir wissen, daß England geantwortet, dies seyen nur die Folge von Ursachen, die von anderer Seite wären veranlaßt worden. Wir können uns nicht sanguinischen Hoffnungen hingeben, wenn wir bedenken, daß es in französischen Blättern unlängst hieß: Warum streiten wir über die Freyheit der Meere? Im Frieden hat der Streit ein Ende, und im Krieg ist's

eben Krieg, wir schlagen eure, oder ihr schlagt unsere Flotten, dann können wir von neuem mit einander reden und handeln. So lange Eine Seemacht so überwiegend ist, wird schwerlich irgend etwas gelingen, darin sind wir mit dem Vf. einverstanden. Es ist aber auch nicht von England allein die Rede; man täusche sich doch nicht. Wer mit gleicher Macht an die Stelle der Britten tritt, der wird im Krieg mit anderen die neutrale Fahrt verkümmern, er wird nie zugeben, daß seine Feinde durch die Neutralen in den Mitteln, den Krieg ferner zu führen, unterstützt werden. Weiß man es etwa nicht, daß, bey dem ernstesten Willen der neutralen Regierungen, die Privaten Mittel genug haben, selbst ihre Regierungen zu hintergehen? Hat nicht ein Däne selbst dies Jedem gesagt, der es noch nicht gewußt hätte? Der *War in disguise* enthält wahrhaftig nicht lauter Wahrheit, aber wahrhaftig auch nicht lauter Lügen. Haben wir zu Lande nicht in früheren und späteren Zeiten von Übermacht, die sich Alles erlaubte, manches vernommen? Müßen in der gegebenen Lage, zu Lande wie zur See, die Schwächeren sich nicht vieles gefallen lassen? Hat *Büsch* nicht bereits Fälle angeführt, daß Catharina, in ihrem Kriege gegen Schweden, nach ganz entgegengesetzten Grundsätzen verfuhr, als sie im J. 1780 für die bewaffnete Neutralität aufstellte? In der Lage der Dinge, wie wir sie jetzt vor Augen haben, bleibt nur Ein heroisches Mittel für die Mindermächtigen zur See, wenn sie die Ehre ihrer Flagge aufrecht erhalten wollen, das nämlich, welches die Amerikaner ergriffen haben, ihr Embargo. Kommt es unter den Mächtigen zum Frieden: so wünschen wir aufrichtig, daß er nicht durch momentane Bedürfnisse so geboten werde, daß man wiederum Conventionen schliesse, die Vieles eben so unbestimmt lassen, als zuvor, und die Übermacht noch ausdrücklich begünstigen. Auf diese vorsichtigere Abschließung von Verträgen, auf die Aufstellung von Normen, welche die Rechte beider Theile vereinen, können auch die Schriftsteller Einiges wirken, wenn sie nicht einseitig die Sache behandeln. Wir müssen annehmen, es komme eine Zeit, wo das Recht gehandhabt werden solle, und die Frage, was Rechtens seyn müsse, steht uns wohl an, von allen Seiten zu prüfen; ihre Ausführung und der Abschluß gehört den Mächtigen der Erde an. Viele Punkte sind noch übrig, über welche die Schriftsteller selbst noch nicht im Reinen sind: wie sollten es die Mächte seyn? Wir wünschen indeß ganz bescheiden, daß bey dem Friedensschluß nicht nur des Vfs. Forderungen wegen der Aufbringungskosten, sondern auch, daß wegen der Gerichte, die über die aufgebrachten Schiffe und Güter sprechen, nähere Bestimmungen getroffen werden möchten. Sollen denn immer die Gerichte des kriegführenden Theils, und zwar so componirte Gerichte wie bisher, allein über die Neutralen entscheiden? Schon mit der Ausmittlung eines oder des anderen Punktes würden wir uns begnügen, damit diese oder jene bessere Gewohnheit aufkäme, die auch eine Macht ist, und eine bedeutende, wo eine bessere fehlt. S.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 11 M A Y, 1809.

G E S C H I C H T E.

LÜNEBURG, b. Herold u. Wahlstab, LONDON, b. Payne u. Mackinlay: *Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsars bis auf die Revolution im Jahre 1688.* Von David Hume, Esq. Aus dem Englischen übersetzt von Gebhard Timäus, Hauptmann und Brigademajor in der königlich - großbritannischen deutschen Legion. Nebst einer Einleitung über die brittische Geschichtschreibung. I B. 1806. CLXXX u. 488 S. II B. 1807. 452 S. 8. (5 Thlr.)

Bereits vor 40 Jahren ist bekanntlich von Hume's *Geschichte von Großbritannien* eine deutsche Übersetzung erschienen, welche mit Recht in sehr üblem Rufe steht. Dafs dieses herrliche Werk des unvergeßlichen Mannes auf eine würdigere Weise in unsere Muttersprache übertragen werden möchte, gehörte daher schon lange zu den Wünschen des literarischen Publicums. Auch Rec. wiederholte diesen Wunsch bereits vor einigen Jahren in diesen Blättern, und die Anzahl von beynahe 800 Subscribenten, deren Namen dieser neuen vor uns liegenden Übersetzung vorgedruckt sind, ist ein redender Beweis, wie sehr ein großer Theil des Publicums in denselben eingestimmt habe. Allein leider! hat diese neue Übersetzung der alten keinesweges den Rang abgelaufen. Es ist die eine so *schlecht* wie die andere, nur jede auf ihre eigene Weise. Jene ältere, als deren Herausgeber gewöhnlich *Dusch* genannt wird, zeigt auf jedem Blatte Spuren einer unverantwortlichen Nachlässigkeit, doch so, dafs man sieht, es war sehr oft mehr Leichtsinns, als Ungeschicklichkeit, wodurch die Übersetzung so stümperhaft wurde; die Übersetzung des Hn. Timäus hingegen ist, um mit einem Prädicate ihren ganzen Charakter auszusprechen, *schülerhaft* im strengsten Sinne des Worts. — Unser Urtheil ist streng, und thut uns selbst wehe in Rücksicht auf die in der Vorrede zum I B. von Hn. Timäus geäußerte Bescheidenheit und auf sein an sich besonders in seiner Lage sehr löbliches Unternehmen; allein die Pflicht der Wahrheit und die Achtung für das Publicum, welches durch diese abermals *gänzlich neue* Übersetzung wahrscheinlich für längere Zeit um eine bessere gebracht ist, und doch gewiss von einem Übersetzer Hume's in unseren Tagen mehr, als vor vierzig Jahren, erwarten durfte, nöthigen uns, in diesem Falle einzig die Gerechtigkeit obwalten zu lassen. Auch ist die Übersetzung im zweyten Bande

S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

eben so wenig gelungen, als in dem ersten, so dafs uns auch für die folgenden Theile fast nicht die mindeste Hoffnung der Besserung übrig bleibt. — Höhere Forderungen, deren Erfüllung einem Übersetzer in unseren Tagen zukommt, wollen wir, da sie bey dem Charakter dieser Übersetzung nicht denkbar sind, gar nicht erwähnen. Das über sie gefällte Urtheil zu beweisen, ist das Einzige, was uns in diesem Falle geziemt. Zu diesem Ende wollen wir zuvörderst einige Proben zur Vergleichung der älteren mit der neuen Übersetzung geben, und dann eine Reihe der vielen Schülerfehler, die uns aufgestossen sind, und welche zu erschöpfen wir das ganze Buch abschreiben müßten, ausheben.

Dusch B. I. S. 1 f.

„Die Neubegierde, welche alle gesitteten Nationen haben, von den Thaten und Begebenheiten ihrer Vorfahren unterrichtet zu seyn, erregt gemeinlich ein Mißvergnügen, dafs die Geschichte der alten Zeiten fast immer in eine so tiefe Dunkelheit gehüllt, so ungewiß und widersprechend ist. Scharfsinnige Leute, die Mufse haben, gehen mit ihren Untersuchungen oft über diejenigen Zeiten hinaus, wo alle geschriebene Monumente verfallt oder aufgehoben sind, ohne zu bedenken, dafs die Geschichte vergangener Begebenheiten sogleich verloren geht oder sehr entstellt wird, sobald sie dem Gedächtnisse oder einer mündlichen Überlieferung überlassen ist; und dafs die Ebentheuer barbarischer Nationen, wenn sie auch aufbehalten wären, doch denen wenig oder gar keinen Unterricht ertheilen könnten, welche in aufgeklärten Zeiten geboren sind. Gemeinlich machen die Zerrüttungen eines gesitteten Staates den lehrreichsten und interessantesten Theil seiner Geschichte aus; aber die plötzlichen, gewaltsamen und unvorbereiteten Staatsveränderungen bey barbarischen Nationen werden so sehr von dem Eigensinn geleitet und endigen sich so oft in Grausamkeit, dafs sie uns durch ihre Einformigkeit mißfallen; und es ist vielmehr für die Gelehrsamkeit ein Vortheil, wenn sie in Stillschwei-

Timäus B. I. S. 1 f.

„Die Wißbegierde aller cultivirten Nationen, die Thaten und Begebenheiten ihrer Vorfahren zu erforschen, erweckt fast immer ein lebhaftes Bedauern, wenn wir finden, dafs sich die Geschichte entfernter Jahrhunderte in Dunkelheit, Ungewißheit und Widersprüchen verliert. Scharfsinnige Männer, deren Mufse es erlaubt, führen nur gar zu gern ihre Nachforschungen über denjenigen Zeitpunkt hinaus, wo man literarische Denkmäler so wenig entwarf, als aufbewahrte; allein sie vergessen, dafs die Geschichte vergangener Begebenheiten sich augenblicklich verliert oder entstellt wird, sobald sie blofs dem Gedächtnisse oder mündlicher Überlieferung anvertraut wird, und dafs die Abentheuer roher Völker, wären sie auch niedergeschrieben, für ein gebildetes Jahrhundert wenig oder gar kein Interesse haben können. Die inneren Erschütterungen eines cultivirten Staates bilden gewöhnlich den belehrendsten (bey Hume: *the most instructive and most interesting part*) Theil seiner Geschichte; da hingegen die plötzlichen, gewaltsamen und unvorbereiteten Umwälzungen barbarischer Völker so sehr von Laune und Eigensinn geleitet werden, und so oft sich mit Grausamkeit enden, dafs sie uns durch ihre Einformigkeit ermüden und Widerwillen erregen; ja vielleicht ist es ein Glück für die Wissenschaften,

L1

Dusch B. I, S. 1 f.

gen und Vergeßlichkeit begraben liegen.

Dusch B. I, S. 72.

Man fing daher an, den ehelosen Stand als eine unumgängliche Pflicht der Priester zu erheben, und der Papst nahm es über sich, es dahin zu bringen, daß alle Geistlichkeit in der ganzen abendländischen Welt der Lust, sich zu verheirathen, entsagte; eine glückliche Staatsklugheit, aber zugleich das schwerste Unternehmen von allen, weil er hier den stärksten Trieben der menschlichen Natur zu begegnen hatte, und einfah, daß eben die Verbindung mit dem weiblichen Geschlecht, welche gemeinlich die Andacht befördert, hier dem guten Fortgange seines Anschlages entgegen war. Es ist daher kein Wunder, daß dieser Meisterzug der Kunst heftigen Widerspruch fand, und daß das Interesse der Hierarchie und die Neigung der Priester, da sie jetzt in diesen sonderbaren Kampf gesetzt waren; ungeachtet der fortgesetzten Bemühungen Roms, die Ausführung dieses kühnen Entwurfs drey Jahrhunderte lang verzögerte.

Dusch B. I, S. 85.

Die Freyheit, welche England so lange von den Räuhereyen der Dänen genossen hatte, scheint theils daraus hergekommen zu seyn, daß sich diese Nation im Nördlichen von Frankreich niedergelassen hatte, welches alle ihre überflüssigen Hände beschäftigte, um das Land zu bevölkern und es zu verteidigen; theils auch aus dem Muth und kriegerischem Geiste einer langen Reihe von englischen Prinzen, welche das Land zu Wasser und Lande in einem Vertheidigungsstande erhielten, und alle Unternehmungen der Feinde entweder verhüteten oder zurückwiesen. Da jetzt aber ein neues Geschlecht von Menschen in den nördlichen Gegenden entsprossen war, welche sich ihrer Burde nach der Normandie hin nicht mehr entledigen konnten: so hatten die Engländer Ursache, zu besorgen, daß sie wieder eine Insel besuchen würden, wohin sowohl das Andenken ihres vormaligen glücklichen Fortganges, als auch die Hoffnung sie lockte, daß sie von ihren Landsleuten beystand erhalten würden, welche zwar schon lange in dem

Timäus B. I, S. 1 f.

daß sie in Stillschweigen und Vergeßlichkeit begraben liegen.

Timäus B. I, S. 167 f.

Man fing daher an; den ehelosen Stand als eine unerlässliche Pflicht der Priester zu erheben, und der Papst unternahm es, die Geistlichkeit des ganzen westlichen Europa's zu vermögen, ihrem Rechte, zu heirathen, auf einmal zu entsagen. Ein glücklicher Streich der Staatskunst; aber zugleich auch eines der schwierigsten Unternehmen, weil er die heftigsten Triebe der menschlichen Natur zu bekämpfen hatte, und fand, daß eben die Verbindungen mit dem weiblichen Geschlechte, die sonst gewöhnlich die Frömmelie befördern; hier dem glücklichen Erfolg seines Vorhabens durchaus zuwider waren. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dieses Meisterstück der Schlaueit den mächtigsten Widerstand fand, und das Interesse der Hierarchie und die Neigung der Priester, die jetzt in den sonderbarsten Wechselkampf gestellt waren, die Ausführung dieses kühnen Planes, ohngeachtet Roms beständiger Hinwirkung, während eines Zeitraums von beynahe 300 Jahren aufgehalten hat.

Timäus B. I, S. 196.

Die Ruhe, in welcher England so lange vor den verheerenden Einfällen der Dänen geblieben war, scheint in folgenden Veranlassungen ihren Grund zu haben: erstlich die Niederlassungen dieser räuberischen Nation im Norden von Frankreich, die alle ihre müßigen Hände, sowohl zur Bevölkerung wie zur Vertheidigung derselben, beschäftigten; zweytens die Thätigkeit und der kriegerische Geist einer langen Reihe englischer Könige, die das Reich zu Wasser und zu Lande im Vertheidigungsstande erhielten, und jeden feindlichen Einfall entweder verhüteten oder zurückschlugen. Aber ein neues Geschlecht von Menschen war jetzt in den nördlichen Gegenden aufgestanden, das sich nicht länger in der Normandie entsenden konnte; die Engländer hatten also Ursache zu befürchten, daß die Dänen aufs neue eine Insel heimsuchen würden, zu der sie sowohl ihr ehemaliges Glück einladete, als auch die Erwartung des Beystandes ihrer Landsleute, die, obgleich sie sich schon seit geraumer Zeit im Königsreiche niedergelassen hat-

Dusch B. I, S. 85.

Reiche sich niedergelassen hatten, aber doch noch nicht gänzlich mit den Eingeborenen vereinigt waren, noch auch ihre alten Gewohnheiten zu kriegen und zu rauben gänzlich vergesse hatten; und da der gegenwärtige König minderjährig war, und auch nach erwar, und auch nach der Zeit, als er sein männliches Alter erreicht, niemals weder Muth noch Fähigkeit genug bezeugte, seine eigenen Unterthanen zu regieren, noch viel weniger einen mächtigen Feind zurückzutreiben: so mußte das Volk mit Recht erwarten, von so gefährlichen Zeitläuften das größte Elend zu erdulden.

Dusch B. I, S. 186.

Der Geist Wilhelms des Erobers war kühn und unternehmend, aber durch Klugheit geleitet: sein Ehrgeiz, der ausschweifend war, und sich von der Gerechtigkeit wenig einschränken ließ, und noch weniger von der Menschenliebe, unterwarf sich dennoch den Vorschriften der Vernunft und gesunden Staatsklugheit. Geboren in einer Zeit, wo die Gemüther der Menschen noch unbiegsam und mit Demüthigung unbekannt waren, war er dennoch fähig, sie nach seinen Absichten zu leiten; und theils durch die Herrschaft seines heftigen Charakters, theils durch List und Verstellung eine uneingeschränkte Gewalt einzuführen. Er war zwar gegen die Großmuth nicht unempfindlich, aber gegen das Mitleiden verhärtet; und erschien in seiner Gnade und in seiner Härte gleich sehr das in die Augen Fallende zu lieben, und sehen zu lassen. Die Mafsregeln seiner Regierung waren strenge, könnten aber nützlich gewesen seyn, wenn er sie bloß gebraucht hatte, eine eingeführte Regierung zu erhalten: sie waren übel erdacht, die Härte zu mildern, welche auch bey der sanftesten Begegnung, von einer Eroberung nicht getrennt werden kann.

Dusch B. I, S. 244.

Die großen Verbündnisse, wodurch heut zu Tag die europäischen Prinzen zugleich mit einander verbunden, und sich entgegengesetzt sind, und welche, ob sie gleich den kleinsten Funken der Uneinigkeit unter alle ausbreiten, wenigstens den Vortheil haben, daß sie alle

Timäus B. I, S. 186.

ten, doch den Eingeborenen noch nicht durchaus einverleibt waren, auch ihre eingewurzelten Gewohnheiten, Krieg und Verheerung, noch nicht gänzlich abgelegt hatten. Und da der regierende Prinz minderjährig war, und auch nach er reichem männlichem Alter nie Muth oder hinreichende Fähigkeit zeigte, seine Unterthanen zu regieren, noch weniger einen furchtbaren Feind zurückzuschlagen: so konnte die Nation mit Recht das größte Unglück von einer so gefährlichen Krise befürchten.

Timäus B. I, S. 413 f.

Seine Größe (vielleicht ein Druckfehler statt Geist) war kühn und unternehmend, und doch von Klugheit geleitet; sein Ehrgeiz, unbegrenzt war, und der Stimme der Gerechtigkeit wenig untergeordnet, viel weniger der Menschlichkeit, unterwarf sich doch immer den Vorschriften einer gesunden Staatsklugheit. Geboren in einem Zeitalter, wo die Gemüther der Menschen sehr unlenksam waren, und wenig an Unterwerfung gewöhnt, setzten ihn dennoch der hohe Einfluß seines heftigen Charakters und Schlaueit und Verstellung in den Stand, eine unbeschränkte Oberherrschaft einzuführen. Wenn gleich gegen Großmuth nicht unempfindlich, so war er doch gegen die sanfteren Empfindungen des Mitleids verhärtet, und erschien in seiner Milde und in seiner Härte, gleich prahlstüchtig und gleich ehrgeizig nach Schein und eitlem Prunk. Die Grundsätze seiner Staatsverwaltung waren sehr strenge, hätten aber von Nutzen seyn können, sobald sie bloß zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung in einer eingerichteten Regierung angewandt wären; allein sie waren auf die Mildern derjenigen Härte, welche selbst unter der mildesten Regierung von Eroberung unzertrennlich ist, sehr übel berechnet.

Timäus B. II, S. 92 f.

Die ausgedehnten Verbindungen, wodurch die europäischen Mächte gegenwärtig zugleich mit einander verbunden und einander entgegengesetzt sind, und die, so sehr sie auch den kleinsten Funken der Uneinigkeit über das Ganze verbreiten können, wenigstens

D.

gewaltigen Erschütterungen oder Eroberungen in besondern Staaten verhüten, waren in alten Zeiten völlig unbekannt; und die Theorie der auswärtigen Politik in jedem Königreiche machte eine nicht so verwickelte und verflochtene Speculation aus: der Handel hatte noch die entferntesten Nationen nicht mit einer so festen Kette verbunden: Kriege, welche sich in einem Feldzuge, oft gar in einer Schlacht endigten, empfanden wenig von den Bewegungen entfernter Staaten.

Dusch B. I. S. 334.

Das edle und freye Genie der Alten, nach welchem sie die Regierung einer einzelnen Person allemal für eine Art von Tyranny und gewaltfamer Anmaßung anfaben, und sich von einer gesetzmäßigen und ordentlichen Monarchie keinen Begriff machen konnten, machte auch; daß sie nichts von den Rechten der Erstgeburt und von einer Repräsentation der Thronfolge wußten; Erfindungen, welche so nöthig sind, in den Stammlinien der Prinzen Ordnung zu erhalten, indem sie dem regierenden Herrn Sicherheit geben. — In der Zeit, woron wir reden, war zwar der Gebrauch der Repräsentation eingeführt, aber doch noch nicht ganz festgesetzt; und die Gemüther der Menschen waren noch zwischen zweyen widrigen Grundsätzen unentschieden.

Schon aus diesen wenigen Proben wird es unsern Lesern klar seyn, daß durch diese neuere Übersetzung für den deutschen Verehrer *Hume's* eben so wenig gewonnen ist, als durch die ältere. Ganz deutlich wird dies ihnen werden, wenn wir jetzt, unserem obigen Versprechen gemäß, aus den fast unzähligen Schülerfehlern, welche uns in der neuen Übersetzung aufgestoßen sind, wenigstens so viele ausheben, als der Raum dieser Blätter gestattet, und erforderlich ist, um die Richtigkeit unseres oben gefällten Urtheils darzuthun. — Nur in wenigen Fällen wird es zweckmäßig seyn, auch die Verbesserung der angeführten Fehler anzudeuten, denn eben; weil sie wahre Schülerfehler sind, springen sie Jedem, der nur einigermaßen weiß, was Styl ist, von selbst in die Augen. — I Th. S. 9 bedroht Caligula die Briten in wahnsinnigen Einfällen mit einer Landung. S. 13. Er erfocht selbst einen entscheidenden Sieg über Galgacus, ihren Anführer. Im Original aber heißt es: *He even defeated them in a decisive action,*

F.

den Vortheil haben, daß sie jede gewaltfame Revolution oder Eroberung in einzelnen Staaten verhüten, waren in alten Zeiten durchaus unbekannt, und die Theorie der auswärtigen Politik in jedem Königreiche bildete eine ungleich weniger zusammenge setzte und verwickelte Speculation, als heut zu Tage. Der Handel hatte die entferntesten Nationen noch nicht so enge verkettet; Kriege, die in einem Feldzuge, oft in einer Schlacht beendet wurden, erhielten wenig Einwirkung von den Bewegungen entfernter Staaten.

Timäus B. II. S. 300.

Der edle und freye Sinn der Alten, welcher die Regierung eines Einzelnen immer als eine Art von Tyranny und wirklicher Anmaßung betrachtete, und jeden Begriff einer gesetz- und regelmässigen Monarchie von ihnen entfernte, liefs sie ganz unbekannt mit den Rechten der Erstgeburt und der Repräsentation der Thronfolge; Einrichtungen, die so notwendig sind, Ordnung in den Stammlinien der Prinzen zu erhalten, die Übel der bürgerlichen Uneinigkeit und der Usurpation zu verhüten, und Mässigung in dieser Art der Regierungsverfassung zu erzeugen, indem sie dem regierenden Herrn Sicherheit verschafften. — In dem Zeitalter, welches wir beschreiben, war freylich der Gebrauch der Repräsentation eingeführt, aber nicht durchaus nach Grundsätzen bestimmt; und man schwankte zwischen entgegengesetzten Grundsätzen.

which they fought under Galgacus, their leader. — Nicht sowohl, daß Galgacus, sondern vielmehr daß die Helden, welche er anführte, in einer entscheidenden Schlacht überwunden worden seyen, ist es, was *Hume* dem Zusammenhange zufolge bemercklich machen will. S. 14. *Agricola* lehrte die Britten die *Gemächlichkeiten* und die Verfeinerung des Lebens kennen und sich zu verschaffen, suchte sie für die Sprache und Sitten der Römer zu gewinnen, und ihnen Eingang zu verschaffen. Ebendasselbst: *the more cultivated parts of the island: die bebaudern und fruchtbarsten Gegenden der Insel.* S. 15. *Some usurpations of the Imperial dignity by the Roman governors.* Verschiedene Anmassungen der Kaiserwürde einiger Statthalter. S. 17. *Contract the limits of the empire,* die Grenzen des Reiches einziehen. Ebendasselbst. Die Picten und Schotten überfielen ihre Nachbarn. Ausser den vorübergehenden Streifzügen dieser vereinten Nationen (der Picten und Schotten nämlich) droheten sie — nämlich die Picten und Schotten — obenein noch, sich die ganze Provinz zu unterwerfen u. s. w. Man sieht, ohne die Einschaltungen des Rec. ist die Stelle kaum verständlich. — Nach S. 24 *besaß* die königliche Regierungsform nur eine sehr eingeschränkte Macht. Nach S. 30 u. a. scheint Hn. *Timäus* das deutsche Wort „Feldherr“ ganz fremd zu seyn; er spricht sogar von einem *General Hengist* und *Horfa*. S. 42 wird die Vorliebe der Mönche zum Wunderbaren ein *Last* genannt. Wenn diese auch mit der Neigung zum frommen Betrugs gepaart war: so bedeutet das englische „*vices*“ hier doch nur, wie öfters, *Fehler*. S. 45. Der König von Kent besorgt ein Bündniß gegen sich zu erheben. S. 48. *Bertha* gebrauchte alle Künste der *Einschmiegung*. S. 60. Jeder Anführer einer Partey warf den Staat in Verwirrung. Wahrscheinlich nur, um das von *Dusch* gebrauchte „setzte“ zu vermeiden. S. 70 wird von *Carprold*, König der Ostangeln erzählt, daß seine Gemahlin ihn zum Abfall vom Christenthum bewogen habe, und dann kommt folgende, ohne den Urtext kaum verständliche Periode: Überhaupt bewies er sich zu schwach gegen diejenigen *Reizungen*, von denen sich auch die weisesten unter den Menschen haben hinreißen lassen. Weit deutlicher wenigstens *Dusch*: Seine abgöttische Gemahlin brachte ihn bald wieder zu seiner Religion zurück, und er bezeugte sich nicht standhaft genug, denen Verführungen zu widerstehen, welchen die weisesten Menschen unterlegen haben. S. 76. Karl der Grosse hat „*the company*“ „*die Überkunft*“ *Alenins* gewünscht. S. 92. Die Geistlichen büßten (*mads some atonement for them*) die kirchlichen Mißbräuche dadurch ab, daß sie der bürgerlichen Gesellschaft andere Vortheile verschafften. S. 100 beginnt die erste Periode des zweyten Capitels also: „Obgleich die Königreiche der Heptarchie so neuerlich erst durch Eroberung vereinigt waren, so umfaßte sie doch ein so festes Band u. s. w. S. 102. Wie die obrigkeitliche Person die Normannen über ihre Ablichten befragte und sie auffoderte, vor

dem König zu erscheinen, und diesem ihres Vorhabens wegen Rechenschaft zu geben, so erschlugen sie ihn. Doch nicht den König *Brithric*, welcher ja, wie kurz vorher erzählt worden ist, erst später an dem Gifttrank starb; also ihn, die obrigkeitliche Person. S. 115. Auf eine *verbreitete* Nachricht. S. 116. Schon in dem st. diesem Zeitalter; ein Fehler, welcher oft in dieser Übersetzung vorkommt. S. 117. Alfred, vor seines Bruders Kindern auf den Thron gerufen; so verließ er u. f. w. — So sehr der Vf. den Gebrauch der Participien liebt, so wenig versteht er sich auf denselben. S. 123 findet sich folgende treffliche Periode: In diese Burg hatte sich Oddune geworfen, fest entschlossen, mit Lebensmitteln, ja selbst mit Wasser schlecht versehen, wie er war, durch einen kühnen Streich der traurigen Nothwendigkeit zuvor zu kommen, sich einem barbarischen Feinde zu unterwerfen. S. 135. Die Dänen machten die demüthigsten Unterwerfungen. S. 139. Zehn benachbarte Hauswirthe bildeten eine *Verkörperung* (*Corporation*): S. 140. Jedermann wurde Bürgschaft für das Verhalten. S. 146. Die Aufmunterung zu den Wissenschaften, bey seinen Unterthanen, war ein anderer nützlicher Gegenstand, worauf Alfred seine Gesetzgebung richtete, und (hier sollte doch wenigstens beygefügt seyn: *wodurch er*) sehr dazu beytrug, die Engländer von ihren wilden Sitten zurück zu bringen. S. 153. Um England wieder auf eine Stufe der Ruhe und Ordnung zu *heben*, als es damals fähig war zu erreichen, fehlte nur allein noch die Unterwerfung u. f. w. S. 154. Sie glaubten die Gelegenheit, wie gerufen. S. 159. Es scheinen die schottischen Geschichtschreiber, die, ohne mehrere Kenntniss von der Sache zu haben, sie geradezu leugnen, *mehrere* Glaubwürdigkeit zu verdienen. S. 163. *Der Aufrichtigkeit dieser gezwungenen Unterwerfung trauend* — *trusting little to their Sincerity in this forced submission*. S. 172. Denn es ist eine wahre Bemerkung: das, je näher Religionsparteyen einander verwandt sind, desto größer ist gewöhnlich die zwischen ihnen obwaltende Erbitterung. S. 174. Auf die schwergerischste und tobendste Art. *Ebendasselbst*: Dunstan stieß den König auf eine schmachliche Weise nach dem Gastmahle der Großen zurück. S. 179. Man sagt, wie er einst zu Chester residirte, er acht seiner ihm zinsbaren Prinzen gezwungen habe, ihn in einer Barke auf der Dee zu rudern. S. 203. Sie überließen sich der Ruhe mit einer Freude, *als wenn sie ewig gedauert hätte*, st. dauern würde. S. 205. Rollo entschloß sich in Nachahmung seiner Landsleute sein Glück zu machen. S. 222. Er war bereit, an der Spitze einer grossen Armee über die Minderjährigkeit des Edwins und Eduards, *seinen Vortheil zu nehmen*. *Ebendasselbst*: Bey der Ständeversam-

lung schob er (*suborned*) einige Edle *unter*, welche auslagen mußten. S. 227. *Wodurch* sich Godwin die Freundschaft des Monarchen *erwarb*, und zugleich den Grund zu dem unermeßlichen Vermögen legte, welches er für seine Familie *erwarb*. S. 230. Er konnte den König zu keinen *mildernden, unterwürfigen Gesinnungen herunterbringen*. S. 235. Godwin wußte, das man allgemein glaubte, er sey ein Mitschuldiger der Grausamkeit gewesen, die an Alfred ausgeübt war, und daher in den Augen des Hardikanuts strafwürdig erscheinen mußte; vielleicht hoffte er auch, durch diese Wuth gegen Harolds Andenken sich selbst zu rechtfertigen, das er keinen Theil an dessen Anschlägen gehabt habe. — Diese Periode wird höchstens dadurch noch verständlich, das man vor dem Worte „daher“ die Worte „das er“ hinzufügt. Auch hier, wenn gleich nicht ohne Fehler, doch verständlicher der nachlässige *Dusch*: „Godwin wußte, das Jederman ihn für einen Mitschuldigen an dem Tode des Alfred hielt, und das er des wegen von dem Könige viel zu befürchten hätte; und vielleicht glaubte er, das er sich von aller Theilnehmung an den Anschlägen des Harold rechtfertigen würde, wenn er gegen das Andenken desselben seine Wuth ausließ.“ S. 237. Es stellte sich keiner aus dieser Dynastie auf, dessen Ansprüche u. f. w. *Ebendasselbst*: *Hinreichender Grund genug*. S. 238. *Dieses Zusammentreffen von Umständen* zu Gunsten Eduards dürfte dennoch *seinen Erfolg nicht erreicht haben*. S. 243. Seine Erbitterung war auf *politischen Hinsichten* gegründet. S. 253. Sein Tod warf den König in neue Schwierigkeiten. S. 255. Die Regentschaft fand große Schwierigkeiten, die Regierung unter diesem Verein verwickelter Gefahren aufrecht zu erhalten; und als der junge Prinz sein Alter erreicht hätte, fand er seine Lage tief herabgesunken. — Wieder eine der vielen fehlervollen Perioden. S. 261. Das Glück warf ihm zwey Umstände in den Weg. S. 263. Diese kraftvolle Vorkstellung war von einer solchen Entwickelung wohl unterstützter Thatsachen begleitet, das u. f. w. S. 270. Ein Thron, der schon *unter seiner eigenen Unfestigkeit wanken* müsse. S. 287. Die Normänner, hart zugesetzt von dem Feinde, ließen den Muth sinken. S. 306. Zugewußtes Unrecht wurde streng gerächt, sowohl aus Liebe zur Ehre, als das beste Mittel sich künftig zu sichern, st. als auch deshalb, weil strenge Bestrafung das beste Mittel war u. f. w. *Ebendasselbst*: *Eingehung* von Privatverbindungen. S. 331. Der Angeklagte wurde in ein geweihtes Wasser geworfen; schwamm er, so war er schuldig, ging er zu Grunde (st. sank er unter), so war er unschuldig.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ΠΑΔΑΓΩΓΙΚΗ. Ohne Angabe des Druckorts: *Joh. Heinr. Voss Beurtheilung des neuen Lehrplans für die sämtlichen kurpfälzboir. Mittelschulen u. f. w.* Mit einer Vorerrönerung und Anmerkungen von J. A. B. 1805. 68 S. 8. (6 Gr.) Ein Abdruck der in unserer J. A. L. Z. 1805. No. 77 ff. erschienenen *vossischen* Recension, um dieselbe in Baiern, wo sie bekanntlich so viel

Auffehen erregte, und von so wichtigen Folgen für das dortige Schulwesen war, noch weiter zu verbreiten. Die *Vorerrönerung* erwähnt vorzüglich die *wismairische* Selbstrecension in der Oberd. A. L. Z. 1805. No. XX, und die *Anmerkungen* enthalten manche weitere Erörterung dessen, was Voss in seiner Kritik mit scharfer Kürze gesagt hatte. M. G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 M A Y, 1809.

G E S C H I C H T E.

LÜNEBURG, b. Herold und Wahlstab, LONDON b. Payne und Mackinlay: *Geschichte von England von dem Einfalle des Julius Cäsars bis auf die Revolution im Jahre 1688.* Von David Hume, Esq. Aus dem Engl. überfetzt von Gebh. Timäus. (Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 333. Die Mühe und die Kosten, den Staat zu vertheidigen, lag in England auf gleiche Art auf allen Länderen. S. 346. *Dignified clergymen*, bewürdete Geistliche. Ebendasselbst: Die willige Unterwerfung aller Bewohner von Kent war eine neue *Entmuthigung* für sie. S. 349. Er nahm die ganze Unterwerfung des Adels entgegen, oder S. 355: Er nahm den Triumph und die Glückwünsche seiner alten Unterthanen entgegen. S. 358. Kaum dürfte *bloße Muthmaßung* allein uns erlauben, ihm eine solche *Beymessung zur Last* zu legen. S. 367. Wilhelms Freygebigkeit konnte nicht fehlen, neue Fremdlinge in seinen Dienst zu locken. S. 371. Sie hießen die Normänner *unbeftrittene Herrn* des Königreichs. S. 372. Das Volk gab lebendige Beweise einer *ohnmächtigen Wuth*. S. 378. Der König, durch *Grundsatz* geleitet. S. 389. Sie verbanden sich zu dem Anschläge, die königliche Gewalt *abzuwerfen*. S. 395. Man legte auf alle geistliche Ämter eine Wichtigkeit, die über die Gewalt und das *Eigenthum hinausging*, die ihnen wirklich gehörte. S. 400. Dieser Umstand konnte nicht fehlen, mit schlaun Bemerkungen *commentirt* zu werden. S. 404. Dieser Krieg warf alle Provinzen in eine gewaltfame Erschütterung. S. 419. Wilhelm setzte seinen ganzen Erfolg auf seine eigene Schnelligkeit. S. 424. Der Schrecken von Wilhelms Gewalt hielt Jedermann in Unterwürfigkeit und allgemeine Ruhe in England. S. 427. Heinrich verlor sein Erbtheil, und irrete darauf einige Zeit umher, und oft in großer Armuth. S. 430. Das morgenländische Kaiserreich stand durch gesunkene Kriegszucht und zerrüttete bürgerliche Verfassung hart auf der Neige. S. 431. Die Araber erlaubten Jedem, ihre (die christlichen) religiösen Gebräuche zu verrichten. S. 432. Der Papst wollte sein Ansehen nicht in die Sache ziehen. S. 445. Kaum kehrte Wilhelm mit seiner Gesundheit zu seinem muthlosen Weltfinn zurück. S. 448. Die Verfassung jener Länder war sehr unsfest. II Theil. S. 7. Sein Amt wahrnehmen. S. 8. Er gewann sie durch Geschenke auf seine Seite. S. J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

9. Es entging Heinrich nicht, und (er) entschloss sich — Auslassungen, wie diese, kommen sehr oft bey diesem Vf. vor. S. 10. Er bot Verzeihung aller Verbrechen aus. S. 15. Die zarte Lage Heinrichs. S. 16. Mathilde bewies, dass sie den Schleyer angelegt habe, bloß in Folge einer allgemeinen Gewohnheit unter dem englischen Frauenzimmer, welches seine Keuschheit gegen die viehische Gewaltthätigkeit der Normänner unter diesem Gewande zu sichern suche, welches bey der rohen Zügellosigkeit jener Zeiten doch noch allgemein geachtet wurde. S. 18. Er nahm seine Zuflucht zu dem Aberglauben des Volks, um seine Meinung für die Gerechtigkeit seiner Sache zu gewinnen. S. 22. Sie gaben ihren Feindschaften den Zügel. S. 24. Er warf die Engländer in Unordnung. S. 26. Mit Jemand in Streit fallen. S. 29. Um von dem Willen seiner Heiligkeit desto sicherer zu seyn. S. 32. Sodomiterey und die Gewohnheit, langes Haar zu tragen, gewinnen täglich Grund. S. 34 f. Kaiser Heinrich V bemächtigte sich der Person des Papstes, und zwang ihn, durch einen förmlichen Tractat, diesem Monarchen, (nämlich Heinrich V) das Investiturrecht zuzugestehen, worüber sie so lange gestritten hatten. S. 45. Die Huldigung entgegen nehmen. S. 50. Die empörsüchtigen Baronen wurden in Unterwerfung gehalten. S. 54. Der König ließ den ganzen Adel den Eid der Treue noch einmal schwören, den sie schon einmal geleistet hatten. S. 66. Das Gefühl der Religion, welches, sobald es in Aberglauben ausartet, oft ganz ohne Wirksamkeit bleibt, den Pflichten der bürgerlichen Gesellschaft Kraft zu geben, ward von den vielfältigen Eiden nicht ergriffen. S. 72. Machtverzwingungen. S. 85. Dieser Versuch brachte keinen entscheidenden Erfolg. S. 86. Ein Prinz, der unter einem angefochtenen Rechte regiert. Ebendasselbst: die Minderung der Erbitterung. S. 87. Sie nahmen Dienste in einem neuen Kreuzzuge, der jetzt, nach vorigen Fehlschlägen und Unglücksfällen, mit wunderwürdigem Erfolg von dem heiligen Barnard gepredigt wurde. S. 88. Mit mehrerem Zartgefühl, als großer Politik. S. 94. Ohne irgend Widerstand oder Unterstützung. S. 100. Die erste Handlung in Heinrichs Regierung. S. III. Ein Amt von bedeutendem Vertrauen. S. 120. Der Staat wird in Convulsionen geworfen. S. 124. Heinrich war mit einer Erklärung in so allgemeinen Ausdrücken nicht zufrieden; er wollte, dass, bevor es zu spät sey, die Gebräuche ausdrücklich bestimmt würden, deren Beobachtung er verlange; und geistlichen Ermächtigungen.

M m

gen Schranken setzen, ehe sie vollkommen befestigt wären, und sich auf das Alterthum zu ihren Gunsten berufen könnten, so wie sie sich schon auf eine heilige Macht beriefen! — Wieder eine der vielen musterhaften Perioden! S. 140. Becket erwiederte: Allerdings habe er die Constitutionen von Clarendon gesetzmäßig, mit guter Treue und ohne Trug und Vorbehalt, unterschrieben; allein in diesen Worten sey wirklich ein Vorbehalt für die Rechte ihres Ordens begriffen, *der, verbunden mit der Sache Gottes und seiner Kirche, nie von ihren geleisteten Eidschwüren und Verbindlichkeiten verlassen werden könnte.* S. 141. Er sehe ganz in die Augen leuchtend. S. 146. In diesem Versuch liefs er sich verleiten, Gebräuche wiederum einzuführen, die, obgleich alt, im Begriff waren, durch eine entgegengesetzte Gewohnheit abgeschafft zu werden, und die in den herrschenden Meinungen und Gefinnungen der Zeit noch ungleich grösseren Widerstand fanden. S. 147. Der Antipapst. S. 150. Der Krieg war eben so ohnmächtig in seinen Operationen, als geringfügig in seinem Entstehen und seiner Ursache. S. 155. Unehrenvolle Bedingungen. S. 157. Becket's heftiger Sinn; stolz auf die Macht der Kirche, beschloß. S. 175. Die Iren waren dürftig zur christlichen Religion bekehrt. S. 207. Wilhelm war der einzige, welcher am bittersten verlor. S. 210. Die Verfügung wurde vernünftiger ft. für vernünftiger gehalten; eine Auslassung, welche sich der Vf. öfters hat zu Schulden kommen lassen. Ebenda selbst: Edelmannen. S. 218. Aus noch übriger kindlicher Liebe. S. 220. Diese Unglücksfälle waren noch nicht genug, die Menschen von ihrer Krankheit geistlicher Abentheuer zu heilen. S. 232. Die ausländischen Familien hatten tiefe Wurzel geschlagen. S. 238. Das Dänengeld wurde in dieser Regierung erlassen. S. 241. Sie sahen sich von ihm verhasst und verachtet. S. 249. Sie mußten ihm Summen leihen, die er wohl wufste, nie wieder bezahlen zu können. S. 252. Sie waren Nebenbuhler in Macht und des Ruhms. S. 253. Richard legte sich den Absichten seines Gegners offen. S. 256. Philipp foderte den Tancred auf, die Quartiere der Engländer zu überfallen, mit der Versicherung seines Beystandes, sie als gemeinschaftliche Feinde über die Klinge springen zu lassen. S. 258. Die Schande der Familie in Schweigen und Vergessenheit bringen. S. 268. Philipps Eiferfucht wurde jeden Augenblick durch den Ruhm, den sich Richard durch seine Heldenthaten im Osten erwarb, aufgeregt, die, seiner Verlassung der Sache der ganzen Christenheit gegenüber gestellt, doppelten Glanz auf seinen Nebenbuhler warfen. S. 280. Die französischen Gesandten leugneten ihm als einen Vasallen der Krone von Frankreich ab. S. 282. Nachdem Richard genügt, so sein Betragen zu rechtfertigen, brach er in den bittersten Unwillen aus. S. 307. Zu dieser beabsichtigten Staatsumwälzung waren die Sachen noch nicht zu ihrer völligen Reife gediehen. S. 347. Die verlorne Lage des Königs. S. 350. Johann, zu dieser verworfenen Lage unter eine auswärtige Macht gedemüthiget. S. 351. Auf Anreizung des Papstes, rief Philipp aus, habe ich einen Feldzug übernommen, der ihm (Philipp) über 60000 Pf. St.

gekostet habe u. s. w. S. 360. Die Grossen ermuntert durch den Schein ihrer Gewalt und ihrer Zahl. S. 384. Die Treue, welche er von den Baronen in ihren neuen Verbindlichkeiten erwartete. S. 390. Die europäischen Staaten wurden von ähnlichen Verfassungen (by similar institutions) regiert. S. 397. Wodurch er reichen Ersatz dadurch erhielt, daß u. s. w. S. 403. Das grofse Oberhaupt, das auf seinem Landfitze wohnte, den er gewöhnlich Erlaubniß hatte, zu befestigen. S. 405. Der schwachtende Zustand des Handels. S. 447. Die königliche Gewalt war in Grenzen gesetzt.

Dem ersten Theile dieses in Hinsicht auf typographische Schönheit sich sehr vortheilhaft auszeichnenden Werkes ist eine Einleitung über die brittische Geschichtschreibung vorangeschickt. Diese besteht eigentlich aus einer, laut der Vorrede S. XII, aus Hn. Wiggers vermischten Aufsätzen (Leipzig, 1784) abgedruckten Abhandlung über die vornehmsten englischen Geschichtschreiber. Die Anmerkungen, welche, laut eben dieser Vorrede, fast sämmtlich von Hn. Prof. Timäus zu Lüneburg, dem Bruder des Übersetzers, herrühren, und sowohl dem wigger'schen Aufsätze, als dem hume'schen Texte beygefügt sind, haben keinen ausgezeichneten Werth, und geben besonders dem ersten das Ansehen einer nicht sehr ausgearbeiteten Compilation. Das einzig Erfreuliche in diesen beiden Bänden war für Rec. das Leben Hume's; von ihm selbst beschrieben, welches er immer wieder mit erneutem Vergnügen lieset. Der Gedanke, dem Schatten dieses ehrwürdigen Mannes ein Sühnopfer zu bringen, war es auch, was Rec. das Geschäft dieser undankbaren Kritik erleichterte. Hume und einige andere Edle seiner Zeit — welche wohlthuende Erscheinungen in Vergleich mit den düstern, nächtlichen Nebelgestalten unserer Tage!

Bis dahin, da wir gute Übersetzungen von Hume's und Henry's Geschichten haben werden, oder, welches noch mehr zu wünschen ist, bis ein deutscher Geschichtschreiber mit Sprengels Geist und Fleiß die englische Geschichte für die Deutschen vollendet, müssen auch Handbücher willkommen seyn, wie folgendes, dessen ersten Theil wir bereits J. A. L. Z. 1807. No. 126 beurtheilt haben:

LEIPZIG, b. Kummer: *Geschichte von England*, ein Handbuch von Christoph Gottlob Heinrich, H. S. W. Hofr., ord. Prof. d. Gesch. zu Jena u. s. w. II Theil. 1807. XVI u. 638 S. III Theil. 1808. XVI u. 558 S. 8. (4 Thlr. 8 Gr.)

Der zweyte Theil begreift die Geschichte Englands von dem Tode Edwards III bis zu dem Tode Elisabeths. Eben dieselben Vorzüge, welche wir von dem ersten Bande gerühmt haben, kommen auch diesem zweyten zu. Auch hier hat Hr. H. aus den besseren englischen Historikern das Bessere zweckmäßig zusammengestellt. Eines nur vermiffen wir hauptsächlich, nämlich, daß der Vf. nicht an einigen Stellen längere Excurse über den Gang der Verfassung beygefügt hat. Denn obwohl seine Geschichte keineswegs blofse Regentengeschichte ist, sondern sehr oft auch der parlamentarischen Ver-

handlungen, der Gesetzgebung und wissenschaftlichen Cultur Erwähnung that: so richtet sie doch die Aufmerksamkeit nicht genug hin auf die in diesem Zeitraum so wichtigen Fragen: woher ein so großer Despotismus in England? und wie bildeten sich zugleich neben diesem wichtige Keime zu einer die Nationalfreyheit herbeyführenden Revolution aus? Besonders der so ganz eigenthümliche Charakter, welchen die kirchliche Reformation in England annahm, sollte schärfer gezeichnet seyn. Ubrigens ist in diesem zweyten Theile die Darstellung im Ganzen wieder trocken, wie in dem ersten; aber die Sprache gefälliger. — Die Geschichte der Kriege der beiden Rosen sammt ihren Folgen dürfte, wie es uns scheint, weitläufiger geschildert seyn. Besser hat uns die Darstellung der Geschichte Heinrichs VII gefallen. Kräftig sind S. 183 die Minister dieses Königs Empson und Dudley gezeichnet, und auch er selbst ist treffend charakterisirt. „Man hat Heinrich VII, heist es S. 187, den Weisen und den Salomo der Engländer genannt, weil er, sagt Baco, wie der Salomo der Juden sein Volk mit harten Auflagen drückte. — Man bewundert noch jetzt die schöne von ihm erbaute Capelle an der Westminsterabtey und sein darin befindliches prächtiges Grabmal. Möchte auch sein Ruf, sagt Baco, ein so schönes Denkmal erhalten haben!“ Für die gelungenste Parthie im ganzen Buche aber hält Rec. die Regierungsgeschichte Heinrichs VIII. Durch charakterisirende Anekdoten insbesondere hat der Vf. diesen launenvollsten aller Könige und dessen Zeitalter nicht nur treffend geschildert, sondern auch der Darstellung selbst in diesem Abschnitte viele Lebendigkeit gegeben. „Ein gewisser Doctor, Thomas Cranmer, Fellow des Jesus-Collegiums zu Cambridge und Lector der Theologie, heist es S. 250, befand sich eines Tages zu Waltham, wo der König auf der Jagd übernachtete, mit dem Staatssecretär Gardiner und dem Almoner Fox in Gesellschaft. Man sprach von der Geschichte des Tages, von des Königs Ehescheidungsache.“ „Ich wüßte denn dem König wohl zu rathen,“ sagte Cranmer. „Und wie?“ erwiderte Gardiner lebhaft. Cranmer antwortete: Er dürfte sich nur an die auswärtigen Universitäten wenden, und ihr Gutachten einholen; wenn diese des Königs Ehe mit Catharina für erlaubt erklären, so werden seine Gewissenszweifel natürlich wegfallen; sollten sie aber diese Verbindung, einem göttlichen Gesetze zufolge, für unerlaubt halten, so wird der Papst sich fügen müssen, weil eine päpstliche Dispensation das nicht legalisiren kann, was Gott selbst verboten hat. Als Gardiner den Vorschlag dem Könige hinterbrachte, rief dieser freudig aus: „Der hat die Sau boym rechten Ohr gefasst.“ „Heinrich, heist es ferner S. 193, kannte die Prinzessin Anna von Cleve bloß nach einem Porträt von Holbein, der ihr darin sehr geschmeichelt hatte. Ungeduldig den neuen Gegenstand seiner Liebe zu sehen, ging er ihr, da sie am Ende des Jahrs 1539 in England anlangte, incognito bis nach Rochester entgegen, und fand, daß sie zwar stark und lang war, aber nicht die geringste Schönheit hatte. Heinrich ward niedergeschlagen und

schwor, „sie wäre eine große flandrische Stute, die er unmöglich lieben könne.“ — Schauererregend ist das Gemälde von der Regierung Mariens. „Auf der Insel Guernsey, — so weit wurde nach S. 404 der religiöse Fanatismus in jenen Zeiten getrieben, — wurde eine Frau, der Religion wegen, mit ihren zwey Töchtern, von denen die eine verheirathet und ihrer Niederkunft nahe war, zum Feuer verdammt und zum Scheiterhaufen geführt. In der Todesangst kam die letztere, mitten unter den Flammen, mit einem Kindenieder. Ein menschenfreundlicher Zuschauer lief herbey, und riß das Kind aus der Gefahr. Aber der dabey stehende Richter befahl, es wieder ins Feuer zu werfen: und so verbrannte das neugeborene Kind zugleich mit der Mutter.“ Endlich ein volles Drittheil des Buches enthält eine gründliche Darstellung der Regierungsgeschichte Elisabeths. Besonders führt der Vf., unterstützt von älteren und neueren Untersuchungen, mit vieler Gerechtigkeit die Sache der unglücklichen Marie Stuart.

In dem unlängst erschienenen dritten Theile ist die Geschichte bis zum Tod der Königin Anna 1714 fortgeführt. Wir werden über diesen Theil bey der Anzeige des vierten und letzten, welcher der Vorrede zufolge schon zur Hälfte druckfertig ist, noch einige Worte beyfügen.

α. φ.

BERLIN, b. Dunker u. Humblot: *Die Weltgeschichte für die Jugend*, von K. Fr. Becker. nach des Vfs. Tode fortgesetzt von J. G. Woltmann, Professor. X Theil. 1808. 576 S. 8. (2 Thlr.)

Hr. Woltmann hat die Absicht, Vieles aus der Geschichte des letzten Jahrhunderts, das B. übergiebt, nachzuholen. Er beginnt daher mit einer Einleitung in die neuere Geschichte von 1714 bis 1789, oder mit einer gedrängten Übersicht desjenigen, was aus diesem Zeitraume schon in den vorigen Bänden erzählt worden ist. Die ausführlicheren Darstellungen, die in diesem Theile zuerst vorkommen, sind: das englische Anleihsystem, die Geschichte des russischen Reichs seit dem Tode Peters des Großen, Russlands und Oesterreichs Krieg mit der Pforte 1736—1739, ein Nachtrag der schwedischen Geschichte, Frankreichs und Englands Kampf um die Seeherrschaft und die Colonien, um den Besitz der Oberherrschaft in Ostindien, der nordamerikanische Freyheitskrieg, Gustav III von Schweden, Polens Theilung, Joseph II, englische, französ., deutsche Literatur. Daß diese Darstellungen meistens gelungen sind, kann man von einem so geübten Geschichtschreiber, als Hr. W. ist, leicht erwarten. Aber die Bemerkung, daß Hr. W. die Jugend, der seine Arbeit doch eigentlich gewidmet ist, nicht immer im Auge behielt, drängt sich nur zu oft auf. Schon in der Einleitung köst man auf manchen zu künstlich, zu pretios ausgedrückten Satz, auf manche fast seitenlange Periode, auf manche für junge Leser zu politische Ansicht. Manches ist dagegen für eben dieselben zu kurz und nicht verständlich genug dargestellt. Hieher gehört die Geschichte Russlands, die Geschichte des mongolischen Kaiserthums. Zuweilen stehen auch die erzählten Begebenheiten in keinem rechten Zusammenhange. Die Ursache liegt jedoch vielleicht darin, daß diese Dar-

stellungen meistens Nachholungen seyn sollen. Einige neue Wörter, als: *Ermächtigung* Kronfelds S. 44, die *Begabtheit* S. 169, *Ergebnis* S. 176, scheinen nicht glücklich gebildet. Dagegen hat uns die Schilderung von Pompal, von Washington, von Gustav III, von Coon, vorzüglich gefallen. Die Darstellung des literarischen Zustandes einiger neuerer Nationen ist sehr zweckmäßig gerathen. Aber noch fehlt sie von vielen anderen Nationen, und dann machen nicht allein die Fortschritte in den Wissenschaften, sondern auch die Ausbildung in den Künsten, in der feineren Lebensart, in den Erfindungen des Luxus, einen wichtigen Gegenstand der Weltgeschichte aus. Jg.

ERDBESCHREIBUNG.

STUTTGART, b. Löfflund: *Schönheiten der Natur*, gezeichnet auf einer Reise durch Italien in den Jahren 1802 und 1803 von Karl Urban Keller. Mit 20 radirten Blättern. 1805. VIII und 150 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Die in diesem anspruchlosen Büchlein beschriebene Reise geht über Ulm, Augsburg, München, durch Tyrol nach Venedig, von da bis zur Mündung des Po zu Wasser, auf Ferrara, Bologna, Florenz und Rom; dann nach Neapel, von wo der Vesuv, Herculaneum, und Ichia nebst den umliegenden Inseln besucht werden, und zurück über Rom, Florenz, Livorno, Genua, Mailand, mit einem Abstecher nach den borromäischen Inseln, über den Gotthard durch Luzern, Zürich und Schaffhausen heim nach Stuttgart. Neue und große Blicke auf die, wie es scheint, mit etwas zu neugieriger Hast durchflogenen Gegenden und Gegenstände muß man nicht erwarten; kaum zerstreute Notizen oder eigene Bemerkungen über das Viele, das sich auf dem klassischen Boden dem sinnigen Beschauer entgegen drängt. Nur das seine Person in der größten Unmittelbarkeit Angehende scheint für unsern Reisenden eigentlich da gewesen zu seyn; bequeme oder unbequeme Herberge, gutes Essen, das er sich nach seinem häufig wiederkehrenden Ausdruck immer *trefflich wohl schmecken läßt*, Furcht vor Straßenräubern, und werthe Landsleute, auf die er in den größern Orten Italiens stößt, auch wohl kleine, aber sehr unbedeutende Reiseabenteuer werden dem Leser nie vorenthalten. Desto dürftiger und unbedeutender ist alles, was über Gegenstände der bildenden Kunst beygebracht wird. Doch müssen wir dem Vf. hierin eine gewisse Consequenz zugestehen, indem er sich alles *Räsonnements* durchaus enthält, und die wichtigsten Gegenstände, bey denen er verweilt hat, in compendiarischer Kürze bloß nachhaft macht. Dadurch hat das ganze Buch den Charakter flüchtig in den Ruhepunkten einer Reise hingeworfener Briefe bekommen, die allerdings nicht ganz unbelebt sind; aber doch nur dem eigentlich lebendig werden können, der sowohl die Person des Reisenden, als die von denselben durchzogenen Gegenden selber kennt. Indessen wird man niemals durch unwissende Annahme ausgezeichnete Bildung, oder durch den Schwall mühsam erpresster Reflexionen beleidigt, wie sich in mehreren neuen Reisedarstellungen, z. B.

in der kotzebueschen, zum höchsten Ekel des Lesenden auf jeder Seite darbieten. Nur dem Styl wäre etwas mehr Gleichförmigkeit und Reinheit zu wünschen, da mitunter etwas gemeine Ausdrücke und Wendungen neben im höchsten Grade kostbaren und geschraubten sonderbar abstechen, und ausländische Wörter unmäßig reichlich verstreut sind. Doch dürfen wir auch hier nicht verkennen, daß alle diese Fehler nicht sowohl aus absichtlichem, verkehrtem Streben, als aus einer gewissen Unbeholfenheit im schriftlichen Ausdruck entsprungen sind, die bey bildenden Künstlern eher ein günstiges, als ein ungünstiges Vorurtheil erwecken dürfte. Denn Hr. Keller kündigt sich selbst in der Vorrede als Künstler an; und er beurkundet seinen Beruf durch die zum Buche gehörigen, von ihm selbst gezeichneten und geätzten Ansichten einiger der anziehendsten Momente auf seiner Reise.

Diese landschaftlichen Darstellungen scheinen es auch eigentlich zu seyn, was der Schrift, als begleitendem Commentar, ihr Daseyn gegeben hat: da der Vf. sich auch in der Beschreibung romantischer Gegenden besonders zu gefallen scheint, und bey solchen oft länger verweilt, als es sonst seine Art ist. Diese 20 Kupfertafeln nun können gewiß auf den Dank jedes Freundes solcher Darstellungen hoffen. Ist auch der Grabstichel nicht mit ausgezeichnetener Sorgfalt und in jedes Einzelne gehendem Fleiß geführt: so ist der Stich doch rein und kräftig, und jedes Blatt spricht seinen eigenthümlichen Charakter mit lebendiger Bestimmtheit aus. Von vorzüglichem Interesse und sehr instructiv sind die beiden größern, nur contourirten, die in Vogelperspective eine Ansicht von ganz Rom bis ans Meer und zu den sabinischen Bergen vom Monte Mavio her; und die östliche Aussicht von der Spitze des Vesuvs über den neapolitanischen Meerbusen auf die Stadt und das ganze Gestade von Sorrento bis zum Posilippo mit Ischia, Procida und Capri zeigen: ein in der That sehr glücklicher Gedanke, den wir sonst nirgends ausgeführt gefunden haben, und der doch von gleichem Interesse seyn muß für den, der sich diesen Umriss mit allen Localfarben eigener Anschauung beleben kann, als auch für den, der wenigstens einen skizzirten Überblick dieser seligen Gefilde wünscht, um doch die feste Form zu haben, die er dann durch den Zauber seiner Phantasie mit Farben des Lebens ausfüllen kann. Nächstdem scheinen uns vorzüglich anziehend die Seen von Nemi, von Albano und von Lugano, der Monte Cavo mit der Rocca del Papa, die beiden Gegenden von Ariccia, und die tiroler Alpen von Wohlfahrtshausen her. Das Blatt mit dem Venustempel bey Baja ist mit Schiffen und anderweitiger, charakterloser Staffage überladen: Mola di Gaeta und die Spitze des Vesuvs haben eben kein plastisches Verdienst, so auch Ischia, das wohl nur in einer großen Ausführung und in Farben würdig nachgebildet werden kann. Die Ansicht von Neapel hätte, wie die Gräber des Virgil und Cicero, durch weniger bekannte Gegenden ersetzt werden können, da Hr. Keller, nach einem lobenswerthen Plan, besonders darauf geachtet hat, daß er minder bekannte Ansichten gab: inzwischen werden diese Blätter durch den Reiz ihrer Gegenstände wieder entschuldigt. P.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 M A Y, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *G. A. Olivier's Reise durch Persien und Klein - Asien.* Auf Befehl der franz. Regierung unternommen. Aus dem Franz. übersetzt von K. L. M. Müller. II Bde. Mit 8 Kupfertaf. u. 2 Karten. 1808. VI, 318 u. 336 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.)

Diese beiden Bände enthalten den dritten Theil der *Müllerschen* Übersetzung von Olivier's Reise durch das türkische Reich, Aegypten und Persien während der ersten sechs Jahre der französischen Republik oder von 1792 — 1798, und entsprechen der 5 und 6 Abtheilung des Originals, die viel später herausgekommen sind, als die vorigen. Unstreitig sind sie die wichtigsten der ganzen Reise; denn sie geben uns sehr schätzbare und gründliche Nachrichten von einem grossen und merkwürdigen Theile Asiens, der in neueren Zeiten wenig besucht worden ist, und durch die politischen Verhältnisse, worin er mit Frankreich steht, die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat. Die Abkürzungen, die sich der Übersetzer hie und da erlaubt hat, betreffen, wie er ausdrücklich versichert, bloß die Form der Darstellung, und wir haben keine Ursache, die Versicherung in Zweifel zu ziehen. Die Reise ging von Bagdad am 18 May 1796 den nächsten Weg nach Teheran, der Residenz des damaligen Beherrschers Persiens Mehemet (Mohammed). Am 24ten erreichte die Gesellschaft den persischen Boden und wurde in Kermanchah als französische Gesandtschaft sehr höflich aufgenommen. Hatte man sich vorher über die Mässigkeit der Türken und Armenier im Genuß der Nahrungsmittel verwundert: so gerieth man hierauf der ferneren Reise über die Genügsamkeit der Perfer selbst alsdann, wenn sie Gelegenheit haben, die Esslust nach Gefallen zu befriedigen, in Erstaunen. Die Stadt selbst, obgleich sie die Residenz eines Khans vom ersten Range und Hauptstadt einer grossen Provinz ist, hat nur zwischen 8 und 9000 Einwohner. Sie ist ansehnlich befestiget, aber weniger zierlich als die übrigen persischen Städte; die Gassen sind enge und schmutzig, und die Häuser von Erde erbaut. Das Monument unweit der Stadt, in einen harten Kalkfelsen gehauen, wird beschrieben und in einem Kupfer abgebildet. Hr. Beauchamp hatte schon im *Journal des Savans* Nov. 1790 davon gehandelt, und Hr. Silvestre de Sacy antiquarische Untersuchungen darüber angestellt. Das Buch, worin dieses geschehen ist, und das S. 23 angedeutet wird, hat den Titel *Memoires sur diverses antiquites de la Perse et* *S. A. L. Z.* 1809. Zweyter Band.

sur les medailles des Rois de la dynastie des Sassanides. Paris 1793. Das Gebiet der Stadt ist übrigens sehr fruchtbar und vortreflich bewässert. Die Sicherheit, womit man jetzt durch ganz Persien reiset, verdankt man Khan Mehemet, dem Oheim und Vorgänger des jetzigen Herrschers, der eine strenge Policey einführte. Was von der Wohlfeilheit des Waarentransports von Tibet und Hindostan nach Constantinopel, die durch die Karawanserais vornehmlich befördert wird, S. 30. 31 gesagt wird, möchte noch vielem Zweifel unterworfen seyn; und sollte es wirklich gegründet seyn, daß die indischen und tibetanischen Waaren in Constantinopel und Smyrna wohlfeiler wären, als in London und Amsterdam? Das Denkmal von Bessutun wird beschrieben und abgebildet. Amadan, wo ehemals Ecbatana stand, ist jetzt grossentheils zerstört, und aus einer ansehnlichen Stadt zu einem Flecken herabgefunken. Die Seidenmanufacturen sind in Verfall gerathen, und werden auch nicht eher wieder recht in Gang kommen, als *bis alles ruhig im Lande ist, und eine feste Regierung den Ansprüchen aller Grossen ein Ziel setzt.* Nach späteren Nachrichten, die jedoch einseitig sind, genießt das Land, seitdem Fetah Ali sich auf den Thron geschwungen hat, die vollkommenste Ruhe. Auf dem mit Schnee bedeckten Berge Elvind sammelte Olivier und sein Reisegefährte *Bruguiere* viele in Europa unbekannte Pflanzen, die jedoch des Rühmens nicht werth waren, das die Orientalen davon machten. Am 2 Jul. langten sie in Teheran an. Der König war abwesend. Er hatte in Mazanderan eine Armee von 60000 Mann auf die Beine gebracht, und war damit in Khorassan eingefallen, um diese Provinz mit seinem Reiche zu verbinden. In der Stadt hielten sich viele Geisseln auf, die der König fast aus dem ganzen Reiche hatte dahin bringen lassen, desgleichen die Häupter der Stämme, welche ihm verdächtig geworden waren. Die Mauern, Bazars, Moscheen und Häuser der Stadt verrathen ihre Neuheit, die sich von den Zeiten der Afghanen, die sie zerstört haben, herfschreibt. Die Bevölkerung betrug noch nicht 15000 Seelen, mit Einschluss der 3000 Mann königlicher Truppen. Die Luft ist nicht sehr gesund, daher die Stadt während der heftigen Sommerhitze von vielen Einwohnern verlassen wird, die sich aufs Land begeben. Das Wasser ist sehr schlecht, und wollte den französischen Magen nicht zusetzen. Die Industrie ist auf filzartige wollene Teppiche und verschiedene eiserne Geräthschaften beschränkt. Als die Ankunft des Königs von einer Zeit zur anderen

N n

ten Karawane würden sie schon im Jan. 1797 abgereiset seyn, wenn nicht der Janitscharen-Aga, den sie wegen einer venerischen Krankheit in Cur genommen hatten, diesen Plan vereitelt hätte. Sie reiseten daher den 2 May mit einer anderen nach Aleppo. Zu den gewöhnlichen Beschwerden einer Reise durch die Wüste gefellten sich noch außerordentliche. Bey einem Brunnen, dessen Wasser abführend und schwächend war, machten sie 8 Tage Halt, um auf 5 oder 600 Kameele zu warten, die zu ihnen stoßen sollten. Der Vf. benutzte die Gelegenheit, verschiedene Arten kleiner Grillen oder Heimchen, davon die *Galeodes araneoides* die häßlichste ist, die bissen und über alles herfielen, zu untersuchen. Mehrmal wurde, um Waaren zu erwarten, Kameele zu kaufen und ähnlicher Ursachen wegen, ein oder mehr Tage stille gelegen. Die Horden der Araber, die sie gelegentlich besuchten, erscheinen mit ihren Harems, Bewirthung der Fremden, und in ihren übrigen Sitten, so wie man sie schon lange aus alten und neueren Nachrichten kennt. In Hit, an der Westseite des Euphrats, zählt man kaum 1000 Einwohner, lauter angefessene Araber, die den Ackerbau treiben. Für die Botanik war auch die Reise durch die Wüste gewinnvoll. Außer anderen entdeckte der Vf. eine den Botanikern bisher unbekannt Pappel, die er *populus euphratica* genannt hat. Bey Anah verließ die Karawane die Ostseite des Euphrats, und begab sich an die Westseite. Die Zahl der Einwohner in der Stadt wird auf 3000 geschätzt. So wie die Stadt volkreicher ist als Hit: so ist sie auch besser gebaut. Von den Reisen auf dem Fluß auf aufgeblasenen Schläuchen, die nur in der schönen Jahreszeit, wenn der Fluß sehr niedrig ist, Statt finden, sah der Vf. viele Beyspiele. Cap. 10. Der Zug einer Karawane durch die Wüste wird beschrieben. Die Freundschaft der benachbarten arabischen Horde wurde erkaufte, und ein junges Kameel zur Feyer des Vertrages geschlachtet. Den Franzosen schmeckte es so gut als das beste Ochsenfleisch aus der Schweiz oder Normandie. Auf dem fernern Wege stieß man oft auf Araber. Es erfolgten aber keine Feindseligkeiten, weil sie entweder zu demselben Stamme gehörten, oder Befreundete davon waren. Da man von Anah aus in der Richtung von Nordwest, und nachher gegen Norden zog: so wird die Krümmung, die der Fluß auf *d'Anville's* Charte macht, bezweifelt. Das gilt auch von der Krümmung bey Hit. Endlich kamen sie den 4 Julius in Aleppo an. Nichts von dieser Stadt, von welcher gleich zu Anfang der orientalischen Reise gehandelt ist. Sie eilten nach Latakia, um auf einem venetianischen Schiffe nach Constantinopel zu segeln. Latakia war kaum mehr zu erkennen. Ein Erdbeben hat-

te den 26 April 1796 zwey Drittel der Häuser eingestürzt, und die übrigen beschädigt. In Latakia besaßen sie ein ragusanisches Schiff, das nach Cypern und von da nach Alexandrien segeln wollte. Es ging in Larnaca vor Anker. Etwas von diesem Hafen und der ganzen Insel, dem ärmsten und unglücklichsten Lande, das die Griechen in Besitz haben. Statt einer Million Einwohner, die sich von den Erzeugnissen des Bodens nähren könnten, kann man nur ungefähr 30000 Griechen, und eben so viele Türken rechnen. Da kein Schiff, das nach Marseille oder Italien segeln wollte, zu finden war: so entschlossen sich unsere Reisenden durch Klein-Asien nach Constantinopel zu gehen. Zu Cerino schifften sie sich auf einem französischen Fahrzeuge ein, das von der Pforte zu einer Art von Paketboote, um Gelder und Passagiere von der Insel nach Karamanien zu bringen, angenommen war. Die Überfahrt dauerte kaum 24 Stunden, und den 18 Sept. liefen sie in die Bay von Celindro ein. Nachdem sie den mit Wald bedeckten Taurus überstiegen hatten, kamen sie den 24 Sept. in eine Ebene, auf welcher die Stadt Karaman liegt, die einen ansehnlichen Handel treibt, an sich ein schlechter schmutziger Ort ist. In Konich, dem alten Iconium, weilten sie lange genug, um einige alte Basreliefs abzuzeichnen, und griechische und arabische Inschriften abzuschreiben. Allein sie wagten es nicht, aus Furcht vor den Erpressungen des Stellvertreters des Pascha, welcher letzterer abwesend war. Die Einwohnerzahl wird auf 12 bis 15000 geschätzt. Cap. 12. In Kara Hissar, der Hauptstadt einer nicht großen, aber wegen ihrer Producte und ihres Handels wichtigen Provinz, ist die Industrie seit einigen Jahren sehr lebhaft geworden. Diese Nachricht mögen sich diejenigen merken, die sich einbilden, daß alle Betriebsamkeit im türkischen Reiche mit jedem Jahre abnehme. Die Wege von Karaman bis nach Kutayeh, einer sehr großen, bevölkerten und handeltreibenden Stadt, die der Hauptort einer Provinz ist, sind sehr gut, so daß die Lebensmittel von einem Ort zum anderen auf Wagen können transportirt werden. Auch hier ist Grund zum Lobe der Türken. Nachdem die Reisenden über das Gebirge Tumangi Dag, welches, obgleich es mit dem Olymp zusammenhängt, doch keine so beträchtliche Höhe hat, gekommen waren, erreichten sie bald Nicäa, zu einem elenden Flecken von nicht mehr als 3000 Seelen herabgesunken. Zu Herfek, wo man sich einschiffte, um über den Golf von Nikomedien zu setzen, war der Vf. Augenzeuge von der Wildheit eines türkischen Matrosen, die einem der Passagiere das Leben kostete, für den Thäter selbst keine nachtheilige Folgen hatte. Am 18 Oct. gelangten sie endlich in Constantinopel an.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

N E U E A U F L A G E N .

Bremen u. Aurich, b. Müller: Blumenkränze geselliger Freude und unschuldigen Frohsinns, gewonnen für gute und frohe Menschen. Oder Neue zweckmäßige Auswahl von Gesängen nach meist bekannten Melodien, 1ster Th. 3te verbess. Aufl. VIII u. 190 S. 8. (16 Gr.)

Leipzig, b. Crusius: Spanische Sprachlehre, nebst Übungen zur Anwendung der Grundsätze, der Wortfügung und der Schreibart. Von Johann Daniel Wagener, Dr. u. Prof. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. XXIV und 399 S. 8. (18 Gr.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 15 MAY, 1809.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *G. A. Olivier's Reise durch Persien und Klein-Asien etc.* Aus dem Französischen übersetzt von K. L. M. Müller u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Cap. 13. Die Sachen, die man auf der Reise an verschiedenen Orten zurückgelassen hatte, wurden im Jan. 1798 zusammengebracht, und der Entschluss wurde gefasst, ein kleines türkisches Schiff nach Coron (einem Hafen im Süden von Morea) zu miethen, das auch in Arhen anlegen sollte, um durch Morea, oder über den Isthmus von Korinth nach Corfu zu kommen. Am 30. May segelte das Schiff nach den Dardanellen. Siebzehn Tage hielten sich die Franzosen in Athen auf, um die alten Überreste in Augenschein zu nehmen. Die Stadt hat nur 7 bis 8000 Einwohner, unter welchen 800 Türken sind, und die ganze Gegend vom Cap Sunium bis Megara auf der einen, und bis an den Parnassus auf der anderen Seite, oder das alte attische Gebiet hat nicht 8000 Seelen. Die Industrie der Athener ist fast ganz auf den Feldbau beschränkt. 12 bis 15 Seifensiedereyen sind fast beständig im Gange. Öl ist das wichtigste Product, wovon sonst viel nach Marseille zum Seifensieden geführt wurde. Der Honig vom Berge Hymettus behauptet noch seinen alten Ruf. Der Vf. erstieg den Berg zu Pferde. Er besah auch nachher die Ebene von Marathon, die durch die Schlacht zwischen den Persern und Griechen berühmt geworden ist, und die pentelischen Marmorbrüche. Cap. 14. Auf die Nachricht, dass man ohne Gefahr über den Isthmus von Korinth gehen könne, und eine englische Brigg die Fahrt im Süden von Morea unsicher mache, verließen die Franzosen ihr Schiff, und segelten mit drey Fahrzeugen nach dem Hafen von Kenchries, der zu Korinth gehörte. Man ritt von da nach dem Hafen von Lepanto, oder dem ehemaligen Leche, wo ein Trabacolo gemiethet war, die Reisenden nach Patras zu bringen. Das Gebiet dieser Stadt ist außerordentlich fruchtbar, und ihre Rhede sehr sicher. Der Handel ist bedeutend. Auf einem anderen kleinen Schiffe wurde die Reise nach Corfu fortgesetzt. Die Fahrt ging langsam zwischen dem festen Lande und den Inseln. Corfu war damals in den Händen der Franzosen, und der Hauptort eines der drey Departements, die im ionischen Meere gebildet waren. Die Bevölkerung wird auf 60000 Seelen geschätzt, die ihre Existenz und Unterhaltung fast allein dem Ölbaum verdanken. Hr. Oliv. und sein Gefährte machten auf Befehl des Commissars des Vollziehungs-

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Directorium Excursionen in der Insel, deren Erzählung mit der Beschreibung von Bellaire verglichen zu werden verdient. Ehe sie sich auf der Fregatte, die sie nach Ancona bringen sollte, einschifften, begaben sie sich nach Butrinto, um die Ruinen der alten Stadt Butthrosus, und die Anlagen, welche die Venetianer gemacht hatten, in Augenschein zu nehmen. Endlich ließen sie den 19 Sept. in den Hafen von Ancona ein. Hier starben wenige Tage nach ihrer Ankunft Brugniere u. Comeyras, und Olivier kehrte allein nach Frankreich zurück, wo er 1798 im Dec. zu Paris ankam.

Die Übersetzung hat hin und wieder Spuren der Flüchtigkeit, und der Styl ist zuweilen rau und holpericht. S. 12 wird von einem Gebäude gesagt: *Bloß der vordere Theil hatte eine erste Etage, die drey anderen Seiten waren nur Parterre.* Die Meinung scheint zu seyn, dass jener Theil zwey Stockwerke, diese nur eines hoch waren. 2 Theil. S. 12. *Er hatte sich bemerkt gemacht statt sich hervorgethan.* — S. 176. Z. 7 v. u. wird das französische Wort *araire* beybehalten. Es scheint einen Pflug, dessen man sich in dem mittäglichen Frankreich bedient, zu bedeuten. S. 180. Z. 6, v. u. *Sigrines* muß *Syriens* heißen. — S. 190. Z. 3 und sonst, wird eine Distanz in *Millien* angegeben. Den wenigsten Lesern wird dieses Mafs bekannt seyn. Mille ist eine Viertelstunde Weges, nach der Eintheilung von 1801. — S. 232. Z. 2, *Latakia* statt *Aleppo*. — S. 302. Z. 13 kommt eine alte Statue des Kaisers Hadrian vor, einen *Kompass* in der Hand haltend. Offenbar hat das französische *compas* *Cirkel*, zu dieser seltsamen Verdolmetschung Gelegenheit gegeben. S. 311 wird die Landenge, oder der Isthmus von Korinth bestimmt auf 4 *Meilen zweyhundert geometrische an der schmälsten Seite.* Vermuthlich ist nach *geometrische, Schritte* ausgelassen. Aber sollte die Länge in Meilen und Schritten bestimmt, und nicht bloß eines von diesen Massen gewählt seyn? — S. 331 wird 5 Dörfern auf der Insel Corfu eine Bevölkerung von 400000 Einwohnern gegeben, offenbar zu viel, obgleich die Zahl mit Wörtern, nicht mit Ziffern geschrieben ist. — Zu den Fehlern des Übersetzers zählen wir auch, dass S. 200. Z. letzte, des Korndreschens mit *Flegeln* gedacht wird. Der Zusatz ist unserer Vermuthung nach nicht im Original. Wenigstens erinnern wir uns nicht, dass von irgend einem der vielen Reisenden, deren Werke uns zu Gesicht gekommen sind, die europäische Art zu dreschen im Orient bemerkt worden sey.

Zu loben ist, dass die Kupfer des Originals nicht Nn

vorenthalten sind. Auf den beiden Charten von Kleinasien und Syrien, Mesopotamien nebst dem von dem Vf. bereisten Persien, ist die Reiseroute des Vfs. bezeichnet. a. b. c.

Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Gräff: *Über den Zustand der Landwirtschaft in den preussischen Staaten und ihre Reformen.* Von D. F. B. Weber, der Land- und Staats-Wirtschaftsordentl. Prof. zu Frankfurt a. d. O. 1808. 204 S. gr. 8. (16 Gr.)

Diese kleine, aber gehaltreiche Schrift hat den Zweck, die Prüfung dessen, was zu verbessern, und wie es zu verbessern ist, nur an Einem, und zwar dem wichtigsten Gegenstande der öffentlichen Sorgfalt, nämlich an dem Gewerbe der *Landwirtschaft*, wie sie seither in den preussischen Staaten betrieben wurde, und künftig betrieben werden kann, zu versuchen, auf eine zweckmäßigere Benützung und Cultur des Bodens, als die seitherige war, aufmerksam zu machen, und dem, durch die Verwüstung des Kriegs so tief gesunkenen Wohlstande wieder aufzuhelfen. Je leichter es möglich ist, daß der Bürger des preussischen Staates, unter dem so langedauernden Drucke, den Muth und das Vertrauen zu sich selbst verliere: desto verdienstlicher ist das Unternehmen des Vfs., die menschlichen Kräfte anzuregen, und das harte Schicksal, das den bisher so blühenden preussischen Staat betroffen hat, zu einer lehrreichen Schule zu machen. Er verdient um so eher gehört zu werden, da nicht etwa die jetzt so allgemein sich verbreitende schmachliche Sucht, die preuss. Nation nur anzuklagen und zu beschuldigen, und allein alles besser wissen zu wollen, seine Feder geführt hat, wie er selbst behauptet. Nicht zu dem grossen Haufen der gewöhnlichen Reformatoren der Staaten gehört er, die etwas für fehlerhaft ausgeben, vieles oder alles tadeln und verwerfen, ohne zu wissen und daran zu denken, wie schwer es sey, dem wahren Irrthume, dem gewissen, unverkennbaren Fehler auf die Spur zu kommen, und sich nicht um die sichern Mittel und Mafsregeln bekümmern, durch welche sie allein und von Grund aus gänzlich aus dem Wege geräumt und vertilgt werden können.

Nach einer vortrefflichen Einleitung geht er in der *ersten Abtheilung* seiner Schrift zu den wirklichen Mängeln und Gebrechen der bisherigen Landwirtschaft in den preuss. Staaten über, und deckt deren mit edler Freymüthigkeit vorzüglich *fünf* auf, und zwar folgende: 1) die allzu grosse Ausdehnung, oder unverhältnismässige Grösse so vieler Landgüter. 2) Das Mißverhältniß zwischen den Hauptbranchen des Landbaues, d. h. besonders zwischen dem Feld-, Futter- und Wiesen-Bau und der Viehzucht gegen und zu einander, und vom Mißverhältniß des Forstgrundes zum anderen Lande in einzelnen Provinzen des preuss. Staates. 3) Die bisherige beschränkte Erwerbung und Benützung der Landgü-

ter, und die hiedurch und auf andere Weise an dem Landbaue geschehene Entziehung der beträchtlichsten Capitalien, die man lieber auf den Handel und auf Fabriken wendete. 4) Die, theils in dem rechtlichen Zustande und der Verfassung der Landwirtschaft, und besonders des Bauernstandes, theils in dem moralischen Zustande des letztern liegenden Hindernisse der bessern Landcultur; oder die Erbunterthänigkeit, Eigenthumslosigkeit, der unmässige Frohndienst, die ländlichen Servituten, und die Uncultur, Unwissenheit, Armuth und Trägheit des Bauernstandes im Allgemeinen. 5) Der Mangel an Bevölkerung, und anhangsweise das Cantonwesen und die Patrimonialgerichtsverfassung. Lauter offenkundige Gebrechen des preuss. Landbaues selbst, von denen zwar einige nicht die Schuld der Landwirthe sind, sondern ihren Grund in der seitherigen Verfassung des Landwesens haben, andere aber unstreitig bloß den Landwirthen zur Last gelegt werden müssen!

Ob nun gleich in den preuss. Staaten sich einzelne, vornehmlich ehemalige, Provinzen in dieser Hinsicht rühmlich auszeichnen, z. B. Ostfriesland und andere westphälische Länder, Halberstadt, Magdeburg und der Saalkreis, Anspach und Bayreuth, und von den behaltenen besonders Schlesien, hie und da auch die Kurmark: so sind das doch nur Ausnahmen; im Allgemeinen liegt in den preuss. Staaten die Landwirtschaft noch gar zu sehr darnieder, ist noch viel zu wenig cultivirt und benutzt worden, und der schlechten Landwirthe ist noch immer die grössere Zahl. Ist das aber wohl zu verwundern, wenn man hier mit den wichtigsten Gebrechen der dasigen Landwirtschaft näher bekannt gemacht wird? Wie können z. B. so unverhältnismässig grosse Güter, die mehr als 3000 oder 4000 Morgen ehrbaren Landes, ja 9 bis 17000 Morgen Terrain an Feldern, Wiesen, Hutung und Leiden haben, wie es deren in Schlesien, in der Kur- und Neu-Mark, desgleichen in den verlorenen Provinzen, besonders in Südpreußen giebt, ordentlich bewirtschaftet werden? *Latifundia perdidere Romam!* Oder wenn die Landgüter, besonders in dem weniger guten Boden, gar zu vielen und weit ausgedehnten Feldbau haben; wenn die Wiesen sich, in der Regel, gegen die Felder meist wie 1 zu 12 bis 20, wohl gar zuweilen wie 1 zu 30 bis 50 — statt 1 zu 4 oder 5 — verhalten, oder wohl gar, wie in den höheren sandigen Gegenden, selbst hie und da im Magdeburgischen, gänzlich fehlen, und auch der Klee- und Futter-Bau vernachlässigt wird: wie läßt sich da an eine ordentliche Begattung des Landes, oder an eine schöne und nutzbare Viehzucht denken? Und eben so nachtheilig einer guten Wirtschaft ist das Mißverhältniß des Forstgrundes zum übrigen Lande in mehreren Provinzen des preuss. Staates, und noch dazu in Gegenden, wo es nicht leicht weiter transportirt werden kann, wo es z. B. Güter von 6, 7, 8, 10, ja bis 16000 Morgen Forst, oder sogenannte Heide giebt, die nicht mehr als 1000 oder 2 bis 3000 Morgen Feld haben u. s. w. — Aber

durch welche Reformen kann die Landwirthschaft des pr. Staates von ihren bisherigen Mängeln und Gebrechen befreit werden? Dieser Untersuchung ist die *zweyte Abtheilung* gewidmet, in welcher der Vf. mit vieler Sachkenntnis und Umsicht spricht, und zur Verbesserung der Landwirthschaft nicht bloß gemeinschaftliches Zusammenwirken der Regierung und der Nation in dieser Sache wünscht, sondern es auch für räthlich hält, daß, nach S. 101, zur Leitung des gesammten landwirthschaftlichen Reformationsgeschäfts, welches durch das bekannte merkwürdige königl. Edict d. d. Memel den 9 Oct. 1807 vorbereitet worden ist, eine Art von landwirthschaftlichem Conſeil, aus einsichtsvollen, erfahrenen, rechtsverständigen und zugleich mit dem Gange öffentlicher Geschäfte vertrauten Landwirthen aus den verschiedenen Provinzen bestehend, niedergesetzt werde, welches gleichsam als Mittelsperson zwischen der Regierung und der Nation stünde, um das gemeinschaftliche Zusammenwirken beider in sich zu concentriren, und als das Depot dieser gemeinschaftlichen Operationen angesehen zu werden. Hierauf theilt er, in Beziehung auf die aufgedeckten Mängel, seine Vorschläge zur Verbesserung des Landbaues im Pr. mit, und verbreitet sich I) über die Grundsätze und Mafsregeln, die zu und bey der Verkleinerung und Zertheilung der allzu großen Landgüter zu befolgen wären. Der Vf. will nämlich aus guten Gründen, nicht *alle* großen Güter, sondern nur die *allzu* großen, d. h. die, welche über 3 bis 4000 Morgen pflugharen Landes enthalten, zertheilt, und zwar, wo möglich, an thätige und einsichtsvolle Landwirthe aus den gebildeten Ständen, mit *voller ökonomischer Freyheit*, gebracht wissen. II) Von den Mafsregeln, durch welche das gewöhnliche Mißverhältniß zwischen Feld-, Futter- und Wiesen-Bau und Viehzucht, und in dieser letzteren insbesondere wieder zwischen Arbeits- und Nutz-Vieh gehoben werden kann. Hier erwartet der Vf. nichts, oder doch nur wenig von Gesetzen und Anordnungen, aber desto mehr von musterhaft bewirthschafteten Gütern, an denen es doch heutiges Tages nicht fehlt, und — gewiß mit Grund — von den Landpredigern, welche Ökonomie zu treiben haben. Daher er auch mehr *für*, als gegen die Landwirthschaft der Geistlichen stimmt. Aber freylich müssen sie sie wissenschaftlich treiben, und sich in ihrer Wirthschaftsführung über den Bauer erheben, und gewiß werden sie so auch hier sehr wohlthätig durch ihr Beyſpiel auf ihn wirken. Was läßt sich nicht von den in unsern Tagen weit vorzüglicheren Pfarrwirthschaften für die Zukunft auch in dieser Hinsicht erwarten! Wie viele Prediger unseres Tages machen sich ein Verdienst daraus, die verständigsten und thätigsten Männer ihrer Gemeinden durch mündlichen und jeden andern Unterricht für die neuere und bessere Ökonomie zu gewinnen! Auch das sollte doch vom Staate nicht übersehen und der Predigerstand mehr geachtet werden! Wären freylich die neuerdings errichteten Ackerbauschulen weniger kostspielig, so daß Mehrere an dem Unterrichte solcher Institute An-

theil nehmen könnten: dann würde sich eine bessere Ökonomie allerdings noch schneller verbreiten. Auf Prämien und ehrenvolle Auszeichnungen musterhafter Landwirthschaften, so wie auf landwirthschaftliche Gesetze, Anordnungen und Vorschriften für den Bauer, rechnet der Vf. wenig, und zwar gewiß nicht ohne Grund. III) Von den Mafsregeln, wodurch der Beschränkung des Besitzes und der Benutzung der verschiedenen Arten der Landgüter und der an dem Landbau allzu häufig geschehenden und geschehenen Entziehung der größten Capitalien abzuhelfen oder schon abgeholfen worden ist. Ehedem genossen im pr. Staate vorzüglich die Unternehmer der besonders vortheilhaft scheinenden Fabriken höchst ansehnliche Unterstützungen, und der sehr einträgliche Seefuhrhandel entzog dem Landbau die thätigsten Männer und die größten Capitalien, so daß der Landbau nothwendig in seiner Cultur zurückbleiben mußte. Seit dem erschienenen segensvollen Edict aber — dieser herrlichen Frucht des Kriegs — hören alle seitherigen Beschränkungen einer besseren Landwirthschaft auf, und durch die ertheilte völlige Freyheit der Gewerbe wird, nach hergestellter Ruhe, im Pr. gewiß auch der Landbau, dieser wahre, unversieglige und unberaubliche Nationalschatz, besser, als seither, benutzt werden, und die Landwirthschaft bald schnelle und große Fortschritte machen. Was der Vf. S. 69 über die Freyheit der Gewerbe sagt, ist so vortrefflich, daß Rec. nicht umhin kann, es hier zur Beherzigung mitzutheilen: „In der Industrie in ihrer eigentlichen Bedeutung, d. h. der Betriebsamkeit, dem Fleiße und der Thätigkeit in *allen und jeden* Branchen des eigentlichen Gewerbes, ist anders niemals die höchste Krone zu erringen, denn nur durch die möglichst größte und vollkommenste Freyheit, womit es der Willkühr der Staatsbürger allein selbst überlassen bleibt, sich zu diesem oder jenem Gewerbe mit ihrem geistigen und materiellen Capital zu wenden, wie sie der innere Trieb, die angeborene Neigung, das eigenthümliche Talent, der Vortheil der Gelegenheit, den jeder von ihnen allein selbst am besten zu beurtheilen weiß, — dazu antreiben mögen. Dies ist die Industrie, die sich aus sich selbst erzeugt, die einzige, die feste Wurzel schlägt, und die, wenn man nur von Seiten des Staates nicht gewaltsam oder künstlich gegen sie und an ihr arbeitet, — keiner weiteren fremden Hülfe für sich bedarf, und — gewiß, wenn es darauf ankommt, den Stürmen des Schicksals widersteht; — da hingegen die Industrie, welche sich gegen eine behinderliche Beschränkung, als Ausnahme von der Regel, oder durch eine ganz besondere, künstliche Erzeugung und Pflege irgendwo zeigt, gleich einer Treibhauspflanze, oft bey dem ersten kalten Winde, der sie unversehens trifft, erfriert, und aus Mangel an künstlicher Nahrung wieder eingeht und verdorrt.“ Und kurz vorher S. 68: „Das große Unglück, welches wir itzt erleiden mußten und müssen, hätte die Pfeiler einer *allgemeinen festbegründeten und blühenden* Cultur des Landbaues nicht so leicht untergraben, oder wenigstens nicht so verderblich verletzen können, als dies, wie ich lei-

der! sehr fürchte, unser jetziger, in gar zu vielen Gegenden, gar zu leicht, tief herab zu erschütternder und zu verwundender Landbau, unser an sich leicht zerstörbarer Handel, und besonders der Theil unserer Fabrikanlagen, den nur eine ganz besondere, künstliche Beförderung und Begünstigung erschaffen haben, der unserem Lande nicht recht eigenthümlich seyn kann, erlitten und erfahren haben mögen.“ Dafs nun auch Rittergüter von Bürgerlichen und Bauern, und Bauerngüter von anderen, als Bauern, erworben und besessen werden können; auch diese aufgehobene Beschränkung wird die bessere und höhere Bewirthschaftung der Landgüter allgemeiner verbreiten helfen. Was der Vf. hier dem Adel zur Beruhigung sagt, mag von ihm beherzigt werden! IV) Von den Mitteln und Mafsregeln, wodurch und nach welchen die theils im rechtlichen Zustande und der Verfassung der Landwirthschaft, und besonders des Bauernstandes, theils in dem moralischen Zustande des letzteren liegenden Hindernisse der besseren Landcultur, oder die Erbanterthümlichkeit, die unmässige Dienstpflcht u. d. dgl. nachtheilige Verpflichtungen, und dann auch die Uncultur, Unwissenheit, Armuth und Trägheit des Landmanns, bey uns abgestellt und vermindert worden sind und werden können. Das schon erwähnte königl. Edict hat jedes Unterthanigkeitsverhältnifs — dieses moralische und politische Unwesen — nicht nur aufgehoben, sondern der König ist in dieser wichtigen Sache selbst auf seinen Domänen mit seinem grossen Beyspiel vorangegangen. Die Frohndienste bestehen jedoch noch, und der Vf. hält die Aufhebung derselben, wenn sie nämlich *in qualitate und quantitate gemessen und sehr mässig*, und also den Bauern in der Bewirthschaftung ihrer Güter gar nicht hinderlich sind, so lange der Bauer nicht überall, sowohl zu einer besseren moralischen Cultur, als insbesondere zu einer besseren landwirthschaftlichen Cultur gelangt ist — also zu seinem eigenen Besten — ohne jetzt auf den Vortheil der Herrschaft zu sehen — weder für nöthig noch nützlich. Was Huth- und Trift-Servituten be-

trifft: so sind sie, als ebenfalls bedeutende Hindernisse der Landwirthschaft, im Pr. sehr beschränkt worden. Dagegen sollte die noch immer gar zu allgemein bestehende Braachpflicht ebenfalls dahier abgeändert werden, dafs jedem Landwirthe doch wenigstens die Hälfte der Braache — versteht sich gegen Entschädigung — frey gelassen würde. Auch das, was hier noch über Separation der Gemeinheiten und über die Art und Weise derselben gesagt wird, verdiente in den jetzigen Zeitumständen alenthalben zur Ausführung gebracht zu werden; mehr Schwierigkeiten würde der hier ebenfalls empfohlene Ackerumsatz, oder das Zusammentragen der Äcker- und Grundstücke bey jedem einzelnen Gute verursachen. — Zur Verbesserung des moralischen Zustandes des Bauernstandes, seiner Uncultur, Unwissenheit und Trägheit u. s. w. nennt der Vf., als das einzige und sichere Mittel, die Sorgfalt des Staats für die bessere Erziehung der Bauernjugend, wodurch dann auch zugleich *in specie* die ökonomische Unwissenheit und Trägheit unter den gewöhnlichen Landwirthen, die Arbeitsscheu u. s. w. werde verdrängt werden. Mir Recht wünscht er bessere, in Seminarien gebildete (also nicht gewesene Soldaten — Invaliden) Schullehrer, welche im Stande sind, einen durchaus zweckmässigen Unterricht zu ertheilen, und auch den Sommer hindurch soll die Jugend an demselben immer fort Theil nehmen. Dafür soll der Schullehrer hinlängliche Befoldung erhalten (und nicht auch mehr, als seither im Pr. geachtet werden?) Wie viel liesse sich hierüber noch sagen; aber es bleiben ja *pia desideria*! — Endlich V) Über den Einflufs des Mangels an Bevölkerung auf die landwirthschaftliche Production und der Patrimonialgerichtsbarkeit und des Cantonwesens auf den Zustand und die Wirthschaft der Bauern. Alles lesens- und beherzigenswerth! Doch wir brechen hier ab, und empfehlen diese Lectüre jedem, den sie interessiert, insbesondere aber denen in dem preuss. Staate, welche denselben wieder aufzuhelfen verpflichtet sind. — sch —

K L E I N E S C H R I F T E N.

ÖKONOMIE, Leipzig, im Compt. f. Lit.: Der Rübsen und der Raps als Sommer- und Winter-Frucht. Eine Schrift, in welcher die richtigen und die falschen Behandlungen angeführt werden, die man mit diesen Früchten von Anfang bis zu Ende begeht. 1808. VIII. 124 S. kl. 8. (16 Gr.). Der Rübsen und der Raps, diese bekannten Ölgewächse, welche so manchen Procefs zwischen Pächter und Gutsherrn veranlassen, manchen Ökonomen bereichern, ändern an den Bettelstab bringen, jedoch schwerlich im Werthe sinken werden, verdienen allerdings eine besondere Aufmerksamkeit und gründliche Behandlung in Ansehung ihres Aubaues u. s. w. Ob wir nun gleich schon so manche Schrift über diese so einträglichen Ölpflanzen besitzen, wenn sie auch dem unbekannten Vf. fremd blieben: so halten wir doch die vor uns liegende keineswegs für überflüssig, weil sie wirklich sehr vollständig ist. Denn folgendes findet man hier ziemlich ausführlich abgehandelt: Zeit der Saat; Art und Weise der Bestellung; Düngung; Zubereitung der Felder; Einsammlung der erbaute Frucht; das Einfahren; der Ausdrusch; der Gewinn an Samen, Stroh und Kappen; Feinde des Rübsens; Aufbewahrung desselben; Verkauf und Zeit der Theurung; Betrügereyen; ob man besser thue, den Rübsen selbst schlagen zu lassen, und das Öl auf eigene Rechnung zu verkaufen; ob der Rübsen oder Raps die Felder aus-

sauge; Betrachtung, ob der Landwirth besser thue, Winter- oder Sommerrüben zu säen; ob man Raps und Winterrüben im Herbst von Schafen abhüten lassen kann; dafs auch in der Dotter die Pfeifer kommen (nicht hierher gehörig!); Anhang Iversens Schrift den Rapsstaat betreffend. Über alle diese Gegenstände spricht offenbar ein erfahrener Landwirth, dem man es gern glaubt, dafs er den Rübsen- und Raps-Bau im Grossen betreibe. Vielleicht ist es ihm nicht unangenehm, noch auf einige andere Schriften über denselben Gegenstand hier aufmerksam gemacht zu werden, in welchen er vielleicht noch manches finden wird, das ihn interessiert. Rec. empfiehlt ihm daher folgende Lectüre: F. B. Weber über den Raps- und Rüb-Samen und deren Anbau, dessen ungemeine Vortheile und die Regeln und Grundsätze, nach welchen derselbe zu betreiben ist — in dessen kleinen ökonom. cameral. Schr. Bd. I. S. 51-114. Georges vom Rapsstaat — in Praetor ökonom. Erfahr. Q. I. St. 22. S. 329-344. St. 27. S. 403-424. W. Albert Abh. von der Cultur des Rapses im Saalkreise und dem angrenzenden Anhalt — in Thüers Annalen der Landw. Jahrg. II. St. VII. S. 336-351., desgl. in Thüers landw. Schr. Th. II. — So sehr übrigens Druck und Papier gerühmt zu werden verdienen: so viel ist an Sprache und Ausdruck auszusetzen. — sch —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 M A Y 1809.

S C H Ö N E K Ü N S T E

OLDENBURG, b. Schulze: *Sophonisbe*. Tragödie in fünf Acten, von G. A. H. Gramberg. 1808. 179 S. 8. (1 Thlr.)

Wenn man diese Tragödie als eine Nachbildung der antiken Dramen betrachtet, und sie mit den mannichfaltigen Versuchen vergleicht, die neuerdings im Nachahmen der alten Weise gemacht worden sind: so muß man derselben vor den meisten in sofern den Vorzug einräumen, als sie, weit entfernt, mit ängstlicher Treue hauptsächlich den äußerlichen Formen nachzustreben, und eine bloß oberflächliche Ähnlichkeit zu erkünsteln, dahin trachtet, die Einfachheit und ruhige Erhabenheit des Antiken sich anzueignen. Betrachtet man sie aber ohne weitere Vergleichung als ein dramatisches Product: so kann man ihr kein großes Verdienst nachrühmen. Die Hauptforderung, daß die Idee des Werkes ächt tragisch sey, findet sich zwar erfüllt: *Sophonisbe's* würdevolle Ergebung in die Fügung des Schicksals ist eben so heldenmüthig, als dem Charakter der Weiblichkeit angemessen. Der Dichter hat auch nicht unterlassen, durch das ganze Stück uns schon vom Anfang an diese heroische Resignation als den herrschenden Gedanken anzudeuten, und wir ahnden ihn selbst in den Scenen, wo *Sophonisbe*, von *Masiniß's* Versicherung, und von günstig scheinenden Traumgesichten getäuscht, den Hoffnungen einer glücklichen Zukunft sich freudig hingiebt. Auch die Mittel sind benutzt, die Heldin in vollem Glanze und über alle Anderen hervorragend erscheinen zu lassen. Allein hierin ist des Guten zu viel geschehen, indem das Interesse für die Nebenpersonen zu sehr geschwächt wird, und *Masiniß* so wohl wie *Lälius* zu viel an ihrer Würde einbüßen; in gewisser Hinsicht verliert auch selbst *Sophonisbe* durch dieses in Schattenstellen jener Beiden, da *Masiniß's* leidenschaftliche Schwäche ihr den Entschluß, dem Leben zu entsagen, eher zu erleichtern als zu erschweren scheint. Was aber vorzüglich eine wahrhaft tragische Stimmung nicht entstehen läßt, und alle Vorkehrungen und Anstalten, sie hervorzubringen, größtentheils nichtig macht, ist der Mangel an dramatischem Leben, und die Unzulänglichkeit der poetischen Kraft, welche vornehmlich in den Scenen fühlbar wird, wo anschaulich gemacht werden sollte, wie das Schicksal eines mächtigen Staats seiner Entscheidung ent-

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

gegengeht und wie es endlich so furchtbar entschieden wird. Weil der Dichter diesen Hauptmoment nicht genug hervorzuheben wußte, konnte es ihm nicht gelingen, gleich im ersten Acte uns in das volle Leben des Stücks hinein zu versetzen; nach unserer Meinung ein Hauptgebrechen, denn der erste Act entscheidet für das Ganze, indem er als der Keim anzusehen ist, aus welchem sich dieses entwickelt. Es werden zwar die Hauptumstände deutlich genug erzählt, auch geschieht am Ende Einiges, was die Lage der Dinge anschaulich macht, jedoch nur auf eine schwache gewöhnliche Weise, und jene Erzählung, an sich nicht anregend genug, verliert vollends ihre Kraft, da sie dem Pädagogen in den Mund gelegt ist, einer Person, die ohne allen Halt ist, und um so unbedeutender erscheint, je mehr sie sich bemüht, eine wichtige oder gar prophetische Miene anzunehmen. Dieser Charakter, der den betrachtenden und vorahndenden Chor zu vertreten bestimmt scheint, ist völlig mißrathen. Am meisten befriedigen die Scenen, in welchen eine milde Heiterkeit und die Freude glücklicher Liebe athmet, und wir möchten in dieser Hinsicht den dritten Act für den gelungensten erklären. Hier wird man es inne, wie des Dichters Talente sich zur Darstellung des Friedens, der Ruhe und des beseligenden Genusses hinneigen, und vornehmlich für das Liebliche und Zarte, aber nicht für That und Kampf, nicht für das Große und Erhabene geschaffen sind. Sehr merklich ist es auch, wie bey solchem, seiner Eigenthümlichkeit zusagendem Stoffe die Behandlung ihm gelingt, wie leicht Styl und Diction sich fügen, und gleichsam aus Einem Stücke gebildet sind, indeß da, wo hoher Schwung und kräftiges Pathos gefodert werden, die Kraft vergeblich sich anstrengt, und Vortrag und Sprache mit einer gewissen zaghaften Behutsamkeit sich bewegen, ängstlich besorgt, nicht anzustoßen und den so genannten guten Geschmack nicht zu beleidigen. — Die jambischen Verse sind wohlklingend, und die hin und wieder eingemischten, nicht jambischen Füße geben dem Rhythmus eine angenehme malerische Mannichfaltigkeit.

Ha. Ha.

1) BERLIN, b. Weiss: *Dramatische Beyträge zur Charakteristik der Zeit*. 1808. 226 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

2) Ebendasselbst: *Neue Schauspiele vom Verfasser der Lanassa*. 1808. 118 S. 8. (18 Gr.)

00

- 3) Ebendasselbst: *Alexander in Indien*, Tragödie nach Racine bearbeitet von Chr. Schreiber. 1808. 176 S. 8. (20 Gr.)

Der ungenannte Vf. von No. 1 sagt in der Vorrede, seine dramatischen Entwürfe seyen die Erzeugnisse geschäftsfreier Stunden, und er bedürfe Aufmunterung, wenn er auf der betretenen Bahn fortschreiten solle. Diese Aufmunterung können wir ihm nicht gewähren. Er zeigt sich zwar als ein Mann von Kenntnissen, und seine Sprache ist größtentheils rein; aber zur dramatischen Dichtkunst fehlen ihm die nothwendigsten Eigenschaften, Phantasie und Darstellungsgabe. Das erste Stück: *Der Literatus*, ein Singpiel in Einem Act, hat die allgemeinste und abgedroschenste Intrigue. Ein junger Mann, Ferdinand, verliebt sich in die Tochter des gelehrten Herrn v. Helm; die geheime Liebschaft geht ihren Gang, bis sich entdeckt, daß Ferdinands Vater ihm seine Geliebte, als die Tochter seines Freundes, längst bestimmt hatte. — Die Gelehrsamkeit des Hn. v. Helm, von dem das Stück den Titel führt, hat auf die Fabel gar keinen Einfluss. — Das zweyte Stück: *Der Heyrathskustige*, ebenfalls in Einem Acte, ist vollends unausstehlich; und das dritte, mit dem sonderbaren Titel: *Die Officiersfucht*, unter aller Kritik. Es hat dem Aufenthalte der Franzosen zu Berlin sein Daseyn zu verdanken: eine Periode, die man mindestens nicht auf dem deutschen Theater, und am allerwenigsten mit dem Hohne vaterländischer Krieger verewigen sollte, wie dies hier S. 162 der Fall ist. Schon die Idee, eine *officiersfuchtige* Mutter darzustellen, ist platt, und eben so ist auch die Behandlung. — In dem letzten Stück: *Die Maske*, spielt eine eitle und gelehrte Närrin die Hauptrolle, und schwätzt den abentheuerlichsten Unfinn. Z. B. S. 201: „Es ist die unendliche Potenzirbarkeit meines Geistes, welche mir die Aussicht auf mein ewiges Daseyn eröffnet, und mich hoffen läßt, daß ich mich Gott immer mehr nähern werde, den ich mir nach der Kategorie in der Substantialität nicht denken kann u. s. w.“ Die Intrigue ist wieder so flach als möglich; überhaupt ist in keinem dieser Stücke Kenntniß der dramatischen Kunst und der Bühne sichtbar. Eben so wenig können wir in ihnen *Charakteristik der Zeit* finden. Denn die handelnden Personen sind entweder höchste Unnatur, oder so flach und gemein, wie man sie in den leichtesten, z. B. den *jünger'schen* Lustspielen allenthalben findet.

Der Vf. von No. 2 steht zwar bekanntlich wegen der zu kühnen Abänderungen, die er sich mit fremden Geistesproducten erlaubte, in der dramatischen Literaturgeschichte nicht in dem besten Rufe; indess hat er doch der Bühne einige brauchbare Stücke geliefert. In diese Classe können wir aber die zwey Schauspiele keineswegs setzen, mit denen er unter obigem Titel das Publicum heimsucht. Das erste: *Rüschens Brand aus Gräfenthal*, ist eine neue Bearbeitung der aus dem Morgenblatte bekannten Erzäh-

lung von der *aucrflüchter Mühle*, die schon zu einer heilloßen Spectakeloper: *die Schlacht bey Auerflucht*, den speculativen Theaterprincipalen den Stoff liefern mußte. Was Hr. P., nach der Vorrede, unter dem *Gefälligen des Inhalts* versteht, das den Erfolg der theatralischen Darstellung sichern soll, vermögen wir nicht zu fassen. Daß aber die schale Episode im 2ten Act, 6ten bis 12ten Auftritt, von dem bleßirten Hauptmann Malwiz mit der Fabel des Stücks nicht den mindesten Zusammenhang habe, also nur eingeflickt sey, um das ohnehin langweilig genug ausgesponnene Stück noch mehr zu dehnen — bekennt der Vf. in der Vorrede selbst. Von der Zartheit, mit der das Sujet behandelt ist, führen wir, außer den ekelhaften französischen Dialogen des La Brie und Hufaren (z. B. S. 15: *va-t'en morveux etc.*), noch das Gratial an, welches Duval dem gottloßen Andres verspricht, und das nach S. 40 in „baaren zwanzig auf den — bestehen soll!“ — Das zweyte Stück: *Der Günstling des Königs*, in dem eine Anekdote der Mad. Genlis vom König Heinrich und seinem Günstlinge d'Aubigne, mit unglaublicher Anstrengung in 3 Acten ausgesponnen wird, hat weder Plan noch Charakter. Es sind willkürlich an einander gereimte einzelne Scenen, übrigens ganz leicht dialogisirt. Lustig ist es, daß der Vf. in der Vorrede beynahe alle Mängel dieses sogenannten Schauspiels mit großer Offenherzigkeit selbst aufzählt. Wie ist es aber möglich, daß ein Mann, der mit der dramatischen Literatur nicht ganz unbekannt ist, auf den Irrthum verfallen könne, jede interessante Anekdote sey auch dramatischer Stoff? — Will Hr. P. ferner für die Bühne arbeiten: so beweise er vor allen Dingen schon in der Wahl seiner Sujets mehr Einsicht. Die vorliegenden zwey Stücke sind ohne allen ästhetischen Werth, und nicht einmal zur Darstellung brauchbar.

Wenn Hr. Schreiber, der Vf. von No. 3, auch wirklich dichterisches Talent besäße, das wir ihm jedoch durchaus nicht zugestehen können: so hätte er doch zu einer deutschen Tragödie keinen Stoff unglücklicher wählen können. Der Wunsch der in Deutschland lebenden Franzosen, dessen er in der Vorrede gedenkt, hätte wohl am allerwenigsten zu Bearbeitung eines Stücks bewegen sollen, dessen Darstellung dergleichen wohl schwerlich in Frankreich erlaubt werden dürfte. (Man sehe nur Scene 2 des 2ten Acts, hier S. 125 u. f. w.) Unter allen Trauerspielen Racine's ist gerade dies das schwächste. Reich zwar an den bey diesem Dichter so gewöhnlichen Tiraden, aber desto ärmer an wahrer dramatischer Handlung, und an Situationen. Auch nicht Ein Charakter ist richtig gehalten. Selbst Porus, der sich Alexanders Universal-Tyranny allein noch kraftvoll entgegenstemmt, und einzig Interesse erregen könnte, laßt der Dichter in der letzten Scene zum Knechtsinn herabsinken. Taxiles, Kleophilé, sind ohnehin erbärmliche Wesen. Axiane ist viel zu flach gezeichnet, und sinkt zuletzt ebenfalls zur Adulation. Und Alexander, den man in der Geschichte als einen

kühnen Abenteurer doch, wenn schon mit Abscheu, anstaunt, erregt durch seine herzbrechende Liebes-Erklärungen gegen Kleophile hier Ekel und Verachtung. — Wegen dieses gänzlichen Mangels an Correctheit der Charakterzeichnung hat dieses Trauerspiel auf der französischen Bühne nie Glück gemacht. Es war also diese Bearbeitung ein sehr unglücklicher Einfall. Ueberdies hat Hr. S. auch das Verdienst Racine's, selbst in seinen schwächsten Stücken, nämlich die Harmonie des Versbaues, gänzlich zerstört. Man kann sich nichts holpericheres und eckigeres denken, als seine so genannten Jamben. Nur einige zur Probe! Racine läßt die Kleophile am Ende der 1sten Scene des 1sten Acts sagen:

*Adieu, c'est à vous de vous rendre
L'esclave de Porus, ou l'ami d'Alexandre.*

Dafür Hr. S. (S. 15):

Leb wohl, und sey das Eine und das Ander (!!!)
Des Porus Sklav, der Freund von Alexander!

S. 29:

Erlaube Königin, daß der geheimen
Aufträge meines Herrn ich mich entledige u. s. w.

Unverzeihliche Härte und Verstoß gegen das Metrum findet man in Menge, beynah auf jeder Seite. Ja, Hr. S. scheint von der Metrik überhaupt nichts weiter zu wissen, als daß sie darin bestehe, die Worte in Absätzen abdrucken zu lassen. — Wo Hr. S. sein Original nur einen Augenblick verläßt, wird er ganz unerträglich. Z. B. St. 2. Act. 4 sagt Axiane zu Alexandern:

*Non de quelque douceur que se flatte votre âme,
Vous n'êtes qu'un tyran!*

Dagegen Hr. S. (S. 73):

Nein, wie du deinem Thun auch schmeicheln magst,
„Du bist nur ein Eroberer!“ —

Die schönste Stelle im ganzen Stück (bekanntlich historisch) ist, wo Alexander zu dem überwundenen Porus sagt:

*Comment prétendez-vous que je vous traite?
Porus. En roi.*

Dagegen Hr. S. (S. 95):

Alexander. „Sprich selber wie ich dich behandeln soll?

(O Weh! O Weh!)

Porus. Als einen König.

Alexander. Wohl! als einen König!“

Wie matt und schal! — Das Original Racine's ist hinten beygedruckt. Für wen, sehen wir nicht ein; denn der Kritiker, dem es um Vergleichung zu thun ist, muß doch wohl Racine selbst besitzen.

Möge Hr. S. nie mehr auf die Idee ähnlicher Bearbeitungen fallen!
I — n.

Gedichte, die zwar an sich keinen großen Geist, noch weniger poetische Fülle verrathen, aber doch mit so viel Geschicklichkeit vorgetragen sind, daß sich die Müßigen wohl gern ein Stündchen damit beschäftigen werden. In dem gewöhnlich gesellschaftlich-erzählenden Ton ohne bestimmten Einfluß des Objects ist der Vf. am glücklichsten, weniger gelingt ihm der Scherz, und zum eigentlich Komischen, wohn er öfters strebt, hat er weder Laune noch Naivetät, noch Witz, noch Leichtigkeit genug, und er bringt es damit bloß bis zu einer gewissen Possierlichkeit, die sich mit einem Überreste von pedantischem Wesen verbindet, das einem Gelehrten bey ungewohnter Munterkeit häufig anzuhängen pflegt. Hievon zeugt besonders das Gedicht: *der Minnesinger Salomo in der Hölle* mit Ausdrücken, wie: bey meiner Sixchen! der Furierschütz Spott, Ehren-Peter, und folgender Schluß:

So froh gings oben; aber, ach!
Wie ging es dafür unten her,
Als Abends spät der große Drach'
Heimkam und fand sein Nest so leer!
Er suchte und hohlte sich selber fast,
Und lag und kroch, wie toll und wild,
Seitdem, und wird's auch sonder Rast,
Bis wieder er — (hier fehlt ein „ast“)
Die Pfannen sich gefüllt.

Er wagt sogar, über seine Fesseln zu spotten, und die Schranken der Form, gleich anderen großen Dichtern, in ein leichtes Spiel zu verwandeln, aber mit wie wenigem Glück!

Augelt über die Gebühr,
Und entlammt in seinem Herzen
(Lieber Reim, nun hilf mir scherzen.)
Mehr und mehr der Liebe Kerzen.

Auch in der Prosa läßt er zuweilen einen gewissen Schulzwang spüren, z. B., wenn er sagt: „ich verbarg meinen Verdacht; unbemerkt in den dunkeln Tiefen der Brust trat an die Stelle der Liebe ihre Asterschwester, Eifersucht, und ihr Bruder, der Haß. Pedro gab ihnen noch eine würdige Gespinn, die Rachsucht.“ — In der Poesie trifft er mitunter einige Naturlaute, aber im Ganzen verwechselt er zu häufig den leichten Volkston mit der alltäglichen Umgangssprache, wovon besonders das letzte Gedicht: *Berlinade oder Lindentied*, einen überzeugenden Beweis giebt.

Unter den Aufsätzen, die zugleich unterrichtend und unterhaltend sind, zeichnet Rec. besonders die Abhandlung *über die Augen*, wegen der mancherley Bemerkungen und historischen Notizen, und den Abschnitt: *altdeutscher Verstand, Witz und Sprachkraft in Sprichwörtern* nebst der darin vorkommenden Erzählung aus, welche die Aufschrift führt: *Und damit erwachte ich*. Die Untersuchung aber *über die Makrobios des Herodot* mit Citaten und Hypothesen möchte für diejenigen Leser, für welche das Übrige berechnet ist, wohl zu gelehrt seyn.
T. Z.

STRASSBURG, b. Silbermann: *Die Stuziale oder der Porückenkrieg*. 1804. 324 S. 8. (3 Thlr.)

BERLIN, b. Braunes: *Emma, Rosaura's Schwester*. Vom Vf. der Rosaura. 1808. 408 S. (1 Thlr. 16 Gr.)

Kein Roman, sondern ein buntes Mancherley zur Unterhaltung und Belehrung: Erzählungen, Anekdoten, historische Notizen, kritische Untersuchungen, Sprachbemerkungen, Betrachtungen und

Hinter eine bänkelfängerische Reimerrey kann allerdings ein Dichter viel Geist und Witz verstecken, und diese werden bey der angenommenen Miene der Einfalt um so leichter und angenehmer wirken, je überraschender sie kommen: allein, wenn die Naivität, die nur auf eine ironische Weise den gemeinen Ton affectiren sollte, wirklich selbst dürftig, armelig und gemein ist, dann wird und bleibt sie weiter nichts, als eben jene bänkelfängerische Reimerrey, die in ihrer Einfalt jedesmal ja auch strebt, witzig, geistreich und unterhaltend zu seyn, oder wenigstens etwas Neues und Überraschendes zu sagen und herzuleyn. Dieses vor uns liegende dicke, mit grosser Papierverschwendung gedruckte Buch nun ist ein solches in seiner Rechnung völlig irriges und in Geist und Ton völlig verfehltes Machwerk. Indem es sich an die blumauer'sche volksthümlich travestirende Manier hält, die es aber, ohne Witz und Geschick, keinesweges erreicht, sondern wovon es nur die Hefen, das Grobfinnliche, aufgefangen hat, bemüht es sich aus allen Kräften, eine Göttergeschichte zu liefern, worin die Zeitgenossen ihre Thorheiten und Laster erkennen, und die Zuschauer Stoff zum Lachen finden sollen. Ja, wenn das Komische nur darin bestände, etwas Unsinniges zu sagen, oder nur dreistweg an einander zu flicken, wie Manche jetzt wirklich zu glauben scheinen: so möchte es dem Eigendünkel des Vfs. damit ziemlich gelungen seyn. Denn sein ganzer Kunstgriff beruht darauf, das Antike und das Moderne, das Erhabene und das Niedrige so zu vermischen, daß man, seiner Einbildung nach, sich darüber todt lachen müßte. Aber er hat vergessen, daß es bey dem Komischen nicht allein auf den Contrast, auf den Unsinn, auf das Ungereimte, sondern auf eine geschickte Vereinigung der contrastirenden Dinge ankommt, wodurch diese in der Erscheinung erst Einheit, Existenz, Leben, Wirklichkeit und nicht bloß innerliche, sondern auch äußerliche Wahrheit, wenigstens für die Phantasie die Möglichkeit des Vorhandenseyns erhalten müssen, ohne welches alles weiter nichts entstehen kann, als ein Spiel der Willkühr, die Gaukeley eines närrischen Menschen, der Unfug eines Betrunknen oder ein blosses Treiben von Kinderrey und Albernheit. Mit welchen Wesen hat man es hier zu thun? Die Götter sind völlig als frisierte Herrn behandelt und mit allen Modetheorien und Albernheiten versehen, so daß sie ihre Gottheit ganz und gar darüber einbüßen; und gleichwohl sollen wir sie doch als höhere Wesen betrachten, deren irdisches Treiben bestimmt ist, mit ihrer Würde zu contrastiren, und dadurch eben das Lächerliche zu bilden. Hier ist we-

der der Contrast, noch die Vereinigung contrastirender Dinge beobachtet, so daß völlige Undinge daraus entstanden sind, an denen man nichts Komisches mehr, sondern nur das Abgeschmackte wahrnehmen kann. Zwey Perücken kommen in den Himmel, und entzweyen die Götter, weil einige sie als Haupt schmuck nicht übel, andere sie unleidlich finden. Die Perücke wird eine Stinkmarotte genannt, und Momus versichert dagegen im Voraus den Mercur: Heisse mich — mein Lebtag einen Lummel, schleicht nicht die Narrenmode sich auch ehstens in den Himmel. Äolus lacht bey dem Anblick derselben ein Loch in die Himmelsdecke, die Damen sinken darüber in Ohnmacht, und die Perücken fallen durch das Loch auf die Erde, und zwar auf die Insel der Circe. Von dieser heist es: „Sie schrie und that gar wunderbarlich, nahm einen Stuhl, und legte sich ganz allgemach in Ohnmacht.“ Nachher sperrt sie die Perücken in den Schweinstall, und da sie sich auf ihren Zauberspruch nicht verwandeln wollen, so untersucht sie solche näher, und findet, daß diese Borsten nur Borsten sind, worauf sie nach dem Schminktuche greift, um zu erröthen. Beschämt durch diesen Spuk, erzählt s. v. der Dichter weiter von ihr, schalt sie schier den Donn'rer einen Lummel,

Und schrie: Du, der sein Mensch zur Kuh,
Und sich zum Stier gemacht, glaubst du,
Dir dien' allein der Teufel?

Darum ruft sie die Perücken, wie sie sind, ins Leben, und diese — küßten Circens Wunderstab. Zeus macht die Göttinnen auf dieses Schauspiel aufmerksam, und weil diese alle zugleich durch das Loch schauen wollen, zerbrechen sie den Tubus. Garnier soll sie hinunter kutschen, er ist aber gerade nach Ägypten, Zeus läßt deshalb Jacobs Himmelsleiter holen, und somit steigen sie hinunter. Bey der Gelegenheit heist es wieder vom Äolus: Er lachte, daß ihm der Windsack krachte, und nachher sogar, da die Perücken mit einander fechten:

Der Gürtel riß, trotz allem Zwang;
Und ach! . . . und ach! . . . sein Windsack sprang
In Millionen Fetzen.

Doch des Unsinn's genug! Nach den Anspielungen und den weltlichen Personen, die darin vorkommen, zu schließen, muß dieses Machwerk zur Zeit der grausamen Freyheit in Frankreich zum Vorschein gekommen, und auch wohl schon früher, als auf dem Titel steht, im Druck erschienen seyn, — also eine verlegene Waare, die zu den zerbrochenen Schenkstücken in die Polsterkammer der französischen Revolution gehört.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Fleischer: *Kriegs- und Belagerungs-Spiel*. Eine gesellschaftliche Unterhaltung. Mit einem illuminirten Spielplan, 56 Quadraten und 2 Würfeln. Mit der französischen Übersetzung. 1808. 7 S. 8. (16 Gr.) Dieses Spiel, das vier Personen eine Zeitlang recht angenehm beschäftigen kann, empfehlen wir besonders Eltern zur Unter-

haltung ihrer Kinder. Denn es gewährt bey aller Einfachheit und Leichtigkeit doch viel Mannichfaltigkeit und Abwechslung, und ist wenigstens eben so unterhaltend, wie das beliebte Post- und Reise-Spiel, das Gänsepiel, die Reise nach der Hauptstadt, das Zauberschloß und andere dergleichen Gesellschaftsspiele.

L. Th.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 MAY, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn*. Nebst einem Anhang über eine neu zu errichtende. Von Schleiermacher. 1808. VIII u. 176 S. 8. (18 Gr.)

Auch gelegentliche Gedanken eines Schleiermacher sind von reichem Gehalte; besonders behandeln diese einen jetzt wichtiger gewordenen Gegenstand mit so tiefen Gründen und umfassenden Blicken, daß wir sie dem Publicum ausführlicher vorlegen müssen. Die Schrift hat 6 Abschnitte und einen Anhang.

1) *Verhältniß des wissenschaftlichen Vereins zum Staat*. Die Wissenschaft hat ihren selbstständigen Werth. Sie will cultivirt seyn, und da es in der Natur unseres auf Erkenntniß gerichteten Bestrebens liegt, sich mitzuthellen: so verlangt sie zu ihrer Ausbildung einen Verein unter den Menschen, der für sich in seiner Wichtigkeit besteht, so gut wie der Staat. Beide stehen aber in einem nahen Verhältnisse. Schon als moralische Person macht der wissenschaftliche Verein auf Anerkennung und Schutz, auch wohl auf Vorrechte vor einzelnen Personen Anspruch; und der Staat bedarf allerley Kenntnisse, die ihm jener verschafft, und so müßte eine freundliche Verbindung zwischen beiden Statt finden. Sie wird aber gestört. Denn einmal entsteht ein Streit über das Gebiet von beiden, da der wissenschaftliche Verein sich mehr mit der Sprache der Nation als mit dem Staat seine Grenzen bestimmt, und da der bürgerliche aus schlechter Selbstsucht manchmal eine wissenschaftliche Sperre anlegt, es sey nun für die Einfuhr oder für die Ausfuhr — immer eine armselige Verkehrtheit, welche man leider hie und da in Deutschland sehen mußte. Fürs andere widersetzt sich der Staat dem Wesen der Wissenschaft. Er verlangt Ausbreitung in eine Menge von brauchbaren Kenntnissen, womit sie ihm nur zur Hand seyn soll: sie dagegen zieht die Speculation jenem Empirismus vor, denn ihre Tendenz ist Einheit. Statt des wahren Vortheils nun, den der Staat von der Wissenschaft ziehen könnte, wenn die Herrschenden nicht bloß den Künstlern ähnlich blieben, sondern auch Wissende würden, fürchtet und haßt er sogar den Einfluß der Wissenschaft. So entsteht zwischen ihrem Vereine und dem Staat ein Kampf, in welchem wohl der letztere siegen muß, und zwar am sichersten da, wo er sich das gesamte Gebiet der Sprache verbunden

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

hat, denn ihm gehören ja die Bearbeiter der Wissenschaft an. Aus diesen Gedanken des ersten Abschn. haben sich überall noch andere erschlossen von gleich großem Werthe. Nur scheint doch einiges einer genaueren Bestimmung zu bedürfen. Der Staat ist hier allgemein genannt, als läge das in seinem Wesen, was nur die Schlechtigkeit mancher vorhandenen ist. Dieses ist nun zwar nicht die Meinung unseres Vfs. Denn Niemand deutet höher auf das heilige Wesen und die herrliche Eintracht des Staates mit dem wissenschaftlichen Verein, als Er; auch glaubt er an die Möglichkeit dieser Eintracht im wirklichen Leben, ja in dem Anhang wird sein Glaube zu einem patriotischen Vorschlag voll edler Zuversicht. Aber es wäre wohl statt der bloßen Andeutung eine Entwicklung der Idee des Staats dabey nöthig gewesen, daß der Staat Ausbreitung, die Wissenschaft aber Einheit der Erkenntniß sucht, ist in einem allzuschärfen Gegensatz aufgestellt worden. Denn auch die Wissenschaft liebt, wie der Vf. selbst in dem Folgenden vortrefflich zeigt, Erfahrungen und Verrichtungen und was von der Art ist, wie Mathematik und Experimentalphysik; sie ist es, welche die Masse der Kenntnisse vergrößert, und der Staat versteht erst alsdann sein Interesse recht, wenn er sie nur frey gehen läßt. So findet Rec. auch das zu scharf gefondert, was in der Wissenschaft National-Eigenthum bleibe, und was sich dagegen in eine andere Sprache übertragen lasse. Es würde schwer seyn, die Disciplinen hienach zu ordnen, denn die meisten fallen in die Mitte: wohin anders wollte man z. B. die Jurisprudenz setzen?

2) *Von Schulen, Universitäten und Akademien*. Neue, treffliche Gedanken! Die Wissenschaft, als das gemeinschaftliche Werk und Besitzthum aller Gebildeten, geht in ein Dreyfaches auseinander und zusammen: sie bildet den Einzelnen zur Erkenntniß hinan, — sie wird durch den Einzelnen weiter gebildet, — ihre Idee stellt sich in der Erkenntniß dar. Die Anstalt für das erste ist die Schule, nämlich die Gelehrtschule, die dritte vermittelnde Anstalt giebt die Universität, und die zweyte als die höchste ist die Akademie. Diese drey Hauptformen, (welche hier zum erstenmal aus einem höheren Princip in ihrem nothwendigen Nebeneinanderseyn abgeleitet worden), sind nirgends so rein neben einander herausgetreten, als in Deutschland; und wenn gleich andere Länder Schulen und Akademien von größerem Style aufzeigen könnten, so fehlt es ihnen doch an wahren Universitäten. Auch ist der ganze Typus deutsch, wie schon die Vergleichung mit dem

Universität wenigstens eben so gut erkunden können, als durch das nachmalige Examen die Würdigkeit für das Amt. Dem Vorschlage, nähere Bekanntschaften mit den Zuhörern anzuknüpfen, wünscht Recht sehr seine Ausführung; er weiß es, daß sie von großem Nutzen sind; er weiß, daß Hr. Sch. selbst sich auch hiedurch auf der Universität verdient gemacht hat: aber er weiß auch, daß mancher Lehrer vor den Schwierigkeiten, welche damit verbunden sind, zurückgeht, und hätte deshalb noch einige Rathschläge hiezu von unserm Vf. gewünscht. Über die Seminarier u. s. w. liesse sich auch noch einiges zu weiterem Bedenken erinnern.

4) *Von den Facultäten.* Die drey Specialschulen sind zwar zu den obersten Facultäten geworden, da sie der Staat wenigstens sanctionirt hat: indeffen gebührt der philosophischen, als der vereinigenden und der freyesten, der Vorrang; die Lehrer der anderen Facultäten müssen in ihr gleichsam eingewurzelt seyn. Am meisten bedürfte die juristische einer Umbildung, nur freylich keine, wie man sie hie und da ausführen sieht. — Der Studirende sollte das erste Jahr bloß der philosophischen Facultät (welche Philologie u. s. w. in sich schließt) angehören, weil er doch vorher seinen eigentlichen Beruf nicht erkennen kann. Auch sollte jeder Lehrer von Zeit zu Zeit Vorlesungen in dieser Facultät halten, und überhaupt sollten die Grenzen ihrer Lehrfächer ihnen nicht zu strenge vorgeschrieben seyn, weil alle Wissenschaften in einander grenzen, und weil nicht die gute Stunde der Begeisterung für fremdes Gebiet verloren gehen sollte. Wer sich eine Zeitlang in einem fremden Zweige beschäftigt hat, bringt auch frisches Leben mit für den seinigen. Wenn also die oberen Behörden die Vorlesungen Jedem vorschreiben, und nicht die innere Freyheit der Facultät respectiren: so bringen sie nur das wissenschaftliche Leben zur Stagnation.

Die Vorschläge für die Wiederbesetzung der Lehrstellen und für die ehrenvolle Verforgung der alternden Lehrer (wobey wir den wichtigen Einfluß, den gelehrte und ehrwürdige Veteranen auch dann noch auf die Universität haben, wenn sie aufhören, gute Docenten zu seyn, nicht berücksichtigt finden) — alles dieses übergehen wir, so wie auch die scharfsinnige Vertheidigung des wechselnden Rectorats und Decanats und der Jurisdiction der Universität. Mit Einsicht und Umsicht beweiset unser Vf. die Nothwendigkeit dieser demokratischen Verfassung und ihr gutes Verhältniß zum Staate. Mehrere einzelne Punkte dieser erfreulichen Vorschläge verlangen allerdings noch Discussionen.

5) *Von den Sitten der Universität und von der Aufsicht.* Das ist es vornehmlich, worüber man unaufhörlich klagt. Man würde aber darum nicht so eine Umbildung unserer Universitäten verlangen, wenn man die Sache nur besser kennte. Die studentische Freyheit ist keineswegs das furchtbare

Ding, wofür es ängstliche Mütter oder vorgefälschte Staatsmänner ansehen. Im Gegensatz gegen das Schulmässige ist sie zum freyen Studium, d. h. gerade zum wissenschaftlichen, nothwendig; und so lange wir keine Handarbeiter bilden wollen, müssen wir unseren Studenten vergönnen, freye Wahl zu haben, wie sie ihre schönsten und kräftigsten Stunden anwenden wollen. Grade die den Deutschen auszeichnende Achtung für Wissenschaft, für Freyheit des Denkens und für Eigenthümlichkeit, hängt mit der studentischen Freyheit so fest zusammen, daß man diese nicht zerstören kann, ohne einen der schönsten Züge unserer Nationalität zu vertilgen. Deshalb darf auch kein Unterschied im Äußern seyn, selbst für die Unkeilsigen, die ja auch immer den bey weitem kleinern Theil ausmachen. Die studentische Freyheit im Gegensatz mit dem nachherigen Zustande der bürgerlichen Convenienz verdient ebenfalls Achtung. Denn in dieser Zeit, wo sich der Charakter bildet, ziemt es vorzüglich den Dienern der Wissenschaften, sich, in ihrer Unabhängigkeit von der Convenienz, selbst zu erkennen; selbstständig ihre Lebensweise zu wählen, und selbsthandelnd die Sitte durch Stetlichkeit zu erzeugen. Diese wird auch da weniger fehlen, wo man sich mit dem Edelsten beschäftigt; werde Wahrheit lache, ist kein schlechter Mensch. Vergleiche man doch nur die Ausschweifungen der begüterten Jugend in anderen Ständen; gegen diese sind wahre Heimgen die Unordnungen der Studirenden; die man übrigens noch sehr viel durch gute Policy mit dem Einfluß der Lehrer und Vorgesetzten verhüten kann. Warum will man denn nun dieses heilsame Gegengewicht gegen die Gleichförmigkeit und Charakterlosigkeit der anderen Stände aufheben? Oder ist jene Feigherzigkeit, Trägheit, Eigennützigkeit ein kleineres Übel, als der zuweilen erfolgende Mißbrauch der studentischen Freyheit? Übersehe man doch nicht, wie gerade sie es ist, die das Wahre und Wesentliche von den Leeren und Zufälligen des Studirenden unterscheiden hilft, und wie viel muß uns an dieser liberalen Bildung liegen, da gerade in Deutschland die Bildung der Sitten von den Studirten Ständen ausgeht!

Zwar ist jene Verhöhnung, womit die Studenten alles Nichtstudentische als Philisterei ansehen; oft ein Übel; eben so auch der Zweykampf. Jenes wird aber nur durch zu starke Hölzung schimm; und der Zweykampf ist eine höchst natürliche und unvermeidliche Erscheinung, nur ist in den bürgerlichen Ständen der panische Schrecken vor dem Klirren der Degen zu groß. — Übrigens kommen die Verdorbenheiten mancher Studirenden meist auf die Rechnung der Altern oder Verfolger; weil sie nicht besser auf sie wirkten, oder sie nicht genug kannten.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Karlsruhe, b. Macklot: *Allemannische Gedichte.* Für Freunde ländlicher Natur und Sitten von Joh. P. Hebel. 3te Aufl.

Mit Verbesserungen und Kupfern. 1806. VIII und 239 S. 8. Recens. der 2ten Aufl. 1805 No. 37.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 18 M A Y, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandl.: *Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn.* Nebst einem Anhang über eine neu zu richtende. Von Schleiermacher u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gegen den zuletzt angeführten Abschn. erlaubt sich Rec. einige Einwendungen. Kein scharfsinnigerer Apologet der studentischen Freyheit ist noch aufgetreten, als unser Vf. Um so mehr sind einzelne Stimmen über diese heilige Angelegenheit der Ältern durch ihn aufgefordert. Rec. freut sich, dass hier ausgesprochen worden, was der edle Studirende auch noch nach seiner Universitätszeit für jene Freyheit fühlt. Allein noch folgende Zweifel sind hier nicht gelöst. Der Gegensatz gegen den Schulzwang könnte sich ja auch wohl durch eine innere Leitung des Jünglings aufheben, ohne jene plötzliche äussere Befreyung; und wirklich findet es sich so bey wohlbesorgten und von Früherman wohl erzogenen Jünglingen; sie werden allmählich frey, schon vor der Universität, sie fühlen hier noch das Bedürfnis der wissenschaftlichen Leitung, studiren nach einem vorgeschriebenen Plane, bis sie allmählich durch ihre tiefere Einsicht mehr Selbstwahl erlangen, und sie sind allerdings fleissig. Gerade nun für diesen Theil bedarf es weder jener völligen äusseren Freyheit, noch des Gesetzes. Dagegen kommt ein grosser Theil nicht so gut innerlich versorgt auf die Universität, und von diesem schweben die meisten in der Mitte, bestimmbar durch den ersten Stoss. Und dieser erfolgt nun gewöhnlich durch die Studenten, welche imponiren, d. h. durch den im Extrem erscheinenden studentischen Ton. Daher gehen viele schon im ersten Semester sowohl in Abticht des Fleisses als der Sitten verloren. Auch die Fleissigen leiden darunter, denn es gehört schon eine ungemeine Stärke des Jünglings dazu, wenn er dem Tone so ganz widerstehen soll. Man höre nur die geheimen Klagen so mancher, dass sie nicht ganz Herr bleiben über ihre schönsten Stunden und über ihre Lebensweise. Es fehlt nie an solchen, die durch ihren angestimmten Ton herrschen wollen. Was sich also der Convenienz des bürgerlichen Lebens widersetzt, ist eine andere, noch gewaltfamer aufgedrungene, und gewiss nicht immer eine bessere; ja sie hat noch den Nachtheil, dass sie als gänzlich heterogen keinen Übergang zulässt, wesshalb oft am ersten der, welcher durch seine stu-

dentische Freyheit imponirte, unmittelbar nach der Universität in die kläglichste Philistery versinkt. So geht gerade hiedurch bey vielen die schöne Eigenthümlichkeit verloren. Gewiss ist es, dass viele Ältern sich selbst die Verirrungen ihrer Söhne zuzuschreiben haben; aber viele doch auch nicht. Denn, sagen sie, unsere Söhne sind noch Jünglinge; und sollen sie frey und edel ihren Charakter entfalten: so darf auch nichts sie hierin beschränken, sie müssen also gesichert seyn gegen die Neckereyen, oder wenigstens gegen den Ton der Schlechteren; dies erwarten wir eben von der wissenschaftlichen Bildungsanstalt, da unser Einfluss gegen jenen überwältigenden aufhört. Auch wollen die Ältern wenigstens so viel Sicherheit gegen den Zweykampf, dass ihre Söhne frey der Wissenschaft leben können, so wie sie wollen, ohne sich auf jene Sitte eines barbarischen Zeitalters einlassen zu müssen. Sie werden sich es auch nicht gefallen lassen, dass man ihren Schrecken als panisch abweist: denn die Möglichkeit, dass ihr Sohn durch einen unglücklichen Streich getödtet werde, oder gar einen Anderen tödte, ist doch etwas sehr Ernsthaftes. Rec. weis es wohl, dass sich vor der Hand nichts zur gänzlichen Vertilgung dieser Sitte auf Universitäten unternehmen lasse, da sie ja in anderen Ständen gewissermassen gefeyert wird: aber darum hört sie doch nicht auf, eine Unsitte zu seyn, welche nur ehemals ihren grossartigen Charakter hatte, aber jetzt kleinlich geworden ist, und so ganz und gar nicht mit Aufopferung des Lebens für das Vaterland und für irgend etwas Grosses zusammenhängt. Auch zeigen genug Beyspiele, dass die Duellanten auf Universitäten nicht selten da die feigherzigsten Menschen sind, wo es gilt, und dass dagegen die, welche sich dem Zweykampf entzogen, am rechten Orte als Männer stehen bis zur Selbstopferung. Auch möchte das vorgeschlagene Mittel das Übel nur vergrössern. Die Fechtübungen sollen zur höchsten Vollkommenheit gebracht werden. Wäre es auch möglich, dass alle Studirenden gute Fechter würden: so vermehrten sich nur die Reizungen der sprudelnden Kraft; und da die Körperstärke doch nicht gerade immer in gleichem Verhältniss mit der Geistesstärke steht: so würden die Virtuosen in jener schon ihr Übergewicht gegen diese geltend zu machen wissen. Aber wie viele übrigens treffliche Jünglinge würden sich sehr linkisch im Rappiren begeben! Möchte es Hn. Schl. gefallen, einmal seine Gedanken über diese Gegenstände weiter auszuführen; das Publicum hat seine scharfsinnige Kritik der Sit-

tenlehre nicht vergessen, und muß gerade von ihm Belehrungen über jene Punkte erwarten, worin die Moralisten nur abzusprechen pflegten. — Ferner ist es gewiß, daß der Einfluss der Wissenschaft auf die Veredlung des studirenden Jünglings groß sey, und daß es im gewöhnlichen Falle kein sicheres Zeugniß für den vortrefflichen Zustand einer Universität gebe, als wenn der Fleiß unter den Studenten Ton ist. Allein nicht bloß die Wissenschaft bewirkt das: auch die Gesetzgebung muß dem Jünglinge zu Hülfe kommen. Bringt die Universität Gefahren mit sich: so muß sie auch Rettung dagegen veranstalten. Das ist also die große Aufgabe, eine Gesetzgebung zu finden; durch welche der edle Freyheitsinn den Deutschen in der Bildung des Charakters und der Wissenschaft auf der Universität vollkommen gesichert und gut geleitet werde. Es lassen sich sogar Vorschläge geben, welche den Studenten selbst noch mehr äußere Rechte zugestehen, während sie kräftiger von innen geleitet werden könnten. Hr. Schl. redet auch dieser inneren Leitung in mehreren Stellen das Wort, z. B. bey den Seminarien und in dem Umgange mit den Studirenden räumt er sogar äußerliche Vorzüge des einen vor den anderen ein. Rec. ist auch weit entfernt, die Apologie, die Hr. Schl. giebt, tadeln zu wollen, denn sie spricht ein Wort zu seiner Zeit gegen die laut gewordene Mißkennung einer guten Sache: er wünschte nur durch seine Zweifel ihn etwa selbst zu einer mehr positiven Bestimmung zu veranlassen. Denn durch solche Männer könnten wir zu einer tiefer eingreifenden Gesetzgebung für die Universitäten geführt werden.

6. *Von Ertheilung der gelehrten Würden.* Auch hier tritt unser Vf. als Apologet, und zugleich mit Verbesserungsvorschlägen auf. Wir übergehen diesen Abschnitt, weil des Guten so viel auch in diesem ist, daß man das Buch selbst lesen muß, und wir schon genug vorgelegt haben, um dieses Urtheil zu motiviren. Deshalb enthält sich auch Rec. ganz des Anhangs, worin Hr. Schl. Berlin zu einer neu zu errichtenden Universität empfiehlt. Wie könnte auch ein Rec., der keine Landesuniversität patriotisch liebt, unparteyisch genug etwas dagegen einwenden, wenn ein Mann, wie Hr. S. mit Patriotismus für eine neue Universität spricht!

Nun sey uns noch ein Blick auf die ganze, von Hn. Schl. ausgeführte Idee vergönnt! Durch sie ist die Einsicht in den Verein für die Wissenschaft und in das Wesen der hiezu gehörigen Anstalten, als dreyer Hauptformen, selbst wissenschaftlich geworden. Um so viel näher hat Hr. Schl. zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen diesem Vereine, dem Staate und der Kirche, hingeführt. Über dieses ins Klare zu kommen, hat eigene Schwierigkeiten. Dieselben Forderungen, welche in der vorliegenden Schrift der wissenschaftliche Verein macht, könnte z. B. auch der kirchliche machen: aber gegen beide steht der bürgerliche nicht in gleichgeltendem Verhältnisse. Nach Hn. S's Idee erscheinen sie coordinirt, aber ganz ist es doch nicht so. Allerdings ist dieses, wie

er sagt, nicht bloß ein frommer Wunsch; dafür möchte es Rec. einen frommen Gedanken nennen, der an das Daseyn einer solchen göttlichen Macht der Wissenschaft glaubt, über welcher nichts anderes auf Erden steht. Dieses giebt der Staat nicht zu, und daher überall Collisionen. Denn der Staat will auch diesen Verein, wie alles andere, unter sich haben; und er hat auch einen Grund dazu. Etwas Höheres muß es doch seyn, aus welchem Staat, Kirche und wissenschaftlicher Verein hervortreten, und dieses kann wohl nichts anderes seyn, als das Leben, das Leben der Menschheit. In so weit sind nun beide noch coordinirt. Allein das Leben selbst muß auch geordnet werden, und zwar äußerlich; auch dieses muß durch Verein geschehen, und welcher soll das seyn? Kein anderer kann es seyn, als der Staat. Somit tritt nun dieser über die anderen. Seine Coordination bleibt nur noch leirende Idee in seiner Behandlung des kirchlichen und wissenschaftlichen Vereins; aber in dem Leben selbst behauptet er eine höhere Heiligkeit; denn er vertritt alle Rechte und Zwecke des Menschenlebens überhaupt. Daher werden ihm auch immer die übrigen geheiligten Verbindungen Opfer bringen müssen, ohne dagegen gleich Opfer verlangen zu können. Hat ja doch der Staat nicht bloß für den einen, sondern für die beiden, ja auch für sich selbst zu sorgen. Dieses sehr verwickelte Verhältniß; wonach alle drey einander coordinirt, und wiederum dem einen, dem Staate, subordinirt sind, erschwert die Beurtheilung aller jener Collisionen und beschränkt immer die freie Einrichtung der Vereine. Wenigstens scheint dem Rec. dieser Weg, wonach man das Leben vorerst im Ganzen faßt, und hieraus das religiöse, wissenschaftliche und bürgerliche Leben ableitet, der einzige zur Lösung so vieler Schwierigkeiten. Vielleicht könnten wir auf diesem Wege zu der Einsicht gelangen; wie sich wahre Nationalbildung mit der wissenschaftlichen; und zwar in jenen drey Hauptankerten einigt. Der Deutsche hat einen frommen Ernst, der in der Wissenschaft Herrliches gethan hat, aber der auch gern von der Sache in Disputirucht abirrend, sich leicht in die Eitelkeit irgend eines Pedantismus verliert. Daher ist nicht alles in unserer wissenschaftlichen Bildung gut, und es wäre wohl gerade in diesem Hauptpunkte zur Veredlung der deutschen Nation vieles auf Schulen und Universitäten zu thun. Wer wünscht nicht mit Rec., über diese Gegenstände unserer Nationalbildung unseren Vf. einmal weiter zu hören? Vielleicht würde er auch dann das Problem lösen, in wie fern gerade die Akademie, als bestehende Gesellschaft besoldeter Männer, für ein Volk nothwendig sey, in welchem das literarische Verkehr, vornehmlich in gelehrten Journalen, ein reges Leben und freyes Ausbilden der Wissenschaft unterhält.

— — p — —

CASSEL, in der kön. Buchdruckerey: *Comp. d'occi sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne Protestante; en particulier*

du Royaume de Westphalie. Par Charles Villers.
1808. 112 S. 8. (16 Gr.)

Eine so reine Auffassung der deutschen Bildungsanstalten hat schwerlich je ein Ausländer gegeben: er spricht darin von ihnen so unterrichtet, so bestimmt, so genau, als ein Einheimischer es irgend nur vermöchte. Seine Ansichten und Urtheile verdienen desto größere Aufmerksamkeit, da er gar nicht in den Verdacht kommen kann, daß ihn dabey ein Castengeist geleitet habe. Von etwa 40 Jahren, um die Zeit, da Abt und seine Freunde in der Schriftstellerwelt ein Hauptwort führten, war eine Reihe von Jahren hindurch *deutscher Universitäts-Professor* ein Abname: mit welcher Glorie hat ihn der Vf. umgeben! Doch beschaue sich auch jeder, der ihn führen will, fleißig in dem Spiegel, den der Vf. (S. 87 — 89) für ihn aufgestellt hat!

In einem *deutschen* Blatte das Wesen *deutscher* Universitäten auszuzeichnen, würde zwecklos und pedantisch seyn. Seine Schilderung hat der Vf. Ausländern, besonders seinen Landsleuten im Königreich Westphalen, bestimmt, um ihr Urtheil über die fünf protestantischen Universitäten ihrer neuen Heimath, die ihnen eine ganz neue Welt seyn würden, zu leiten und zu erleichtern. Zur Einleitung dazu entwirft er ein kurzes Gemälde zuerst von dem eigenthümlichen Charakter, der Lage und Lebensweise deutscher Gelehrten, und von den verschiedenen Bildungsanstalten, die nach der Verschiedenheit der Stände und ihrer Bedürfnisse in Deutschland errichtet sind, um die Verschiedenheit der deutschen Universitäten von den französischen Unterrichtsanstalten desto auffallender zu machen, da der französische öffentliche Unterricht nur mit dem der deutschen Gymnasien parallel ist, und da schon aufhört, wo der deutsche Universitätsunterricht erst anfängt. Darauf verweilt der Vf. bey allen wesentlichen Punkten einer vollständigen protestantischen Universität, als Vereinigungspunct aller Haupt- und Hülfswissenschaften für den theoretischen Unterricht; als Normalschule zur praktischen Bildung künftiger Lehrer und Geschäftsmänner; als Erweiterungsanstalt der Wissenschaften selbst, wobey er die Universität zu Göttingen, weil er diese am besten kennt, hauptsächlich im Auge hatte. Mit vorzüglicher Sorgfalt ist der Abschnitt von der Nothwendigkeit, eine gute Universität von den Behörden der Stadt, in der sie angelegt ist, unabhängig zu machen, und ihre Abhängigkeit bloß an die oberste Behörde im Staat anzuknüpfen, und ihr eine eigene Jurisdiction über die Studirenden einzuräumen, behandelt (S. 63 — 69). Einen bündigern Sachwalter des bisherigen protestantischen Universitätswesens in Deutschland hätte sich das Königreich Westphalen nicht wünschen können. Zwar hat ihm mehr der Zufall (der minder große Aufwand, den die protestantischen Fürsten bey der Stiftung ihrer Universitäten machen konnten) als die Uebersicht der großen Vortheile, die eine solche Organisation für Lehrer und Studirende hat, die gegenwärtige Einrichtung gegeben; aber die Erfahrung von bald

dreißig Jahrhunderten hat ihren Werth und ihre Vortrefflichkeit hinlänglich erprobt: wer möchte dieser widersprechen, zumal, wenn man nicht hartnäckig auf ausserwesentliche Dinge hält, in ihrer Anordnung immer dem Geist der Zeit folgt. Nehmt dem Lehrer seine Lehr- und Prefs-Freyheit, und seine Unabhängigkeit außer von den obersten Behörden im Staate, und dem Studirenden seine alleinige Abhängigkeit von seinen Lehrern: — die Universitäten hören dann auf, die moralische Macht zu haben, die sie bisher zum großen Segen der Wissenschaften und zur allseitigen Bildung des künftigen gelehrten Staatsbürgers besaßen. Was der Vf. darüber sagt, wird Niemand widerlegen können. In einem andern Zeitalter würde er vielleicht sogar gerathen haben, ihnen eine der republicanischen Verfassung sich nähernde Einrichtung (wie sie ungefähr Jena, als Gesamtuniversität der sächsischen Häuser, erhalten mußte) zu geben, da eine solche Form der Geistesfreyheit so förderlich ist, und jeden Gilden- und Ephorats-Zwang entfernt hält: wer möchte aber in Anregung bringen, was dem Zeitgeist zuwider ist, um nicht unleugbare Vortheile auf das Spiel zu setzen? Einen Vorwurf unserer sogenannten schönen Geister gegen den Werth unserer protestantischen Universitäten hat diese Schrift unseres Erinnerens nicht berührt, daß nach unserer Studieneinrichtung alles Heil der Wissenschaften in Deutschland von Universitätsgelehrten abhängt, die von der großen Welt und ihrem feinen Ton getrennt lehten: aber Hr. V. hat in einer andern Schrift, die wir nächstens anzeigen werden, im Vorbeygehen einige Vortheile, die aus dieser Lage der Dinge für die deutsche Gelehrsamkeit entsprungen sind, ins Licht gestellt. Es mag seyn, daß dieser Umstand das Streben nach der Eleganz in der Einkleidung etwas bey Universitätschriftstellern verspätet hat: aber warum haben doch die schönen Geister mitten in der großen Welt, die sie umgab, diesem Mangel an schönem Vortrag nicht durch Muster früher abgeholfen? Finden sich nicht vom Anfange unserer schönen Literatur an vorzügliche Stylisten unter den Universitätsgelehrten? Hat nicht Leipzig sogar einen großen Antheil an ihrem Anfang? und ist es für nichts zu achten, daß durch ihre Entfernung von der großen Welt die deutschen Universitäten von ästhetischen Polirons frey geblieben sind?

E.

Von obiger Schrift ist folgende Übersetzung erschienen:

LÜBECK, b. Niemann und Comp.: *Über die Universitäten und öffentlichen Unterrichts-Anstalten im protestantischen Deutschland, insbesondere im Königreiche Westphalen*, von Karl Villers, Correspondent des National-Instituts von Frankreich u. s. w. Aus dem Franz. übersetzt von Franz Heinrich Hagena, Collaborator am herzogl. Gymnasium in Oldenburg. 1808. 134 S. 8. (Angehängt ist eine schematische Tabelle über die öffentlichen und besonderen Vorlesungen, die

auf einer deutschen Universität während eines halben Jahres gehalten werden. Fol.) (18 Gr.)

Man kann nicht in Abrede seyn, daß diese Übers. im Ganzen wohl gerathen ist: aber man begreift freylich nicht, für wen sie bestimmt seyn soll. *Viller's*

Schrift war Ausländern geschrieben; ein Deutscher, der sie nicht im Original zu lesen vermag, wird schwerlich eine Übersetzung derselben zur Hand nehmen.

M. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Hinrichs: *Joh. Aug. Henr. Tittmanni*, Theol. D. et Prof. Lips., *de rebus academicis epistola*. 1808. 60 S. 8. (3 Gr.) Die bevorstehende neue Organisation der Universität Leipzig hat zunächst dieses Sendschreiben veranlaßt, welches an den durch Kenntnisse, Eifer und Charakter gleich ehrwürdigen Ober-Consistorial-Präsidenten zu Dresden, Hn. v. Neftiz und Junkendorf gerichtet ist, und neben dem, was jene Universität unmittelbar betrifft, auch mancher andere beherzigungswerthe Ideen über das Universitätswesen überhaupt enthält. Zuvörderst faßt der Vf. den Zweck der Universitäten ins Auge, nicht den gemeinen, welcher in Vorbereitung der Studierenden zu einem gewöhnlichen Staatsdienste besteht, sondern den edleren, oder vielmehr den einzig wahren, nach welchem Universitäten Bildungsanstalten für die Menschheit sind, die gegen den Rückfall in die Barbarey des Mittelalters schützen, und indem sie Vernunft und Wissenschaft pflegen und ausbilden, das Wohl der gesamten Menschheit erhöhen. Achtungswerth müssen daher der Nation die Männer erscheinen, welche, um jenen Zweck zu erreichen, ihr ganzes Leben den Wissenschaften widmen; aber um dies mit Erfolg leisten zu können, muß ihnen eine anständige Ruhe zu Theil werden, ein sorgen- und kummerfreyes Leben, bürgerliche Ehre, wie sie jedes gebildete Volk den Wissenschaften immer erwiesen hat, endlich vollkommene Freyheit, ohne welche die Wissenschaften nie gehörig betrieben werden können. Glücklicherweise in dieser Rücksicht war zu jeder Zeit, durch die Milde der Fürsten und durch äußere begünstigende Umstände, die Universität zu Leipzig; glücklich auch während der letzteren Kriegsbewegungen, wo die Lehrer derselben, nicht ohne Mißgunst des gemeinde denkenden Haufens, frey von äußeren Störungen blieben. *Praedicari fati non potest* (sagt der Vf. S. 14) *Universitatis nostrae felicitas, quae inter atroces belli superioris tumultus summa quiete fruebatur; quam homines a literis alienos nobis invidisse non mirandum est, sed qui inter doctos habentur, militibus recipiendis turbam voluisse non credet posteritas.* — Ein anderes Bedürfnis der Universitäten, dem die Freygebigkeit der Fürsten abzuhelfen hat, ist eine reichhaltige und zum öffentlichen Gebrauch ausgestellte Bibliothek. Worauf es bey einer solchen ankomme, versteht sich zwar von selbst; aber es kann auch in unseren Tagen nicht oft genug erinnert werden, daß bey akademischen Bibliotheken, zumal deren Fonds nur mäßig ist, nicht auf das Privatinteresse einzelner Lehrer, die durch öffentliche Anschaffungen gewöhnlicher Bücher ihr eigenes Geld ersparen wollen, auch nicht auf die Dürftigkeit der Studierenden, welche ihre nöthigsten Bücher aus den öffentlichen Bibliotheken zu entnehmen wünschen, und eben so wenig auf die Einfälle solcher Männer, welche, unbekannt mit den Fortschritten der Literatur, weder gehörige Kenntniß des Einzelnen, noch Umsicht des Ganzen besitzen, einige Rücksicht zu nehmen sey. Sehr wahr schildert der Vf. die Erfordernisse einer akadem. Bibliothek, wie sie dem, dessen Aussicht dieselbe anvertraut ist, immer vor Augen schweben sollten (S. 17): *Bibliothecam academicam instructam esse oportet primis fontibus universarum literarum, iisque purissimis, deinde ex omni genere literarum libris praestantissimis his, qui aut ob magnitudinem pretiosiores sint, aut aliam ob causam paratu difficiles, denique omnibus bonae notae libris, qui quum non quotidie necessarii sint, publice parandi sunt, ut, si is opus sit, in consilium adhibere possint.*

Die zweyte Betrachtung, die der Vf. anstellt, betrifft die Studierenden, die gewöhnlich in einem doppelten gleich schädlichen Irrthum befangen sind. Einmal, indem sie glauben, daß der Zweck des akadem. Studiums dahin gehe, alles, was erforderlich sey für ihr ganzes Leben, auf der Akademie während des wohlbekannten Trienniums zu erlernen; sodann, indem sie ihre Bestimmung auf Akademien bloß darein setzen, zu künftigen Stellen im Staate sich geschickt machen oder vielmehr

abrichten zu lassen. *Sunt* (heißt es S. 27), *ut libere dicam, haud pauci, qui formari et tradi sibi velint a nobis eruditos operarios, quorum memoria, labore, digitis, civitas uti aliquando possit. De animo in Universitatibus formando, emolliendo, acuendo, nobiliore et fortiore, veri rectique amantiore, constantiore, et ad quaevis honesta facienda et patienda promptiore reddendo, nemo cogitat. Ergo literis quoque nullum pretium, nisi quod calculi monstravimus, nullus eruditum honor, quam operariorum, nulla studii academici ratio, quem vilis mercedis venatio.* Was aber die zweckmäßige Betreibung der Studien auf Universitäten vorzüglich erschwert, ist der Mangel an gehöriger Vorbereitung, welche den Jünglingen auf den Schulen zu Theil werden sollte. Daß dieser Mangel auch auf den königl. sächs. Universitäten sehr fühlbar seyn müsse, wo wir ihn bey der bekannten guten Einrichtung der meisten sächsischen Schulen am wenigsten vermuthet hätten, erhellt aus des Vfs. offenem Bekenntniß S. 23: *Veniat ad nos juvenes, in scholis mediocriter tantum praeparati, literarum antiquarum vis elementis imbuti, sed rationis academici studii profus ignari.* Der immer weiter verbreiteten Seichtigkeit im Studiren muß von den Schulen und Gymnasien aus entgegengearbeitet werden; der Jüngling, der zum akademischen Leben herangereift ist, werde schon hier mit dem Inhalt der Wissenschaften im Allgemeinen encyclopädisch bekannt; er lerne wählen, was für sein Talent passend ist, und erfahre den Weg, auf welchem er das Gewählte finden kann! Tritt er sodann in die akademische Laufbahn: so mögen an ihm die drey sehr zweckmäßigen Vorschläge erprobt werden, welche der Vf. zur Verbesserung der Universitäts-Studien S. 38 ff. darlegt. Fürs erste werde die große Eilfertigkeit entfernt, womit man in drey, auch wohl zwey Jahren den akademischen Cursum vollenden zu können wähnt. Bey dem so sehr erweiterten Gebiete der einzelnen Wissenschaften, wie könnte eine so kurze Zeit hinreichen, um nur einige Grundleichkeit und Festigkeit zu erlangen? Zweytens forge man für vernünftige Studienpläne, und mache mit ihnen diejenigen bekannt, die fremd und unvorbereitet in ein neues Feld eintreten. Mögen auch bessere Köpfe, die ihren eigenen Pfad zu finden wissen, solche Wegweiser verschmähen, mögen dessen die Felsen nachtheilig seyn, welche etwa eine geordnete Methodologie ihnen anlegt: wie viele können denn im Ganzen aus dem großen Haufen der Ankömmlinge auf Universitäten zu jenen Besseren gezählt werden? Der große Haufe hingegen, wie zwecklos wählt er gewöhnlich die zu hörenden Vorlesungen, wie verkehrt und zufällig die Lehrer! Wie wenigen ist vergönnt, das zu spät wahrgenommene Hysteron Proteron in den Studien wieder gut zu machen, und auch bey diesen, wie viel Zeit, Kraft, Geld geht verloren! Endlich muß auch der akademische Fleiß wirksam ermuntert und anständig belohnt werden. Auch, was der Vf. hierüber sagt, verdient Beherzigung. Wir heben zum Schluß die folgende Stelle noch aus (S. 36): *Inter recti studii academici incitamenta non postremum locum obtinere videtur proposita studiosis omnibus spes honorum et munerum, honesta et laudabilis illa, quoniam iis tantum assulget, qui honestam et laudabile in literis studium posuerunt, sed certa, aequa, sanum par offensa omnibus, qui dignos ea se praestiterint. Quid enim ad acutendos et confirmandos animos excellentius cogitari potest, quam si certam aequumque omnes spem habeant, si sciant, rem publicam optimorum operam desiderare, optimos honores offerere, optimorum virtute tutissimam se credere, si intelligent, qui optime de republica mereri possit, huic non desore occasionem optime de ea merendi, si praevideant, ad honores exoptatissimos, id est eos, qui plurimum prudentiae et virtutis desiderant, aditum patere omnibus, qui prudentia et virtute maxime excellent; denique si sperare possint, fore, ut summa consequantur, modo effecerint, iis ut dignissimi habeantur.*

ΔΠ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 M A Y 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Angabe des Druckorts: *Über Universitäten, nach Schleiermacher, Völlers und Tittmann, von D. Ludw. Wachler, Prof. zu Marburg. Abgedruckt aus den neuen theol. Annalen. 1808. 41 S. 8.*

Der hier behandelte Gegenstand hat in unseren Tagen eine solche Wichtigkeit gewonnen, daß wir vorliegendes Werkchen, welches sich an die drey, in No. 115 und 116 angezeigten Schriften würdig anschließt; einer besondern Auszeichnung werth achten. Zwar enthält es nichts als eine darstellende Beurtheilung jener drey Schriften, und es ist nicht unser Zweck, eine Recension über Recensionen zu schreiben: aber der Beurtheiler ist ein Mann von vielseitigen Kenntnissen, von mehrjähriger akademischer Erfahrung und von erprobtem Wahrheitsfinn; seine Beurtheilung ist mit so vielen interessanten und beherzigungswerthen Reflexionen durchflochten, daß in diesem Fall eine Ausnahme von der Regel sehr zweckmäßig scheint. Wir übergehen, was der Vf. zur Würdigung und Vergleichung jener oben angezeigten Schriften mit Gründlichkeit vorgebracht hat, und schränken uns bloß auf einige seiner Bemerkungen ein, welche zum Theil fruchtbaren Stoff zu neuen Bemerkungen enthalten.

Auch Hr. W. ist der Meinung, daß es für die erste Einleitung in die Universitätsstudien sehr heilsam seyn würde, wenn man die philosophische Facultät, oder besser, einen Ausschuss derselben, verpflichtete, den angehenden Studenten zu prüfen, wissenschaftlich zu orientiren, oder symbolisch zu weihen. Die Freyheit zu studiren, oder sich auf der Universität aufzuhalten, wird dadurch nicht beeinträchtigt; nur für die, welche sich der angeordneten öffentlichen Aufsicht unterwerfen wollen, ist eine solche Einrichtung getroffen, und sie setzt die Universität in den Stand, dem Gouvernement über Amtsrichtigkeit einzelner Subjecte die geforderte Auskunft geben, und über diejenigen, welche das Bürgerrecht in der eigentlichen literarischen Republik erlangen wollen, urtheilen zu können, obgleich die Zutüchtigkeit der letzteren noch auf andere Weise erforscht werden kann. — Übrigens wäre es sehr gut, wenn die Mitglieder der Specialfacultäten, unter gewissen die individuelle Studienfreyheit sichernden Bedingungen, darüber einverstanden wären, keinen Unbekannten, der sich als Zuhörer bey ihnen meldet, zu ihren Vorlesungen zuzulassen, wofür er nicht, so

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

weit solches historisch-empirisch beurtheilt werden kann, die erforderliche Vorbereitung dazu sich erworben hat. Ohne diese Vorkehrungen lassen sich dem alles Wissenschaftliche ausschließenden Handwerksgeiste im Studiren keine Schranken setzen; Jünglinge, ziemlich roh der Schule entlaufen, hören im ersten halben Jahre, ohne durch Sprachkunde, Philosophie und Geschichte vorbereitet zu seyn, Dogmatik; werfen sich in juristischen Definitionen-Kram, oder befaßen sich mit medicinischen Specialdisciplinen, ohne durch Vorkenntnisse sich zu solchen Studien geschickt gemacht zu haben. Philologische zumal und historische Vorkenntnisse, wiewohl sie den Grund von allen Wissenschaften ausmachen, wie selten werden sie erworben, wie unverzeihlich bey dem gewöhnlichen Handwerkschlendrian verabsäumt! Entsetzlich ist es, daß Universitätslehrer aus schmutzigem Eigennutz, oder aus lächerlicher Eitelkeit, welche sich mit der Zahl der Zuhörer brüsten, das Unwesen begünstigen; bedauernswürdig, aber freylich auch von Staats wegen zu beschränken in ihrem, der Wissenschaft nicht minder als dem Staatswohl verderblichen Einflusse, sind diejenigen, welche aus Factionsvorurtheil, aus Haß gegen die der philosophischen Facultät zugeeigneten Fächer, aus unwissenschaftlichem und unverzeihliche Ignoranz verrathendem Übermuth, welcher alles entbehrlich hält, was vermeintlich nicht unmittelbar zur Sache gehört, und Allen Alles seyn zu können wähnt, der unsinnigsten Verkehrtheit Vorschub thun. Man stellt z. B. die Geschichtslehre entbehrlich dar, weil jedem jungen, nur nach Routine und Brod strebenden Theologen in der Kirchengeschichte, dem Juristen in der Rechtsgeschichte, dem Mediciner in den Einleitungen zu den einzelnen Disciplinen das Nöthige davon beygebracht werde; man würdigt mit stolzer Miene, welche eigene Unwissenheit verbirgt, die Sprachkunde herab, als Etwas, das nur für Schulen taugt, aber dem akademischen Jünglinge, dessen Geist mit den Facultätswissenschaften genährt werden müsse, nicht mehr behage. So in den übrigen zur philosophischen Facultät gehörigen Fächern. Was Wunder, wenn da Jurch Unwissenschaftlichkeit und Stumperey überall um sich greift!

Darin, daß in jeder Facultät die möglichst größte Freyheit herrschen soll, ist Hr. W. billig mit Schleiermacher einverstanden; auch darin, daß die Nominalprofessuren nicht stark und drückend hervortreten sollen: aber, damit keine Lücke in den Unterrichtsgegenständen für ein Semester oder einen Curs zu

Rr

befürchten sey, dringt er mit Recht darauf, daß jedem Lehrer sein besonderes Fach wenigstens in so weit angewiesen werde, daß er verpflichtet sey, dasselbe innerhalb des bestimmten Zeitraums, welchen man für einen gewöhnlichen Aufenthalt auf der Universität annehmen kann, vorzutragen, wenn Niemand sich gefunden hat, der es in dem gehörigen Umfange vorträgt. Für die Mehrheit der Universitäten, wie sie dormalen sind, dürfte es amrathsamsten seyn, wenn die Professoren in Eintracht und ohne kleinliche Privatrückzichten sich verabredeten, alle Hauptfächer wenigstens in Jahresfrist vorzutragen. In Jahresfrist; wobey eine regelmäßige Beobachtung der Semester, die man als akademische Studienterminae ansehen kann, zur strengsten Pflicht gemacht werden sollte. Nichts ist verderblicher und für den Studienplan der Docenten sowohl als der Studirenden störender, als wenn Vorlesungen, denen man gewöhnlich nur Ein Semester bestimmt, ins zweyte und dritte hinübergeschleift werden, wenn man dadurch den übrigen Lehrern, die solche Unart vermeiden, Zeit und Raum für ihre Vorlesungen wegnimmt.

Über das, was Schleiermacher von den Seminarien sagt, worin die Schüler schon als producirend auftreten, und die Lehrer nicht sowohl unmittelbar mittheilen, als nur diese Production leiten, unterstützen und beurtheilen, fügt Hr. W. S. 21 Etwas hinzu, doch nichts erschöpfendes: denn gerade hier scheint uns das Schleiermacher'sche Raisonement am meisten einseitig zu seyn. Schleiermacher will nämlich, daß jedem Lehrer, welchem es gelingt, eine Anzahl der Jünglinge seines Faches näher an sich zu ziehen, diese Leitung ihrer eigenen Arbeiten von ihnen selbst übertragen werde, daß jeder sich sein Seminarium selbst bilde. Diesem natürlichen Gange, meint er, trete der Staat in den Weg, wenn er für jede Facultät Ein Seminarium stifte, und dieses mit besonderen Begünstigungen Einem Lehrer übertrage. Auch wenn der Staat eine bestimmte Anzahl von Studirenden, oft schon bald nach ihrer Ankunft auf der Universität, als Seminaristen unterstütze, ver falle er in den Fehler, reine Aufmunterungen, die nur selten wirklich aufmuntern, Belohnungen, ehe noch etwas geschehen ist, zu vertheilen. Wir gehen dieß zu, wenn von theologischen, juristischen, medicinischen Seminarien die Rede ist. Hier ist es leicht, Jünglinge zu vereinigen, welche, ohne auf weitere Unterstützung Anspruch zu machen, sich schon dadurch hinlänglich belohnt fühlen, daß sie in der Wissenschaft, die sie künftig ehren und nähren soll, schnellere und gewissere Fortschritte machen: auch der Lehrer fühlt hier, ohne eine höhere Aufmunterung und Belohnung, zwiefachen Beruf zu einem Verein, der sich ihm so leicht und dabey so fruchtbringend ankündigt. Ganz anders aber verhält es sich mit den philologischen Seminarien, welche, als die Basis von allen übrigen, zuerst auf einer Universität zu errichten, dringendes Bedürfnis ist. Wo finden sich hier, ohne höhere Unterstützung, fähige Jünglinge genug, die auf gründliche Erlernung und

unmittelbare Ausübung solcher Studien die nöthige Zeit wenden, welche sie zwar für nützlich anerkennen mögen, aber, bey beschränktem Vermögen und bey der, ihnen von ihren Ältern kärglich zugemessenen Studienzeit, mit Hintansetzung der eigentlichen Brodstudien nicht mit größerem Zeitaufwand zu betreiben wagen? Hier muß nothwendig zum Besten der Wissenschaften und des Staats die Studienzeit verlängert werden können; aber dieß ist nicht möglich, wenn nicht der Staat selbst durch reelle Hülfe eingreift. Erst dann wird auch der Lehrer der Philologie seinen Beruf anerkennen, nach geordnetem Plan einen solchen Verein von Jünglingen zu stiften, dessen Fortdauer nicht dem Zufall oder den Vermögensumständen der Theilnehmer überlassen, und dessen Bestimmung nicht durch jährigen, oder gar halbjährigen Wechsel der Seminaristen kaum zur Hälfte erfüllt wird. Auch ist bey diesen Seminarien nicht zu besorgen, daß die einem Lehrer erwiesene Begünstigung den übrigen Lehrern oder der Wissenschaft selbst nachtheilig werde; noch weniger, daß die Jünglinge dadurch auf eine unreine Art zu dem Lehrer ausschließend hingezogen werden, der solche Begünstigungen zu vertheilen hat, und daß dadurch eine Art von Monopol entstehe. Denn in der Regel ist auf Universitäten nur Ein Lehrer der Philologie angestellt; und weil sein Lehramt ohne Zweifel zu den bedeutendsten und für den Ruhm der Universität wichtigsten Lehrstellen gehört: so wird billig vorausgesetzt, daß diese Anstellung nicht ohne die sorgfältigste und gewissenhafteste Prüfung des angestellten Subjects geschehen sey. Sind aber auch auf manchen Universitäten mehrere öffentliche Lehrer dieses Faches, welche, wie zu erwarten steht, ein rühmlicher Wettstreit entflammt: so wähle man zum Aufseher des Seminariums denjenigen, der sich seiner Wissenschaft am sichersten bemächtigt hat, und dieselbe Anderen mitzutheilen am fähigsten ist; man nehme dabey nicht die in Deutschland so sehr herrschende Rücksicht auf das Alter; man bedenke, daß der Älteste zu einem solchen näheren persönlichen Verkehr mit der Jugend, wenn alles Übrige gleich gesetzt wird, der Regel nach der minder geschickte ist; man vertraue endlich auch dem Gewählten die Aufsicht nur so lange an, als ihn seine Kräfte gehörig unterstützen, und die fortwährende Neigung zur Sache aus dem Erfolge sichtbar ist. Freylich kommt es bey der Einrichtung dieser Anstalt vor allen Dingen auf die Überzeugung an, daß sie der Universität nicht bloß vortheilhaft, sondern wahrhaft nothwendig sey: eine Überzeugung, welche in unseren Tagen lebhafter als jemals seyn sollte. Denn welche Universität hat je geblüht und einen dauernden Ruhm behauptet, ohne Betreibung der edeln Musenkünste? Und wo haben diese Künste je ein bleibendes Gedeihen gefunden, wo ist eine eigentliche Schule derselben gebildet worden, ohne Pflege philologischer Seminarien? Die sogenannten Brodwissenschaften, mögen sie auch noch so gründlich gelehrt worden seyn, wo haben sie jemals einer Universität fortwährende

Auszeichnung erworben? Wie könnten sie es jetzt, da man, bey dem raschen Wechsel der Zeitumstände, kaum weiß, ob eine Brodwissenschaft, die man in diesem Halbjahr erlernt, noch in dem folgenden als solche gelten, und in Ausübung gebracht werden wird? — Deutscher Jüngling, willst du nicht Gefahr laufen, mit deinem theuer erkauften Wissen in Kurzem Schiffbruch zu leiden: so strebe jetzt auf Universitäten zuerst nach einer *allgemeinen* Bildung, welche dich zu Jedem geschickt macht, was der Wechsel des Schicksals gebeut oder anrath; eine solche Bildung aber wirst du nirgends empfinden, als aus den Händen der im edleren Sinne des Worts sogenannten, mit Geschichte und Mathematik innig verbundenen Philologie.

Aus dem, was *Schleiermacher* als Grundansicht über die *Ertheilung der gelehrten Würden* aufgestellt hat, folgert Hr. *W.* mit Recht, daß, wie es auch sonst auf deutschen Universitäten gehalten wurde, und auf einigen wirklich noch gehalten wird, Jeder zuerst in der *philosophischen Facultät* promoviren müsse, ehe er zu dem Doctorgrade in den Specialfacultäten zugelassen werden kann, der ihm auf eine Stelle bey der Universität oder Akademie Ansprüche giebt. Das Wegwerfen der philosophischen Doctorwürde, sagt Hr. *W.*, ist unvorzeihlich, ob man es gleich mit dem abscheulichen Gedanken der Unschädlichkeit entschuldigen will. — Es versteht sich, daß, wie *Schleiermacher* S. 136 scharfsinnig ausführt, nur diejenigen, welche an der Wissenschaft selbst zu arbeiten und sie auszubilden, nicht aber das Erkannte bloß auf eine reale Weise darzustellen, und die Früchte der Wissenschaft in das Leben überzutragen sich berufen fühlen, die Höchsten sind für den durch Universitäten begründeten wissenschaftlichen Verein, daß nur sie die Stellen ausfüllen auf der Universität und in der Akademie, und wenn sie an öffentlichen Geschäften Theil nehmen, dieses, eben wie jene das Lehren, nur als Nebensache ansehen. Sie allein sind also die eigentlichen Doctores, von denen aber auch in einem höheren Grade muß gefodert werden, daß sie von dem Zustande der Wissenschaft, der sie sich weihen, genaue Kenntniß, und in der Handhabung derselben großes Geschick beweisen. „Hier sind nun (sagt *Schleiermacher*) vorzüglich gewisse Proben der Gelehrsamkeit an ihrer Stelle, und müssen eigentlich immer von der Art seyn, daß sie etwas Merkwürdiges bleiben für dieses Gebiet. Ein Doctor, welcher nicht gleich bey seinem Eintritt in diese Würde eine Spur von seinem Daseyn zeichnet, welche allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und während der Epoche, in der sich die Wissenschaft eben befindet, nie ganz verschwinden kann, ein solcher ist eigentlich seines Namens unwürdig.“ Was nun die abzulegenden Proben der Gelehrsamkeit anlangt: so können sie theils in mündlichen Prüfungen, theils in geschriebenen und für den Druck bestimmten Dissertationen, theils in öffentlicher Vertheidigung derselben bestehen. Nach der gegenwärtigen Verfassung unserer Universitäten und nach dem Zustande der gelehrten Republik überhaupt, darf keine dieser Prü-

fungen von der anderen getrennt, keine für sich allein als hinreichend geachtet werden. Mündliche Prüfungen und geschriebene Dissertationen sollen beweisen, ob der in den literarischen Verein Aufzunehmende in einem einzelnen Felde des realen Wissens einheimisch, ob er mit dessen Fortschritten sowohl als Bedürfnissen bekannt, ob er im Stande sey, die erlernte Wissenschaft weiter fortzubilden. Durch die öffentliche Vertheidigung seiner Schrift aber, oder durch die sogenannte Disputation, soll er das Innere seiner Ansichten eröffnen; er soll zeigen, welcher Combinationen er fähig sey; er soll vermittelt dialektischer Consequenz bewähren, daß er den Geist der Wissenschaft als Princip in sich aufgenommen habe. Alles dies hat *Schleiermacher* vortrefflich entwickelt. Wenn aber derselbe klagt, daß heut zu Tage die scholastische Form der Disputationen zu einem leeren Spielgefechte geworden; wenn auch Hr. *W.* wiederholt, daß der Credit fast aller auf der Universität durch solche Förmlichkeit erlangten Würden tief unter den Punct der Satyre herabgesunken: so ist, um nicht auf missverständene Ausserungen so wackerer Männer hin der Trägheit ein Polster unterzulegen, einerseits zu bedenken, daß der Mißbrauch einer an sich sehr achtungswerthen Sache den würdigen Gebrauch derselben nicht beschränken dürfe, auf der anderen Seite, daß auch jetzt noch manche berühmte Universität den rechten Gebrauch mit Würde behauptet, daß sie den guten Erfolg davon zu ihrem und der Wissenschaft Besten fortwährend erfährt, und daß mithin jene Urtheile zu allgemein ausgesprochen sind. Rec. ist am genauesten mit der Einrichtung öffentlicher Disputationen auf den königl. sächsischen Universitäten bekannt. Er weiß, als mehrjähriger Lehrer auf der berühmtesten dieser Universitäten, aus Erfahrung, daß hier diese öffentlichen Proben mit Ernst und zweckmäßigem Anstand gehalten werden, daß, solche Prüfungen mit Beyfall bestanden zu haben, für ein vollgültiges Zeugniß der erworbenen Kenntniße gelten kann. Hier wendet man noch auf die Ausarbeitung einer solchen Probefchrift, welche nicht bloß aus ein paar flüchtigen Blättern bestehen darf, die oft mit den Sibyllenblättern das verdiente Schicksal theilen, den nöthigen Fleiß; man hält die Handlung der Disputation selbst für wichtig und feyerlich. Nicht selbstbestellte Opponenten verrichten hier an dem jungen Manne, dem das Katheder eröffnet worden ist, ein Werk der Barmherzigkeit, sondern Jeder, der, als Lehrer der Universität in irgend einem Fache, Kraft und Neigung in sich fühlt, kann auf dem Kampfsplatz erscheinen; diejenigen, in deren Hauptfach die Probefchrift eingreift, erscheinen natürlich am gewissesten; sie ausschließen wollen, hiesse nichts anders, als die öffentliche Handlung entehren, und den Feigen, der solche Ausschließung nur gewünscht hätte, der öffentlichen Verachtung preisgeben; aber auch andere Lehrer treten auf, unangemeldet und ohne getroffene Verabredung mit den Disputanten, und es ist ein erfreuliches und erhebendes Schauspiel, das auf den zahl-

reichen Kreis der aufstehenden Jünglinge höchst vortheilhaft wirken muß, wenn man hier oft die dienstvollsten Veteranen der Wissenschaft, deren Namen schon Ehrfurcht gebietet, voll Ernst für ihr Amt und für die gute Sache, welche durch kein triviales Spiel, durch keine Harlekinade entweiht werden darf, in einem prüfenden Kampfe mit angehenden Docenten erblickt, deren nachheriger Ruf und akademisches Glück nicht selten in der ersten Stunde dieser öffentlichen Probe auf das bestimmteste entschieden wird. Denn freylich tritt auch wohl der Fall ein, daß Unwissende, die bloß täuschendem Selbstgefühl, dünkeltvoller Anmaßung oder niedrigen Kunstgriffen vertrauend, sich zu akademischen Lehrern erheben wollen, in dieser Prüfung zurückgewiesen, und ganz eigentlich von dem Katheder, dessen sie unwürdig waren, herabdisputirt werden. Aber eben diese Strenge macht nachdrückliche Vorbereitung auf das Lehramt zur Pflicht; sie gebietet Fleiß und Kraftanstrengung; sie erhält den Stachel

der Universitätslehrer in der Achtung, welche nicht fehlend darfst, wenn die Wissenschaft, durch Lehrvorträge ausgestreut, in den jugendlichen Gemüthern Wurzel fassen soll. Wir können demnach uns nicht überzeugen, daß Disputationen, auf diese Art angestellt, und aus dem obigen Gesichtspuncte gefaßt, als eine leere, unnütze, ja wohl gar lächerliche Form erscheinen, wie sie mancher, wohlwissend warum, in unseren Tagen gern darstellen möchte. Wir glauben, daß jener würdevolle Ernst, jene wissenschaftliche Strenge bey dieser Handlung auch auf anderen Universitäten noch beobachtet werde; und sind der festen Meinung, daß, wo diese Haupterfordernisse der Disputationen durch Leichtfinn entweder oder durch Unwissenheit allmählich verschwunden seyn sollten, ihre Hertkennung und Sanctionirung zur heiligsten Pflicht gemacht werden müßte. Denn auch hier gilt, was überhaupt auf die Universitäten so vielfache Anwendung leidet: *Nisi utile est, quod facis, stulta gloria est.*

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Schleswig u. Flensburg, b. Röhrs, Christiani u. Korte: *Keine Universität in Berlin.* An den Hn. geh. Ober-Tribunalrath Klein von dem Freyherrn v. Eggers, Oberprocureur der Herzogthümer Schleswig und Holstein, Ritter vom Dannebrog. 1809. 30 S. 8. (8 Gr.) Der Vf. kennt keineswegs die Vortheile, welche eine große Stadt, vorzüglich eine Residenz, wo man im Ganzen mehr Aufklärung und die Aufklärung vielfältiger findet, für eine Universität darbietet; aber er behauptet, daß diese Vortheile mehr auf spätere Bildungsanstalten gehen. Für jedes wissenschaftliche Fach bringe der Aufenthalt in der Residenz großen Gewinn, besonders dem, den Talent und Umstände zu einem höheren Wirkungskreise berufen. Aber dem Geiste der Studien, die dem Jüngling Grundlage zu seiner künftigen Beschäftigung seyn sollen, fromme dieser Aufenthalt nicht, theils weil hier der wissenschaftliche Stolz, welcher aus der Überzeugung von dem hohen Werthe vorhergegangener Anstrengung entspringt, allzu sehr unterdrückt werde, theils weil sich mit dem Mangel an äußerem Ansehen auch die Zufriedenheit mit seiner Lage bey dem Lehrer sowohl als bey dem Lernenden vermindere. Auch an eine gewisse Einförmigkeit der Lebensweise, welche die akademischen Studien fodern, an eine regelmäßige Gewöhnung an bestimmte Geschäftsstunden sey in einer Residenz nicht zu denken: selbst die Professoren können sich hier nicht immer erheben über die mannichfaltigen Zerstreuungen einer solchen Stadt; noch gefährlicher sey die hier herrschende Verführung für die Sitten der Studirenden. Bey den meisten großen Städten, namentlich bey Berlin, treten noch überdies die Besorgnisse der nachtheiligen Folgen ein, welche aus der verhältnißmäßig größeren Theuerung entspringen. „Der akademische Lehrer muß auch mit einer gewissen Bequemlichkeit leben. Er muß sich sein Haus gemächlich machen: denn daß er heimisch sey, gehört zu den Pflichten seiner Lage. Sein Studium fodert manche Ausgabe, die er sich nicht versagen darf, ohne Nachtheil für die Erfüllung seines Berufs. Soll der gewissenhafte Professor zu einer künftigen Berechnung genöthigt seyn, ob er seinen Briefwechsel einschränken muß, ob er sich dieses oder jenes Buch anschaffen darf, was vielleicht nicht in die Universitätsbibliothek gehört, oder ihm immer zur Hand seyn muß?“

Endlich ist auch das nicht gut, so viele öffentliche Anstalten und Einrichtungen in der Residenz zu häufen. Der Nationalcultur zwar ist es erspriesslich, wenn der Regent von einer Anzahl gebildeter Männer in allen Fächern umgeben ist; aber es folgt daraus nicht, daß die Residenz der Mittelpunkt aller Kenntniß seyn müsse. Das glücklichste Verhältniß dünkt dem Vf. dieses: in der Residenz treffliche Schulen, Gymnasien, Anstalten aller Art zur Geschäftsbildung, Bibliotheken, Akademie

der Wissenschaften, aber — keine Universität. Zuletzt macht Hr. v. E. noch darauf aufmerksam, daß für die Bedürfnisse des preussischen Staates die Universitäten zu Königsberg und Frankfurt vollkommen hinreichen, und daß, wenn etwa noch im Mittelpunkt der Monarchie eine Universität errichtet werden sollte, das Gymnasium zu Breslau sich mit minderen Kosten zu einer solchen erheben lasse.

Kein Unbefangener wird in Abrede seyn, daß alles, was zur Erreichung des auf dem Titel ausgedruckten Zwecks gesagt werden konnte, von dem würdigen Vf. auf eine vollständige und lichtvolle Weise gesagt worden ist.

All.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Klesfeld: *Hilacynth und Camillo oder die Cisalpinier.* 1808. 670 S. 8. (2 Thlr. 22 Gr.) Das Merkwürdige von diesem Roman ist, daß er von einem 23jährigen Mädchen herrühren soll. Wenn wir noch drey oder vier Jahre hinzudenken, scheint dies allerdings möglich; denn bey einiger Erfahrung des Herzens, wie sie sich wohl unter Geschwistern, unter Nachbarinnen, und noch den Erzählungen Anderer im Zimmer machen läßt, verräth das Product noch viel Unbekanntheit mit der Welt und einen großen Leichtsin in Verknüpfung der Umstände. Außere Schwierigkeiten werden gewöhnlich nur mit wenigen Worten erwähnt, oder ganz umgangen, und alle Vorfälle und Scenen in das Zimmer verlegt. In der Wechselwirkung und Mittheilung der Personen herrscht aber viel Gefühl, nur ohne Tiefe und Mannichfaltigkeit. Der Styl ist ohne Perioden, flüchtig und in kurzen Sätzen; es ließt sich alles leicht weg. Sonderbar, daß die holde Kleine so viel Vergnügen daran gefunden hat, Liebende in ein unglückliches Verhältniß zu bringen, und sie bald durch Mangel an Gegenliebe, bald durch grausame Altern, und bald durch weite Entfernung zu plagen. Camillo, die Hauptperson, muß seine verlornen Hilacynth fast durch ganz Europa suchen, und durch seine Liebenswürdigkeit erst mannichfaltiges Unglück in den Herzen Anderer anrichten, ehe er der Wiedererlangung seiner Geliebten gewürdigt wird. Und auch da noch muß er die Probe der Eifersucht bestehen. Wir wissen nicht, ob wir einer jungen Phantasie, die schon so früh in der Erwartung des Lebens so trübe Bilder mischt, das Glück wünschen sollen. Dies führt gar leicht zu der krankhaften Neigung, einen leidenden Zustand lieb zu gewinnen. Statt sich von den leichteren Banden los zu machen, und auch über Schmerzen hinaus sich zum Genuß und zur Freude zu erheben. Sprachfehler, wie: sie lernt dir lesen; lehre mir die Gattin; die Kleider schützten mich für jeder Verlegenheit, und warum ist sie so zurückhaltend gegen mir? — wollen wir erlitten verzeihen.

T. Z.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 MAY, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenböck und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten*. Von Johann Gottfried Eichhorn. IV Band. 1 Abth. 1807. 2 Abth. 1808. 1116 S. V Band. 1 Abth. 1807. XVIII u. 677 S. 8. (6 Thlr. 20 Gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Der dritte Band dieses Werkes nebst der 2 Hälfte des 2 Bandes ist zur Zeit noch nicht erschienen. Von der bewundernswürdigen Thätigkeit des Vfs., die, wenn sie nicht durch so viele andere Producte darge-
than werden könnte, schon an dem gegenwärtigen Bande einen hinreichenden Beleg haben würde, steht zu erwarten, daß die Lücke bald ergänzt werden wird, obgleich die Zeit dieser Ergänzung von ihm nicht bestimmt ist. Dieser 4 Band enthält die *Geschichte der schönen Redekünste in den neueren Landessprachen*, wie auch auf einem besonderen Titelblatte angezeigt ist. Die Nationen, deren schöne Literatur hier vorgeführt wird, sind die, welche allen übrigen in Europa darin weit vorgegangen sind, und deren Ruhm zur Zeit noch nicht erreicht, geschweige übertroffen worden ist, die Italiäner, Spanier, Portugiesen, Franzosen, Britten, Deutschen. Eine ungeheure Menge von Büchern sind über die Dichter und Prosaiker dieser Nationen, ihre Leben, Verdienste und Werke geschrieben. Das gegenwärtige ist eine vollständige Gallerie der vorzüglichsten Schriftsteller, deren Bildnisse im Tempel der Poesie und Rhetorik der Ewigkeit überliefert zu werden verdienen. Dank dem Vf. für die unfägliche Mühe, eine solche Menge von Urtheilen und Kritiken über die mancherley Geistesproducte, die auf dem Felde der schönen Literatur in den neueren Zeiten hervorgekommen sind, durchweht mit kurzen biographischen Nachrichten der angeführten Heroen, zusammengetragen, und auf eine unterhaltende Art dargestellt zu haben! Gewiß kann kein Buch von einem solchen Umfange diesem an die Seite gestellt werden, und eben so gewiß macht dieses eine ganze Bibliothek entbehrlich. Wenn ein alphabetisches Verzeichniß der angeführten Autoren das Buch beschloffen hätte: so würde seine Vollständigkeit noch einleuchtender geworden seyn, weil schwerlich ein Autor von Bedeutsamkeit, wenigstens unter den Dichtern, darin vermißt werden würde. In der Geschichte der schönen Redekünste der Italiäner, Spanier und Portugiesen

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

hatte der Vf. einen vortrefflichen Vorgänger an Hn. Hofr. *Bouterwek*, der sie für das andere, von Hn. E. unternommene große Werk, (J. A. L. Z. 1809. No. 48) ausgearbeitet hatte. Dankbar gesteht der Vf., daß die Arbeit dieses würdigen Gelehrten die seinige erleichtert habe. Er hat auch nicht bloß die Urtheile des Hn. B. zu den seinigen gemacht, sondern sie mehrmalen mit seinen Worten ausgedrückt. Man vergleiche z. B. was *Bouterwek* von *Bojardo* Bd. 1. S. 317, von *Sannazar* Bd. 2. S. 113, 114, von *Baldi* S. 356, von *Macchiavelli* S. 280 sagt, mit dem, was Hr. E. von denselben Schriftstellern S. 10, 19, 23, 126 berichtet, und man wird Gedanken und Worte in Übereinstimmung antreffen. Die Bewunderer der *Lusiade* des portugiesischen Dichters *Camöens* werden stutzen, wenn sie bey Hn. E. lesen, daß dieses Gedicht, so wie es nicht arm an Schönheiten ist, auch reich an Fehlern sey, S. 263. Anders lautete *Bouterweks* Urtheil, daß die *Lusiade* an Schönheiten reich, aber auch nicht arm an Fehlern sey, Bd. 4. S. 163. Die Versetzung der Wörter *arm* und *reich* gehört zu den Fehlern, die man an einem so weitläufigen und mühevollen Werke wohl bemerken, aber nur der unbefeiene Kritiker rügen wird. In der französischen, englischen und deutschen schönen Literatur hatte der Vf. keinen solchen Vorgänger, als ihm *Bouterwek* bisher gewesen war, in dessen Fußstapfen er hätte treten können. Er befand sich, wie er von sich selbst sagt, in einem Überflusse der vortrefflichsten Materialien, daß ihm oft nichts mehr als eine kritische Auswahl des Besten übrig blieb. Daß ihm diese meisterhaft gelungen ist, kann selbst derjenige nicht in Abrede seyn, der in der Absicht, Ausstellungen zu machen, den gedachten Abschnitt genau und sorgfältig prüfen würde.

—r—

Des fünften Bandes 1 Abtheilung, welche bis jetzt erschienen, hat auch den besonderen Titel: *Geschichte der neueren Sprachkunde*, und erneuert die frohe Erscheinung, das Studium der Sprachkunde, deren großer Werth für Literatur und Geschichte sich auf keine Weise bezweifeln läßt, durch Männer von anerkannter Gelehrsamkeit neu belebt, besser begründet, umfassender bearbeitet, und weiter verbreitet zu sehen. Ehe noch der durch einen anderen Rec. (Jahrgang 1807. No. 164) angezeigte erste Theil von *Adelungs Mithridates* erschien, hatte Hr. E. schon ein ähnliches Werk unter der Feder, welches nun durch die Benutzung jenes Werkes eben so sehr gewonnen hat, als es wieder den Besitzern des

S.

Mithridates eine belehrende Vergleichung gewährt. Beide Werke beschäftigen sich mit der *asiatischen Sprachkunde*, wiewohl bey verschiedenen Zwecken und mit verschiedener Anordnung der einzelnen Theile. Aus dem doppelten Titel des *eichh.* Werkes erhellt es schon, daß es diesem Gelehrten bey der Geschichte der neuern Sprachkunde hauptsächlich um die Literatur ihrer Bearbeitung zu thun war, während *A.* bloß den Zweck hatte, die Kenntniß der Sprachen selbst zu befördern, daher aber auch nicht bloß eine historische Nachricht von dem Eigenthümlichen dieser oder jener Sprache gab, sondern jene Kenntniß durch solche *Sprachproben* zu begründen suchte, woraus die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen, so wie der Grad ihrer Bildung oder Unvollkommenheit am deutlichsten in die Augen fiel. Eine andere wesentliche Verschiedenheit des *eichh.* und *adel.* Werkes besteht darin, daß *Adel.* sich bloß an die Sprache hielt, und, um sich nicht in seinen eigenen Netzen zu verwickeln, die Schrift, mit welcher jede Sprache geschrieben wird, die sinesische und einige andere merkwürdige Schriftarten ausgenommen, absichtlich übergieng, Hr. *E.* hingegen mit der Sprachkunde zugleich die *Schriftkunde* verbindet, weil sie, auch abgesehen von seinem besondern Zwecke, in der Geschichte jeder Sprache vieles aufkläre. Schriftproben zu liefern, gehörte aber eben so wenig zu Hn. *E.*'s Zwecke, als Sprachproben zu geben, deren Sammlung *A.* zu seiner Hauptsache machte: an der Vollständigkeit der Notizen und Literatur über die genannten Gegenstände, worauf Hn. *E.*'s Werk eigentlich abzweckte, wird man dagegen nicht leicht etwas vermissen. Die Nachträge aus neueren Werken hoffen wir im folgenden Theile zu erhalten.

Hr. *E.* beginnt seine philologische Literatur mit der *Geschichte der Sprachen - und Schrift-Kunde im Allgemeinen*, worin er die vorzüglichsten Meinungen und Werke über den Ursprung der Sprachen und deren Verschiedenheit, so wie über die Mittel, die Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen zu erforschen, ferner über den Ursprung der Schreibkunst und die Verwandtschaft der Alphabete, und zuletzt noch die gemeinschaftlichen Fehler der bisherigen systematischen Verzeichnisse der Sprachen und Schriftarten kurz und bündig beurtheilt: doch bekennen wir, hin und wieder ganz anderer Meinung zu seyn. Im ersten Abschnitte vom *Ursprunge der Sprache* räum er dem Schottländer *Monboddo* den Vorzug ein, drückt aber dessen Endresultat nicht deutlich genug, und mit scheinbarem Widerspruche aus, wenn er sagt: „Es sey kein Grund vorhanden zu glauben, daß die Sprache nur von Einem Menschenstamme erfunden worden, und alle Sprachen der Erde nur Abkömmlinge einer einzigen Stamm-mutter wären, ob man wohl Grund zu glauben habe, daß die Sprache keine Erfindung vieler Nationen gewesen, sondern alle gegenwärtig bekannten Sprachen von Einer Muttersprache abstammen möchten.“ Deutlicher drückt er sich darüber am Ende

des zweyten Abschnittes über die *Verschiedenheit der Sprachen* aus. Als allgemeine Mittel, die *Verwandtschaft der verschiedenen Sprachen zu erforschen*, drängten sich dem Literator die Etymologie und die Sprachproben auf, zwischen welchen die metaphysische Deutung der einzelnen Buchstaben in die Mitte tritt. Der Abschnitt von den Sprachproben ist aus *Adel.* Vortede und Anhang zum Mithridates geschöpft: es thut uns leid, daß sich Hr. *E.* verleiten ließe, *A.*'s Ideen über Sprachvergleichung selbst da, wo man ihn als Orientalisten besser unterrichtet glauben sollte, zu unbedingt aufzunehmen. Hätte Hr. *E.* die oben angeführte Recension gekannt, oder *A.*'s Behauptungen auf gleiche Weise geprüft: so würde er an der Güte der Vater — unser — Übersetzungen, eher gezweifelt, als *A.*'s Worte in verstärkten Ausdrücken wiedergegeben haben. Wenn Hr. *E.* bey der Schriftkunde in dem Abschnitte von der *Verwandtschaft der Alphabete* behauptet, daß die Erfindung der Buchstabenschrift aller Wahrscheinlichkeit nach nur einmal in der Welt gemacht sey, und daher die vielen Alphabete, in deren Gebrauch das Menschengeschlecht sich theile, von einem Mutteralphabet abstammen müssen, welches sammt seinen ersten Descendenten verloren sey: so möchten wir ihn fragen, ob er sich auch die Keilschrift, wovon doch wenigstens eine Art bereits als alphabetisch anerkannt ist, von einer gemeinschaftlichen Mutterschrift abzuleiten getraue. So lange man noch in Hinsicht des Zendalphabetes von der Zukunft manches Räthsel zum Vortheile der Schriftverwandtschaft gelöst hofft: so lange sollte man sich über die verschiedenen Schriftarten, in welche sich die bewohnte Erde theilt, kein allgemein absprechendes Urtheil erlauben, damit man nicht in den Fehler der von Hn. *E.* getadelten Vorgänger fälle, welche von den wenigen ihnen bekannten Sprachen und Schriftarten sogleich auf die der ganzen Menschheit schlossen.

„Für eine systematische Anordnung der Sprachen und Schriftarten, sagt Hr. *E.* am Ende seiner Einleitung, ist es noch zu früh. Es wird daher am sichersten seyn, bey ihrer Aufzählung bloß der Erdbeschreibung zu folgen, und dabey von Asien auszugehen, von welchem Welttheil aus sich allein Anseine nach Menschen, Sprachen und Schrift in die übrigen Welttheile ausgebreitet haben. Indessen sagt ebenderselbe in der Vorrede, wenn gleich noch keine genaue Geschlechtstafel der Sprachen möglich ist: so folgt daraus noch nicht, daß sie sich überhaupt noch in gar keine Stellung nach der Verwandtschaft bringen ließen. Ein allgemeiner Zusammenhang der Sprachen ist bereits erforscht, und dieser kann ohne Bedenken zur Grundlage ihrer Classification gebracht werden.“ Diesem ist Hr. *E.* mehr als *Adel.* bey den asiatischen Sprachen, mit welchen er das Wenige, was man von den Völkern Polynesiens weiß, nach *Adel.* Vorgänge verbindet, nachgegangen; und unter der Voraussetzung, daß ein solcher Zusammenhang von einer gemeinschaftlichen Stamm-Mutter herrühren müsse, hat er die Sprachen, welche einem

gewissen, allgemeinen Urgepräge folgen, in Eine Classe unter dem Namen einer namenlos abgestorbenen Stamm-Mutter gestellt, ohne bey jeder den Grad der Verwandtschaft, in welchem sie mit den übrigen Sprachen derselben Classe steht, ob sie etwa als Schwester, oder als ihre entferntere Geschlechtsverwandtin zu betrachten sey, zu bestimmen.

Die asiatischen Sprachen theilt Hr. E. mit *Adel.* u. a. in zwey Hauptclassen, in die *einsylbigen* und *mehrsylbigen*; unter welchen die *sinesische* als die einfachste der einsylbigen Sprachen oben an steht. Die *einsylbigen* Sprachen theilt Hr. E. wieder nach der eingeführten Schriftart, welche gleichwohl *Adel.* mit Recht für keine sichere Richtschnur in der Genealogie der Sprachen anerkannte, in solche, welche die *sinesischen Begriffszeichen*, und solche, welche mit der Religion der Buddhisten nach der Verdrängung derselben durch die Brahmanen zugleich das *indische Syllabarium* annahmen, das sie mitbrachten. Nach dieser Abtheilung löste sich der annamitische Sprachstamm, oder das Sprachsystem des *sinesischen Westlandes*, unter welchem *Adel.* Tunkin, Kotschinschina, Kambotscha und Laos zusammenfasste, in zwey Hälften auf, wovon die eine zur ersten, die andere zur zweyten Abtheilung gezogen ward. Bey den *mehrsylbigen* Sprachen bemerkt Hr. E., daß in jeder Hauptsprache ein allgemeiner Typus zum Grunde liege, nach welchem das Einzelne fortgeprägt, ein allgemeiner Riss, nach welchem der grofse Bau, vermöge dessen sich die einfachen Urlaute in eine zusammenhängende und in sich selbst verflochtene Rede reihen, fortgeführt sey. Wo sich dieser zeigen lasse, da sey die Verwandtschaft der Sprachen unter einander, oder ihre Abstammung von einer längst verstorbenen gemeinschaftlichen Mutter erwiesen, mögen sie auch in Worten noch so sehr von einander verschieden seyn, und die über sie vorhandenen Sprachdenkmale noch nicht hinreichen, den Grad der Verwandtschaft zu bestimmen, in welchen sie mit ihr stehen. Nach dieser Voraussetzung nimmt er eine *mongolische, medisch-indische, semitische* und *finnische* Muttersprache an, die in mannichfaltigen Abkömmlingen noch fortleben, und reiht an die ersten manche andere Sprachen, deren Stamm-Mutter sich noch nicht bestimmen läßt. Wir loben es, daß sich Hr. E. nicht begnügte, die Sprachen nur nach der Lage der Länder, in welchen sie vorzüglich ihren Sitz haben, neben einander zu stellen, sondern die Genealogie und Verwandtschaft der Sprachen zum Hauptgesichtspuncte bey ihrer Anordnung machte: nur tadeln wir es, daß er dabey auf der einen Seite zu wenig auf einen gemeinschaftlichen Ursitz des Menschengeschlechtes Rücksicht nahm, von dem auswandernd die verschiedenen Stämme nach Verhältniß ihrer äußeren Lage den ersten Grund zum unterscheidenden Urgepräge der zu einander gehörenden Hauptsprachen legten, auf der anderen Seite wieder bey dem Bemühen, so wenig Ursprachen als möglich anzunehmen, viel zu weit ging, und die verschiedensten Sprachen unter Eine Classe zusam-

menstellte. Wer durch Hülfe einer auf physische und historische Daten gebauten Philosophie das ganze hohe Mittelasien auf seiner Südseite, und nicht bloß einen engbeschränkten, abgeschiedenen Theil desselben, als den Wohnplatz der ersten Menschenvölker erkannt hat, und weiß, daß die Gebirgsketten und Hauptströme von jeher die Völkerzüge leiteten, wird die Sprachsysteme nach den wahrscheinlichen Zuglinien zu verfolgen suchen, mögen sich auch die einzelnen Abtheilungen eines Hauptstammes in die weitesten Fernen verlieren, oder die Zuglinien ganz verschiedener Stämme auf die mannichfaltigste Weise in einander greifen, und sich einander unterbrechen. Hr. E. bemühte sich zwar, den ursprünglichen Zusammenhang der Hauptvölker mit wenigen Worten anzudeuten; aber er begnügte sich mit unerwiesenen Angaben, daß hier dieses, dort jenes Sprachsystem sich verbreitet habe, ohne auch nur im Allgemeinen zu zeigen, wie es von seinem wahrscheinlichen Ursitze in dieses oder jenes Gebiet geführt worden sey, und wodurch es schon beym ersten Aufblühen seinen eigenthümlichen Charakter erhalten habe. Er ordnet die mehrsylbigen Sprachen Asiens bloß nach den allgemeinsten Zügen ihrer Verwandtschaft unter vier beliebige Rubriken, ohne das unterscheidende Urgepräge derselben und dessen Entstehung näher zu beleuchten, und wird dadurch verführt, nicht nur die heterogensten Sprachen in Eine Classe zusammen zu werfen, sondern auch in der Anreihung der einzelnen Rubriken eben so wenig als *Adel.* auf einen schicklichen Übergang von der rohen Armuth zu immer höherer Ausbildung zu achten. Laßt uns sehen, wie Hr. E. alle asiatischen und polynesischen Sprachen der mehrsylbigen Gattungen unter die vier Rubriken ordnet.

A. *Sprachen der mongolischen Völker.* Hierunter versteht Hr. E. alle Stämme mit mongolischer Physiognomie, wozu jedoch auch alle die asiatischen Völker gehören, welche einsylbige Sprachen reden, „*Außerhalb des einsylbigen Sprachengebiets*,“ sagt er, trieben sich noch mehrere mongolische Stämme: ein Strom derselben trieb *aufwärts*, ein anderer *abwärts*. Der erstere führte sie in den mittleren Theil des hohen Mittelasiens, besonders auf das altaische Gebirge, in die heutige Mongoley, in den Hauptsitz der Mongolen und Kalmücken, bis tief in das nördliche Asien, wo jetzt noch die Buräten, die Koräken, Tschuktschen und Kamtschadalen, die Samojeden und Ostiaken, und einige kleine Völker am *sajamischen* Gebirge, deren Sprache und Lebensart ganz samojedisch ist, Reste ihrer weiten Ausbreitung sind. Abwärts trieb der mongolische Völkerstrom auf der einen Seite nach Japan und Formosa, auf der anderen nach Ostindien, wo die *Parias* noch ihre späten Nachkommen sind, und auf die ostindischen Inseln bis in die Südsee, wo sie unter dem Namen der *Malayen* viele Jahrhunderte über ein sehr rühriges Volk waren.“ Wir finden daher unter dieser Rubrik nicht nur die Sprachen der Mongolen und Kalmücken in der großen Tatarey, sondern auch die der genann-

ten sibirischen Völker. der Japaner, Malayen und Parias, wiewohl Hr. E. bey den letzten auf den Abschnitt von den indischen Sprachen verweist; bey den Sprachen der Malayen werden auch die Sprachen der neben den Malayen wohnenden Neger angegeben. Wir haben uns aber vergebens nach Beweisen umgesehen, welche Hr. E. berechtigten, anzunehmen, daß alle die genannten Völker von Einem und demselben Urstamme entsprossen seyen, und daß daher bey ihren verschiedenen Sprachen eine gemeinschaftliche Muttersprache zum Grunde liege. Es scheint, als habe Hr. E. alle Sprachen des fernen Asiens und seiner Umgebungen, deren unterscheidenden Charakter wir noch zu wenig kennen, in diese Classe zusammengeworfen, ohne irgend ein sicheres Kriterium für diese Vereinigung zu haben. Fürhete er denn nicht *Anton's* Schicksal, welcher die persische Sprache zu den occidentalischen, und die hindostanischen zu den orientalischen zählte, weil er noch nicht wußte, daß die hindostanischen Sprachen Schwestern der persischen sind? Ist es nicht gleicher Fehler, wenn man zusammengehörnde Sprachen willkürlich trennt, und wenn man ganz von einander verschiedene Sprachen zusammenwirft? Abgesehen von den Samojeden im äußersten Norden und den Japanern im äußersten Osten, von deren Abstammung und Sprache wir noch wenig Bestimmtes wissen, muß es äußerst befremden, auch die Malayen im äußersten Süden zu der mongolischen Race gezählt zu sehen. Der einzige Grund zur Verbindung der malayischen mit den mongolischen Sprachen scheint ihre geringe Abweichung von der ursprünglichen Einfylbigkeit gewesen zu seyn: aber in diesem Falle gehörten auch die Mantchu hieher, welche jedoch der Vf., wegen einiger Verwandtschaft mit dem Türkischen und Persischen, zu der zweyten Classe, den Sprachen der Iranier, rechnet. War nicht schon die ungeheure Ausdehnung des malayischen Sprachgebiets von vollen 200 Graden in die Länge, worin sich, neben der helleren Menschenclasse, auch negerartige Stämme mit krausem wolligem Haare finden, Grund genug, die malayischen Sprachen in eine besondere Classe zu ordnen? und sondert nicht auch die Schriftkunde, welche Hr. E. mit der Sprachkunde verbindet, die Malayen von den Mongolen ab? Wie können ferner die Parias zu dem mongolischen Stamme gehören, wenn von ihnen, wie Hr. E. mit *Grellmann* annimmt, die Zigeuner abstammen, deren Sprachverwandtschaft mit den heutigen Indiern so groß ist, daß Hr. E. selbst nicht umhin konnte, das Zigeunerische als Pöbelsprache der Parias den indischen Sprachen beyzufügen?

B. Sprachen der Iranier im Süd- und Mittel-Asien. „Oben von den uns bekannten Ländern des Kaukasus, von Armenien und Georgien an, durch Medien, Persien und Bactriana bis in das vordere Indien herab, scheint eine und dieselbe Muttersprache in vielen Töchtern und Abkömmlingen seit Jahrtausenden gelebt zu haben und noch zu leben.“ Da-

hin rechnet Hr. E. mit Recht die medisch-persischen Sprachen, Zend, Pehlvi und Parsi, denen er als eine vierte Schwester das Sanskrit zugesellt. „Den Wohnsitz dieser Mutter können wir nicht in Indien suchen, weil die Indier, die sie redeten, nach allen Umständen daselbst nicht einheimisch waren, sondern als Eroberer, mit einer Anzahl von Schamanen begleitet, welchen das Segensprechen bey ihren Horden oblag, über die ältesten Landeseinwohner (die Parias) hergefallen sind, und sie, nach dem ältesten wildesten Kriegerrecht, zu ihren Sklaven gemacht haben.“ Daß die Hindus keine ursprünglich indische Nation sind, sondern von oben herab gegen Indien zu wanderten, bezeugen glaubhafte Nachrichten, welche *Affemann* in seiner *bibliotheca orientalis* aus syrischen Schriften gesammelt hat. Daß aber die Parias die ältesten Landeseinwohner von Indien waren, möchte schwer zu behaupten seyn, wenn anders die Zigeuner ihre Abkömmlinge sind. Indien war wohl ursprünglich von den Malayen bewohnt, welche von den nachwandernden Indiern, zu denen auch die Parias gehören, immer mehr südöstlich gedrängt wurden; man hat sogar noch manche bey griechischen Schriftstellern vorkommende indische Wörter durch Hülfe des Malayischen erklären wollen. „Derselbe Sprachenstamm, fährt Hr. E. weiter fort, der in Iran (in Medien, Persien und Bactriana) herrschte, dehnte sich auch bis nach Georgien und Armenien, folglich wenigstens in die Länder des Kaukasus aus, deren Sprachen man näher kennt. — Die Mutter nun, von welcher alle diese asiatischen Sprachen abstammen, und ihre erste Heimat ist ihrem Namen nach unbekannt. Man ist zwar beynahe gewungen, auf das mittlere Asien, und zwar den westlichen Theil der sogenannten großen Tatarey, zu rathen, zumal da die innere Beschaffenheit der tartarischen Sprachen mit den medisch-indischen viele Verwandtschaft hat.“ Dem zufolge finden wir unter den Sprachen der Iranier nicht nur die indischen, medisch-persischen und kaukasischen, sondern auch die tartarischen Sprachen aufgezählt, welche Hr. E. in die türkische und mantchurische abtheilt. Zu den indischen Sprachen rechnet Hr. E., außer dem Sanskrit und den lebenden Töchtern desselben, und außer der Pöbelsprache der Parias, auch das Patanische, dessen einheimische Benennung Pukhto an die Pactyes des Herodotus erinnert, das Panzabische und Mohrische, als fremde Sprachen mit einigem Sanskrit gemischt. Die Geschichte der medisch-persischen Sprachen beschränkt sich auf Nachrichten von Zend, Pehlvi und Parsi, von der neupersischen und kurdischen Sprache. Bey dem Zend redet Hr. E. natürlich auch von den Inschriften bey Tschilminar, so wie bey dem Pehlvi von den Inschriften auf Naktschi-Rustan und bey Bifotun (Kirmansehah). Die Erklärung der letzteren von *Sylvestre de Sacy* nimmt er mit Recht als unbestreitbar an; alle Versuche, die ersteren zu erklären, scheinen ihm aber misslungen zu seyn.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 22 MAY, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfange bis auf die neuesten Zeiten.* Von J. G. Eichhorn.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auffallend ist hier eine Parteylichkeit des Vfs. für *Lichtenstein*. Während er nicht leugnen kann, dass die Keilschrift von der Linken zur Rechten gehe oder wenigstens zu gehen scheine, meint er doch, man müsse sein Urtheil über die Entzifferungen *Lichtenstein's*, welcher jene Schrift von der Rechten zur Linken, also von der verkehrten Seite, las, auf die Zeit aussetzen, da er sie mit den nöthigen Sprachbeweisen werde begleitet haben. Von *Grotendorf*, welcher bloß auf Entzifferung eines Alphabets Anspruch macht, verlangt er eine Erklärung des Inhalts, welche man vielmehr, nachdem nun die Bahn geöffnet worden, von den Orientalisten erwarten sollte. Auf *Tychsen's*, *Münter's* und *Grotendorf's* Wege fortzuschreiten, oder sie eines Besseren zu überführen, hätten wir vorgezogen. — Bey den Sprachen des Kaukasus nahm es uns eben so sehr Wunder, die Tcherkassen nach *Reindeggs* auch hier für die Amazonen der Alten erklärt zu sehen. — Da Hr. E. unter dem Namen der Iranier alle die Sprachen Asiens zusammenfasst, welche viel Europäisches in Worten, Formen und der inneren grammatischen Einrichtung haben: so wundert es uns nicht, auch die türkische und mantschurische Sprache hier angeführt zu lesen; nur wünschten wir diese beiden ganz verschiedenen Sprachsysteme nicht unter der allgemeinen Benennung tatarische Sprachen gleichsam als zwey Schwestern einer gemeinschaftlichen Stamm-mutter neben einander gestellt zu finden. Der Vf. liefs sich durch den vagen Begriff der grossen Tatarey verleiten, wofür *Adel* richtiger die drey Abtheilungen der Tatarey in engerer Bedeutung, der Mongoley und Mantschurey, aufnahm, da sich die drey Hauptvölker, die Tataren, Mongolen und Mantschu, an Sprache, und zum Theil auch an Bildung, so sehr von einander unterscheiden, dass man nicht ohne den grössten Zwang eines mit dem andern verbinden kann.

C. *Sprachen der Semiten in Westasien.* Dass hier Hr. E. etwas Vorzügliches leisten würde, liefs sich von seiner grösseren Kenntniss dieser Sprachen erwarten: ob er unseren Erwartungen ganz entsprach, mag das Folgende zeigen. Die Hauptabtheilungen J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

derselben hat er mit *Adel* gemein, in den Unterabtheilungen musste er nach seiner besseren Kenntniss hin und wieder von ihm abweichen. Das Maurische, Äthiopische und Maltheische hat er auf die Theile seines Werkes verpart, worin von Afrika's und Europa's Sprachen die Rede seyn wird. Bey dem Punischen fanden wir nicht ohne Befremden A's. Behauptung wiederholt, dass Hanno's karchedonisches Gebet in Plautus Pönulus vielleicht nicht einmal Punisches enthalte, und an seiner Erklärbarkeit deshalb zu zweifeln sey; dass Bochart die letzten sechs Verse, welche uns eine später eingeschobene, von den unwissenden Abschreibern, die darin lateinische Worte zu lesen glaubten, vielfältig verdrehte, prof. Auflösung des in *Gambicis totametris catalecticis* abgefassten punischen Gebetes zu seyn scheinen, sehr wahrscheinlich für dasselbe Gebet in libyscher Sprache halte. Hr. E. scheint *Bellermann's* Versuch einer Erklärung der punischen Stellen im Pönulus des Plautus, wenn er gleich dessen Programme mit anführt, eben so wenig gekannt zu haben, als *Adelung*. Können wir gleich *Bellermann's* etymologische Grandätze nicht billigen, nach welchen er *Καρχηδών* aus *Καρθαίων* verdreht glaubt, und *Φοινίκη* aus *Χνα* mit dem ägyptischen Artikel *Phe* oder *Φενα*, wie *tunica* aus *χίτων* durch Verdrehung in *τῶνχι* oder *τῶνιχ* ableitet; und können wir gleich eben so wenig mit ihm einstimmen, wenn er das profaische Punische als Fortsetzung oder Wiederholung des vorstehenden Gebetes erklärt: so erhellet doch aus seinem übrigens glücklichen Versuche die Unrichtigkeit der *Adelung'schen* und *Eichhorn'schen* Ansichten zur Genüge. Gegen die Bemerkung A's., dass der Name *Auditamus* (besser *Auditamas*) in des Plautus eigener Übersetzung in dem punischen Texte nicht angetroffen werde, führen wir noch an, dass dieser Name in den Worten des Gebetes *nelech anti daschmachon* gar nicht zu verkennen sey. — Während Hr. E. bey der hebräischen, und selbst auch der arabischen, Sprache weit über die Grenzen ging, die er sich selbst in der Vorrede steckt, wo er die Schilderung des geistigen Zustandes und der erwanigen Literatur der aufgeführten Völker im dritten Bande der Geschichte der Literatur dem Publicum besonders zu übergeben verspricht; während daher die Behandlung dieser Sprachen mit der Behandlung der übrigen in keinem rechten Verhältnisse steht, und allein ohngefähr zweyhundert Seiten einnimmt: vermisst man gleichwohl gerade das, was hier am rechten Orte gewesen wäre, die Darstellung des allgemeinen Charakters der semitischen

Sprachen, welche hier nach den Ansichten eines philosophischen Geschichtsforschers und Sprachgelehrten um so vielmehr einen Platz hätte finden sollen, je mehr man berechtigt ist, von dem Verfasser etwas weit Besseres erwarten, als vor ihm *Adelung* zu geben vermochte. In der allgemeinen Bestimmung des semitischen Sprachsystems lesen wir nur eine aus *Adelung* zu kurz gezogene Übersicht des asiatisch-semiitischen Sprachgebietes, welche *Heeren* noch besser lieferte; dann eine nicht gelungene, wenigstens in der Anführung des Grundes, warum die mosaische Völkertafel, welche nach den besseren Ansichten mythologischer Darstellung vielmehr Ländertafel genannt werden sollte, die Kanaaniter von dem Stamme der Semiten ausschloß, durch eine nicht befriedigende Rechtfertigung des Namens semiitischen Sprachen, welchen Hr. E. zuerst gebrauchte, gegen die unpassende frühere Benennung der morgenländischen Sprachen; zuletzt folgende aus A. entlehnte Bemerkung: „Die Sprache der Semiten zerfällt in drey Hauptdialekte, den *aramäischen* im Norden, den *kanaanitischen* in der Mitte, und den *arabischen* im Süden.“ Wir finden aber nichts von dem, was Hr. E. bey den weniger bekannten Sprachsystemen so bestimmt zu äußern wagte; nichts von dem Ursitze des semiitischen Völkerstammes, wo seine Sprache sich zuerst entwickelte, und das Gepräge der rauhen Gebirgssprachen erhielt; nichts von der Art, wie sich die einzelnen Zweige dieses Stammes über die unermesslichen Ebenen ihrer nachmaligen Wohnsitze verbreiteten, und nach dem verschiedenen Locale ihre Lebensart, Sitten und Sprache modificirten; wie sie, was wenigstens mit ein paar Worten gesagt werden konnte, in den Wüsten Arabiens und Mesopotamiens zu nomadischen Horden, in anderen Theilen Arabiens, wie in Syrien zum Feldbau und zu festen Wohnsitzen übergingen, und wieder in anderen Theilen, wie an den phöniciischen Küsten, blühenden Handel und Seefahrt trieben; wie die Hebräer das unstäte Hirtenleben mit dem Feldbau vereinigen lernten, und die Babylonier zu schwelgerischer Pracht und wissenschaftlicher Bildung fortschritten u. s. w.

D. *Sprachen der Finnen.* Ein paar Blätter über die Sprachen von sieben Völkern, die auf den Grenzen von Asien und Europa wohnen, und gewöhnlich zum finnischen Stamme gerechnet werden; in deren Sprachen aber, wie *Adel.* sehr wahr bemerkt, wohl mehr Tatarisches als Finnisches, und wenigstens mehr Mongolisches enthalten ist, als in allen den unzähligen Sprachen, welche Hr. E. zu Schwärmern der wahrhaft mongolischen Mundarten macht. Warum zählte Hr. E. nicht auch diese wenigen Völker zu dem ausgebreiteten mongolischen Stamme, da er kein Bedenken trug, alles dazu zu zählen, was ihm nur einige Verbindung mit demselben durch Körperbildung oder Sprache zu haben schien? Gesteht er nicht selbst, daß ihre Sprachen eben so voll mongolischer als tatarischer, slavischer und finnischer Wörter sind, und scheint er nicht die Ungarn für

Verwandte der Finnen zu halten, deren mongolische Abkunft leichter zu erweisen ist, als von der großen Völkerzahl, die er für mongolisch erklärt? Hätte er nicht besser gethan, die Sprachen der Samoeden und anderer sibirischer Völker, deren Sprachen man wenig oder gar nicht kennt, nach *Adel.* beyfallswürdigem Vorgange, in Eine Classe mit den angeblichen finnischen Völkern bloß geographisch zusammen zu stellen, als sie den mongolischen Völkern unterzuschieben, oder gar wegzulassen? Eine willkürliche Genealogie scheint uns schlimmer als gar keine; eine bloße Sprachengeographie in solchen Fällen besser als unerwiesene Sprachen-Verwandtschaftstafeln. VI — VII.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir, und PARIS b. Treutel und Würtz: *Comp. d'oeil sur l'état actuel de la littérature ancienne et de l'histoire en Allemagne.* Rapport fait à la troisième Classe de l'Institut de France par Charles Villers, Correspondant de cette Classe, Membre de la Société royale des Sciences de Goettingue etc. 1809. 153 S. 8.

Der berühmte Verf. dieser Übersicht, welche er selbst als Commentar zu der No. 116 von uns angezeigten Schrift betrachtet wissen will, hört nicht auf, sich um die deutschen Gelehrten und ihre Werke verdient zu machen. Wie er sie seit acht Jahren einzeln, bald durch Nachrichten von ihren Schriften in französischen Blättern, bald durch Überreichung derselben bey dem französischen Institut, bald durch Umarbeitung in französischer Sprache, zur Kunde seiner Landsleute gebracht hat: so stellt er in gegenwärtiger Schrift mehr als 200 deutsche Schriftstellen, die sich seit drey Jahren in den verschiedenen Fächern der alten Literatur und der Geschichte ausgezeichnet haben, jeden mit seinem Elogium, dem französischen Institut vor. Hätte die deutsche Nation eine Olympia, sie würde ihm, wie einst die griechische den Verkündern ihres Nationalruhms, einen Ehrenplatz unter den Kampfrichtern einräumen.

Die Worte des Lobes, die über Jeden ausgesprochen sind, soll dieses Blatt nicht wiederholen: Jeder vernehme sie selbst aus dem Munde des Brautea. Aber die Freude können wir nicht bergen, welche uns der Überblick einer so ansehnlichen Zahl vortrefflicher Geister gewährt hat, die hier als Zierden des deutschen Vaterlandes aus zwey Gebieten des weiten Reiches der Gelehrsamkeit in Eine Gesellschaft gesammelt sind. Hätte sich auch hie und da einer mit eingeschlichen, dessen Einlaßskarte noch zu verificiren wäre — wie groß bleibt dennoch die Zahl der ersten! und welches europäische Reich, dürfen wir kühn fragen, könnte ihnen eine gleich große Zahl gegenüber stellen? Und so ragen Deutsche in alter Literatur und Geschichte hervor, mitten unter dem Druck und der Noth der Zeit, die nun schon so viele Jahre Deutschlands Wohlstand verzehrt, und literarischen Unternehmungen so ungünstig ist. Mehr

und Ausdauern der deutschen Kraft bewährt sich auch hier aufs rühmlichste.

Mit der Auswahl der Gelehrten und der Werke, welche der Vf. zur Kunde der französischen Gelehrten bringt, wird die parteylose Kritik einverstanden seyn. Der deutsche Sectengeist hat ihn wenigstens nirgends bestochen; und wenn auch hie und da eine Schrift mitgenommen ist, die nur eine Zeitlang der große Debit durch das erschlichene Lob der Zeitungen; oder ein ähnlicher zufälliger Umstand, nicht aber ihr innerer Werth, merkwürdig gemacht hat: so durfte sie in einem *état actuel* der deutschen Literatur doch nicht wegbleiben. Dagegen muß der deutsche Literatur-Patriot dem Vf. es Dank wissen, daß er den Ballast in beiden Fächern mit Stillschweigen übergangen hat. Er kommt weder bey dem gegenwärtigen Zustande der deutschen Literatur in Anschlag, noch könnte die Kenntniß davon unsern westlichen Nachbarn von Vortheil seyn.

In der Einleitung zu dieser Schilderung sucht der Vf. seinen Lesern die Thätigkeit der deutschen Gelehrten für alte Literatur und Geschichte begreiflich, und den besondern Charakter, der die deutsche Gelehrsamkeit in allen Fächern von der französischen unterscheidet, beinerklich zu machen. Die letzte Ursache von der Blüthe der alten Literatur, und dem Forschungsgeist, der in den letzten Jahren so viele Werke über die Religionsgeschichte gegeben hat, findet der Vf. in dem Protestantismus. Es gründet sich derselbe auf die Auslegung heiliger Schriften, die ohne Kenntniß der semitischen Dialekte, und der ganzen griechischen und römischen Literatur, von Gründlichkeit, Geist und Leben entblößt wäre. Die protestantische Art, die Theologie zu behandeln, führt auf eine Menge Erörterungen aus der politischen, Kirchen- und Dogmen-Geschichte, selbst der Religionsgeschichte der alten asiatischen und europäischen Nationen: alte Literatur und Geschichte sind daher den Protestanten zur Aufrechthaltung ihres Lehrbegriffs unentbehrlich. (Die Richtigkeit dieser Bemerkung bewährt auch die Zeit, in welcher neuer Schwung in diese Wissenschaften gekommen ist. Mit welcher Thätigkeit wurden sie in den ersten vierzig Jahren nach dem Anfange der Glaubensvereinigung, bis etwa auf Melancthon's Tod, betrieben. Darauf kam in sie durch die Polemik und die Angstlichkeit der protestantischen Kirchen ein plötzliches Stocken, das bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dauerte; worauf erst wieder in Deutschland ein neuer Lauf begonnen worden, um den Weg weiter zu verfolgen, welchen die Reformatoren eingeschlagen hatten. Gleichzeitig diesem, fing sich in Deutschland auch ein neuer Eifer für das Studium der alten Sprachen und der Geschichte an: sie halfen der Reinigung des protestantischen Lehrbegriffs, und diese wieder ihnen fort.)

Daraus ist aber noch nicht die nationale Eigenthümlichkeit, durch welche sich die deutsche Behandlungsart dieser und anderer Fächer von der fran-

zösischen unterscheidet, erklärlich. Um sie begreiflich zu machen, geht der Vf. auf die Zeit zurück, da man aufgehört hat, die lateinische Sprache als die allgemeine Sprache der Gelehrten zu gebrauchen. So lange sie das allgemeine Mittheilungswerkzeug war, blieben die Gelehrten aller wissenschaftlich gebildeten Völker in Europa eine einzige vereinigte Caste; es herrschte bey allen Nationen dieselbe Behandlung der Wissenschaften, dieselbe Art der Ansicht, dieselbe Studienweise, derselbe Geschmack; ihre Werke der Literatur waren von demselben Geiste durchdrungen. Seitdem die Nationen anfangen in ihrer Muttersprache die Wissenschaften zu bearbeiten, merkten sie mehr auf ihr nationales Publicum; die Gelehrten wurden nach Nationen von einander isolirt; sie hörten auf, nach einem allgemeinen, auf keine besondere Nation berechneten Typus die Wissenschaften zu bearbeiten, sondern kamen bey aller Geisteskultur mehr in eine nationale und locale Weise hinein. Es kam zuletzt eine doppelte Manier in der Art, die Wissenschaften zu betreiben, zum Vorschein, eine gallische und germanische. Die germanische reichte von Bern bis nach Petersburg, und wurde vom adriatischen Meer, dem Rhein, der Nordsee, und von Russlands deutschen Provinzen begrenzt, und schloesse Dänemark, Schweden und selbst Ungarn ein. Sie trage den Charakter der Einwohner, den Charakter der Ruhe, der Geduld und des bedächtigen Nachdenkens, der in das Reich der Ideen führe; die gallische hingegen den Charakter der Hitze, der Ungeduld, des Wegeilens zu dem letzten Zweck eines sichtbaren Nutzens, der zum Reich des Realismus führe. Die germanischen Idealisten stiegen bey ihrer Ruhe und ihrer aushaltenden Geduld in ihren Untersuchungen über alte Sprachen, Alterthümer und Geschichte bis in das kleinste Detail herab; die gallischen Realisten, zu ungeduldig zu einer langsamen Erörterung des Einzelnen, eilten über dasselbe zu den letzten Resultaten weg: jene arbeiteten als Gelehrte bloß für Gelehrte, und wären weniger um Darstellung als um den Inhalt bekümmert; diese hingegen für den Hof und für Gelehrte, die sich nach demselben gestimmt hätten, und sähen daher Eleganz und Geschmack für die letzte Bedingung einer Geistesarbeit an: jene, in ihrer Unabhängigkeit von einer Hauptstadt und ihren conventionellen Moden, zeichneten sich durch Selbstständigkeit aus, und gingen ihrem geraden Sinne nach, der alles nähme, wie es sey; diese hingegen, an eine Abhängigkeit von der sie zunächst umgebenden großen Welt gewöhnt, suchten derselben alles anzupassen, alles in die neueste Form zu gießen, und selbst das Alterthum zu modernisiren. Der große Haufe in beiden Gebieten der Literatur begrüßte sich gegenseitig mit Spitznamen: dem Gallier heiße der alles durchgrübende Germane *pedantisch*, dem Germanen der zum letzten Zweck des Nutzens eilende Gallier *oberflächlich*.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Oldenburg, b. Stalling: *Der Attis des Catullus im Sylbenmaße des Originals*, von Chr. Wilh. Ahlwardt. 1808. 18 S. kl. 4. (10 Gr.) Da in davor uns liegenden Gelegenheitschrift die Behandlung des metrischen Theils die größten Schwierigkeiten zeigt, und er vorzüglich des Beurtheilers Neugier reizen muß; auch Hr. A. selbst seine Arbeit wie die Lösung einer profodischen Aufgabe betrachtet zu haben scheint: so wenden auch wir unser Auge zuerst und vorzugsweise darauf. Dafs der *Galliambe*, der Lyriker und Dramatiker strophische Stellen ausgenommen, unter allen antiken Sylbenmaßen dasjenige ist, welches dem Verdeutschten die größten Schwierigkeiten entgegenstellt, glauben wir mit Hn. A. Indefs hat uns der herrliche vossische *Dithyrambus an Eried. Aug. Wolf* (Oden und Eleg. 3, 1. Th. 3. S. 191 königl. Ausg.) gezeigt, welch einen hohen Grad, nicht nur von Leichtigkeit und Gewandtheit, sondern auch von Wohlklang, selbst dieser verwickelte Rhythmus in unserer Sprache erreichen könne. Von gegenwärtigem Versuch aber können wir nicht daselbige rühmen, ungeachtet er sich nicht einmal die engen Fesseln anlegt, unter denen *Voss* frey, kräftig und stürmend daherschreitet.

Über Hn. A.'s Ansichten von diesem Sylbenmaße bleiben wir im Dunkeln; denn eine Beleuchtung der irrigen Vorstellungen der Grammatiker und Kritiker verheißt er zu einer anderen Zeit. Inzwischen ist er nach dem vorgesezten Schema noch selbst von *Hephästions* irriger Meinung befangen, nach welcher der *Galliambe* zu den *Iambi a minore* gehört, f. *Herm. de metr.* 2, 46. S. 339. Seinen reisenden, wie in ein unendliches Nichts ausfliegenden, der Erzählung vom *Attis* so angemessenen Charakter gewinnt diese Metrum unstreitig durch die vier entschiedenen und die Eine unbestimmte Schlusssilbe. Darum zieht auch Catullus im ganzen Gedicht nur dreymal, 35, 73, 76 den *Tribrachys* an der sechsten Stelle (nach Hermanns Abtheilung 8. 340) in den *Jambus* zusammen. (Denn V. 14 und 78 können nicht eher angeführt werden, als bis über ihre Lesarten etwas Zuverlässiges ausgemacht ist.) Hr. A. aber hat sich zu seiner Erleichterung dieser Lizenz so oft bedient, dafs in seiner ganzen Übers. nur 18 Verse den reinen Ausgang haben; und es durch ihn scheinen könnte, als sey der *proceleusmaticus* Ausgang nur eine feltner Auslösung. Viele Verse hätten sogar ohne Mühe richtig gebildet werden können, z. B.

9. Er die Klapper und das Schallhorn, dir geweiht, Cybele, wo überdies die langegebrauchte *Antepneultima* in Kußel; dem Mundigen apföfzig seyn wird. Also:

dir geweiht, o Cybele.

46. Und des hellen Geistes Blick schaut, was ihm fehlt und wo er weilt

Statt: was ihm fehlt. Ganz verwerflich sind Verse, wie:

60. Fern ich vom Forum, Kampfplatz, Reanbahn, Gymnasien, und 73. die niemand für *Galliamben* erkennen wird, weil in ihnen drey Abweichungen von der Regel vorkommen, die Catullus immer nur einzeln angebracht hat, und von denen mindestens die zwey letzten der Natur des Verses nach schwerlich beyfassen seyn dürfen. Da die Hauptschwierigkeit aber in diesen Ausgängen liegt: so ergibt sich aus dem Gesagten, dafs diese mehr umgangen, als überwunden ist. Ungleichsorgfamer war Hr. A. in Nachbildung des spondeischen Ausgangs der ersten Vershälften, der eigentlich nur dreymal verfehlt ist, V. 78. Hat du Wilder auf! ertönt sie, V. 79 und 82. Indessen hat dieses löbliche Bestreben den Übers. leider zu oft zu Wortschwall, Unverständlichkeit und Kakophonie geführt, wie

V. 81. Hal der Schwef den Rücken dir peitsch', ha die eignen Streich' erduldt,

und so an anderen Stellen. — Je richtiger Hr. A. sonst die Sylben mißt, desto auffallender waren uns einige französische Betonungen, wie V. 13 *Dindymene*, und 43 *Pasthea*, Worte, die als zweyte Pione gebraucht, an den *proceleusmaticus* Stellen von Nutzen gewesen wären. Und so müssen wir auch noch die zwey Ausgänge rügen,

V. 50. — o du Land, das mich gebär, und

V. 63. — ich ein Jüngling, ich ein Knab',

wo die seynsollenden *Jamben*, das mich und — *ling* ich, um so uner-

träglich sind, als die beiden entschiedenen Kürzen stärker an den *Proceleusmaticus* erinnern. Wie leicht konnte der Übers. sagen:

O Gefild, so mich erzeugt hat; o Gefild, so mich gebär, und ein Jüngling ich, und ein Knab'.

Diese nicht genugsam bekämpften; mitunter offenbar nachlässig behandelten Schwierigkeiten in der Form haben auch auf den Ton und die Haltung der Übers. unangenehmen Einfluß gehabt. Undeutschheiten, wie

V. 62. Der Gestalten welche Art giebt, die bekleidete mich nicht einft?

sind nicht selten. Die *pondera* im fünften Vers (vgl. Stat. Sylv. 3, 4. 77) konnten kaum unangemessener, als durch: was den *Mann* macht, gegeben werden; und im neunten Vers vermißt man das malerische *citata* eben so ungern, als man „die bleiche Schneehand“ (*nivea manus*) gern entbehren würde. Wir enthalten uns aber mehrerer Ausstellungen am Einzelnen, weil die Einbuße des raschen Lebens, welches dem catullischen Stück wunderbaren Reiz giebt, doch alles überwiegt, und weil uns die gar zu sichtbare Flüchtigkeit der Arbeit wenig Luß macht, länger bey ihr zu verweilen.

Der Übers. gegenüber steht der lat. Text nach Hn. A.'s eigener Anordnung: auf die Abweichungen desselben von den früheren Ausgaben beziehen sich die angehängten 8 Seiten Anmerkungen, die für einen künftigen kritischen Bearbeiter (den wir nicht Hn. A. dem Catullus von Herzen wünschen) gar manches Brauchbare enthalten, wenn sie auch nicht als ergründende, zusammenhängende Recension zu betrachten sind. Sonst wäre er V. 5 schwerlich Scaligers nicht genügender Kritik gefolgt, der die Neueren überall zu viel Anhänglichkeit bewiesen haben: auch hätte er V. 49 *Aventinus* Emendation nicht stillschweigend in den Text genommen. Glücklicherweise verbessert Hr. A. selbst V. 54. *Et eorum ad omnia irem furibunda latibula*, und V. 91: *Des magna, Dea Cybelle, Dea Dindyma*: auch sein Vorschlag zu V. 62: *Quod enim genus figurat est, ego non quod abierim?* empfiehlt sich dem Ohr; auch findet der Vers sich so in eines gelehrten Freundes noch unbenutzter Handschrift, wosby freylich das Fehlende in immer bedenklich bleibt. Des Übers. Urtheil für *rapida* können wir gleichfalls aus mehreren, von unserem Freund verglichenen Codicibus und der edit. *Vicent.* von 1481 bestätigen: desgleichen sein *et ubi* V. 46 und sein *libera* V. 80, jedes aus einem Mscr. Dagegen können wir ihm nicht beystimmen V. 2, weil das, auch bey aller Vertheidigung matt bleibende *ut* überdies so wenig bey *Atilius Fortunatianus*, der diesen Vers citirt, als in irgend einer Handschrift gefunden wird. V. 7 hält Hr. A. mit Unrecht *Er jam* für Scaligers Correction: noch weniger ist es Druckfehler in *Vossius* Ausg., sondern die allein richtige Lesart aller Handschr. des *Statius*. V. 9 genügt der Übers. nicht mit seinen Gründen gegen *typanum*. Was wollte er mit *Hymn. Hom.* 14, 3. *Herm.*

ἢ προτάλαν τῶν τῶν τ' ἰαχῇ

anfangen? V. 13 sollte des *Palladius* und *Aventinus* Correction *pecora* längst ganz aus den Ausg. verbannt seyn. Auch mit *Werber* auf die Löwen gedeutet, bleibt es wegen des Beyworts *uaga* unschicklich: *pectora* dagegen bieten *Codd.* und die ältesten Ausg. Hn. A.'s Umstellung.

Simul ite, Dindymenae voga pectora Dominae

scheint uns übrigens sehr wahrscheinlich. V. 14 verbessert er, und nimmt in den Text:

Aliena quae petentes celeri exilia rate,

auf allen Fall kühner, als er zu glauben scheint. Die *loca aliena* scheinen uns ganz acht und durch Catull. 68, 100 *aliena terra* genugsam erklärt: in *veluti* aber, der Lesart aller Msc., möchte wohl eine alte Corruption stecken, die das matte *exsules* veranlaßt hat. V. 18 wird durch die Versetzung und Veränderung in *concitans* nichts erreicht, als eine harte Stellung. In Verbindung mit dem Folgenden giebt das *concitans erroribus* ohne *aere* mehrere *Codd.* einen durchaus guten Sinn. V. 74. Hn. A. verweget *sonitus vagus abiit*, bringt den Text der ursprünglichen Lesart nichts näher, und man könnte noch eine Menge gleich wahrscheinlicher Einfälle daneben stellen, was auch vom folgenden Vers gilt, wo er auf *Genetrix ad Deam aures* gerathen hat. V. endlich haben schon die Handschr. *et*, so gut als im nächsten Vers *humida*.

P. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 M A Y, 1809.

S P R A C H E N K U N D E.

BERLIN, in Voß's: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynah fünfshundert Sprachen und Mundarten*, von Johann Christoph Adelung, Hofrath und Ober-Bibliothekar zu Dresden, grösstentheils aus dessen Papieren fortgesetzt und bearbeitet von Dr. Johann Severin Vater, Professor und Bibliothekar der Universität zu Halle. Zweyter Theil. 1809. XXIV und 808 S. 8 (4 Rthlr. 12 Gr.)

Es ist längst aus öffentlichen Blättern bekannt, was auch schon der Rec. des ersten Theiles dieses *Mithridates* (Jahrgang 1807. No. 164) bemerkte, daß die Fortsetzung dieses jüngsten und Heften Kindes der adelung'schen Muse, und die Redaction der theils schon vollendeten, theils bloß gesammelten Materialien, selbst nach dem Willen des sterbenden Vfs., dem Hn. Prof. Vater übertragen worden. Welche Schwierigkeiten damit verknüpft waren, bedarf keiner langen Erörterung; und doch konnte die Verlagshandlung dem neuen Bearbeiter nur kurze Zeit dazu gewähren, wenn sie den Verzug nicht mit zu großem Verluste erkaufen wollte. Die Einheit des Werkes, von dessen zweytem Theile schon vor Adelung's Tode 10½ Bogen gedruckt waren, foderte Gleichförmigkeit der Fortsetzung mit dem bereits gedruckten, welche es dem neuen Herausgeb. nicht immer erlaubte, seiner eigenen Überzeugung zu folgen. Die ganze Anlage und sehr vieles Einzelne mußte so bleiben, wie dieser es vorfand: was man abey mit Recht von ihm fordern kann, ist mögliche Prüfung und Berichtigung des Einzelnen bey der Zusammenstellung des Ganzen. Er nahm den richtigen Gesichtspunct, als ob ihm A. die Revision seiner gesammelten Materialien, so viel davon noch nicht ins Reine gearbeitet waren, noch während seines Fortlebens übertragen hätte, und als ob es seine Pflicht wäre, alles, was er änderte, berichtigte, tiefer verfolgte, weiter ausführte, vor dem ehrwürdigen Greise selbst zu rechtfertigen. Hr. V. ließ nichts übernutzt, was sich ihm zur Vervollkommenung des vernommenen Werkes darbott: es läßt sich aber nicht genau bestimmen, was er hinzu arbeitete, einhaltete oder näher bestimmte, weil er dieses alles ein zusammenhängendes Ganzes lieferte, ohne unterscheiden, was von A., und was von seiner Hand kam. Er spricht, um der Gleichförmigkeit *St. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.*

des Werkes willen, überall in A.'s Namen, und befolgt, auch gegen seine Überzeugung, dessen Grundsätze, wo er nicht ohne Widerspruch von ihm abweichen konnte. Wir dürfen daher auch nicht mit dem Herausg. rechten, daß er mit A. das Vater Unser als Sprachprobe beybehält, wenn er gleich selbsteinsah, wie vieles sich dagegen erinnern ließe. Es wäre freylich zu wünschen, wenn man neben dem Vater Unser, welches zwar wegen seiner Allgemeinheit den Vorzug hat, die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen in Bildung und Construction für den ersten Bedarf recht auffallend zu zeigen, aber als Übersetzung aus einem ganz fremdartigen Idiom keinen vollkommenen Begriff von dem Geiste einer Sprache geben kann, zugleich einige charakteristische Originale aus den beschriebenen Sprachen mit einer wörtlichen und freyen Übersetzung in unsere Muttersprache begleitet fände. Allein wer kann es Hn. V. verargen, wenn er sich bey einem so bogenreichen Werke nur auf das Beschränkte, was eigentlich im Plane seines Vorgängers lag? Schon genug, daß er sich der großen Mühe unterzog, Charakteristiken aller Sprachen, wie er sie bey den schon völlig ins Reine gearbeiteten Manuscripten über die slawischen, die slawisch-germanischen, die ungarische und die germanischen Sprachen vorfand, zu entwerfen, und die Resultate eines mühsamen Studiums vieler Grammatiken zu einer leichten Übersicht der Hauptmomente zusammen zu stellen.

A. hatte selbst noch in der Einleitung die Hauptvölker Europa's nach dem wahrscheinlichen Alter ihrer Einwanderung aus dem hohen Mittel-Asien also geordnet: 1) Die Iberier mit den Cantabriern in Spanien, einem Theile von Gallien und an den Küsten des mittelländischen Meeres bis nach Italien. 2) Die Kelten in Gallien, den britannischen Inseln, zwischen der Donau und den Alpen und in einem Theile von Italien. 3) Die Germanier zwischen dem Rheine, der Donau, und der Weichsel bis in den tiefsten Norden. 4) Die Thracier mit den Illyriern (zu welchen A. auch die Pelasger, Griechen und Lateiner zählte) im südöstlichen Europa und dem westlichen Asien. 5) Die Slaven, jenen in Norden, und 6) die Finnen in dem nordöstlichen Europa. Daraus ergab sich folgende Anordnung der europäischen Sprachen, mit deren Angabe wir zugleich, um unnöthige Wiederholungen zu vermeiden, unsere Bemerkungen verbinden wollen.

I. Cantabrisch oder Baskisch. S. 9 — 30. Der U u

späterer Griechen verbindet, nach welchem allerdings die Grenzlinie zwischen Pelasgern und Hellenen nicht zu scharf gezogen werden darf. S. 379 — 394 enthalten den lehrswertheften Theil dieses Abschnittes: in den nachfolgenden Beweisen, welche für die Identität der pelasgischen und hellenisch-griechischen Sprache mit der Hauptsprache der althracischen Völkerchaften sprechen sollen, ist Adelung's Geist nicht zu verkennen, der Gewicht auf Gründe legt, welche vor einer unbefangenen Kritik, wie Seifenblasen vor dem Anhanche, verschwinden. Gegen das, was Hr. V. über den Charakter und die Mundarten der griechischen Sprache sagt, ist wenig zu erinnern, und in der Literatur der griechischen Sprachkunde wird man nichts Bedeutendes vermissen.

Den Abschnitt der lateinischen Sprache liess Hr. Vater so, wie er nach A's. Absicht seinen Platz erhalten sollte, ganz unverändert abdrucken, ungeachtet das ausgearbeitet vorgefundene Manuscript seinen eigenen Ansichten in sehr vielen wesentlichen Stücken widersprach. Er berichtigte oder ergänzte nur einiges, was auch bey jenen Ansichten noch verwerflich oder mangelhaft war; verwebte einige Winke über die Entstehung der lateinischen Sprache in seine Charakteristik der lateinischen Töchtersprachen, und verschob, was sich über die etruskische Sprache aus dem wenig gebrauchten Lanzi hätte hinzufügen lassen, auf die mit dem nächsten Bande zu vereinigen den Nachträge zu diesem Werke, weil solche Einschreibungen A's. Abhandlung ganz unterbrochen, und viele seiner Behauptungen aufgehoben haben würden. Den Anfang macht ein Aufsatz über Italiens Bevölkerung nach Freret in seinen *Recherches sur l'origine et l'ancienne histoire des différens peuples d'Italie* (Mém. de l'Acad. d. Inscr. Th. 18. Hist. S. 72). Dann folgt die lateinische Sprache, welche A. als eine Mischung der pelasgischen oder altgriechischen Sprache mit der keltischen und anderen Sprachen Italiens betrachtet. Die Literatur derselben ist so vollständig angeführt, dass man kein Werk von Belang darin vermisst. Bey den Töchtersprachen der lateinischen fand Hr. V. bloß einen äußerst kurzen Text, und daneben mehr oder minder beträchtliche, mehr oder weniger brauchbare Materialien auf einzelnen Blättern, welche er verarbeitete, so viel ihm möglich war. Wir können nicht umhin zu bekennen, dass die von Hn. V. überarbeiteten Aufsätze durch ihre gesunde Kritik für uns überall die anziehendsten gewesen sind. Auffallend war es uns, hier sowohl, als bey der englischen Sprache, Eichhorn's Allg. Gesch. der Cultur und Literatur des neueren Europa, welche so viele interessante Data und Materialien für die Geschichte der gebildeten Sprachen in Europa darbietet, in einzelnen Stellen zwar benutzt, aber nirgends angezeigt zu finden.

VI. Slavischer Sprach- und Völker-Stamm. S. 610 — 696. Bearbeitet von A. und berichtigt vom Hn. Abbé Dobrowsky, welcher die ganze slavische Völkermasse, so wie sie jetzt besteht, mit dem Prokop der Sprache nach in 2 Hauptstämme theilt, in den antischen in Osten, und den slavischen in We-

sten. Zu dem antischen oder östlichen Hauptstamme gehören die Russen und die illyrischen Slaven, worunter außer dem servischen und kroatischen Stamme auch die südlichen Wenden oder Winden begriffen werden; zu dem westlichen oder flavinischen Hauptstamme die Polen, die Tschechen oder Böhmen, die Serben und die nördlichen Wenden. Die Ausdrücke Slaven und slavisch gelten von der ganzen Nation, Slawinen und slawinisch von dem westlichen Hauptstamme, slawenisch von der russischen Kirchensprache, welche man von dem heutigen Gemeinrussischen wohl unterscheiden muss, Slavonien und slavonisch von der illyrischen Provinz dieses Namens, und Slowaken und slowakisch von den in Ungarn befindlichen böhmischen Slaven. Den Beschluss dieses Abschnittes machen die Anmerkungen der Hn. D. Anton und Dobrowsky über die sammtlichen slavischen V. U.

VII. Germanisch-slavischer oder lettischer Sprachstamm. S. 696 — 723. Bearbeitet von A. und berichtigt von dem verstorbenen Superintendenten Hennig. Hauptstämme der Letten sind: die alten Preussen, die preussischen Lithauer, die polnischen Lithauer oder Schamaiten, und die Letten im engeren Verstande. Den Beschluss machen wieder Hennig's Anmerkungen über die sammtlichen lettischen V. U. und ebendesselben Charakter der lettischen, lithauischen und altpreussischen Sprache. Der grammatische Charakter der slavischen Sprachen nach Dobrowsky stand zu Anfang des vorigen Abschnitts.

VIII. Römisch-slavisch oder walachisch, S. 723 — 738. Diese gemischte Sprache theilt sich in 2 Hauptdialekte, den dacisch- oder ungarisch-walachischen diesseits der Donau, in der Moldau, Walachey, Siebenbürgen, der Bukowina, dem Bannate und Oberungarn, und den thracisch-walachischen jenseits dieses Flusses, in Thracien, Macedonien und Thessalien, wo sie den grössten Theil der Einwohner ausmachen. Jeder Dialekt zerfällt wieder in mehrere Unterarten.

IX. Tschudischer Völkerstamm. S. 739 — 769. So nennt A. mit Nestor und den heutigen Russen alle mit den Finnen an Sprache und Sitte genau verwandten Völker. Dafs er die vermischten Völker auf den Grenzen zwischen Europa und Asien, welche man gemeinlich zum finnischen Völkerstamme rechnet, davon ausschliesst, weifs man aus dem ersten Theile seines Mithridates, S. 533 — 551 u. 495, vgl. Eichhorn's Geschichte der neueren Sprachenkande. I Abth. S. 673 — 677. Noch weniger konnte er die Ungarn dazu zählen; es bleiben daher für den echten tschudischen Stamm nur die Finnen, Lappen, Esthen und Lieven übrig, grösstentheils durch Klima und Druck an Geist und Leib verkrüppelte Völkerchen, welche jetzt nur noch den östlichsten Theil des baltischen Meerbusens und den äußersten Norden Europa's bewohnen. Die Charakteristik der finnischen, lappischen und esthnischen Sprache hat Hr. V. ausführlich bearbeitet, um über das Verhältniß derselben unter sich und zu der am Ende abgehandelten ungarischen Sprache desto besser urtheilen zu können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 24 MAY, - 1809.

SPRACHENKUNDE.

BERLIN, b. Vofs: *Mithridates, oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von J. C. Adelung u. f. w., großentheils aus dessen Papieren fortgesetzt und bearbeitet von Dr. Johann Severin Vater u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Einige gemischte Sprachen im Südosten von Europa. A) Ungarisch. S. 769—792. B) Albanisch. S. 792—803. Der Abschnitt über die ungarische Sprache ist noch von A. völlig ins Reine gearbeitet, und nach den schriftlichen Bemerkungen des Hn. Prof. Rumi, welchem A. denselben zur Durchsicht mitgetheilt hatte, berichtigt, wozu Hr. Vater die noch unbenutzten Notizen aus den Werken des gelehrten und kritischen Forschers der ungarischen Geschichte, des Hn. v. Engel, fügte. A. beginnt mit den historischen Daten über die Wohnsitze der Ungarn bey ihrer ersten Erscheinung und in den späteren Jahrhunderten; und kommt dann auf die Frage, zu welchem Hauptstamme sie gehören. Er leugnet nicht, daß sich ehemals die Ungarn selbst gern von den Hunnen ableiteten, und daß ihnen *Abulghasi*, Pray u. A. darin beypflichten; aber er findet darin keinen anderen Grund als die Ähnlichkeit der Namen. Einem hunnisch-mongolischen Volke, von welchem der Rec. seiner *ältesten Geschichte der Deutschen* (Jahrg. 807. No. 98. S. 172) die Abkunft der Hunnigaren oder Hunno-Iguren, abgekürzt Uiguren, aus *Abulghasi* historisch erweisbar glaubt, gehören diese seiner Überzeugung nach unter allen bekannten Völkern am wenigsten an. Denn die ungarische Sprache habe von allen Sprachen, die in ihr zusammenfließen, von der mongolischen gerade am wenigsten, und der hohle ungarische Körperbau trage keine Spur von der häßlichen mongolischen Bildung, welche, wenn sie sich einmal mitgetheilt habe, gewissermaßen un-
erlöschbar sey. Auch reiche, fährt er ganz einstimmig mit dem eben genannten Rec. fort, die Über-
nkunft der ungarischen und tschudischen Sprachen, welche bereits *Comenius*, der jüngere *Rudbeck*, *Strahlenberg*, *Joh. Eberh. Fischer* u. a. von Hn. V. in der
ote aufgeführte Gelehrte bemerkten, nicht hin, den
schön gebäuten Ungarn voll Geist und Muth von
den grösstentheils verkrüppelten finnischen Stamm-
stammen zu lassen. Wenn man der Geschichte und
Sprache zugleich nachgehe: so werde man wohl der
J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band

Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die Un-
garn für einen ursprünglich türkisch-tatarischen
Stamm halte, der Finnen, Slaven, Woguln, We-
tiaken u. a. jetzt unbekannte Völker in solcher Menge
unterjocht und sich einverleibt habe, daß seine ur-
sprüngliche Sprache dadurch sey verändert worden.
Um indeß den Grad, wie nahe das Ungarische mit
allen drey Hauptmundarten des Tschudischen, der
finnischen, esthnischen und lappländischen, ver-
wandt sey, im Einzelnen genauer zu bestimmen, hat
Hr. V. in der eben erwähnten Anmerkung einen beur-
theilenden Auszug aus *Gyarmathi's* bekanntem Werke
binzugefügt, und noch in einer anderen Note die
Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit der ger-
manischen u. a. bemerklich gemacht.

Die albanische Sprache im ehemaligen östlichen
Illyrien, Epirus u. f. w. enthält, wenn man sie von
dem Deutschen, Slavischen, Römischen, Griechi-
schen und Türkischen entkleidet, noch einen be-
trächtlichen Grundstoff, der mit keiner bekannten
Sprache verwandt zu seyn scheint. Diesen will Hr.
V. lieber von den Albanern im Osten des schwarzen
Meeres zwischen dem Kaukasus und dem Flusse Ky-
rus, deren Identität mit den Alauen in Europa im
südlichen Russland und bey den Völkerwanderungen
vom Kaukasus her viele Wahrscheinlichkeit habe, als
mit *Thunmann* von den Illyriern, oder von den ta-
tarischen Bulgaren als dem letzten Volke, welches
vor den Türken in jenen Gegenden herrschte, ablei-
ten. Unter den Formeln des V. U. befindet sich eine,
welche auf der Messe zu Leipzig aus dem Munde ei-
niger zu Zwickau wohnender albanischer Kaufleute
aufgefaßt ward (auf eine ähnliche Weise benutzte der
Herausg. die Anwesenheit der spanischen Truppen in
Hamburg); und zwey, welche *Hervas* für siciliani-
sch-griechisch und calabrisch-griechisch ausgab,
sind für sicilianisch-albanisch und calabrisch-alba-
nisch erkannt.

Die türkische Sprache ist natürlich schon im en-
sten Theile des *Mithridates* unter den tatarischen,
so wie das *Zigeunerische* unter den indischen, das
Maltheische unter der arabischen, und das *Rabbinische*
unter der hebräischen Sprache aufgeführt. Im dritten
und letzten Bande dieses Werkes, welcher zu Ostern
1810 erscheinen wird, da Hr. V. alle die wichtigsten
Vorarbeiten dazu mit einem ihm selbst unerwarteten
Glücke schon jetzt ziemlich vollendet hat, verspricht
uns der Herausg. recht vieles Neues, welches er den
Unterstützungen der beiden Hn. v. *Humboldt* u. A. ver-
dankt. Wir versprechen uns von diesem Theile um

so mehr Gutes, je weniger die Vorarbeiten des Vfs. dem Herausg. Fesseln anlegen werden; und wir erwarten ihn mit desto größerer Ungeduld, je weniger uns von den Sprachen bekannt ist, welche Hr. V. noch zu bearbeiten hat.

VI — VII.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Philosophische Principien einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy in einer ausführlichen Recension der Grundsätze des Letztern*. 1805. 210 S. 8. (18 Gr.)

Die philosophische Sprachlehre des Hn. Sylvestre de Sacy hat den ungenannten Vf. dieser Schrift, der ein erfahrener und denkender Schulmann ist, und ein Vertrauter Kant's war, bewogen, weil seine Grundsätze mit den de Sacy'schen übereinstimmen, und nur in wenigen Stücken abweichen, erstere mitzutheilen, und besonders die *kantische* Kritik der reinen Vernunft in dem hieher gehörigen Theile derselben, zum Regulativ der allgemeinen Grammatik zu machen. Rec. findet dieses Unternehmen wichtig und nöthig, weil die grammatischen Regeln dadurch Bündigkeit und Allgemeingültigkeit erhalten, die nach de Sacy noch zu wünschen übrig ist; und die Ausführung scheint im Ganzen gut gerathen. Wenn aber der Vf. (S. 3) meint, daß er der erste und einzige sey, der *kantische Grundsätze* zur Auffindung und Begründung philosophischer Sprach-Regeln angewandt habe: so muß ihm die ihm so nahe liegende, und in ebendieselben Verlage herausgekommene Grammatologie von Haffe ganz unbekannt geblieben seyn, womit wieder nicht stimmt, daß (nach S. 1) „kaum ein Werk seyn möchte, das in diesem Fache seiner Aufmerksamkeit entgangen wäre.“ Haffe fand an Vater und Hermann Widerfacher; auch unserem Vf. wird es an Widerspruch nicht fehlen: dies wird aber der guten Sache mehr nützen als schaden; und ein großer Vor-schritt ist hier geschehen. Die Lehre vom Sprachsatze ist nach de Sacy zu Grunde gelegt, und die allgemeine Sprachlehre nach den logischen Functionen des Verstandes, *kantischen* Grundsätzen zufolge, geordnet. Im Sprachsatze ist alles, außer dem *Subjectum agens*, zum *Objecte* gezogen; und nachdem de Sacy's Sprachlehre gewissermaßen recensirt, und das, was einer Erläuterung oder eines Zusatzes bedürftig schien, angegeben ist, folgt S. 21 der Auszug aus des Vfs. grammatischem System. Erste Abtheilung, vom Sprachsatze. Zweyte Abtheilung, von den Redetheilen. (S. 36.) Dritte Abtheilung, von den verbundenen oder zusammengesetzten Sätzen. (S. 164.) Zum Beschlusse (S. 187): Allgemeines Urtheil über Sacy's Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre. Das Werk scheint dem Vf. in seiner *Anlage* vortrefflich, in einzelnen Theilen einiger genauerer Bestimmungen und Festsetzungen bedürftig, besonders in Anwendung auf die deutsche Sprache, und in der Ausführung unvollständig, weil die Zergliederung der verschiedenen Sprachsätze in ihrer Verbindung unter einander fehlen. Hierin sucht also der Vf. das Eigene seiner Behandlung. Und gewiss ist die Redi-

gung des Verbi, als Haupttheils der Sprache, das alle Vorstellungen und Gedanken im Urtheil zusammenfügt, unter die *kantischen* Kategorien, gut, und besser als bey Haffe, gelungen (S. 160); die Abtheilung der Verborum in Substantiva (sonst Neutra), transitiva (Activa und Passiva) und Reciproca sinnreich (S. 120 f.), und die Schematisirung der conjunctiven Sätze in *aufführende*, *umschreibende* und *vergleichende*, nach der Quantität, Qualität und Relation, wo die Modalität sich nur mit unter die Classe der vergleichenden bringen lassen muß, wovon man den Grund nicht abieht, (S. 168) scharfsinnig. Des Vfs. Bemühen, schicklichere Benennungen für die Sprachbegriffe, nach Campe, aufzubringen, ist löblich, wenn auch nicht immer glücklich. — Die Beispiele sind größtentheils gut gewählt; es wird hauptsächlich auf die deutsche Sprache, nächst ihr auf die lateinische und griechische Rücksicht genommen; auch stehen dem Vf. die slavonischen Sprachen zu Gebor, und überall findet man den denkenden und philosophirenden Kopf. Endlich nimmt der Vf. für sich dadurch ein, daß er (nach S. 2) das *novum prematur in annum* beobachtet, Kantem noch bey Lebzeiten einen Entwurf seines Sprachsystems zur Durchsicht und zu gutachtlichen Anmerkungen überreicht, und von Kant mündliche Belehrungen erhalten haben will. Nichts desto weniger giebt es mehrere Behauptungen, in denen der Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmen kann. Daß das Verbum, das doch als Haupttheil, Schema der Sprache und Grundwort (S. 39) angegeben wird, bloß die Copula seyn soll, ist wider die Logik, ob es gleich die Copula oft mit sich schließt. Der Dual, den einige Sprachen im Nominale und Verbo haben, wird (S. 13) für einen *Auswuchs* erklärt, da doch diese Sprachen die *zweifachen* Verhältnisse der Dinge in der Natur und Kunst für sich haben. Subject könne man (S. 23) *Innenstand*, Object *Außenstand* nennen, also vom innenständigen und außenständigen sprechen. — Sehr unverständlich. *Honestas* soll subjectiv, *honestum* objectiv seyn — man könnte es lieber umkehren. S. 36 sind die Einschaltungszeichen so [] [:] und so () angegeben. Nur die letzteren, die zusammengenommen einen Cirkel bilden würden, sind dafür anzunehmen, die Klammern [], die ein Quadrat bilden, sind kritische Zeichen, und die mittleren nicht gewöhnlich. S. 39 sollen *Papa* und *Mama*, was die Kinder zuerst sagen, zwar für die Präcedenz des Nominis vor dem Verbo nichts entscheiden, aber doch Nomina seyn. Es ist aber bekannt, daß es nur verdoppelte Schälle der ersten Lippen-töne *Pa* und *Ma*, eigentlich also Verba sind, und so viel sagen, als: das Kind hat *Pa* und *Ma* gesagt, wie man es noch im Arabischen findet. *Pronomen* als *Vertretungs-*, Verbum als *Füge-*, Adverb. als *Beifüge-*, Präposition als *Zusatz-Wort* (S. 43 f.); Declination S. 56 als *Anpassung*; S. 60 Genitiv als *Theilfall*, Accusativ als *Wirkfall* S. 67 u. s. w. will doch nicht besonders gefallen. Daß bey Horazens *currens hydropicus* das letztere Adjectiv *adverbialiter* stehe (S. 52), ist nicht wahr-

scheinlich, wie kann man *hydropice currere*? aber als *hydropicus* geht es an — so auch *providus inspexit*, wo *providus* mehr auf Ulysses geht, als einen wissbegierigen Reitenden. Die Eintheilung der Adjectiven in *absoluta* und *relativa* (S. 53) ist gut, aber es sollte nicht deutsch, *vollständige* und *unvollständige*, sondern für sich bestehende und beziehende heißen. Dafs *dives* als reich an Gelde mit dem Ablativ, sonst mit dem Genitiv construirt werde, ist bey Horaz *dives pecoris* u. s. w. nur zufällig, es kann, ohne Unterschied, mit dem Genitiv und Ablativ verbunden werden, wie *dignus*. Der Genitiv (S. 60 f.) deutet stets einen *Partialbegriff* an, und ihm liege ein *Totalbegriff* zum Grunde; dies paßt nicht auf die Verba, die den Genitiv bey sich haben, *recordari alicujus*, *accusare furti*. Rec. erklärt sich den Genitiv von der näheren Bestimmung eines Gegenstand-Begriffs durch einen anderen, und folglich *recordari alicujus* für *recordantem esse alicujus* (zwey Nomina, nur nicht gerade Substantiva, kommen zusammen: *tempus edax* (eine Fresserin) *rerum* — und so auch im Deutschen: ich werde dessen gewahr — ich kenne das Menschen nicht, d. h. ich bin nicht ein Kenner desselben (ohne dafs man Gestalt oder so etwas supplire). Dafs Accusativ (S. 67) unmittelbare, Dativ mittelbare Beziehung des thätigen Subjects auf den Gegenstand sey (wonach der Dativ hinter dem Accusativ stehen sollte), läßt sich gleichfalls nicht durchführen, indem viele Dativen auch unmittelbare Beziehungen ausdrücken, z. B. ich habe dir wohlgethan, im Lat. *irascor tibi*, so gut wie im Griechischen *σέπτεσθαι τινα* u. s. w. Die Erklärung von: ich sterbe dir S. 70 ist gezwungen. Den doppelten Accusativ bey lehren, fragen, bitten, erklärt Rec. so, dafs der zweyte der *accusativus objecti*, der ein ausgelassenes *quod* zuläfst, oder *accusativus graecus* ist. Dafs im Griech. die Verba, die den Begriff des Thuns und Redens (S. 71) in sich enthalten, auch den doppelten Accusativ bey sich haben sollten, ist Rec. unbekannt. S. 74 soll *ablativus* nicht von *aferre*, sondern von *abferre* herkommen, als wenn nicht *aferro* für *absfero* stünde, daher *abstuli*. — Dafs *ponere*, *collocare* (S. 80) den Ablativ bey sich hat, macht nicht die Ruhe und der beschlossene Zweck, den sich der Lateiner dabey denkt, sondern dafs man den Ort wo angeben kann, und nicht den Ort wohin. S. 85 hat sich *pro*, *für*, unter die Präpositionen verirrt, die den Accusativ bey sich haben. Was S. 86 vom deutschen *vor* und *für* steht, hat schon Heinze bemerkt; die Unterschiede von *den* und von *dem* sind nicht sprachgebräuchlich gegründet; stelle dich neben mich (S. 88) ist nicht falsch, sondern dem Sprachgebrauch angemessen. Der Ausdruck: *nach der Kirche* gehen, ist blofs provinciell, und wird auch vom Städter gebraucht. Während hat nicht blofs den Genitiv bey sich (S. 92), sondern auch den Dativ: während dem

und währenddem Proceß steht wohl nicht, wie *ablativi absoluti* (S. 93), sondern für: während dem Proceß. Dafs man sagt (S. 106): des Herrn Consul und des Herrn Consulenten; des Herrn Kaufmann und des Herrn Negotianten, kommt wohl nicht davon, dafs jenes substantiv, dieses adjective Ehrentitel sind, wie „des geheimen Rath“ (sollte geheimen Rath, wie dort Consuls heißen), wer sagt: des Herrn Consul Frau? sondern weil es lateinische Wörter sind, die en im Genitiv haben, wie die französischen (z. B. *Lieutenant*) ein s. Dafs die Deponentia, die als solche nicht erklärt sind, Gerundia und Supina haben (S. 121), kann Niemanden wundern, da sie *passive Endungen* haben, und nur die activen Endungen ablegen. Dafs in *irritari Antonium non oportet* der Infinitiv ein Nominativ sey, ist nicht glaublich (S. 126), denn *Antonium* kommt nicht von *oportet*, sondern von *irritari*, und so ist es der Accusativ mit dem Infinitiv. — *Verba frequentativa, inchoativa, imitativa* u. s. w. gehören, weil es Formen sind, und sich in allen gebildeten Sprachen finden, z. B. im Deutschen: *stechen, flucken, trinken, tranken* (hebr. *Kaf* und *Hiphil*), nicht blofs in die Particular-Grammatiken (S. 135); und hier vermisst man eine wichtige Lehre, die auf philosophischen Principien beruht. Die Endungen in den Temporibus und Personis des Verbi sind nicht aus dem Schema der Zeit und des Raums erklärt, wie andere Grammatologen versucht haben (S. 136). Plusquamperfectum ist kein *sowunderlicher* Name (S. 141), wenn man nicht *tempus*, sondern Präteritum supplirt; der Vf. will es (S. 147) die Zeit einer vorher vollendeten Handlung nennen. *Aorista* heißen die griechischen Tempora nicht (S. 147), sondern *Aoristi* (*χρονολογία* — *ἀοριστοί*) — *lectum* kann nicht der Nominat. vom *supino lectu* seyn (S. 152), sondern *lectus* nach der vierten Form. *Conjunctivus* hat nicht den Namen von den Conjunctionen, die auf ihn wirken (S. 149), sondern von der Verbindung eines Verbi mit einem anderen, das von jenem gewissermaßen abhängt. Der Accusativ mit dem Infinitiv ist als kurze Construction (*quod fieri potest per pauca*) nicht motivirt, sondern (S. 150) blofs als Eigenheit der Sprache angegeben. *Faciame nec ne* (S. 183) ist nicht Latein; das angehängte *ne* fragt nur mit an — (also an non). — In Absicht des Ausdrucks ist *ersparen* bis dahin, st. *versparen* (S. 26) wohl Druckfehler, fragt st. *fragt* (S. 183) ein Provincialismus, und *bildsam* (S. 119) st. *bildlich* oder *bildreich* unpassend. — Rec. hat sich mehrere Stellen angestrichen, bey denen er etwas zu erinnern hätte: aber diese mögen hinreichen, um zu beweisen, dafs er das Buch aufmerksam gelesen habe, welches immer ein guter Beytrag sowohl zu der *de facy'schen* Sprachlehre, als zur allgemeinen Grammatik bleiben wird.

EBST.

KURZE ANZEIGEN.

WISSENSCHAFTENKUNDE. 1) Züllichau u. Freystadt, b. Darmstadt: Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften, zur Begründung einer besseren Organisation für die Höheren

ren gelehrten Bildungsanstalten. Von Wilhelm Traugott Krug Prof. u. f. w. 1805. VIII u. 64 S. 8. (6 Gr.)

2) Magdeburg, b. Keil: Versuch einer allgemeinen Ein-

Leitung in die Wissenschaftskunde. Womit zu der im Pädagogium zu Kloster Berge anzustellenden Prüfung einladet Friedrich Straß, Prof. und Rector. 1806. 64 S. gr. 8. (4 Gr.)

3) *Encyclopädische Generalkarte aller Wissenschaften und schönen Künste nach ihren Haupttiteln.* Entworfen von M. Heinrich August Töpfer, Lehrer der Mathematik und Physik an der Land- und Fürsten-Schule zu Grimme 1806 und gestochen von Wilhelm von Schlieben, Lieutenant bey dem Regiment Prinz Clemens in Langensalza. Fol. (16 Gr.)

Die Übersicht der engen Verbindung, welche zwischen den einzelnen Wissenschaften obwaltet, und vermöge deren eine in die andere eingreift, gewährt dem Studirenden zu mannichfaltigen Vortheile, als daß uns nicht jeder Versuch, sie zu erleichtern und zu begründen, willkommen seyn sollte. Wirklich herrscht in den bisher gebräuchlichen Eintheilungen ziemlich viel Willkühr und wenig philosophisch-wissenschaftlicher Geist; duldet man das auch, gleichviel ob gern oder ungern, in dem, was sich auf das Äußere und Mechanische der Literatur bezieht: so können doch die gerechten Forderungen an eine allgemeine wissenschaftliche Encyclopädie, welche auf die eigentliche Geistesbildung einen so unmittelbaren Einfluss hat, durch diese Nachsicht nicht zum Schweigen gebracht werden.

No. 1 zerfällt, wie auch schon der Titel ausweist, in zwey Theile, wovon jedoch nur der erste eine aufmerksame Beachtung verdient. Dieser stellt eine einfache formelle Eintheilung der Wissenschaften auf, nach welcher sie in drey Familien gebracht werden. Sie sind nämlich entweder in der Art und Weise der Behandlung ihres Gegenstandes, ihrem Wesen und Zwecke nach durchaus frey, d. h. theoretisch und praktisch unabhängig von positiven Bestimmungen; oder durchaus gebunden, d. h. theoretisch und praktisch abhängig von positiven Bestimmungen; oder gemischt, d. h. theoretisch unabhängig, praktisch abhängig von solchen Bestimmungen. Diese Grundeintheilung der Wissenschaften leidet auch volle Anwendung auf die Künste. Freye Wissenschaften sind die philologischen, historischen, philosophischen, anthropologischen, mathematischen und physikalischen; auf ihrem Gebiete bewegt sich der menschliche Geist mit unbeschränkter Freyheit. Zu den gebundenen gehören Theologie und Jurisprudenz. Zu den gemischten werden die cameralistischen und medicinischen Wissenschaften gerechnet; die letzteren, wie Rec. glaubt, mit Unrecht, denn ihre Praxis läßt sich auf keinen Fall ägyptisch-positiv beschränken, sondern geht als freyes Resultat aus philosophischen, anthropologischen, physikalischen Kenntnissen und mannichfach individuell modificirter Empirie hervor. Wissenschaftlicher Geist und wahres wissenschaftliches Leben findet sich nur im Reiche der freyen Wissenschaften; ohne sie können keine gebundenen und gemischten existiren. Ihr Grundstoff ist entweder empirisch, wie bey Phologie und Geschichte, oder rational, wie bey Mathematik und Philosophie, oder empirisch-rational, wie bey Physik und Anthropologie. — Die Bemerkungen über Einrichtung einer höheren Bildungsanstalt, welche der zweyte Abschnitt S. 35 ff. enthält, sind zu dürftig, um nach dem vielen Trefflichen, das in unsern Tagen über diesen Gegenstand öffentlich verhandelt worden ist, berücksichtigt werden zu können.

No. 2 ist fast wörtlcher Abdruck eines Hefes, nach welchem der Vf. unterrichtete, und verbreitet sich mit befallswerther Fasslichkeit und Präcision über Begriff, Werth und Nutzen und Hülfsmittel der Wissenschaftskunde; angehängt ist S. 35 ff. eine Übersicht der merkwürdigsten bisher versuchten Eintheilungen der Wissenschaften von Bacon an bis auf Krug. — Die Darstellung des Vfs., welcher auf den Ruhm etwas Neues vorgebracht zu haben, bescheiden Verzicht thut, ist zweckmäßig, und die Idee, auf diese Art dem Publicum von der Unterrichtsmethode in gelehrten Schulen vermittelst der herkömmlichen Gelegenheitschriften Rechenschaft abzulegen, verdient allgemeinere Beherzigung.

No. 3 verknüpft die kantischen Ideen über Verwandtschaft und Eintheilung der Wissenschaften und Künste recht anschaulich. Die Grenzen der Kunst, innerhalb deren das Genie beschränkt ist, sind durch einen Kreis angedeutet; das Fortschreiten der Wissenschaft ist durch eine aufstrebende Linie, die Gegenstände des Übernatürlichen und solcher innerlich

des Kreises der Erfahrung; wozu das menschliche Erkenntnisvermögen unzulänglich ist, werden durch niederwärts gehende Linien bezeichnet. Bey dem encyclopädischen Unterrichte kann diese Karte gute Dienste leisten. Der Stich ist sauber. L.

PÄDAGOGIK. Leipzig, b. Jacobae: *Das Landtschulwesen, oder Andeutung aller die Landtschule betreffenden Gegenstände* (,) in tabellarischer Übersicht mit literarischen Nachweisungen. Ein Leitfaden zum Nachdenken und Selbstunterricht für alle, die sich für Volksbildung interessieren, bearbeitet von D. (d. h. M.) J. Friedr. Heinr. Schwabe, Prediger zu Wornstedt im Herzogthum Weimar u. s. w. 1808. XII u. 228 S. 8. Rec. hat diese kleine Schrift, deren Zweck und Inhalt der Titel umständlich angiebt, mit vielem Vergnügen gelesen; denn sie zeugt von einer langen und vertrauten Bekanntschaft mit allen Zweigen des Landtschulwesens und von einem gewissen praktischen Sinn, der überall das Anwendbare und Zweckmäßige herauszufinden weiß. Im ersten Abschnitt handelt der achtungswerthe Vf. von dem Zweck der Schule überhaupt und der Landtschule insbesondere; im zweyten von der Schulordnung; im dritten von den Schulzwecken mitwirkenden Personen; und im vierten von den verschiedenen Anstalten und Einrichtungen, die auf die Schule Bezug haben. Kein Gegenstand von nur einiger Erheblichkeit ist übergangen, alles aber nur kurz angedeutet und zweckmäßig geordnet. Die eingetragenen literarischen Notizen zeugen von einer verständigen Auswahl. Beyfallswerth ist es, daß der Vf. die bey Niemeier angeführten Schriften nicht mit aufgeführt hat; denn man darf ja dieses classische Werk wohl bey einem Jeden vermuthen, dem das Erziehungswesen nicht ganz gleichgültig ist. Auffallend war es uns, daß Hr. Sch., dem doch sonst kein Werk von Wichtigkeit entgangen ist, Krünitz Landtschulen, so wohl wie Lehr- als Arbeits-Schulen betrachtet, nicht gekannt und benutzt hat. Diese Schrift, die eine vollständige Literatur des Landtschulwesens, Nachrichten von den berühmtesten Seminarien, eine Übersicht der wichtigsten Vorschläge und Auszüge aus den besten Schriften enthält, würde ihm seine Arbeit ungemein erleichtert haben. In dem Anhange giebt er uns eine kurze Übersicht von der neuesten Geschichte und Literatur des Schulwesens, von Hochwärts auf unsere Zeit, die, wenn auch nicht vollständig, doch wohlgeordnet und ohne bedeutende Lücken ist. Das Lob, welches S. 189 u. f. der Rathsfreyschule zu Leipzig erteilt wird, unterschreiben wir mit ganzem Herzen. Wenn wir es gleich nicht billigen können, daß der Vf. die als Buchdruckmethode so sehr in Schutz nimmt, daß er die Naturgeschichte und Naturlehre, die Völker- und Länder-Kunde ganz und gar von den Gegenständen des Unterrichts ausschließt, und daß er Bücher, wie Büchling's Katechisationen, Dreyßig's Aßeln und Lesebücher, Benning's Rechenbuch, unter den guten Schriften zu anföhrt: so empfehlen wir doch dieses Werkchen aus voller Überzeugung allen denen, die mit dem Landtschulwesen irgend etwas zu thun haben, besonders den Predigern, Schulinspectoren und Schulmännern. Sie werden es als einen Leitfaden zum eigenen Studium vorzüglich gebrauchen können. L. Th.

PHILOLOGIE. Anspach, b. Gassert: *Leichte Aufgaben zum Übersetzen in das Lateinische und Deutsche; nach den Regeln der Grammatik geordnet und den ersten Anfängern der lateinischen Sprache gewidmet* von M. Friedrich Ludwig Hoffmann, Lehrer am kön. Gymnasium zu Anspach. 1808. VIII u. 79 S. 8. (6 Gr.) Diese Aufgaben sind das in der That, was der Titel von ihnen verspricht, nämlich leicht. Wenn aber der Vf. sagt, sie ertheilten ganz einfache und kunstlose Sätze, die wörtlich in das Lateinische oder Deutsche übertragen werden könnten, um dadurch die Ähnlichkeit oder Vergleichbarkeit des Lateinischen und der Mutter-Sprache auch schon den Anfängern lehrbar zu machen: so scheint er sich selbst nicht recht verstanden zu haben. Bedeutende Verschiedenheiten wannigsten können sich bey wörtlichen Übertragungen nicht ergeben. Es würde dem Gebrauche des Büchelchens mehr erleichtert haben, wenn der Vf. die Erklärung der Wörter nicht in ein Register gebracht, sondern gleich den Aufgaben beygefügt hätte. M. t. g.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 M A Y, 1809.

NATURGESCHICHTE.

LANDSHUT, b. Weber: *Zoologie*. Zu seinen Vorlesungen entworfen von Dr. Fr. Tiedemann, Prof. der Anatomie u. Zoologie in Landshut. Erster Band. Allgemeine Zoologie. Mensch und Stüthiere. 1808. XVI u. 610 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 6 Gr.)

Unstreitig ist es das größte Glück, wie für jede andere Wissenschaft, so auch für die Naturgeschichte, daß sie auf mannichfaltige Weise bearbeitet wird; und wenn neuere Schriftsteller nur die eine Bearbeitungsart hervorheben, so mögen sie nie vergessen, daß sie nicht einmal zu ihrer Ansicht gekommen wären, wenn ihre Vorgänger nicht auch andere Wege eingeschlagen hätten. Rec. ist von der Wichtigkeit der vergleichenden Anatomie überzeugt, und wer könnte dieß nicht seyn? allein deswegen möchte er die Zoographie nicht zurücksetzen, ohne welche jene gar nicht existiren kann. Denn was hülfte es, Körper zu zergliedern, die man nicht namhaft machen könnte, oder von denen man falsche Namen angäbe? Wie bald würde alsdann die vergleichende Anatomie zu einem Chaos von Irrthümern werden! Eben so wenig möchte Rec. einen verachtenden Seitenblick auf die sogenannten Anekdoten von den Thieren werfen. Habe ich denn eine hinreichende Kenntniß von einem Thier, wenn ich die äußere und innere Form seines Körpers betrachtet habe? Sollte nicht die Kenntniß seiner Lebensart und Sitten das Vorzüglichste seyn, das eigentliche Leben des Thiers, und der Hauptpunct der Vergleichung?

Rec. schätzt den Vf. wegen des vorliegenden Buchs abfrichtig; er hat es mit Interesse gelesen, wird es noch oft zur Hand nehmen, und kann es jedem Naturforscher empfehlen: dieß hindert ihn aber nicht, die vorhergehenden Bemerkungen hieranzuwenden, da der Vf. von seiner Bearbeitungsart vielleicht etwas zu sehr eingenommen ist; und Rec. zweifelt, ob es gut seyn würde, die Naturgeschichte auf diese Weise in den Vorlesungen mit der vergleichenden Anatomie zu verbinden. Sollen nämlich die Studirenden über jeden Zweig der Zoologie so ausgedehnte Vorlesungen hören, so müßten sie mehrere Halbjahre damit zubringen, und hätten doch vielleicht weder die Zoographie noch die Zootomie inne: hören sie hingegen, wie bisher üblich ist, neben den Vorbereitungswissenschaften gleich Zoologie, so kann ihnen darin das Nöthige über Zoographie und über das Leben der Thiere gesagt werden, indem man

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

aus der vergleichenden Anatomie nur einzelne Stütze entlehnt. Nachmals aber, wenn sie den Bau des Menschen durch eigene Zergliederungen, so wie durch die Vorlesungen kennen gelernt haben, wollen sie mit Nutzen einem eigenen Collegium über die vergleichende Anatomie bey. Der Mediciner hat so viele Fächer zu erlernen, daß es uns nur darum zu thun seyn kann, ihn auf der Universität eine Übersicht der Botanik, Zoologie u. s. w. zu geben: erlaubt es ihm in der Folge seine Lage, und hat er Liebe dazu, so wird er bald das Einzelne ohne Lehrer erlernen. Wir müssen sogar möglichst darüber wachen, daß der Zuhörer nicht, zum Nachtheil seiner Ausbildung in anderen Fächern, zu sehr in das Detail einer einzelnen Disciplin gehe. Rec. kann hier aus eigener Erfahrung sprechen; er ist in mehreren Zweigen der Naturgeschichte ganz Autodidactos, überließ sich ihnen aber zum Theil zu früh und zu sehr, und mußte darüber Manches versäumen, das er in der Folge, und oft daher mit größerer Mühe nachzuholen hatte. Für den Nicht-Mediciner würde, aus leicht begreiflichen Gründen, eine große Ausführlichkeit noch weniger seyn; der Weg, den hier unser Vf. einschlägt, wäre ihm gewiß nicht zu empfehlen.

Für Jeden aber, der die allgemeine Übersicht der Naturgeschichte inne hat, so wie auch für Jeden, der über dieselbe Vorlesungen hält, wird das Werk unseres Vfs. von vielem Nutzen seyn, wie die nähere Anzeige desselben bald ergeben wird.

Die Einleitung S. 1 — 5 handelt von der Naturgeschichte der thierischen Körper überhaupt, wo der Vf. von den gewöhnlichen Benennungen abweicht, und die Pflanzen-Anatomie und Botanik als Theile der Pflanzenphysiologie, die Thieranatomie und Zoologie aber als Theile der Thierphysiologie betrachtet, welches wenig Beyfall finden dürfte, da Botanik und Zoologie füglich als das Allgemeine, Phytomie und Phytographie, so wie Zootomie und Zoographie, als das Besondere gelten können. S. 6 — 16 sind einige Hauptschriften zum Studium der Zoologie (hier im allgemeinen Sinn gebraucht) angeführt, so wie der Vf. auch weiterhin eine gut gewählte Literatur bey den einzelnen Gegenständen beybringt, so daß man nur selten bessere Schriften nicht genannt findet.

Der erste Theil, oder die allgemeine Zoologie, S. 17 — 97, handelt in sieben Abschnitten: 1) von dem Unterschiede der organischen und unorganischen Körper, von der Eintheilung der Organismen in Thie-

re und Pflanzen; 2) von der Eintheilung der Thiere; 3) von der Verbreitung der Thiere im Allgemeinen; 4) vom Wachsthum und von der Abnahme der Thiere; 5) von der Metamorphose im gesammten Thierreiche; 6) von der Fortpflanzung der Thiere; 7) von der freywilligen Erzeugung. Der Vf. nimmt elf Thierclassen an: 1) Säugthiere; 2) Vögel; 3) Amphibien; 4) Fische; 5) Crustaceen; 6) Insecten; 7) Mollusken; 8) Anneliden; 9) Eingeweidewürmer; 10) Radiarien; 11) Polypeu. Das Schwierige der Eintheilung entgeht dem Ungeübten dadurch, daß der Vf. von den Thieren jeder Classe eine etwas ausführliche Darstellung gegeben, keine kurze Diagnose aufgestellt hat, welche in solchen Fällen immer der beste Prüffstein ist. Der Vf. rechnet zu den Polypen auch die Infusionsthier: doch paßt seine Beschreibung jener nicht zu diesen; wie viele von diesen haben weder Mund noch After, und das Essigälchen hat wieder mehr unterschiedene Theile. Die Radiarien stehen in Hinsicht ihrer Organisation über der folgenden Classe, also nicht ganz richtig. Die Eingeweidewürmer sind, den neuesten Untersuchungen zufolge, falsch bestimmt, da ihnen hier Nerven, und (sämmlich) ein Darmkanal zugeschrieben werden: Die übrige Reihenfolge ist zu billigen.

Der zweyte Theil handelt in sieben Abschnitten vom Menschen, und zwar 1) von den Organen der Empfindungen; 2) Org. der Bewegung; 3) Org. der Ernährung; 4) Org. des Kreislaufs des Blutes und des Athmens; 5) von den Organen der Zeugung; 6) von der Metamorphose des Menschen; 7) von seiner Verbreitung.

Der dritte und übrige Theil beschäftigt sich mit den Säugthieren. Zuerst wird in 8 Abschnitten das Allgemeine erörtert, und zwar 1) die Organe der Empfindungen; 2) die Org. der Bewegung; 3) der Ernährung; 4) des Kreislaufs des Blutes und des Athmens; 5) der Zeugung; 6) die Metamorphose; 7) die Verbreitung; 8) die Classification, und sodann wendet sich der Vf. zur speciellen Zoologie. Er theilt die Säugthiere in 12 Ordnungen: 1) 4händige Thiere; 2) Raubthiere; 3) wiederkäuende Thiere; 4) Beutelh Tiere; 5) Nagethiere; 6) Faulthiere; 7) zahnlöse Thiere; 8) Schweine; 9) einhufige Thiere; 10) vogelartige Säugthiere; 11) amphibienartige Säugthiere; 12) fischartige Säugthiere; und der *Ornithorhynchus paradoxus* und die *Echidna Lamarks* (*Ornith. Mystrix Home*, oder *Myrmecophaga aculeata Shaw*) sind im Anhang als zu keiner der obigen Ordnungen gehörig aufgestellt. Die Eintheilung hat im Ganzen, wie Jeder sieht, sehr viel Gutes, wie überhaupt, je mehrere Ordnungen der Säugthiere aufgestellt werden, desto natürlicher die Eintheilung werden muß. Gegen die Reihenfolge ließe sich manches sagen. So sieht man z. B. nicht ein, wie No. 10 die *Chiroptera* zwischen den Pferden und Robben stehen können; eben so sind einige Namen nicht zu billigen, die *Chiroptera* sind doch eben so wenig vogelartige Thiere, als das fliegende Eichhörnchen, und hätten füglich Fledermäuse oder Chiropteren, oder Flatterthie-

re genannt werden können; eben so wenig sind die Robben, die Walrosse, der Dugong und die Seekuh amphibienartige Säugthiere, denn Jeder muß dabey an die Classe der Amphibien denken, mit deren Bau sie nichts gemein haben; noch weniger paßt der Name *Schweine, Porci*, für den Elephanten, das Nashorn und das Flusspferd, die mit dem Tapir, dem Schwein und Daman in der 8ten Ordnung aufgeführt sind, und Rec. würde lieber den Namen Pachydermen oder vielhufige Thiere dafür behalten haben, da sich gegen diesen nur geringere Einwürfe machen lassen. Überhaupt ist der Vf. in der Wahl der Namen zu wenig streng, und folgt den französischen Naturforschern zu sehr, die mit Fleiß widerfinnige Namen auszufuchen scheinen, wovon die oben genannte *Echidna* ein Beyspiel giebt. Denn wie kann man es billigen, daß ein Säugthier Schlange genannt wird, und wer kann an den barbarischen Namen *Indri, Caudivolvulus, Setifer, Lacma, Coescoes, Wombatus, Ondatra, Dugungus, Narwalus, Anarnacus* u. dgl. Geschmack finden? Rec. bittet den Vf., bey den folgenden Theilen hierauf mehr zu sehen; sonst wird unter den Fischen noch ein *Hydrargyrum* (Quecksilber) nach *Lacépède* vorkommen, und was solcher schönen Benennungen mehr sind. Gutgewählte Namen sind nicht bloß eine Zierde der Naturgeschichte, sie zeugen nicht bloß für die humanistische Bildung der Naturforscher, sondern begünstigen und erleichtern auch das Studium außerordentlich. Die nordischen Naturforscher, denen die Naturgeschichte noch immer das Mehrste verdankt, müssen auch hierin fest stehen, und nicht ihrem schlechten Namen das Bürgerrecht gestatten.

In den Aufstellungen der Gattungen, oder Geschlechter, wie sie der Vf. nennt, folgt er ebenfalls den Franzosen zu sehr. Mag hierin noch so vieles von der individuellen Ansicht der Naturforscher abhängen: so muß doch immer ein deutlicher Charakter zum Grunde liegen, nie ein Plus und Minus, weil man dies nie bey dem Einzelnen bestimmen kann, bey einem unbekannten Körper also immer schwankend bleiben wird. Es fällt dies bey den wenigen Säugthieren nicht so sehr auf, als bey den Vögeln, Fischen, Insecten u. s. w.: allein wenn man die aufgestellten Affen- und Fledermäuse-Gattungen vergleicht, so wird man doch bald das Mangelhafte finden; es sollten in Frankreich die Lehrer *Linne's Philosophia botanica* doch nicht so ganz vergessen.

Bey jeder Ordnung wird das Allgemeine des äusseren und inneren Baues angegeben, und bey jeder Gattung wird wieder das Charakteristische in den Organen der Empfindungen, der Bewegung, der Ernährung, des Athmens und Kreislaufs, so wie der Zeugung, kurz aufgeführt, und wir haben kein einziges Buch, das in dieser Hinsicht mit dem vorliegenden zu vergleichen wäre; auch ist die Auswahl durchgehends zu loben. Von den Arten sind die merkwürdigsten ausgehoben, und außer einer kurzen deutschen Bestimmung ist die Grösse, der Wohnort und eine oder die andere Merkwürdigkeit erwähnt, so wie eine gute Abbildung, und eine Anzei-

mie citirt wird; doch scheint der Vf. hierin fast bloß *Rauß* gefolgt zu seyn. So citirt er immer *Perrault's* Abh. in der pariser Akademie der Wiss., nie die deutsche Ausgabe von *Perrault*, *Charvas* und *Dodart* Abhandlungen, die doch nicht selten ist; so wird nicht *Campers* Abhandlung bey dem Rhinoceros nach der holl. oder deutschen Ausgabe, sondern die in den petersburger Abh. citirt; von *Daubenton* werden nie die Numern der Tafeln angegeben, zuweilen ist er auch weggelassen u. s. w. Die Bestimmungen sind im Ganzen genau. Wenn daher der Körper des Tigers (S. 345) *weißlich* mit schwarzen Querstreifen genannt wird: so ist das wohl nur ein Druckfehler; Rec. wenigstens hat ein paar Tiger gesehen, deren Grundfarbe goldgelb oder röthlichgelb war, und die Schriftsteller sprechen auch von einem *color fulvus*. — S. 593 — 610 ist ein Verzeichniß der Präparate, welche sich über die Säugethiere in den Cabineten für Zoologie und vergleichende Anatomie zu Landshut befinden, von dem Vf. angehängt, der die zootomischen Präparate in Zeit von drittehalb Jahren angefertigt hat. Da über die anderen Thierclassen wahrscheinlich ebenfalls gesammelt ist: so kann dieser Anfang dem Vf. nicht anders als zum großen Lobe gereichen.

J. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Unger: Dr. W. A. Stütz *Schriften, physiologischen und medicinischen Inhalts*. 1 Band. 1805. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Wir sehen aus vorliegendem Buch, so wie aus dem über den Starrkrampf, überhaupt aber aus jeder uns zugekommenen Notiz über das wirkliche Leben des seligen Vfs., daß in ihm eine Fülle von Anlagen sich drängte, welche bey der Reifung etwas sehr Tüchtiges versprach — ruhige, besonnene Kraft, deren insbesondere der Zustand der Medicin sehr bedarf: Sie ist weggenommen in diesem Einzelnen, uns, die wir zurückgeblieben, gebührt, dieselbe, so wie er sie in voller Ausübung an Tag gelegt, zu schätzen und als innerliches Erbe unter uns aufzunehmen. So ist, was er gewollt, wenn gleich nicht vollendet, doch nicht verloren, und wir sehn das Andenken des Hingefschiedenen auf die rechte Weise.

Die Vorrede erkennt mit ächter Bescheidenheit als Vergänglich in einzelnen Beyträgen zu einer rosen Sache; es gilt ihr keine Meinung als solche, sondern allein wie sie sich nähern kann dem Ganzen. Kurz hier ist das Zeichen einer stillen, gründlichen Egeisterung. — I. Das Geschäft des Naturforschers wird immer dienen, dem Anfänger das Studium zu leichtern. Der Vf. zeigt hier mit Klarheit und an leichtem Umrissen das Ineinandergreifen entgegengesetzter (evolvirender und involvirender) Kräfte, daß dasselbe an den Erscheinungen dar, ohne die Nothwendigkeit dieses Ineinandergreifens aus den Augen zu verlieren; durchforcht die Stufenfolge des Ineinandergreifens selbst, und zeigt zuletzt aus dem, das Geschäft des Naturforschers sey eben

das Studium dieser innerlichen Ordnung nach der ganzen Schärfe des Unterschieds ihrer Bestandtheile, wie nach der wesentlichen Übereinstimmung derselben, in den Verhältnissen und dem Lebenslaufe der Welten, wie in der Entwicklung und den Verwandlungen der organischen Wesen. — II. Bruchstücke zu einer künftigen Physiologie des Erdorganismus. Wir wollen sogleich bey dem Eingang dieses Abschnittes Etwas erinnern, das sowohl hier als durch die ganze Schrift hin gilt. Es heißt nämlich: „In allem (S. 51) Seyn und Wirken stellt sich eine *Gesetzmäßigkeit* dar, die auch dem oberflächlich Schauenden unverkennbar ist: alles Seyn und Wirken geht aber vorüber, und nur die überall herrschende *Gesetzmäßigkeit* bleibt. So ist sie das wahre Absolute, immer Bleibende . . . das . . . Werden und Seyn, Zeit und Raum, Denken und Ausdehnung beständig evolvirt und sie andererseits immer wieder involvirt, um sie aufs neue wechselseitig zu evolvirt, und hinwiederum zu involvirt und so unausgesetzt weiter fort u. s. w.“ — Wir halten diese Ansicht für das Spiel der Naturwissenschaft, und sind überzeugt, daß der wackere Vf. sich zum Ernste sicher noch erhoben haben würde; aber es muß ohne Rücksicht gesagt werden, daß man in naturphilosophischen Werken dieses Spiel immer noch überwiegend findet. Es kommen dadurch wunderliche Gegensätze, schimmernde Analogieen zum Vorschein; aber man kann sich nicht enthalten anzunehmen, die Spielenden haben die Lehre vom Eins noch nicht gefaßt, das im Seyn und Wirken u. s. w., wie in der Gesetzmäßigkeit, das Quellende und Haltende ist, hier in allen Beziehungen seiner selbst beachtet, dort im freyen Fluß und Bewegung. Die Natur evolvirt nicht, um zu involvirt, und umgekehrt; diese geschäftige Müßigkeit ist nicht ihr Wesen: sie trachtet, daß ein jedes Ding vollständig sey, und führt um der ewigen Vollständigkeit willen alle Entwicklungen durch. Es verdriest jedes vernünftige Wesen, einen Schritt rückwärts zu thun, den es schon vorwärts gethan, wenn's nicht ist, um jedes Momentes sicher zu seyn. — So demnach laßt uns das Spiel von Gegensätzen des Lichtes und der Schwere, der Wärme und der Kälte, der Oxydation und Desoxydation u. s. w., welches hier klar und annehmlich genug durchgeführt ist, betrachten. Es fehlt hier noch der rechte herzliche Drang um die Sache, in den das Gemüth erst dann hingerissen wird, wann es der Dinge inneres Wesen, ihr Geheimniß und ihre Eigenthümlichkeit zu verstehen sich sehnet; da läßt es sich nun nicht weiter mit jenen spielenden Beziehungen, die aller Dinge Gemeingut sind, befriedigen. Eben so dient auch nur als Anregung, was in diesem Abschnitt weiter von dem Ausdruck der Evolution als *geradliniger* Bewegung, der Involution als *drehender* Bewegung und der Indifferenzierung als *kreisförmig fortschreitender* Bewegung gesagt wird. In welcher geraden Linie mag denn wohl die involvirtende Kraft fehlen? Was ferner von der Pflanzen- und Thier-Organisation vorkommt, trägt dieselben Zeichen an sich; man sieht, daß hier nach

dem Spiele hätte Ernst werden können. Das Beschreibende dessen, was wirklich in den Gestaltungen und Bildungen des Thierreichs gefunden wird (von S. 94 an), ist wohlgerathen und lobenswerth, als eine instructive Übersicht des Thierreichs zur Erleichterung des Studiums für Anfänger. — III. *Von der Kunst, oder der Arzt als Künstler.* Hier tritt schon etwas ganz anderes und weit höheres, als wir vorher fanden, und man darf sich den Schmerz nicht verhehlen, daß der Tod einen sinnvollen Künstler so frühe weggenommen. Wir finden in dieser ganzen Abhandlung den tüchtigen Künstler, welcher den meisten Ärzten durchaus fehlt; das Hindringen auf die tiefste Kunstanschauung, auf die innere Einheit aller Kunst; die Begeisterung, welche diese Anschauung im heftenden Künstler erwecken und halten muß. Die eigenen Ideen erläutert der Vf. sehr zweckmäßig durch die Aufschlüsse über die Kunst, wie sie von den Propyläen gegeben wurden. Wir haben anderwärts das Ziel und die Art der heilenden Kunst zu zeichnen versucht, und können hier nur dies noch bemerken, daß, wenn viele eine solche Bildungsanlage zum wahren Künstler zeigten, wie dieser wackere Mann gezeigt hat, es bald am Ende seyn würde mit der Rossine, und jeder tüchtige Künstler würde sich freuen der Gemeinschaft des Arztes. Dann aber muß das Volk eben so, wie der zur eigentlichen Kunst Bestimmte, erst erzogen werden, und wir behaupten kühn, daß wenige von allen Ärzten sich nach ihrer jetzigen Sinnesart bequemen würden und gehorham hingeben einer Bildung, wie sie wirklich nothwendig ist und nicht länger aufgeschoben werden kann. — IV. *Über das Gemeinschaftliche in Krankheiten.* Einige Krankengeschichten, welche dies erläutern sollen; übrigens Bruchstück. V. *Erste Beyträge zu einer meteorologischen Medicin.* Zuerst im Allgemeinen von einer geologischen und kosmologischen Dynamik. Jene habe besonders folgende Momente: 1) die tägliche und jährliche Strahlenbrechung, wofür noch vieles zu thun sey; 2) die tägliche und jährliche

Erwärmung der Luft und mittelst dieser der Erde; 3) der tägliche und jährliche Wechsel der Feuchtigkeith und Trockenheit der Atmosphäre; 4) der tägliche und jährliche Wechsel der Elektricität in der Atmosphäre; 5) der tägliche und jährliche Wechsel des Sauerstoffgehalts der Atmosphäre; 6) der täglich wechselnde Druck der Atmosphäre; 7) die tägliche und jährliche oder jahreszeitliche Abweichung der Magnetnadel; 8) die tägliche, monatliche und jährliche regelmässig vor sich gehende Bewegung des Meeres; 9) die periodischen Veränderungen des Mineralismus im Inneren der Erde, welche noch so wenig beobachtet sind; 10) die täglichen und jahreszeitlichen Perioden in den Lebensbewegungen der Pflanzen; 11) der Thiere. Die Momente der kosmologischen Dynamik wollte der Vf. zu einer andern Zeit behandeln. Man sieht wohl aus dieser Angabe der Rubriken schon, daß diese Beyträge nicht anders als fragmentarisch seyn können: auf das eigentliche Band, auf den Kreislauf aller Elemente, ist noch weniger Rücksicht genommen, wenn gleich das hier Gesammelte schon verständig und somit gewiss auch verdienstlich ist. — VI. *Die Gegensätze im thierischen Organismus.* Hier führt der Vf. den Gegensatz des Festen und Flüssigen aus; dann die Gegensätze im Zellsystem, im Blutsystem, im Nervensystem; ferner die Gegensätze dieser das Ganze durchdringenden gegen die abgerundeten Organe, als des Allgemeinen gegen das Besondere u. s. w. Nachdem er die Gegensätze der Flüssigkeiten unter sich wenigstens angedeutet, geht er zuletzt zur Betrachtung der Gegensätze in Functionen über. Alles dies in einer für Anfänger nützlichen und klaren Weise, wodurch höhere Forderungen unausbleiblich herbeigeführt werden. Das ist es ja doch eigentlich, was eine Schrift für den Anfänger nützlich macht. VII. *Miscellen.* Ein kurzer Abschnitt, der aber einige Gedanken enthält, welche den Eifer und die Thätigkeit des Verstorbenen zu allen tiefsten Untersuchungen bezeugen.

K. A. W.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Berlin, b. Schöne: Ausführliche Beschreibung einer mehrere Jahre lange gedauerten hartnäckigen Hypochondrie, wie diese endlich ohne den Gebrauch innerer Arzneien ganz gründlich ist gehoben worden. Für alle diejenigen, welche mit der Hypochondrie behaftet sind u. s. w., von einem Arzte, der selbst mehrere Jahre von der Hypochondrie gequält worden ist. 1808. 116 S. 8. (12 Gr.) Der Titel klingt fast wie die Titel zum Robinson Crusoe und Consorten, wie diese endlich nach vielerley ausgestandenen Schicksalen glücklich wieder zu den Ihrigen gekommen sind. Der Vortrag in dem Buche selbst ist nicht viel besser. Wir wollen suchen aus dem Gewirre von Gedanken und Worten das Eigenthümliche darzulegen. Nach der Meinung des Vfs. besteht die Hypochondrie und Hysterie lediglich in einer Schwäche der Eingeweide des Unterleibes, wobey der Magen eine vorzügliche Rolle spielt. Hiebey ist gewöhnlich eine versteckte Gichtmaterie im Körper vorhanden. Aus dieser Theorie sucht der Vf. alle Symptomen der Hypochondrien zu erklären. In der Diät ist der Vf. zwar nicht zu streng, doch verbietet derselbe Mehlspeisen, Hülsenfrüchte, geräucherte Sachen, und rath leichtverdauliche, nahrhafte, animalische Speisen. Alle die Bemerkungen, welche sich auf diese Gegenstände, die Diät und das Verhalten beziehen, sind gut; das eigentlich Medicinische aber desto verwirrter. Sonderbar ist es, daß das Buch lesbarer, der Styl reiner, die Ideenfolge klarer wird,

nachdem die Krankheitsgeschichte des Vfs. ihren Anfang genommen hat. Dies ist so auffallend, daß man fast glauben möchte, diese kleine Schrift habe zwey Vfs. Die Arbeit des einen, verwirrt und schlechten beginnt mit S. 1 und geht bis S. 35. Von da an bis zu Ende scheint der andere bessere gearbeitet zu haben. Was uns hieron noch mehr überzeugt, ist, daß eine Stelle von Wort zu Wort zweymal vorkommt: einmal S. 3, das anderemal S. 84, mit den einzigen kleinen Unterschieden, daß sie der Vf. No. 1 als seine Arbeit ausgiebt, No. 2 aber sie dem Hn. Meißler in den Mund legt. Was endlich die Art anlangt, wie die Hypochondrie durch ein bloßes äußeres Mittel gehoben werde und worin dasselbe bestehe, so sagt uns leider der Vf. nur so viel, daß es ein Balsam und ein Gürtel seyen, wovon jeder eingegeben, dieser auf dem bloßen Leibe getragen wird. Eine Flasche des Balsams kostet 8 Thlr. in Golde, ein Gürtel 8 Ducaten, oder deren Werth. Der Vf. ist so menschenfreundlich, auch Münze anzunehmen, nach S. 116. Zu einer ganzen Cur werden 6, höchstens 8 Gläser (nicht doch, je mehr, desto besser!) Balsam erfordert. Die Adressen findet man S. 115. Diese Notiz scheint der Hauptgrund der ganzen Abfassung des Buches zu seyn, und Alles an diesem und jenem erinnert an einen bekannten medicinischen Polygraphen und Geheimnißkrämer zu Leipzig. Ob wohl die ganze Geschichte der Hypochondrie des Vfs. wahr ist?

Fj.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 M A Y, 1809.

B O T A N I K.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Compt.: *Exposition et défense de ma théorie de l'organisation végétale.* Par Mr. Brisson-Mirbel, Chevalier de l'ordre Royal de Hollande. Secrétaire de Sa Majesté etc. Publié par le Dr. Bilderdyk. 1808. XXXVIII, 295 u. 72 S. 8. Nebst 3 Kpf. (3 Thlr. 8 Gr.)

Es ist bekannt, daß in neueren Schriften deutscher Schriftsteller dem Hn. M. verschiedene Irrthümer, die Anatomie und Physiologie der Pflanzen betreffend, zur Last gelegt worden. Diesen Vorwurf abzuwälzen, seine Ansichten klarer aus einander zu setzen, und durch einige neuere Beobachtungen zu bestätigen, ist die Bestimmung dieses Buches. Es besteht aus mehreren Abhandlungen, wovon die vornehmsten sind: ein Brief des Hn. M. an Hn. D. Treviranus, und: Beobachtungen über die eigenen Gefäße und die Entwicklung des Baßes. Dem ersteren ist im Anhang eine Anzahl Noten hinzugefügt, worin, außer der Schrift von Treviranus, auch die übrige ältere und neuere Literatur berücksichtigt wird. — Der Vf. fängt damit an, daß er die Schwierigkeiten, mikroskopische Beobachtungen dieser Art anzustellen, aus einander setzt. Wozu das? Jeder erntet sie, der anfängt, sich mit dem Mikroskop zu beschäftigen: nur Ausdauer kann sie überwinden. Hierauf hebt die Exposition des Systems an. „Die ganze vegetabilische Organisation ist Ein und dasselbe: häutige Gewebe, welches unzählige leere Räume erbeut, veränderlich in ihren Formen und Dimensionen.“ Dieses sey der Fundamentalsatz des ganzen Ergebendes. Sprengel und Treviranus werden sehr tadelt, weil sie sich den Pflanzenbau als ein Aggregat von Blasen und Schläuchen von verschiedener Form und Größe vorstellen, und als ursprünglich betrachtet, was nach Hn. M. ursprünglich constant ist, gleich dem Brodteige, der durch die Gährung voll von Löchern wird, ohne seine Continuität zu verlieren. Da jene die oft sehr lockere Vereinigung der Bläschen, und die Leichtigkeit, sie dann einzeln abzufordern, so wie die Übergänge, welche zwischen der Blasenform und den übrigen Elementarformen auffinden lassen, für ihre Meinung anführen: so wären wir begierig, die Gründe zu sehen, welche Hr. M. für die seinige aufzeigen kann. Wie aber, fährt derselbe fort, solle man sich die Communication dieser geschlossenen Räume denken? *S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.*

Unleugbar seyen unsichtbare Poren der häutigen Scheidewände zugegen: damit aber gehe es zu langsam: Poren, dem bewaffneten Auge erkennbar, bewirkten eine raschere Verbindung. Man leugne diese; man glaube, er habe kleine halbkugelförmige Erhabenheiten an den Membranen, so wie die körnigen Niederschläge aus den Pflanzenäften für solche gehalten: aber was die ersteren betreffe, so habe er ein Loch im Centro dieser Erhabenheiten entdeckt, und letztere unterscheide er sehr wohl von den Poren und ihrer Einfassung. — Hier soll man, unfers Erachtens, nicht verwechseln die vermeinten Poren des Zellgewebes und die der Gefäße. Erstere werden geleugnet von allen Beobachtern, bis auf Bernkardi, der sich zweifelnd darüber ausdrückt. Es ist nicht an dem, daß Hr. M. das körnige Wesen von den vermeinten Poren deutlich unterscheiden gelehrt hätte; im *Traité d'Anat. végét.* kommt nichts der Art vor, und die angezogene Stelle im *Journ. de Phys.* spricht zwar von der *fecula* im Zellgewebe, aber ohne es als eine allgemeine Erscheinung an demselben darzustellen, was es doch ist. Aber diese Unterscheidung wäre auch unmöglich gewesen: denn außer dem körnigen Wesen findet man weiter nichts Fremdartiges an den Zellenwänden. Was die Poren der porösen Röhren betrifft, so werden sie von Link und Rudolphi vertheidigt: aber dieses sind nicht die Poren des Hn. M. Vielmehr was jene hier Poren nennen, sind bey letzterem, so wie bey Leewenhoek und Treviranus, Hervorragungen. Worin aber Hr. M. wiederum von diesen abweicht, ist, daß er einen Porus im Centro sieht, da denn das Hervorragende ein aufgeworfener Rand um denselben seyn muß. So stehen jetzt die Sachen. Wenn man indess die Figuren des *Traité* 10—14 mit der Natur verglich: so war der Gedanke natürlich, die hier abgebildeten undurchsichtigen grossen Kreise auf den Gefäßen seyen die Puncte, welche man darauf sieht, und der vorgestellte aufgeworfene Rand ein durch Täuschung entstandener Zusatz. Dieses war daher die allgemeine Meinung; man hat Hn. M. darin freylich mißverstanden, aber nur er selbst ist Schuld daran. Setzen wir nun, es seyen wirklich Erhöhungen, wie Link und Rudolphi Löcher nennen: ist es wahr, daß im Mittelpuncte ein Porus existirt, wie Taf. 1. Fig. 2. 4 des vorliegenden Werkes zu sehen ist? Rec. konnte nie dergleichen finden, obschon er die punctirten Gefäße vieler Holzgewächse zu verschiedenen Zeiten mit einem guten Mikroskop untersuchte. Wie verwundert war er daher, als er ei-

nes Tages die punctirten Röhren des Sassafrasholzes betrachtete, und die Punkte darauf den Poren der Oberhaut ähnlich fand, kleine Querspalten nämlich, oft bloße Punkte, mit einem ovalen oder runden Kreise umgeben, ungefähr wie im *Krocker'schen* Werke: *de Plant. epiderm.* t. 3. f. 1, die Poren vom *Sesum* abgebildet sind. Er untersuchte jetzt von Neuem andere Holzarten, und es gelang ihm wiederum nicht, den Porus zu finden. Weil die GröÙe der Röhren und Wülste veränderlich ist: so müÙte man, glaubt unser Vf., die ersteren annehmen, auch wo man sie, welches oft der Fall sey, nicht sehe, und er tadelt Hn. *Treviranus*, daß er sich vom Systemgeiste nicht losmachen könne, weil ihm dieses nicht einleuchte. Lassen wir das gut seyn, und betrachten vielmehr bis auf Weiteres als Ausnahmen, was nach Hn. *M.* Regel ist, in der Erwartung, daß die Thätigkeit unserer Landsleute die Sache bald vollends ins Reine bringen werde. Doch wir sind etwas vorausgeëilt. — „Je nachdem, fährt Hr. *M.* fort, „die Räume im Gewebe rundlich, die Scheidewände dünn und durchsichtig, oder jene lang und cylindrisch, diese dick und dunkel sind, entsteht ein, oder Seits zelliges, anderer Seits röhriges Gewebe. „Mit Recht hat *Grew* das Zellgewebe dem Schaum einer Flüssigkeit verglichen; diese Idee schließt „Gänge zwischen den Zellen, dergleichen *Hedwig*, „*Mayer* und *Treviranus* aufgestellt, gänzlich aus.“ — Wenn diese an sich vollkommen wahre Vergleichung in dem Munde des Hn. *M.* befremdend klingt: so thut es die daraus gezogene Folge noch weit mehr. Besteht denn der Schaum nicht aus Blasen, wie *Grew* auch die Zellen nennt? Und wenn das Material dieser ursprünglich runden Blasen der anziehenden oder zusammendrückenden Kraft, welche sie in die vieleckige Form zwingt, einigen Widerstand entgegensetzt, wie es vom Pflanzenschleime zu erwarten ist: wird nicht die Verbindung auf einigen Punkten unvollkommen bleiben, werden mit Einem Worte nicht seine Zwischenräume bleiben? Es beliebt Hn. *M.*, dieselben „erfunden“ zu nennen: aber man sieht sie in saftigen Zellgewebe, z. B. der Blätter von *Mesembryanthemum* ohne Mühe. — Ein Gewebe sehr verlängerter Zellen, sonst kleine Röhren genannt, sey die Masse des Holzes; in der Quete liegendes, mit jenen sich kreuzendes Zellgewebe die Markverlängerungen der Dikotyledonen. *Leutenhach* wird getadelt, daß darin horizontale Röhren zu sehen geglaubt, die doch Niemand außer ihm beobachtet: — als, setzt Rec. hinzu, Hr. *M.* selber, der solche als poröse Röhren und falsche Tracheen im *Traité* aufgeführt und abgebildet. — Ebenfalls ein Zellgewebe, dessen Zellen aber sehr weit und lang, seyen die Röhren der Pflanzen. Hr. *M.* will sie nicht GefäÙe genannt wissen: „denn, sagt er, die GefäÙe im thierischen Körper haben eigene Häute, auch findet man sie in einer bestimmten GröÙe; Zahl, Lage, Stellung. Nicht so ist es mit den Röhren der Pflanzen.“ „Sollte man nicht fast glauben, sagt er anderswo, alles, was man GefäÙe in den Pflanzen nennt, se, en

bloÙe Lacunen?“ Wir unserer Seits begreifen nicht, wie die Wände der Röhren, von ringförmigen Spalten durchlöchert, oder in ein spiralförmig Band zerschnitten, mit den angrenzenden Zellen gemeinschaftlich seyn können. Auch widerlegt der Augenschein diese Vermuthung völlig, und der Vf. selber scheint an vielen anderen Stellen die eigenen Häute der GefäÙe anzuerkennen. — Diese Röhren nun sind es, welche den rohen Saft nach Hn. *M.* führen. Daß sie auch Luft enthalten, ignoriert er. Wo sie fehlten, würde ihre Stelle manchmal durch Lücken ersetzt, die sich im Zellgewebe zwischen den Holzlagen befinden, z. B. bey *Pinus Strobus* — hier hat der Vf. die allerdings mit zelligen Wänden begabten eigenen GefäÙe zwischen den Holzlagen der Nadelbäume im Sinne, die schon *Malpighi* kannte, und als HarzgefäÙe beschrieb, was sie allerdings auch sind, und keineswegs SaftgefäÙe. Hr. *M.* will zwar, daß sie eine *résine aqueuse* führen; aber das ist ein dunkler Ausdruck. — Es gebe sechserley groÙe Röhren. Von der ersten Art, den porösen Röhren, ist schon geredet. Sie seyen im Holzigen Theile der Gewächse überall verbreitet. Ihre Stelle werde in weichen Holzarten durch die falschen Tracheen, die zweyte Art der Röhren, ersetzt, deren Membran Querspalten habe, mit Wülsten umgeben, die sich manchmal so nähern, daß sie zusammenstoßen, und nichts von der Membran übrig lassen. Der Vf. betrügt sich ungemein, indem er sagt: daß alle Physiologen über das Daseyn dieser Spalten und Wülste mit ihm Eins seyen. An letztere glaubt vielmehr außer ihm Keiner, den einzigen *Bernhardi* vielleicht ausgenommen, der, sonst wenigstens, für Aufwerfungen hielt, was andere Spalten genannt. Hr. *M.* meint, er habe nur die Spalte innerhalb und an der Seite derselben übersehen, und es gehe ihm damit, wie *Treviranus* mit den Poren. — Die RinggefäÙe eben dieses Schriftstellers seyen mit den falschen Tracheen, wie sie im *Traité* beschrieben und abgebildet, ganz einerley. Dieses ist aber nicht so. Anderswo gesteht Hr. *M.*, daß sie eine Abänderung davon seyen, will sie aber nicht als eigene Art gelten lassen. Das mag seyn: aber mit noch wenigerem Rechte dürfen dann die *tubes mixtes* als besondere Art existiren. — Tracheen entstehen nach Hn. *M.*, wenn die röhrenförmige Membran in der Spirale durchschnitten ist. So bilde sich nämlich ein gewundenes Band, dessen Ränder öfters nur wülstig seyen, woher dann der Durchschnitt desselben eine kurze Linie sehen lasse, mit einer kreisförmigen Erweiterung auf beiden Enden. Zuweilen indeß fehle das Theilmembran zwischen den beiden parallelen Wülsten ganz, und der Durchschnitt desselben bilde nun ein Oval oder Rund. Wie viel Willkürliches in diesen Lehren sey, ist in die Augen fallend. Die gedachten Wülste hat noch Keiner gesehen; und wenn Hr. *M.* sich auf *Link* bezieht, dem die Spiralfaser an der innern Seite concav geschnitten: so trägt *Link* diese Beobachtung nur zweifelnd vor; auch ist ihm noch Keiner darin gefolgt. — Mit Recha übriges stimmt der Vf.,

dafs die Tracheen nur dicht am Marke zu finden sind, gegen andere, welche sie auch in den äufsern Holzlagen, sogar in der Rinde, gefunden haben wollen. — Eine vierte Classe von Gefäfsen seyen die gemischten Röhren. Als eine ausgezeichnete Erscheinung dürften sie nicht übergangen werden. Auch *Bernhardi* und *Treviranus* hätten sie gesehen; selbst *Hedwig* habe sie vor Augen gehabt in der dunkeln Stelle *de fibr. veget. ortu* S. 25, wo er von der Verwandlung der Tracheen redet. Auch *Link* soll sie anerkennen, wie der Vf. durch ein Mißverständniß glaubt. Alles dessen ungeachtet möchten wir sie nicht als eine eigene Art von Gefäfsen gelten lassen. — Die 5 Gattung der Gefäße, die perlenschnurförmigen (*vaisseaux en chapelet*) seyen eigentlich „*veines de Cellules poreuses*“ oder Gefäße, in gewissen Intervallen verengert, und daselbst mit porösen Scheidewänden versehen. Hr. *Bülderdyk* möchte sie gern insectenförmige Gefäße nennen. Man finde sie an den Stellen, wo Äste und Blätter ihren Ursprung nehmen: „*Link* versetzt sie mit Unrecht in die alten, *Treviranus* eben so unrichtig in die jungen Pflanzentheile; beide zu Liebe ihres Systems: denn nach *Treviranus* sind sie ein Zustand des Werdens der Tracheen, nach *Link* ein *status decrepitu*s derselben.“ In diesen paar Zeilen sind mehrere grobe Irrthümer enthalten, die hier zu widerlegen, der Raum verbietet. Man sollte sich doch erst bemühen, die Meinung der Schriftsteller zu verstehen, über die man abzusprechen wagt. Richtig ist die Bemerkung, dafs diese *vass. en chapelet* Mittelkörper seyen zwischen den großen Röhren verschiedener Theile der Pflanze, sofern diese im Knoten in solche übergehen, und jenseits desselben sich in der ersten Gestalt fortsetzen. Um wie viel wahrer ist diese Ansicht, als die, wonach man in diesen Körpern verschobene und stückweis getrennte Spiralgefäße zu erkennen glaubt! — Hr. M. siehet in diesem Übergange der großen Gefäße in poröse Zellenreihen, so wie in der Coexistenz mehrerer Arten von den ersteren in den gemischten Röhren einen Beweis davon, dafs sie sowohl unter einander als vom Zellgewebe nur relativ verschieden sind. Bey dieser Gelegenheit verwahrt er sich feyerlich vor der ihm aufgebürdeten Meinung der successiven Verwandlung der porösen Röhren in falsche Tracheen und dieser in Tracheen; wo er von solcher Verwandlung rede, sey dieses nur als Coexistenz mehrerer Arten großer Gefäße in Einem Gefäfsindividuum zu verstehen. *Sprengel*, *Link* und *Rudolphi*, die selber an einen entgegengesetzten Gang von Verwandlung glauben, betrügen sich sehr; besonders sey die Dünne der Tracheen im Vergleich der porösen Röhren und falschen Tracheen ein starkes Argument dagegen, und *Links* Vermuthung für diesen Fall vom Zusammenschmelzen zweyer Tracheen in eins habe weder Analogie noch Beobachtung für sich. Der Vf. will sonach, dafs, was Porus und Spalte an einem Gefäfs sey, auch immer solches bleibe, und er dankt sich dafür, dafs *Treviranus* ihm, was die Verwandlung betrifft, Beyfall gebä: ein doppelter

Fehlschufs, indem derselbe weder dem Hn. M. diese Meinung beylegt, noch selber daran glaubt, sofern von ausgebildeten Pflanzentheilen die Rede ist. — Die eignen Gefäße, heist es weiter, seyen die sechste Gattung. Sie ständen nur in der Rinde und im Marke, letzteres aber seltener. Man finde sie entweder isolirt oder in Bündel gestellt. Jene könne man passender Behälter des eigenen Saftes nennen, und mit *Link* als Aushöhlungen im Zellgewebe betrachten, wogegen wir nichts einzuwenden haben. Was aber die bündelförmigen eigenen Gefäße betrifft: so werden wir in der Folge zeigen, dafs sie nicht zu den eigenen Gefäßen zu zählen sind. — Gelegentlich gedenkt der Vf. auch noch der Lücken (*Launes*), doch ohne etwas Neues hinzuzusetzen. Er hält sie noch immer für Zerreißungen des Zellgewebes auf gewissen Puncten, worin er doch sehr irrt, indem man keine Spuren solcher Zerreißung darin siehet, und die Bildung derselben durch stümähliche Erweiterung der Intercellulargänge deutlich erkennen kann. — Nachdem vom Bau der Elementarorgane geredet worden, spricht der Vf. von der Entwicklung derselben und der Bewegung des Saftes in ihnen. Das Aufsteigen desselben geschehe ausschließlich in den großen Röhren und zwar bey Dikotyledonen in der Nähe des Centrums. (Beym Weinstock finden wir, dafs es überall im Holzkörper vor sich gehe.) Über die Kraft, welche dieses Aufsteigen bewirkt, erklärt der Vf. sich nicht weiter. Die von *Malpighi* beobachtete wurmförmige Bewegung ungerissener Tracheen aber sey ein bloß physisches Phänomen, und die daraus gefolgerte Irritabilität der Tracheen nicht zulässig, obschon sie das Aufsteigen des Saftes erklären würde. Eben so wenig will der Vf. *Gravé's* Meinung von Zusammendrückung der Gefäße durch Ausdehnung des Zellgewebes gelten lassen, eine Meinung, die uns, doch nur was die eigenen Gefäße betrifft, vollkommen wahr scheint. Der eigene Saft der letzteren scheine zur Verdauung beizutragen, indem er sich dem rohen Saft beymische; alle Pflanzen besäßen ihn, es seyen aber nicht in allen Behälter für denselben vorhanden. Es könne übrigens nicht fehlen, dafs nicht der öftere Durchgang des rohen Saftes Spuren von sich in den Gefäßen zurücklasse: daher bemerke man, wenn sie alterten, einen Überzug ihrer inneren Wand, welcher sich nach und nach verdicke, und endlich den inneren Kanal ganz ausfülle. Vornehmlich sehe man diesen Vorgang an den Tracheen; auch ist Taf. 1. Fig. 9 eine solche fast verstopfte Trachee abgebildet; der Vf. erinnert aber, dafs er diese Figur nicht nach der Natur, sondern aus den Gedanken gezeichnet. Er wundert sich, dafs man einen Vorgang geleugnet, der auf bekannten Gesetzen des organischen Lebens und auf Beobachtung beruhe. Vielmehr aber hätte das Unvermögen, worin andere sich befunden, diesen Pfropf zu entdecken, Zweifel in ihnen erregen sollen, ob er hier richtig beobachtet, und jene Gesetze passend angewandt. Er beruft sich zwar auf *Hedwig*; derselbe habe diese Wirkung der Ernährung im Allgemeinen

erkannt, aber in den Tracheen falsch eingesehen, indem er ein Verwachsen der Spiralfaser zu sehen glaubt; in der That aber eine Trachee mit einem Überzuge vor sich gehabt. Woher Hr. M. dieses wohl wissen mag? — Ein Saft, der zum Wachsthum des Vegetabilis diene, sey das Cambium. Er komme überall da zum Vorschein, wo neue Theile sich bilden. Was diese Bildung betrifft: so „zeigen die Zellen sich zuerst, wie kleine Kugeln, die sich ausdehnen; indem sie sich entwickeln. Die Gefäße haben anfänglich die Gestalt loser Linien (*lignes déliées*); je mehr sie sich erweitern, erkennt man dunkle Querstriche auf ihnen, die sich im Verfolge als das zeigen, was sie sind, nämlich als Hervorragungen, welche die Poren, Spalten und Spiral-Einschnitte umgrenzen. Sie entstehen, indem die ursprünglich völlig ganzen Röhren durch die Ausdehnung Poren, Spalten u. s. w. bekommen, wodurch die unsichtbaren Gefäßchen dieser Haut zerreißen und einen Callus bilden, welcher jene als ein aufgeworfener Rand umgeben muß.“ Wir gestehen frey, daß wir dieses vermeintlich tiefe Lehrgebäude für ungemein leicht halten. Wie ist die angegebene Entstehung des Zellgewebes mit der Meinung von der ursprünglichen Continuität desselben vereinbar? Und wie kann der Vf. sich so vergessen, daß er hier als eigene Meinung aufstellt, was er an dem System der Hrn. Sprengel und Treviranus so heftig bekämpft? Was die *lignes déliées* sind, die die Anfänge der Röhren seyn sollen, erethen wir durchaus nicht. Die kleinen Gefäße derselben, deren Reißen örtliche Verdickungen ihrer Häute veranlassen soll, sind vollends ein *deus ex machina*, wodurch ganz über den Haufen gestoßen wird, was der Vf. uns von der Simplicität seines Lehrgebäudes glauben machen will. Aber er selber hat eine ganz andere Meinung davon. Er glaubt, daß, was Vermuthung darin sey „dennoch auf einer Grundlage ruhe, welche die innigste metaphysische Verbindung mit Thatfachen der Beobachtung habe.“ Dabey fehlte nicht an anmaßungsvollen Seitenblicken auf andere Meinungen, die eben so viel für sich haben, aber mit weit mehr Bescheidenheit aufgestellt worden sind.

Der Leser sieht aus diesem Auszuge, daß der Vf. so wenig im Widerlegen fremder Meinungen, als in Befestigung seiner eigenen, als endlich in Erweiterung der Pflanzenphysiologie überhaupt, etwas Sonderliches geleistet hat. Dessen ungeachtet bleibt dieser Brief eine unentbehrliche Lectüre für den, der mit den früheren Schriften des Hn. M. bekannt ist, sofern er hier manche seiner Gedanken verständlicher vorgetragen, und manche Irrthümer stillschweigend zurückgenommen, wofin freylich noch vieles zu thun übrig ist. — Von geringerer Ausdehnung, aber mehr innerem Gehalte ist die Abhandlung: *über den Ursprung und die Entwicklung der eigenthümlichen Saftgefäße und des Bastes*. In dem Briefe an Treviranus stellt Hr. M. zwey Gattungen eigener Saftgefäße auf, a) die bündelförmigen, b) die vereinzelt. Unter letzteren solle man wieder unterscheiden a) solche, deren Wände aus einem feinen Zellgewebe bestehen, wie die kurzen und ge-

wundenen eigenen Gefäße, oder vielmehr Lacunen der Weinouthslichte, β) solche, von cylindrischer Form; im Grunde bloße lange Zellen, wie man sie gewöhnlich im Marke bemerke, γ) solche, die durch unregelmäßige Zerreißen des Zellgewebes der Rinde entstehen, wie die Lacunen der meisten Euphorbien. Diese verschiedenen Formen nun werden in diesem Aufsatze einer weiteren Betrachtung unterworfen, doch mehr, wie es die zufällige Folge der Beobachtungen, als der innere Zusammenhang der Materie, an die Hand gab. Die Erklärung der Zeichnungen, deren 22 auf Taf. 2 und 3 sind, ist der Faden, an welchen der Vf. seine weiteren Bemerkungen anreihet. Jene Stellen vergrößerte Quer- und Länge-Schnitte von *Euphorbia Characias*, *Ptelea trifoliata*, *Schinus molle*, *Rhus typhinum* und *Semialata*, *Pistacia Terebinthus*, *Periploca graeca*, *Nerium Oleander*, *Sapinum Laurocerasum* Desfont., *Urtica urens*, *Cadnabis sativa* und *Asclepias syriaca* vor, mit einer ohne Vergleich größeren Treue, als die Figuren sind, welche man im *Traité* und selbst noch auf Taf. I dieses Werks findet. — Die isolirten eigenen Gefäße mit fleischigen Wänden fand der Vf. in der *Ptelea*, *Pistacia*, dem *Schinus*, dem *Rhus*-Arten, dem *Pinus strobus*. Ihre Höhle sah er zuweilen noch mit einem feinen Zellgewebe erfüllt, und er glaubt daher, daß die fleischigen Wände von der Zerreißen und Seitwärtsdrückung dieses Zellgewebes entstanden, eine Meinung, die wenig Wahrscheinliches hat, da solche Zerreißen im Lebendigen des Pflanzenkörpers nicht Statt finden. Diese Gefäße waren rund, wie eine Blase, in der *Ptelea* (auch im *Liriodendron Tulipifer*: fanden wir sie so beschaffen) länglicht, gekrümmt und dabey auf beiden Enden verschlossen im *Pinus strobus*. Hr. M. schließt daraus mit Recht, daß die eigenen Säfte darin sich nicht bewegen, und wir möchten dieses auf die eigenen Gefäße überhaupt ausdehnen: denn daß der Saft ausfließet, wenn sie durchschnitten oder zerrißen worden, ist durchaus kein Beweis, daß es sich auch im unverletzten Zustande so verhalte. — Lücken, mit eigenem Saft erfüllt, ohne feinzellige Wände, fand der Vf. in der Rinde von *Euphorbia Characias* und in noch frischem Marke von *Rhus typhinum* und *Periploca graeca*. Wir unseres Orts halten diese für mehr oder minder erweiterte Intercellulargänge, und selbst die eigenen Gefäße mit fleischigen Wänden scheinen diesen Ursprung zu haben. Der Vf. will zwar diese Gänge nicht gelten lassen; aber darin hat er sehr Unrecht. In einigen Gewächsen finden wir sie für Leiter des eigenen Safts von ziemlicher Feinheit: *Chelidonium majus*, *Euphorbia palustris*. In anderen mußten wir auf das Daseyn derselben mehr schließen, indem sonst durchaus keine Quellen des eigenen Saftes anzufinden waren, als daß wir es deutlich zu erkennen vermocht hätten. Dieses ist der Ausdehnung der um- und anliegenden Zellen zuzuschreiben, wodurch der eigene Saft der Zwischengänge ausgedrückt, zugleich aber die Höhle derselben völlig obliterirt wird. —

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 M A Y, 1809.

B O T A N I K.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Compt.:
*Exposition et défense de ma thëorie de l'organisa-
tion végétale. Par Mr. Brisseau-Mirbel etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Von diesen isolirten eigenen Gefäßen sind nun sehr unterschieden die, welche der Vf. bündelförmige (*vaisseaux propres fasciculaires*) nennt. Es sind den Abbildungen zufolge Bündel von langen Gliedern mit sehr dicken Wänden im Verhältniß zu dem feinen Centralkanale. Diese Bündel, sagt Hr. M., sind weiß und fest, und theilen sich leichtlich der Länge nach in eine Art platter, starker und glänzender Seide. Er fand sie in *Periploca graeca*, *Nerium Oleander*, *Urtica urens* u. s. w. Aus allem erhiehet man, daß sie das sind, was *Malpighi fasciculos fibrarum corticis* nennt, und *Anat. pl.* Tom. 1. Fig. 5—8 abbildet. Bey *Bernhardi* kommen sie (üb. Pflanzengefäße S. 70. 71. Taf. 2. Fig. 6. b.) als die Bastbündel der Rinde von *Asclepias syriaca* vor; *Treviranus* (vom inwend. Bau S. 241. Fig. 29—31) bezeichnet sie als Faserbündel der mittleren Rindenlage. *Bernhardi* nimmt a. a. O. seine ehemalige Meinung, daß die Milch aus diesen Bündeln komme, zurück, und in der That überzeugt man sich bey einer minder oberflächlichen Beobachtung vollkommen, daß sie aus dem anstoßenden Zellgewebe hervordringe, vermuthlich aus Intercellulargängen, wie die von *Chelidonium majus* und *Euphorbia palustris*. Diesemnach fallen die bündelförmigen Milchgefäße ganz weg. — Es ist bekannt, daß die Rinde sich von Zeit zu Zeit verwandelt. Der Vf. nimmt an, daß zwischen Holz und Rinde sich eine doppelte Lage von Zellgewebe erzeuge; die äußere Lage bleibt demzufolge weich, wird nach aufsen gedrängt, und macht die eigentliche äußere grüne Rinde aus. Durch eine neue Lage, die sich unter ihr erzeugt, wird sie noch weiter nach aufsen gestossen, und vertrocknet alsdann. Die innere Lage, bey Hr. M. Bast genannt, wird nach und nach hart und fest, und vermehrt dann die Masse des Holzes, indem sie durch eine neue Lage nach innen gedrängt wird. Auch sie ist Anfangs weiches Zellgewebe, bald aber entstehen Fasern von festerer holziger Masse darin, die sich nach und nach ausbreiten, den weichen Zellstoff zusammendrücken, und ihn endlich in die Form der Markverlängerungen zwingen. Je nachdem nun die eigenen Gefäße sich in der ersten oder in der zweyten Lage befinden, werden sie anders verwan-

delt. In jener werden sie durch das Wachsthum nach aufsen gedrängt und vertrocknen mit ihr, während sich in der neuen Lage neue bilden; so verhält es sich mit den eigenen Gefäßen der *Ptelea*, der *Pinus*-Arten, und mit allen bündelförmigen eigenen Gefäßen. Liegen sie aber in der zweyten Lage: so werden sie von fester Masse nach und nach eingeschlossen, gedrückt und verschwinden endlich, während sich im Nachwuchse immer wieder andere erzeugen. — Wir erlauben uns einige Bemerkungen über diese Ansicht. Mit der angegebenen Verwandlung der äußersten Rinde und der eigenen Gefäße in ihr hat es wohl seine Richtigkeit. Was den Theil betrifft, den der Vf. als Bast bezeichnet: so muß man in demselben unterscheiden a) die äußere Lage, worin das holzige Wesen sich in getrennten, mit Zellgewebe durchwebten Bündeln befindet, von welcher Art auch die bündelförmigen eigenen Gefäße des Hr. M. sind. In dieser Lage liegen die Ölbehälter der *Ptelea* und des *Liriodendron*, vielleicht auch die Harzbehälter der *Pistacia*. Bey *Malpighi* gehört sie noch zur Rinde; wir möchten sie lieber vorzugeweise dem Bast nennen. b) Die innere Lage, welche eine zusammenhängende, ob zwar in Parallelogramme getheilte, von Blättern des Zellgewebes durchschnittenen Masse bildet. *Grew* nennt diese Lage den Ring der saftführenden Gefäße zweyter Art; ihre Organisation sieht man bey *Malpighi* (*Anat. plant.* Tom. 1. Tab. 2. Fig. 6. G. H.). Nur letztere vermehrt die Masse des Holzes, und es ist daher unrichtig, wenn der Vf. dieses auch von der ersten behauptet. Es läßt sich zwar ein Übergang ihrer Organisation in die der inneren Lage sehr wohl denken: allein dieser Übergang wird, als wirklich geschehend, durch die Natur nicht anerkannt. Vielmehr scheint es, daß auch sie, sammt der äußersten Rinde, nach aufsen gestossen werde. Was die Entstehung der großen Röhren des holzigen Gewebes als eigener Gefäße betrifft: so hat der Vf. das zwar nicht bewiesen; auch können letztere natürlicherweise nur in der innersten Lage der Rinde zwischen Bast und Splint existiren. Indessen haben wir öfters im Junymonat in den neugebildeten großen Röhren des Splints von *Rhus typhinum* allerdings die deutlichsten Spuren des vor kurzem darin gewesenen Milchastes gesehen. — Man sieht hieraus, daß diese Arbeit noch manches zu wünschen übrig läßt, und besonders wäre von den Zeichnungen in Bezug auf diese zweifelhaften Punkte mehr Genauigkeit zu verlangen. Indessen will der Vf. selber sie nicht als etwas vollkommenes betrachtet wil-

sen, und dieses läßt uns hoffen, daß er diesem Gegenstande noch ferner seine Aufmerksamkeit schenken werde. — Von den übrigen beiden Abhandlungen, welche man hier noch antrifft, haben wir wenig zu sagen. Die eine ist eine aphoristische Darstellung des Lehrgebäudes des Hn. M. von der Pflanzenanatomie, ohne erhebliches Neue. Es gehört dazu Taf. 1 eine bildliche Darstellung der Elementarorgane der Gewächse, noch sehr entfernt von der Annäherung zur Wahrheit, die wir an den Darstellungen auf Taf. 2 und 3 gerühmt haben, obgleich minder übertrieben, wie die Figuren im *Traité*. Es sind mit einem Worte die nämlichen Zeichnungen, wie bey der Abhandlung: über die Säfte u. die Organisation der Pflanzen in den *Annales du Muséum d'Hist. nat.* Tom. VII. 274. Die andere ist eine Vergleichung zwischen den Meinungen der Hnn. *Mirbel* und *Rudolphi*, von dem Herausgeber dieses Werks Hn. Dr. *Bilderdyk* ange stellt. Derselbe macht, ohne selber die Natur befragt zu haben, den Lobredner des Hn. M.; er freut sich, wo er Übereinstimmung zwischen ihm und Hn. *Rudolphi* findet, und wo dieses nicht ist, muß letzterer im Irrthume seyn. Nicht besser ergeht es bey dieser Vergleichung den Hnn. *Link*, *Treviranus* und *Bernhardi*. — In dem nämlichen Geiste, wie dieses Product, aber noch um ein gutes Theil dreister und selbstgefälliger ist die Einleitung geschrieben, welche von dem nämlichen Vf. herrührt. *Mirbel's* Schriften verdunkeln in seinen Augen alles, was sonst noch in der Pflanzenanatomie geschrieben worden; er glaubt dabey etwas verachtend auf die Deutschen blicken zu müssen, und sogar die ehrwürdige Societät, welche vor 4 Jahren die bekannte Preisfrage aufgab, worin *Mirbel's* Lehren der tieferen Untersuchung bloß gestellt wurden, muß sich von ihm zurecht weisen lassen. Er mag es uns indessen verzeihen, daß wir von seinem Antheile an diesem Buche keine weitere Noiz nehmen, und mit der Bemerkung schließen, daß die von ihm hinzugefügte Übersetzung unter aller Kritik ist. T.

DONAUESCHINGEN, b. Willibald, u. LEIPZIG, b. Bruder in Comm.: *Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars, dann vom Einfluß der Schussen in den Bodensee bis zum Einfluß der Kinzig in den Rhein*. Herausgegeben von F. Freyherrn Rot von Schreckenstem, Herrn zu Immendingen u. s. w., kurköln. Kammerherrn; fürstl. salzb. geh. Rathe u. s. w., und St. M. von Engelberg, fürstl. fürstent. Hof- und Sanitäts-Rathe, Leibarzte, Landschaftsphysikus in der Baar u. s. w. Erster und zweyter Band. 1805. 389 u. 645 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.)

Diese mit vieler Sachkenntniß, vielem Fleiße und mit allen Rücksichten auf die Anwendbarkeit der Pflanzen auf die Cultur, die Ökonomie, die Forstkunde, Pharmacie, veterinaire und menschliche Medicin ausgearbeitete Flora hat ein vorzüglich wissenschaftliches Interesse wegen der Bekanntmachung der Pflanzen in einer Gegend, die bisher in naturhisto-

rischer Hinsicht unbekannt geblieben war. Diese Gegend ist das südwestliche Schwaben, umschlossen vom Bodensee, dem Rhein, der Kinzig, die bey Kehl in den Rhein fällt, der Donau und der Schussen, die in den Bodensee fließt. In einem Landstriche, wie diesem, der in einer Ausdehnung von 30 Stunden in die Länge, und von beynahe 20 in die Breite, so zu sagen alle Klimate, alle Gebirgsformationen, alle Boden- und Wasser-Arten enthält, darf man sich nicht wundern, daß sich die seltensten Pflanzen Deutschlands und der Schweiz zusammengedrängt finden. Am Bodensee, dem Rhein und der Donau und in den daran sich ergebenden Sümpfen finden wir sehr seltene Pflanzen aufgezeichnet, desgleichen auf den hohen Gebirgen des Schwarzwaldes, worunter sich besonders der Feldberg, der Belchen, Blauen und Kandel im Breisgau auszeichnen. Von den seltenen Pflanzen, unter denen viele in den Floren der nachbarlichen Gegenden, z. B. in der schweizerischen von *Haller*, in der bayerischen von *Schrank*, in der pfälzischen von *Pollich*, in der tübingschen von *Gmelin*, in der elsaßischen von *Lindner*, ja selbst in der deutschen Flora von *Hoffmann* (*Galium Bocconi*, *Potamogeton serratum*, *Heracleum panaces*, *Linum flavum*, *Alfne segetalis*) fehlen, kommen unter anderen vor: *Hippuris vulgaris*, *Callitriche*, *Veronica spicata*, *montana*, *acinifolia*, *Pinguicula vulgaris*, *Salvia sclarea*, *glutinosa*, *Iris germanica*, *sibirica*, *Dipsacus laciniatus*, *Scabiosa ochroleuca*, *Galium Halleri*, *rotundifolium*, *Isnardia palustris*, *Trapa natans*, *Cuscuta epithymum*, *Potamogeton maritimum*, *Lithospermum purpureo-coeruleum*, *Echium violaceum*, *Primula acaulis*, *farinosa*, *Hottonia palustris*, *Lonicera periclymenum*, *nigra*, *Verbascum pulverulentum*, *Chironia ramosissima*, *Ribes nigrum*, *Vitis vinifera*, wild, *Herniaria glabra*, *hirsuta*, *Chenopodium hybridum*, *Swertia perennis*, *Gentiana lutea*, *ajaceliadea*, *Bupleurum falcatum*, *Coacalis leptophylla*, *platycarpus*, *scandicina*, *Athamanta oreoselinum*, *Peucedanum flaus*, *Laserpitium prutenicum*, *Angelica silvestris*, *Oenanthe fistulosa*, *Imperatoria obstruthium*, *Sambucus racemosa*, *Staphylea pinnata*, *Tamarix germanica* etc. Unter den Alpenpflanzen haben wir bemerkt: *Veronica fruticulosa*, *saxatilis*, *Pinguicula flavescens*, *Valeriana tripteris*, *Primula acaulis*, *Soldanella alpina*, *Lonicera alpigena*, *Astrantia major*, *Phellandrium mutellina*, *Statice armeria* u. a. Die Pflanzen sind gut beschrieben und deutlich charakterisirt, viele besser, als in anderen Floren auseinander gesetzt, wohin wir *Veronica scutellata*, *lappago*, *cymbalarifolia*, alle Gräser (besonders *Secale cereale* und *Triticum mono- et dicoccum*), bey denen im Nachtrage *Schraders* Flora benutzt ist, *Globularia vulgaris*, *Scabiosa vulgaris*, *Galium*, unter diesen besonders *G. Halleri* et *mollugo*, *Alchemilla vulgaris*, *Heliothropium Europaeum*, *Myosotis alpina* et *nana*, *palustris*, *Symphitum*, *Phyteuma*, *Thesium*, *Ulmus*, *Gentiana*, *Oenanthe*, die meisten Schirmpflanzen rechnen. — Diese Vortheile, welche die Wissenschaft aus dieser Flora zieht, sind aber die weniger bedeutenden in Vergleich mit denen, die dem Lande

the, dem Forstmanne, dem Färber, dem Thier- und Menschen-Arzte, dem Apotheker, und endlich jedem Bewohner der dasigen Gegend zufließen. Jede Art des Vorkommens ist angegeben; selbst die Gegenden, Berge, Flüsse, Weiher, die Städte Dörfer und Wege sind genannt, wo die seltenere Pflanze zu finden ist; jede Art des Gebrauchs ist mit ungemeiner Belesenheit bestimmt, das Einsammeln, die Bereitungsart der nützlichen Gewächse, wie solches in verschiedenen Gegenden geschieht, ist gelehrt, und besonders ist auf die genaueste Beschreibung der Giftpflanzen und auf die Abwendung von daraus entstehenden Unglücksfällen Rücksicht genommen, die Geschichte einer jeden merkwürdigen Pflanze ist erzählt, und die Provincialnamen sind bemerkt. Dafs daher diese Flora den Landeseinwohnern gefallen müsse, und dafs sie schon viel beygetragen habe zum Erwachen der Liebe für das Pflanzenstudium, läßt sich erwarten; das grofse Verzeichniß der Pränumeranten aus allen Stränden, besonders der Landgeistlichen, Landärzte und Schullehrer, ist ein erfreuliches Zeugniß für die Neigung zur Naturkenntniß in jenen Gegenden, und für den Antheil, den das Publicum nimmt an der Unterstützung eines solchen Werkes, das nicht nur den Mitarbeitern und Herausgebern, sondern selbst dem Lande, welches seine Schätze so zu würdigen weifs, zur Ehre gereicht.

An der Flora arbeitet eine beträchtliche Anzahl von Gelehrten, die in allen Gegenden des südwestlichen Schwabens anässig sind, seit Jahren die Pflanzen gesammelt, und den Herausgebern eingesandt haben. Dabey sind noch die Floren der angrenzenden Länder und die deutschen, jetzt auch die badische von Gmelin verglichen, wobey eine Menge Arten berichtigt worden. Sie ist nach dem *Linneischen* System geordnet, was wir für eine Specialflora in jeder Hinsicht passend finden, und für diese insbesondere, da sie absichtlich darauf angelegt ist, die Einwohner mit ihren eigenen, aber bisher verkannten, Schätzen bekannt zu machen, sie von dem Nutzen und Schaden derselben zu unterrichten, und so allmählich die Aufmerksamkeit der gebildeten Volksclassen auf das wissenschaftliche Studium der Botanik zu lenken. Es wäre darum sehr am unrechten Platze, wenn man, weil es jetzt unter den Gelehrten, und dies unter diesen mit Recht, Ton geworden ist, ein natürliches System zu fodern, dasselbe hier verlangen wollte. Indessen finden wir, dafs jedesmal auf die natürlichen Familien aufmerksam gemacht worden ist. Zuerst sind die Gattungen kurz bestimmt, dann folgen die Arten mit Wiederholung der Gattung, die nun ausführlich beschrieben ist. In der Einleitung wird der Pflanzenfreund mit der Terminologie bekannt gemacht; dann folgt noch eine Anleitung zum Einlegen der Pflanzen. Das Werk erscheint periodisch heftweise, um den Ankauf zu erleichtern; die Hefte werden aber sodann in Bände abgetheilt. Bis jetzt sind die 5 ersten Classen erschienen, und nach der Anlage zu urtheilen, mögen noch 3 ähnliche Bände folgen. Man kann nicht anders, als sich freuen, dafs

dem Unternehmen der Fortgang durch den Eifer der Mitarbeiter und Herausgeber, die alles aus blofser Liberalität für ihr Vaterland und die Wissenschaft thun, und durch die beträchtliche Zahl der Pränumeranten gesichert ist. Auf die Reinheit der Sprache könnte mehr gesehen werden. Druck und Papier sind vortrefflich. O.

GOTHA, b. Ettinger: *Der erste Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde* für Anfänger in der Medicin, Pharmacie, Ökonomie und für andere Freunde der Botanik, von D. Georg Heinrich Pfenbring, Prof. der Pharmacie und Chemie auf der Universität zu Marburg u. s. w. (jetzt zu Rinteln.) 1803. XIV u. 445 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch der Fundamental-Botanik, bearbeitet für den Gebrauch zu Vorlesungen.

Der Vf. erklärt sich am Ende der Vorrede bereit, Erinnerungen und Zurechtweisungen, wenn sie mit Nachsicht und Freundschaft geschehen, gern zu benutzen. Erbärmlichen Entstellungen, ungerechten Tadeln, Animositäten aller Art, die heut zu Tage so häufig einfließen sollen, damit entweder das ähnliche Werk kein Glück mache, oder der Vf. desselben aus sonstiger Rachsucht moralisch (?) todtgeschlagen werde, glaubt er um so mehr mit Verachtung begegnen zu dürfen, weil sie gewöhnlich nur von bösen Menschen kommen. Fast mufs Rec. nach dieser Erklärung des Vfs. fürchten, von ihm, wenn er dies Werk mit Strenge tadelt, zu der Classe der bösen Menschen gerechnet zu werden; und doch kann er nicht umhin, dies zu thun, wenn er seine Recensenten-Pflicht treu erfüllen will.

Folgende aufrichtige Bekenntnisse des Vfs. werden zur allgemeinen Charakteristik dieses Werkes dienen können. Er hält seine botanischen Kenntnisse denen *Willdenow's* tief untergeordnet. Einen Grundriß, der den *willdenow'schen* übertreffen möchte, zu schreiben, konnte ihm gar nicht einfallen. Er legte deshalb *Willdenow's* Handbuch bey der Terminologie zu Grunde, und schrieb daraus ganze Stellen, ja ganze Seiten voll ab, weil er dasselbe nicht glaubte begreiflicher darstellen zu können. Was ihn aber hauptsächlich bewogen zu haben scheint, ein eigenes Lehrbuch zu schreiben, ist die ihm nicht gefallende Ordnung der Terminologie in den meisten vorhandenen Schriften der Art. Er fängt deshalb von der Blüthe an. — Vorr. S. VII sagt der Vf. die Pflanzen werden gewöhnlich in gewisse Bestandtheile eingetheilt, und zwar nach den meisten Botanikern in: die *Wurzel*, den *Stamm*, die *Äste*, die *Blätter*, die *Stützen*, den *Blüthenstand* und den *Blüthenbau*. Dies mag eine Probe von den, wie es Rec. scheint, nicht recht klaren Begriffen des Vfs. seyn. Denn wie der Blüthenstand zu den Bestandtheilen der Pflanzen gezählt werden könne; begreifen wir nicht. Dafs Hr. P. dies aus *Jacquin's* Anleitung zur

Pflanzenkenntnis S. 25 abschrieb, kann wohl kaum zu seiner Entschuldigung dienen. Das Übrige in der ziemlich gedehnten Vorrede bezieht sich meistens auf das, was Andere gethan haben, und auf einzelne Abweichungen des Vfs., welche, wie Rec. glaubt, zu unbedeutend sind, als daß man sie als unzuweckmäßig ausheben sollte.

Eine Einleitung geht der Terminologie vorher. Nach dieser sind Pflanzen „*natürliche Körper, welche leben, wachsen, von einander abweichend gestaltet sind, ihre Nahrung durch viele Öffnungen zu sich nehmen, und zum Theil auf, zum Theil unter ihren Standörtern sich befinden.*“ Es gehört doch wahrlich viel dazu, dies zu verstehen! §. 9. „Der Theil der botanischen Sprache, welcher die Merkmale in sich enthält, nach welchen die Namen der Pflanzen gemacht sind, ist die botanische Nomenclatur (*nomenclator botanicus*).“ Dies versteht Rec. durchaus nicht. §. 12 werden die Hauptabtheilungen der angewandten Botanik auseinandergelegt. Der Vf. nennt sie pharmakologische, ökonomische, technologische und ästhetische Botanik. Die letzte bezeichnet nach ihm die Eigenschaften, durch die Pflanzen eine angenehme Empfindung in uns hervorbringen, und durch welche wir bey Anschauung derselben veranlaßt werden, ihnen das Lob von Schönheit beizulegen. Diesen Theil, glaubt Rec., könne man wohl erlernen, ohne gerade die *einzig allgemeine Botanik*, wie Hr. P. sich auszudrücken beliebt, recht zu verstehen. Doch der Vf. meint dies §. 13 nicht. *Erster Abschnitt. Terminologie.* 1) *Blume, Blüthe, flor.* Die Blume ist zur Hervorbringung gleicher Gewächse bestimmt — dies kann meistens nicht anders als durch Befruchtung geschehen, — also ist die Blüthe aus mehreren Theilen zusammengesetzt. (S. 9. §. 15.) Eine sonderbare Logik! §. 49 sind *calyptra* und *vaginula* nach dem Vf. *corolla mufcorum*. Jetzt sollte doch dergleichen nicht mehr gedruckt werden. II. *Frucht.* S. 103. Das Maul *peristoma* und *peristomium* (das ist ja zweyerley, und das *Maul stoma* ist etwas drittes) nennt der Vf. den häufigsten Rand, der die Mündung der Moosbüchse umgibt. *Zweiter Abschn. Der Blüthenstand, inflorescentia.* Dies ist nach dem Vf. der Ort, wo die Blumen mit ihren verschiedenen Theilen an die Gewächse angeheftet sind (S. 132). Wie kann er nach dieser Definition die Arten des Blüthenstandes, die man gewöhnlich annimmt, auführen, wenn *Inflorescentia* im Allgemeinen bloß der Ort der Anheftung der Blume an die Gewächse! seyn soll. *Dritter Abschn. Die Blätter, folia.* *Vierter Abschn. Stützen, fulcra.* *Fünfter Abschn. Der Stamm,* bey dem die Wurzel mitgenommen wird.

Rec. hat diese Abschnitte der Terminologie einzeln angegeben, sich aber nur ein paar Bemerkungen erlaubt, um nicht zu weitläufig zu werden. Nur das fügt er noch hinzu, daß der Vf., ehe er die einzelnen Terminologien erklärt, sie fast immer erst der Reihe

nach namentlich hinsetzt, dann unter der Überschrift „Definition“ sie wiederholt und erklärt. Dadurch ward es ihm denn möglich, mit dieser Terminologie 272 S. gr. 8. zu füllen. Willdenow handelte sie dagegen auf 163 S. kl. 8. ab. In der Vorrede sagt er über dieses Verfahren nichts weiter, als daß die anfängliche Übersicht und die nachherige Wiederholung ihm nützlich scheine. Das Warum bleibt er aber schuldig. Rec. kann auch nicht einsehen, wem es wohl nutzen soll, Worte wie *simplex*, *sessilis* und ähnliche über ein Dutzendmal zuerst in der Übersicht, und dann eben so oft wieder mit einer Definition zu lesen. *Sechster Abschnitt. Linné's System.* Die Classen, Ordnungen, Unterordnungen und aus jeder Classe einige Genera mit ihren Abtheilungen nach der 14. Ausgabe Linné's! — Weil diese in den Händen der meisten sich findet! Ebendeshalb bedurft es doch wohl des Abschreibens nicht. — Zuletzt Linné's natürliche Familien. Dies zusammen füllt wieder 90 S. Willdenow trug auf 40 S. eine für den Anfänger hinreichende allgemeine Systemkunde vor. Hier hat man bloß das Linné'sche System, weil — der Vf. nach seiner Idee und Methode, die Botanik zu lehren, hier nicht mehrere für rathsam hielt. (Vorr. S. XII). Vielleicht will er in der Folge noch in einem weiteren Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde die Systemkunde liefern. Ein paar Proben aus diesem Abschnitt von des Vfs. Definitionen. *Species*, Art (S. 287) heißt jede Pflanze, die außer den Kennzeichen einer Gattung auch noch andere Merkmale hat, wodurch sie sich unterscheidet. *Monstra* (S. 287) nennt man die abweichende Gestalt einzelner Theile oder der ganzen Pflanze. *Siebenter Abschn. Geburtsort der Pflanzen, locus natalis.* In diesem Abschnitt kommt denn auch die Farbe, der Geruch, Geschmack, Maß, Erscheinungen bey der Vegetation, Abtheilungen und Dauer der Gewächse vor. Eine sonderbare Ordnung! Doch fast alles dies ist abgeschrieben, z. B. Erscheinungen der Vegetation S. 386 fgg. aus Hayne's *Term. bot.* H. I. S. 3 fgg. fast wörtlich. Da es nun nirgends anders eingetragen war: so ward es wohl hier angehängt. *Achter Abschnitt. Verzeichniß aller Pflanzengattungen*, um die Anfänger mit der richtigen Aussprache bekannt zu machen; weshalb die Sylben accentuirt sind. So unvollständig dies Verzeichniß nach dem jetzigen Zustande der Wissenschaft ist: so füllt es doch wieder 54 S., und man kann sich kaum des Gedankens erwehren, daß es nur die Idee des Vfs. gewesen sey, ein großes Lehrbuch zu schreiben.

Wer einer Anleitung der Botanik bedarf, wird hoffentlich nach dieser Anzeige und den gegebenen Proben soviel einsehen, daß er sich vor dieser zu hüten habe, und der Vf., daß er wenigstens fürs erste das Publicum und den Verleger mit botanischen Schriften verschonen müsse.

— β —

F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Dyk: Allgemeines Register über die letzten 13 Bände der Sammlung ausgewählter Abhandlungen zum

Gebrauch praktischer Ärzte. 1808. IV u. 264 S. 8. (21 Gr.) S. Recension des 21—30 Bandes. 1807. No. 35.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 29 MAY, 1809.

Ä S T H E T I K.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorschule der Ästhetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Partheyen der Zeit* von Jean Paul. Drey Abtheilungen. 1804. XXX und 758 S. 8. (4 Rthlr. 12 Gr.)

Wenn der Vf. die beste Literaturzeitung (S. 601) fünf und zwanzig Jahre nach den Büchern wünscht: so kommt Rec. dieses immer noch um zwanzig volle Jahre zu früh, wiewohl eigentlich um fünf Jahre zu spät. Die Schuld dieser ungewöhnlichen Übereilung tragen hauptsächlich die auf dem Titel des Buchs genannten Partheyen der Zeit, welche sich ebenfalls übereilen, eine nämlich die andere, so das nach 25 Jahren mit Einschluss der bereits verstrichenen fünf, ein Recensent Mühe haben wird, sie einzuholen, ja schon jetzt, wenn wir nicht selbst dem ablaufenden Quinquennium voreilen, könnte wenigstens die vierte Cautel des Herzens (die sinnliche Liebe betreffend, S. 703) sich auf das Verjährungsbenefiz ihrer correlaten Cardinalünden stützen, welche nach einem Lustrum über die Kritik hinaus sind. Auch steht für Vollständigkeit liebende Recensiranstalten zu fürchten, dass diese Vorschule nach der geforderten 25jährigen Quarantaine mehr in den Köpfen und Werken der, durch sie gegangenen Schüler vorhanden, und gleich einer Kunst zu lieben, mehr geliebt und geübt, als gelesen seyn werde, wobey zwar nicht die Poesie, aber die Literatur einbüßen müsste, nämlich die Anzeige des Buchs. Diese Gründe mögen die Geschwindigkeit, mit welcher diese Anzeige dem Werke selbst folgt, bey dem Vf. entschuldigen. Für den Leser, welcher, uneins mit dem Vf., uns des Zögerns und Zauderns beschuldigt, haben wir entgegengesetzte, nämlich folgende: Anonyme Bücher, und die von jungen Autoren mit anonymen Namen, sollten — auch nach S. 593 der Vorschule — mit Liebe und so schnell als möglich angezeigt werden; ein Buch hingegen, welches gleich bey seiner Erscheinung von einem erwartenden Lesepublicum aufgenommen wird, ist seine eigene Anzeige, und braucht keine fremde, ausser dem Geburtsbrief des Verlegers. Späterhin, wenn die Neugierde verschäumt hat, ist eine Anzeige mehr an ihrer Stelle, nicht bloß als mnemonisches Hülfsmittel gegen die Vergesslichkeit des Geschlechts, sondern als eigentliche Kritik. Denn weil ein geniales Werk immer eine Vorgeburt der künftigen Zeit ist: so ver-

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

sündigt sich eine gleichzeitige Kritik entweder an ihm, oder, wenn sie gleicher Natur mit ihm ist, so fehlt ihr, wie jenem, die Empfänglichkeit gegenüber. Viele Kritiker haben daher schon längst die Maxime aufgestellt und beobachtet, man müsse bey ungewöhnlichen Erscheinungen in der Literatur erst den Erfolg abwarten, ehe man urtheile. Sie gingen aber dabey von anderen Vorderätzen aus.

Vorschule der Ästhetik wird vom Vf. selbst für eine bescheidene Erweiterung des einfacheren Titels *Ästhetik* ausgegeben. Er sagt aber etwas mehr, und in beiden Fällen etwas Wahres, man mag das: *Vor*, der Zeit, oder dem Grade nach, verstehen. Das Buch bereitet eine Ästhetik vor, indem es das geniale Denken aufregt, ohne welches eine Ästhetik nicht begriffen werden kann; es ist aber auf der anderen Seite die vorzüglichere oder hohe Schule der Ästhetik, welche einige Grade der Meisterschaft schon voraussetzt, um gehörig verstanden zu werden. Diese Doppelseitigkeit weist auch den Sprachgebrauch zur Rache, der sonst die *Poetik* zu Ablösung der Ästhetik auf dem Titelblatte herbeyführen würde. *Poetik* aber in specieller Bedeutung ist eben *Vorschule der Ästhetik* in allgemeiner.

Darum handelt auch *das erste Programm von der Poesie überhaupt*. Wie die Philosophie das Gespenst einer Verstandesunendlichkeit von der Theophanie des Absoluten unterscheidet: so sondert die *Poetik* das rectificirteste Alkohol der Prose von dem Himmelsäther der Poesie. Und diese Tendenz ist der seligmachende Glaube dieses Buches (S. 598), welches übrigens Werke genug enthält, um einige, ohne bedeutenden Verlust, zur Aussteuer für Bedürftige abgeben zu können.

Was ist nun Poesie? Die Vorrede schon mag weder die parallelisirenden oder vergleichenden Definitionen, welche das zu erklärende Object an ein anderes halten, z. B. Poesie an Philosophie, noch die abstrahirenden oder ausgleichenden, z. B. Poesie sey die Indifferenz des subjectiven und objectiven Poles. Solche analytische Formeln mögen als Formeln in ihrem Werthe bleiben: aber welcher Mathematiker antwortet denn z. B. auf die Frage, wie viel $(3+4)^2$ sey, es sey a^2 u. s. w.? Ist nicht mit der zu definirenden Poesie, eben so wohl wie mit der bestimmten Zahl, etwas Bestimmtes gegeben, wobey ich nicht, wie bey der bloßen Formel $(a+b)^2$, etwas Beibehaltenes denken kann? Wie kann ich also das Bestimmte durch die allgemeine Formel definiren? Die Formel mag richtig seyn, aber die Definition wird ver-

Bbb

worren, und behält ihren Werth und ihre Brauchbarkeit nur als Beyspiel zu des Vff. Sätzen im sechsten Programm.

Ist aber Poesie, nach S. 3, nichts als schöne (geistige) Nachahmung der Natur: so braucht diese Erklärung wieder einen erklärenden Commentar, um die Lyrik, das Wunderbare, das Komische, den Witz und manches andere, wovon in der *Vorschule* die Rede ist, zu umfassen, und bald wird die Nachahmung der Natur Zweck, bald Mittel der Poesie seyn sollen. Kann denn aber Nachahmung der Natur — man denke von der Natur so hoch oder niedrig als man wolle — an sich Zweck der Kunst seyn, und bleibt nicht jede Nachahmung durch Gestalt, Wort oder Ton immer nur Mittel? Die Einschränkung der Nachahmung auf eine *schöne* zeigt schon, daß es nicht auf die Nachahmung, sondern auf das Schöne abgesehen ist, denn ein *fac simile* der Natur z. B. ein Riß zu einem Flurbuche ist noch kein Kunstwerk. Darstellung von Ideen durch jene Nachahmung, möchte also bestimmter das Wesen der Kunst and der Poesie ausdrücken. Denn, wie *Lessing* sagt: der Künstler bildet, wie sich die plastische Natur das Bild dachte, ohne den Abfall, welchen der widerstrebende Stoff unvermeidlich macht, ohne das Verderb, mit welchem die Zeit dagegen ankämpft, und ohne manches noch, was *Lessing* hier nicht erwähnt. Was wir Idee nennen, ist eben das Urbild, welches die Kunst, unabhängig von Zufälligkeiten seiner Erscheinung in der Wirklichkeit, nachzubilden sucht. Darum schreiben wir dem Künstler Genie zu, und nennen ihn selbst Genius, weil die Gegenstände seiner Anschauung Ideen sind, nicht wirkliche Dinge, und darum scheinen seine Erzeugnisse aus einer fremden Welt abzustammen und doch uns selbst ganz anzugehören, eben, weil sie uns die Blüten zeigen, welche wir ahnden, und deren Duft und Schattenbild wir in unseren Umgebungen schon kennen. Diese Erklärung schließt den poetischen Nihilismus und Naturatheismus, wie den poetischen Materialismus und Naturpantheismus eben so sicher aus, wie die aristotelische (S. 3), aber sie leitet auch eben so unschuldig zu beiden.

Denn der Materialist hält sich an die Nachahmung und an das Mittel, der Nihilist aber an das Schöne oder an die Idee als Zweck. Das Meinungspendel der Zeit schlägt bald auf diese, bald auf jene Seite, zur Zeit des Buchs mehr auf die idealistische, zur Zeit der Recension auf die materialistische der Pantheisten, welchen alles göttlich und gut ist, ausgenommen ein Gegner und seine Meinung. Es ist dabey mit Dank anzunehmen, daß jede der auftretenden Parteyen der Zeit nicht allein die Nemesis ihrer Vorgängerin macht, sondern auch Pietät genug besitzt, ihrer künftigen Nemesis einigen Stoff zum Zügeln und Ausgleichen vorzubereiten. Vor Kurzem noch könnte sich ein Kritiker nicht genug über den unnützen Stoff in der Poesie ärgern, und drang nachdrücklich auf Form; jetzt ist die Uniform der Formalisten verhaßt und verfolgt. Jeder Kritiker formalisirt sich darüber, und weil der glatte Spie-

gel flach ist, so traut er lieber dem spiegelnden See keine Tiefe zu, und lobt sich den Feldbach nach dem Gewitter. Nächstens — man kann es voraussetzen — zieht eine neue ästhetische Partey der Poesie ihr Stoffwinterkleid aus, und glaubt, sie habe mehr Recht, als ihre Vorgänger, wiewohl sie dieselbe Einseitigkeit nur auf einer höheren Stufe erneuert, und z. B. den Optimismus zum Pantheismus und diesen wieder höher potenziirt. Wie jede Partey mit sich selbst, eben wegen dieser Einseitigkeit, die unbewußt immer von ihrem entgegengesetzten Princip gestört wird, in Widerstreit ist, zeigt §. 2 u. 3: „Nie darf der höchste Schmerz, nie der höchste Himmel des Affectes sich auf der Bühne äußern, wie es in der ersten besten Loge, nämlich nie so einsylbig und arm. Immer lassen die französischen und häufig die deutschen Tragiker die Windstöße des Affectes kommen, und entwerfen sagen: *o ciel*, oder *mon dieu*, oder *hélas*, oder gar nichts, oder, was dasselbe ist, eine Ohnmacht fällt ein. Der Natur und Wahrheit gemäßer ist gewiß nichts, als eben diese einsylbige Ohnmacht.... Allein, da die Poesie gerade an die einsame Seele, die, wie ein geborstenes Herz, sich in dunkles Blut verbirgt, näher dringen, und das leise Wort vernehmen kann, womit jede ihr unendliches Weh ausspricht oder ihr Wohl: so sey sie ein Shakespeare, und bringe uns das Wort. Die eigene Stimme, welche der Mensch selbst, im Brausen der Leidenschaft betäubt, verliert, entwische der Poesie so wenig, als einer höchsten Gottheit der stummste Seufzer.“ Mehr als viele Definitionen enthalten diese Worte das Wesen der Poesie und das Verhältniß ihrer Naturnachbildung zur Wirklichkeit, und der §. 4 vom Gebrauch des Wunderbaren bekräftigt sie. Aber der Materialist, untreu seiner eigenen Theorie, verwies lieber das Wunderbare ganz aus der Poesie, wiewohl er es aus der Natur nicht verdrängen kann, wo es, wenigstens im Glauben daran, fest und ewig besteht. Liegt denn das ganze Reich der Naturkräfte so offen und erleuchtet vor dem Verstande, daß keine *terra incognita*, oder keine Nachtseite darin mehr zu finden wäre, aus welcher das Wunderbare, verschleiert und unerrathen, uns anblicken könnte? Wenn die *Geschichte* von jenen dunklen Regionen zu erzählen weiß, warum soll die *Poesie*, welche, freyer als die *Geschichte*, Himmel und Hölle durchwandelt, nicht mit ihrem Mondlicht jene Gegenden verklären, die der Verstand mit seinen Grubenlichtern untersucht, und doch nicht aufklärt? Die Natur, welche der Mensch glaubt, ist eben sowohl Darstellungsmittel der Poesie, als die, welche er anschaut, nur sey das Wunderbare Natur, d. h. es wirke nach Gesetzen, welche die Phantasie zwar ahndet, aber der Verstand niemals enthüllt, z. B. wenn das Körperliche und Sinnliche Gesetzen gehorcht, welche wir nur im Geistigen kennen, wie das Blut des Leichnams bey Annäherung des Mörders, oder der Tod des Schuldigen, welchen ein Sterbender vor Gottes Gericht ruft. Das Wunderbare darf daher weder mechanisch erklärt werden, noch überhaupt unerklärt bleiben, es muß sich poetisch erklären, indem ein geistiger Zusammenhang offenbar wird, welchem gegen die Gesetze der Körperwelt, dennoch die sinnlichen

Erscheinungen selbst huldigen müssen. Darum ist es nicht genug, daß ein Todter erscheint, wir wollen wissen, warum er ausser dem Grabe sich zeigt; so wird z. B. die Sage vom Vampyr in Goethe's Braut von Korinth poetisch. Dieses Streben nach Totalität des Wunderbaren, welches Geister- und Sinnen-Welt mit einem geistigen und sinnlichen Bande zugleich verbindet, ist der Grund dessen, was der Volksglaube Sympathie und Antipathie nennt, woraus durch einen Contrast derselben Art, welchen der Vf. als Grund des Lächerlichen aufstellt, der eigentliche Aberglaube (das Komische des Volksglaubens) entsteht, z. B. der Glaube an die Heilskraft eines Bades von drey Staaren gegen den Staar. Potenzierte Nihilisten, welche jene poetische Erklärung des Wunderbaren verwerfen, weil sie die Verwerflichkeit der mechanischen fühlen, zeigen selbst einen Mechanismus des Denkens, welcher Erklärung von Erklärung nicht sondern kann, und sich an das Wort hält, statt an den Sinn. Denn nur, indem jener geistige Zusammenhang erscheint, legt der Dichter, wie der Vf. S. 27 sagt, „das Wunderbare in die Seele, wo allein es neben Gott wohnen kann.“

Das zweyte Programm zeigt die Stufenfolge poetischer Kräfte, von der Einbildungskraft an, „der potenzierten, helleren Erinnerung,“ bis zum Genie, von welchem das dritte Programm handelt. Die Phantasie nämlich, die Poesie der Einbildungskraft, hat vier Stufen. Die erste ist, wo sie nur empfängt. Wenn aber Phantasie ein zeugendes, schaffendes Vermögen ist, wie kann sie empfangend genannt werden, ohne sie mit etwas zu verwechseln, was nicht sie selbst ist, sondern nur ihr Aمانensis? Es giebt freylich kein blosses Empfangen ohne Erzeugen; soll aber unter empfangender Phantasie diejenige verstanden werden, welche bloss reproducirt, oder Empfangenes combinirt, aber zum Selbstproduciren zu schwach ist: so ist zwischen den ersten drey Stufen der Phantasie kein Unterschied, und selbst bey dem positiven Genie möchte es problematisch bleiben, ob sein Produciren sich nicht auf ein Reproduciren und Combiniren reduciren ließe, da, wie der Vf. sagt, der Schreibtisch so nah am Bücherschrank steht, und jeder Jesus seinen Evangelisten mit dem Geschlechtsregister in aufsteigender Linie findet. Die zweyte Stufe ist das Talent. Vorrägen von mehreren Kräften, z. B. Scharfsehn, Witz, Verstand, mathematische, historische Einbildungskraft u. s. w., indess die Phantasie niedrig steht. Dann wäre aber Talent nicht eine Stufe der Phantasie, sondern ein Beyseymeneyn anderer Kräfte. Die dritte Stufe ist das *passive Genie*; Reicher an empfangender als schaffender Phantasie, hat es nur über schwache Dienstkräfte zu gebieten, und ihm geht im Schaffen jene geniale Besonnenheit ab, die allein von dem Zusammenklang aller und grosser Kräfte erwacht. Der Vf. ist nicht zufrieden mit dieser Erklärung, gleichwohl ist sie, bis auf die *empfangende Phantasie*, vortreflich und gut bis auf den höhnernden Sei enblick nach dem Talentmenschen, welcher der lustige Papagey und Affe des Genius genannt wird; Wie kommen denn aber Talent und Genie überhaupt in eine solche Beziehung? Beide sind nicht einmal Grenznathbarn, die in Streik gerathen könnten, und

das Genie, welches das Talent höhnt, gleicht einem Maler, der seine Farben um so mehr verachten wollte, je besser sie sind. Talent mit einem Wort, ist nichts anderes, als Energie der sinnlichen und geistigen Vermögen, oder Vollkommenheit des sinnlichen und geistigen Mechanismus im Menschen, es ist der Apparat, mit welchem die Phantasie wirkt, bildet und schafft. Die isolirte Phantasie ohne diesen Apparat, oder was dasselbe ist, ohne Besonnenheit im Gebrauch desselben, ist das, was der Vf. passives Genie nennt. Überaus treffend! Denn der schwächste Grad des Talents oder der sinnlichen Energie (nicht aber der Bildungskraft, welche allezeit positiv und zeugend ist) ist eben das Empfangen. Sie bildet „Stumme des Himmels,“ welchen das Mittheilungsorgan versagt ist; reine heilige Willensmenschen im Gebiet des Schönen. Der Talentmensch ist eine Natur, welcher nur das vereinende Selbstbewußtseyn mangelt, um ein Ich zu seyn, so wie der Phantasie der organische Leib mangelt, um sich zu offenbaren. Beide Pole, den realen des Talents und den ideellen der Phantasie vereinigt, zeigt das Genie, welches positiv und negativ zugleich ist. Darum sehe die Phantasie doch ja nicht mit vornehmem Sport auf das Talent, oder das Talent mit stolzem Dünkel auf die Phantasie — das wahre Genie thut es ohnehin niemals, ausser bey mechanischen Beschäftigungen, z. B. wenn es eben die Stufen der Bildungskraft classificirt; — das Talent an sich producirt gewiss niemals etwas dem genialen Product ähnliches, wo es aber seine Thätigkeit combinirend, etwas Drittes oder Tausendes aus 999 einzelnen Vermögen zeugt, sey es im Denken — vergl. die Note im Campanerthal S. 51 — Handeln oder Bilden, da hat es nicht als Talent, wiewohl mit Talent, sondern als Genie gehandelt. Die Phantastiker glauben solche Zeugungen zu entadeln, indem sie in ihrer Ahnenprobe Combination und Reflexion aufführen: ist denn aber nicht jede Zeugung Combination, und selbst die *aequivoca*, wiewohl von unbeobachteten Factoren? Ein goldnes Wort spricht der Vf. S. 50. „Niemand scheide zu kühn. Jeder Geist ist korinthisches Etz aus Ruinen und bekannten Metallen unkenntlich geschmolzen.“

Das dritte Programm, über das Genie, erhält hiedurch seine Bestätigung, ohne daß man nöthig hat, philosophisches und poetisches Genie von dem Kunsttriebe der Virtuosen (§. 10) zu unterscheiden. Musikalisch z. B. ist nicht eine Eigenschaft des Genie's, sondern des Talent's, welches vom Genie genial, frey schöpferisch behandelt wird. Der Tonsinn ist auf seiner niedrigsten Stufe auffassend, auf der zweyten unterscheidend (musikalisches Gehör), auf der dritten festhaltend (musikalisches Gedächtnis), auf der vierten ordnend und beziehend (musikalisches Talent); dieses bildet den Harmonisten und Contrapunctisten, mit mechanischem Talent verbunden, den fertigen Spieler, noch nicht aber den Virtuosen und Tonkünstler, in welchem Phantasie mit dem Talent zum Genie vereinigt seyn muß. In der Musik, so wie in der Malerey, gilt freylich oft das Talent für Genie, theils weil die sinnliche Energie durch den weiten Kreis der Töne und Gestalten mit ihren Verhältnissen einen Schein

von Unendlichkeit annimmt, theils weil die Steigerung des Grades der sinnlichen Energie bey'm Ton-
sinn, Farben- und Ort - Sinn ebenfalls unendlich
scheint, und daher der höhere, noch unerreichte
Grad mit dem Schein einer objectiv unerreichbaren
Unendlichkeit täuscht: allein das geniale Product un-
terscheidet sich durch die darin lebende Idee unver-
kennbar von dem Werk des Talent. Ein Irrthum
hierüber hat seinen Sitz bloß in der Einseitigkeit des
urtheilenden Subjectes, welches entweder in der ar-
tistischen Vollendung den Geist nicht auffinden kann,
oder ihn darüber zu suchen vergißt. Genie ist das All-
gemeine, Talent hingegen dasjenige, was das Genie
für die Erscheinung individuiert, als Maler, Tonkünf-
tler u. s. w. Genie ist daher nicht Instinct für Etwas,
sondern allgemeiner vernünftiger Instinct, welcher
durch alle drey Reiche der geistigen Natur, als Kunst-
genie, philosophischer Geist und als Liebe lebt und
waltet. Schöner und wahrer wird nicht leicht etwas
über diesen Instinct des Genie's oder genialen Stoff
gesagt werden, als von dem Vf. im 11ten und den
folgenden Paragraphen, und wenn er dabey gesteht,
mit Jacobi's und Plato's Musenpferden gepflügt zu ha-
ben, so ist es doch, wie er sagt, „für eigenen Sa-
men.“ — Das Herz des Genie's, welchem alle an-
deren Glanz- und Hülf-Kräfte nur dienen, hat und
giebt ein ächtes Kennzeichen, nämlich neue Welt-
oder Lebens-Anschauung. Das Talent stellt nur
Theile dar, das Genie das Ganze des Lebens, bis so-
gar in einzelnen Sentenzen, welche bey Shakespeare
häufig von der Zeit und Welt, bey Homer und anderen
Griechen von den Sterblichen, bey Schiller von dem
Leben sprechen. — „Das Ideal ist die Ausgleichung
beider Welten durch den Genius. Wenn die Greise
der Prose, gleich leiblichen verfeinert und voll Erde,
uns die Armuth, den Kampf mit dem bürgerlichen Le-
ben, oder dessen Siege sehen lassen: so wird uns
so eng und bange bey dem Gesichte, als müs-
sen wir die Noth wirklich erleben, und in der
That erlebt man ja doch das Gemälde und dessen
Wirkung, und so fehlt immer ihrem Schmerz
ein Himmel, und sogar ihrer Freude ein Himmel.
Wenn hingegen der Genius uns über die Schlach-
tfelder des Lebens führt: so sehen wir so frey hin-
über, als wenn der Ruhm oder die Vaterlands-
liebe vorausginge mit der zurückflatternden Fahne; und
neben ihm nimmt die Dürftigkeit wie vor einem paar
Liebenden eine arkadische Gestalt an. Überall macht
er das Leben frey und den Tod schön. Auf seiner
Kugel sehen wir, wie auf dem Meere, die tragenden
Segel früher als das schwere Schiff. Auf diese Weise
versöhnt, ja vermählt er — wie die Liebe und die
Jugend das unbehülfliche Leben mit dem ätherischen
Sinn, so wie am Ufer eines stillen Wassers der äus-
sere und der abgepiegelte Baum aus Einer Wurzel
nach zwey Himmeln zu wachsen scheinen.“ An
diesen Sätzen selbst und ihrer Anwendung bewährt
sich das Genie, welches diese Ausöhnung beider Wel-
ten in ihrer unsichtbaren Harmonie, und daher im
äußeren Schmerz eben sowohl anerkennt, als in ih-
rer sichtbaren Erscheinung, während das Talent den

Buchstaben und Geist der Ausgleichung vermischend,
die Harmonie nur in der äußern Darstellung begreift,
wie die mißverstandenen Forderungen von äußerer Be-
ruhigung am Schluß des Gedichtes beweisen, und der
Vorwurf des Herzerreißenden, wo diese fehlt, und
der Name des Dichters nicht die Beruhigung des Kriti-
kers über sich nimmt.

Von der griechischen und romantischen Poesie spricht
das vierte und fünfte Programm manches vortreffliche
und unseren Zeiten sehr zu beherzigende Wort. Win-
kelmann schrieb über die Nachahmung der Griechen in
Werken bildender Kunst; in Ansehung der Poesie war
es eine Aufgabe für unsre Zeit, ob ihr mehr durch
pedantische Nachahmung, oder durch unreife Urtheile
über Nachahmung geschadet werde. Hat die griechi-
sche, — oder, wie sie der Vf. nennt, plastische — Poesie
mit ihren Formen und Eigenheiten bloß antiquari-
schen Werth; als Stufe auf der Leiter der Vollkommen-
heit: so höre man auf, von der Vortrefflichkeit Homers,
Sophokles, Pindars u. Anderer zu sprechen; hat sie aber
poetischen Werth: so ist sie mit dem Alterthum ja nicht
ausgestorben; sondern lebt in jeder Zeit und unter je-
dem Volk fort. Die pedantische Übertragung von Zu-
fälligkeiten, welche in der Nachahmung bedeutungslos
werden, charakterisirt freylich den Nachahmer des blo-
ßen Buchstabens, der, gleich dem abgerichteten Kan-
arienvogel, außer der Melodie auch den Ton des Instru-
ments, wonach er lernte hören läßt; aber ist der weni-
ger Buchstäbler und Nachsprecher unverständener
Worte der Kritik, wer in der ganzen Nachbildung nur
Abmahlung, in der Bildung griechischer Form nur Co-
pie alter Muster und im erweiterten Ideenkreis der
neuern Zeit eine Störung der Gattung, welche die
Form ankündigt, erblickt? Plastische und romanti-
sche Poesie sind die Morgen- und Abend-Röthen des
selben poetischen Himmels, und wer kann sagen, der
Morgen oder der Abend sey herrlicher und schöner?
Indessen noch seltener als der Sinn für plastische Poe-
sie ist der Sinn für romantische. Denn (S. 139) „da
der romantische Geist, diese poetische Mystik, nie-
mals im Einzelnen aufzufassen und fest zu bannen
ist: so sind gerade die schönsten romantischen Blü-
then bey der Volksmenge, welche für die lesende
die schreibende richtet, einem thierischen Betasten
und Ertreten ausgesetzt, daher das schlimme Schick-
sal des guten Tied und überhaupt ächter Märchen.
Dabey erschwert noch der Wechsel das Nachspre-
chen einer Regel; denn die plastische Sonne leuchtet
einförmig, wie das Wachen, der romantische Mond
schimmert veränderlich, wie das Träumen.“ Beson-
ders die Mystik und der Geisterglaube, von welchem
der Vf. im § 22 als von der „Frucht und Nahrung des
romantischen Geistes“ spricht, sind als unerkannte
Wunderblüthen einer fremden Blumenflur dem Zer-
blüthen ausgesetzt. Der Kritiker läßt sich vom Monde
lieber Steine zuwerfen als poetische Blüthen, und ver-
giebt Shakespear'n jede Schönheit nur um andere
Schönheiten willen, so daß jede einzelne im Schön-
heitscyklus zugleich Sünderin ist und vorbittende
Heilige.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 30 MAY 1809.

A S T H E T I K.

HAMBURG, b. Perthes: *Vorschule der Aesthetik, nebst einigen Vorlesungen in Leipzig über die Parteyen der Zeit* von Jean Paul u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Dem sechsten, siebenten, achten und neunten Programm, über das Lächerliche, den Humor, die Ironie und den Witz, von welchen der Vf. das Wort sein im eigentlichsten Verstande ausspricht, wünscht er vorzüglich eine aufmerksame Betrachtung. Den besten Erklärungen des Lächerlichen fehlte immer bey aller Richtigkeit die Allgemeinheit. Nicht alles Lächerliche fand darin Platz, und viele Abtheilungen darin beherbergten gleichwohl etwas ganz anderes als Lächerlichkeiten. Von der kantischen beweiset es der Vf., aber Kant verdarb sich seinen richtigen Satz, dass im Lächerlichen etwas Widersinniges seyn müsse, nur durch die Beschränkung einer Verwandlung der Erwartung in Nichts, wobey er sich die Verwechslung mit der Verwandlung des Erwarteten in sein Gegenheil ausdrücklich verbietet. Diese kann aber allerdings lächerlich seyn, z. B. die auf den Wunsch unerwartet aus den Wolken fallende Wurst im Märchen; dagegen ist es sehr ernsthaft, wenn der Hohepriester das Licht rathfragt, und die Erwartung einer Antwort sich in Nichts auflöst. Nach unserm Vf. ist das Lächerliche das Widerspiel des Erhabenen, das unendlich Kleine, und da dieß nur im Reiche des Verstandes gefunden werden kann, der sinnlich angeschauete Unverstand. Sinnlich angeschaut wird er, „wenn die Handlung als falsches Mittel die Absicht des Verstandes, oder die Lage als Widerspiel desselben, die Meinung darstellt und Lügen straft.“ — Allein ein Irrthum an sich ist nicht lächerlich, sondern der Irrthum muß sich durch ein Bestreben, durch eine Handlung offenbaren können, und Bestreben und Lage müssen gleich anschaulich seyn. Allein noch immer haben wir nur einen anschaulich ausgedrückten endlichen Irrthum, der noch keine unendliche Ungereimtheit ist. Denn kein Mensch kann im gegebenen Falle nach etwas anderem handeln, als nach seiner Vorstellung davon. Warum lachen wir gleichwohl? Hier kommt der Hauptpunct: wir lachen seinem Bestreben unsere Einsicht und Ansicht, und erzeugen durch einen solchen Widerspruch die unendliche Ungereimtheit.“ — Kann denn aber der Widerspruch durch Messung an unserer Ansicht die unendliche Ungereimtheit bekommen, oder muß er nicht vielmehr an einer unendlichen Einsicht gemessen werden, wenn das Komische nicht auf eine andere Art, als der

Vf. will, im messenden Subjecte wohnen soll? — „Unser Selbstzug, womit wir dem fremden Bestreben eine entgegengesetzte Kenntniß unterlegen, macht es eben zu jenem Minimum des Verstandes, zu jenem angeschaueten Unverstande, worüber wir lachen, so, dass also das Komische, wie das Erhabene, nie im Objecte wohnt, sondern im Subjecte.“

Wir lachen, nach des Vfs. Beispiele, wenn in Foote's Industrie - Rittern der Kaufmann die Bezahlung der Waaren vom Arzte fodert, bey welchem die Diebin derselben die Schuld foderung für eine fixe Idee ausgegeben. Beiden vernünftigen Männern legen wir zu ihren Handlungen durch die Illusion des Komischen unsere Kenntniß der Betrügerey bey. Das Beispiel beweist vollkommen. Warum lachen wir aber nicht, wenn in der Familie Schrockenstein Graf Sylvester bey dem Herold, der ihm Fehde wegen Mord ankündigt, im Bewusstseyn eigener Unschuld eine fixe Idee vermuthet, wiewohl dieselbe Illusion hier Statt findet, aber nicht komisch, sondern tragisch? Warum lachen wir überhaupt bey dem tragischen Irrthum nicht, welcher doch sinnlich angeschauet wird, sich durch Handlung offenbaret, und die Handlung dem Zuschauer früher durch jene Illusion tragisch macht, als dem Handelnden, z. B. Caesar's Bruder mord in der Braut von Messina, oder Fiesco's, oder beider Väter in dem genialen tragischen Intriguenstück Schrockenstein?

Wenn also Irrthum und Unverstand lächerlich ist: so ist er es weder als Irrthum, noch durch Anschaulichkeit, noch durch Unterscheiden unserer Einsicht, wiewohl das erste und letzte oft bey dem Lächerlichen bemerkt wird, und sinnliche Anschaulichkeit ihn als ästhetischem Gegenstand überhaupt zukommen muß. Jeder sinnlich angeschauete Unverstand kann lächerlich seyn, ohne dass das Lächerliche deswegen in ihm besteht.

Was ist nun das Wesen des Lächerlichen? Ein Recensent, der das Einzelne festhält, kann es leichter und bestimmter, mit Hilfe der vorliegenden Theorie aufsuchen, als der Theoretiker, der es im großen Zusammenhang betrachtet: allein er ist auch leichter in Gefahr, statt einer Theorie nur ein Beispiel zu einer künftigen zu geben.

Ein Hauptgeheimnis des Lächerlichen ist, wie die kantische Definition angibt, getäuschte Erwartung. Wo dieses kommt, wie es der Regel nach kommen muß, und wie der Mensch es erwartet, da lacht Niemand. Erwartet aber, wie in jängers Entführung, der Liebhaber seine Schöne in der Stube, und statt ihrer tritt sein Bedienter mit dem Schaufelgesicht heraus: so lacht das ganze Haus. So lacht den Olymp unange-

.ccc.

seiner Sprache zu danken. Besonders jetzt, wo die Grenzen aller deutschen Länder sich bis in das innerste Frankreich ausgebreitet haben, wird jene Vorsicht doppelt nöthig, und der Deutsche hört es gern und drückt es in Zeitungen nach, wenn Ausländer seine Sprache unbehülflich schelten, und reinarm, und — wie Macdonald — untauglich zum Hexameter, weil sie keine Spondeen habe, wiewohl ihm Reime und Assonanzen überall entgegen klingeln, auch oft entgegen tönen, und ein prosodisches Längenbureau seine Register reichlich anfüllen könnte. Die deutsche Sprache lebt daher gleich orientalischen Fürsten einsam mit ihren Räten und Ceremonienmeistern, und mischt sich, ebenfalls wie jene, nur unter das gemeine Volk, während die höheren Classen nur Mundarten davon zu sehen bekommen. Es ist ein Verdienst des Vfs., daß er in diesem Programm dem Zeitgeist nachgiebt, welcher Witz im Großen verlangt, und statt Ideen Nationen mobil macht, und in einander oscilliren läßt. So erklärt er sich z. B. frey gegen die strenge Etikette, welche, nach Campe, nur achtdeutschen, nach anderen nur altdeutschen Wörtern Sitz und Stimme in Lexikon und Büchern zugesteht. Er will dagegen Ausländer zulassen und neupreiste; ja er giebt manchen neuen, als Seminaristen zu lustigen Rathstellern, den Vorzug, z. B. Pfarrer statt Park, — wiewohl Artilleriepark und Artilleriepfarrsch sich wie Ursach und Wirkung verhalten würden, nicht aber umgekehrt.

Der Anhang des Buchs enthält die drey Sonntagsvorlesungen des Vfs., nicht sowohl jenaische über die Bestimmung, als vielmehr leipziger über die Stimmung der Gelehrten, nämlich in tiefem Kammerton als Styltiker, in hohem Chorton als Poetiker, und in höchstem Cornetton als poetische Poetiker. Die *Misericordias*-Vorlesung betrifft die Styltiker, und handelt von den verschiedenen Geschmackszungen, — nach der Analogie der Maltheferzungen — deren eine Hälfte sich auf die reelle, die andere auf die formelle Seite neigt. Polarisirende Physiologen hätten es längst bemerken können, daß der Geschmack weder auf der Zunge wohnt, noch am Gaumen, sondern daß die Zusammenwirkung beider, als organischer Galvaniplatten, auf das feuchte Medium, die Geschmacksempfindung hervorbringe; eben so entsteht auch der ästhetische Geschmack aus Zusammenwirkung der Phantasie und des Verstandes. Ein gleiches Verhältniß von beiden zur Receptivität bildet den vollkommenen ästhetischen Geschmack. Wie aber süß und bitter mehr am Gaumen, sauer und kaltsch mehr auf der Zunge — wiewohl allezeit unter Mitwirkung des entgegengesetzten Organs empfunden werden: so bemerkt überwiegende Phantasie mehr das Formelle, überwiegender Verstand mehr das Reelle. So wenig, nach Kant, die Sinne trügen: so wenig irrt auch Phantasie oder Verstand hierin. Der Styltiker, welcher eben sowohl Phantast als Verständlicher seyn kann, fehlt nur darin, wenn er im letzten Fall, wegen bemerkter Realitäten, das phantastisch-leere Ganze preist, oder im ersten Fall, umgekehrt, wegen mangelhafter Form das Ganze verwirft. Noch tiefer steht der Styltiker, wenn er bey bemerkten Vorzügen der Art, für welche ihm der Sinn fehlt, und die

er deswegen nicht als Vorzüge, sondern nur als Merkmale erkennt, das Ganze tadelt und verwirft; am tiefsten, wenn er überhaupt ohne ästhetische Geschmacksorgane Geschmacksurtheile fällt.

Die *Jubilat*-Vorlesung für Poetiker enthält acht Cautelen für Kopf und Herz. Die erste betrifft die Tollheit, die zweyte die Unwissenheit, die dritte Parteyliebe, die vierte das Indifferenziren der Köpfe, die fünfte Grobianismen, die sechste Stolz, die siebente Menschenhaß, die achte sinnliche Liebe. Dieses Rubrikengeripp, so wenig der Vf. dergleichen in Recensionen leiden mag, scheint Rec. hinlänglich den Geist dieser Vorlesung zu bezeichnen. Wenn aus der Klaus der Löwe, warum soll nicht aus dem Geripp die Gestalt zu errathen seyn? Eben so giebt Rec. aus

der *Cantate*-Vorlesung, über die poetische Poesie, ein Fragment, dem Vf., der dieses Ausschreiben aus guten Gründen tadelt, zur Widerlegung aus noch besseren Gründen:

„Was wir ewig fodern, ist weniger die Gleichung der Realität und unseres Denkens, als die Ausgieichung, weniger die Erklärung, als die Ergänzung unseres Wesens. — Und doch kennt das Herz den Himmel der Gegenwart, und den Schmerz am Grabe. Überall bleibt ein Übergewicht des Realen. Es giebt einige Blitze in der ersten Liebe, zuweilen bey der Muth, bey großen Entschlüssen, bey großen Schmerzen, bey Entzückungen, — da giebt es Blitze, welche den ganzen Himmel fliehend aufreissen, den wir suchen. Aber wer thut dieß noch milder, fester, reiner, länger? Wer kann, wenn das Bild nicht zu kühn ist, gerade wie ein schönes Angesicht, von einer schönen Seele, so das schöne Angesicht des urchönen Allgeistes werden? Ich denke, die Poesie? — Gerade des Höchsten, was aller unserer Wirklichkeit, auch der schönsten des Herzens ewig abgeht, das giebt sie, und malt auf den Vorhang der Ewigkeit das zukünftige Schauspiel; sie ist kein platter Spiegel der Gegenwart, sondern der Zauberspiegel der Zeit, welche nicht ist. Jenes Etwas, dessen Locke unser Denken und unser Anschau entzweyt und trennt, dieses Heiligste zieht sie durch ihre Zauberkraft vom Himmel näher ab; und wie die Moral der gebende und zeigende Arm aus der Wolke ist, so ist sie das helle süße Auge aus der Wolke. Sie kann spielen, aber nur mit dem Irdischen, nicht mit dem Himmlischen. Sie soll die Wirklichkeit, die einen göttlichen Sinn haben muß, weder vernichten noch wiederholen, sondern entziffern. Alles Himmlische wird erst durch Veretzung mit dem Wirklichen, wie der Regen des Himmels erst auf der Erde für uns hell und labend. — Niemals ist daher vielleicht der Dichter wichtiger, als in solchen Tagen, denen er unwichtiger erscheint, d. h. in unseren. Die Dichtkunst darf singen, was Niemand zu sagen wagt in schlechter Zeit. Ist einst keine Religion mehr, und jeder Tempel der Gottheit verfallen oder ausgelert — möge nie das Kind eines guten Vaters diese Zeit erleben! — dann wird noch im Musentempel der Gottesdienst gehalten werden.“

Stellt nicht ein solches Fragment — wie es der Vf. von der Kritik mit Recht verlangt — den Geist des Werks dar, und zugleich den des Meisters? Und wenn das goldene Buch, welches der Vf. neben dem schwarzen wünscht, im Kunstwerke die Schönheit, wie ein Liebender an der Geliebten, anschauen soll: wird dieses liebende Anschauen nicht am liebsten ein Abspiegeln des anerkannten Schönen und Vortrefflichen werden?

Das schwarze Buch, als Gegenstück zu dem goldenen, hat sich der Vf. selbst an die Vorrede geschrieben, als Einladungsprogramm zum Auslesen treffender kritischer Blitze, nämlich das Druckfehlerverzeichnis. Es ist aber das unvollständigste aller Programmen, und könnte in einem Supplement zugleich sein eigenes schwarzes Buch erhalten.

D. c. A.

Monatsregister

v o m

M a y 1 8 6 9.

I. Verzeichniß der im Monat May in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer., die zweyte die Seite.)

A.

Adelung Mithridates oder allgemeine Sprachkunde, fortgesetzt von Vater. 2 Theil 120, 345.
Antic-Sextus oder über die absolute Erkenntniß von Schelling 107, 246.
 Aufsätze, vermischte, theologischen Inhalts 102, 207.

B.

Becker die Weltgeschichte für die Jugend, fortgesetzt von Moltmann. 10 Theil 11, 278.
Bell's Schulmethodus. Aus dem Engl. übersetzt von Tilgenkamp 102, 249.
Beneke Weltklugheit und Lebensgenuss. 1 Bändchen. 3 Aufl. 103, 216.
 Beschreibung, ausführliche, einer mehrere Jahre lang gedauerten Hypochondrie 122, 367.
Beiträge, dramatische, zur Charakteristik der Zeit 124, 298.
Biblia Hebraica. Digestit et grav. lect. var. adj. Jahr. Tom. I—IV 101, 193.
Blumenkränze gefelliger Freude und unschuldigen Frohmanns. 1 Th. 3 Aufl. 112, 287.

C.

Catullus Attis, im Spibenmaße des Originals von Ahlwardt 129, 343.

D.

Dolz Leisefaden zum Unterrichte in der sächsischen Geschichte für Bürgerschulen. 2 Aufl. 103, 215.

E.

Emma, Rosaura's Schwester 114, 301.
o. Eggers keine Universität in Berlin 117, 327.
Eichhorn Geschichte der Literatur von ihrem Aufg bis auf die neuesten Zeiten. 4 Bd. 1. 2 Abth. 5 Bd. 1 Abth. 128, 329.

F.

Flora der Gegend um den Ursprung der Donau und des Neckars. Herausg. von v. Schreckenstein und v. Engelberg. 1. 2 Bd. 124, 379.

G.

Gramberg Sophistische 124, 297.
Grundregeln der Kateschetik für Landschullehrer 102, 107.
Granner Grundlegung zu einem auf das Gewissen und die Bibel gegründeten Unterrichte in der Tugend und Glaubenslehre. 1. 2 Lehrgang 102, 201.

H.

Hambold Anleitung zur Behandlung geringfügiger Rechtsfachen nach dem kön. sächs. Rechte 103, 229.
Hebel allemannische Gedichte. 3 Aufl. 115, 311.
Heinrich Geschichte von England. 2. 3 Th. 112, 276.
Heute Handbuch der speziellen Pathologie. 1. 2 Bd. 1 Abth. 105, 225.
Heinrich und Camillo oder die Cisalpinier 117, 313.
Hoffmann leichte Aufgaben zum Uebersetzen in das Lateinische und Deutsche 121, 360.
Hoffmann's kurze Anleitung, Gerichtsacten geschickt

zu extrahiren, zu referiren und eine Sentenz darüber abzufassen. Durchgesehn und vermehrt von Woltür. 7 Aufl. 103, 215.
Hume Geschichte von England. Aus dem Engl. überf. von Timäus. 1. 2 Bd. 120, 266.

I.

Jacobson's Versuch eines Commentars zu den russischen Beschwerden über die Beeinträchtigung des russischen Handels durch England 109, 237.
Jean Paul Vorlesung der Aesthetik. 1—3 Abth. 126, 388.

K.

Keller Schönheiten der Natur, geseichnet auf einer Reise durch Italien 111, 279.
Klein zwey Vorlesungen, gehalten in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 107, 247.
Kriegs- und Belagerungs-Spiel 114, 308.
Krug Versuch einer neuen Eintheilung der Wissenschaften 122, 352.

L.

Lancaster ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in Einer Schule. Aus dem Engl. überf. von Naterp 108, 249.
Leutis Beiträge zur ausübenden Arzneywissenschaft. Herausgeg. von Sachs 106, 236.
Lindemann Versuch einer neuen Liturgie 102, 206.
van Linden spec. jurid. inaug. exhibens interpretationem jurisprudentiae Tullianae in Topicis expositae 104, 219.

M.

Materialien für das Handwerksrecht und die Handwerkspolicey von Roth u. Höck. 4 Heft 104, 223.
Mehmel über das Verhältniß der Philosophie zur Religion 107, 245.
Mirbel Exposition et défense de ma théorie de l'organisation végétale. Publié par Bilderdyk 123, 369.

O.

Olivier's Reise durch Persien und Klein-Asien. Aus dem Franz. überf. von Müller. 1. 2 Bd. 112, 281.

P.

Pappenheimer speculatives Dilemma für die Existenz Gottes, als Beweis aufgestellt 107, 247.
Piepenbring der erste Unterricht in der vorbereitenden Kräuterkunde 124, 382.
 — — — Lehrbuch der Fundamentalbotanik 124, 382.
Principien, philosophische, einer allgemeinen Sprachlehre nach Kant und Sacy 121, 353.

R.

Rätze Auszug aus dem N. Test. nach Zeitfolge und Inhalt geordnet 102, 198.
Register, allgemeines, über die letzten 12 Bände der Sammlung aus-erlesener Abhandlungen zum Gebrauche praktischer Aerzte 124, 383.
Roberts observat. quaedam de funebris belli et pugnae sequels 105, 231.
Rubien, der, und der Raps als Sommer- und Winter-Frucht 115, 295.

S.	
Schauspiele, neue, vom Vf. des <i>Ensaft</i>	114, 298.
Schilling v. <i>Constadt</i> Handbuch für Denker.	
2 Th. 1. 2 Bd.	107, 241.
Schleiermacher gelegentliche Gedanken über Uni-	
versitäten in deutschem Sinn	115, 305.
Schreiber Alexander in Indien, nach <i>Racine</i> be-	
arbeitet	114, 299.
Schwab's Landtschulwesen	121, 360.
Seeger System der Wirtschaftslehre. 3. Aufl.	103, 216.
Straß Versuch einer allgemeinen Einleitung in	
die Wissenschaftskunde	121, 359.
Sturm über Kinder und Kindererziehung für das	
menschliche Leben	108, 264.
Stütz Schriften, physiologischen und medicinischen	
Inhalts. 2 Bd.	122, 366.
Stucke, die, oder der Perückenkrieg	114, 302.

T.	
Tiedemann Zoologie. 2 Bd.	122, 361.
Tittmanni de rebus academicis epistola	116, 319.
Töpfer encyclopädische Generalcharte aller Wis-	
senchaften und schönen Künste nach ihren	
Haupttheilen	121, 360.

U.	
Unterredungen über die vier letzten Hauptstücke	
des lutherischen Katechismus. 1 - 4 Th.	102, 204.
— — — über das Abendmahl des Herrn	102, 204.

Unterredungen über das Vaterunser	102, 204.
— — — über die Lehre vom Götze	102, 204.
— — — über Taufe, Buße und Beichte	102, 204.

V.	
Villers Coup d'oeil sur l'état actuel de la littérature	
ancienne et de l'histoire en Allemagne	119, 349.
— — Coup d'oeil sur les Universités et le mode	
d'Instruction publique de l'Allemagne Pro-	
stante	116, 316.
— — über die Universitäten und öffentl. Unter-	
richts-Anstalten im protestantischen Deutsch-	
land. Aus dem Franz. übers. von <i>Hagen</i>	116, 318.
Voss Beurtheilung des neuen Lehrplans für die	
gesammten kurpfälz-bayerischen Mittelschulen.	
Mit Vorrede und Anmerk. von B.	110, 271.

W.	
Wachler über Universitäten nach Schleiermacher,	
Villers und Tittmann	117, 321.
Wagener spanische Sprachlehre. 2. Aufl.	122, 288.
Wahl Quaestiones theologico-dogmaticae	101, 199.
Weber über den Zustand der Landwirtschaft in	
den preussischen Staaten und ihre Reformaten	115, 291.

Z.	
Zarvenner-Hilfsbuch für Lehrer und Erzieher bey	
d. Denkbüchern d. Jugend. 2. 2 Th. 2. Ausg.	108, 266.

H. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Anonyme Verleger	110, 117, 121.
Bädecker und Kuntzel in Dinsburg und Riga	108 (2).
Barth in Breslau	107.
Barth in Leipzig	103, 108.
Becks Wittve in Nördlingen	104.
Braunes in Berlin	105, 114.
Bruder in Leipzig	124.
Buchdruckerey, königl., in Cassel	116.
Comptoir für Literatur in Leipzig	113.
Crusius in Leipzig	106, 112.
Darmmann in Züllichau und Freystadt	122.
Dunker und Humblot in Berlin	111.
Dyk in Leipzig	124.
Ettinger in Gotha	124.
Fleischer, J. G. Benj., in Leipzig	114.
Gaffert in Anspach	121.
Göpfert in Jena	105.
Gräff in Leipzig	113.
Günter in Glogau	102.
Haak und Comp. in Leyden	104.
Hahn, Gebrüder, in Hannover	108.
Hammerich in Altona	109.
Hanische Erben in Hildburghausen	102.
Herold und Wahlstab in Lüneburg	102, 110.
Hinrichs in Leipzig	105, 112, 116.
Jacobäer in Leipzig	121.
Keil in Magdeburg	121.
v. Kleefeld in Leipzig	117.
Köhler in Leipzig	102.
Kümmel in Halle	103.

Kummer in Leipzig	111.
Kunst- und Indukrie-Comptoir in Amsterdam	119, 125.
Löffel und Stuttgart	111.
Macklot in Carlsruhe	103, 107, 115.
Mohr in Frankfurt am Mayn	102.
Mohr und Zimmer in Heidelberg	102.
Müller in Bremen und Aurich	112.
Nicolovius in Königsberg	107, 121.
Niemann und Comp. in Lübeck	116.
Payne und Mackinlay in London	110.
Perthes in Hamburg	125.
Pfeiler in Heidelberg	107.
Realtschulbuchhandlung in Berlin	115.
Ritscher in Hannover	105.
Röhs, Christiani u. Karte in Schleswig u. Flensburg	117.
Schöne in Berlin	122.
Schöps in Zittau und Leipzig	101.
Schulze in Oldenburg	114.
Silbermann in Stralsburg	114.
Stalling in Oldenburg	119.
Treutel und Würts in Paris	119.
Unger in Berlin	122.
Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen	118.
Vossische Buchhandlung in Berlin	120.
Wagner in Neustadt an der Orla	102.
Walther in Erlangen	107.
Wappler und Beck in Wien	101.
Weber in Lendshut	122.
Weiss in Berlin	114 (3).
Willibald in Donaueschingen	124.

III. Intelligenzblatt des May.

Ankündigungen.

Andersche Buchh. in Frankf. am Mayn Verl.	53, 287.
Feuilleten françois, politique et littéraire	32, 347.
Franzen und Grosse in Stendal Verl.	56, 308.
Frommann in Jena Verl.	39, 336.

Gebhard und Köber in Frankfurt s. M. Verl.	56, 291.
Hitzig in Berlin Verl.	34, 296.
Kümmel in Halle Verl.	34, 296.
Leske in Darmstadt Ueb. setzungsanzeige	33, 296.
Niemann und Comp. in Lübeck Verl.	51, 296.
Realtschulbuchhandlung in Berlin Verl.	39, 296.

Beförderungen und Ehrennennungen.

<i>Abilgaard</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>v. Haug</i> in Kopenhagen	59. 532.	<i>Prenk</i> in Laybach	96. 906.
<i>Adler</i> in Schleswig	85. 299.	<i>Hegel</i> in Bamberg	55. 298.	<i>Rahn</i> in Zürich	35. 504.
<i>Andreyky</i> in Tetschen	37. 515.	<i>Hegewisch</i> in Kiel	55. 299.	<i>Rafchke</i> in Biele	37. 514.
<i>Balaſſa</i> in Tapolca	37. 514.	<i>Heller</i> in Fulda	59. 532.	<i>v. Recke</i> in Mieraw	34. 292.
<i>Ballen</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>Hildebrand</i> in Erlangen	59. 532.	<i>Rehberger</i> in Nürnberg	35. 298.
<i>Barla</i> in Raab	57. 514.	<i>Hoffmann</i> in Nürnberg	55. 298.	<i>Reil</i> in Halle	39. 332.
<i>Bastholm</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>v. Hohenwarth</i> in Gork	59. 329.	<i>Reizinger</i> in Pesti	86. 307.
<i>Breckmann</i> in Göttingen	59. 332.	<i>Horvath</i> in Refzthely	57. 514.	<i>Ribbentrop</i> in Königsberg	34. 292.
<i>Bergk</i> in Leipzig	35. 299.	<i>Hupke</i> in Wien	56. 307.	<i>Risbight</i> in Kopenhagen	55. 299.
<i>Beuvard</i> in Meissenheim	35. 302.	<i>Jenney</i> in London	54. 294.	<i>Rumt</i> in Schmölinitz	37. 315.
<i>Bohnenberger</i> in Tübingen	59. 532.	<i>Jerin</i> in Laybach	56. 307.	<i>Rusk</i> in Philadelphia	39. 332.
<i>Borſon</i> in Turin	35. 302.	<i>Ith</i> in Bern	58. 532.	<i>Sauer</i> in Unterrodach	37. 315.
<i>Boffut</i> in Paris	38. 524.	<i>v. Kampitz</i> in Preussen	35. 299.	<i>Schaffroth</i> in Eutlingen	39. 332.
<i>Brandenburg</i> in Rostock	39. 330.	<i>v. Kelemen</i> in Pesti	57. 314.	<i>Schallgruber</i> in Krakau	86. 306.
<i>Brandts</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>Klaibe</i> in Stuttgart	58. 325.	<i>Schenk</i> in Nürnberg	35. 298.
<i>Brau</i> in Kopenhagen	55. 302.	<i>Rolowari</i> in Kapornak	57. 314.	<i>Schubler</i> in Stuttgart	58. 327.
<i>Büchner</i> in Nürnberg	55. 298.	<i>Kopetz</i> in Prag	36. 306.	<i>Schultes</i> in Krakau	37. 313.
<i>Budai</i> in Debreczin	57. 514.	<i>Kopp</i> in Hanau	57. 315.	<i>Schulze</i> in Forſdam	34. 291.
<i>Bugge</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>v. Kovachich</i> in Ofen	57. 514.	<i>Schniter</i> in Pesti	36. 307.
<i>Buſch</i> in Frankfurt	35. 302.	<i>Kováts</i> in Debreczin	59. 330.	<i>Schweigger</i> in Bayreuth	37. 313.
<i>Callisen</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>v. Kotzebue</i> in Eſthland	34. 292.	<i>Scriba</i> in Ulrichſtein	25. 302.
<i>Cammerer</i> in Stuttgart	58. 325.	<i>Kron</i> in Prag	56. 307.	<i>Seabock</i> in Jena	39. 333.
<i>Costberg</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>v. Kurbelyi</i> in Ofen	57. 315.	<i>Seiffarth</i> in Liebenwerda	35. 299.
<i>Chaptal</i> in Paris	39. 537.	<i>Lacépède</i> in Paris	38. 524.	<i>Sprengel</i> in Halle	39. 332.
<i>Chervannes</i> in Vevey	35. 302.	<i>Lacroix</i> in Paris	38. 524.	<i>Stenbock</i> in Eſthland	34. 292.
<i>Chmiel</i> in Arnſdorf	57. 315.	<i>Lekonicz</i> in Oest	57. 314.	<i>Stift</i> in Wien	36. 305.
<i>Colbiornſen</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>Lehr</i> in Stuttgart	38. 327.	<i>Struhmann</i> in Hamburg	39. 329.
<i>v. Collin</i> in Krakau	36. 306.	<i>v. Lorenz</i> in Wien	57. 313.	<i>Sybold</i> in Nürnberg	55. 298.
<i>Cretet</i> in Paris	59. 332.	<i>Magyar</i> in Debreczin	57. 311.	<i>Szarka</i> in Raab	56. 307.
<i>David</i> in Prag	59. 332.	<i>Mahn</i> in Göttingen	35. 299.	<i>Tauber</i> in Moskwa	35. 299.
<i>Degerando</i> in Paris	38. 325.	<i>Malling</i> in Kopenhagen	55. 297.	<i>v. Thaer</i> in Berlin	39. 329.
<i>Delambre</i> in Paris	59. 332.	<i>Martini</i> in Altorf	59. 332.	<i>de Thyry</i> in Grenoble	56. 302.
<i>Duhais</i> in Paris	58. 524.	<i>Masmann</i> in Kopenhagen	55. 299.	<i>Treilhard</i> in Paris	58. 324.
<i>v. Dattenhofer</i> in Stuttgart	38. 327.	<i>Maximilian, Prinz v. Neuwied</i>	35. 302.	<i>Treschow</i> in Kopenhagen	55. 299.
<i>v. Eggers</i> in Kopenhagen	55. 299.	<i>Mayer</i> in Frankfurt	55. 302.	<i>v. Turk</i> in Yverdun	35. 302.
<i>Fehér</i> in Groß-Kovaca	37. 514.	<i>Mayer</i> in Wien	36. 307.	<i>Uhden</i> in Berlin	38. 524.
<i>Franke</i> in Sternberg	59. 330.	<i>Menageot</i> in Paris	58. 324.	<i>Vajki</i> in Merz Komdrom	57. 314.
<i>Frik</i> in Stuttgart	58. 327.	<i>Merkel</i> in Nürnberg	55. 298.	<i>v. Vidak</i> in Werſchetz	57. 514.
<i>Frits</i> in Wien	56. 307.	<i>Mirbel</i> in Paris	58. 325.	<i>Vincent</i> in Paris	38. 524.
<i>Fritſche</i> in Liebenwerda	55. 299.	<i>Mittchil</i> in Neu-York	39. 532.	<i>Wagner</i> in Schwatz	35. 302.
<i>Gail</i> in Paris	38. 324.	<i>Moldenhauer</i> in Kopenhagen	35. 299.	<i>Watterhouse</i> zu Cambridge	
<i>Gay-Luffe</i> in Paris	38. 324.	<i>v. Motz</i> in Biebr	35. 302.	in Amerika	39. 532.
<i>Germershausen</i> in Potsdam	54. 292.	<i>v. Münchhausen</i> in Meissen-		<i>Weber</i> in Kiel	55. 299.
<i>Gest</i> in Nürnberg	55. 298.	heim	56. 302.	<i>Weinritt</i> in Wien	36. 307.
<i>Glaſer</i> in Helmſtädt	57. 313.	<i>Nadler</i> in Rümſark	56. 307.	<i>Wiborg</i> in Kopenhagen	55. 299.
<i>Göts</i> in Nürnberg	55. 298.	<i>Neil</i> in Edinburg	59. 532.	<i>Wieland</i> in Wien	37. 315.
<i>Gruner</i> in Berlin	59. 329.	<i>Ochsenheimer</i> in Wien	55. 302.	<i>Winslow</i> in Kopenhagen	35. 299.
<i>v. Gündert</i> in Darmſtadt	35. 302.	<i>Oerſted</i> in Kopenhagen	39. 532.	<i>Winterl</i> in Pesti	57. 314.
<i>Guyton-Morveau</i> in Paris	39. 332.	<i>Penzenkuffer</i> in Nürnberg	55. 298.	<i>v. Witzleben</i> in Caſſel	55. 301.
<i>Haliczky</i> in Pesti	37. 514.	<i>de Perceval</i> in Paris	38. 324.	<i>Worm</i> in Horſens	55. 299.
<i>Haller</i> in Anſpach	55. 298.	<i>Perſoon</i> in Paris	39. 532.	<i>Wurm</i> in Stuttgart	38. 525.
<i>Hamberger</i> in München	39. 332.	<i>Pestalozzi</i> in Göttingen	56. 299.	<i>Zamlich</i> in Wien	36. 307.
<i>Hansen</i> in Kopenhagen	55. 299.	<i>Pfingſten</i> in Kiel	55. 299.	<i>Zingel</i> in Tetschen	57. 315.
<i>Harles</i> in Erlangen	55. 302.	<i>Pfeiderer</i> in Tübingen	59. 532.	<i>Zoega</i> in Rom	35. 299.
<i>Hausmann</i> in Caſſel	39. 332.	<i>Prendt</i> in Pesti	37. 314.	<i>Zſchocke</i> in Aarau	56. 302.

N e k r o l o g.

<i>d'Albano & J.</i> in Rom	36. 308.	<i>Heuſinger</i> in Römſild	58. 325.	<i>Ring</i> in Carlsruhe	59. 530.
<i>Bombelli</i> in Rom	36. 308.	<i>Hofmann</i> in Mannheim	59. 531.	<i>Rogendorf</i> in Saephalom in	
<i>Böſchen</i> in Lützen	38. 325.	<i>Hurleſch</i> in Braunſchweig	58. 325.	Ungarn	56. 307.
<i>Catet</i> in Bückeburg	38. 325.	<i>Jauffen</i> in Lüneburg	54. 325.	<i>Trost</i> in Erfurt	59. 331.
<i>de Cuffigny</i> in Paris	36. 308.	<i>Mieth</i> in Budiffin	58. 325.	<i>Voigt</i> in Naumburg	58. 326.
<i>Detmers</i> in Frankfurt a. d. O.	58. 325.	<i>Mund</i> in Goelar	56. 299.	<i>Weis</i> in Dresden	38. 325.
<i>Eckhold</i> in Leipzig	36. 308.	<i>Neidhardt</i> in Wiſbaden	59. 531.	<i>Wewel</i> in Anſbach	59. 330.
<i>Exr</i> in Leipzig	38. 325.	<i>Petſch</i> in Lommattſch	58. 325.	<i>Wilhelm</i> in Arnſtadt	38. 325.
<i>Fark</i> in Raſchau	56. 307.	<i>v. Plattoli</i> in Altenburg	56. 308.	<i>Wolf</i> in Leipzig	55. 299.
<i>Fischer</i> in Braunſchweig	59. 530.	<i>Rambach</i> in Braſlau	58. 325.	<i>Wurzer</i> in Bayern	39. 330.
<i>v. Fiſchender</i> in Wien	39. 531.	<i>Rechberger</i> in Linz	36. 307.	<i>Ziegler</i> in Rostock	59. 531.
<i>Häſer</i> in Leipzig	36. 308.	<i>Reisland</i> in Oberndorf b. Arnſt.	38. 325.		

Gefährte Geſellſchaften und Preiſe.

Eſthland. Errichtung einer Ackerbau - Geſellſchaft.

Eure-Departement, Sitzung und Preisaufgaben der Société d'agriculture, sciences et arts am 15 Jan. 55. 302. Hanau, Sitzung der wetterauischen Geſellſchaft

Für die gesammte Naturkunde am 28 Dec. v. J.	55. 302.	Bayern erhält ein neues bürgerliches und peinliches Gesetzbuch	55. 286.
Island, drey gelehrte Gesellschaften daselbst	54. 295.	— im Königs-Reich, wird ein gleicher Maß-Gewicht- und Münz-Fuß eingeführt	55. 304.
Königsberg, Sitzungen der kön. deutschen Gesellschaft am 18 Jan. und 10 März	34. 292.	Beer in Böhmen giebt <i>תורת מים</i> heraus	57. 318.
Kopenhagen, Preisfragen der kön. Gesellschaft der Wissenschaften	53. 315.	Böckh in Heidelberg Bemerkung über den Schluss der Rec. der sogenannten Comodia divina in der Jen. A. L. Z.	56. 311.
London, Errichtung eines Nationalinstituts für die Schutzpockenimpfung	34. 204.	Bornholm, zur gemeinnützigen Bibliothek sollen die Kirchen Beyträge liefern	55. 303.
Marseille, Preisvertheilung der Akademie	55. 302.	Bossange in Paris überreicht dem Kaiser ein Prachtexemplar von einer Uebersetzung der Iliade Homers	58. 328.
Moskwa, Preisaufgabe der kais. Universität und der Gesellschaft für die russische Geschichte u. Alterthümer	34. 293.	St. Brienc, zu 6nd alte Münzen ausgegraben worden	57. 312.
München, Sitzung der kön. Akademie der Wissenschaften am 28 März	59. 332.	Buhler im Wirttembergischen beschäftigt sich mit der Glasmalerey	54. 294.
Oesterreich, Prämie für ein Lehrbuch der christl. Religion	54. 294.	Chrysostomus t. Panzer.	
Paris, Bericht von den Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts im J. 1808	55. 273.	v. Colloredo-Mansfeld, Fürst, hat zu Prag seine Gemaldesammlung öffentlich aufgestellt	54. 294.
— — Preisfrage der mathematisch-physikalischen Classe des Instituts	54. 291.	Bulle in Freyberg Antikritik nebst Antwort des Rec.	56. 310.
— — Sitzung und Preise der Classe der franz. Sprache u. Literatur des Instituts am 5 April	54. 291.	Cours historique et élémentaire de Peinture, davon ist die 70. Lieferung erschienen	59. 354.
— — Sitzung und Preisaufgaben der Ackerbaugesellschaft des Seine-Departements	55. 299.	Dehoulières, der Mad. und Mils., wird zu St. Roch ein Monument errichtet	55. 304.
Pöth, Preisaufgabe des Hn. v. Katscher	57. 316.	Frick in Berlin beschäftigt sich mit der Glasmalerey	54. 294.
Petersburg, Preisfragen der Akademie der Wissenschaften	54. 295.	Gieseke findet in Grönland, dass der Sand vom Magnete stark angezogen werde	54. 296.
Potsdam, Versammlung der kurmärkischen ökonomischen Gesellschaft am 5 Dec. v. J.	34. 292.	Glasmalerey kommt wieder in Aufnahme	54. 294.
Prag, Bestand der hydrotechnischen Gesellschaft	55. 302.	Grants Werk über Brasilien ist erschienen	55. 328.
Warschau, Sitzung der kön. Gesellschaft der Wissenschaften am 10 Nov. v. J.	54. 292.	Kepplers Monument wird zu Regensburg eingeweiht	59. 354.
Wien, in, bildet sich eine orientalische Societät	34. 294.	Langsdorf reist in die russische Tartarey und Bucharey	55. 304.
— — Preisvertheilung der k. k. medicinisch-chirurgischen Joseph-Akademie	57. 315.	Ludwig dem Bayer wird in Bayern ein Monument errichtet	59. 355.
Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.		May in Altschaffenburg verfertigt ein phellogplastisches Cabinet	53. 287.
Cilly, Errichtung eines neuen Gymnasiums	56. 306.	Musée françois publié par Robillard-Peronville et Laurent, davon ist die 67. Lieferung erschienen	59. 354.
Heiligenstadt, Einführung zwey neuer Lehrer am Gymnasium — Töchter Schule	54. 290.	St. Omer, alte Drucke in der dasigen Bibliothek	55. 303.
Heimstadt, Promotionen — des künftige Schicksal der Universität ist noch unbestimmt	34. 289.	Oesterreich, Zeitungen und Journale im J. 1809	57. 316.
Island, zwey lateinische Schulen zu Skalholt und Holum	54. 296.	Panzer's Conjectur, die Jahrzahl von Chrysostomus super Ps. 50 liber primus betreffend, wird gerechtfertigt	56. 301.
Kopenhagen, Geburtstagsfeyer der Universität — neue Rectoratsinsignien — Promotion	55. 297.	Paris, zu, wird ein franz., lat. und chineesches Wörterbuch gedruckt	55. 305.
— — Jahresfeyer d. Tabulumen-Instituts	55. 298.	Parmentier lehrt aus Weintrauben Syrup und Zucker bereiten	55. 304.
— — Legat z. Ausbreitung d. christl. Lehre	55. 298.	Portalis t. Tronchet.	
Krakau, Eröffnung des Lesezimmers der Universitätsbibliothek — neue Lehrstühle für die Aesthetik	56. 306.	Rumi Antikritik gegen die Rec. seines Musenalmanachs in der Hall. A. L. Z.	57. 319.
Marburg, Promotionen, Prorektoratswechsel und Lektionskatalog — die Gerichte von der Auflösung der Universität sind ungegründet	54. 289.	Sartori giebt eine Flora von Steyermark heraus	57. 318.
Nürnberg, neue Organisation des Gymnasiums und der Realschule	55. 298.	Deffen Naturwunder des österr. Kaiserthums ist beendet	57. 318.
Paris, Bericht über die Ecole polytechnique	58. 312.	Seezen entdeckt die Ruinen einer alten Stadt Ocherrasch	55. 302.
— — Preisvertheilung in der Specialschule der schönen Künste	58. 324.	Thorwaldsen in Rom arbeitet einen Mars und Adonis	55. 302.
— — Vorlesungen am Collège de France	58. 321.	Tronchet's und Portalis Statuen sollen zu Paris im Saale des Staatsraths aufgestellt werden	57. 318.
Pesth, Rectorwahl bey der Universität	56. 305.	West in Kopenhagen verkauft seine Gemaldesammlung	55. 302.
Rostock, Promotionen, nebst Weihnachts- und Oster-Programm	59. 329.	Westphalen, Canal zwischen der Elbe u. Weser	54. 294.
Schemnitz, mit dem dasigen Gymnasium wird das neuhöher Gymnasium verbunden	56. 306.	— — — königl. Decret, die Censur betr.	58. 322.
Ungarn, neue Beyträge zur Louisen-Akademie	56. 305.	Wieseking hat die Canallinie zwischen der Elbe und Weser bestimmt	54. 291.
Wien, Gehaltserhöhung der Schullehrer	56. 305.	Wien, Vorstellung im Körnerthor-Theater zum Besten der Wittve und Kinder Schillers	57. 316.
— — Rectorwahl an der Universität	56. 306.	Wirttemberg, im Königreich, werden Bücher-Fiscals aufgestellt — ferner eine Commission, die Geometer zu prüfen	58. 317.
Vermischte Anzeigen und Nachrichten.			
Aaricos legt in Norwegen eine Buchdruckerey an	55. 303.		
Adria, bey, sollen Nachgrabungen angestellt werden	59. 334.		
Aquileja, bey, werden neue Alterthümer gefunden	59. 334.		

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 1 JUNIUS, 1809.

T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Barth: D. Christiani Theophili Ruinoel *Commentarius in libros Novi Testamenti historicos*. Volumen I. Evangelium Matthaei. VI u. 775 S. Vol. II. *Evangelia Marci et Lucas*. 1809. 711 S. gr. 8. — Auch unter dem Titel: *Evangelium Matthaei — Evangelia Marci et Lucae illustravit* etc. (5 Thlr. 4 Gr.)

Seit ohngefähr 3 Jahren haben die Freunde der biblischen Literatur zwey wichtige Commentare (von Paulus und von Thies) über die Evangelien erhalten, deren jeder seine Vorzüge hat, und die daher, je nachdem sie den Einsichten und Bedürfnissen der Leser entsprachen, mit Beyfall und Achtung aufgenommen worden sind. Dessenungeachtet glaubte Hr. K. keine überflüssige Arbeit zu unternehmen, wenn er, gleich seinen Vorgängern, die Evangelien nach den Gesetzen der grammatischen und historischen Auslegungskunst aufs neue zu erläutern versuchte, und seine Bearbeitung angehenden Theologen und solchen, denen kein großer Apparat zu Gebote steht, oder deren sonstige Geschäfte nicht erlauben, viele Bücher nachzuschlagen, zum Besten ebenfalls dem Drucke überliesse. Wirklich erwecken die Regeln, nach welchen dieser neue Commentar bearbeitet ist, ein großes Zutrauen zu dieser Arbeit, da sie ganz mit den Forderungen, die die Hermeneutik an sie machen kann und muß, übereinstimmend sind. Da es nämlich wohl nicht bezweifelt wird, daß die Schriftsteller des Neuen Testaments, ob sie gleich griechisch schrieben, dennoch häufig hebräisch gedacht haben, und mit der Übersetzung des siebenzig Dollmetscher und den Apokryphen so vertraut waren, daß man fast sagen möchte, sie haben sich diese Arbeiten zum Muster, nach dem sie ihren Styl bildeten, gewählt: so ist es sehr an seinem Orte, daß der Vf. von den Schriftstellern des Alten Testaments, der griechischen Übersetzung derselben, wie auch von den Apokryphen (über deren Gebrauch zur Erläuterung der neutestamentlichen Schreibart erst kürzlich Hr. M. J. H. Beckhaus eine besondere sehr brauchbare Schrift herausgegeben hat), nach den möglichst verschiedenen Rücksichten, fleißig Gebrauch machte, dabey aber nicht bloß die Erläuterung von Worten und Phrasen berücksichtigte, sondern vorzüglich in den Sinn derselben einzudringen und ihn sorgfältig aufzufassen, und darzustellen sich bemühte, wobey er zugleich noch auf den Zusammenhang der Stellen und auf die

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Denk- und Sprech-Weise der damaligen Zeit sein Hauptaugenmerk richtete. Nächst diesem wollte er aus der Geschichte der Hebräer, den Alterthümern dieses Volks und des Orients überhaupt, was zur Erläuterung verschiedener Stellen des N. T. und der in ihnen enthaltenen Äußerungen, Anspielungen u. s. w. dienen kann, beybringen. Auf neue Erklärungen Jagd zu machen, lag nicht in dem Plane des Vfs.; die bereits von anderen Interpreten gegebenen werden, wenn sich nichts gegen sie einwenden läßt, nicht nur beybehalten, sondern noch mit neuen Gründen unterstützt; sollte aber eine Abweichung von ihnen nothwendig werden: so werden jedesmal mit gleicher Sorgfalt die Gründe der Mißbilligung der alten, so wie die der von dem Vf. in Vorschlag gebrachten neuen Erklärung angeführt. Nur wenn es, der großen Schwierigkeit einer Stelle wegen, unumgänglich nothwendig ist, werden die verschiedenen Ansichten und Meinungen verschiedener Ausleger ausführlich angeführt. Endlich werden auch, wo es sich der Mühe lohnt, die abweichenden Lesearten berücksichtigt; bey der Beurtheilung derselben wird Griesbach zum Führer angenommen. Dieses sind im Allgemeinen die Regeln, nach denen der Vf. gearbeitet, und zugleich eine kurze Übersicht dessen, was die Leser zu erwarten berechtigt sind. Es würde sehr unbillig seyn, wenn man nicht diesem guten Willen, hinter welchem die Ausführung nur selten zurückgeblieben ist, volle Gerechtigkeit widerfahren, und dem Fleiße des Vfs. und seiner Gelehrsamkeit nicht das verdiente Lob ertheilen wollte. Rec. thut gewiss nicht zu viel, wenn er diese Bearbeitung der Evangelien (wenn die übrigen Bände, wie nicht zu zweifeln, mit gleichem Fleiße und gleicher Sorgfalt behandelt werden) mitzu den vorzüglichsten Arbeiten rechnet, die in unseren Tagen über diese wichtigen Bücher bekannt gemacht worden sind. Der Vf. hat sich durch das Studium der Alten zu dieser Arbeit gehörig vorbereitet (— was freylich von jedem Bearbeiter des N. T. mit vollem Rechte gefodert werden kann —) und auch in ihr aus der Fülle seiner Belesenheit in den Schriften der Griechen und Römer das Nützlichste und für seinen Zweck Brauchbarste auszuwählen, und, was im Allgemeinen schon ein gutes Vorurtheil gewährt, es ohne Überladung zu geben gewußt. Eben so wenig darf der Eifer, mit dem der Vf. auf Gründlichkeit hinarbeitet, und die grammatische und lexikographische Genauigkeit, die er überall zu empfehlen bemüht ist, unbemerkt gelassen werden. Kein geringes Lob verdient auch

D d d

— in unseren Tagen vorzüglich — die Bescheidenheit des Vfs., mit der er die Arbeiten seiner Vorgänger würdigt, und wenn er von ihnen abweicht, seine Gegengründe, ohne dabey die ihren sonstigen Verdiensten schuldige Achtung zu verletzen, vorträgt; so wie die Methode, bey der Aufzählung verschiedener Meinungen, dem noch unerfahrenen jungen Manne durch Winke zu Hülfe zu kommen, und ihn dadurch zur Entscheidung für die Erklärung zu stimmen, die nach der Einsicht des Vfs. noch den meisten Beyfall verdient; denn ausserdem würde eine Anzahl vorgetragener verschiedener Meinungen nur Verwirrung verursachen, und statt zu belehren, in Verlegenheit setzen. Auch darf der Reichthum der Literatur, der in diesem Buche überall angebracht ist, nicht unbeachtet gelassen werden; vorzüglich der Gebrauch, den Hr. K. von kleinen Schriften, Programmen u. s. w., die nicht in den Buchhandel und oft kaum über die Grenzen der Städte kommen, in denen sie ihr Daseyn erhalten, zu machen Gelegenheit hatte. Dadurch ist dieser Commentar ein ziemlich vollständiges Repertorium geworden, in welchem das Wichtigste und Vorzüglichste von dem enthalten und geordnet ist, was die Gelehrten der neueren und neuesten Zeit über die drey ersten Evangelien geschrieben haben. Es ist freylich nicht zu erwarten, daß der Anfänger oder überhaupt der grössere Theil der Leser, für welche Hr. K. (ein Lehrer auf einer Universität) geschrieben, die vielen Schriften, welche hier angeführt werden, besitzen, oder auch nur habhaft werden und nachschlagen kann: dessenungeachtet aber möchte der Rec. diesen Reichthum der Literatur nicht gerne missen; auch dürfte, wenn Hr. K. weniger gegeben hätte als er konnte, leicht der Fall eintreten, daß Andere seine Arbeit der Unvollständigkeit wegen in Anspruch nähmen. So aber kann nun der jüngere Interpret sehen, welche Schriften der Vf. bereits für ihn gelesen; so erfährt er auf diesem Wege, was über den befragten Gegenstand wirklich schon gedacht und geschrieben worden, und so wird er endlich auf die Stellen aufmerksam, welche er, oft von mehreren Gelehrten, in Untersuchung gezogen sieht. Kennt er auch die Männer nicht, deren Schriften angeführt werden; weiß er auch gleich nicht, welche Autorität sie in der gelehrten Welt haben, um etwa danach ihre Aussprüche zu schätzen: so hat dieses nicht nur gar nichts zu sagen; es wird vielmehr vorthellhaft für ihn seyn, denn er wird nun, vorausgesetzt daß er an Nachdenken gewöhnt ist, frey von Autoritäten, sich bloß an die Sache halten, und zur Billigung der Meinung hingezogen werden, die mit seinen Ansichten und mit seinem Interpretationsgeföhle am meisten übereinstimmt, und wird so überhaupt schon früh sich gewöhnen, auf das *quis* weniger, als auf das *quid* Rücksicht zu nehmen. Freylich, wenn es auf den Rec. ankäme, so würde dem Anfänger vorerst gar kein Commentar in die Hände gegeben; dafür würde er ihm rathen, sich, nachdem er (versteht sich) mehrere Schriftsteller der Griechen und Römer interpre-

tiren gehört, in historischen und antiquarischen Kenntnissen den nöthigen Unterricht erhalten, und die Sprachen, in welchen die Schriften des A. und N. T. abgefaßt sind, fleissig und gründlich erlernen hat, ohne einen Führer sich zu wählen, an der Interpretation eines ihm vorgeschlagenen biblischen Autors zu versuchen, seine Übersetzung und Interpretation mit den Gründen dafür niederzuschreiben und dann erst einen oder nach Belieben mehrere Commentare zu vergleichen. Für solche Anfänger der biblischen Exegese würden nun aber auch die Commentare eine andere Einrichtung, als die gewöhnliche ist, haben dürfen; es würde aus ihnen mehreres ganz wegbleiben können. So könnten z. B. grammatische, antiquarische u. dergl. Bemerkungen entweder gänzlich fehlen, oder ein bloßer Wink, ein leises Andeuten und Hinweisen auf die Grammatik, aufs Lexikon würde einem solchen Leser völlig genügen. Ein Commentar darf keine Grammatik, kein Lexikon u. s. w. seyn; während man so für alles sorgen will, erreicht man seinen Hauptzweck nur sehr unvollkommen, und (was, besonders in unseren Tagen, keine Kleinigkeit ist) erschwert dadurch auch das Ankaufen so eines Werkes, das nothwendig bändereicher werden muß, als es ausserdem nöthig seyn würde. Doch wir kehren von dieser Abschweifung zu unserem Commentar zurück, über dessen Einrichtung jedoch, da sie die ganz gewöhnliche ist, nicht viele Worte nöthig seyn werden, auch oben bereits darüber gesprochen worden ist. Wir wollen, da die Behandlung sich gleich geblieben ist, unser Augenmerk jetzt nur auf den ersten Band richten.

Voran stehen auf den 20 ersten Seiten Prolegomena in 4 §§, die Folgendes enthalten: §. 1: *De origine Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae*. Man begreift leicht, daß über diesen so wichtigen Gegenstand auf so wenigen Seiten keine tief eingehenden Untersuchungen angestellt werden konnten. Der Vf. berührt auch bloß die von verschiedenen Gelehrten darüber vorgetragenen Meinungen, und tritt zuletzt auf die Seite derer, die für ein hebräisches Urangelium stimmen. Von dem, was sich gegen diese Hypothese einwenden läßt, findet man hier nichts erwähnt. §. 2 ist überschrieben: *Το κατά Ματθαίον ευαγγέλιον*. Es wird darin vorzüglich das Wort *ευαγγέλιον* erklärt: „*proprie significat laetum nuntium quodcunque, respondet hebraico בשרא צהי nonnunquam additur בשרא*. In libris N. T. adhibetur de doctrina christiana; de praedicatione hujus doctrinae (atque *ευαγγελισται dicuntur doctores religionis*) — per metonymiam autem indicat singulas religionis christiane partes, v. c. *Commentarios de dictis, factis, et fatis Christi, et scriptores horum Commentariorum dicuntur Evangelistae*.“ Das Wort *κατά* wird sehr richtig mit dem *ὑ* auctoris der Hebräer verglichen. §. 3: *De authenticis Cap. I et II Evangelii Matthaei*. Der über diesen Gegenstand geführte Streit wird zuerst historisch erzählt: sodann werden die Gründe, welche für die Ächtheit dieser Capitel streiten (hau-

sächlich nach Griesbach) angeführt und für entscheidend erklärt. Endlich §. 4: *De Genealogia Jesu*. Die Abweichungen der beiden Genealogieen bey Mathäus und Lukas werden hier erörtert, und als Resultat steht Folgendes: *Quaecunque demum ex variis illis sententiis, quas protulerunt interpretes, admittatur, hoc certissimum est, Lucam Genealogiam in evangelio infantiae Jesu, ab ipso adhibito, repertam recepisse, quoniam, aequae ac Matthaeus, sciebat Jesum de Davidis prosapia esse, atque hanc genealogiam quoque Jesu genus a Davide repetere videbat*. Weiter also, als wir bisher waren, sind wir durch diesen § nicht gebracht worden. — Es folgt nun der Commentar selbst, der sich ununterbrochen über jedes Capitel nach der Reihe verbreitet. Rec. zweifelt nicht, daß Hr. K. diese Methode zu vertheidigen im Stande seyn werde; aber auf der anderen Seite kann er doch nicht bergen, daß es, seiner Einsicht nach, weit besser gewesen wäre, wenigstens die Abschnitte anzuzeigen, in welchen sich bey Markus und Lukas dasselbe Factum, dieselben Lehren u. s. w. auch erzählt und aufgeführt finden. Noch findet er es immer sehr richtig, was Paulus z. E. in der Vorrede zum 1 Band seines Commentars sagt: „Die meisten Stücke sind nicht ohne Vergleichung von zweyen oder dreyen dieser Evangelien historisch richtig und vollständig zu verstehen. Synoptisch und neben einander gestellt, machen sie gegenseitig meist auf einen Blick deutlich, was, wenn ihre Harmonieen, Dissonanzen und Supplemente erst nach Hinweisungen durch Verszahlen auf zwey bis drey verschiedene Columnen einer anderen Ausgabe zusammen gesucht werden sollten, weit schwerer zu umfassen seyn würde.“ Wenn nun auch dieses, nach dem Plane des Vfs., in der bemerkten Ausführlichkeit nicht hätte geschehen sollen: so hätte doch das, was Rec. so eben bemerkt hat, ganz kurz geschehen können, und würde das Ganze wohl kaum um drey gedruckte Seiten vergrößert haben, wäre auch leicht auf einem anderen Wege wieder zu ersparen gewesen. Rec. hat wenigstens ganze Abschnitte, mehr noch aber einzelne Stellen angestrichen, bey denen sich, wie er glaubt, der Vf. weit kürzer hätte fassen können. Ubrigens würde es dem Rec. auch nicht schwer fallen, mehrere Stellen anzuführen, in welchen seine Ansicht von der des Vfs. abweicht; andere, die ihm zu absprechend vorgetragen scheinen, weil sie sich auch noch anders erklären lassen u. s. w., wenn er sich nur von dem Nutzen eines bloßen Verzeichnisses derselben überzeugen könnte. Sollte er aber seine Gegenmeinung zugleich mit den nöthigen Gründen und Beweisen unterstützen: so würde er die Grenzen einer Recension gar sehr überschreiten müssen. — Zum Schlusse seiner Anzeige bemerkt er nur noch, daß Hr. K. diesen Bänden ein kurzes, aber gewiß sehr nützliches Verzeichniß der in dem Werke erklärten griechischen Wörter u. s. w. beygefügt hat. Σλρ.

EXPORT, b. Hennings: *Der Theologe, oder encyclopädische Zusammenstellung des Wissenswürdig-*

ten und Neuesten im Gebiete der theologischen Wissenschaften, für Protestanten und Katholiken. Von Johann Joachim Bellermann, Doctor der Theologie und Director der vereinigten berlinisch-cölnischen Gymnasien zu Berlin u. s. w. Dritter Theil. 1805. 230 S. Vierter Theil. 1806. 320 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Wir haben bey der Anzeige des ersten Theils dieses nützlichen Werks (Jahrg. 1804. No. 14) den Zweck desselben, welchen Hr. B. in der Vorr. zum vierten, wir wissen nicht warum, wiederholt, umständlich angegeben, die dem vorgesetzten Zwecke angemessene Einrichtung gerühmt, und nur einige Ausstellungen gegen die Wahl der Schriften gemacht, nach welchen die Fortschritte und Entdeckungen in theol. Wissenschaften dargestellt worden sind. Wir beschränken uns daher bey den beiden vorliegenden Theilen und bey den folgenden auf Angabe dessen, was man darin zu suchen hat, und fügen bloß die Erinnerung hinzu, daß die Excerpte aus manchen Schriften mit zu freygebiger Hand gemacht sind. Das gilt insbesondere von den ausführlichen Erklärungen der sämtlichen Weissagungen des N. T. Leipz. in d. Weygand. Buchh. 1803, aus welchen im zweyten Theil die Auszüge von S. 81—105, und im dritten Theil von S. 8—40 reichen. Bey solchen Werken, die keine neuen Gesichtspuncte aufstellen, in der Erklärung einzelner Stellen entweder nicht viel Eigenes, oder nicht viel Gründliches enthalten, ist es ja wohl hinlänglich, den Charakter des Ganzen anzuzeigen, und einige Proben von der Ausführung im Einzelnen zu geben. Da überdies das ganze Werk auf den Nutzen der Prediger, Candidaten und angehenden Theologen berechnet ist, welche keine Gelegenheit haben, große Werke selbst zu studiren: so sollte man weniger solche Werke excerptiren, welche ohnedies in Journalisticis herumgehen, und für jede Lesegesellschaft der Prediger und Candidaten gekauft werden, wie z. B. das angeführte Buch, das Prediger-Journal für Sachsen u. a. Wäre es nicht für die Leser dieses Werks vortheilhafter gewesen, wenn unter der Rubrik *Exegese* so manche wichtige Untersuchungen, welche in dem weitläufigen und überladenen Commentar des N. T. von Paulus angestellt sind, wenn sie auch nicht immer zu einem befriedigenden Resultate führen, dargestellt wären? Auch würde es dem Zwecke des Ganzen noch angemessener seyn, wenn zur Darstellung des Neuesten und Wissenswürdigsten in den theol. Wissenschaften nicht bloß ganze Bücher benutzt, und hin und wieder auf kritische Schriften Rücksicht genommen worden wäre, sondern wenn aus diesen die neuen Gesichtspuncte ausgehoben würden, welche bisweilen bey der Beurtheilung neuer Bücher für wichtige Theile der theol. Wissenschaften gegeben werden; die vorzüglichsten Einwendungen gegen manche kühne Behauptungen und ungründliche Untersuchungen, insbesondere die Darlegung dessen, was in einer Wissenschaft noch zu leisten, worauf die Unter-

suchung vorzüglich zu lenken sey u. s. w. Auf solche Winke und Berichtigungen, welche nicht selten beym flüchtigen Lesen gelehrter Zeitungen übersehen werden, sind angehende Theologen wiederholt aufmerksam zu machen: und es kann in großer Kürze geschehen, so daß es der obigen Erinnerung des Rec. nicht widerspricht, man solle mehr aus grösseren Werken, als aus Journalen excerptiren.

Der dritte Theil enthält 1) eine neue (sehr beschränkte, dem Ungeweihten nicht klar werdende) Ansicht der Religion als Product der Phantasie und des Gewissens; hauptsächlich nach *Stutzmann's* Einleit. in die Religionsphilosophie. 2) Fortsetz. der ausführl. Erklärung aller Weissagungen des N. T. 3) Über den Tod Jesu, aus den historischen, philosophischen und exegetischen Darstellungen der verschiedenen Gesichtspuncte, aus welchen der Tod Jesu betrachtet werden kann. Brieg, 1803. 3) Einen Auszug aus: Entstehung und Ausbildung der christl. kirchl. Gesellschaftsverfassung im römischen Staate, von D. G. I. Plank. Hannover, 1804. 4) Über Stoff und Form der Dogmatik, nach *Staudlin's* Grundrisse der Tugend und Religionslehre, 2ter Th., und über den Begriff des Protestantismus, aus der A. L. Z. 1803. No. 106. — 5) Über formale, materiale und gemischte Moralprincipien, ein gründlicher Aufsatz von D. C. Christ. Erh. Schmid, welcher sich anschliesst an die Übersicht der Moralprincipien in vorigem Theile. — 6) a) Worauf hat ein Prediger vorzüglich zu sehen, wenn er seiner Gemeinde die heilige Schrift erklären, dadurch Nutzen stiften und keine vergebliche Arbeit thun will? aus der reinen Auffassung des Urchristenthums, Leipz. 1803. (Sehr kurz, trivial und oberflächlich.) b) Welche Studien darf man von einem christl. Prediger in unseren Tagen erwarten, und welche Kenntnisse sind ihm unentbehrlich? aus *Löffler's* Magaz. f. Pred. I R. 1 St. c) Inhaltsanzeige von *Daub's* Lehrbuche der Katechetik. d) Über den öffentlichen Gottesdienst, nach *Ribbek*. e) Vorschläge zu einer besseren und zweckmässigeren Einrichtung der Bestanden; aus d. Pred. Journ. f. Sachsen. f) Wie lassen sich die kirchl. Andachten recht feyerlich machen? aus *Löffler's* Magaz. g) Über die Vorbereitung der Katechumenen, und h) über eine Ursache der Abnahme (des selteneren Besuchens) der kirchlichen Versammlungen; beide aus dem Pred. Journ. f. Sachsen. i) Wie können Prediger, wel-

che sich nicht von der Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder überzeugen können, die evangel. Wundergeschichten zweckmässig bey ihrem Unterrichte darüber benutzen? Ein guter Aufsatz, welcher von einem Mitarbeiter an dem *Theologen* herzurühren scheint. k) Veredlung des christl. Cultus durch Hülfe der Ästhetik; aus *Thomasius* über Veredlung u. s. w. 1803 (widerlegend, aber nicht umfassend). l) Umlanfschreiben des Kurfürsten von Pfalz-Lothringen an die gesammte Weltgeistlichkeit.

Vierter Theil. 1. a) Über den physikotheologischen Beweis vom Daseyn Gottes; aus *Heydenreich's* Betrachtungen über die Philosophie der natürlichen Religion. 2 Bd. verb. Aufl. 1804. b) Rechtfertigung des Glaubens aus dem System des Idealismus; aus *Wissen, Glauben und Ahnung* von *Fries*, Jena 1803. 2. a) Über Matth. 26, 28. Joh. 6, 51 und einige Stellen des Briefs an die Römer; aus den historischen Darstellungen u. s. w. Brieg, 1803. b) Auszug aus dem schriftstellerischen Charakter und Werth des Johannes; von *J. D. Schulze*. c) Errettung und Veredlung durch den Messias nach Pauli Briefen; aus der reinen Auffassung des Urchristenthums. 3) Fortsetzung des Auszugs aus dem obengenannten plankischen Werke. 4. a) der Tod Jesu als Dogma; aus der historischen Darstellung. b) Ob die Vaterliebe Gottes oder die Erlösung durch einen blutigen Mittlerod die Grundlehre Jesu sey? aus: Sammlung abweichender Vorstellungen der neuestentl. Schriftsteller über einen und denselben Gegenstand. Leipzig. 1804. c) Wie verhält sich die Lehre Jesu von der ewigen Verdammnis zur Lehre seiner Apostel hiervon? ohne Angabe der Quelle. 5) Fortsetzung des Aufsatzes: Über formale, materiale und gemischte Moralprincipien. 6. a) Probe einer muhammedanischen Katechismuserklärung. Muhammedanisch-türkisches Glaubensbekenntnis mit dem neuesten Commentar desselben; aus *Rissalei Bergmool*. Scutari. Im Jahr der Hedschra 1218, d. i. 1803. 86 S. 8. A. L. Z. 1804. No. 143. b) Zur Beförderung der Predigten nach den Grundsätzen der reinen Sittenlehre; aus dem Pred. Journ. für Sachsen. 7) Über die apostolischen Kirchengesetze, *Canones apostolici*. Ohne Angabe des Vfs.

Es sind bereits Fortsetzungen dieses Werkes erschienen, welche wir zu anderer Zeit anzeigen werden. Hf.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. *Neustadt a. d. Orla*, b. Wagner: *Pauli Apostoli Epistola ad Philippenses graece, ex recensione Græbachiana nova versione latina et annotatione perpetua illustrata a. M. I. G. Am. Ende*, Pastore et Superintendente apud Neustadenses. Editio altera. 1808. 140 S. 8. (12 Gr.) Da Rec. die erste Ausgabe nicht mit der gegenwärtigen vergleichen kann: so weist er auch nicht an, ob, und wie sich beide von einander unterscheiden. Geht man aber, daß an dieser Ausgabe weiter nichts neu seyn sollte, als das Titelblatt: so dürfte doch daraus für das Publicum wahrscheinlich kein

Nachtheil zu besorgen seyn, indem wohl schwerlich ein Besitzer der ersten Ausgabe sich die zweyte, welche keine Veränderungen verspricht, anschaffen wird; und selbst es nicht so hätte er ja das unbezweifelte Recht, die sogenannte zweyte Ausgabe sogleich zurückzugeben.

Das Buch selbst aber verdient unstreitig in die Hände aller Freunde der exegetischen Literatur zu kommen, und es ein guter Beytrag zur Erklärung eines wichtigen, nicht oben flüchtig erklärten apostolischen Briefes aufgenommen zu werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 2 J U N I U S, 1 8 0 9.

LEGISLATION UND JURISPRUDENZ IN FRANKREICH.

PARIS, b. Rondonneau u. Collin: *Supplément des codes Napoléon et de procédure civile, ou Recueil des Sénatus-consultes, des Lois, des Décrets impériaux, des Avis du Conseil d'Etat, des Circulaires et Instructions ministérielles, contenant des explications de ces deux codes, ou des moyens d'exécution des articles qui présentaient des difficultés dans leur application. Publiés depuis l'an XI. Réunis et mis en ordre par L. Rondonneau, propriétaire du dépôt des lois. Janvier 1808. 261 S. 8.*

Das *Dépôt des lois*, aus welchem diese Supplemente zu den in dem Titel genannten Gesetzbüchern hervorgingen, ist das Privatunternehmen eines thätigen Buchhändlers, des verstorbenen Baudouin, und eine sehr interessante und nützliche Anstalt. Baudouin kaufte im Jahr 1793 alle Niederlagen von gedruckten Quellen der Jurisprudenz, die sich zu Paris fanden, zusammen, und vereinigte so eine in ihrer Art einzige, vollständige Sammlung der französischen Gesetze und Rechte von dem Jahre 1200 an, die nun in ganzen Sammlungen oder im Einzelnen zu kaufen sind. Irrt aber Rec. nicht: so wurde die einzige, damals zusammengebrachte, ganz vollständige Sammlung, dergleichen selbst in den Staatsarchiven nicht zu finden war, vor einigen Jahren an die Regierung verkauft, und gegenwärtig sind nur theilweise Sammlungen zu haben. Es war aber schon vor einiger Zeit davon die Rede, daß die officielle Sammlung der Verordnungen der capetinischen Könige von Lauriere, Secouffe und Brequigny, welche unter dem Namen *Ordonnances du Louvre* bekannt ist, unter Aufsicht der Regierung ferner fortgesetzt werden soll, welches allerdings zu wünschen wäre, da der im J. 1790 erschienene 14te letzte Band dieses wichtigen Werkes nur bis zum Jahre 1460 reicht.

Mit jenen Quellenansammlungen waren auch eine Menge doctrineller juristischer Werke an Baudouin gekommen, welcher sie nun nicht allein mit in seinen Buchhandel brachte, sondern auch ein *Cabinet de lecture* eröffnete, das täglich dem Publicum offen ist, und worin sich nach der vor uns liegenden Anzeige seines Nachfolgers Rondonneau findet: 1) eine Sammlung der alten und neuen Gesetze, sowohl nach der Zeitfolge, als nach den Materien geordnet; 2) eine Sammlung von Berichten, Abstimmungen, Reden und historischen Aufsätzen aus der Revolution; 3) eine große Menge juristischer Werke; 4) *J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.*

eine Auswahl der besten Werke aus anderen Wissenschaften und der schönen Literatur; 5) eine vollständige Emigrantenliste, und 6) die vornehmsten historischen, literarischen und juristischen Zeitschriften. Es ist ferner ein *Cabinet de consultation* mit dieser Anstalt verbunden, worin täglich auf mündliche oder schriftliche Anfragen rechtliche Gutachten ertheilt werden, und endlich wurde seit dem Jahr 13 (1804) eine (nunmehr mit *Sirey's Jurisprudence de la Cour de cassation* vereinigte) juristische Zeitschrift unter dem Titel: *Correspondance du dépôt des lois* herausgegeben, wovon wir unten eine eigene Anzeige liefern.

Aber auch als Verlagshandlung hat sich diese Anstalt seit ihrer Errichtung um das französische Recht wirklich verdient gemacht. Baudouin war nach und nach *Imprimeur de l'assemblée nationale, de la convention nationale, du corps législatif* und ging als *Imprimeur du Tribunal* mit in die jetzige Regierungsform über. In seinem Verlage erschienen unter anderen die Sammlungen der Gesetze und Decrete seit 1789 bis 1799, auf welche wir ebenfalls in diesen Blättern zurückkommen werden. Wenn er durch den jetzigen Eigenthümer Rondonneau ersetzt wurde, ist dem Rec. unbekannt, indessen Rondonneau setzt die rühmlichen Bemühungen seines Vorgängers für die Cultur des französischen Rechts eifrig fort. Aber es scheint auch in Frankreich manches Unternehmen zu gedeihen, welches dießseits des Rheines schwerlich zu Stande käme. Oder welcher deutsche Buchhändler möchte es wohl in der jetzigen Zeit wagen, eine Übersetzung des ganzen justinianischen Gesetzes noch dazu in zwey Ausgaben zu gleicher Zeit drucken zu lassen, wie *Hutot* in 8 Quartbänden und 38 klein Octavbänden von den Institutionen und Pandekten geliefert, und *Tissot* von dem Codex im *rondonneau'schen* Verlage angefangen hat.

Auch das vorliegende Werk ist aus der interessanten Anstalt des *dépôt des lois* hervorgegangen, und verdient den Namen eines sehr nützlichen. Es liefert, wie schon der ausführliche Titel besagt, diejenigen Gesetze, das bürgerliche Recht und den bürgerlichen Proceß betreffend, welche nach Erscheinung der beiden Gesetzbücher gegeben wurden, und als nothwendiger Anhang derselben zu betrachten sind. Zwar werden dieselben schon durch das *Bulletin des lois* in die Hände aller öffentlichen Behörden, so wie durch den *Moniteur* zur Kenntniß eines anderen großen Theils des Publicums gebracht, werden auch in dem *dépôt des lois* auf einzelnen Blättern abgedruckt und verkauft: allein jene Sammlungen sind schon durch ihre Einrichtung zum Ge-

E s s e

brauch allzu unbequem; das *Bulletin des lois* liefert bloß den Text der Gesetze, ohne die Motifs, und das Nachkaufen einzelner Blätter hat auch seine Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten. Es war daher ein sehr natürlicher Gedanke, lieber von Zeit zu Zeit einen Supplementband zu den beiden genannten Gesetzbüchern drucken zu lassen, der sich auch im Format an die meisten Ausgaben, wenigstens an die officiellen in 4, 8 und 12 anschloß; mit dem Texte der Gesetze auch die authentischen Commentare derselben, die von den Rednern des Staatsraths dem gesetzgebenden Corps vorgetragenen Motifs, zu verbinden; auch die in dem *Bulletin des lois* nicht anzutreffenden ministeriellen Instructionen über die Anwendung mancher Gesetze hinzuzufügen.

Das vorliegende Werk ist denn der erste dieser Supplementbände zu dem bürgerlichen Gesetzbuche und der Proceßordnung. Es hält in zweyerley Rücksicht mehr, als der erste Anblick verspricht, indem *er erstens* auch diejenigen Gesetze liefert, welche vor Erscheinung jener beiden Gesetzbücher, oder mit ihnen promulgirt wurden, und mit denselben in Verbindung stehen, *zweytens* auch manche in das Staatsrecht, die Staatsverwaltung und andere Disciplinen gehörige Verordnungen mit aufgenommen hat. So wie das erste nothwendig war, so läßt sich auch gegen das zweite wenig erinnern, da die Grenzen der verschiedenen Theile der Gesetzgebung doch nie so scharf abgesteckt werden können, daß nicht auch der bloße Civilist oft die mitgetheilten Verordnungen benutzen müßte.

Die Sammlung fängt an vom 25 Ventose XI (13 May 1803), und läuft in chronologischer Ordnung fort bis zum 16 September 1807, oder bis zum Schlusse der Herbstsession des gesetzgebenden Corps von jenem Jahre. Sie enthält aus dieser Periode 17 Gesetze im eigentlichen Sinne, 23 kaiserliche Decrete, 22 Gutachten des Staatsraths, 12 ministerielle Instructionen und Circulare, meistens nur im Auszuge, und 2 Senatus-Consulte.

Freylich sind manche dieser Verordnungen von einem nur momentanen und ganz individuellen Interesse, wie die Beschlüsse der Regierung, wodurch die Prinzen Ernst und Ludwig Engelbrecht von Arenberg ihre fürstliche Würde gegen das französische Bürgerrecht vertauschten (S. 63); das kaiserliche Decret, wodurch die Ehe des Prinzen Jérôme Bonaparte, auf eine von Madame, der Mutter des Kaisers, eingelegte Protestation, weil solche ohne ihre Einwilligung und ohne öffentliches Angebot geschlossen worden, annullirt wurde; die Erhebung des Marshalls Lefebvre zum Herzog von Danzig u. s. w. Ihre Zahl ist indeß zu gering, als daß sich über ihre Aufnahme mit dem Herausgeber rechten ließe. Dagegen fehlen doch manche Gesetze und andere Verordnungen, welche als nothwendige Ergänzungen des bürgerlichen Gesetzbuchs und der Proceßordnung nicht fehlen sollten, z. B. das Gutachten des Staatsraths vom 11 Prärial XII über die Ehescheidungen der Emigranten oder Abwesenden; das Decret vom 24 Messidor XII über Leih- und Pfand-Häuser; das Decret vom 9 Brumaire XIII über die Benutzung der Gemeindegüter; das Decret vom 1 Germ. XIII

über das Eigenthum der ungedruckten Schriften eines Verstorbenen; des Staatsraths Gutachten vom 26 Fructidor XIII über die Zeit, von welcher an die zurückgekehrten amnestirten Emigranten gültige Verträge schließen können; das Decret vom 4 Ergänzungstag XIII über die Theilung der Gemeindegüter; das Gutachten des Staatsraths vom 16 Frim. XIV über die Hut und Trift; das Decret vom 10 Febr. 1806 über die Ferien der Gerichtshöfe; das Gesetz vom 23 März 1806 über die Beytreibung der Forderungen der Ammen zu Paris; das Decret vom 25 Jul., wodurch die Entfugungen des regierenden Herzogs Ludwig Prosper von Arenberg auf die Güter seiner Familie in Frankreich wieder aufgehoben wurden; das Decret vom 20 Sept. über die Errichtung einer Commission der Bittschriften an den Kaiser; das Decret vom 23 Sept. über die Atteste für diejenigen Pensionärs, welche sich nicht in den Wohnort des dazu bestellten Notars begeben können; das Decret vom 25 Nov. über das Eigenthum der Erfindungen; vornehmlich aber die Decrete vom 16 Febr. 1807 über die Sporteln der Gerichtspersonen, Advocaten und Procuratoren und deren Liquidation, welche letztere zwar manchen Ausgaben der Proceßordnung beygedruckt sind, aber doch bey den officiellen gerade vermisst werden.

Um nun von dem Inhalte dieser Nachträge zum bürgerlichen Gesetzbuche ein Wort zu sagen: so find zur Zeit sehr wenige Ergänzungen nöthig gefunden worden. Einige der hier gelieferten Verordnungen sind bloß transitorisch, und beziehen sich auf den Übergang aus dem vorigen Recht in das durch den Code Napoleon begründete, wie die Gesetze über die Adoptionen, Ehescheidungen und die Rechte der natürlichen Kinder vor Promulgation der bisher gehörigen Titel des Code Napoleon. Das in dem *Code civil* noch fehlende Gesetz vom 21 Ventose XII über die *Actes respectueux* (S. 15), ist schon in den Code Napoleon aufgenommen (Art. 152 — 157), und hätte also auch wegbleiben können; die Arbeiten des gesetzgebenden Corps vom J. 1807 beschränken sich in Ansehung des bürgerlichen Rechts bloß auf 6 Gesetze über die Hypothekenverfassung, den gesetzlichen Zinsfuß, die Verhaftung der Ausländer wegen Schulden, und die authentische Erklärung der Gesetze, welche durch den Staatsrath in Form einer administrativen (Regierungs-) Verordnung eintreten muß, sobald zwey Urtheile in einer Sache aus denselben Gründen vom Cassationsgerichte cassirt worden sind, und das dritte Urtheil dennoch wieder eben so ausfällt.

Hr. R. verspricht, alle Jahr einen ähnlichen Supplementband zu liefern, und da der von dem J. 1809 schwächer seyn würde, in einem zweyten Abschnitte eine systematische Übersicht der Bescheide, wodurch der Cassationshof und die Appellationshöfe die bestrittensten Rechtsfragen aus dem Code Napoleon, der bürgerlichen Proceßordnung und dem Handelsgesetzbuch entschieden haben würden, zu geben. Ein Versprechen, dessen Erfüllung allerdings nützlich seyn würde.

§ — d.

Paris, b. Rondonneau: Correspondance des députés des lois, sur la législation, l'administration et

la jurisprudence. An 1808. I Sem. 280 S. II Sem. 276 S. 4

Dieses Journal wurde im J. XIII (1804) im Verlage des *Dépôt des lois*, von welchem wir in vorstehender Anzeige Nachricht gegeben haben, angefangen. Die Herausgeber haben sich nicht genannt. Seit dem Julius 1807 erschienen davon monatlich 6 Stücke, jedes von einem Bogen; die vorhergegangene äußere Einrichtung ist dem Recenseaten, welcher nur den letzten Jahrgang vor sich hat, unbekannt. Nach den wiederholten Anzeigen des Verlegers aber besteht diese ältere Sammlung aus 3 Bänden in 4. Mit dem 1 Jan. 1809 hat sie abermals eine neue Einrichtung erhalten, indem sie mit der von Hn. *Sirey*, Advocaten bey dem Cassationshofe, in monatlichen Heften herausgegebenen: *Jurisprudence de la Cour de cassation ou Journal général des lois et arrêts en matière civile, criminelle et commerciale* (wovon den 1sten jedes Monats ein Heft von 10 Bogen in 4. erscheinen soll) vereinigt worden ist.

Der Zweck dieser Zeitschrift geht sowohl auf die Gesetzkunde, als auf die doctrinelle Bearbeitung des Rechts. In dem ersten Theile jedes Blattes wurde bisher unter der Rubrik: *Legislation et administration*, von den neuen Gesetzen, Decreten der Regierung, von den Gutachten des Staatsraths, so wie von den ministeriellen Instructionen Nachricht gegeben, in dem zweyten aber unter der Rubrik: *Jurisprudence*, mancherley Punkte der Theorie und Praxis bald mehr bald weniger ausführlich abgehandelt. Im Ganzen wird diese Einrichtung auch in der Zukunft beybehalten werden, und indem so die drey Seiten der Rechtswissenschaft, Gesetzkunde, Doctrin und Gerichtsbrauch, in einer Zeitschrift immer verbunden werden, muß diese an theoretischem Interesse und praktischer Wichtigkeit noch mehr gewinnen.

Davor uns liegende Jahrgang der *Correspondance du dépôt des lois* beginnt mit einer systematischen Darstellung der Fortschritte, welche die Gesetzgebung und Verwaltung des französischen Reichs unter Napoleon Bonaparte als erstem Consul und Kaiser vom 18 Brumaire VIII bis zum 1 Januar 1808 gemacht haben. Allerdings ein interessantes und reiches Thema, in flüchtigen aber sicheren Umrissen ausgeführt, welche keinen Auszug zulassen. Überall sind die Hauptverordnungen angeführt, und so kann diese Darstellung zugleich als encyclopädische Übersicht der gesamten neueren französischen Gesetzgebung betrachtet werden. Auch das Jahr 1808 bietet eine fruchtbare Erndte legislatorischer Arbeiten dar. Ein neuer Adel von Doppelter Art, als persönlicher Amtadel und als erblicher Gutsadel, wurde durch die beiden kaiserlichen Statuten vom 1 März errichtet, und durch das organische Senats Consult vom 2 Februar eine neue hohe Reichswürde, des Gouverneurs jenseits der Alpen, gestiftet; am 17 März erschien das ausführliche Decret über die Organisation der kaiserl. *Université*, wovon noch das Decret vom 17 Sept. gehört; die Organisation der Gerichte wurde durch die Errichtung eines Corps von *Juges auditeurs* bey den Appellationshöfen vermöge des kaiserl. Decrets vom 16 März, und durch das Decret vom 30 März über die Police und die Disciplin der Gerichte und Tribunale vor-

vollkommenet; die französische *Reichsbank*, welche sich immer mehr zur wahren Nationalanfalt ausbildet, erhielt durch das weidäufliche Decret vom 16 Januar ihre Statuten (gerade diese interessante Decret ist seiner Länge wegen nicht mit abgedruckt worden), und durch ein Decret vom 18 May wurden ihre Disconto-Comptoirs, die sie durch das ganze Reich in jeder bedeutenden Handelsstadt haben soll, organisiert; der *Caisse d'amortissement* wurde durch das Decret vom 11 Sept. ein bestimmter Geschäftstag vorgeschrieben (besonders ist die Bestimmung des Art. 25, daß immer zwey Jahre nach dem Schlusse der jährlichen Rechnungen alle Belege derselben verbrannt werden sollen), die wohlthätige Stiftung der *Sœurs Vatelottes*, deren Zweck die Erziehung junger Mädchen ist, wurde durch das Decret vom 3 Aug. wieder hergestellt, und ihrer Verbindung Statuten ertheilt. (Es werden nur unverheyathete Personen, keine Wittwen, darin aufgenommen; sie müssen in klösterlicher Zucht leben, können aber am Ende des Schuljahrs austreten, und behalten Eigenthum und Verwaltung ihres Vermögens. Der Centralitz ihrer Verbindung (Mutterschule) ist zu Nancy, wo eine Generaldirectrice, eine Gehülfin und eine Aufseherin der Zöglinge das General-Conseil ausmachen. Sie scheinen bestimmt, die sehr vernachlässigte weibliche Erziehung durch ganz Frankreich zu übernehmen. Pensionäre dürfen sie nicht annehmen.) Über die Abschaffung der *Bettelley* (bisher waren förmliche Pässe zum Betteln ertheilt worden) erließ am 5 Jul. ein ausführliches Decret. (In jedem Departement soll ein Armenhaus angelegt werden, auf gemeinrechtliche Kosten des öffentlichen Schatzes, des Departements und der Städte, und Jeder, der als Bettler in dem Departement betreten wird, soll ergriffen und dahin abgeliefert werden.) Die kirchliche Verfassung der *Juden* wurde durch das Decret vom 17 März regulirt, und dem Wucher, dessen sie sich hauptsächlich im Elsass schuldig gemacht hatten, durch ein anderes von eben dem Tage enge Schranken gesetzt. (In Deutschland, wo die Gleichstellung der Juden mit anderen Bürgern sehr an die Tagesordnung kommt, mag man ja diese wichtige Decret nicht aus den Augen verlieren.) Ein eignes Reglement über die *Jagd* in den kaiserl. Forsten findet sich in No. 62.

Alle diese Einrichtungen gingen als bloße Gegenstände der Verwaltung lediglich von der Regierung aus. Dem gesetzgebenden Corps wurden in seiner diesjährigen Sitzung nicht weniger wichtige Verordnungen zur Sanction vorgelegt. Durch ein Gesetz vom 3 Nov. wurde das Privilegium des Fiscus wegen der directen Abgaben bestimmt; im Gesetz vom 12 Nov. wurde der Art. 2210 des Code Napoleon abgeändert, und durch das Gesetz vom 15 Nov. der Abschätzung unbeweglicher Güter zum Behuf der von einer Eigenthums-Veränderung zu erhebenden Einschreibgebühren (die von $\frac{1}{4}$ bis zu 5 Procent steigen) genauere Regeln vorgeschrieben. Abends wichtigste Werk dieser Session war die neue *Criminal-Process-Ordnung*, *Code d'instruction criminelle*, deren Sanction jedoch in das Jahr 1809 fällt.

Dies wäre das Wichtigste aus dem legislativen Theile dieser Zeitschrift. Der doctrinelle Theil besteht

theils in Entscheidungen einzelner Rechtsfragen; theils in kleinen Abhandlungen. Die Ordnung ist, wie es wohl nicht anders seyn kann, sehr zufällig. Die Fragen werden kurz gefaßt, die Antwort mit Ja oder Nein, die Gründe eben so kurz angegeben, und mit der Entscheidung eines oder mehrerer Tribunale belegt. Es ist also mehr das *Usuelle*, was man in diesen *questionibus forensibus* findet, als eigentliche *Theorie*. Nur in Beziehung auf das *Handelsrecht* ist eine Ausnahme gemacht, indem die den *Code de commerce* betreffenden Artikel häufiger theoretische Bemerkungen enthalten, z. B. die Abhandlung über die *Schiffe*, deren Eigenthum, Verpfändung u. s. w. (welche von No. 40 an durch 12 Nrn. fortgesetzt ist); über die *Prisen* (N. 54), über die Besetzung der *Handelsgerichte* (N. 84) und deren Competenz (N. 90) u. s. w. Doch sind auch aus den übrigen Zweigen der Rechtswissenschaft einige theoretische Abhandlungen aufgenommen, z. B. über die *Policey* und ihr Ressort (N. 61), den *Appel comme d'abus* (N. 66), den Widerruf der *Testamente* durch ein zweytes, wegen Mangel der Förmlichkeit ungültiges Testament (N. 66), über die Wirkung einer nichtigen Substitution auf die Institution (N. 70), über herrenlose Güter, *épaves* (N. 76), über die Frage: ob schwangere Weiber Schulden halber verhaftet werden können (N. 93) u. s. w.

Es geht schon aus dieser oberflächlichen Anzeile hervor, daß diese Zeitschrift keine unbedeutende Materialiensammlung zur Ausbildung des französischen Rechts enthält. Sie ist, da die Entscheidungen der aufgeworfenen Fragen, wie oben bemerkt wurde, fast immer mit Bescheiden der Appellationsgerichtshöfe oder des Cassationshofes belegt werden, ein treuer Spiegel der Praxis, und liefert in der Menge von Rechtsfällen (der vor uns liegende Jahrgang enthält über 600 Entscheidungen der höheren Gerichtshöfe) einen reichhaltigen Stoff zur wissenschaftlichen Bearbeitung der neuen französischen Gesetzbücher. Für den Ausländer sind Werke dieser Art unentbehrlich, wenn er tiefer in den Geist dieser interessanten Gesetzgebung eindringen will, indem er dieselbe aus ihnen erst in ihrem eigentlichen Leben kennen lernen kann. Manche Bestimmung bekommt in der Anwendung einen ganz andern Sinn, als der todte Buchstabe zu haben scheint, wodurch sich denn mancher anscheinende Widerspruch, manche Lücke löst und ergänzt. Zugleich ist es interessant, daraus zu erfahren, welche Rechtsfragen die höheren Gerichte vorzüglich beschäftigen, und es zeigen sich dabey manche Schwierigkeiten in der Anwendung, von welchen die bloße Theorie keine Ahnung hat. So ergiebt sich unter andern, wie schwer es ist, die richtige Grenze zwischen der Anwendung der alten und neuen Gesetze zu finden, denn ein großer Theil der hier abgehandelten Rechtsfälle dreht sich lediglich um die Frage, in wie weit die zur Sprache gekommenen Rechtsverhältnisse, ob schon vor Promulgation der neuen Gesetze geknüpft, dennoch nach denselben beurtheilt werden müssen. Sonst mögen Hypotheken, Testamente, und die Verhältnisse der Eheleute die Gegenstände seyn, welche die meisten Proceßs veranlassen, nachdem durch die Abschaffung des Lehnwesens; der Hut- und Trift-Gerechtigkeiten (wenigstens größtentheils), der Bann- und Zwangs-Gerechtigkeiten, der Fi-

dalcommis, die Quellen einer großen Menge anderer Sereitigkeiten verstopft sind. Mit dem Geiste der französischen Praxis kann man nicht immer zufrieden seyn. Es fehlt nicht an geltenden Sätzen (was man *jurisprudence constante* nennt), die wohl einer Berichtigung aus höhern Standpunkten bedürften, und an, wenigstens scheinbaren, Widersprüchen dieser *jurisprudence constante*. So ist es z. B. angenommen, daß der Ehebruch durch Briefe und andere Anzeigen einer unerlaubten Leidenschaft bewiesen werden könne, und die Gerichtshöfe erkennen auf den Grund derselben die Ehescheidung (No. 45); hingegen die erwiesene Ansteckung mit einem venerischen Übel, woraus doch in der Regel ein unerlaubtes, unzuchtiger Umgang noch weit sicherer geschlossen werden kann, soll für den unschuldigen Theil, auch nicht für den Ehemann, den doch jede Untreue der Frau zur Scheidung berechtigt, kein rechtmäßiger Grund zur Ehescheidung seyn. (No. 63.) Ferner werden (No. 87) zwey Erkenntnisse angeführt, deren eines wegen Nichterfüllung eines Eheversprechens auf Entschädigung für den andern Theil (und zwar sowohl wegen gehabten Verlustes als entbehrten Gewinnes, *dommages-interêts*) erkannte, das andere die Klägerin mit einer solchen Forderung abwies. So wird (N. 92) d. Frage: Ob der aus der Emigration entspringende bürgerliche Tod dem Emigranten die Befugniß entzog, gemeinrechtliche Verträge (*tous les contrats, qui derivent du droit naturel et des gens*) mit voller rechtlicher Wirkung zu schließen? von dem Cassationshofe bejahend entschieden, und dennoch in einem andern Bescheide desselben höchsten Gerichts die Ehe eines Emigranten, die er während seiner Emigration im Auslande geschlossen hatte (wobin sich doch die Folgen des bürgerlichen Todes gar nicht erstrecken konnten, und nach dessen Gesetzen jene Ehe allein zu beurtheilen war) sogar auf seinen eigenen Antrag für nichtig erklärt. (No. 93.) Allein es geht überhaupt durch die ganze französische Gesetzgebung und Praxis eine ganz eigene Verachtung der auswärtigen Rechtsverfassungen, welche sich, wie in vielem andern, in dem Bestreben ausspricht, auswärtige Erkenntnisse, auswärts geschlossene Verträge, auswärts aufgenommene Urkunden als ungültig und nichtig zu behandeln. Belege lassen sich dazu in allen Zweigen der Gesetzgebung, wie in allen praktischen und theoretischen Schriften Frankreichs mit leichter Mühe in großer Menge sammeln. Etwas liegt offenbar in den langsamen Formen des deutschen rechtlichen Geschäftsganges (den preussisch. Civilproceß etwa ausgenommen) und der Unbehilflichkeit mancher deutscher Behörden, die sich besonders bey den häufigern Berührungen, die die letzten Kriege zwischen beiden Nationen herbeyführten, in manchem schneidendem Contraste auffallend zeigten. Aber der Hauptgrund jener Geringschätzung, die wir Deutsche mit dem Übermasse des Gegentheils zu erwidern gewohnt sind, liegt freylich tiefer; es ist aber hier der Ort nicht, dies weiter aus einander zu setzen. Es sollten in dem vorliegenden Journale auch bibliographische Notizen und Kritiken geliefert werden. Wie aber Kritik überhaupt nicht die Sache der transalpinischen Juristen heutiger Zeit ist: also beschränkt sich jener Theil auf unbedeutende Buchhändler-Ankündigungen weniger Werke.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 3 J U N I U S 1809.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Köhler: *Angiectasie, ein Beytrag zur rationellen Cur und Erkenntniß der Gefäßausdehnung*, von Carl Ferd. Gräfe, d. Arzneyk. u. W. Ar. Dr., herzogl. anhalt-bernb. Hofrath, wirkl. Leibarzt u. Vorsteher des herzogl. Hospitals zu Ballenstädt. Mit 4 Kupfert. 1808. II u. 88 S. gr. 4. (1 Rthlr. 4 gr. Auf Schweizerpap. geglätt. m. ill. K. 3 Thlr. 4 gr. Auf Schreibp. m. col. K. 2 Thlr. 12 gr. Auf Druckp. die Kupf. auf Schweizerp. 1 Thlr. 12 gr.)

Unter diesem Titel übergiebt Hr. G. dem Publicum „eine deutsche, durch manche Veränderungen und durch die hinzugekommenen Kupfertafeln vervollkommnete Ausgabe seiner im J. 1807 in Leipzig erschienenen akademischen Probefchrift: *De notione et cura angiectasios labiorum etc.*“ Den Vf. veranlaßte nämlich „die Beobachtung einer eigenthümlichen Krankheitsart“ (einer Lippengeschwulst an einem Knaben von 14 Jahren) „genauere Untersuchung derselben, und der Mangel ihrer richtigen Exposition, ja ihrer Erwähnung in den ärztlichen Schriften, Fälle derselben zu sammeln. Und da diese Affection die Lippen vorzugsweise ergreife, da sie an denselben (immer?) verkannt, von mehreren für Lippenkrebs gehalten worden sey: so beschloß er, sie an diesen Theilen mit der größten Treue und möglichsten Ausführlichkeit zu schildern, und sich die Mittheilung ihrer Erkenntniß, verbunden mit erleichterter und gewisserer Heilung durch verbesserte Bandagen, besonders zur Pflicht zu machen.“

Dafs nun der Vf. dieser Aufgabe in einem nicht geringen Grade Genüge geleistet habe, und dafs daher diese fleissig gearbeitete, und wegen der Reichhaltigkeit an Materien, keines Auszugs, fähige Schrift wirklich als ein schätzbarer Beytrag zur rationellen Erkenntniß und Behandlung der Gefäßausdehnungen angesehen werden könne: dafür glaubt Rec. den Hauptinhalt der 12 Abschnitte derselben als den kürzesten und sichersten Beweis anführen zu können.

Der erste Abschnitt enthält: anatomisch-physiologische Betrachtung der Gefäßhäute, in Bezug auf ihre Contractiv- und Expansiv-Kraft; der zweyte: dynamische Abweichungen der Contraction und Expansion der Gefäße, sichtbar im verletzten Normaldurchmesser derselben; der dritte: organische Abweichungen der Gefäße vom Normaldurchmesser; der vierte: Diagnose der Gefäßausdehnungen; der fünfte: Differenzen derselben; der sechste: Tabelle vorgekommener Angiectasieen; der siebente: Aetiologie der Gefäßaus-

dehnungen; der achte: Cur der Angiectasie im Allgemeinen; der neunte: Prognose bey Angiectasieen; der zehnte: Telangiectasie beider Lippen (die ausführliche Beschreibung jener Lippengeschwulst, der eigentlich diese Abtheilung ihr Daseyn verdankt, nebst deren Operation und Heilung, durch welche sich der Vf. zugleich als denkenden und gewandten Wunderarzt beurkundet); der elfte: Zusammenstellung einiger Telangiectasieen des Angesichtes; und der zwölfte endlich: Bandagen. Zuletzt folgt die Erklärung der Kupfertafeln. Bloß von der, vom Vf. im ersten Abschnitt geäußerten Meinung: dafs die innere (eigentlich von innen nach ausßen zweyte) faserichte Muskelhaut der Gefäße vorzugsweise von der Contractivkraft, als einer belebten (?) Kraft, beherrscht werde, die äussere Zellhaut aber, als deren Ausdehnbarkeit sich auf Elasticität (?) gründe, und folglich noch nach dem Tode fortdauern könne, als Antipode von jener auftrete, will Rec. bemerken, dafs er darin aus leicht erweislichen Gründen mit dem Vf. eben so wenig übereinstimmen könne, als in der hiersuf gebauten Erklärung der sogenannten todtten Einsaugung, dafs dieselbe nämlich „durch Erweiterung der Lymphgefäße mittelst der freyern Wirksamkeit ihrer elastischen Zellhaut, über die, ihrer Lebenskraft beraubte Faserhaut,“ vor sich gehe; wenigstens so lange nicht, als er es noch für unerwiesen achten muß, dafs mit dem Verschwinden der Lebensäußerungen in den höhern Systemen des Organismus, zugleich auch alles Leben und alle lebende Wirksamkeit in den niederen Systemen, und folglich auch in dem Lymphsysteme getilgt und erloschen sey.

Da übrigens der Vf. eine deutsche Ausgabe seiner Probefchrift liefern wollte: so hätte derselbe auch billig mehr darauf Bedacht nehmen sollen, dem deutschen Texte weniger fremde Wörter einzumischen, als wirklich geschehen ist. — So dürfte diese Schrift auch hin und wieder, durch Benutzung von Scarpa's Werk über die Pulsadergeschwülste, noch gewonnen haben. — Die von Hn. G. unternommenen Verbesserungen der, von Stükelberg beschriebenen, vereinigen Binde scheinen Rec. vollkommen zweckmässig, so, dafs er dieser verbesserten Binde durchaus vor allen bisher gebräuchlichen den Vorzug zugesteht. Die Kupfertafeln stellen das zur Sache Gehörige gut dar. — Möge es Hn. G. in seinem jetzigen Wirkungskreise nicht an Gelegenheit und Musse gebrechen, uns recht oft mit ähnlicher Ausbeute zu erfreuen!

HILDBRONHAUSEN, b. Hanisch's Wittve: *Alphons Leroy's Heilkunde für Mütter, oder Kunst Kinder zu erziehen und zu erhalten.* Aus dem Französischen mit Anmerkungen von Dr. Chr. Ph. Fischer, h. hildb. Hofrath und ersten (in) Leibarzt. 1805. XXXI u. 448 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

In diesem Buche weht ein nach Freyheit ringender Geist; aber dieser Geist ist noch unausgebildet. Heterogene Elemente durchkreuzen sich noch, ohne schon zum festen, reinen Ganzen gediehen zu seyn. Die verschiedenen Gegenstände sind mehr in abgerissenen Sätzen, in Maximen aufgestellt, deren einige große, neue, fruchtbare Gedanken, andere halb wahre Behauptungen, andere unhaltbare Paradoxieen, andere wahre Spielereyen, und noch andere alte schädliche Thorheiten enthalten. Beyspiele werden dieß erläutern. Der Vf. rath (S. 31), die Schneide der Messer und Scheeren zur Trennung der Nabelschnur, und um die Beschneidung zu verrichten, mit Öl oder Fett zu bestreichen, weil sich Rosttheilchen an der Schneide befänden, die dadurch unschädlich würden; und so solle man auch bey Operationen an älteren Personen verfahren (!) (Der Vf. konnte noch nichts von *Fauß's* Empfehlung des Öls zu dieser Absicht wissen.) — Er läßt Kälte, starke Bewegung, starkes Licht die ersten 9 Tage bey dem Kinde verneiden (!). Wenn man das Kind (S. 35) nicht durch Wickelbänder einschnürt: so verliert es kein Blut aus dem abgeschnittenen Nabelstrange, dergleichen aber sogleich selbst aus der unterbundenen Nabelschnur drang, als der Vf. die Brust eines neugeborenen Kindes mit beiden Händen drückte und so das Athemholen erschwerte (!) — Er rath (S. 37), in die unteren Theile der Brust ölige und gewürzhafte Einreibungen zu machen, um bey Neugeborenen das Einathmen zu unterstützen und zu befestigen. (Unnütze Spielerey.) Er glaubt noch (lächerlicher Weise), daß es möglich sey (S. 39), daß ein im Schafwasser eingeschlossenes Kind Geschrey von sich geben könne. — Gerechter Eifer gegen das Wickeln (S. 43), welches also auch noch in Frankreich nicht abgeschafft ist. — Je früher das Kind zum Säugen gleich nach der Geburt angelegt wird (S. 55), desto leichter bilden sich die Warzen, öffnen sich die Milchröhrmündungen, wird das Milchfieber verhindert, und das Kind durch die laxirende erste Milch vom Kindspeche befreyt (!) Nur bey altmilchigen Ammen ist etwa ein Abführungsmittel nöthig (!) — Und gleich darauf (S. 56) behauptet er, ein neugeborenes Kind brauche in 3, 4 bis 5 Tagen keine Nahrung zu bekommen, nur etwas Zuckerwasser und dann zum Abführen Rhabarberfaß. (Welche Widersprüche!) — Es sterben jährlich 25000 neugeborene Negerkinder in den französischen Kolonien durch Vernachlässigung (!) — Die Kinder sollen wohl warm bedeckt werden, aber auf einem harten Lager (S. 60) liegen (!) — Entfernung des Neugeborenen (S. 64) von starkem Lichte und Geräusche, und wohlthätige Annäherung desselben an die Atmosphäre der Mutter (!) — Aber wie übertrieben und träumerisch ist es nicht, wenn er hinzusetzt, daß, wenn die Gliedmaßen der Kinder nicht die ersten Tage durch die thierische

Wärme der Mutter erwärmt würden, sie zeitlebens über Frost klagen und immer kalte und geschwollene Glieder haben würden u. s. w. Mit Recht dagegen tadelt er die sogenannte Abhärtung der kleinen Kinder durch Kälte aus dem Beyspiele, wie die Thiermütter ihre Jungen behandeln, und durch Erfahrung; ein fast eiskalter Umschlag, auf die zu einer Geschwulst ausgedehnten Fontanelle eines n. g. Kindes gelegt, tödtete es durch Starrkrampf (S. 69). Er zieht zur Erwärmung der Kinder ein hellbrennendes Feuer (z. B. eines Kamins) der Ofenwärme vor, und glaubt, daß der wohlthätige Einfluß des Sonnenlichts dadurch nachgeahmt werde; schlafende Pflanzen würden nicht durch bloße Wärme belebt, wohl aber von vielen Lichtern. — Die Milch der Mutter (S. 74) enthalte außer den verschiedenen Nahrungsstoffen noch ein unsichtbares Element, das Lebensprincip, welches gleich entweicht, sobald die Milch mit der Luft in Berührung kömmt (!), deßhalb müsse das Kind die Milch unmittelbar aus der Brust trinken; man könne ein Kind selbst mit der Milch seiner Mutter nicht gut nähren, wenn man sie erst in ein Glas gemolken habe —; wenn es zum Saugen zu schwach sey, dürfe man nur die Milch der guten Amme aus der Brust unmittelbar in den Mund des Kindes drücken, und es erhole sich (!). Daher komme der Nachtheil von der Milch einer Amme, die sich durch Laufen erhitzt, oder sich erschrocken oder geärgert habe, in welchem ersten Falle Fieber mit Ausschlägen, und im letzteren Krämpfe und Fallsucht die gewöhnliche Folge wären; doch scheine steigender Gram der Mutter für den Säugling unter allem das tödtlichste zu seyn (!). Die neue Milch enthalte mehr Lebensprincip und die alte mehr festere Nahrungsstoffe; sie sollte daher immer dem Alter des Kindes verhältnißmäßig gewählt werden (!). — Bey einer guten Amme muß, sobald der Mund des Kindes die Brustwarze ergreift, die Milch sogleich herauspritzen, nicht erst mit Anstrengung des Kindes herausgezogen werden (!). Zu Aix starben fast alle Kinder im Findelhause innerhalb der ersten fünfzehn Monate ihres Alters, und nur dann erst ward ihre Erhaltung gesichert, als man sie, auf des Vfs. Vorschlag, an weidenden Ziegen säugen liefs (!). Die 14 bis 15000 Findlinge, die jährlich in das Findelhaus zu Paris kommen, starben bisher fast alle: nachdem aber mehrere derselben auch nur drey Monate von Ammen gesaugt wurden, wurden viele erhalten; hier müssen sie aber während des Stillens an andere Kost, vorzüglich Fleischnahrung, gewöhnt werden, doch kann man sie auch mit Milch von Kühen, welche grünes Futter und gute Weiden genießen, aufziehen, wenn sie auch nicht unmittelbar aus dem Eiter getrunken wird, weil in dieß noch ein großer Theil Lebensprincip bleibe. (S. 84. An den Ufern reissender Ströme treffe man nie den Kretinismus an; es würden tiefe, sumpfige Gebirgstäler, wo sich die Luft wie jede stillstehende Flüssigkeit decomponire, um seine Ausbreitung zu begünstigen!) Man solle mit Fleiß auf den Verstand und die Moralität der zu wählenden Amme sehen, und

der Säugling ihre Eigenschaften annehme (!). Stadtmütter können mit weit mehr Glück stillen, wenn sie sich aufs Land begeben (!!). Nicht eben fett, sondern von festem Fleische soll die Amme seyn (!). Die pflanzenfressenden Thiere (S. 99), wenn sie, wie zuweilen, ihre Nachgeburt verzehrten, verlören dadurch die Milch (??). Ammen, welche lange gestet haben, dürfen den Säugling nicht anlegen; auch sey Hunger eines der besten Mittel bey dem Entwöhnen, die Milch zu vertreiben (!!). Handarbeit befördert die Milchabsonderung (!). Sein Rath (S. 103), den Darmkanal der Ammen mit abführenden Tränkchen von Zeit zu Zeit zu reinigen, ist empirisch und verderblich. *Pinel* und *Alibert* ließen einer Amme ein abführendes Mittel in die Haut einreiben, wovon sie selbst nicht laxirte, aber das Kind bekam einen so heftigen Durchfall, daß es fast gestorben wäre (S. 104). Milch, welche einige Zeit in der Ammenbrust verweilt hat und nun herausgemolken wird, gerinnt leicht über dem Feuer, sie hat einen Theil des Lebensprinzips verloren. Rahmreiche Milch (S. 105) ins Auge getropft, verursache einiges Brennen; Milch, die kein solches Brennen verursache, sey käsereicher und nahrhafter, gebe dem Kinde mehr Faferstoff, und mache es hartleibiger. Bey 2000 Kindern (S. 107) sey kaum einmal die Operation des Zungenbandes nöthig; oft werde sie ungebührlich angewandt, nicht selten werde die Froschpulsader verletzt, und das Kind schwierig von Verblutung gerettet; auch schlage hernach die Zungenspitze sich zuweilen zurück, und das Kind ersticke sich selbst (!). Könne das Kind an einem nassgemachten Finger saugen; so sey das Zungenband natürlich beschaffen (!). Das Vorurtheil über das Anwachsen der Zunge sey in Frankreich oft so groß, daß der Vf. sich zuweilen genöthigt sah, sich anzustellen, als verrichte er die Operation, und einige Fafern zu verletzen, um zu verhindern, daß nicht ein dreister Pfscher geholt werde, der die Pulsader verletzen und das Kind umbringen könnte. Grüne Stühle wären ein Zeichen von Säure im Magen des Kindes (!); nur bey ihrer Fortdauer wären sie bedenklich. Die Schwämmchen leitet er (in den mehreren Fällen richtig) von Verderbnissen des Magens des Kindes her, aber die dagegen von ihm empfohlenen Mittel sind größtentheils unzweckmässig. Der Rath des Vfs. (S. 113), den Kindern von Zeit zu Zeit präservative Brechmittel zu geben, ist abscheulich. Eben so unbegreiflich ist es, wie er (S. 114) auf den unvernünftigen Gedanken gerathen konnte, daß die Blähungen bey Kindern durch das offene Zellgewebe strichen, und so nach dem Gehirne träten u. s. w. Die Nachtheile alter Milch und der Mehlbreye sind (S. 133) gut geschildert; statt letzterer empfiehlt er eine Abkochung von Malz mit ganz frisch gemolkener Milch gemischt. Wenn er aber wiederum (S. 141) wähnt, das Weizenmehl zu dieser Nahrung durch Rösten bis zur Gilbe gesund zu machen; so fällt er wieder in Irrthum zurück. Gegen den dritten Monat hin hält er (mit Recht) eine

Beyhülfe von Fleischbrühe, besonders von Hünern, zur Nahrung des Kindes für vortheilhaft. — Bey Abhandlung des Zahnens kommen eine Menge Thorheiten und Träume vor, z. B. durch ölichte, gewürzhafte Einreibungen in das Rückgrad würden alle Nerven gestärkt (?), — das Schenkelgelenk sey unter allen das größte, und darum wären die rothen Hinterbacken der Kinder während des Wachsthum ein Zeichen der Zahnarbeit u. s. w. Neu und wichtig dagegen ist der Satz (S. 164), daß die Ungesundheit der Städte zum Theil in der Verderbnis und Stockung der in der Luft enthaltenen Wassertheilchen zu suchen sey, und hierin ein Grund bey Entstehung der Epidemien liege. — Das Lebensprincip, welches in kalter freyer Luft enthalten ist, habe man (S. 170) mit ihrer Kälte verwechselt, und fälschlich ihre Stärkungskraft in letzterer gesucht, die doch von ersterem abzuleiten sey (!) — Einschränkung der Dienlichkeit des Kaltbadens (S. 171). Er hat die nach *Rousseau's* Methode mit Kälte erzogenen Kinder am schlimmsten von Masern leiden und häufiger sterben sehn. Auch er leitet die krummen Glieder der Kinder (fälschlich) von dem Gängeln her, als wenn nicht bey sitzenbleibenden Kindern die Füße und Arme sich nicht öfterer rhachitisch krümmten. — Das Winseln der Kinder bedeute, wie bey Thieren, oft weiter nichts, als daß sie ihre abwesende Mutter rufen; das Kind werde oft augenblicklich still, wenn es die Vermehrung seines Lebens durch die Annäherung an seine Mutter fühle (!). Wenn er alles Wiegen verwirft (S. 184): so untercheidet er das starke nachtheilige Schwanken auch älterer Kinder nicht gehörig von einem sanften Wiegen des neugeborenen Kindes zur wohlthätigen Nachahmung der schaukelnden passiven Bewegung in Mutterleibe. Spielende und kindische Einfälle wird man mehrere S. 185, 186 und selbst astrologische Thorheiten (S. 192) wahrnehmen. — Die Nähe ungesunder Personen (S. 188) ist zarten Kindern schädlich, man sollte sie bloß von ganz gefunden Personen tragen und warten lassen (!). Er will (S. 104) beobachtet haben, daß der Magnet einen großen Einfluß auf die Haut der Kinder hatte, und sie auf eine besondere Art färbte (?). Das Menschengeschlecht ist schöner, stärker, verständig, wo Überfluß an guten Nahrungsmitteln und Elementen herrscht (S. 197); Armuth verkrüppelt die Kinder (!). Die Stelle (S. 197 — 210) über Entwöhnen und über den Vorzug der Fleischkost ist voll neuer, starker und richtiger Gedanken. Neu ist der Gebrauch des Blutes von lebendigem Federvieh zur Erquickung und Stärkung ermatteter und erschöpfter Kinder (S. 217), so wie die Anwendung des ausgepressten Saftes aus halbar am Spieß gebratenen Ochsen- oder Schöpfen-Fleische, zu gleichem Behufe (S. 218). Wunderliche Hypothesen über die Atmosphären der verschiedenen Organensysteme im menschlichen Körper und über Verdauungen (S. 220 und 223). Neu und sehr wichtig sind die Wahrheiten S. 232, 233. In den arzneylischen Verordnungen zum äußeren Gebrauche (S. 235), sind Wahrheiten, Irrthümer und Spielereyen innig gepaart. Glaubt

der Vf. ernstlich, daß das flüchtige Salz aus Menschenknochen getrieben, heilsamer als das aus anderen Knochen sey? Gegründet ist die Schädlichkeit der nassen Umschläge, um kalte Geschwülste in Eiterung zu setzen; er wechselt sie (S. 237) mit warmen, trocknen Umschlägen ab, und versichert, die Absicht besser zu erreichen. An verschiedenen Stellen (S. 218, 238 u. f. w.) empfiehlt er das auch bey den Alten und noch jetzt im Orient nach warmen Bädern gebräuchliche *Massiren* (*massage*), das Drücken und Welgern der Gelenke und Glieder mit der Hand zum Behufe der Zertheilung und Stärkung (!). Wie verderblich und empirisch ist nicht sein Rath, daß Kindern wohl 10 — 12 mal des Monats Brechmittel, besonders Brechwurzel, gegeben werden müßten (S. 240)! Und eben so falsch, so empirisch und verderblich ist es, wenn er will (S. 242), daß man Kinder, welche viel Fleischspeise bekommen, öfters abführen müsse; auch fast in allen anderen Fällen empfiehlt er erschädlicher Weise öfters Abführungsmittel. Kindern, welche Anlage zum Blasenstein haben, giebt er alle Morgen eine Tasse Decoct von der inneren Lindenrinde mit 7 — 8 Gran Sedativsalz und monatlich 2 — 3 mal 3 — 4 gepülverte Jüdenkirschchen. Darauf findet man eine Menge empirischer, ohne gehörige Angabe des eigentlichen Falles angerathener Mittel, welche in einem solchen Buche viel Schaden anrichten müssen. Man findet auch (S. 247) gegen Skropheln gold- und quecksilberhaltige Schwefelleber in Pillen angeordnet. Wie ist es möglich, daß er den Kopfgrund (S. 249) für eine Reinigungskrise des Gehirns und für eine fast eben so nothwendige Ausscheidung (S. 251) als den Abgang der Überreste der Nahrungsmittel durch den Darmkanal halten kann? So sollen auch Läufe und Würmer eine Absonderung des Körpers (S. 255), ja oft die Wirkung einer heilsamen (S. 256) Krise seyn. Die abgegangenen Glieder der *tania solium* hält er (S. 257) noch immer für einzelne Kürbiskernwürmer. Aber hinwiederum ist es eine sehr nützliche Wahrheit (S. 259), daß Kinder, welche mit thierischen Nahrungsmitteln ernährt werden, am wenigsten Würmer bekommen, daß aber durch den Unrath von nicht gegohrnen Pflanzenstoffen ihre Entstehung begünstigt wird. Er hält die langsame Verengung der Pupillen, den faden riechenden Athem und den aussetzenden Puls für die besten Wurmzeichen. Er behauptet (ziemlich paradox!), die Leichenöffnungen hätten bewiesen (S. 266), daß bey dem Erbgrund das lymphatische System des Unterleibes voll kleiner drüschter Knoten und die Leber groß wäre; bey der Krätze aber finde man gewöhnlich die Lunge angegriffen, auch wohl in entzündungsartigem Zustande. Schädlich und falsch ist seine Behauptung (S. 267), daß das Aderlassen in Flechten nützlich sey. Aber wichtig ist seine Erinnerung, daß die qualvolle Behandlung des Erbgründes mit der Pechmütze oft Jahre lang dauere, und dann doch Skropheln, ein andermal eine skirröse Leber und den Tod zur Folge gehabt habe (S. 268), wiewohl seine eigene Cur nicht weniger zusammengesetzt als die der Krätze ist. Der Zahnausbruch ist ihm noch (S. 272—281) ein sehr gefürchtetes Ungeheuer; vernünftlich war er an den vielen hier davon erzählten Uebeln selbst Schuld, da er (nach S. 281) durch öftere Abführungsmittel in der ersten Kindheit gesunde Zähne erzeugen will, ein äußerst verderblicher Rath. Zum Erweise, daß man durch angemessene reichliche Nahrung die Menschen größer und schöner erziehen könne, führt der Vf. nicht uneben die Erfahrung an, er habe kleine Schoofshündchen an großen fetten Hündinnen saugen lassen, und sie wären weit größer und stärker (S. 284) als andere ihrer Art geworden. Ein Engländer (S. 285) nehme täglich 32 mal mehr Nahrung zu sich als ein Araber, und der Spanier setze sich in die Sonne, und genieße täglich nicht mehr als eine Zwiebel, oder etwas Lattich, so sehr könne das Licht die Nahrung ersetzen. Man solle für Kinder keine Nahrungsmittel wählen (S. 287), die entweder zu sehr animalisirt oder von der Animalisation allzuweit entfernt sind. Bey Kindern (S. 293) mache ein Druck aufs Gehirn Convulsionen, bey Alten bewirke er Schlag und Lähmung, wie ihn auch Versuche an Thieren erzeugt hätten. Von der Gefahr der die Kinder befallenden Convulsionen könne man durch die noch gegenwärtige Empfindlichkeit der Haut urtheilen. Am gewöhnlichsten würden die Kinder in der Nacht von Convulsionen befallen, weil dann die Vollblütigkeit im Gehirne weit größer als im Wachen sey; bey den Convulsionen sey der Kopf an der oberen Fontanelle und an der Stirne brennend heiß (!). Zu Kopenhagen (S. 296) stürben eine große Anzahl Kinder an Convulsionen, und viele bekamen Fallsucht, weil die stillenden Weiber Brantwein tranken. Vorzüglich bringe der neue Brantwein die Fallsucht hervor, wie er erfahren habe. — So wechselt mit den absurdesten Ideen ein reicher Schatz von Erfahrungen und wichtiger Gedanken in diesem Buche ab. Der Übersetzer hätte billig öfterer Zurechtweisungen anbringen sollen. Sonst ist die Übersetzung ziemlich fließend, einige Sprachfehler ausgenommen, z. B. sie bat der Könige um die Erlaubnis — Ausschlag der am Dikt beinen am stärksten ist u. f. w.

N. E. D.

NEUE AUFLAGEN.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: Drey Umstände aus dem Leben des hingerichteten Verbrechers, welche zur Lehre und Warnung dienen können. Eine Predigt, am Sonntage nach der öffentlichen Hinrichtung des unter dem Namen des großen Karl berühmten Theodor Unger, den 26 Februar 1809, gehalten von F. B. Westermeyer, Domprediger in Magdeburg. 2te Aufl. 1809. 22 S. 8. (4 Gr.)

Ulm, b. Stettin: Paulini & S. Josepho, Cler. Reg. Scho-

larum piarum Praepositi generalis, *Orationes XXIII* habet in Archigymnasio Romanae sapientiae. Praefationem de oratorio addidit Jo. Petr. Millerus, Gymnas. Ulm. Rect. Flor. et Philolog. graec. Prof. P. O. etc. Editio quinta data. 1809. XX u. 202 S. 8. (12 Gr.)

Leipzig, b. Solbrig: Nützliches und angenehmes Lesebuch für die mittlere u. wißbegierige Jugend. Von M. C. Köhne. 11. telkpf. 2te u. verb. Ausg. 1807. VI u. 370 S. 8. (1 Thlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 5 J U N I U S , 1 8 0 9 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Köhler: *Die für nöthig befundene Aufhebung der Steuerfreyheit der Rittergüter und Unterthansfröhne, unparteyisch geprüft.* 1808. 172 S. 8. (12 Gr.)

Es sind zwey höchst wichtige Fragen, mit welchen sich diese Schrift beschäftigt; Fragen, welche einen jeden verständigen und rechtlich denkenden Mann, dem sie zur Entscheidung vorgelegt werden, eben so sehr in Verlegenheit setzen, als sie von dem großen Haufen rasch, bald so, bald anders, je nachdem das Interesse es eingiebt, entschieden werden. Was die ewige, unwandelbare Gerechtigkeit, was die Vernunft, was das Beste des Staats, seiner Bürger, seiner Gewerbe fodert, spricht sich hauptsächlich in Ansehung der Steuerfreyheit der Rittergüter, — womit wir es zuvörderst allein zu thun haben — so bestimmt und so laut aus, daß darüber Niemand, der unbefangenes Sinnes ist, in Zweifel bleiben kann, daß darüber selbst diejenigen, welche ein Anderes wollen, kaum in Zweifel sind. Von der anderen Seite aber steht ein vieljähriger, vom Staate anerkannter Besitz mit jenen Forderungen im Widerspruch, und eben die ewige Gerechtigkeit, eben das Beste der Staaten und Völker, welches dort so bestimmt sich ausspricht, fodert hier zum wenigsten eben so laut und eben so dringend, daß dieser Besitz eilig und unverletzlich seyn müsse. Die Lösung der Frage ist also höchst schwierig. Sie kann in der That, ohne eine Entweihung des Heiligen, nur dann erfolgen, wenn diejenigen, für welche der Besitz erteilt, aus Achtung für die ewige Gerechtigkeit und das absolut Gute, die Lösung herbeyführen, und in Gedank dessen, daß Aufopferung eigener Vortheile, welche man nicht ohne Härte gegen Andere und ohne Bedrückung Anderer genießen kann, den jeden Mann von den gemeinen und gewöhnlichen Menschen unterscheidet, dasjenige hingeben, was ohne Entweihung des Heiligsten nicht befehlen werden kann. Wer jedoch die Menschen kennt, wem die Schwächen der Völker nicht fremd sind, wird werlich, selbst nach dem großen Beispiele jener bewundernswürdigen Nacht in Frankreich, hoffen können, daß die Stimme der Wahrheit, die Macht belehrenden und schreckender Beispiele stark genug seyn werde, um Verhältnisse und Einrichtungen aufzuheben, welche einer angesehenen Classe von Staatsbürgern Vortheile und Vorzüge mannichfaltiger

A. L. Z. 1809. Zweyter Band,

Art gewähren. Dazu, — dieses scheint dem Rec. jeder eine eben so traurige als ausgemachte Wahrheit zu seyn — wird eine mächtigere Hand erfordert. Es muß durchgegriffen werden, oder es wird ewig bleiben wie es ist, und höchstens wird die Form sich ändern, und es wird nicht schlimmer werden. Es tritt also offenbar ein Collisionsfall ein, und alles kommt darauf an, welches Recht stärker und heiliger seyn müsse, das bestehende neuere oder das verdrängte ewige Recht, der Vortheil Einzelner oder der Vortheil des Ganzen? Rec. würde, wenn ihm diese Frage vor etwa 25 Jahren vorgelegt worden wäre, höchst wahrscheinlich keinen Anstand gefunden haben, sich für das Bestehende zu erklären. Denn — vieler anderer sehr erheblicher Gründe nicht zu gedenken, — wenn Ordnung und Zutrauen unter den Menschen bestehen soll: so muß das heiligere seyn, was einmal zugesagt und garantirt worden ist, als was hätte zugesagt und garantirt werden sollen. Ganz anders dürfte aber selbst dem erklärtesten Feinde alles Gewaltfamen und alles Widerrechtlichen die Sache jetzt erscheinen. Von der Vergangenheit sind die Verhältnisse, von denen hier die Rede ist, auf uns gekommen, in ihr haben sie ihren Grund. Nun sind aber so viele Fäden, durch welche die Gegenwart mit der Vergangenheit ehemals verbunden war, zerrissen, und nicht bloß ein allmächtiges, wohlthätiges, allgemein wirkendes Fortschreiten, sondern die Willkühr, die Gewalt, die Weisheit hat sie hie und da zerrissen. Eine ganz neue Welt, im schwachen Zusammenhange mit der vergangenen, fängt an sich zu bilden. Was man sonst durch einen im Mittelalter niedergeschriebenen Buchstaben, durch eine von gelehrten Männern aufgefundene historische Wahrheit, vertheidigen und erschützen konnte, das kann jetzt gar nicht mehr, oder nur durch Gründe, welche der Vernunft — der menschlichen — einleuchten, aufrecht erhalten, oder muß gar als Gnade erfliehen werden. Die Weisheit — leider auch nur die menschliche — entscheidet und regiert rasch, vielleicht mehr als gerade nothwendig, und wie Tadler wollen, als gut ist, wo sonst die Geschichte, die Erfahrung, das Recht, bedächtlich, aber sicher und beruhigend entschied und regierte. Der Staat ist ganz etwas anderes, viel ernsteres geworden, als er sonst war, und wir alle sind mit unserer und unserer Kinder Persönlichkeit, mit unserem Eigenthum in ein ganz anderes Verhältniß zu demselben getreten, als unsere Väter. Was sonst Ausnahme war, fängt jetzt an Regel zu werden. Wer sonst schützte,

Ggg

mufs jetzt geschützt werden, und einen Schutz, wie ihn ehemals jeder deutsche Mann gegen jeden deutschen Mann finden konnte, giebt es gar nicht mehr. Eine neue Meinung hat sich gebildet; Beyspiele, zwar nie vermögend, das Unrecht zum Recht, den Trug und die Unwahrheit zur Wahrheit zu machen, aber mächtig genug, um zur Nachahmung zu reizen, zu zwingen, haben ihr eine noch grössere Kraft gegeben. Endlich haben schon frühere Zeiten Bedürfnisse herbeygeführt, von welchen man in jenen einfachen Zeiten, als sich Steuerpflichtigkeit und Steuerfreyheit bildeten, nichts wufste, nichts ahndete. Und nun die neueste Zeit! Welch einen Aufwand hat sie veranlasst! Wie hat sie allenthalben den weislich gesammelten Sparspfennig hervorgeholt! Wie hat sie, so weit wir sehen können, die Länder in Schulden gestürzt! Wie hat sie neue, den Deutschen bisher ganz unbekannte Auflagen nöthig gemacht! Wie hat sie den Privatwohlstand des Landmanns sowohl als des Städters erschüttert! Welche tiefe, vielleicht unheilbare Wunden hat sie den bürgerlichen Gewerben geschlagen! Wie hat sie, auf eine unbegreifliche, empörende Weise einen nie gesehenen Luxus, gleichsam zum Hohn der Armuth, einreissen lassen! Wer hat, wenn von einer Verschuldung dabey die Rede seyn soll, die Verschuldung zu tragen? Wie wird sie — doch das, was bereits geschehen ist, reicht mehr als hin, um einen Jeden, der da sehen will, zu überzeugen, dafs auf dem gewöhnlichen Wege nicht fortgegangen werden kann, dafs das Gelübde, die linke Hand nicht gebrauchen, sondern alles mit der rechten verrichten zu wollen — an sich ein thörichtes Gelübde — jetzt, ohne die Menschheit zu beleidigen, nicht mehr gehalten werden kann.

Unser Vf., welcher, wo es auf landwirthschaftliche Erfahrung ankommt, sehr verständig spricht und urtheilt, hingegen von der schriftstellerischen Kunst und einer wissenschaftlichen Entwicklung der Ideen nicht viel versteht, entscheidet beide Fragen in dem Geiste der neuesten Zeit. Jetzt, und wer stimmt mit ihm darin nicht überein, meint er, sey die gelegenste Zeit zu Reformen, zur Begründung eines Zustandes, dafs nie eine Reform wieder gewünscht werden könne. — Dies möchte doch wohl zu viel erwartet heifsen. — Er verkennt die Schwierigkeiten nicht, welche bisher und immer noch einer Veränderung da entgegen stehen, wo der Adel einen grossen Antheil an den Mafsregeln der höchsten Gewalt hat, und wo der redliche Fürst, durch Verfassung und Grundgesetze gebunden, den besseren Einsichten und der Wahrheit, nicht ohne Verletzung seines Worts, Gehör zu geben im Stande ist. Auch löset er diese Schwierigkeit nicht genug. Denn wenn es gleich richtig ist, dafs die Unterthanen aus dem Bauer- und Bürger-Stande nie zu einer freyen Stimme gelassen wurden: so erklärt dieses zwar wohl die Erscheinung, allein es hebt die Schwierigkeit nicht. Unweise und selbst ungerecht mag eine Capitulation des Fürsten mit einer Classe von Unterthanen, wodurch die anderen Classen und das Wohl des Ganzen beeinträchtigt werden, immerhin heifsen: allein für

nichtig, für unverbindlich kann man sie doch geradezu nicht erklären. Sind doch die übrigen Unterthanen unter den Bedingungen, unter den Umständen, wie sie sind, einmal in den Staat getreten, und aufgenommen, und haben sie doch kein vollkommenes Recht zu einer Verbesserung ihres Zustandes, auf Kosten anderer Mitbürger.

Wie der Adel in den ältesten Zeiten die einzige Stütze des Staats, ja vielmehr, wie er allein den Staat bildete, wie ihm, der Gut und Blut gewagt hatte und wagen mufste, das, was erobert oder was erhalten war, zum Lohn, zur Aufmunterung zugetheilt wurde; wie er im Frieden, wie im Kampf, der einzige Genosse des Fürsten war, wird vom Vf. nicht unbeachtet gelassen. Aber vergessen wird auch nicht, wie er in der Folge der Zeit nicht einziger Vertheidiger des Vaterlandes durch Gut und Blut blieb; wie durch Entstehung der Städte, durch Bildung eines neuen kraftvollen Standes, durch die grofse Vermehrung der Classe von Menschen, welche keinen Ackerbau trieb, gleichwohl die Producte desselben nicht entbehren konnte, der Stand ganz neue Bestandtheile bekam, die Lage und das Gewerbe des Edelmanns — Güterbesitzers — einen ganz neuen Charakter annahm; wie er nicht mehr, gleich einem Magnaten in einigen Gegenden Rußlands und Ungarns, ein Producent für den eigenen reichlichen Bedarf blieb, sondern ein Producent für den nächsten Marktort, für den Welthandel ward. Die Folgen davon blieben nicht aus, blieben von dem Adel nicht unbenutzt. Genufs ward ihm lieber als Strapaze. Auch die stehenden Armeen änderten vieles. Man foderte den Edelmann nicht mehr. Man war zufrieden, wenn er seine Bauern hergab. Er selbst diente zwar, aber gegen Sold, und nur in den obersten Stellen. Auch sein Gut gab er nicht mehr. Wenn der Fürst, wie sonst, an ihn sich wandte, um Beyträge für seine Bedürfnisse zu haben: so legte er seinen Bauern auf, was er dem Fürsten bewilligte, wies ihn auch wohl an den Städter, und half ihm patriotisch, um die Städter, diese sparsame, fleissige, und darum wohlhabende Menschenclasse zu reichlichen Beyträgen zu nothigen, wenn sie nicht durch Überredung und durch Vorstellung des Nothstandes, oder durch Ertheilung eines Privilegiums, zu einer reichen Spende und zu einer großmüthigen Generosität zu bringen waren. Freyherr ward und hiefs nun der, so vorher die Lasten trug. Aber selbst nicht damit zufrieden, gönnte er dem Belästigten die Vortheile nicht, welche ihm sein Gewerbe gewährte; er fing an, bürgerliches Gewerbe zu treiben, und der Flor der Städte ging allgemach zu Grunde. Es fehlte nicht an Klagen der Städte, es fehlte an kräftiger Hülfe — und die Weisheit der neueren Zeit, möchte Rec. hinsetzen, hat mit gutem Grunde so manches Privilegium, so manche Einrichtung, welche dem Flor der Städte, dem Gewerbe des Bürgers ersprießlich war, als engherzig, als dem Wohl des Ganzen zuwider, als den freyen Gebrauch der Kräfte der übrigen Staatsbürger einschränkend, aufgehoben und geändert. Sollte aber die Weisheit nicht anderswo dasselbe des-

fen, was sie hier gedurft hat? — Dieß Hervortreten des Adels zeigte sich auch im Dienst; überall suchte, überall erhielt er die ersten Stellen. Und auch an diesem Platze vergaß er sich, seine Familie, seine Güter nicht. Obgleich selbst nichts mehr gebend, wurde er zu Rathe gezogen, wenn der Staat Bedürfnisse hatte. Man gab ihm Auslösung aus einer Casse, wozu nur Bürger und Bauer steuerte. Auch hier wieder überfah er seinen Vortheil nicht, wie die Landtags-Acten zeigen. Vermöge der Landstandtschaft ward er Mitregent des Landes, und immer mehr wurde es ein sanctionirtes Recht, von allen Gaben frey zu seyn; nur zu genießen, nichts zu leisten. Nichts, was seinem Interesse zuwiderlief, ward bewilligt; weniger schwierig war man, etwas zu bewilligen, was von dem Bauer, noch weniger, was von dem Bürger gefodert wurde. — Patriotisch freygebig hieß daher die Ritterschaft, wenn sie große Summen bewilligte, welche andere bezahlen mußten; und durch glänzende Feste und schwelgerische Gelage wurde der edle Stand belohnt, der so willig den Schweiss seiner Mitbürger hergab, die sich am Brode entziehen mußten, was man während des Landtags verzehrte. Es fehlte nicht an Klagen und Beschwerden des überladenen Bauern- und Bürgerstandes: aber selten fruchteten sie etwas anders, als den Adel hier vorsichtiger, dort kühner zu machen. Oft machte auch ein Privilegium allem Streit ein Ende; einem Streite, welcher mit höchst ungleichen Waffen geführt werden mußte, weil alles, was mächtig wirken kann, auf Einer Seite stand. Die Richter, wenigstens die ersten unter ihnen, waren alle oder meist alle von dem Stande, gegen den es galt. Auf sie wirkte, selbst bey dem besten Willen, alles, was Gewohnheit, Erziehung, eigenes Interesse zu wirken vermag. Männer und Weiber stürmten auf sie ein. Wie nun, wenn der Wille nicht der beste war? Der Adel ward allmächtig; von ihm hing das Glück eines Jeden ab: wer hätte es mit ihm verderben wollen? Was bloß für seine Person galt, galt bald auch für seine Knechte, für sein Vieh — adeliches Vieh paßirt Wege und Stege, welche der Bauer erhalten muß, zollfrey. So entstand dieses ungleiche Verhältniß, und dessen Folge, ein schlechtes Steuer-system. — Wie war dieses auch anders möglich, da man bey einer neuen Auflage, die oh nöthig machte, nie zu fragen pflegte, ob sie dem Wohl des Ganzen angemessen, und an und für sich zweckmäßig sey, sondern vor allen Dingen oder lein nur darauf sahe, ob sie mit der Steuerfreyheit des Adels bestehen könne, oder ob nicht dadurch auf irgend eine Weise der Stand der Exemten zur Mitherrschaft komme. Nicht selten wurden daher, unter den wichtigsten Vorwänden, die zweckmäßigsten Steuervorschläge verworfen. Nicht selten wurden die allerunzweckmäßigsten Steuern ausgesprochen, oder zweckmäßige Vorschläge durch Modificationen und Exemtionen verunstaltet, und die Sache geleitet, daß der Edelmann, statt beyzutragen, noch bey gewann. Denn sollte z. B. die den Rittergütern hie und da zustehende Freyheit von Trank-,

Fleisch-, Brodkorn-Steuern u. s. w. den Besitzern derselben bloß dadurch genützt haben, daß sie bey ihren schwelgerischen Gelagen auf ihrem Gute das Fleisch und Brod wohlfeiler assen, und den Wein, Bier und Brandewein wohlfeiler tranken, als der arme Tagelöhner bey seinem kargen Mahle? Sollte der Eigennutz oder das irrende Gewissen dem Vorrechte nicht hie und da eine Ausdehnung gegeben, und selbst es so weit getrieben haben, daß man von anderen erhob, was man selbst nicht gab? Die Schwierigkeiten, dergleichen Mißbräuche zu verhüten, welche nach der gemeinen Ansicht von vielen nicht einmal für das, was sie sind, sondern für eine ganz natürliche Folge und für Bestandtheile ihres Rechts gehalten werden, geben noch einen Grund mehr gegen dergleichen Exemtionen ab, die unfreistig mehr ihren Grund darin haben, daß die Edelleute es waren, welche die Steuern bewilligten, als sie in den ursprünglichen Gerechtsamen der Rittergüter gegründet sind.

Bey Beantwortung der Frage, ob dieses so bleiben solle, so bleiben dürfe, wird es dem Vf. leicht zu zeigen, daß die Rittergüter, als eine der vortheilhaftesten Gewerbsphären — wie er es nennt — welche nicht nur durch keines der Hindernisse gedrückt werden, die den zins- und reihepflichtigen Bauerhof drücken, sondern welche im Gegentheile auf gar mannichfaltige Weise den Bauern und dessen Gewerbe, wie auch die Gewerbe der Städte, drückten, ohne Unbilligkeit, nicht ferner von den Lasten des Staats ausgenommen bleiben dürften. Unvollständiger und weniger befriedigend ist das, wodurch er die positive Rechtlichkeit einer Entziehung dieser Freyheiten darzuthun sucht, und dargethan zu haben vermeint. Mit dem ersten Einwand gegen eine Vernichtung dieser Vorrechte, daß sie nützlich als eine Belohnung dafür anzusehen wären, daß die Rittergutsbesitzer Mitregenten seyen, läßt sich noch wohl fertig werden. Denn wahr ist wohl, daß es mit dieser Mitregentschaft schon lange eigen ausgefallen hat, wenn man auch nicht mit dem Vf. ganz einverstanden ist, wenn er behauptet, daß sie mehr schade, als sie nütze. Denn es läßt sich doch nichts leugnen, daß sie sehr nützlich seyn könne. Theuer ist sie freylich, und gelegnet kann nicht werden, daß bisher diese Mitregentschaft viele üble Folgen gehabt, und keinem so viel genützt hat, als dem Stande der Mitregenten selbst. Eben so ist es von keiner besonderen Erheblichkeit, wenn man den Adel als eine Stütze des Landes, die den Credit aufrecht erhalte; ansehen will; denn die Erfahrung lehrt genugsam, wie es damit aussieht. Wichtiger und schwerer aus dem Wege zu räumen hingegen ist, daß es Gerechtsame sind, welche sich im grauen Alterthum gebildet haben, und durch neuere wiederholte Bestätigungen befestiget sind. Denn wenn es auch wahr ist, daß die Übermacht an dieser Ausbildung, an dieser Bestätigung vielen Antheil hat; wenn es auch völlig gegründet ist, daß die übrigen Stände sich nicht durch Unterstützung, durch Aufopferungen des Adels emporgearbeitet haben, mithin dem

Adel nichts, ihrem Fleisse und ihrer Industrie alles zu verdanken haben: so hebt es doch die Zweifel nicht. Immer wird man in eine Collision gerathen, und in dem Nothstande eine Entschuldigung für das finden müssen, was ohne einen Eingriff in das Bestehende nicht abgeändert werden kann. Aber eben darum sollte man auch hier stufenweise zu Werke gehen. Man sollte zuerst und sogleich die Exemtionen von solchen Steuern und Anlagen aufheben, welche zu bestimmten allgemein nützlichen Zwecken der Landespolicey, z. B. zur Erhaltung der Zucht- und Armen-Häuser, der Wege, der öffentlichen Sicherheit u. s. w., ganz namentlich bestimmt sind. Eine Befreyung von diesen, wie von anderen Policey-anstalten, z. B. von der Theilnahme an Brand-Assecurationsanstalten, wenn solche für die übrigen Unterthanen eine Zwangsanstalt sind, von den Verboten, Brantwein zu brennen u. s. w., sind schmerzende Ungerechtigkeiten und höchst ungereimt. Sodann könnte ein Gleiches in Ansehung aller persönlichen und indirecten Abgaben, des Licents, der Accise, der Tranksteuer, oder wie sie heißen mögen, geschehen. Denn auch diese haben keinen haltbaren Grund, und sind etwas, was mit dem Besitze von Rittergütern in keinem unmittelbaren und sicheren Verhältniss steht, indem der Besitzer des kleinsten Ritterguts, der auf demselben mit einer grossen Familie lebt, und viele steuerbare Länderey daneben benutzt, oder vielen Wein u. s. w. trinkt, davon grossen Nutzen hat; dagegen der Besitzer eines grossen Gutes, welcher in einer entfernten Stadt oder gar im Auslande lebt, und seine Ländereyen vereinzelt hat, gar keinen Gewinn davon zieht. Ohnehin kennt das Alterthum eine dingliche und persönliche Befreyung zugleich gar nicht. Zuletzt müste die Reihe an die Grundsteuern kommen. Die Befreyung von diesen hat offenbar am meisten für sich. Besonders auffallend ist dieses, wenn die Besitzer der Rittergüter selbige erst vor Kurzem unter der Garantie des Staats erworben haben. Die Härte, welche darin liegt, diesen auf einmal eine Steuer aufzulegen, welche einen beträchtlichen Theil des Einkommens ihres, oftmals mit fremdem Gelde erkauften Gutes hinwegnimmt, ist zu einleuchtend, für den Wohlstand manches ehrlichen Mannes und für den allgemeinen Credit zu nachtheilig, als das sie durch den an sich wahren Satz sollte aus dem Wege geräumt werden können, das die Rittergüter, ihrer ursprünglichen Bestimmung gemäß, nicht zum Verkaufen er-

theilt worden wären. Vielleicht wäre es daher keine Unbilligkeit, wenn man bey Aufhebung der Steuern unter solchen neuen Aquirenten und älteren Inhabern einen Unterschied machte, indem jene eine ausdrücklichere Garantie des Staats, welcher ihren Kauf genehmigte, oftmals selbst der Verkäufer war, für sich haben, als diese, und weil sie noch nicht durch einen vieljährigen vortheilhaften Besitz wegen des Aufwandes entschädiget sind, durch welchen vielleicht die erste Erwerbung einer Exemption erkaufte seyn mag.

Über die Entstehung der Frohnen, über die Nachtheile derselben, welche in eben dem Grade zunehmen, als der Bauer sich veredelt, den Werth der Arbeit und den Werth der Zeit mehr zu schätzen weifs, je mehr er den Grund derselben vergiftet, und nur das Lästige davon fühlt, sagt unser Vf. viel Gutes, aber wenig Neues. Verständige Landwirthe und Güterbesitzer sind meist allenthalben von den wenigen Vortheilen überzeugt, welche Frohnen für sie, im Verhältniss gegen die Nachtheile, welche sie für die Bauern haben, gewähren, und es liegt vielleicht eben so oft an den Bauern, als an dem Gutsbesitzer, wenn sie noch vorhanden sind. Doch ist es auch, nach des Rec. Erfahrung, richtig, das die Bauern; welche einmal von den Frohnen, vermöge eines temporären Contracts gegen ein Frohgeld, frey sind, höchst selten oder nie zu denselben zurückkehren wollen, vielmehr ihren Herren es Dank wissen, das sie ihnen die Freyheit ferner lassen. Auch eine andere Bemerkung des Vfs., das nämlich der Bauer, so misstrauisch und wenig zuvorkommend er ist, und so schwer es daher oft hält, ihm etwas, was ihm wahrhaft gut und nützlich ist, aufzudrängen, dagegen auch höchst erkenntlich und dankbar wird, wenn er sich endlich überzeugt, das man es wirklich gut mit ihm meine, und wenn er durch Erfahrung eingesehen hat, das eine neue Einrichtung ihm wohlthätig sey, hat Rec. zu machen Gelegenheit gehabt. Darin unterscheidet sich der Bauernstand wesentlich auf eine höchst vortheilhafte Weise von den höheren Ständen. Wer hat es nicht erfahren, wie die Grossen, wenn sie eines Menschen bedürfen, sich herablassen, dringend und freundschaftlich werden, und wie bald sie hinterher dasjenige und denjenigen vergessen, dem sie vorher ewige Erkenntlichkeit versprochen!

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

GESCHICHTE. Magdeburg, b. Heinrichshofen; Darstellungen aus der Geschichte des dreissigjährigen Krieges. Von J. C. A. Rese. Erstes Bändchen. IV u. 174 S. 8. (16 Gr.) Durch solche einzelne Darstellungen wichtiger Begebenheiten gewinnt die Gründlichkeit der Geschichte ungemein, und angehenden Geschichtschreibern ist es sehr zu rathen, solche Gegenstände für ihren Fleiss zu wählen. Sie liefern treffliche Vorarbeiten für allgemeinere Werke. Die Geschichte des dreissigjährigen Krieges hat so manche noch nicht genug aufgeklärte Parthie. Hr. A. hat die Eroberung von Magdeburg, die Schlacht bey Leipzig, und Wallensteins erste Belagerung von Stralsund, zu einer sorgfältigen Bearbeitung gewählt. Er schrieb sie für ein Journal, und die Geschichte der magdeburgischen Belagerung ist ein gedrängter Auszug eines

weiläufigeren Gemaldes dieser Begebenheit, das zu gleicher Zeit erscheint. Da der Vf. seine Quellen nicht angegeben hat, so kann man über die treue Benützung derselben nicht urtheilen. Übrigens enthält schon diese Erzählung manchen weniger bekannten Umstand, und sie muß für die Beweise Magdeburgs besonders sehr unterhaltend seyn. Die Schilderung der auf die Eroberung folgenden Gräuelt hat zu sehr einander gezogen. Der rasche Pappenheim, dessen Sturm auf die Stadt eigentlich nach sich zog, war auch derselbe, der die Schlacht bey Leipzig veranstaltete. Die Beschreibung derselben ist sehr anziehend. Auch der letzte Aufsat: Wallenstein vor Stralsund, enthält manches weniger Bekannte, erzählt. Mit Recht können wir also dem Vf. aufbieten, auf der betretenen Laufbahn weiter fortzuschreiten. Jg

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 J U N I U S , 1 8 0 9 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LEIPZIG, b. Köhler: *Die für nöthig befundene Aufhebung der Steuerfreyheit der Rittergüter und Unterthansfröhne, unparteyisch geprüft u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Nachtheile der Frohnen sind eben so viel Gründe für deren Aufhebung. Wenn es aber auch wahr ist, daß der Bauer von seinem Gutsherrn nicht mehr den Schutz erhalten kann, den er in älteren Zeiten von ihm erhielt, und wenn auch ein solcher Schutz nicht mehr so nothwendig und nicht mehr so viel werth seyn mag als vormalis: so ist es doch wohl irrig, wenn der Vf. glaubt, daß der Bauer jetzt mehr als Anfangs leiste. Denn schwerlich würde bey dem jetzigen Werth der liegenden Gründe jemand seine Grundstücke um den Preis und gegen die Leistungen weggeben, gegen welche sie der Bauer meist allenthalben inne hat. Auch wird der grössere Vortheil, welchen der Edelmann von seinem Ackerbau, auf dem keine Lasten ruhen, genießt, gegen den Vortheil des Bauern, welcher so vieles abzuziehen hat, ehe ein reiner Gewinn übrig ist, einigermassen dadurch wieder ausgeglichen und weniger beträchtlich, weil der Ankaufspreis oder das Capital, welches der Edelmann in seinem Gewerbe hat, weit beträchtlicher ist. Und wenn der Kaufpreis der Rittergüter oft nicht in einem solchen Verhältniß höher ist, als man erwarten sollte: so ist das eines Theils eine Folge der grossen Concurrnz, welche jederzeit bey kleinen Gütern Statt findet, anderen Theils rührt dieses daher, weil die Verwaltung und Bearbeitung eines Bauerguts manchen Aufwand anderer Art weniger erfordert, als die eines Ritterguts. Der Bauer ist Herr, Verwalter, Knecht, Tagelöhner, alles in eigener Person, und verdient alles, was diese verdienen. Die Aufhebung der Frohne durch gebietende Staatsanordnungen ist dem Rec., auch bey der jetzigen Lage der Dinge, immer eine bedenkliche Sache. Das Recht, sie zu fodern, und die Verpflichtung, sie zu leisten, gehört zu sehr zu den Privatverhältnissen; das erste ist zu sehr ein Stück des Eigenthums der Berechtigten, als daß jemand, dessen Verstande und Gefühle es lebhaft vorschwebt, daß Schutz des Eigenthums erster Zweck und erste Pflicht des Staats ist, zu einer gewaltthätigen Massregel hierin rathen könnte. Mag es daher immerhin wahr seyn, daß der Staat, daß das Ganze dabey interessiert ist, daß der Ackerbau besser betrieben, daß auf den Ritter-

gütern durch bessere Bearbeitung mit eigenen Leuten und eigenem Geschirre mehr gewonnen werde, daß nicht so manche menschliche Kraft verloren gehe, — wie z. B. geschieht, wenn ein eigner Bote zur Frohne einen tagelangen Weg mache, um der Herrschaft 1 Gr. Porto zu ersparen: — so dürfte dieses doch den Staat zu mehr nicht berechtigen, als zu einer lebhaften Äußerung des Wunsches, zu einer Erleichterung des Geschäfts der Abänderung, nicht aber zu einem Gebote, selbst nicht zu einem Gebote der Aufhebung gegen eine nicht unangemessene Entschädigung. Gegenseitige Einwilligung muß nach des Rec. Dafürhalten eine Bedingung der Änderung bleiben. Gehen wir weiter, und heiligt man den Grundsatz, daß der Staat Verhältnisse und Benutzungsarten, die dem gemeinen Wesen nicht geradezu gefährlich und positiv schädlich sind, abändern könne: dann werden wir keines Verhältnisses, keiner Benutzungsart unseres Eigenthums sicher seyn, und bald wird man den Einen zwingen, einen Platz, der unter seinen Händen wenig einträgt, seinem Nachbar, der viel daraus produciren kann, abzugeben, bald einem Anderen aufgeben, seinen Park und eine sonstige große Anlage in Ackerland zu verwandeln, weil es dem Ganzen ja auch vortheilhafter ist, daß da Korn wächst, wo man jetzt lustwandelt. Es läßt sich auch keineswegs von dem Rechte des Staats, die Steuerfreyheit aufzuheben, auf das Recht desselben, mit den Frohnen eine Änderung zu treffen, eine Folge ziehen. Denn betrachtet man das ganze Steuerwesen als einen Gegenstand der Staatsverwaltung: so kann man doch nicht leugnen, daß der Natur der Sache nach mit demselben von Zeit zu Zeit Veränderungen vorgenommen werden müssen, daß daher die ewige Dauer einer Einrichtung, die dem Einen oder dem Anderen vortheilhaft ist, eben so wenig erwartet werden könne, als ein Satz des Privatrechts, der einer Classe von Staatsbürgern vortheilhaft ist, auf ewige Dauer Anspruch machen kann. Betrachtet man hingegen die Steuerfreyheit als einen Theil des Eigenthums, wie man das jetzt allerdings kann: so tritt dabey doch der Umstand ein, daß diese Ansicht der wahren Natur der Sache ganz zuwider ist, weil eine solche Freyheit eben so wenig ein Gegenstand des Privateigenthums hätte werden sollen, als man ein Staatsamt und die damit verbundenen Vortheile zu dem gemeinen Eigenthum rechnen kann. Dergleichen Irrthümer verdienen nun zwar möglichste Schonung, und dürfen nie leichtsinnig und nicht ohne erhebliche Gründe angefaßt werden: allein auf ewige Dauer können sie so

H h h

wenig Anspruch machen, als irgend etwas, was rein positives Ursprungs ist. Ganz anders ist es mit den Frohnen — nicht mit der Leibeigenschaft. — Denn was hindert mich, welche Gerechtigkeit, welcher ewige Vernunftsatz verbietet es mir, jemanden meinen Acker unter der Bedingung hinzugeben, daß er, und derjenige, welcher ihm im Besitze folgt, mir dagegen gewisse Arbeiten und Dienste leiste?

Rec. pflichtet daher den raschen Vorschlägen des Vfs., so wohlthätig sie seyn möchten, nicht bey, wie er es denn auch der eigenen Beurtheilung der Leser überlassen will, ob es wahr sey, daß der Geburtsadel nie anspruchsloser gewesen als jetzt, ob alldenthalben die Regenten eingesehen haben, daß der Adel ihre Stütze nicht mehr sey, und ob sie, wenn sie allenfalls diese Einsicht haben sollten, von demselben Gebrauch machen werden: aber zu hart und unwahr ist, wenn der Vf. sagt: „Die Regenten haben eingesehen, daß er — der Adel — weder Bravour, noch Fähigkeit, noch Fürstentreue, noch Vaterlandsliebe kenne; sie haben mit ihren eigenen Augen gesehen, daß nur Eigennutz und die Mittel, ihre hohen Bedürfnisse zu befriedigen, das Drängen um den Fürsten und in Amter zum Grunde haben.“ Wann wird doch Gerechtigkeit und Mäßigung und mit ihr Friede von aussen und von innen zu uns zurückkehren!

PN.

BRAUNSCHWEIG, in der Schulbuchhandlung: *Die Nationalindustrie und ihre Wirkungen*. Ein Grundriss zu Vorlesungen vom Hofrath *Lueder* in Braunschweig. 1808. XXIV u. 232 S. 8. (18 Gr.)

In der Vorrede bemerkt der Vf., es sey bedauert worden, daß es seinem grösseren Werke über National-Industrie und Staatswirthschaft an einem Register fehle. Er gebe hier mehr als ein Register, und ungleich mehr als einen Auszug, indem manche sehr wichtige Materien, welche in jenem grösseren Werke fehlten, hier einen Platz gefunden hätten. Rec. zweifelt jedoch sehr, ob diese Schrift, der nicht einmal eine Inhaltstabelle beygefügt ist, dem Mangel eines vollständigen Registers bey dem grösseren Werke abhelfen werde. Mit Vergnügen haben wir übrigens die Vorrede gelesen. Sie enthält sehr zu beherzigende Gedanken, da zumal in unseren Tagen das Ausfaßern politischer Begriffe, wie Hr. *Lueder* es sehr passend nennt, und das Systematisiren in einer Wissenschaft, in welcher nach unserer Überzeugung eine solche Methode zu nichts als zu einer ertödtenden Trockenheit führen muß, von Neuem bis zum Ekel überhand zu nehmen scheint. Zugleich enthält diese Vorrede noch eine Vertheidigung der von Hn. *Lueder* früher geäußerten Meinung über die wohlthätigen Wirkungen des Kriegs, welcher wir vollkommen beypflichten, über Kirchen und Schulen, und über das physiokratische System. Diesen Aufse- rungen hätten wir jedoch zuweilen einen etwas gemäßigteren Ton gewünscht.

Die Schrift selbst, welche die mittelbaren Wirkungen der Industrie oder ihren Einfluß auf die intellectuelle und sittliche Cultur vorzüglich entwickeln soll, zerfällt in zwey Bücher, jedes Buch wiederum in

mehrere Capitel. Das erste Buch, welches die Überschrift führt: Entstehung der Industrie, ihre Fortschritte und Entwicklung ihrer unmittelbaren Wirkungen, enthält im ersten Capitel eine Einleitung, welche die Frage untersucht, auf welchem Wege überhaupt Industrie entstand. Bedürfnis und Verlangen nach immer höherem Wohlfeyn, Instinct und Vernunft, beide trieben gleichmäÙig den Menschen zur Industrie und Thätigkeit. Mit diesen entstand auch bald Theilung der Arbeit — der Gegenstand des zweyten Capitels. Hr. *Lueder* giebt hier eine gedrängte Darstellung der *Smith'schen* Lehre. Arbeit wächst nicht nur intensiv durch Theilung, sondern auch extensiv durch Vermehrung der Arbeiten; daher handelt das dritte Capitel von der Bedingung beider, vom Capitale, vom Gelde, von Banken und den verschiedenen Arten, sein Capital anzulegen. Das vierte Capitel, welches Natur überschrieben ist, zeigt den Einfluß, welchen diese auf die Industrie habe, wie sie dieselbe befördere und zurückhalte. Das zweyte Buch entwickelt auf dieselbe Art die mittelbaren Folgen der Industrie, oder ihren Einfluß auf die intellectuelle und sittliche Bildung der Völker. Mit der Freyheit beschäftigt sich der Vf. im ersten Capitel. Es wird hier der ewig wahre Satz ausgeführt, nur wo sie herrsche, werde Industrie blühen, so wie durch diese wiederum jene mit dem Wachstume der Städte sich zuerst allgemeiner verbreitete. Gleich wohlthätig wirkt die Industrie auf die Cultur, wie im zweyten Capitel bewiesen wird. Armuth und Unwissenheit sind unzertrennliche Gefährten; Wohlhabenheit dagegen, durch Industrie erzeugt, bringt nothwendig höhere Cultur hervor. Auch hier offenbare Wechselwirkung. Das dritte Capitel, mit der Überschrift: Tugend, soll den Satz weiterausführen: Das Laster ist die beständige Gefährtin der Gedankenlosigkeit, Aufklärung dagegen die Mutter der Tugend. Denn der unwissende, rohe Mensch läßt sich bey weitem leichter durch sinnliche Eindrücke verführen, der gebildete dagegen wird durch Gründe in seinem Handeln bestimmt. — Allerdings sehr wahr, bis auf einen gewissen Punct; wohl aber hätte hier bemerkt zu werden verdient, daß wir so oft hohe Cultur und Unsittlichkeit gepaart finden, daß der Zeitpunkt der höchsten Cultur und des blühendsten Wohlstandes auch gewöhnlich der Punct war, wo der sittliche Charakter der Nationen zu sinken anfang. Viertes Capitel: Staatsverfassung. In den Zeiten der rohesten Barbarey ist Priesterherrschaft. Sie steht und fällt mit der Meinung, und löst sich gewöhnlich in einen Zustand der Anarchie auf, wo die Gewalt zwischen dem Regenten und den einzelnen Mächtigen im Volke getheilt ist. Erst wenn der Kunstfleiß neuen Reichtum, eine neue Macht schafft, können sich die Herrscher mit Hülfe der Städte auf ihren Thronen sichern, und es kann eine Alleinherrschaft gegründet werden. Dies führt unseren Vf. im fünften Capitel auf die Staatsverwaltung. Nur unter einem Volke, wo Industrie blüht, das durch sie aus der Barbarey hervorgeht, kann eine gesetzlich geregelte Staatsverwaltung eingeführt, und der Mensch als vernünftiges Wesen

behandelt werden. Nur unter einem solchen Volke darf man auf beständige Ruhe und Gehorsam hoffen, welche aus der Überzeugung der Bürger hervorgehen, daß dadurch ihr eigenes Bestes befördert werde, eine Überzeugung, welche allein im Stande ist, Gemeingeist unter einem ganzen Volke zu verbreiten. Eine gleiche Umwandlung wird alsdann auch mit den Gesetzen vorgehen, von welchen das 6te Capitel handelt. Auch sie erhalten erst ihre Ausbildung mit der Zunahme der Industrie und dem dadurch angehäuften Privatvermögen. Denn erst dann sind die vielseitigsten Berührungspunkte möglich, welche das Bedürfnis der Gesetze recht fühlbar machen. 7tes Capitel: Richter. Die Trennung der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt erfolgte erst mit dem Aufblühen der Industrie. Gleich wichtig waren die Veränderungen, welche durch die Industrie in der bewaffneten Macht, von welcher das 8 Cap. handelt, hervorgebracht wurden. Eine nothwendige Folge ist auch hier Einführung der Theilung der Arbeit, indem in einem Künste und Gewerbe treibenden Volke nicht mehr, wie bey den Nomaden, ein Jeder im Nothfalle die Waffen ergreifen kann. Zugleich werden hier die großen Vorzüge der stehenden Heere — versteht sich, wenn sie nicht über die Masse vermehrt werden — entwickelt. Neuntes Capitel: Bildungsanstalten. Auch hier gebührt der Industrie das Lob, daß sie die gelehrte Barbarey aus diesen sich vorher ganz in den Händen der Geistlichkeit befindenden Anstalten vertrieb, und sie ihrem Endzwecke entsprechend umwandelte. — Die letzten Capitel des Buchs betreffen einen sehr wichtigen Gegenstand — die Finanzen. — In dem 10 Cap. über das Staatseinkommen zeigt unser Vf. die allmähliche Entwicklung des heut zu Tage üblichen Finanzsystems, und geht zugleich die gewöhnlichsten Steuern, welche er mit *Ad. Smith* in Auflagen auf den Arbeitslohn, den Capitalgewinnst und die Landrente eintheilt, einzeln durch. Einen Staatschatz verwirft der Vf. (11 Cap.), und ein Jeder wird ihm gewiß vollkommen beypflichten, sobald von einem Staate die Rede ist, welcher einen blühenden Credit und wohlhabende Unterthanen besitzt. Daß aber die besondere Lage einzelner Staaten auch hier die Regel in der Anwendung modificiren könne, wird man eben so wenig bezweifeln. Nachdem im 11 Cap. von den Staatsschulden gesprochen, und die verschiedenen Methoden, Schulden zu machen, angezeigt worden sind, handelt endlich das 12 Capitel vom Staatsbankerotte. — Allerdings ein drohendes Ungewitter, welches beynahe unvermeidlich alle die Staaten endlich treffen zu müssen scheint, welche, durch die Leichtigkeit des Schuldenmachens verführt, diese unbefonnen zu sehr anhäufen. Von den hin und wieder angelegten Tilgungsfonds verspricht sich unser Vf. sehr wenig; jedoch hätte die Einrichtung sowohl des alten als neuen englischen Tilgungsfonds, das schönste Denkmal des unsterblichen Pitt, hier als eine ruhmvolle Ausnahme wohl eine genauere Würdigung verdient.

Mit den Behauptungen des Vfs. sind wir größtentheils einverstanden; was aber die Sprache betrifft,

so haben wir diese für ein Compendium, welches die größte Kürze und Bestimmtheit des Ausdrucks erfordert, zuweilen zu wortreich, unbestimmt und blühend gefunden. P. d. G.

PHILOSOPHIE.

GIESSEN u. DARMSTADT, b. Heyer: *Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie* von Fried. Wilh. Dan. Snell, ord. Prof. der Philos. in Gießen. Erster Theil. Erfahrungsseelenlehre. Logik, Metaphysik und Ästhetik. Zweyter Theil. Moral, Naturrecht, moralische Religionslehre. Vierte verbesserte Auflage. 1806. XX, 278 u. 136 S. 8. (20 Gr.)

Der auch durch dieses Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie verdiente Vf. erklärt sich über das Bedürfnis, das er befriedigen wollte, schon in der Vorrede zur ersten Auflage auf folgende Art: „Daß der systematische Vortrag der Philosophie, wenn er zweckmäßig eingerichtet ist, nicht mehr zu schwer für Jünglinge aus den oberen Classen der Gymnasien sey, wird durch die Erfahrung bestätigt. Durch diesen Elementarunterricht werden sie vorbereitet, den vollständigeren Unterricht über die einzelnen Theile der Philosophie in akademischen Vorlesungen desto besser fassen und benutzen zu können; sie werden zu dem letzteren mit weit größerem Interesse angezogen werden, wenn sie von dem Ganzen der Wissenschaft schon eine Übersicht haben, und auf die gelegten Gründe weiter fortbauen können. — Manche Jünglinge, welche sich dem Handlungsstande, den Kriegswissenschaften u. dgl. widmen, haben mehrentheils keine weitere Gelegenheit, wenn sie die Schule verlassen haben, einen mündlichen Unterricht über die Philosophie zu benutzen. Diese werden sich aber weit leichter durch Lectüre philosophischer Schriften und mündliche Unterhaltungen darüber ausbilden, wenn sie auf der Schule einen guten Grund dazu gelegt haben. Ohne diese Vorübungen werden sie manche sehr gewöhnliche Ausdrücke in Schriften und Gesprächen nicht verstehen, gewöhnlich kein Interesse an Unterhaltungen über diese wichtigen Gegenstände finden, von aller philosophischen Lectüre zurückgeschreckt werden, und sich lieber mit tausend nichtsbedeutenden Kleinigkeiten beschäftigen, als daß sie zuweilen eine Stunde dem ernstlichen Nachdenken über den Menschen, seine Verhältnisse gegen andere vernünftige Wesen, seine moralische Natur, über die Zweckmäßigkeit und Ordnung des bewundernswürdigen Weltgebäudes und den erhabenen Urheber desselben widmen sollten. Manche werden über alle diese Dinge sehr oberflächlich und in einem absprechenden Töneräsonniren, ohne die Hauptpunkte zu kennen, auf welche bey diesen Untersuchungen alles ankömmt; oder gewisse Modemeinungen ohne Prüfung annehmen und leichtsinnig nachsprechen. Vor allen diesen Fehlern bewahrt eine frühe Bekanntschaft mit der Philosophie am besten.“ Die vier Auflagen des Buchs beweisen seine Nützlichkeit. Originelle Aufklärungen wird Niemand von einem Lehr-

buch erwarten; das zum Leitfaden für den ersten Unterricht in der Philosophie bestimmt ist. Daher würde auch eine Beurtheilung des Inhalts, der Ordnung, in der die Wissenschaften auf einander folgen, und der Methode, nach welcher der Vf. die einzelnen Wissenschaften vorträgt, hier zweckwidrig seyn. Dafs die Ästhetik von dem Bruder des Vfs., dem Hn. Rector Stoff zu Idstein, entworfen worden, muß hier noch bemerkt werden.

Za.

Hof, b. Grau: *Grundriss der reinen allgemeinen Logik zum Gebrauch für Vorlesungen auf Gymnasien und gelehrten Schulen*, herausgegeben von L. H. Wagner, ord. Lehrer der Philos. am christian-ernestinischen Collegium und erstem Bibliothekar der kön. Geschäftsbibliothek zu Bayreuth, 1806. XII u. 212 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. hält es für schwer, die Grenzen genau zu bestimmen, innerhalb welcher sich der Vortrag der Logik auf Schulen halten soll, damit er weder in ermüdende Weithäufigkeit, noch in unfruchtbare Kürze ausarte. Nach seinem Dafürhalten haben wir noch kein zweckmäßiges Lehrbuch der Logik für Schulen. Er hat sich daher entschlossen, diesen Leitfaden für den logischen Unterricht, zu dem ihn seine Lehrstelle verpflichtet, selbst auszuarbeiten. Dafs ein geschickter Lehrer sich dieses Lehrbuchs mit Nutzen bedienen könne, das bezweifelt Rec. nicht. Die Logik des Hn. Kießwetter scheint der Vf. am meisten benutzt zu haben. Eine ihm eigenthümliche Entwicklung und Bestimmung logischer Begriffe hat zwar Rec. nicht angetroffen. Indessen hat doch der Vf. auf seine eigene Art klar das dargestellt, was er von Anderen entlehnte. Aber weder klar noch rich-

tig ist seine Bestimmung der Begriffe von Anschauung und Gedanke. Er unterscheidet die Anschauung im weiteren Sinne von der Anschauung im engeren Sinne. Die erste ist nach ihm „jede Vorstellung der Mannichfaltigen, in sofern man nur die Mannichfaltigkeit, nicht aber die Einheit erwägt. In sofern nun jede Vorstellung ein Mannichfaltiges darbietet, kann man auch jede Vorstellung eine Anschauung nennen. Anschauung im engeren eigentlichen Sinne ist eine einzelne Vorstellung, die sich unmittelbar auf einen Gegenstand bezieht, und wodurch dieser gegeben wird; also die Vorstellung eines Individuum z. B. *Wieland*, *Goethe*, *Virgil* u. s. w., oder wenn ich mich in die Hand schneide, Bier trinke, in allen diesen Fällen sind die Vorstellungen unmittelbare oder Anschauungen.“ Da würde dann wohl die Anschauung im weitesten Sinne und der Begriff eins und dasselbe seyn. Die Vorstellung von Individuen, z. B. von Virgil, nennen viele Logiker einen einzelnen Begriff. Wenn gleich diese Erklärung auch unrichtig ist, indem ein Begriff stets das Bewußtseyn einer bloßen Regel im Verhältniß zu Objecten, deren selbst man sich bewußt seyn oder nicht bewußt seyn mag, und folglich unendlich vieler Bestimmungen fähig ist, sollten wir auch nur einen einzigen Gegenstand unter diese Regel zu subsumiren haben: so ist es doch noch unpaffender, die Vorstellung des Individui die Anschauung im eigentlichen Sinne zu heißen. Selbst dem gemeinen Sprachgebrauch widerspricht diese Auslegung. Denn Niemand wird von Anschauungen reden, wenn er sich nicht eines Gegenstandes selbst, unabhängig von jeder Regel, d. h. unmittelbar bewußt ist.

Za.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Magdeburg*, in Comm. b. Heinrichshofen: *Billigkeitsgründe für die Vereinigung der Schulden aller westphälischen Departements zu einer gesammten Reichsschuld*. Von G. S. Röttger. 1808. 60 S. kl. 8. (4 Gr.) Die gegenwärtige kleine Schrift ist eine von denen, welche durch die reichständischen Verhandlungen, die dem Gesetze vom 14 Julius 1808 vorangingen, veranlaßt wurden. In der Anzeige des zweyten Theils des Gesetzbulletins des Königreichs Westphalen (No. 6. d. J. unserer A. L. Z.) sind der Gegenstand dieses merkwürdigen Gesetzes und die dringenden Motive desselben vollständig dargestellt worden. So dringend und einleuchtend diese nun auch waren, so fanden sich doch Personen, die sie sowohl mündlich als schriftlich angriffen, und welche in der Vereinigung aller einzelnen Landesschulden zu einer allgemeinen Reichsschuld eine Ungerechtigkeit, wo nicht fahen, doch zu sehen vorgaben. Dieses veranlaßte nun, dafs auch von der anderen Seite Schriftsteller auftraten, welche den Gesetz-Entwurf zu vertheidigen suchten, zu denen denn auch Hr. R. gehörte. Mit Recht ist der Vf. der Meinung, dafs es bey der Entscheidung dieser Angelegenheit hauptsächlich auf eine richtige Darstellung des *status causae et controversiae*, und auf eine der Sache angemessene Festsetzung der davon abhängigen Fragen ankomme. Stellt man die Frage so: *Ist es gerecht und billig, dafs eine Provinz die Schulden der anderen bezahle?* so ist vorauszusetzen, dafs die Mehrheit der Stimmen verneinend seyn werde. Fragt man aber: *Darf die vollziehende Gewalt allgemeine Landeseinkünfte zur Unterstützung einzelner Provinzen anwenden?* so wird sich jeder wundern, wie eine solche Frage, deren Bejahung sich sogleich aufdringt, nur aufgeworfen werden konnte. Nimmt man nun ferner an, dafs die Bezahlung der Provincial-

Schulden, da es keine Provinzen mehr giebt, eine Staatsverpflichtung ist; nimmt man an, dafs König und Stände Contributionen zur Deckung allgemeiner Staatsbedürfnisse auszusprechen berechtigt sind, (und wer, der nur eine oberflächliche Idee von der Constitution hat, wird hieran zweifeln?): so sind wir zur Lösung des Problems auf einem Wege gelangt, zu welchem es unmöglich schien, auf dem zuerst angedeuteten jemals kommen zu können. Diese hier kurz dargestellte Ansicht der Sache entging aber auch den Reichständen keineswegs, und Hr. R. hat lediglich das Verdienst hier etwas zu sagen, was während des Reichstages in dem Munde der gesammten Majorität war. Doch Hr. R. beschränkt sich nicht auf diesen Grund allein, er stellt vielmehr der Gründe noch mehrere auf. Da jedoch dies in der am 14 Jul. v. J. von dem Hn. Staatsrath Melchior in der Reichsversammlung gehaltenen Rede (westph. Monitor No. 3. 1808) unendlich kraftvoller entwickelt sind; da diese Sache jetzt zur Zufriedenheit aller längst arrangirt ist, und daher den größten Theil ihres Interesses verloren hat: so enthält sich Rec. einer ferneren Darstellung dieser bekannten Sachen. — Die in der Schrift gewählte Darstellungsmethode ist im Ganzen keineswegs zweckmäßig. In der Regel sind die, größtentheils richtige Ansichten enthaltenden Gedanken in einen solchen Schwarm von Worten gekleidet, dafs man sich der Vorstellung nicht enthalten kann, eine schlecht abgefaßte salbungsvolle Predigt zu lesen. Der wesentliche Inhalt der vier enggedruckten Bogen hätte füglich auf einem Bogen dargestellt werden können. Doch die Absicht des Vfs. war unstreitig gut, wenn man nicht annehmen kann, dafs er vieler zur Verbreitung einer richtigeren Vorstellung über den fraglichen Gegenstand bedürftig habe.

F.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 7 JUNIUS, 1809.

KIRCHENGESCHICHTE.

PARIS, b. dem Pastor Rabaut-Pomier, und MONTPELLIER, b. dem Vf.: *Annuaire ou repertoire ecclésiastique à l'usage des églises réformées et protestantes de l'empire français.* — Par M. Rabaut le jeune, Ex-législateur, membre de la légion d'honneur et Conseiller de préfecture au département de l'Herault. 1807. 506 S. gr. 8.

Dieses Werk ist nicht nur für diejenigen, welche es betrifft, besonders für die reformirten und lutherischen Consistorien in Frankreich, sehr nützlich; es ist auch für die kirchliche Geographie und Statistik, und für die neuere Geschichte der Protestanten daselbst, sehr wichtig, und schon die Erscheinung desselben ist eine historische Merkwürdigkeit. Es ist allen reformirten Christen des französischen Reichs (warum nicht auch den lutherischen?) in einem Tone der Freude, der Dankbarkeit, des Triumphs gewidmet. Voran steht eine kurze historische Notiz von der bürgerlichen und religiösen Lage der Reformirten in Frankreich, seit dem Edicte von 1787 bis zum J. 1807. Darauf folgt ein systematisches Verzeichniß der Kirchen, Bethäuser, Consistorien, der Pastoren, der geistlichen Präsidenten und Inspectoren, der Ältesten, der Örter, wo der Cultus gefeyert wird, nach der Eintheilung der Departements, mit historischen und anderen Anmerkungen versehen. Diefes nimmt den grössten Theil des Werkes ein. Ausserdem aber findet man noch viele andere, meistens merkwürdige Stücke, besonders die Berichte, Reden und Decrete, welche Beziehung auf die Reformirten und Lutheraner in Frankreich haben, und das ganze System der Kirchenzucht der reformirten Kirchen daselbst. Die Nachrichten über die Kirchen und ihre Verfassung sind nicht überall gleich bestimmt und befriedigend, weil der Vf. nicht überall von den Consistorien und Kirchen nach Wunsch mit Nachrichten unterstützt wurde. Er verspricht übrigens, zwar nicht alle Jahre, jedoch von Zeit zu Zeit, Supplemente herauszugeben, in welchen die Mängel ergänzt und die inzwischen vorgegangenen Veränderungen angezeigt werden sollen.

Bey einem Werke, wie das vorliegende, kann der ausländische Recensent keine Untersuchungen über die Richtigkeit der Angaben anstellen, und keine Fehler berichtigen. Wir schränken uns also darauf ein, einige allgemeinere und interessantere Angaben aus demselben auszuziehen, und einige Reflexe. *J. A. L. Z.* 1809. Zweyter Band.

xionen, die wir uns abstrahirt haben, mitzuthellen. Vor der Widerrufung des Edicts von Nantes, waren die reformirten Kirchen in 16 kirchliche Provinzen, und 61 Colloquien organisirt; jede Provinz bildete eine Provinzialsynode. Nach der letzten Zählung der Kirchen, welche auf der Nationalsynode von Alençon im J. 1637 veranstaltet wurde, gab es in Frankreich 800 reformirte Kirchen, welche nur von 641 Pastoren bedient wurden: heut zu Tage sind mehrere dieser Provinzen, wo sonst zahlreiche und blühende Kirchen waren, derselben beraubt; sie wurden durch erzwungene Auswanderungen oder Bekehrungen aufgehoben. Nach der neuen Organisation giebt es im alten Frankreich 78 reformirte Consistorialkirchen und 7 Bethäuser; in den vereinigten Departements 49 reformirte Consistorialkirchen und 12 Bethäuser; in Allem 127 Consist. Kirchen und 19 Bethäuser. Die 78 Kirchen des alten Frankreichs werden von 174 Pastoren bedient; 50 sind vacant. Die 49 Kirchen in den vereinigten Departements werden von ohngefähr 430 Pastoren bedient. Die Zahl der Consistorialkirchen augspurgischer Confession steigt auf 63, welche von 521 Pastoren bedient werden. Der Grund, warum die Kirchen in den vereinigten Departements, welche doch eine kleinere Anzahl, als die im alten Frankreich ausmachen, doch eine weit grössere Anzahl von Pastoren haben, liegt darin, weil von jenen, obgleich in Consistorialkirchen vereinigt, doch jede ihren Pastor und Tempel erhalten hat, hingegen im alten Frankreich eine Consistorialkirche oft nur zwey oder drey Pastoren hat, indem sie vor der neuen Organisation 6 und oft 8 gehabt haben würde. In den Kirchen der vereinigten Departements bedient ein Pastor 2 oder 3 Communen, zuweilen nur 1, im alten Frankreich oft 15 bis 20. Es giebt eine, deren Arrondissement 84 Communen in sich faßt, welche nur von 4 Pastoren versehen werden. So grofs auch das Glück ist, welches den Reformirten in Frankreich durch die neue Ordnung der Dinge zu Theil geworden: so kann doch ihr kirchlicher Zustand im Ganzen nicht blühend und erwünscht genannt werden. An vielen Orten müssen sie ihre gottesdienstlichen Versammlungen noch unter freyem Himmel, und wie ehemals in der Wüste halten S. 30, 64fg. 80. 97fg. 103. 150. 153. 155. Zu Marcuil und Quincy mußten sie ihre Kirchen den Katholiken abtreten, und sind ohne Tempel, S. 23. In mehreren Gegenden halten sie ihren Cultus in Scheuern S. 23, 35, 60, 65, 148, in Privathäusern, 23, 61, 83, 148, in Ruinen, 60, in Casernen und Remisen, 198, 150. Zu St.

Quentin halten sie gar keine gottesdienstlichen Versammlungen S. 23. Die Consistorialkirche von Lamotte-Chalencou begreift 27 Communen: zu Lamotte versammeln sich die Reformirten in dem alten Kirchengebäude, welches sie kürzlich neu haben bauen lassen; zu Chalencou auf freyem Felde, an einem sehr gefährlichen Orte, weil zuweilen Stücke vom dem Felsen, der den Ort beherrscht, herunterstürzen; zu Etablet in einer Scheuer, zu Ville-Perdrix in einem Hause, zu Poyol in einem Tempel, auch zu Oullon, in allen übrigen 21 Communen aber auf freyem Felde, sonst hatten sie eine Kirche, diese aber ist ihnen seit einiger Zeit verschlossen worden, 66. Hie und da sind ihre Versammlungsorte nur mit Schranken oder Planken eingefast, 79, 84. Übrigens haben sie auch schon manche Kirchen gebaut und gekauft, 22, 79, 90, 118, 122, 280, 283; es sind ihnen schon mehrere durch kaiserliche Decrete zuerkannt, 63, 84, 90, 96; auch von anderen geschenkt worden, 83, 94, 114, 243, 277. Man findet auch Beyspiele, daß sie gemeinschaftliche Kirchen mit den Katholiken haben, S. 60, 103. Die Pastoren werden von der Regierung salariirt, 13, nur zu Genf nicht, weil die dortige Kirche, als sie zu einer Consistorialkirche organisirt wurde, ihren *Status quo* erhalten durfte, ob sie gleich dem Gesetze vom 1 Germinal J. 10, und der Disciplin der französischen reformirten Kirchen unterworfen wurde, 126. Von den Reformirten in den vereinigten oder eroberten Departements heist es S. 15: *Les églises de ces intéressantes contrées n'auraient rien à regretter de leur ancien état si elles n'étaient devenues plus pauvres par la perte de leurs biens et des sommes annuelles qu'elles recevoient de leurs souverains. Le décret du 13 Fructidor an 13 fixe le traitement des pasteurs des départements réunis ou conquis, qui étaient salariés par l'administration de Heidelberg ou dont les revenus ecclésiastiques ont été réunis au domaine, ce qui répare en partie leurs pertes.* Ebendasselbst heist es von den augspurgischen Confessionsverwandten in den vereinigten Departements: *Ils ne s'apercevraient pas d'un changement dans leur état s'ils jouissaient encore des biens ecclésiastiques qui furent réunis au domaine lors de la réunion de ces départements à la France.* Von den Waldensern lieft man S. 207—209 eine Nachricht. Napoleon hat durch ein Decret vom 6 Thermidor J. 13 das Gesetz vom 18 Germ. J. 10 auf sie angewandt, und sie dadurch aus dem Zustande bloßer Duldung in das Verhältniß der Rechtmäßigkeit und der Protection versetzt; ihre 15 Kirchen, welche von 13 Pastoren bedient werden, und in dem Departement des Po, in den drey Thälern *Pelits, Cluson* und *Balsille* (ehemals *Lucerne, Pérouse* und *St. Martin*) verbreitet sind, sind kürzlich dem Gesetze gemäß organisirt worden, und bilden drey Consistorialkirchen: *Latour, Prarustin* und *Ville-Seche*. Die reformirte Kirche zu Paris war seit dem Widerruf des Edicts von Nantes zerstreut und ohne eigenen Cultus; die Reformirten in dieser Stadt hielten sich wegen der Einsegnung ihrer Ehen und der Tau-

fen ihrer Kinder an die Caplane der Gesandten reformirter Fürsten und Staaten, besonders an den holländischen. *La Broue, Duvoisin* und *Marron* haben ihnen die wichtigsten Dienste erwiesen. Nach den Stürmen der Revolution war zwar *Marron* nicht mehr Caplan der holländischen Gesandtschaft, aber er benutzte die Gesetze, welche für die Freyheit der Gottesdienste gegeben waren, um die zerstreute Heerde zu sammeln und ihr alle geistliche Hülfe zu leisten. Das Gesetz vom 18 Germ. schonkte dieser Kirche ihren alten Glanz wieder und befestigte sie auf immer. Am 12 Frimaire J. 11 setzte der erste Consul eine Consistorialkirche zu Paris für alle Reformirten im Departement der Seine ein, und bestätigte *Marron* in dem Amte eines Geistlichen an derselben. Zu gleicher Zeit räumte er ihnen drey Kirchen zu Paris, nämlich *St. Louis, Panthemont* und *St. Marie*, ein. Doch heist es S. 260: *Le gouvernement ayant eu besoin de l'église de Panthemont jusqu'à ce moment, le culte n'y a pas été encore célébré.* Die *Discipline des églises réformées de France*, welche man S. 363—414 findet, ist alt, sie ist das Werk ihrer ersten Stifter; die 40 ersten Artikel wurden auf der ersten Nationalsynode zu Paris 1559 abgefaßt, die nachfolgenden Synoden haben das Werk beendigt. Es ist ein Denkmal des religiösen Eifers, der Strenge und der Sittenreinheit. Es ist der Mühe werth, Hn. *Rabaut* selbst über dieses Stück reden zu lassen. Wir sind selbst, sagt er S. 415 f.; Zeuge von der strengsten Ausführung der strengsten Artikel gewesen: dieser Kirchenzucht und ihrer pünctlichen Beobachtung danken die Reformirten die Reinheit ihrer moralischen Principien und diesen ehrenvollen Ruf der Rechtschaffenheit, welcher ihnen öffentliche Achtung und Zutrauen erworben hat. Sie wurde mitten unter brennenden Scheiterhaufen, unter aufgeschlagenen Blutgerüsten, unter Proscriptionen und Verfolgungen aller Art gemacht, und in eben dieser Zeit der Drangsale wurde sie am meisten respectirt und beobachtet: heut zu Tage wird diese Strenge der Grundsätze, dieser religiöse Rigorismus wenigstens übertrieben scheinen, und vielleicht von Vielen für Fanatismus ausgegeben werden. Wenn man aber die Zeiten, Gegenden und Umstände, wo diese Regel eingeführt wurde, und die glücklichen Wirkungen, welche sie hervorgebracht hat, in Betracht zieht: so wird man aufhören, eine Veranstaltung zu tadeln, welche sich vielleicht überlebt hat, und in mehreren Puncten jetzt unausführbar ist, welche aber Verfolgte in dem Respecte für die Gesetze und den König, in der Unterwerfung und Resignation unter die unveränderlichen Beschlüsse der Vorsehung erhalten hat; wir denken selbst, daß die Erschlaffung, welche seit mehreren Jahren in die Frömmigkeit und Sitten eingedrungen ist, ihren Ursprung in der Nichtausführung dieser Regel genommen hat, welche noch sehr nützlich für die reformirten Kirchen werden kann, wenn sie der Zeit und den Umständen angepaßt, und mit dem organischen Gesetze vom 18 Germ. J. 10 in Harmonie gebracht wird. Dieses Gesetz hat

wirklich bedeutende Veränderungen in der Organisation dieser Kirchen hervorgebracht, Veränderungen, welche in mehreren Rückfichten ihre Verfassung verbessern, aber doch eine Revision der Kirchendisziplin erfordern, die sie mit dem Gesetze übereinstimmend macht, und das Werk der Vorväter, unter der Billigung des jetzigen grossen Protectors, vervollkommnet. Die Veränderungen, welche durch das neue Gesetz in der Organisation der Kirchen vorgehen, sind folgende. Die Reformirten kannten ehemals die *Consistorialkirchen* nicht, welche aus einer Bevölkerung von 6000 Seelen bestehen. Ehenals wurde der Umfang einer Kirche durch die Provinzialsynode bestimmt, wie groß auch ihre Bevölkerung seyn mochte. Man nahm nur auf die Entfernungen der Communen unter einander Rücksicht, und setzte eine Kirche aus denjenigen zusammen, welche sich die nächsten waren; oft war es hinlänglich, wenn eine Stadt oder ein Dorf sich verbindlich machte, einen Pastor zu befordern, diese Stadt oder dieses Dorf wurde eine Kirche ohne Rücksicht auf ihre Bevölkerung. Jetzt hat man, um die durch das Gesetz vorgeschriebene Bevölkerung zu erreichen, große Arrondissements bilden müssen, so daß eine Consistorialkirche aus Communen, welche sonst 5 bis 6 Kirchen bildeten, zusammengesetzt ist. Oft ist eine Consistorialkirche in mehrere Sectionen getheilt, von welchen jede ihren Pastor hat, der mehrere Communen bedient. Sonst war es nicht so; einige große Städte ausgenommen, welche mehr als Einen Pastor hatten, bediente in allen anderen Kirchen ein einziger Pastor eine Kirche; alle Kirchen waren, was heutzutage die Bethäuser sind. Sonst hatten die Reformirten Consistoren, Colloquien, Provincial- und National-Synoden: jetzt haben sie nur noch Arrondissements-Consistoren und Synoden. Jede von den alten Autoritäten hatte ihre Einrichtungen und Befugnisse; sie bildeten eine Hierarchie, sie hingen eine von der anderen ab, entschieden über die Streitigkeiten, die sich in den Gemeinen erhoben, und unterdrückten die Verbrechen. Seit dem neuen Gesetze besteht nur noch die untergeordnete Autorität der Consistoren; die Synoden sind noch nicht organisiert, und die Consistoren sind keiner höheren kirchlichen Autorität unterworfen. Die Provinzialsynoden waren aus kirchlichen und Laien-Deputirten von allen Kirchen einer kirchlichen Provinz zusammengesetzt, und so entstand oft eine Versammlung von 30—40 Personen: jetzt werden 5 Consistorialkirchen eine Synode bilden; sie wird aus einem Pastor und einem Ältesten von jeder Consistorialkirche, und einem Commissär der Regierung bestehen, welches nur eine Versammlung von 11 Personen ausmachen wird; außerdem muß, wie vor dem Widerruf des Edicts von Vantes, die Regierung die Zusammenberufung einer Synode autorisiren, dem Minister des Cultus muß vorher von den Materien, welche auf der Synode vorkommen werden, Kenntniß gegeben werden; jeder Verbalprocess ihrer Sitzungen muß der Regierung überliefert werden, und sie darf nicht länger als

6 Tage dauern. Die Synoden werden also in Zukunft nicht mehr Versammlungen einer zahlreichen Geistlichkeit seyn, die Regierung wird sowohl die Gegenstände als die Resultate ihrer Berathschlagungen kennen, und die Gegenwart des Präfecten oder Unterpräfecten macht die Vorsichtsmaßregeln, welche der Gesetzgeber nehmen zu müssen glaubte, um die Mißbräuche, welche sich in eine allzuzahlreiche kirchliche Versammlung hätten einschleichen können, zu verhüten, vollständig. Sonst bestanden die Consistoren aus einer unbestimmten Anzahl von Pastoren, Ältesten und Diakonen; die Laienmitglieder wurden ohne Unterschied aus allen Gläubigen der Kirche gewählt, die Dauer ihrer Functionen war willkürlich, und durch ein besonderes Reglement bestimmt. Die Berufung der Pastoren war durch die Synode autorisirt, und der Pastor konnte ohne eine von ihr erhaltene Dimission nicht abtreten. Heutzutage will das Gesetz, daß das Consistorium wenigstens aus 6 und höchstens aus 12 Ältesten bestehe, und daß diese aus den Personen genommen werden, welche am meisten contribuiren; es bestimmt die Art ihrer Erwählung, und verordnet, daß alle 2 Jahre die Ältesten zur Hälfte erneuert werden. Die von einem Consistorium an einen Pastor gerichtete Berufung ist gültig, wenn dieser sie annimmt, und der Kaiser sie bestätigt, die Zustimmung der Synode ist nicht nöthig; sie ist auch nicht erforderlich, um einem Pastor die Dimission zu geben, oder ihn bey einer Kirche zurückzuhalten: der Pastor nimmt seinen Abschied selbst, indem er das Consistorium 6 Monate vorher benachrichtiget, das Consistorium kann ihm selbst erlauben, sich vor Verlauf dieser Zeit zurückzuziehen. Wenn das Consistorium die Zahl der Pastoren seiner Kirche vermehren will: so muß es die Autorisation bey der Regierung, nicht bey der Synode suchen. Der Präsident des Consistoriums war sonst der Pastor, und in den Kirchen, wo ihrer mehrere waren, wechselte das Präsidium unter ihnen: jetzt spricht das Gesetz dasselbe dem Ältesten zu. Sonst wurden die schuldigen Pastoren von den Colloquien und Synoden suspendirt oder abgesetzt: jetzt ist es die Regierung, welche beides billiget oder verwirft. Sonst entschieden allein die kirchlichen Autoritäten über die Streitigkeiten; welche sich unter den Geistlichen erhoben: jetzt entscheidet der Staatsrath. Nach den Veränderungen, welche durch das Gesetz in den Verhältnissen und der Verfassung der reformirten Kirchen gemacht sind, müßte nun auch ihre *alte Kirchendisziplin*, welche das Gesetz übrigens keineswegs aufgehoben hat, revidirt werden. Dies ist noch nicht geschehen. Bis zu der Zeit, wo es geschehen wird, legt Hr. Rabaut seine Ideen über ein *provisorisches Reglement*, welches die Consistoren für die innere Administration ihrer Kirchen annehmen könnten, vor S. 419—432. Eines von den besonders merkwürdigen Stücken, welche man in diesem Buche findet, ist ein *Pastoral- und Consistorial-Mandement* des Consistoriums zu Biel, dessen Publication und Execution der Kaiser durch ein Decret aus dem Haupt-

quartier zu Warschau vom 6 Jan. 1807 verordnet hat. Es athmet die Strenge der alten reformirten Kirchen. Wir wollen einige Stellen aus demselben hersetzen: *Les pasteurs et anciens d'église sont fortement exhortés à veiller sur le troupeau de leur paroisse, à s'emparer de fermeté et de courage pour reprimer les discours impies et les mœurs scandaleuses, de quelque nature qu'elles soient, reprendre et corriger les délinquans avec prudence et avec autorité et à les rapporter au président ou au consistoire, de ne se laisser détourner de leurs devoirs par quelle considération que ce soit. — Nous conjurons tous les membres de cette église d'avoir pour les avertissements de leurs pasteurs et anciens tout le respect et de prévenir les voies de sévérité que l'on seroit obligé d'employer envers ceux qui s'opiniâteraient dans l'irreligion, dans la vie scandaleuse et dans la rénitence. — Nous enjoignons aux anciens de rapporter ceux qui au mépris de la parole de Dieu et des exercices de piété les négligeraient habituellement et d'une manière marquée, ou qui y assisteraient indécemment. — La profanation du jour du Seigneur étant sévèrement défendue par les lois de Dieu et du Souverain, les anciens veilleront à ce qu'aucun jeu et aucune danse n'aient lieu les jours de communion et de jeûne solennel, et pour ce qui est des dimanches ordinaires avant les quatre heures du soir et qu'alors il ne s'y commette aucun désordre ni scandale, qu'ils auront soin de reprimer dans le besoin et de rapporter les contrevenans. — Si, contre toute attente, il devait se trouver encore dans le sein de nos églises quelque*

pêcheur endurci qui, au mépris de l'évangile et de tout ordre, ne tint aucun compte du présent mandement, et voulait persister dans l'impiété, dans le vice et le scandale, nous leur déclarons de la part de Jésus Christ que la colère de Dieu demeure sur eux tant qu'ils croupissent dans cet état affreux et que nous sommes fermement résolus de nous servir de toutes les armes spirituelles que le Seigneur nous a remises pour la destruction du péché, pour purifier sa sainte maison de tout scandale et pour glorifier son saint nom: nous réservant même, si le cas l'exige, de dénoncer les rénitens au gouvernement, comme troublant l'ordre de l'église et de la société, réfractaires envers leurs supérieurs légitimes, établis par l'autorité de Dieu et de notre auguste Monarque, auquel nous devons tous une soumission et fidélité inviolable. Das Mandement ist von Gibolet, Präsident des Consistoriums, unterschrieben. Wir setzen noch den Wunsch hinzu, daß auch in anderen Ländern solche kirchliche Repertorien von Zeit zu Zeit erscheinen möchten, wie in Frankreich die Katholiken schon seit langer Zeit und jetzt auch die Reformirten und Lutheraner haben. Sie können nicht nur einen wissenschaftlichen Nutzen gewähren, nicht nur bey gewissen kirchlichen Geschäften Vieles erleichtern, sondern sie können auch als Vehikel gebraucht werden, den kirchlichen Gemeingeist zu nähren, religiöse Ideen unter den Gemeinen auszubreiten, und kirchliche Verbesserungen zu veranlassen.

C. F. S.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden.* Ein Handbuch für erwachsene Töchter, Gattinnen und Mütter von Joh. Ludw. Ewald. Erstes Bündchen. Dritte verm. u. verbess. Aufl. mit neuen Kupfern von Ramberg u. Ridley und neuer Musik von Fräpzel. 1804. XXIV u. 336 S. Zweytes Bündchen. VIII u. 263 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

2) Hannover, b. d. Gebr. Hahn: *Mädchenglück und Mädchenunglück, zur Beherrigung für Deutschlands edle Töchter, welchen Unschuld, Ehre und Glück werth und theuer ist.* 1805. XX u. 340 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Es ist in Wahrheit kein leichtes Unternehmen, das liebenswürdige Wirken des Weibes nach seinen kleinen Details und feineren Manieren so zu zeichnen, daß in dieser Zeichnung nicht ein unerreichbares Ideal, sondern ein solches Bild aufgestellt werde, in welchem sich die Besseren des schönen Geschlechts wiederfinden. Rec. glaubt über die Schwierigkeiten, mit welchen dieses Geschäft verbunden ist, aus eigener Erfahrung urtheilen zu können, da sein Beruf es ihm zur Pflicht macht, auch jungen Frauenzimmern über ihre künftige Bestimmung die nöthigsten Belehrungen zu erteilen. Um desto angenehmer ist es ihm, die Anzeige von No. 1, für dessen gute Aufnahme schon die wiederholten Auflagen ein günstiges Vorurtheil erwecken, mit dem Wunsche begleiten zu können, daß diese Schrift von keinem erwachsenen Frauenzimmer der gebildeteren Stände ungelesen bleibe. Nachdem der Vf. die Hauptunterschiede beider Geschlechter, so weit es sein Zweck zu erfordern schien, angegeben, und eine Vorlesung von der Herrschaft über Phantasie und Herz vorausgeschickt hat, erteilt er seinen Leserinnen über die Wichtigkeit des weiblichen Berufs, der ihnen als Gattinnen, Müttern und Hausfrauen obliegt, die nöthigsten Belehrungen, die überall den aufmerksamen Beobachter verrathen. Hr. E. hat bey der neuen Auflage die ihm von dem Rec. der ersten Auflage gemachten Bemerkungen benutzt, und diese Ausgabe durch zwey

neue Abhandlungen über die Selbstständigkeit des Weibes und über Pestalozzi's Lehrmethode vermehrt. Es lassen sich allerdings noch eine Menge Gegenstände anführen, über welche man eigene Abhandlungen in diesem Handbuche zu finden wünschte, z. B. über die Wahl eines Gatten, über weibliche Lectüre m. a. Inzwischen läßt sich auch erwarten, daß diejenigen Frauenzimmer, welche den Grad weiblicher Bildung besitzen, zu welchem ihnen selbst diese Schrift behülflich seyn soll, sich hierbei selbst zu rathen im Stande seyn werden. Die Form des Vortrags ist faßlich und meistens anziehend; nur manche Auspielungen auf wissenschaftliche Gegenstände, die doch nicht jedem Frauenzimmer, das sich auch zur gebildeten Classe zählt, bekannt seyn dürften, wünschten wir weg.

Hat auch der ungenannte Vf. von No. 2, der, wie wir hören, Hr. Fred. Fahrman seyn soll, bey den Vorarbeiten von Salts. Campe, Ebert, Ewald u. a., die er wirklich benutzt hat, in seiner Schrift, welche er für verheirathete Frauenzimmer, für Mütter und erwachsene Mädchen bestimmt, nichts Neues gesagt: so ist sein Buch darum doch nicht für ganz überflüssig erklärt werden dürfen. Er macht zuerst auf die Fehler aufmerksam, welche den Seiten der Altern und jungen Frauenzimmer selbst begangen werden, Mädchenunglück zu befördern, und verbreitet sich sodann über das, was von Seiten der Altern und jungen Mädchen zur Beförderung des Glücks des letzteren gethan werden muß. Diese Plan scheint uns darum nicht der beste zu seyn, weil daher noch öfter Wiederholungen nöthig wurden, die bey einer andern Anordnung vermieden werden konnten. Diese Wiederholungen sind abgerechnet und einzeln, nicht edel genug ausgedrückt zu seyn, wie S. 137: die beiden gedrehten Halbkugeln sind schlapp und weit, gehört diese Schrift zu denjenigen, welche man jungen heirathsfähigen Frauenzimmern ohne Bedenken in die Hände geben kann.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J U N I U S , 1 8 0 9 .

G E S C H I C H T E .

ULM, in der Stettinischen Buchhandlung: *Michael Ignaz Schmidt's*, k. k. wirkl. Hofraths, Directors des k. k. Hausarchivs und Beyfizers der Bücher-Censur-Commission, *Geschichte der Deutschen*. Fortgesetzt von *Joseph Milbiller*, der Weltweisheit und Gottesgelahrtheit Doctor, kön. bairisch. wirkl. geistl. Rath und öffentl. ordentl. Professor an der königl. bairisch. Universität zu Landshut. *Ein und zwanzigster Theil* (oder nach dem zweyten Titel: der *Neueren Geschichte der Deutschen* 16 Band). *Kaiser Franz II. Vom Jahre 1792 bis 1806*. 1807. 414 S. *Zwey und zwanzigster und letzter Theil* (oder der *Neueren Geschichte der Deutschen* 17ter und letzter Band), enthaltend *Deutschlands Zustand vom J. 1740 bis 1806 und ein allgemeines Register über das ganze Werk*. 1808. 481 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

[Von zwey Recensenten.]

Mit diesen Theilen erreicht ein bekanntes, für Deutschland immerhin nicht unwichtiges historisches Unternehmen, zur nämlichen Zeit, wie das Reich selbst, sein Ende. Die politische Geschichte der Deutschen von der Thronbesteigung Franz II bis zur Entstehung des rheinischen Bundes ist der Inhalt des 21 Theils; im 22 Theile folgen noch allgemeine Bemerkungen über die Staatsmerkwürdigkeiten in Hinsicht auf Industrie, Wissenschaften u. s. w., welche nebst einem allgemeinen Register über alle Bände den Beschluß des Werks ausmachen.

Rec. könnte sich nun bey der Anzeige der gegenwärtigen Theile um so kürzer fassen, da die Arbeiten von *Schmidt* und *Milbiller* längst ihr Publicum haben, das ihren Werth nach Verhältniß des Zwecks und Planes schon hinlänglich kennt. Allein, gerade weil wir hier am Schlusse des Werks sind, und weil dieser eine so wichtige Periode in sich faßt, bey welcher jeder Leser doppelt begierig seyn wird, wie diese Begebenheiten, die wir selbst erlebt haben, in die Annalen unserer Nation aufgezeichnet worden seyen, während sich schon zum Voraus und unwiderstehlich ein gewisses wehmüthiges Gefühl eines Jeden bemächtigt: so sind wir wohl schuldig, hier etwas mehr zu sagen. Rec. hat überdies an den früheren Anzeigen von diesem Werke keinen Antheil; er wird daher nicht ganz umhin können, bey diesem Anlaß auch die zwey Fragen von dem Verhältniß des Fortsetzers zu dem ersten Vf. und von dem Ver-

dienste des Ganzen um die Nation einigermaßen zu berühren.

Die Ausarbeitung der vorliegenden Periode hatte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Begebenheiten von außerordentlicher Wichtigkeit, die zum Theil ihrer Entstehung nach noch nicht im Klaren sind, deren Folgen sich noch nicht einmal ganz entwickelt haben; Begebenheiten, welche auf die Zeitgenossen selbst so verschiedene Eindrücke machen mußten, und die noch immer von ganz verschiedenen Seiten betrachtet werden können, unmittelbar nachdem sie geschehen sind, aus der lebendigen Wirklichkeit in das Gebiet der Geschichte überzutragen, ist zuverlässig keine leichte Aufgabe. Dem Vf. ist indeß hieby zu Statten gekommen, daß er erst in einem Zeitpunkte Hand angelegthat, wo nicht nur über die früheren Thatfachen bereits Untersuchungen angestellt waren, sondern wo sich auch schon bey dem zahlreicheren Theile der Beobachter ein ziemlich allgemeines und kaltblütiges Urtheil gebildet hatte, ein Urtheil, welches er, nach seinem eigenen Gefühl, mit Recht in Anspruch nehmen zu dürfen glaubte, ohne dieses erst ausdrücklich bemerken zu müssen. Daß es sodann bey einem solchen Gegenstande, mehr als bey irgend einem anderen, Hauptgesetz sey, nur ausgemachte Thatfachen aus den zuverlässigsten Quellen aufzunehmen, und daß das Urtheil der Leser durch gesunde Kritik und ganz unbefangene Darstellung geleitet werden müsse, hat der Vf. zugleich durch die That anerkannt. Wir bemerken, daß er, je näher er zu den neuesten Ereignissen kommt, desto mehr an dieses Gesetz sich hält. Ein einfacher und deutlicher Vortrag (welchen Rec. immer als einen Vorzug des *Schmidt'schen* Werks für das grössere Publicum betrachtet hat), gehört ebenfalls nothwendig hieher, und Rec. glaubt nach seinem Gefühl, daß Hr. *Milbiller* sich hierin hauptsächlich mit seinem Vorgänger identificirt habe, nur daß sein Styl, der Zeit gemäß, etwas mehr Bildung hat. Als offenen, wahrheitsliebenden und gemäßigten Schriftsteller hat sich Hr. *M.* bereits bekannt gemacht. Hier zeigt er diejenige Freymüthigkeit, welche dem öffentlichen Lehrer der Geschichte zukommt, der, fern von allem Nebeninteresse, frey von Leidenschaft, sich nicht fürchtet, die Wahrheit zu sagen, weil die Heiligkeit der Sache seine Aegide ist, weil er sich erhaben fühlt über jene, deren Feder nur dem Interesse des Tages fröhnt. Wenn man *Schmidt's* Arbeit nur zu sehr anlieht, wo er schrieb: so findet man dagegen, daß Hr. *M.* in einem Lande

Kkk

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band,

lebt, wo Denk- und Prefs-Freyheit mehr als jemals blühen.

Hieraus bestimmt sich schon im Allgemeinen der Werth des 2^{ten} Theils, den wir zuerst ins Auge fassen wollen. Aus den vielen Berichten und Actensammlungen über die grossen Begebenheiten unserer Tage soll er dasjenige im Zusammenhange ausheben, was Deutschland eigentlich betroffen hat, um durch Zusammenstellung des Wesentlichsten einen so viel möglich treuen Eindruck von dieser letzten Periode dem Gemüth des deutschen Lesers zu geben. Manchen wird es eine anziehende Übersicht gewähren, wenn sie hier eine Reihe von 14 thatenschweren Jahren, vom Manifest des Herzogs von Braunschweig an bis auf den letzten Reichstag, durchlaufen. Denn wenn solche wichtige Begebenheiten Schlag auf Schlag nach einander folgen: so treten selbst diejenigen in den Schatten, welche erst vor wenigen Jahren geschehen sind. Indessen wird man leicht denken, daß schon in Ansehung der Zeit, in welcher dieser Theil erschienen ist, sodann auch in Rücksicht des dabey befolgten Planes, noch nicht alle Forderungen erfüllt seyen, welche an den Geschichtschreiber der Deutschen gemacht werden können, so wie dieses auch mit dem ganzen Werke der Fall ist. Rec. nimmt hievon noch zu einer näheren Zergliederung des vorliegenden Theils Anlaß.

Unter den etlichen und zwanzig Quellen, welche der Vf. für die neueste Geschichte benutzt und angeführt hat, vermißt Rec. noch einige, die nicht verdienten, übergangen zu werden. Die diplomatische Grundlage ist mit Recht bey ihm: *Reus deutsche Staatskanzley* und das *Reichstags-Diarium*; neben diesen werden die *europäischen Annalen* am häufigsten gebraucht. Um so mehr muß man sich wundern, vorzüglich für die ganze Kriegsgeschichte, ausschließlich das *hamburgische polit. Journal* angeführt zu sehen. Warum nicht die mit Recht sogenannte *Allgemeine Zeitung*? Rec. erinnert sich nicht, sie auch nur einmal gefunden zu haben. Eben so sieht Rec. keinen Grund, warum auf *Häberlin's Staatsarchiv* keine Rücksicht genommen wird, da doch desselben Anhang zur Geschichte der Waichapitulation Leopolds II gebraucht ist. Schon aus dieser Ursache ist mehreres mangelhaft, das leicht hätte weiter ergänzt werden können. Namentlich findet Rec. die Unterhandlungen zwischen dem wiener und münchener Hofe vor dem Ausbruche des letzten Kriegs und während desselben nicht ganz befriedigend dargestellt. Bekanntlich hat *Häberlin* die hieher gehörigen Actenstücke am vollständigsten; Hr. M. citirt aber durchaus bloß das polit. Journal. Wenn dieses absichtlich gesch. h: so mußte Rec. das, was oben von der Unparteylichkeit des Vfs. gesagt worden ist, für diesen Fall einschränken; wiewohl bloß stillschweigende Übergehung einzelner Umstände noch keine Apologie genannt werden kann, da hingegen *Schmidt* in seinem Antheil so oft derselben sich unterzogen hat. Auch ist der Übertritt von Württemberg und Baden zur Allianz mit Frankreich noch viel weniger

befriedigend dargethan, eigentlich kaum berührt. Solche Lücken vermißt man um so ungerner bey einem Geschichtsforscher, der bey anderen, oft sehr verwickelten Gegenständen den Lesern nach Möglichkeit Genüge zu leisten weiß. Wir verweisen hier vorzüglich auf die gründliche Behandlung der Geschichte des Gefandteninordes S. 204 ff.

Eine kritische Beleuchtung der Quellen gehört zwar nicht in den Plan dieser Geschichte; wenn sie aber je nöthig war: so ist es bey dem gegenwärtigen Abschnitte der Fall. In Ansehung der Anordnung ist Hr. M. der *schmidt'schen Form* bis ans Ende getreu geblieben. Rec. hat aber dieser immer am wenigsten Beyfall geben können, da, um es auf das kürzeste zu sagen, die höhere Einheit erst gesucht werden muß. In dem vorliegenden Theile sind ebenfalls die Abschnitte oder Capitelabtheilungen nicht sowohl nach den Hauptepochen der Geschichte, als vielmehr nach dem Umfange des Stoffs, als Portionen oder Ruhepunkte für den Leser gemacht. Meistens sind die glücklichen oder unglücklichen Wendungen des Revolutionskriegs der Anfang oder Schluß eines Capitels. Manchmal muß man das, was eigentlich deutsche Geschichte ist, aus der Geschichte Oesterreichs und Preussens und des allgemeinen Revolutionskriegs erst heraussuchen. Mag es immerhin seyn, daß das Reich in dieser ganzen Periode größtentheils leidend sich verhalten, oft nur den Schauplatz für Andere hergegeben hat: den Geschichtschreiber hindert das nicht, seinen Mittelpunkt herauszuheben. Eine nähere Einsicht der Inhaltsanzeige von den sämtlichen XVI Cap. dieses XX Buchs (die wir des Raums wegen hier nicht abschreiben wollen) wird dieses unser Urtheil rechtfertigen. Wie viel einfacher wäre es gewesen, die Theilnahme Deutschlands an dem Revolutionskriege und seine dadurch bewirkte Auflösung (was eigentlich der Gegenstand dieses Theils ist) nach den drey Coalitionen, als eben so vielen Perioden, darzustellen! Die Regierung K. Franz II, welcher dieses XX Buch gewidmet ist, macht allerdings Epoche schon durch die Ereignisse, unter welchen er den Thron bestieg. Aber wenn das ganze Werk nur der Regierung der Kaiser folgt: so ist es wenigstens keine „Geschichte der Deutschen.“

Rec. thut mit diesen Bemerkungen dem Vf. um so weniger Unrecht, da er glauben darf, daß Hr. M. sich hierin bloß nach der Form seines Vorgängers bequemt habe. Wir müssen hinzusetzen, daß ihm dessenungeachtet dasjenige, was wir eigentlich zum Gegenstand der deutschen Geschichte zählen, durch die meisten Capp. hindurch vor Augen geschwebt habe, wenn er auch nur durch Nebenbemerkungen darauf hingewiesen haben sollte. Wenn er im I Cap. (das zur Überschrift hat: „Fortsetzung der Unterhandlungen zwischen Frankreich und dem wiener Hofe u. s. w.“), wiewohl erst S. 11, sagt: „Wer hätte damals (1792) geglaubt, daß der Krieg so mächtiger Fürsten, mit welchen sich in kurzer Zeit beynahe alle übrigen Mächte Europas vereinigten, gegen-

nen durch die Greuel der abscheulichsten Anarchie zerrütteten Staat, — auch die Ordnung der Dinge in Deutschland — mächtig erschüttern würde?" so erkennen wir hier die eigentliche Aufgabe des vorliegenden Theils. Wenn Hr. M. ganz nach eigenem Plane geschrieben hätte: so dürften wir wohl annehmen, daß er, statt im ersten Cap. bloß das Verhältniß des wiener und berliner Hofes zu Frankreich, und den Anfang ihres Kriegs zu schildern, voraus eine nähere Übersicht von der ganzen Lage Deutschlands und seiner verschiedenen Provinzen, vornehmlich der Rheinländer, von der Stimmung der Einwohner, ihrer Bearbeitung, der Lage der Fürsten u. s. w. vor dem Ausbruch des Kriegs, gegeben hätte, um danach um so bestimmter zeigen zu können, wie sich dieses alles gewendet habe. — Wie der Reichstag während des Zwischenreichs eine bis dahin bestandene Lücke in der Reichsverfassung um eben dieselbe Zeit ausfüllte, da von einer anderen Seite her der Grund zu ihrer Zerstörung gelegt wurde, ist S. 18 sehr gut angezeigt. — Der Zeitpunkt, von welchem an es bereits kein deutsches Vaterland mehr gab, ist im VI Cap. S. 107 genau bemerkt. Wenn in der Folge weiter entwickelt wird, unter welchen Einwirkungen von *außen* dieses hauptsächlich geschah: so möchte doch auch das *innere* Verhältniß hin und wieder einer näheren Auseinandersetzung bedürfen. — Welch unerwartete Wendung es durch den Frieden von Campo Formio für das deutsche Reich genommen, ist S. 151 — 157 sehr freymüthig in Rücksicht des wiener Hofes dargethan. — Die sich durchkreuzenden Interessen beym Entschädigungsgeschäft unter den Reichsständen selbst; was die Würde des Reichs erforderte, was die Lage nothwendig machte, findet man S. 283 ff. Beym Anfang der dritten Coalition sagt der Vf. wieder: „Wer hätte glauben sollen, daß ein Krieg, der wegen einer unfruchtbaren, nahe an Afrika gelegenen, Insel geführt wurde, das Ende des deutschen Reichs herbeyführen würde? Doch nicht Maltha war der wahre oder eigentliche Grund, u. s. w.“ S. 325. Auf solche Weise wird hin und wieder auf den Hauptgesichtspunct hingeleitet. Rec. könnte fortfahren, noch manche, dem deutschen Patrioten besonders wichtige Stellen auszuzeichnen; es gehört dieses aber eigentlich nicht für unseren Zweck, und wird von den Lesern wohl selbst gefunden werden. Auch die Schlüsse und weiteren Betrachtungen über die Ursachen, welche die Auflösung des deutschen Reichs herbeygeführt, sind nahe genug gelegt.

Manches des bisher Gesagten wird sich auch auf die XX vorhergehenden Theile anwenden lassen. Wir glauben, daß das Urtheil über das *schmidt-milbiller'sche* Werk, im Ganzen genommen, ziemlich allgemein übereinstimmend seyn werde. Alle erkennen, daß diese Geschichte hauptsächlich zur Belehrung eines größeren Publicums über vaterländische Angelegenheiten bis daher sehr nützlich gewesen sey. Sie ist größtentheils gründlich und anpruchlos, gewissermaßen wie der Deutsche selbst.

Es wird aber wohl Niemand behaupten, daß sie keine Mängel habe, oder daß das Ideal einer Geschichte der deutschen Nation in ihr schon erreicht sey.

Dieses hier weiter aus einander zu setzen, gehört nicht zur Aufgabe der gegenwärtigen Recension; eher würde es noch die Frage seyn: wie das von Hn. Milbiller in seiner akademischen Antrittsrede (1800) aufgestellte Ideal hiezu tauge, und wie weit es von seinem Vorgänger und ihm selbst erreicht sey? Es ist aber noch einiges in Beziehung auf den vorliegenden 21 Theil hier anzumerken. Der Vf. schließt, unmittelbar nach dem Auszug aus K. Franz II letzten Noten, mit folgenden Worten: „Hiemit nahm also das deutsche Reich ein Ende; das älteste der Kaiserthümer hörte auf; eine Verfassung, an deren Herstellung durch Jahrhunderte gearbeitet worden, deren Befestigung während eines dreißigjährigen Kriegs Ströme von Blut gekostet hatte, und durch deren Begründung die Stände des Reichs allein glücklich zu werden gehofft hatten, ist als zweckwidrig und unbrauchbar vernichtet. Eine traurige Empfindung muß jedes ächten Deutschen sich bemächtigen, wenn er auf seine Nation hinsieht, — sie, die einst, so kraftvoll und groß, die erste Rolle in der Welt spielte, und am Ende, sich ganz unähnlich, wie ein unbedeutender Schatten, verschwand!“

Rec. kann es einem Geschichtschreiber der Deutschen nicht verdenken, wenn ihm hier der Griffel entfällt. Allein der Vf. hatte selbst unmittelbar vor der Darlegung der beiden kaiserlichen Urkunden gesagt (S. 370): „Noch war das deutsche Reich (durch den pariser Tractat 12 Jul. 1806) nicht ganz aufgelöst. Im östlichen und nördlichen Deutschland bestand noch ein Theil desselben; die Fürsten dieser Länder hatten sich von dem gemeinsamen Bunde noch nicht losgerissen.“ Mit Recht konnte also der Leser erwarten, auch noch zu hören, wie es diesen ergangen; und in wiefern das furchtbare Ungewitter, das gleich darauf über jenen Theil von Deutschland ausbrach, mit dem vorhergehenden in Verbindung stand. Wenn der vorliegende Theil mit der Theilnahme Oesterreichs und Preussens am Revolutionskrieg beginnt; wenn bald hernach gezeigt wird, was durch den Zurücktritt des letzteren Hofes von der ersten Coalition, dem zunächst auch Hessen-Cassel folgte, bewirkt wurde: sollte nicht auch das letzte Schicksal von Preussen und Hessen, auch das unglückliche Ende des Herzogs von Braunschweig, und eben so des Königs von Schweden Abzug von demselben Punkte Deutschlands, den sein großer Ahnherr vor nicht 200 Jahren als Retter Deutschlands betreten hatte, — für die letzten Scenen des großen Trauerspiels vorbehalten worden seyn, damit der Zuschauer erführe, wie, nach den Gesetzen des Drama, jeder Rolle ihre Entscheidung wurde? — Doch der Vf. mag seine Gründe gehabt haben, warum er hier abbrechen wollte.

Endlich ist noch eine Hauptfrage: Hat denn überhaupt die Geschichte der Deutschen mit der Geschichte der alten Reichsverfassung ein Ende? Wenn diese

verschwindet: verschwindet denn auch die Nation? — Hr. M. scheint sich beynahe in der Idee zu gefallen, „dass es wohl wenige Schriftsteller gegeben habe, welche, da sie die Geschichte ihrer Nation schrieben, auch das Ende des Reichs, dem sie angehörte, erlebten, und ihre Geschichtsbeschreibung zugleich mit demselben beschloßen.“ (Vorbericht.) Um so weniger scheint es überflüssig zu seyn, auch in Beziehung auf die oben angeführte Stelle die Worte zurückzurufen, welche bey der Auflösung des Reichs durch den schwedischen Gesandten ausgesprochen wurden: „Wenn die heiligsten Verbindungen, welche mehr als tausend Jahre hindurch das deutsche Reich zusammenhielten, jetzt aufgelöst worden: so kam doch niemals die deutsche Nation vernichtet werden, und durch die Gnade des Allerhöchsten wird Deutschland, dereinst aufs neue vereint, zu Macht und Ansehen wieder hergestellt werden!“

Bev der jetzigen großen Thätigkeit der Deutschen im Reden und Schreiben, (wie hauptsächlich die jetzigen Dmten zeigen, welche zuletzt und am tiefsten gefallen sind,) ist die geringste Forderung an die Geschichte diese, dass wir ein solches Gemälde unseres Unglücks der Nachwelt überliefern, wodurch wir beweisen; dass es uns wenigstens an der Kenntniss unseres Zustandes nicht gefehlt habe. Wir hoffen, dass auch Deutschland einst seinen Gibbon finden werde. — C —

Der Anfang des dritten Theiles ist der Schilderung des Zustandes, in welchem sich Deutschland seit 1740 befinde, gewidmet. Zuerst von dem Fortgange der Wissenschaften. Unter diesen werden aber nur die alte Literatur, die Philosophie, die Rechtsgelahrtheit und die Theologie erwähnt. Von der Arzneywissenschaft, der Mathematik, der Naturgeschichte u. a. m. kommt nichts vor. Als wenn die Deutschen in diesen Wissenschaften nicht so bedeutende Fortschritte gemacht hätten! Hierauf wird von der Ausbildung der deutschen Muttersprache gehandelt. Bey dem Verdienste, das sich Gottsched,

Hagedorn, Gellert, um dieselbe erworben haben, hält sich der Vf. etwas länger auf; desto kürzer werden aber die neueren vorzüglichen Schriftsteller abgehandelt. Der Geschichte und Erdkunde wird die Ehre, aufgeführt zu werden, gar nicht zu Theil. Der Einfluss, den die Entfernung der Jesuiten von den Universitäten und anderen Schulanstalten auf den Unterricht in den katholischen Ländern äusserte, wird gut dargestellt. Der Vf. geht von da zu der außerordentlichen Vermehrung der deutschen Schriftsteller und der Erweiterung des Buchhandels fort. Er zeigt, wie die Einschränkung der Pressfreyheit eine nothwendige Folge derselben gewesen ist. Von dem Zustande der deutschen Universitäten, von den Bemühungen der Deutschen, ihren Geschmack in den Künsten zu veredeln, wird nichts gesagt. Die Darstellung der Sittenverfeinerung hätte auch interessanter ausfallen können. Voltaire habe zur Aufklärung der Deutschen, aber auch zum Misbrauche dieser Aufklärung, sehr viel beygetragen. Aber von dem, was Lessing, was die berlinische deutsche Bibliothek wirkte, ist nichts erwähnt. Nur Lavaters Wunderglaube wird gerügt; die Exorcismus-Schwärmerey und Mesmer werden nicht vergessen. Die Fortschritte in der Landwirtschaft, in den Handwerken und Künsten; in Manufacturen, im Handel, werden hinlänglich dargestellt. Gern verweilt man bey dem, was über den Nationalreichtum der Deutschen gesagt ist; bey den Nachrichten von dem Zuwachse der Volksmenge; bey den Folgen, die die Aufklärung für die dem Wohle der Menschheit gewidmeten Anstalten, für die Verbesserung des Justizwesens, gehabt hat. Zum Schluß noch der politische Zustand des deutschen Reichs, die vergrößerte Macht einiger deutscher Fürstenthümer, die Fehler der deutschen Verfassung und die veränderte Denkart über Gegenstände des geistlichen Staatsrechts. Hier ist der Vf. in seinem rechten Fache. Den Oberrest dieses Theiles nimmt ein vollständiges Register über das ganze Werk und eine recht brauchbare Zeittafel über die deutsche Geschichte ein. Jg.

K U R Z E A N Z E I G E N .

Handbuch. Leipzig, b. Feind: *Elementar-Unterricht für Mädchen.* Zweytes Lehr- und Lese-Buch. Von einer Lehrerin. Mit Tabellen. 1806. 448 S. 8. (1 Rthlr.) Diese Lehrerin hat sich bey ihrem Elementar-Unterricht, dem Zweck vorgesetzt, „Mütter, welche ihre Kinder selbst unterrichten wollen, dahin zu führen, diese selbst fragen zu können.“ Aber zu diesem Zwecke müßte das Buch eine ganz andere Gestalt haben. Die weidäuffige Fragmethode, wo viele andere Dinge mit eingemischt werden, die nicht zur Sache gehören, ist dabey ganz unnütz, und dem eigentlichen Unterricht, der hier auf 448 Seiten ausgedehnt ist, hätte fuglich auf 30 Seiten ertheilt werden können. Soll aber vielleicht das Buch für Mütter zugleich ein Leitfadn seyn, wie sie diesen Unterricht in Rücksicht seiner Form ertheilen sollen: so sieht man nicht ein, wie dieser Zweck erreicht werden kann, da die Kinder bey dem wirklichen Unterricht ganz gewiss nicht die Antworten geben werden, welche die Kinder nur im Buche auf die Fragen der Mutter thun; denn das Verhältniß der Fragen und Antworten zu einander ist so unnatürlich, daß man nur zu deutlich sieht, daß beide von einer und ebenderelben Per-

son herkommen. Selbst als ein Lesebuch, welches Unterhaltung und Belehrung vereinigen soll, erreicht es seinen Zweck nicht, indem bey aller Weitschweifigkeit doch zu wenig für die Unterhaltung gesorgt ist. Diese Lehrerin sollte daher, ehe sie einen dritten Band erscheinen läßt, sich den Zweck derlich vorstellen, den sie erreichen will; ob sie für Mütter oder Töchter, oder für beids zugleich schreibt; sie sollte überlegen, ob ihr Buch als ein Leitfadn bey dem Unterricht selbst, oder als ein Vorbereitungs-mittel zum Unterricht, oder als ein Lesebuch zur Unterhaltung gebraucht werden soll. Das gegenwärtige ist zu keinem dieser Zwecke eingerichtet. Es hat drey Abtheilungen. Die erste Abtheilung hat keine Überschrift. Es ist aus schwer, durch diese Überschrift den Inhalt in dieser Abtheilung zu charakterisiren. Unter andern werden dem das Rechnen und einige geometrische Begriffe abgehandelt. Die zweyte Abtheilung handelt von Steinen, Pflanzen und Thieren, und die letzte vom Menschen. Die zwey besagten Tabellen geben eine Übersicht über die Classification der Pflanzen.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 JUNIUS, 1809.

M A T H E M A T I K.

PARIS, in d. kaiserl. Druckerey: *Connaissance des Temps ou des mouvemens célestes. A l'usage des Astronomes et des navigateurs; publiée par le Bureau des Longitudes. Pour l'an XV. 504 S. Pour 1808. 502 S. und 1809. 502 S. 8.*

Wir sind unseren Lesern noch die Anzeige dreyer Jahrgänge dieser, den Astronomen und Seefahrern gleich schätzbaren Ephemeriden schuldig. Mit dem Jahre XV der Republik hörten sie auf, diese Zeitrechnung zu befolgen, und nicht für XVI, sondern für 1808 erhielten wir den nächsten Band, der, außer den Himmelererscheinungen für dieses Jahr, noch die zwischen dem Schlusse von XV und dem 1 Jan. 1808 verfloßene Zeit enthält, und dadurch die zwischen beiden Zeitrechnungen existirende Lücke ausfüllt. Größeres Format zeichnet diesen und den folgenden Band außerlich vor seinen Vorgängern aus; auf einen wesentlichen Vorzug des Inhalts werden wir später zurückkommen.

Wir verweilen nicht bey den Ephemeriden, denen übrigens von XV an die neuen bürgerlichen Mondtafeln zum Grunde liegen; schon öfter wurden sie in diesen Blättern erwähnt, und wir finden keine wesentliche Veränderung darin. Der Band für 1809 enthält die bekannte Tafel der geographischen Längen und Breiten in alphabetischer Ordnung, nach den neuesten Angaben von Buache vermehrt und verbessert. Diese Einrichtung, die das Auffinden der Orte erleichtert, hat Vorzüge vor der vorigen, wo die Positionen nach den Eintheilungen der politischen Geographie geordnet waren.

Der Jahrgang XV enthält in den Additions: Ein Memoire von Lalande über die Sonnenfinsterniß des 17 August 1803. Außer einer Sammlung von Beobachtungen dieser Finsterniß, auch einige daraus gezogene Resultate, u. a. Madrid westlich von Paris 24° 11' in Zeit; Triesnecker hat aus vielen Beobachtungen 24° 9' gefunden. — Verzeichniß von 24 nördlichen Sternen, von Vidal beobachtet, und von Flaugergues reducirt. — Eine Tafel der Veränderung der jährlichen Präcession der Fixsterne von Moigno. Begreiflich wächst die Ascension und Declination eines Sterns nicht gleichförmig, oder die Reihe, die diesen Wachsthum ausdrückt, bricht nicht mit dem ersten, in die erste Potenz der Zeit multiplicirten Gliede ab. Oft hat man die jährliche Präcession für eine zu lange Zeit als unveränderlich angenommen, und ist dadurch in Fehler verfallen, deren Ver-

meidung man durch gegenwärtige Tafel erreichen kann. Rec. findet indeß ihren Gebrauch nicht sehr bequäm, da sie mit doppelten Eingängen ist, und, vorzüglich für Circumpolarsterne, eine mühsame Interpolation erfordert, die nicht immer zu einem sicheren Resultate führen wird. — Tafel der Zenithdistanzen, der Azimuthe und der parallactischen Winkel, für die Breite von Paris (48° 50' 10") von Chompré. Diese Tafel nimmt 42 Seiten ein, und geht von 49° nördlicher Declination bis zum Pole; sie macht die Fortsetzung der früher berechneten, alle Grade zwischen 28° südl. und 48° nördl. Declination enthaltenen Tafeln aus; ihr Nutzen erstreckt sich nur auf Paris und auf die Rechnungen, bey welchen man eine Genauigkeit von ein paar Secunden nicht verlangt. Rec. hat sich aus seiner eigenen Erfahrung den Satz abstrahirt, daß alle dergleichen Tafeln wenigen Vortheil gewähren, und daß die oft mühsamen Interpolationen, und die anderen von ihrem Gebrauche unzertrennlichen Unbequemlichkeiten, mehr Zeit zu rauben pflegen, als die directe Bezeichnung der darin enthaltenen Angaben. — Über die Theorie des Jupiter und Saturn von Laplace. Die glänzenden Entdeckungen, die Laplace über die vorher unerklärlichen Anomalien in den Bewegungen dieser beiden Planeten machte, sind bekannt; sie setzten Delambre in den Stand, neue Tafeln zu construiren, die die Beobachtungen sehr gut darstellten, und selten über 30" abirrten. Bouvard, der schon oft die Ideen des berühmten Laplace ausführte, unternahm auch jetzt, die Theorie dieser Planeten durch Anwendung der Gleichungen zu verbessern, die den Astronomen aus dem 3 Theile der *Mécanique céleste* bekannt sind; indeß revidirte Laplace diese Gleichungen mit der möglichsten Sorgfalt, und fand noch einige Verbesserungen, die er in einem Supplemente zu seiner Theorie der Planeten bekannt machte. Das Verfahren, das Bouvard anwandte, aus diesen Untersuchungen den möglichst großen Nutzen zu ziehen, verdient das größte Lob, und es ließe den schönsten Erfolg, den es hatte, zum Voraus erwarten. Die Oppositionen des Jupiters und Saturns von 1747 — 1803, größtentheils von Bradley und Maskelyne beobachtet, gaben eine Menge von Conditionsgleichungen, aus welchen, außer den Variationen der elliptischen Elemente der Bahnen, noch die Correctionen der vorausgesetzten Planetenmassen bestimmt werden konnten. — So findet Bouvard die Masse des $\frac{1}{2}$ = $\frac{1}{111.111}$ der Sonnenmasse, welches Resultat offenbar dem vorzuziehen ist, welches man aus den bisher beobachteten Elongationen des 4ten (alten) Satellit

ten hergeleitet hatte. Für Jupiter fand sich keine wesentliche Verbesserung, und die Masse, die Newton aus den Abständen der Trabanten folgerte, wurde durch diese auf ganz andere Gründe gebaute Untersuchung aufs vollkommenste bestätigt. Da die *gründes Inegalités* der beiden Planeten, in dem Zeitraum, den die erwähnten Oppositionen umfassen; durch ihr Maximum gingen: so kann man sehr auf die mittlere Bewegung, die *Bowward* bestimmte, rechnen; eben so auf die elliptischen Elemente; und auch auf die von der Masse des Saturns abhängenden Ungleichheiten, weil *Laplace* versichert, daß *Plamsted's* Beobachtungen den obigen Werth dieser Masse bestätigen. Indess werden in der Folge anzustellende Beobachtungen die *gründes Inegalités* mit noch mehr Genauigkeit angeben, und die Zweifel heben, die man aus den etwas unvorteilhaften Umständen, unter welchen *Bowward* diese Bestimmungen machen mußte, heben kann. — Geschichte der Astronomie fürs Jahr XI (1803) von *Jérôme Lalande*. Meistens als Nachrichten, die unseren astronomischen Lesern schon bekannt seyn werden, und die wir deshalb schweigend übergehen. *Lalande* hat neue Venustafeln berechnet, mit Anbringung der Störungen nach *Laplace*; sie sind nach S. 317 bewundernswürdig genau, und irren für die unteren Conjunctionen von 1795 — 1801 nur einmal 2" von den Beobachtungen ab, 4 mal 4" und einmal 9". *Lalande* führt eine sehr sonderbare Beobachtung an, von *Vidal* in Mirepolx; er sah am 11ten October 1803, 21 und 22 mit der Sonne zugleich im Felde des Mittagsfernrohrs: *Ret.* wünscht sehr, daß Hr. *Vidal* sich über die Art erklären möge, wie er solche unergreifliche Beobachtungen dem Himmel abgewinnt; schwerlich wird die große Reinheit der Luft im südlichen Frankreich allein hinreichen, die Möglichkeit davon zu erklären. Der geschickte Uhrmacher *Honoré Pons* hat ein neues völlig freyes Stosswerk für Pendeluhrn erfunden, und die Beschreibung davon dem Institute vorgelegt. — Über die ringförmige Sonnenfinsternis im Jahr 1781. *Delambre* hat die Beobachtungen dieser Finsternis unter *Lemouner's* Papieren wieder aufgefunden, und *Lalande* benutzt sie hier, die Länge von Domingo, $= 4^{\circ} 47' 6''$ westlich von Paris, daraus herzuleiten. Da man außer der Observation, die zwey spanische Seeofficiere in Domingo ansteltten, nur eine sehr unvollständige Beobachtung von *Lemouner* besaß: so konnte man aus dieser Sonnenfinsternis für die Bestimmung der Sonnen- und Mond-Durchmesser keinen Nutzen ziehen. — Über die Reduction der Distanzen des Mondes von der Sonne; eine Formel von *Lagrange*, nach welcher *Röthas* ein Instrument construiren ließ, welches die Reduction ohne Rechnung giebt. — Über die *berda'schen* Reflexionskreise von *Burckhardt*. *Mendoza* hatte es diesem Instrumente zum Vorwurfe gemacht, daß es sehr schwierig und ermüdend sey, beide Bilder während der Bewegung des Schiffs ins Fernrohr zu bringen; indess zeigt *Burckhardt*, daß eine von *Troughton* beym *mendoza'schen* Kreise angegebene Erfindung auch auf den *burda'schen* mit

gleichem Nutzen angewandt werden kann. Die ganze Vorrichtung besteht in einem Halbkreise, den man an die Alhidade des kleineren Spiegels befestigen läßt, und den man so theilt, daß man den o Punct für die parallele Lage beider Spiegel ansetzt; die übrigen Theilstriche, die man nur von Grad zu Grad so stark aufrägt, daß man sie selbst bey nächtlichen Observationen ohne Mühe erkennen kann, geben dann, wie beym Sextanten, die halbe Distanz der beobachteten Gegenstände. Für eine Mondobservation kann man daher aus einem astronomischen Kalender die zu beobachtende Distanz ungefähr entnehmen, und den großen Spiegel auf den correspondirenden Punct des Halbkreises stellen; eine simple Bewegung der Ebne des Instruments wird dann beide Bilder ins Fernrohr bringen. — Beobachtung der Sonnenfinsternis den 17 Aug. 1803 und daraus gezogene Resultate von *Méchain*. Bey dieser Gelegenheit giebt *Méchain* die geographische Breite von Tortosa, wo er selbst beobachtete, $= 40^{\circ} 48' 38''$, 2 an, und für das Portal der Domkirche $40^{\circ} 48' 45''$, 8. Die Meridianunterschiede von Paris, die er findet, sind folgende: Tortosa $7^{\circ} 10' 8''$; Valencia $10^{\circ} 59' 7''$; Madrid $24^{\circ} 19' 2''$; Tanger $33^{\circ} 9' 2''$ westlich, und Palma $40' 1''$ östlich von Paris. — Auszüge aus dem 2ten und 3ten Bande der *struvs'schen* Beyträge. — Formeln für die Parallaxe des Mondes von *Laplace*, auf die Form der Tafeln gebracht von *Burckhardt*. Eine angehängte Vergleichung mit *Mayer's* Parallaxe zeigt, wie klein die Unterschiede zwischen beiden sind; ihre Summe geht auf 7": allein nie kann die aus beiden Tafeln berechnete Parallaxe so viel verschieden seyn, weil es unmöglich ist, daß alle Differenzen zugleich ihr Maximum erreichen. *Burckhardt*, der die Constante nicht aus Beobachtungen, sondern aus den Pendellängen $= 56^{\circ} 59' 31''$ unterm Äquator herleitet, giebt eine Discussion der dabey noch möglichen Fehler; woraus er folgert, daß sein Resultat bis auf 2" sicher seyn muß; *Bürg* stimmt in der That bis auf 17" hiemit überein, indem er $57' 1''$ findet. Die Differenz ist nicht von Bedeutung, und schwerlich möchte sich die Parallaxe fürs erste der Wahrheit noch näher bringen lassen. — Eine Interpolationstafel für den Mond von *Guerin* enthält die zweiten und dritten Differenzen, und ist für Interpolationen eingerichtet, die die Mondörter für alle 12 Stunden, wie in der *Comm. des T.* voraussetzen. — Über die Interpolationen von *Burckhardt*; dieses kleine *Mémoire* wurde durch die eben angezeigten Tafeln veranlaßt, und lehrt eine andere Methode, die höheren Differenzen in Rechnung zu bringen. Wenn man die Differenzen durch $\Delta^1, \Delta^2, \Delta^3$ u. f. w. bezeichnet, und die Entfernung der Zeit, für welche man interpoliren will, vom Anfangspuncte durch n (die Intervalle $= 1$ angenommen): so muß man zum ersten Gliede
$$\Delta^1 + \frac{n-1}{1 \cdot 2} \Delta^2 + \frac{n-1}{1 \cdot 2} \cdot \frac{n-2}{2 \cdot 3} \Delta^3$$
 u. f. w. addiren; die Glieder dieser Reihe hat man in Tafeln gebracht, wie z. B. die angezeigten von *Guerin*; stat ihrer schlägt *Burckhardt* vor, die Differenzen successiv zu verbessern, und so die Reihe auf ihr erstes Glied

zurückzuführen. Man sieht leicht, daß man hat
 corrigirtes $\Delta \frac{(m)}{m} = \Delta \frac{(m)}{m} + \frac{n-m}{m}$ Corrigirtes $\Delta \frac{(m+1)}{m}$

woraus denn die successiven Verbesserungen unmittelbar folgen. Rec. kann nicht sagen, daß ihm dieses Verfahren vor dem gewöhnlichen Vorzüge zu haben scheine, zumal wenn man sich ein für allemal ein Täfelchen von den Coefficienten $n, \frac{1}{2}(n \cdot n - 1), \frac{1}{6}(n \cdot n - 1 \cdot n - 2)$ formirt hat. — Beobachtungen des Kometen von 1804 von *Messier* in Paris und von Dr. *Olbers* in Bremen. *Messier's* Beobachtungen sind zum Theil sehr entstellt, wahrscheinlich durch eine irrige Annahme der verglichenen Sterne. — Tafel der sternleeren Orte am Himmel, von rothen Sternen und von Sternen, die man für veränderlich hält, aus der *Histoire céleste* von *Lalande*, nebst einigen Bemerkungen über den Inhalt dieser Tafeln. Die rothen Sterne scheinen die Aufmerksamkeit der Astronomen und Physiker sehr zu verdienen, da man auch darin sehr merkwürdige Veränderungen bemerkt hat; z. B. bey *Sirius*, der sein ehemals sehr rothes Licht in weißes verwandelt hat. — Verschiedene Beobachtungen von *Vidal* übergehen wir, weil sie schon bey einer andern Gelegenheit in diesen Blättern erwähnt wurden. — Beobachtung der Mondfinsternisse vom 26 Jan. 1804 von *Flaugergues*. — Über die Refractionen von *Méchain*. *Vidal* hatte die Refr. für 2° 15' Höhe 1' 11" kleiner gefunden als nach *Bradley's* Tafel; zwey Beobachtungen des *y Ursae maj.*, die *Méchain* in Carcassonne anstellte, gaben für 3° 44½' Höhe die *Bradley'sche* Refraction 11" zu groß. Ind. es kann man diesen Bestimmungen kein sonderliches Gewicht beylegen, indem auf der Declination des Sterns noch ein Zweifel von einigen Secunden ruht. — Vierte Sammlung astronomischer Beobachtungen von *Messier* von 1765 — 1769; größtentheils Sternbedeckungen und Finsternisse, und noch manche andere astronomische Nachrichten. — Mémoire über die Bedeckungen der Spica vom Monde von *Lalande*. Eine ansehnliche Sammlung von Beobachtungen der beiden letzten Bedeckungen dieses Sterns im Jahre 1801; zum Theil schon berechnet. — Beobachtete Zenithdistanzen des Polarsterns auf der seeberger Sternwarte. — Opposition des Uranus 1802, von *Conti* in Rom. Fehler der *orianischen* Tafeln — 23".5 in Länge und — 7".4 in Breite. — Opposition des Uranus 1803 von *Flaugergues*; sie ereignete sich nach diesen Beobachtungen den 30 März 14^h 13^m 17^s M. Z. in Paris in 6° 9' 25" 17" der Länge, vom mittlern Nachtgleichpunkte angerechnet. — Beobachtungen der *Palas* vom Entdecker. — Sternbedeckungen von *Kizer* in Amsterdam. — Ein von *Burchhardt* an das *Bureau des longitudes* abgestatteter Bericht über ein Mémoire von *Duc la Chapelle*, welches einige in der Luftblase des Niveaus beobachtete, durch die Nähe eines erwärmten Körpers verursachte Bewegungen betrifft. *Burchhardt* untersuchte die Sache selbst, mittelst der beiden Niveaus des Mittagsfernrohrs der *Ecole militaire*, fand aber die Erscheinungen nicht durchaus bestätigt. Dem Schluß, den er aus sei-

nen Erfahrungen zieht, daß man bey nöthiger Vorsicht keine aus dieser Ursache entspringenden Fehler zu fürchten habe, stimmt Rec. vollkommen bey. — Eine kleine Biographie des Astronomen *Bernier*, von seinem, nun auch verewigten, Lehrer *Lalande*. — Preisaufgaben des Instituts von Paris, der Akademie zu *Turin* und der zu *Berlin*. — Beobachtungen zu *Viviers* von *Flaugergues*; auch eine Formel, den Mercursdurchmesser aus seinen Vorübergängen vor der Sonne zu finden. — Fluthbeobachtungen aus einigen französischen Häfen. Rec. hätte hiervon mehr Detail zu erhalten gewünscht, hofft aber, die Beobachtungen bald an einem andern Orte bekannt gemacht zu sehen. — Beobachtungen von *Vidal* in *Mirepoix*; sie zeugen von dem außerordentlichen Himmel in *Mirepoix*, und von der Geschicklichkeit des Beobachters. — Über die Sonnenfinsternisse des 10 Febr. 1804 von *Méchain*. Er selbst beobachtete in *Palma*, und berechnete diese, nebst noch einigen andern spanischen Beobachtungen, und einer von *Al Beit* in *Fez*: indels waren ihm noch nicht genug auswärtige Beobachtungen bekannt, weshalb die Resultate, die er findet, nur als vorläufige anzusehen sind. — Nutationstafeln nach *Laplace's* Constante = 10".083, sehr genau berechnet, aber durch wesentliche Druckfehler entstellt; es müssen z. E. in den Argumenten der ersten und zweyten Tafel drey Zeichen subtrahirt, nicht addirt, werden; auch muß man die unteren Zeichen der dritten Tafel verwechseln. — Analytische Methode, Finsternisse zu berechnen, von *Chabrol*. — Über die Phasen des Saturnrings im Jahr 1803, von *Flaugergues*. Aus seinen eigenen Beobachtungen folgert der Verfasser die Länge des Ringknotens 5° 17' 10" 53" und sein jährliches syderisches Zurückweichen etwa 37". —

Mit dem Jahre 1808 geht eine neue Epoche für die *Connoissance des tems* an; *Delambre* übernahm ihre Redaction, indem die Schwächlichkeit des alten *Lalande* ihm nicht mehr erlaubte, dieses so lange rühmlich geführte Geschäft fortzusetzen.

Ein sehr wichtiger Artikel, der diesen Band anfängt, und der in der Folge regelmäßig fortgesetzt werden soll, besteht in den Beobachtungen auf der kaiserlichen Sternwarte in Paris. Ein vortreffliches *ramsdensches* Mittagsfernrohr von 8 Fuß, wie es scheint, ganz nach dem Muster des seeberger gebaut, eine Pendeluhr von *Berthoud*, deren Gang diesem Künstler Ehre macht, und ein Mauerquadrant von *Bird*, bilden den Instrumentenvorrath; die Beobachtungen sind so wie die greenwicher geordnet, und umfassen alle den Astronomen interessanten Himmelserscheinungen. Rec. zweifelt keinen Augenblick daran, daß diese Sammlung von Beobachtungen in der Folge einen eben so hohen Werth erlangen wird, als die von *Bradley* und *Maschelyne* herausgegebenen; jedoch gesteht er, daß es ihm einigermals befremdet, keine directen Beobachtungen zur Bestimmung des Collimationsfehlers des Quadranten zu finden. Dadurch daß man den Collimationsfehler durch Vergleichung mit andern Sternkatalogen herleitet, verliert man den wesentlichen Vortheil der Unabhängig-

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 J U N I U S, 1809.

M A T H E M A T I K.

PARIS, in d. kais. Druckrey: *Connaissance des Tons ou des mouvements célestes. A l'usage des Astronomes et des navigateurs; publiée par le Bureau des Longitudes etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine Anzeige von einigen neuen astronomischen Formeln u. s. w. enthält unter anderen *Mendoza's* Methode, Mondsdistanzen zu reduciren, die sehr verdient, allen Seefahrern empfohlen zu werden. — Ein Aufsatz über die astronomischen Kenntnisse der Hindus von *Delambre* war uns sehr interessant; wir glauben, ihn auch astronomischen Lesern empfehlen zu dürfen. Die Erklärung, die *Delambre* von der Sinustafel dieses alten Volks giebt, ist sinnreich und sehr treffend. — Die Sammlung einiger, zur Wiedereinführung des gregorianischen Kalenders u. s. w. gehöriger Actenstücke ist hier sehr am rechten Orte; sie würden sonst nur Wenigen bekannt geworden seyn. — Ein kleiner Aufsatz von *Lalande* über die Sonnenfinsternisse des 16 Juny 1806; giebt u. a. die Länge von Berlin 44°4'; bey dieser Gelegenheit macht *Lalande* eine Bemerkung über die hiebey noch Statt findende Differenz, die er aber sicher viel zu hoch anschlägt.

Der Band für 1809 enthält Beobachtungen auf der kais. Sternwarte in Paris vom 23 Sept. 1804 bis 27 Nov. 1805. *Bottard* hat hiebey die Vorsicht angewandt, das Mittagsfernrohr bey jeder Observation nach der *Marque méridienne* zu berichtigen. So lobenswerth dieses Verfahren auch ist: so würde Rec. doch einer Prüfung durch den Polarstern, in den meisten Fällen, mehr Gewicht beylegen. Am zweckmässigsten wäre es wohl, keine dieser Methoden ganz zu vernachlässigen, indem eigentlich nur beide zusammen genommen alle Zweifel über die Aufstellung des Instruments zerstreuen können. — Eine fünfte Suite von astronomischen Beobachtungen von *Messier* geht von 1766 — 1764, und enthält viele Finsternisse der Jupiterstrahlen u. s. w. — *Flambergues* theilt seine Beobachtungen im Jahre 1806 mit, und giebt eine Verbesserung seiner Formel, bey correspondirenden Sonnenhöhen die Veränderung der Refraction in Rechnung zu bringen. — Ein hier gegebenes Verfahren von *Burckhardt*, das Räderwerk von Uhren zu bestimmen, die die Bewegung der Planeten darstellen sollen, würden wir den Künstlern empfehlen, wenn wir ihnen empfehlen könnten, sich mit solchen undankbaren Arbeiten zu befassen. — *Burckhardt* schlägt vor, den Knoten der Mondsbahn durch Bedeckungen von Sternen zu bestimmen, S. A. L. Z. 1809. Zweyter, Band.

deren Breite man nicht als bekannt voraussetzen braucht. Diese Methode gründet sich auf die Bewegung der Knoten, die den Mond sowohl, bey dem Auf- als Nieder- Steigen in seiner Bahn, dem Sterne nahe vorbeiführt; sie hat Ähnlichkeit mit der Methode der correspondirenden Höhen, und kann allerdings von Nutzen seyn. — Über die Bewegung der Sonne und des Planetensystems giebt *Burckhardt* analytische Formeln; deren Veranlassung eine neuerlich von *Herschel* über diesen Gegenstand bekannt gemachte Abhandlung ist. Der Gesichtspunct, von welchem der Verfasser die Aufgabe betrachtet, scheint nicht sehr vorthellhaft gewählt zu seyn, und Rec. glaubt, dass man eigentlich etwas ganz anderes zum Zwecke der Untersuchung machen muss. Die beobachteten eigenen Bewegungen der Sterne geben ein Mittel an die Hand, mathematisch zu entscheiden, ob die Bewegung des Sonnensystems sehr wahrscheinlich ist, oder nicht; nur in jenem Falle wird man die Richtung der Bewegung auffuchen dürfen, und auch da nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit verfahren müssen. Indess hat diese Untersuchung die reelle Schwierigkeit, dass wir die eigenen Bewegungen der Sterne noch nicht mit genug Sicherheit kennen; es existiren auch viele kleine Sterne, die wegen ihrer starken Bewegung mit zum Resultate gezogen zu werden verdienen. — Ein Manuscript vom P. *Goussier*, welches in der Bibliothek der kais. Sternwarte in Paris deponirt ist, theilt *Delambre* hier im Auszuge mit; es enthält alte chinesische Beobachtungen der Solstitien und Äquinoccien, und ist nicht ohne astronomischen Werth, indem einige Solstitialschattenlängen sorgfältig beobachtet zu seyn scheinen. Das große Alter dieser Beobachtungen giebt ihnen Interesse, und wenn man auch auf sie kein völlig entscheidendes Urtheil gründen kann: so werden sie doch eine willkommene Bestätigung der auf anderen Wegen gefundenen Resultate geben. — Über eine neue Art von Teleskopen von *Burckhardt*. Ein Vorschlag, bey dem newton'schen Teleskope den kleinen Planspiegel so zu stellen, dass er das Licht durch eine Öffnung des großen Spiegels wirft, wodurch das Teleskop auf die Hälfte seiner Länge reducirt wird. Einige Einwürfe, die Hn. *Burckhardt* gemacht wurden, beantwortet er hier, obgleich, wie es Rec. scheint, nicht immer genügend. Ein wesentlicher Vorzug ist es allerdings, dass das Teleskop so viel kürzer, und dadurch seine Aufstellung weniger kostbar wird: allein sehr schwer wird es seyn, einen so großen Planspiegel mit der gehörigen Vollkommenheit zu schleifen. — *Delambre* giebt eine weitläufige Abhandlung über einige Methoden, die Breite

M m m

zur See aus zwey Sonnenhöhen zu bestimmen. Den Schluss, daß die leichteste und sicherste dieser Methoden die directe analytische sey, unterschreibt Rec. gern, glaubt aber doch, daß den Seefahrern die Rechnung nach Näherungsformeln (z. B. der *douwes'schen*) leichter werden wird, als der Gebrauch der an sich kürzeren, aber eine schärfere Auffuchung der Logarithmen voraussetzenden genauen Methode. — Untersuchung über die Länge von Quito von *Oltmanns*. Diese Abhandlung wurde schon bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern angezeigt. — *Delambre* giebt eine Uebersetzung einer Stelle aus der Geographie des Ptolemäus, aus welcher man eine Bekanntschaft der Alten mit der *mercator'schen* Seechartenprojection hat schliessen wollen; er thut den Ungrund dieser Behauptung durch mehrere triftige Gründe dar. — Beobachtungen der neuen Planeten von *Poczobut* in Wilna. — Formeln für Längen- und Breiten-Parallaxen und die scheinbaren Durchmesser der Gestirne, von *Henry*. Diese Auflösung eines schon so oft und von allen Astronomen und Geometern behandelten Problems zeichnet sich durch eine große Einförmigkeit in den verschiedenen Formeln aus; der Weg, welchen *Henry* einschlägt, ist neu, und die Resultate, die er findet, sind ein schätzbarer Beytrag zu den verschiedenen Arten, wie man die Aufgabe behandelt hat. Daß die Formeln sehr bequem und den gewöhnlich gebrauchten vorzuziehen wären, kann Rec. nicht finden. — Über ein neues Mikrometer von *Prony*. Das gewöhnliche Schraubmikrometer erfordert eine sehr feine Schraube, die schwer zu verfertigen ist und sich leicht abnutzt; deshalb der sinnreiche Vorschlag, auf eine Schraube zwey Gänge zu schneiden, die wenig von einander verschieden sind, und den beweglichen Faden nur durch ihren Unterschied verschieben. Man wird durch dieses Mittel eine äußerst langsame Bewegung erhalten können, ohne die Feinheit der Schraubengänge übertreiben zu dürfen. Von dieser Seite ist also ein wesentlicher Schritt zur Vervollkommenung eines Instruments gethan, welches noch in seiner Kindheit zu seyn scheint, und welches keineswegs die Vollendung besitzt, welche das vereinte Genie von Astronomen und Künstlern den anderen Meßinstrumenten gegeben hat: indess bleibt noch vieles zu thun übrig, und es wäre sehr zu wünschen, daß ein Künstler, der Talent und mechanische Umsicht besitzt, sich ernstlich der Mikrometer annähme, und die Astronomen dadurch in den Stand setze, auch kleine Winkel mit der gehörigen Genauigkeit zu messen. Bey dem jetzigen Zustande der Astronomie kann man manche aus Beobachtungen hergenommene Data auf eine Bogensekunde verbürgen; sehr kleine Winkel sollte man viel genauer messen können: allein es giebt schwerlich einen Planetendurchmesser, dessen Größe man aus Mikrometerbeobachtungen so genau bestimmt hätte. — Sehr viele Aufmerksamkeit verdienen die von *Pond* in Westbury mit einem *troughton'schen* Kreise bestimmten Declinationen der *maskelyne'schen* Fundamentalsterne und die von *Delambre* dabey gemachten Bemerkungen; die vorzügliche Güte des gebrauchten Instruments, und die Sorgfalt, die der Beobachter angewandt zu haben scheint, lassen sehr gute Resultate erwarten, und

dennoch weichen sie von *Piazzi's* neuesten Bestimmungen merklich (einmal sogar 8".4) ab. Diese für den heutigen Zustand der Instrumente viel zu große Differenz kann man wohl nicht auf Rechnung der Beobachter schreiben, und sie scheint den, aus mehreren anderen astronomischen Phänomenen gezogenen Schluss zu bestätigen, daß wir die zur Reduction von Zenithdistanzen erforderlichen Elemente noch nicht hinlänglich kennen, und daß selbst die neuesten Untersuchungen über Refraction diesen Gegenstand bey weitem nicht erschöpft haben. — Ein Auszug aus den Ephemeriden von Coimbra handelt hauptsächlich von einer Methode des Vfs. *Monteiro*, alle Arten von Finsternissen analytisch zu behandeln. Sein Verfahren unterscheidet sich wesentlich von *Dusejour's* Methode durch die Ebne, auf welche die Coordinaten bezogen werden; *M.* nahm den Äquator, *D.* die Ekliptik. Durchgängig sind *Monteiro's* Ausdrücke viel kürzer, und sie befaßten einige Fälle, die *Dusejour* für unaussprechlich hielt; allein einigemal sind sie etwas weniger direct. Für den wirklichen Gebrauch haben die trigonometrischen Formeln, deren die Astronomen sich zu bedienen pflegen, so reelle Vorzüge, daß man *Dusejour's* Auflösung vielleicht nie anwandte, ungeachtet des analytischen Werths, den sie wirklich hat. Das, was *Delambre* hier über *Monteiro's* Meinung über die Irradiation, die er bey Finsternissen nicht angewandt wissen will, erwähnt, ist sehr richtig und ganz dazu geeignet, die falschen Ideen, die man sich oft v. dieser Erscheinung und der Inflexion machte, zu vernichten; beide sind, in diesem Sinne genommen, nur Correctionen der durch die Tafeln angegebenen Sonnen- und Monds-Durchmesser, und sie hängen völlig von diesen ab. *Triesnecker* und nach ihm einige andere Astronomen, die sich viel mit der Berechnung von Finsternissen und Sternbedeckungen beschäftigen bringen weder Irradiation noch Inflexion an: allein sie nehmen Durchmesser, d. von den von *Dusejour* vorausgesetzten etwas verschieden sind. *Bürg* hat den Monds-Durchmesser durch Sternbedeckungen bestimmt; *Triesnecker* sowohl diesen als den Sonnendurchmesser durch Mikrometerbeobachtungen: beide Methoden gaben vollkommen harmonisirende Resultate, welche ohne weitere Correction die Beobachtungen der Finsternisse genügend darstellen. Es scheint also, daß man die Durchmesser bey Finsternissen eben so groß annehmen muß, als sie sich uns sonst zeigen: allein es verlohnte vielleicht der Mühe, zu untersuchen, warum die von *Dusejour* berechneten Finsternisse und Durchgänge der Venus kleinere Durchmesser angaben, als man neuerlich gefunden hat; erst wenn man hievon einen genügenden Grund entdeckt, wird man ein bestimmtes Urtheil über die Existenz der durch den Namen Irradiation und Inflexion bezeichneten Verbesserungen fällen können. — Die Geschichte der Astronomie für 1807 beschäftigt sich hauptsächlich mit der Entdeckung der *Vesta*, deren nähere, dem trefflichen *Olbers* so sehr zur Ehre gereichende Umstände unseren Lesern schon bekannt sind. Es folgt noch eine Tafel astronomischer Bestimmungen im mittelländischen Meere von *Don D. Alsala Galiano*, die einen nicht unbedeutenden Beytrag zur Geographie dieser Küsten enthält; — endlich ein Auszug aus den meteorologi-

schen Journalen des Observatoriums in Paris, welcher zwar schon bisher jährlich erschien, aber in den beiden letzten Bänden der C. des T. einen Zusatz von ein paar nicht uninteressanten Columnen erhielt: die eine giebt die Quantität des gefallen Regens u. s. w.; die andere einige in den bekannten Kellern der pariser Sternwarte beobachtete Temperaturen. Für das Jahr 13 ist die Summe der in der ersten dieser Columnen enthaltenen Zahlen 0,57753 Mètres. LL. AL.

DRESDEN, b. Arnold: *Neue Untersuchungen über die Verhältnisse der Größen und Excentricitäten der Weltkörper*, durch Dr. Gotthilf Heinr. Schubert. 1808. 80 S. 8. Mit 2 Kupfert. (1 Thlr. 4 Gr.)

Die Erfindung der Quadratur des Cirkels beschäftigte im vorigen Jahrhundert eine unzählbare Menge von Köpfen, — größtentheils solche, die keine Kenntnisse in der Mathematik befaßen und kaum wußten, was sie so eifrig suchten; die Sucht, sich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, schien epidemisch zu seyn, und desto mehr um sich zu greifen, je mehr vorhergegangene Versuche fehlgeschlagen waren. Das Schicksal dieser Quadraturenfinder, deren Namen die Geschichte nur aufbehalten hat, um Andere dadurch vor ihnen unbekannten Labyrinthen zu warnen, werden alle die theilen, die mathematische Gegenstände angreifen, ohne mathematischen Geist zu besitzen. — So scheint uns auch der Vf. der genannten Piece auf einen Weg gerathen zu seyn, dessen er nicht kundig ist: blindlings irrt er darauf umher, und wo er antößt, glaubt er einen Wegweiser gefunden zu haben.

Hr. S. sucht aus der Vergleichung der Halbmesser der Planeten mit ihrem Entfernungen von der Sonne, gewisse Verhältnisse abzuleiten. Auf eine ähnliche Weise ist man in der Astronomie und Physik sehr oft verfahren, und nicht selten hat man so regelmäßige Fortschreitungen zwischen einer Reihe durch Beobachtung gegebener Größen entdeckt, die späterhin einen Leitfaden zur Erfindung allgemeiner Gesetze abgaben; öfterer hat man freylich wohl nichts gefunden: allein selten hat der Suchende, in der festen Überzeugung, er müsse etwas finden, dieses Nichts für das Gesuchte angesehen und als solches bekannt gemacht. Die Art, wie Hr. S. verfuhr, verdient also alles Lob: allein dieses können wir den, in dem vor uns liegenden Werkchen enthaltenen Resultaten nicht ertheilen.

Suchte man bisher auf einem empirischen Wege allgemeine Verhältnisse: so war eben die Allgemeinheit die erste Bedingung; der Sinn des Worts Verhältnisse erforderte schon eine gewisse Regelmäßigkeit, das einzige Kennzeichen des erreichten Zwecks. Hier finden wir weder das eine noch das andere dieser Erfordernisse erfüllt. Denn das, was Hr. S. findet, sind ziemlich willkührliche Zusammensetzungen von Zahlen, denen sehr unverdienter Weise der Name Reihen gegeben wird; sie sind nichts weniger, als allgemein auf das ganze Planetensystem paffend, und bestehen aus zwey abgesonderten Theilen, deren einer für die der Sonne naheren Planeten bestimmt ist, während der andere dem entfernteren entsprechen soll. Um unsere Leser in den Stand zu setzen, sich

von den Schubertschen Entdeckungen eine Idee zu machen, haben wir die Ausdrücke für die Halbmesser der Planeten der ersten Reihe in folgendes Tableau zusammengestellt; die Planetenzeichen bedeuten darin die größten Entfernungen der Bahnen von der Sonne, a eine Zahl = 78,27164, H den Halbmesser der Sonne.

Halbmesser des Mercur = $H: 4a$

der Venus = $\frac{9}{8} H: \left(\frac{9}{8} + a \right)$

der Erde = $\frac{10}{9} H: 2a$

des Mars = $\frac{10}{9} H: 4a$

der Vesta = $\frac{1}{2} H: 64a$

der Juno = $\frac{1}{2} H: 16a$

Dieses — sollte man es wohl glauben? — nennt Hr. S. eine Reihe! — Die Halbmesser der übrigen Planeten von Ceres bis Uranus führen wir, Kürze halber, nicht an; die Ausdrücke, die sie darstellen, haben mit dieser Reihe nichts gemein als den unverdienten Namen, und wir finden keine Spur von der Analogie darin, die der Vf. S. 20 und an einigen anderen Stellen ankündigt. Etwas Ähnliches müssen wir von den Verhältnissen der Excentricitäten bemerken; wir würden es mit einem aus dem Buche hergenommenen Beyspiele belegen, wenn wir uns dadurch nicht in zu vieles Detail vertiefen müßten.

Es läßt sich fogar die Unmöglichkeit aller angeblichen Verhältnisse erweisen, die die Halbmesser der Planeten durch Ausdrücke, in welchen die Excentricität der Bahn vorkommt, angeben sollen. Diese wird durch die verschiedenen Attractionen des Planetensystems unaufhörlich geändert, und erhält nach einer langen Reihe von Jahren einen ganz anderen Werth; die Halbmesser der Sonne und der Planeten bleiben aber beständig, und können folglich einer Function der Excentricität nicht gleich seyn. Des Vfs. Angaben sind von dieser Art, denn sie hängen von der größten Entfernung der Bahnen von der Sonne ab, d. h. von der (unveränderlichen) halben großen Axe der Ellipse + der Excentricität. — Eine Reihe specieller Fälle läßt sich immer in einen mathematischen Ausdruck bringen, wenn man ihm die Bedingung der Einfachheit erläßt; es läßt sich also voraussehen, daß noch eine Menge von Zahlen-Combinationen den Zweck des Hn. S. erfüllen werden, auch wahrscheinlich manche die einfacher sind, als die angegebenen. Die Mathematik bietet Mittel dar, solche Ausdrücke zu finden, und Rec. glaubt, daß es nicht schwer fallen wird, mehrere zu entdecken, zumal wenn man sich Willkührlichkeiten, wie z. B. die Eintheilung der Planeten in zwey Classen, erlaubt. — Auch über die Lage der Knotenlinien und Sonnenfernen der Planeten erstrecken sich die Speculationen des Vfs., und hierauf beziehen sich die beiden abhängigen Kupfertafeln; — er geht in seiner Verirrung so weit, daß er fogar die großen magnetischen Perioden der Planeten bestimmt. — Laplace sagt in der neuesten Ausgabe seiner *Exposition du système du monde* S. 269: „Le savant isolé peut se livrer sans crainte à l'esprit

de Système: il n'entend que de loin, la contradiction qu'il éprouve. Mais dans une société savante, le choc des opinions systématiques finit bientôt par se détruire, et le désir de se convaincre mutuellement, établit nécessairement entre les membres. la convention de n'admettre que les résultats de l'observation et du calcul." — Er spricht dort von dem Nutzen der gelehrten Gesellschaften, und hält es für einen ihrer größten Verdienste, daß sie eine Menge von Systemen zertrümmert haben, die nur in der Phantasie der Erfinder existirten, aber der Prüfung einer gefunden Philosophie nicht widerstehen konnten. Möchten doch die Systemerfinder von dem größten Geometer unserer Zeit die güldenen Lehren annehmen, die er ihnen hier ertheilt! — Möchten sie das ganze angeführte Werk aufmerksam studiren! — Gewiß, dann würde die Astronomie nicht so oft über Eingriffe in ihr Gebiet zu klagen haben. LL.AL.

BERLIN, b. Braunes: *Die Anfangslehren der Buchstabenrechnung und Algebra*. Nach einer einfachen Methode zum Selbstunterricht abgefaßt von Dr. Heinrich Rockstroh. 1808. X und 355 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. giebt S. VI der Vorrede die Absicht seiner Schrift selbst an: „Mit dazu beyzutragen, daß erwähnte Schwierigkeit (der Anfangslehren der Algebra) zum Vortheil für die Wissenschaft so viel wie möglich beseitigt wird, und insonderheit solchen nützlich zu seyn, welche die Buchstabenrechnung und Algebra für sich selbst erlernen wollen, ist dann auch der Hauptzweck, den ich mit diesem Buche zu erreichen wünsche.“ Allerdings trägt diese Schrift Vieles zur Erreichung jener Absicht bey. Vorzüglich folgende Punkte zeichnen dieselbe vortheilhaft aus. Das Verständniß des Vortrags setzt gar keine gelehrte Bildung voraus, und ist für alle Stände und das zarteste Alter möglich; daher diese Schrift vorzüglich Kaufleuten und Geschäftsmännern überhaupt empfohlen werden kann, welche sich von bloß mechanischer Fertigkeit in der Rechenkunst zu anschaulicher und wissenschaftlicher Einsicht erheben wollen. Die Methode ist der pestalozzischen sehr ähnlich, oder vielmehr ihrem Geiste nach dieselbe. Denn der Vf. geht vom Einfachsten stetig zum Zusammengesetzten, erschöpft jedes Mal alle beygeordnete Fälle, und erhebt von einzelnen Beyspielen zur allgemeinen Anschauung. Besonders zu loben ist es, daß er die Anwendung der algebraischen Zeichen nach eben dieser Methode lehrt, und alle Fälle in combinatorischer Übersicht aufstellt. Wer sich die Mühe nimmt, diese Übersicht anschaulich, und durch Beyspiele erläutert, durchzugehen: der wird sehr früh jene Sicherheit im Gebrauche algebraischer Zeichen erlangen, welche sich bey so wenig Anfängern bald findet. Über die Methode des Vortrags und die didaktischen Principien ist Rec. mit dem Vf. völlig einverstanden. Überhaupt werden es die nächsten Decennien lehren, wie viel der innere Ausbau der Wissenschaften, vorzüglich der Mathematik selbst, so wie die Kunst des Unterrichts, durch Anwendung der Combinationslehre gewinnen. Vorzüglich in dieser Hinsicht ist zu wünschen, daß der Vf. die Fortsetzung vorliegender Schrift bald möge erscheinen lassen; zumal da dieselbe erst dann ein nach ihrem Zwecke vollständiges Ganzes seyn

wird. In Ansehung der inneren wissenschaftlichen Anlage des Werks, der meisten Grunderklärungen, und der Anordnung der Materien, ist Rec. mit dem Vf. weder in reinwissenschaftlicher noch in didaktischer Hinsicht einverstanden. Da es aber die Grenzen einer Recension überschreiten würde, die Gründe dieser abweichenden Überzeugungen darzulegen: so möge es genug seyn, nur einige Bemerkungen dieser Art mit einzufreuen. — Der erste Theil vorliegender Schrift heisst: „Erforderliche Übersicht der arithmetischen Grundwahrheiten. Das 1 Cap. handelt sehr lichtvoll die Grundanschauungen: Menge, Einheiten, Zahl, ab. Hier wird, wie gewöhnlich, nur auf unstetige Größen Rücksicht genommen. Allein unter diese Begriffe gehören eben so gut auch stetige Größen, mit Voraussetzung unendlicher Theilbarkeit. Eben daher erhält der Vortrag schon hier eine Beschränkung, die sich durch das ganze Werk erstreckt, und für einen Vortrag der Algebra, wo alle Sätze in strenger Allgemeinheit gelten, nicht zulässig ist. Die Lehre von den Brüchen, von den Verhältnissen, von der Multiplication und Division, werden in der Algebra, reinwissenschaftlich und in ihrer Anwendung, eben sowohl auf stetige, als auf discrete, auf rationale so wie auf irrationale Größen angewandt. Daher würde der Vf. wohl gethan haben, seine Anschauungen nicht bloß durch Punkte und Striche, sondern gleich von vorn herein, so wie immer, zugleich durch Linien als stetige Größen zu erläutern. Daß dies auch in didaktischer Hinsicht, selbst für Kinder, eben so nöthig als ausführbar sey, dies haben den Rec. Grundsätze sowohl als eine lange Lehrersfahrung gelehrt. Es ist zu loben, daß hiez alles schematisch, an realen Zeichen erläutert wird, ehe die bloß formalen Zeichen, die Ziffern, eintreten. Das 2 Cap. betrifft: Ganzes, Theile, Bruch; wo die Lehre von der Multiplication und Division zweckmäßig und combinatorisch vollständig, von dieser Seite aus, vorbereitet wird. Drittes Capitel: Summe, Product, Potenz. Rec. ist überzeugt, daß diese Lehre sich nicht gründlich abhandeln läßt, ohne unendlich theilbare Größen vorauszusetzen, und ohne, gleich von vorn herein, die Lehre vom geometrischen Verhältniß anschaulich gemacht zu haben. Multiplication als Addition, Division als Subtraction darzustellen, ist eben so der Natur dieser Dinge entgegen, als in didaktischer Hinsicht unnöthig. Daß bey einem naturgemässen Unterrichte die Lehre vom Verhältniß gleich nach den Begriffen Grösse, Ganzes, Theil abgehandelt werden müsse, kann schon die einfache Betrachtung lehren, daß jede Zahl nur als Glied eines Verhältnisses, nämlich der gezählten Grösse zur angenommenen Einheit, anschaulich und verständlich ist. Viertes Capitel: Differenz, Quotient, Wurzel. Nun folgen. S. 205 die Anfangslehren der Buchstabenrechnung und Algebra selbst. Es ist zu loben, daß über jedem Capitel eine kurze Übersicht aller darin abgehandelten Aufgaben in combinatorischer Ordnung steht. Wir bemerken übrigens noch, daß S. 250 der Begriff Grösse sehr mangelhaft, wie gewöhnlich, definirt wird: als alles das was sich vermehren oder vermindern läßt. Dies wird Rec. um so mehr, da schon mehrere Handbücher der mathematischen Wissenschaften die Grundbegriffe, besonders den der Grösse wissenschaftlicher abhandeln.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 J U N I U S , 1 8 0 9 .

H O M I L E T I K .

HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Über Declamation und Kanzelvortrag*. Skizzen und Ergüsse; auch zum Leitfaden akademischer Vorlesungen brauchbar. Von Dr. Johann Ludwig Ewald, Mitglied des großherzoglich - badischen Oberkirchenraths und der Generallit. Studiencommission in Carlsruhe. 1809, 123 S. kl. 8. (14 Gr.)

Wenn gleich die Materie von der *äußerlichen Beredsamkeit des Kanzelredners* in den neueren homiletischen Lehrbüchern keineswegs übergangen ist: so war es doch allerdings zu wünschen, daß sie einzeln und ausführlicher, als in diesen geschehen konnte, von einem dazu geeigneten Schriftsteller *con amore* behandelt werden möchte. Diefes ist jetzt in der Schrift, die wir anzeigen, geschehen. Von Hn. Ewald, der eine beträchtliche Reihe von Jahren ein angesehenener öffentlicher Kanzelredner gewesen ist, läßt es sich, selbst auch schon nach dem Charakter mehrerer seiner Schriften im homiletischen und in anderen Fächern, erwarten, daß er nicht nur für die körperliche Beredsamkeit ein vorzügliches Talent besitze, sondern auch über das Technische derselben viel und reiflich nachgedacht habe. Eine Bearbeitung dieses Gegenstandes also mußte ihm zur Darlegung geprüfter Erfahrung und anwendbarer specieller Grundsätze und Regeln Gelegenheit geben. Seine Schrift empfiehlt sich aber auch noch dadurch, daß sie nicht, wie manche andere, neuerdings erschienene theoretisch-homiletische Monographie, in einer scholastisch-philosophischen Form verfaßt und mit abstrusen Definitionen und Expositionen angefüllt ist, sondern daß in ihr eine klare, frische und lebendige Darstellung herrscht, die das Gemüth des Lesers sogleich ergreift, und deutliche Vorstellungen in demselben wirkt, ingleichen daß in ihr ein edler religiöser Geist den Leser anspricht, ihn den erhabenen Zweck der öffentlichen Kanzelrede in seiner Wahrheit erkennen läßt, und zugleich auch das Manchem so unbedeutend scheinende Äußere des Kanzelredners aus einem höheren und richtigeren Gesichtspuncte betrachtet lehrt. Nur daß das Werkchen auch zum Leitfaden akademischer Vorlesungen brauchbar sey, kann man schon darum bezweifeln, weil dasselbe nicht bloß *Skizzen*, sondern auch *Ergüsse* enthält, und manches, zwar nicht in einer breiten Manier, aber doch so ausführlich dargestellt ist, daß es dabey des mündlichen Commentirens gar

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

nicht bedarf, Allerdings aber werden akademische Lehrer in ihren homiletischen Vorlesungen einen nützlichen Gebrauch von dieser Schrift machen, und ihren Zuhörern sie zum eigenen Nachlesen empfehlen können. — Sie ist, obgleich hie und da das Herz und die Empfindung des Vfs. spricht, doch gar nicht unsystematisch geschrieben. Der Vf. geht von der Bemerkung aus, daß die Wirkungskraft eines Menschen größer oder geringer ist, je nachdem er durch sein Äußeres mehr oder weniger auf das Innere anderer Menschen zu wirken vermag; stellt darauf den Begriff der *Beredsamkeit* auf, und zeigt, daß aller Einfluß derselben begründet sey in dem Einfluß des Inneren (des Redners) auf das Äußere (desselben) und in der Wirkung dieses Äußeren auf das Äußere Anderer, und dadurch auf das Innere Anderer. Er giebt die Natur und Art der Wechselwirkung des bey Ausübung der Beredsamkeit activen und passiven Subjects, und darauf im Allgemeinen an, was ersteres thun könne, um den Einfluß des Inneren auf das Äußere, und des Äußeren auf das Innere zu bewirken. Dann erörtert er die Erfordernisse und die Wichtigkeit eines guten Vortrags des Religionslehrers, letztere besonders aus psychologischen Gesichtspuncten; zeigt die Nothwendigkeit, daß künftige Religionslehrer sich zum guten Vortrage bilden müssen, und entfernt sehr zweckmäßig die Einwürfe, die man zuweilen dagegen erhoben hat. Mit dem §. 14 fängt die Abhandlung des Hauptgegenstandes an: *Wie man sich zu einem guten Vortrage bilde*; und das, wodurch der Redner wirken kann, *Sprache, Stellung, Bewegung und Miene* ist: so wird von jedem dieser Stücke einzeln gehandelt; am ausführlichsten von dem ersteren, von *Sprache und Declamation*. In Ansehung der *Sprache* zeigt Hr. E., daß der Redner *verständlich* seyn, *natürlich* bleiben, die *Aufmerksamkeit erhalten* und den *Sinn des Ausdrucks* gehörig *bezeichnen*, also den *Ton der Empfindung* gehörig *treffen* müsse. Bey Erörterung der *Verständlichkeit* der Sprache kommen sehr detaillirte Bemerkungen über die *reine Aussprache der Buchstaben*, über die *gehörige Stärke der Stimme*, über das *Verhältniß der Brust- und Kopf-Stimme*, und über die *ökonomische Vertheilung der Stimme* vor. Bey dem dritten Punct, daß die Sprache des Redners so seyn müsse, daß die Aufmerksamkeit der Zuhörer *rege* erhalten werde, — welcher Punct aber eigentlich die drey übrigen, besonders den folgenden vierten, unter sich begreift — sind in Beziehung auf fünf Fälle, in denen der Vortrag *eintönig* werden kann, treff-

Nna

liche specielle Regeln (S. 64—74) entwickelt. Bey dem vierten Punct, von der Modulation der Stimme, wird von der *Declamation* insbesondere gehandelt, und da liefert denn der Vf. manche feine Bemerkungen nicht nur über die Art, wie die *einzelnen Stücke der Kanzelrede* vorgetragen, sondern auch wie *einzelne Empfindungen* ausgedrückt werden müssen, und zeigt auch, wie der angehende Prediger sich müsse in die Empfindung zu versetzen wissen, die er ausdrücken und in Anderen aufregen will. Bey §. 27 vermissen wir specielle Bemerkungen über den *Vortrag der Verse*, der manchem Redner so besonders mißlingt. Die §§. 28—32 handeln die übrigen drey Hauptrubriken, von der *Stellung, Miene und Bewegung* des Redners ab. In ihnen haben wir am wenigsten neue und eigenthümliche Bemerkungen des Vfs. gefunden; zweckmäßig und aus Beobachtung und Erfahrung abstrahirt ist aber auch hier alles. S. 121 sagt der Vf.: „der Redner weist mit dem Finger vor sich hin, wenn er von einem Ziele redet, das erreicht werden soll.“ Die Hinweisung mit dem Finger scheint uns nicht schicklich; sie kann leicht eine kleinliche und lächerliche Idee erwecken: die Hinweisung mit der offenen Hand ist gewiss natürlicher und anständiger. — In die von uns angegebenen, zu dem Haupt-Umriss gehörenden Materien, sind übrigens noch manche treffliche specielle Bemerkungen und Rathschläge eingemischt, z. B. S. 92, wie wichtig das Band edler Freundschaft und reiner Liebe für den Jüngling werden könne, der sich zu einem guten Vortrage bilden und den Ton der Empfindung richtig treffen will; S. 102 f. über die üble Wirkung, die es macht, wenn der Kanzelredner Eitelkeit und Stolz blicken läßt; S. 108 f., daß der Prediger durchaus *keine Rolle zu spielen* habe, und S. 113 f. die herrliche Stelle über das *Beten* des Predigers vor seinem öffentlichen Auftritt. Zwey Stellen, die einen Gegenstand betreffen, der mehrmals in öffentliche Erinnerung gebracht werden muß, wollen wir hersetzen. S. 30: „Die Wahrheit würde bey dem vermischten Haufen (der Menschen) all ihre Kraft verlieren, wenn ihr nicht durch guten Vortrag Eingang verschafft würde. Auch hier sind die Kinder dieser Welt meist klüger für ihren Zweck, als die Kinder des Lichts. Zum sinnlichen Genuß wählt man Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen, die den besten Vortrag haben, die wahr und kräftig das ausdrücken können, was sie ausdrücken sollen. Warum braucht man nicht eben diese Klugheit für den höheren Zweck? „Warum soll der Teufel die ganze Sinnlichkeit in seinen Dienst nehmen, und Gott nicht?“ sagt Richter irgendwo.“ S. 106: „Die fremdartigen Sachen, *Publicanda, Verordnungen* ff. — wo diese *Unsitte, diese vorsätzliche Herabziehen vom Himmel auf die Erde, oft auf den gemeinsten Theil der Erde*, noch Sitte ist — lese der Prediger ruhig, ernst und deutlich, declamire sie aber nicht; man höre es an ihm, daß er nicht aus sich selbst rede, sondern bloß das Organ eines Anderen sey.“ — Von verfehlten Gedanken und Wendungen, dergleichen die theologische Phan-

tasie des Vfs. in manchen seiner übrigen Schriften erzeugt hat, ist uns in der gegenwärtigen nur ein Beispiel vorgekommen, nämlich S. 76: „*jeder Gott muß sich im Fleisch offenbaren, wenn Er von Menschen empfunden werden will, und jedes Gefühl auch; oder es bleibt verborgen im Gemüthe.*“ Mit dieser Stelle hat jedoch noch eine andere (S. 14) Ähnlichkeit. RMD.

LEIPZIG, b. Barth: *Anleitung zur zweckmäßigen Abfassung casueller Kanzelvorträge*, herausgegeben von M. G. Einert. 1808. X u. 182 S. gr. 8. (16 Gr.)

Der Vf. dieser Schrift (— Hr. E. ist nicht bloß Herausgeber, sondern auch Verfasser —) kündigt dieselbe in der Vorrede folgendermaßen an: „Musselstunden, in denen ich mir ungestört durch anderweitige Geschäfte über meine, früher im Berufsleben gesammelten Erfahrungen Rechenschaft geben konnte — erschufen dieses Werkchen, das ich getrost dem Publico zu übergeben wage — weil die Erinnerung an die ersten Jahre meiner Amtsführung mich nur zu oft noch daran mahnt; wie sehr beyin Beginnen dieses ungewohnten Laufes eine, durchaus (?) auf eigene Amtserfahrung gestützte, wenn gleich auch hie und da noch mangelhafte Anleitung zur zweckmäßigen Abfassung meiner Kanzelvorträge für mich Bedürfnis war.“ Er hat auch allerdings Recht, daß es bis dahin an einem Werke fehlte, in welchem die Materie von *casuellen* Kanzelvorträgen besonders und ausführlich behandelt wird, und daß ein solches für angehende und wirkliche Prediger wünschenswerth sey, nur daß der Vf. desselben unserm Bedünken nach nicht bloß eigene, sondern auch fremde geprüfte Erfahrungen benutzen könnte. Hr. E. hat nun freylich in diesem Versuche, jene Lücke in der homiletischen Literatur auszufüllen, vielen guten Willen bewiesen, und auch manche Beobachtungen und Regeln mitgetheilt, die besonders demjenigen, der über die Verhältnisse und Pflichten des öffentlichen Religionslehrers wenig oder gar nicht nachgedacht hat, nützlich werden können; seine Schrift läßt aber doch vieles zu wünschen übrig, und der Gegenstand verdient, wie aus unserer folgenden Anzeige erhellen wird, noch von irgend einem anderen Schriftsteller bearbeitet zu werden, welcher mit mehr philosophischem Geiste die Fähigkeit einer gedrängteren und correcteren Darstellung verbindet, und bey Andeutung der für casuelle Kanzelvorträge geeigneten Materien von mehr Urtheilskraft und Geschmack geleitet wird. Hr. E. stellt zuvörderst einen viel zu weiten und unbestimmten Begriff von *Casualpredigten* auf; er sagt S. 9: „sie wären für Herz und Geist der Zuhörer gleich interessante, mit steter Berufung auf religiöse Autorität ausgearbeitete Kanzelvorträge über Gegenstände, die Mitgliedern kirchlicher und bürgerlicher Verbindungen um desswillen gleiche (?) Theilnahme abnöthigen (?), weil Ort und Zeit, an und in denen sie leben, *unwillkürlich* (!) ihre Aufmerksamkeit auf sie hinklenken.“ Was zu Anfang dieser Definition von der Einrichtung der *Casualpre*

digten gesagt wird, gilt von jeder Art zweckmäßiger Kanzelvorträge, gehört also eigentlich nicht in die Definition; die Gegenstände der Casualpredigten aber werden hier offenbar zu unkritisch und unsicher bezeichnet. Im Folgenden rechnet nun der Vf. zu den Casualpredigten nicht bloß die an jährlich oder noch öfter wiederkehrenden Zeitfesten zu haltenden Predigten (als Neujahrs- Weihnachts- Erndte- und Bußtags-Predigten), wie auch andere Homiletiker gethan haben, sondern sogar auch solche, welche auf einzelne, unter den Gemeindegliedern sichtbar gewordene Fehler und Verirrungen Beziehung haben. S. 77 sagt er, daß es fast in jeder Gemeinde „treue und untreue Gatten, sorgsame und pflichtvergeßene Ältern, gutgerathene und mißrathene Kinder, mißvergnügte und zufriedene Unterthanen, pflichtvergeßene und gute Obrigkeiten, Abendmahls- und Religions-Verehrer und Verächter, trunksüchtige und verschwenderische, und sparsame, häushälterische Familienglieder, hartherzige und weicherzige Herrschaften, treue und untreue Diener, mildthätige und grausame Reiche, diebische und unfriedene, und ehrliche und geduldige Arme, um den Verlust der Ihrigen traurende Freunde und Verwandte“ gebe, und daß solche Erfahrungen den Predigern alljährlich Stoff zu casuellen Vorträgen darböten. Allein nach dieser Ansicht könnte man alle Predigten casuelle Vorträge nennen, da in allen auf moralische und religiöse Bedürfnisse der Gemeindeglieder und daher auch auf Zeitbegebenheiten möglichst Rücksicht genommen und sichtbar werdenden Untugenden und Lastern in allgemeiner oder besonderer Beziehung entgegengewirkt werden muß. Unserem Bedünken nach können Predigten, die nach einer schon längst bestehenden Anordnung, unter sich gleichbleibenden Umständen, an jährlich wiederkehrenden Festen und in ganz gewöhnlichen Beziehungen gehalten werden, nicht Casualpredigten heißen, sondern dieß sind nur solche, deren Inhalt durch *aufserordentliche*, locale und temporäre, auch wohl personelle zufällige Verhältnisse bestimmt wird, und deren Haltung danach entweder von der Obrigkeit angeordnet oder vom Prediger selbst willkürlich beschlossen wird. Und so würden wir denn nur Predigten, die auf Veranlassung ausgezeichneter öffentlicher Unglücks- oder Glücks-Fälle, oder einer bedeutenden Staats- und Regierungs-Veränderung, oder ungewöhnlicher im Kreise der Gemeinde vorgefallener öffentlicher Verbrechen und deren Bestrafung, oder einer merkwürdigen Veränderung des Verhältnisses zwischen der Gemeinde und dem Prediger selbst, oder endlich eines den örtlichen kirchlichen Cultus betreffenden wichtigen Umstandes gehalten werden, als Casualpredigten ansehen. — Auch das, was der Vf. im 2 Cap. S. 10 ff. über die von ihm angenommenen fünf Zwecke „aller und jeder Casualreden“ („Casualreden“ sollte eigentlich nicht mit „Casualpredigten“ synonym, sondern zur Bezeichnung der kleineren Gelegenheitsreden des Predigers gebraucht werden) sagt, erfordert manche Berichtigungen, die wir hier

aber nicht alle mittheilen könnten. Als *ersten* Zweck giebt er an, „die Zuhörer auf wichtige Ereignisse und Veränderungen, die ihnen in näherer oder fernerer Zukunft bevorstehen, vorzubereiten, sie ihnen zu erzählen.“ Aus der nachher folgenden Entwicklung aber sieht man mit Verwunderung, daß dieß heißen soll: die Zuhörer mit der ihnen unbekannten Geschichte der Zeitbegebenheit, welche die Veranlassung oder der Gegenstand des casuellen Vortrags ist, bekannt machen. Seltsam genug aber spricht der Vf. nachher mehrmals von Vorbereitungs predigten, z. B. auf öffentliche Buß- und Bet-Tage.“ Wozu es deren bedarf, sehen wir nicht ein, da der Prediger am Bußtage selbst seine Zuhörer an den Zweck des Tages mit Rücksicht auf Zeit- und Orts-Verhältnisse erinnern kann; mag er indess auch schon in seiner Predigt am vorausgehenden Sonntage hierauf beyläufig hinweisen, eine casuelle Predigt wird diese dadurch nicht. — Am ausführlichsten handelt der Vf. im 3 Cap. S. 21—99 von den *Regeln für die Wahl schicklicher Thema's (sic!) zu casuellen Kanzelvorträgen*. Er stellt 7 Regeln auf, unter denen aber die *erste*: „Man forsche vor allen Dingen nach dem unmittelbaren zeitlichen oder örtlichen Interesse, das solche casuelle Ereignisse, über die man sprechen will, erwecken,“ und die *dritte*: „Man würdige zeitliche und örtliche Veränderungen nach ihrem unmittelbaren Einflusse auf die Zuhörer,“ so sehr zusammenfallen, daß sie in der Entwicklung nothwendig hätten verbunden werden sollen. Die *zweyte* Regel: Man lasse bey der Wahl des Thema's sich durch den Namen der Begebenheiten selbst, die uns zum Reden auffodern, bestimmen,“ ist gar flach, da es sich von selbst versteht, daß, werden Gegenstand oder die Veranlassung eines casuellen Vortrags recht ins Auge faßt, auch den Namen des Gegenstandes, wenn derselbe richtig bezeichnet (bezeichnend) ist, nichts aus der Acht läßt; jene Regel ist aber als allgemeine Regel auch unpassend, da, zumal nach dem weiten Sinne, in welchem der Vf. casuelle Vorträge nimmt, diese sich nicht immer auf Begebenheiten, die einen Namen haben, beziehen. Die *vierte* Regel lautet so: „Man berücksichtige bey der Wahl des Thema's die Verschiedenheit sowohl der Bedürfnisse, als der geistigen und sittlichen Bildung seiner Zuhörer“; sie hätte aber doch wenigstens so gefaßt werden müssen: — „Verschiedenheit der geistigen und sittlichen Bildung und der davon abhängenden Bedürfnisse L. Z.“; körperliche Bedürfnisse können nicht hierher gehören. Übrigens kommt die Verschiedenheit der Bildung der Zuhörer noch mehr bey der Ausführung, als bey der Wahl eines Thema's in Anschlag; diese Regel hätte also *mutatis mutandis* auch in das folgende 4te Cap. gehört, hätte aber überhaupt weit kürzer erläutert werden können, da sie ja im Grunde eine Regel für jede Art von Kanzelvorträgen ist. Im vierten Cap. S. 99—147 liefert er 7 Regeln für die *Behandlungsart casueller Themata*, und sucht sie gleichfalls ausführlich zu erläutern. Allein die *erste* Regel: „Man bemühe sich, seine Zuhörer auf dem kürzesten und natür-

sichsten Wege mit dem casuellen und speciellen Zwecke seines Vortrags bekannt zu machen" — bezieht sich auf etwas, was in den Eingang der Predigt gehört, und also der Ankündigung des Thema's vorangehen muß; sie ist hier daher gar nicht an der rechten Stelle. Die vierte Regel hätte eigentlich die erste seyn müssen; sie gilt aber sammt der 2ten, 6ten und 7ten für alle Arten von Kanzelvorträgen. Statt dieser allgemeinen und daher bey dieser speciellen Materie höchstens zu Anfange in der Kürze mitzunehmenden Regeln hätte der Vf. noch einige andere, im 3ten Cap. für die Wahl des Thema's aufgestellte Regeln auch hier auf eine angemessene Art abhandeln müssen. Denn es ist doch wohl gewiß, daß der Prediger sowohl bey der Ausführung, als bey der Wahl eines Thema's für einen casuellen Vortrag, „auf den biblischen Text“ und „auf sein eigenes Verhältniß zu seiner Gemeinde“ Rücksicht zu nehmen hat. Am schicklichsten wäre es aber gewesen, wenn der Vf. die Regeln im 3ten und 4ten Cap. gar nicht von einander getrennt, oder bloß Regeln für die Materie und für die Form der Casualpredigten unterschieden und dann das Allgemeine dieser Regeln nur kurzangedeutet, sie aber in ihrer Beziehung auf Casualpredigten ausführlicher entwickelt hätte. — Das 3te Cap. S. 147 — 182 setzt, „die Vorbereitungs- und Vervollkommnungs-Mittel in der Kunst, zweckmäßige cas. Kanzelvortr. zu liefern“, aus einander; es sind diese Mittel aber auch wieder auf alle Arten von Predigten anwendbar. — Noch müssen wir dreyerley an dieser Schrift rügen. Erstlich: die breite Manier der Darstellung. Es würde Tadel verdienen, auch wenn der Vf. über einen aesthetischen Gegenstand für wenig gebildete Laien in einer solchen Fülle der Ausdrücke und Wendungen in so vielen Tautologieen und in so langen Perioden schreiben wollte; noch mehr aber ist dies bey Behandlung eines theoretischen, wissenschaftlichen Gegenstandes tadelnswerth. Das Zweyte ist der verwahrloste incorrecte Styl selbst und die falsche Interpunction. Der Raum erlaubt uns nur wenige Beyspiele davon herzusetzen. S. 59. „Vicirt man für andere, so muß man sich wo möglich nach dem Vorbilde der eigentlichen Lehrers dieser Gemeinde, nach den in ihr herrschenden Forderungen und Erwartungen an cas. Vorträge bequemen, und hat sich vorzüglich für harte beleidigende Strafthemata, für allzustrengen Tadel, [was soll hier das Komma?] im Schoosse dieser Gemeinden eingerissener Fehler, in ihrer Mitte herrschender Mängel, und dafür zu hüten, eine allzu genaue, die von dem eigentlichen Seelforger derselben mit Recht geforderte Verschwiegenheit, compromittirende Bekanntschaft mit ihren Bedürfnissen zur Schau zu tragen, um nicht Widerwillen und Abneigung statt Erbauung und Bey-

fall zu bewirken, und davon zu tragen.“ S. 100. „Seine Zuhörer zur Erfüllung allgemeiner Menschen- oder Christen-Pflichten — durch Erinnerung an ihre Würde, als vernünftig sittliche Geschöpfe ermuntern.“ S. 106. „Bey gemeinen ungebildeten Zuhörern — wirkt das Interesse, das der erste Satz der Rede bewirkt, die Sensation, die der Auftritt des Kanzelredners in ihnen erregt, unglaublich auf die höhere oder mindere Aufmerksamkeit fort, mit der sie den ganzen Vortrag anhören.“ Der Vf. hat schreiben wollen: Bey ungeb. Zuhörern hängt der Grad ihrer Aufmerksamkeit — von dem Interesse des ersten Satzes der Rede ab.“ S. 109. „Trostpredigten — durch traue Schilderungen gegenwärtiger Leiden, die das Bedürfnis der Beruhigung gewiß im Herzen aller Zuhörer erwecken und erhöhen, vorbereitet, werden gewiß mehr Interesse am Vortrage erregen, als solche oder ähnliche abstracte Hauptideen des Eingangs.“ Welche Wendung! S. 160 ist von Lehrern die Rede, welche bey ihren Schülern die thörigte Huldigung des Vorurtheils unserer Reichern — dadurch niederzudrücken suchen sollten, daß sie ihren Schülern die unverkennbaren Vorzüge der anspruchsvollen Denkfähigkeit der minder gebildeten Menschenclassen vor der verkrüppelten Menschennatur in den höheren Regionen partylos würdigen lehren.“ — Drittens rügen wir die Menge von mißlungenen Hauptsätzen, die der Vf. für Casualpredigten in Vorschlag gebracht hat. Z. B. S. 33. „Die ungewöhnlichen Anstrengungen und Aufopferungen, unter denen der Landmann die diesjährige Ändte gewonnen, für uns, als Bewohner großer Städte, wichtige Aufforderungen zur dankbaren und zweckmäßigen Verwendung dieser theuren Unterpfänder des vaterländischen Fleißes.“ S. 82. „Die Verträglichkeit der Jünger Jesu bey dem Beginnen ihres mühevollen Laufes für uns unter dem Drucke schwerer Zeiten ein ermunterungsreiches Vorbild zur bürgerlichen Eintracht.“ S. 87 das Thema eines am Neujahrstage 1807 in Leipzig gehaltenen Predigt: „Des allgeliebten Fürsten Name [Friedrich August] verbürgt die frohen Hoffnungen, unter denen wir dieses neue Jahr beginnen können.“ — Ausser den angegebenen Unvollkommenheiten fallen hier und da noch manche schiefe, unrichtige Behauptungen des Vfs. auf; z. B. S. 8: „Geistliche Casualpredigten unterscheiden sich vor anderen nicht allein durch den Ort, an dem sie gehalten werden (?), sondern auch durch die innigere religiöse Beziehung f.“ S. 31. „Über abstracte philosophische Materien kann jeder, der Neuling so gut, als der alte erfahrene Seelforger mit gleicher Befugnis, ohne aufzufallen, predigen.“ Ock!

RMD.

NEUE AUFLAGEN.

Nürnberg, b. Bieling: Bibel für Kinder. Auserlesene Sprüche aus den Büchern des A. und N. T. nebst vielen theils katechetischen, theils naturhistorischen Tabellen herausgeg. v. Verfaß. der Bilder-Akademie. 2te verbess. Aufl. 1808. 127 S. 8. (8 Gr.)

Ebendaf.: Auserlesener Beicht- u. Communion-Buch für glän-

bige Christen mit einer Verrath u. Unterricht vom rechten Gebrauch des h. Abendmahls von D. Joh. Georg Rosenmüller. Nebst einigen neuen Buß-, Beicht- und Abendmahls-Liedern, in Beziehung auf die vorhergeh. Gebete u. besondern Andachten zur Privat- u. Familien-Communion. Neue verb. Aufl. 1809. XIV u. 246 S. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 13 J U N I U S, 1809.

NATURGESCHICHTE.

WIEN und TRIEST, b. Geistinger: *Andreas Stütz*, k. k. Rath und Directors der k. k. Naturaliensammlung in Wien u. s. w., *mineralogisches Taschenbuch, enthaltend eine Oryktographie von Unterösterreich zum Gebrauche reisender Mineralogen*. Herausgegeben von *J. G. Megerle u. Mühlfeld*. Mit des Vfs. Porträt. 1807. 394 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Seitdem sich die Mineralogie über das bloße Petrefactenstudium erhoben hat, versteht man unter *Oryktographie* eines Landes nicht mehr ein Verzeichniß der in demselben vorkommenden Versteinerungen, sondern ein systematisches Verzeichniß der darin sich befindenden mineralogisch-einfachen Fossilien, und unterscheidet davon die *mineralogische Geographie*, deren Zweck die geognostische Kenntniß der Länder ist. Vorliegendes Werk ist nun nach jenem Begriffe nicht sowohl eine Oryktographie von Unterösterreich, als eine Verbindung der Oryktographie dieses Landes mit der mineralogischen Geographie desselben. Es ist dabey die geognostische Beschreibung zum Grunde gelegt, und an diese die Aufzählung der einzelnen Fossilien, besonders auch der Petrefacten geknüpft. Außerdem werden darin Nachrichten von Mineraliensammlungen und eine Menge Notizen aus der Geschichte des unterösterreichischen Bergbaues beygebracht. Wenn nun gleich die hier gelieferten geognostischen Nachrichten den darin enthaltenen oryktognostischen weit nachstehen und zu beweisen scheinen, daß der würdige, seit 1806 verstorbene Vf. nicht gleichmäßig in den beiden Hauptzweigen der Mineralogie fortschritt: so wird doch das Ganze seine Bestimmung für reisende Mineralogen nicht verfehlen, und auch nichtreisende unstreitig zur genaueren mineralogischen Kenntniß von Unterösterreich führen; wofür dem Vf. und dem Herausgeber um so mehr Dank gebührt, da es, bis auf den früheren, unvollkommenen, in den Abhandlungen einer Privatgesellschaft in Böhmen enthaltenen Versuch des Vfs. und auf die von *Schultes* in den Ausflügen nach dem Schneeberge mitgetheilten Notizen, an Nachrichten über die Mineralgeschichte von Unterösterreich fehlte.

Das Taschenbuch ist in 5 Abschnitte getheilt, deren erster den Mineraliensammlungen Wiens allein gewidmet ist, aber die unpassende Überschrift: „von der Stadt Wien“ führt. Den größseren Theil

dieser Abhandlung nimmt die Geschichte der kaiserlichen Mineraliensammlung ein, welche keines Auszuges fähig ist. Wenn es gleich zu Anfange heist, die kaiserliche Mineraliensammlung zu Wien Rehe unter allen Sammlungen der Welt ungezweifelt oben an: so scheint dieß Urtheil vom Patriotismus und von einer sehr natürlichen Vorliebe des Vfs. für die Sammlung, die seiner Fürsorge so viel verdankte, herzuführen, und für jetzt wenigstens noch einiger Einschränkung zu bedürfen. Auch findet man dasselbe nicht durch eine Beschreibung der Sammlung gerechtfertigt, wie man sie von dem Vf. hätte erwarten können, sondern trifft nur hin und wieder gelegentliche Nachrichten von den darin enthaltenen gewiss sehr großen und wissenschaftlich-merkwürdigen Schätzen an. Unter den übrigen vielen Mineraliensammlungen Wiens, wird die des Großhändlers von der Null, die durch die *moosische* Beschreibung berühmt geworden ist, nach Verdienst besonders ausgezeichnet. — II Abschnitt. *Von dem Viertel* (richtiger: von den mineralogischen Merkwürdigkeiten des Viertels) *unter dem Wienerwalde*. Die näheren Gegenden um Wien, so wie ein großer Theil dieses Viertels, in welchem jüngerer Flötzgebirge und aufgeschwemmtes Land herrschen, enthalten, mit Ausnahme des großen Petrefactenreichthums, dessen der Vf. mit besonderer Ausführlichkeit gedenkt, wenige mineralogische Merkwürdigkeiten von Auszeichnung. Der *Schneeberg* und die Berge in seiner Nachbarschaft, bestehen, nach dem Vf., aus dichtem Kalkstein. Zu welcher Formation derselbe gehöre, wird nicht angegeben; es läßt sich aber daraus, daß an der sogenannten *Wand* Koraliten darin vorkommen sollen, und nach einigen anderen Angaben schließen, daß es ein Übergangs-Kalkstein ist. Nach der unbestimmten Beschreibung des Vfs. zu urtheilen, scheint an mehreren Orten Steinkohlengebirge unmittelbar an jenen Kalkstein sich zu lehnen. — Die Felsen um *Schottwien* bestehen aus Gyps, der zuweilen von eingesprengtem *Chlorit* grün erscheint. — Bey *Schottwien* findet sich mit Thon gemengtes *Reißbley*, dem von *Haffnerzell* im Passauischen ähnlich. — Etwas unter *Maria Schutz* findet ein merkwürdiges Vorkommen von *Gyps* Statt, wenn anders die Beschreibung des Vfs. richtig ist. Der Gyps — weißer dichter, oder auch grauer und weißer feinschuppiger — soll zum Theil auf grauem Quarze liegen, und von diesem durch eine dünne Lage hellgrünen, gemeinen *Chlorits* getrennt seyn. Oft soll der Gyps auch zwischen zwey Salzbändern von gelb-

besonders in einem solchen Kreise. Er enthält gute, einfach vorgetragene Wahrheiten. Es scheint jedoch, als sey es Hn. H. vorgekommen, daß die Überschrift: *Wissenschaft*, etwas anderes, und vielleicht etwas mehr erwarten lasse, als eine solche Abhandlung. Denn er entschuldigt sich fast ein wenig in einer kleinen Nachschrift darüber, daß seine Ansicht von der Wichtigkeit des Unterrichts in der Moral in diesem Buche einzeln dasthe. Sie dürfe es, sagt er keck hinterdrein, denn sie erscheine ihm als die *Wissenschaft der Wissenschaften*. Im Übrigen war auch gar keine Entschuldigung nöthig; denn wer das Leben glücklich überstanden hat, der wird die *Wissenschaft* mit einiger Resignation anfangen. Destomehr aber wird er sich III) über die Reichhaltigkeit der *Kunst* wundern und freuen. Unter dieser Kategorie theilt Hr. H. 1) *Bemerkungen über Jean Paul Richters Vorlesung der Ästhetik* mit, „in welchen er das Wichtigste, was in diesem Werke geleistet oder verfehlt worden ist, hervorhebt und mit seiner eigenen Überzeugung begleitet.“ Wenn auch die Leser dieses Buches die Bemerkungen weniger belehrend finden sollten, als sie in der That sind: so werden sie doch gestehen, daß Hr. H. sich schon durch eine Nebensache großes Verdienst sowohl um das Publicum erworben hat, als um die Vorlesung der Ästhetik. Denn diese wird von ihm „recht warm anempfohlen“; und das muß ihr vortheilhaft seyn! Wie viele werden nicht jetzt nach der Ästhetik greifen, denen sie sonst unbekannt geblieben wäre! Wer hat denn von Jean Paul gehört! — Auf die Ausstellungen, welche Hr. H. am J. P.s. Ästhetik macht, können wir uns hier nicht einlassen; seine Bemerkungen betreffen aber Punkte von der größten Wichtigkeit in dieser Wissenschaft. Als Probe möge hier Folgendes stehen. Im 66§. über den Roman bemerkt J. P., daß die Poesie allerdings lehre, und also auch der Roman, daß es ihr aber nie um die Lehre zu thun sey; dabey Hr. Horn: „daß hier die Wahrheit nur angedeutet, nicht erschöpft werde; überhaupt — (er scheue sich nicht, diese geradezu zu erklären) — habe noch keine gedruckte Ästhetik (— es ist ein tröstlicher Gedanke, daß es in ungedruckten Ästhetiken vielleicht geschehen ist —) den eigentlichen Charakter der Sittlichkeit, und ihre Einheit mit dem Schönen erklärt. Diese Erklärung würde etwa so lauten: Wenn der gesamte Mensch zu einer äußeren Anschauung übereinstimmt: so entsteht die Anschauung der Schönheit. Stimmt aber der ganze Mensch in der Selbstanschauung zusammen (d. h. in seinem Willen): so entsteht Sittlichkeit und Wahrheit. Schönheit, Sittlichkeit und Wahrheit sind nur die dreyfaltigen Offenbarungen des Einen Unendlichen.“ Gewiß ist diese Erklärung der Einheit von Schönheit und Sittlichkeit eben so klar als überzeugend. — Beyläufig

werde noch Eins gerühmt. Irgend ein Schriftsteller, wenn wir nicht irren, Chamfort, sagt, daß er, wenn in einem Buche ein Gedanke zweymal vorkomme, gerade eine solche Empfindung habe, als wenn Jemand, der eben weggegangen ist, wiederkehrt, weil er seinen Hut vergessen hat. Wenn dieser Schriftsteller Hn. H's. Buch läse: so würde er diese Empfindung mehr als einmal haben. — Es folgen 2) *Andeutungen für Freunde der Kunst, insonderheit der Musik und Poesie*. Diese Andeutungen sind größtentheils schon 1802 geschrieben: sonach ist das *nonum in annum* wenigstens zur Hälfte bey ihnen beobachtet; zum Theil sind sie auch schon in der musikal. Zeitung gedruckt gewesen. Dem denkenden Musiker werden diese Fragmente am meisten Vergnügen machen; freylich geht keine Kunst leer aus, aber die Musik ist doch der Hauptpunct, um welchen sie sich drehen. Über die größten Meister in dieser Kunst wird geredet; sie mit einander, ihre Werke bald unter sich, bald mit den Werken einer anderen Kunst verglichen; fremde Meinungen, wie Rousseau's, geprüft, bestritten u. s. w. Wie Hr. H. schon in einigen Urtheilen (z. B. über *Cherubini*) sich geändert hat, so ist möglich, daß er sich auch noch in anderen ändern mag, ehe ein halbes Decennium wieder abläuft. Eben so ist möglich, daß nicht Allen Alles zusagt, welches er ausspricht, auch nicht wie er es ausspricht; aber wer je versucht hat, über die zarteste, beweglichste Kunst und ihre, wie die Zeit, rasch vorübereilenden Erscheinungen zu reden, der wird Hn. H. nicht ungern zuhören. — 3) *Der verlorene Sohn, ein ungedrucktes alldentsches Schauspiel*. Weiter nichts als die Beschreibung eines Puppenspiels dieses Namens, welches Hr. H. in Berlin auführen gesehen hat. Die Erzählung ist Jedem bekannt aus der heiligen Schrift. Wie vorzüglich sie ist, welchen tiefen Eindruck sie macht auf jedes menschliche Herz, weiß ein Jeder, der ein menschliches Herz in der Brust trägt. Ob diese Erzählung sich aber so gut für die dramatische Bearbeitung eigne, wie Hr. H. will, dürften vielleicht Viele bezweifeln. Er findet fast alles lobenswürdig an diesem Puppenspiel. — IV. *Religion*. (Geschrieben am Schlusse des Jahres 1806 und zu Anfange des J. 1807.) Jede Rubrik dieses Buches ist einer besonderen Person gewidmet, einem Freunde, einem Bruder, die Religion der Gattin. Diese Pietät steht recht gut zu dem Tone, in welchem das Ganze, wie verschieden er auch im Einzelnen seyn mag, gehalten ist. Über die Religion, was sie für solche Zeiten, wie die unfriegen, was besonders die christliche Religion (diese „Religion nicht des Lebens, sondern des Todes“) — sey, darüber wird hier geredet, und so, wie man es, nach den früheren Abschnitten des Buchs, erwartet.

Bx.

N E U E A U F L A G E N.

Paris: *Choix de Prières pour les Adorateurs en Esprit et en Vérité*. Traduites de l'Allemand et publiées par

Jean Pierre Prunner. Seconde édition. 1809. 106 S. 12 (8 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 J U N I U S , 1809.

B O T A N I K.

GÖTTINGEN, in Comm. b. Dieterich: *Aphorismen aus der Physiologie der Pflanzen*, von Dr. Kiefer, Stadtphysicus in Northeim. 1808. 150 S. 8. (16 Gr.)

Dieses genialische Werk macht alle anderen Pflanzenphysiologien überflüssig, und es ist erhebend zu sehen, wie viel man aus sich selbst produciren kann, wie man von der fixen Idee einer überall Statt findenden Trias beherrscht, zu dem göttlichen Wahnsinn der Pythia gelangt, die Harmonie der Sphären vernimmt, und in der Mystik der Zahlen schweigt und versinkt.

Mit Recht hat ein gelehrtes und geehrtes Blatt bereits diese Aphorismen als apodiktisch an- und aufgenommen, ohne den Leser durch Urtheile über die einzelnen Sätze in seinem Genuß zu stören; auch Rec. nimmt dieses wundervolle Buch als seine augsburgische Confession an, und bereuet, daß er so viele Jahre hindurch bloß die Pflanzen beobachtete, und nicht in sich selbst die Botanik suchte. Doch nunmehr sind ihm die Schuppen von den Augen gefallen, und bewundernd, doch neidlos folgt er den gigantischen Schritten des begeisterten Vfs.

Die Pflanze grünt und blüht mit jungfräulicher Unbefangenheit und Unschuld. Einfältig und klar ist ihr Wesen, und einfältig ist ihre Organisation — sie kann nur von einem *einfältigen* Sinn begriffen werden. Magnetismus, Electricismus, Chemismus bilden die heilige Trias der Qualitäten der *anorganischen* (so schreibt der Vf. nach der gewöhnlichen fehlerhaften Art) Natur. Diese Trias findet ihr Entsprechendes in allen Organisationen. Die erste hat ihr Symbol im Aphelion der Ellipse, die zweyte im Perihelion und die dritte in der Indifferenz beider, oder in der Ellipse selbst. (Wen lächelt die hierin liegende Einelt und Klarheit nicht an!)

Unter den auf dem Erdkörper vorhandenen Zelten der Organismen bildet die Pflanzenwelt den Magnetismus, das Thier den Electricismus, der Mensch den Chemismus. *Die Pflanze in ihrer Intimität ist der organische Magnet.* (Wer hat hievon vorher nur eine Ahnung gehabt? Welcher Naturforscher würde es errathen, wenn man ihn fragte, was ein organischer Magnet sey? Aber wenn man es erst sieht, fühlt man in seinem eigenen Chemismus den magnetischen Pol ansprechen, und eine wunderbare Bewegung im Perihelium, neben dem Zwerchfell, der nicht weit vom Sonnengeflecht, welches Rec. das Perihelium der menschlichen Ellipse betrachtet, vielleicht eine nicht unwichtige Bemerkung.)

Wie der Magnet den reinen Längeproceß darstellt, so auch die Pflanze. Wie der Magnet in einem Punkte indifferent, nach zwey entgegengesetzten Richtungen differirt, so auch die Pflanze. Wurzel und Stamm sind die beiden Pole des organischen Magnets, die im Mittelpunkt, an der Erdoberfläche vereint, unendlich nach entgegengesetzten Richtungen sich entfalten. (Zwar könnte Manchem scheinen, als ob die kugelligen Pilze, manche Kakten, die Hydnores, die blattrigen Lichenen u. s. w. keinen Längeproceß darstellen; da sie aber doch nach unserem Vf. Magneten sind, muß man sich auf den trügerischen Schein nicht einlassen. Eben so könnte man eine Feder des Vogels, einen Röhrenknochen einen Magnet nennen, allein daran hindert auch nichts, das sind die Pflanzen der Thiere.)

Die Kiesel Erde wird in der Pflanze als Kohlenstoff erzeugt. (Welch ein belehrender Wink für die Chemiker!) — Der Stamm der Pflanze ist der positive Pol, die Wurzel der negative. Jener die Einheit in der Differenz, dieser die Differenz in der Einheit darstellend. *Daher* wie in jeder elliptischen Lebensbahn die irdische Tendenz der Zeit nach vorherrscht: so wächst auch das Keimkorn des Saatkorns früher und schneller als die Plumula. (Man könnte bey jenem *Daher* an den Schluss denken: gleich wie der Löwe ein grimmiges Thier ist, also sollen wir Gott dem Herrn dienen; allein dieses ist die wahre Poesie, durch die doch allein die Naturkunde bearbeitet werden kann.)

Den beiden Polen der Pflanze entspricht Wasser und Luft; das Wasser ist die Pflanze, die Luft ist das Thier der anorganischen Erde. Das Wasser entspricht *daher* der Wurzel, die Luft entspricht dem Stamme der Pflanzen. (Wie schön und unterrichtend, daß das Wasser die Pflanze und die Luft das Thier der anorganischen Erde ist; die Erde selbst ist dem Vf. wahrscheinlich der Mensch der anorganischen Natur, und die Mythen scheinen darauf hinzudeuten. Das *daher* wieder wie poetisch!)

Die Sonne ist das Gehirnbildende unter den erzeugenden Kräften; zum Gehirn ist aber in der Pflanze immer nur die Annäherung vorhanden, mit der Erreichung ist auch die Pflanze, als solche, abgestorben. (Daher ist auch so leicht zu erklären, warum die Sonne so leicht das Gehirn verbrennt, wie sie es, ehe das Licht der Naturphilosophie zu leuchten begann, bey so manchem Schriftsteller gethan hat. Schade, daß der Vf. das Gehirn der Pflanze, welches sie zuletzt erreicht, nicht näher beschrieben und abgebildet hat.)

P p p

Die erste Trias in der Pflanze ist Wurzel, Stengel, Blatt. Die Wurzel ist die Indifferenz. Stengel und Blatt sind die Differenzen. Der Stengel entspricht der magnetischen Form, der der Linie, das Blatt repräsentirt den elektrischen Proceß und gestaltet sich in die Fläche. Die Wurzel endlich bildet die Indifferenz beider, Linie und Fläche in einander aufnehmend. (Wie schön, daß im Magneten (den Pflanzen) wieder der elektrische Proceß repräsentirt wird, und daß also die Wurzel, die den elektrischen Proceß (das Blatt) und den magnetischen (den Stengel) in sich aufnimmt, den Chemismus oder den Menschen der Pflanze bildet!)

Die Blume ist das Thier in der vegetativen Welt. Das Ringen der Pflanze, das Thier zu erzeugen, welches stets wieder von der Pflanze verschlungen wird, bringt nun die wechselnde Expansion und Contraction des Blatts und des Stengels hervor. (Der Vf. besitzt gewiß den Carfunkel, ohne ihn wäre das Thier in der Pflanze sicher nicht erkannt.)

Der Vf. hat S. 29 entdeckt, daß bey den Gräsern das Blatt gleiche Länge mit den Internodien hat; Rec. findet hievon freylich viel häufiger das Gegentheil, und das Blatt mehrentheils, oft sehr viel länger: allein was will die Beobachtung sagen, da der Vf. dies als ein Gesetz aufstellt, das aus der Natur der Pflanze fließt, mithin durch Beobachtungen nicht umgestoßen werden kann. — Eben so unwiderleglich ist daher die Beobachtung des Vfs., daß nie ein oberes Blatt mit einem unteren in derselben Linie steht (S. 45), und Rec. weiß nicht, was die von ihm untersuchten Pflanzen wollen, wo die Blätter nicht selten gegen dies Gesetz verstoßen.

Nur eine Stelle in dem ganzen Werk (S. 55) hat Rec. befremdet, und beynahe an dem Vf. irre gemacht. Er sagt nämlich: „die Physiologie muß hier schweigen über die Bedeutung der Organe (der Gefäße), da die Anatomie noch nicht bestimmt hat, ob sie existiren oder nicht. Rec. sollte glauben, der Vf. hätte diese Gefäße leicht construiren können, wenn er die Trias beachtete. Die Anatomie wird den Vf. nicht belehren können, sondern dies muß die Idee thun.

Wenn der Vf. S. 63 sagt, *der Irrthum sey allgemein*, die um das allgemeine Receptaculum bey den Syngenesiten gestellten Bracteen für den Kelch zu halten: so hat er gewiß in so fern Recht, als Ehrhart und fast alle übrigen neueren Schriftsteller dies nur zufolge ihrer Beobachtungen leugneten, unser Vf. dies aber aus der Natur der Pflanze einsieht. — Vortrefflich ist die Bemerkung des Vfs., daß Calyx und Corolla immer zu unterscheiden sind, und Rec. wünschte, der Vf. hätte die vielen streitigen Fälle aufgeführt und ein für allemal entschieden: so brauchten die Botaniker länger nicht herumzutappen, und da der Vf. aus dem höchsten Princip ausgeht, so fand keine Appellation Statt.

Rec. hat gehört, daß ein ebenfalls sehr geschätzter Schriftsteller auf einer großen Universität am *Hyoscyamus niger* die ganze Terminologie und Anatomie der Pflanzen demonstirt hat, welches für viele beschämend ist; eben so geht der Vf. auch von We-

nigen zu Vielem, wenn er vom Bau der Geschlechtstheile u. s. w. spricht. *Simplex veri sigillum*. — Sehr schön werden die männlichen Organe das Feindliche der Pflanze genannt; eben so schön wird der Pollen mit Infusionsthierchen verglichen. (Es ließe sich auch dies gewiß leichter deriviren, als *lucus a non lucendo*, womit ein empirischer Spötter solche Vergleichen und ähnliche Etymologien verglich.)

Ging der Vf. im ersten Abschnitt die organische Bildung der einzelnen Pflanze mit vielem Glück durch: so gebührt dasselbe Lob dem zweyten Abschnitt, in welchem die organische Bildung der ganzen Vegetation ausgesprochen wird. Die Trias in der Pflanzenwelt bilden die Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen. Die Akotyledonen bilden die Wurzel der Pflanzenwelt; und die Indifferenz der Monokotyledonen und Dikotyledonen. (In diesem Satz liegt so viel, daß man mehrere Bogen darüber schreiben könnte.) Die Akotyledonen bilden keine Samen, mithin auch keine Kotyledonen. Wie sehr haben sich also die neueren Botaniker geirrt, die diese gesehen und abgebildet haben, und Willdenow, Sprengel, Rudolphi u. s. w. sind nur dadurch zu entschuldigen, daß sie unseres Vfs. Ausspruch nicht früher gekannt haben! Hätten sie gewußt, daß die Akotyledonen, selbst die Farrnkräuter, nur Wurzeln wären: so würden sie nie dem Schein der Sinne getrauet haben. Aus der Wurzelnatur der Akotyledonen erklärt sich auch der Mangel des Bedürfnisses der atmosphärischen Luft, und der Vf. schließt gewiß mit Recht von ein paar unter der Erde lebenden Pilzen auf alle Moose, Farrnkräuter u. s. w. — In dem Reich der Akotyledonen ist das triadische Verhältniß der Vegetation durch die Familien der Algen (Stengelpflanzen), der Farrnkräuter (Wurzelpflanzen) und der Pilze (Blumenpflanzen) ausgedrückt. Welche Simplicität, und wie sehr stehen dagegen die Einteilungen von Schreber und Willdenow ab, die so viele Ordnungen der Kryptogamiten annahmen! Der Vf. mürz sogar die Moose und Lichenen aus. — Die Monokotyledonen sind die Stengelpflanzen, die Dikotyledonen die Blumenpflanzen. — Das Schema der Monokotyledonen sind die Gräser, (und mit Recht, die Palmen und Lilien sind nur Ausbildungen der Gräser). Die Monokotyledonen haben auch nur eine kurze Lebensdauer (d. h. nach dem Schema; das Übrige ist ja Nebensache). — Die Wurzelpflanzen der Monokotyledonen sind die Palmen, die Gräser sind die Stengelpflanzen und die Lilien die Blumenpflanzen. (Wohin mögen die nicht in diese drey Familien fallenden Monokotyledonen zu rechnen seyn?) — Bey den Dikotyledonen hat die Auffindung der Trias dem Vf. Mühe gemacht, allein er hat sie doch entdeckt, und sie ist ein Meisterstück des Scharfsinns. Rec. möchte Hab und Gut gegen ein Exemplar des vorliegenden Werks verwetten, daß weder Linné, noch Jussieu, noch Schreber, noch Vahl u. s. w. sie errathen hätten. Es sind: die Atriplices (und ihnen verwandten Polygonen und Amarantiden) als Wurzelpflanzen; die Convolvuli und alle sich windenden Pflanzen als Stengelpflanzen, und die

Syngenesiten als Blumenpflanzen aufgestellt. — Zum Schluss erfährt man noch, daß die Vegetation der Länder, die noch in der Kindheit ihres Lebens begriffen sind, eine Menge Akotyledonen enthält. So erzeugt Amerika eine unendliche Menge Farnkräuter von vorzüglicher GröÙe, wenn sie in anderen Ländern fast ganz untergegangen sind. Weiterhin: daher nun auch die Menge der schönsten Blumen unter dem Äquator. Das scheint einander zu widersprechen, denn Jamaika z. B. ist reich an Farnkräutern und schönblühenden Gewächsen, Sträuchern u. s. w. Allein Rec. muß hierin die Trias noch nicht haben finden können, und der Vf. wird vielleicht anderswo die Kindheit des Lebens jener Gegenden beweisen. Er geht vielleicht davon aus, daß sie die neue Welt genannt sind, und dann ist es vortreflich.

I. K.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Botanischer Kinderfreund* von Georg Ernst Wilhelm Crome, der regensburgischen botanischen Gesellschaft Ehrenmitgliede. Erstes Bändchen. 1 — 3 Heft. Januar bis Juni 1807. IV u. 352 S. Zweytes Bändchen. 4 — 6 Heft. Juli bis December 1808. VI u. 415 S. Jedes Bändchen mit 12 Kupfertafeln. Taschenformat in farbigem Umschlage. (3 Rthlr. 12 Gr.)

Hr. C. hat ein nützliches mit unverkennbarem FleiÙe gefertigtes Werk geliefert, das nicht nur zur Belehrung der Kinder von 8 bis 12 Jahren, wie der Vf. in der Einleitung bemerkt, geeignet ist, sondern selbst den Lehrern und Erziehern, die vorher keine Gelegenheit hatten, Botanik zu studiren, gleichwohl aber ihren Zöglingen die ersten Principien dieser Wissenschaft bekannt machen wollen, mannichfaltige und belehrende Unterhaltung darbietet. Der Plan und die Absicht des Vfs. geht hauptsächlich dahin, der Jugend nur dasjenige aus der Botanik mitzutheilen, was ihnen dereinst in jeder Lage nützlich, Beherreich und angenehm seyn könnte. Das ganze Werk zerfällt in 6 Hefte; 3 Hefte machen einen Band aus. Das erste Heft lehrt die nöthigen Begriffe von natürlichen und künstlichen Körpern, besonders vom Pflanzenreiche, von dem Nutzen dieses Studiums und dem Unterschiede des Pflanzenreichs vom Thier- und Mineral-Reiche. Im zweyten Heft ist die Rede von der Eintheilung der Gewächse in Phanerogamen und Kryptogamen, in Kräuter, Stauden, Sträucher und Bäume, vom Sammeln und Trocknen der Pflanzen u. s. w. Das dritte Heft verbreitet sich über Pflanzenphysiologie. Im vierten Heft giebt der Vf. eine kurze Übersicht über die künstliche Eintheilung der Gewächse, und erklärt das linnéische Pflanzensystem durch Beyspiele. Das fünfte Heft beschäftigt sich mit den in Europa und Asien einheimischen Pflanzen, und im sechsten Heft sind die vorzüglichsten nutzbaren Pflanzen, welche in Afrika und Amerika wild wachsen, angezeigt.

Da dieses Buch bloß für die Jugend bestimmt ist: so hat der Vf. alles systematische Anordnen sorgfältig vermieden, dagegen einen in Frage und Antwort gestellten Vortrag gewählt. Auf diese Weise

hat das Ganze gewonnen, besonders dadurch, daß die Erzählungen und Unterhaltungen über Natur-, Länder- und Gewächs-Kunde, die aus alten und neuen Reifebeschreibungen zusammengetragen sind, auf eine angenehme Art abwechseln, und daher den Kindern und Anfängern in der Botanik selbst bey dem Durchlesen des Buches Interesse gewähren. Der Vf. fängt seine Erzählungen und Belehrungen im Januar an, und fährt in allen Monaten des Jahres abwechselnd damit fort; vom Fröhlinge bis zum Herbst führt er seine Zöglinge ins Freye und lehrt sie zugleich die natürlichen Standörter der Pflanzen kennen. Die vorzüglichsten Giftpflanzen oder diejenigen Gewächse, welche giftige Eigenschaften besitzen, und nach dem GenuÙe auf eine höchst traurige Weise wirken, hat der Vf. vollständiger abgehandelt, und die Beschreibung derselben durch Abbildungen anschaulicher zu machen gesucht.

Rec. hat dieses Werk mit Vergnügen durchgelesen; er glaubt aber auch einige Bemerkungen beybringen zu müssen, von welchen bey einer neuen Ausgabe Gebrauch gemacht werden könnte. Im ersten Bande S. 56, wo von den verschiedenen Früchten und Samen die Rede ist, heiÙt es: „Alle Früchte, die eine Schote haben, nennt man auch Hülsenfrüchte.“ — Die Schote unterscheidet sich aber von der Hülse durch die Scheidewand (*Dissepimentum*) und dieses Unterscheidungszeichen hätte allerdings den Lesern, für die Hr. C. sein Buch bestimmt hat, deutlich erklärt werden sollen. S. 201 giebt der Vf. Anleitung, die Obstbäume durch Pfropfen und Oculiren zu veredeln und fortzupflanzen. Die erste Veredlungsmethode ist ganz gut und belehrend, aber die zweyte, nämlich das Oculiren, undeutlich vorgetragen. Die Knospe oder das Auge, welches man auf dem Wildling setzen will, soll, nach Angabe des Vfs., mit einem rundlichen Stückchen des Astes ausgeschnitten werden. Hätte Hr. C. nur eine solche Operation von einem in diesem Fache geübten Pomologen gesehen: so würde er bemerkt haben, wie schnell das Schildchen mit dem in der Knospe sitzenden Keime durch einen Druck mit den Fingern von dem Aste abgelöst werden kann, und daß keine harten Holzfasern an demselben hängen bleiben, noch weniger das Auge verletzt wird. Sodann ist bey dem Oculiren weder Baumwachs noch Moos nöthig, sondern nur ein Bastfaden von gehöriger Breite und Länge, womit die Wunde, welche durch das Einsetzen der Knospe in der Rinde des Wildlings entsteht, bedeckt und geschlossen wird. Die Johannis- und Stachelbeer-Sträucher zählt Hr. C. mit Unrecht zu den Halbsträuchern. Den Trompetenbaum (*Bignonia catalpa*), welcher im zweyten Bande S. 325 sogar unter den Giftpflanzen aufgeführt ist, und *Rhus Toxicodendron* soll man häufig in unseren Treibhäusern antreffen!!; gleichwohl haben vieljährige Erfahrungen gelehrt, daß diese beiden Holzarten in den meisten Gegenden von Deutschland die gewöhnlichen Winter im freyen Lande aushalten, und daher keineswegs der Treibhauswärme bedürfen. Was die auf 24 Kupfertafeln nach verjüngtem MaÙstabe abgebildeten Pflanzen betrifft: so sind die meisten instructiv und der

Natur getreu dargestellt: nur der Wasserschierling (*Cicuta virosa*) ist dem Künstler nicht gut gerathen; auch die Farbe der Blume von *Atropa Belladonna* ist nicht hinreichend aufgehellt. Ein deutsches und lateinisches Register, welches dem zweyten Bande beygefügt ist, erleichtert das Auffuchen der in beiden Bänden abgehandelten Pflanzen. D. D — h —

FRANKFURT a. d. O., in der akad. Buchh.: *Märkisches Küchengartenbuch*. Von *Johann Friedrich Heynatz*, Prof. zu Frankfurt a. d. O. und Rector der Oberschule daselbst. 1808. VII u. 447 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

In der Vorrede erklärt der Vf., daß er seit vielen Jahren die meisten Küchengewächse in seinem Garten cultivirt und eigene Erfahrung über den Gemüsbau gesammelt habe, wodurch er sich berufen fühle, seinen Landsleuten einige nützliche Anweisungen über zweckmäßige Behandlung eines Küchengartens mitzutheilen. Die gute Absicht des Vfs. ist unverkennbar; indessen wäre doch recht sehr zu wünschen, daß er sich im Vortrage einer gedrängten Kürze bedient, und nicht allgemein bekannte Sachen so weitläufig abgehandelt hätte. Sodann finden sich in diesem Gartenbuche oft sehr auffallende Widersprüche, selbst in der Vorrede, z. B. S. VII heißt es: „Es wäre mir leicht gewesen, etwas von botanischer Gelehrsamkeit, die lateinischen Pflanzennamen, mit aufzunehmen; jetzt kann ich daran nicht denken. — Ich lerne in der Botanik noch mehr zurück als im Gartenbau.“ (!) Doch wir wollen den Inhalt des Ganzen kürzlich anzeigen.

Der Vf. hat seine Materialien in 22 Hauptstücke gestellt. Die 5 ersten Hauptstücke handeln von der Lage eines Gemüsgartens, von der Verbesserung desselben durch Düngmittel, und von den Vorichtsregeln, welche man bey der Bearbeitung des Bodens zu berücksichtigen nöthig habe. Die Abhandlung über die Lage und Beschaffenheit eines Gemüsgartens ist ziemlich vollständig und belehrend. Was aber die Anlagen und Bepflanzungen der Gärten betrifft: so kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn er S. 18 sagt, daß in einem Küchengarten keine Obstbäume und keine Johannis- und Stachelbeer-Sträucher gepflanzt werden sollen, und S. 20 hinzufügt: „um den Küchengarten nicht zu sehr leiden zu lassen, muß der Besitzer dann doch von Zeit zu Zeit sich entschließen, Obstbäume weghauen zu lassen, wofern nicht einmal ein wohlthätiger, strenger Winter ins Mittel tritt, und einen Theil der Obstbäume zu Grunde richtet.“ (!!) Einige Obstbäume können ohne Nachtheil der Kohlplanzen in Küchengärten gepflanzt werden. Sie wachsen in denselben vortreflich, und liefern reichlich Früchte; nur müssen die Bäume, besonders Apfel- und Birn-Bäume weit von einander entfernt stehen, und in Rücksicht ihres Wuchses gehörig vertheilt seyn. Dann sind auch einzeln stehende Obstbäume in Gemüsgärten deswegen nützlich, weil manche schattenliebende Pflanze, z. B. Löffelkraut, welches der Vf. zum Anbau empfiehlt, unter denselben am besten gedeihet. Vom 6 — 12 Hauptstücke ist die Rede vom Einkaufe und von der Auswahl verschiedener Sämereyen, von der Keimungsdauer des Samens, nach *Reichards* Anlei-

tung, von der Aussaat, und endlich von dem Bepflanzen der Beete. In den übrigen Hauptstücken sind die zum Gemüsbau geeigneten Pflanzen abgehandelt. Richtig wird bemerkt, daß der einjährige Petersilien-same zur Aussaat immer der beste ist, und daß derselbe, wenn er über 3 Jahre alt ist, nicht gut aufgeht. Der Vf. untercheidet zwey Arten Petersilie, nämlich die Kraut- und Wurzel-Petersilie; gleichwohl sagt er S. 188: „In zweyten Jahre liefert die Krautpetersilie Samen, welcher aber, wenn die Pflanzen aus Wurzelsamen gezogen waren, nie wieder Wurzeln geben wird.“ — Demnach wäre die großwurzliche Petersilie nichts anderes, als eine durch die Cultur entstandene Abänderung, wofür sie auch Rec. hält. Um auch im Winter Krautpetersilie zu haben, soll man, nach Anleitung des Vfs., den Samen von der Wurzel-Petersilie in Blumentöpfe aussäen. Allein diese Methode ist viel zu weitläufig und mühsam; man erreicht den vorgesezten Zweck vollkommen, wenn die Wurzeln im Herbst aus der Erde gegraben, in Töpfe oder Kästen gepflanzt, und diese an einen warmen Ort, z. B. in eine Küchensube u. s. w. gestellt werden. Der knollige Kälberkröpf (*Chaerophyllum bulbosum* L.), welcher S. 436 unter dem Namen Rübenkerbel als eine zur Speise dienende Pflanze empfohlen wird, ist zuweilen gefleckt, und kann in diesem Falle von denjenigen Personen, die keine botanischen Kenntnisse haben, leicht mit dem gefleckten Schierlinge (*Conium maculatum* L.) verwechselt werden. Deshalb hätte der Vf. entweder die Kennzeichen des Rübenkerbels genau angegeben, oder dieses Gewächs aus der Reihe der Gemüspflanzen austreichen sollen. Ein Sachregister, das zum leichteren Auffuchen der in diesem Buche abgehandelten Materialien dient, macht den Beschluß. Druck und Papier empfiehlt sich. D. D — h —

BERLIN, b. Gädicke: *Vollständiges Lexikon der Gärtnerey und Botanik, oder alphabetische Beschreibung vom Bau, Wartung und Nutzen aller in- und ausländischen ökonomischen, officinellen und zur Zierde dienenden Gewächse*, von Dr. F. G. Dietrich u. s. w. VIII Band. 1808. 685 S. gr. 8. (3 Thlr.)

Je unbrauchbarer *Millers* Lexikon, seit dem so sehr erweiterten Umfange der Botanik, schon längst geworden ist: desto mehr müssen wir uns freuen, daß das D'sche Werk, welches den Bedürfnissen u. Wünschen der Gartenfreunde vollkommen entspricht, und zu welchem der thätige Vf. die meisten Materialien aus eigenen Erfahrungen sammelte, die er auf seinen Reisen so sehr zu erweitern und zu berichtigen Gelegenheit hatte, seiner Vollendung sich nähert. Denn dieser 8 Band faßt, wie auch auf dem Titel bemerkt ist, *Quadrangularis* bis *Scleria* in sich, und steht also den vorigen Bänden in Ansehung der Vollständigkeit nicht nach. Es läßt sich von dem Vf. erwarten, daß er den Gebrauch dieses Werks, nach seiner Vollendung, durch ein vollständiges Register über sämtliche Bände erleichtern werde. Den thätigen und einsichtsvollen Verleger entschädige und belohne für den gemachten beträchtlichen Aufwand ein starker Absatz, und muntere ihn zu neuen nützlichen Unternehmungen auf! — sch —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 J U N I U S, 1809.

B I O G R A P H I K.

ZÜRICH, b. Gesner: *Dilons, des blinden Flötenspielers, Leben und Meinungen, von ihm selbst bearbeitet.* Herausgegeben von C. M. Wisland. 1 Theil. 1807. 28 Bog. 2 Theil. 1808. 28 Bog. 8. (2 Rthlr. 16 Gr.)

Seitdem Hr. D. bekannt machte, er werde die Geschichte seines Lebens, mit seinen Meinungen und Urtheilen verwebt, herausgeben, und zwar, ohne Anderen wesentlichen Einfluß auf den Inhalt seines Buchs zu verstatten: sahen wir diesem mit nicht geringer und angenehmer Erwartung entgegen. Wir dachten nämlich so: D. ist des Gesichts beraubt, ist es seit den ersten Tagen seines Lebens, aber doch nur in dem Maße, daß ihm die Fähigkeit geblieben, wenn auch weder Gestalt noch Farben, doch Nacht und Finsterniß von Tag und Licht zu unterscheiden; D. ist ferner ein Mann von Talent, von rechtlichem Charakter, von frohem und geradem Sinn, von einiger Bildung auch außer seiner Kunst; D. hat überdies von seinen Kinderjahren an bis jetzt in seinem männlichen Alter fast immer auf Reisen, und oft unter sehr bedeutenden Menschen aller Art gelebt, hat vielen Hang zum Beobachten und über seine Beobachtungen zu reflectiren, hat auch durch öftern Umgang mit seiner Gesellschaft und viel Lectüre wohl einige Gewandtheit erlangt, seine Beobachtungen und Reflexionen Anderen mitzuthellen: so kann es ja gar nicht fehlen, sein Buch muß nicht etwa nur für die Unterhaltung anziehend, sondern auch ein Werk werden, das dem Psychologen, dem Physiologen, dem Arzte, dem Menschenbeobachter überhaupt, und nun noch besonders dem Kenner und Freunde der Tonkunst, so viel Eigenthümliches und Neues, ja so viel ganz Individuelles und Sonderbares darbietet, als kaum irgend eine Selbstbiographie eines Sehenden, wer er auch sey.

Aber es konnte doch fehlen, und hat auch wirklich gefehlt: das Buch enthält von jenem Erwarteten wenig, sehr wenig. Rec. hatte nämlich, vielleicht mit manchem Anderen, übersehen, daß, wenn z. B. *Dillon* in der ihm zurückgebliebenen Fähigkeit, Licht und Dunkel zu unterscheiden, zwar einen immer neuen Reiz und unausdauerndes Verwehrungsmittel gegen die abstumpfende Resignation vieler Blinden erhielt, ihn diese Fähigkeit doch auch immerfort antrieb, den Sehenden so ähnlich zu werden, als nur möglich; daß, wenn ihm seine hän-

figen Reisen, sein öfterer Umgang mit nicht unbedeutenden Menschen aller Art, sein vieles Lesen, eine Menge sehr verschiedenes Stoffs zum Denken darboten, eben diese Menge, eben diese Verschiedenheit, auf seinem, nicht vorzüglich durchdringenden, auch nicht vorzüglich kräftigen Geiste lasten, die Eigenthümlichkeiten seiner Ansichten und Urtheile verwischen, die ursprünglich wahrscheinlich scharfen, aber auch interessanten Ecken seines Charakters abschleifen, und sogar seine Darstellung dem, nicht ungesitteten, aber meistens flachen Geplauder gewöhnlicher gemischter Gesellschaften verähnlichen würden.

So ist es aber geworden, wie das Buch vom Anfang bis zu Ende beweiset. Die kleinen Ereignisse seines Lebens, die, bey weitem zum größten Theile, sich auf da und dort gegebene Concerte, da und dort gemachte gute oder schlechte Einnahmen, da und dort empfangene freundschaftliche oder gleichgültige Aufnahme reduciren, hat D. mit oftmals beschwerlicher Ausführlichkeit erzählt; die Bemerkungen, Urtheile und Betrachtungen, sogar über Gegenstände der Tonkunst, fassen beynahe überall nur das Gangbarste auf, und behandeln es, wie es in gemischten Gesellschaften nicht unverständiger, aber ganz gewöhnlicher Menschen behandelt zu werden pflegt, was denn auch von der Form gilt, in welche das Alles, weit weniger mit Ablicht und Wahl gegossen, als ganz von selbst geflossen zu seyn scheint.

Demnach ist zwar zu erwarten, und wohl auch zu wünschen, daß Jedermann geneigt seyn werde, das Buch, so wie den geschickten Virtuosen selbst, kennen zu lernen; und versprechen läßt sich sogar, daß Jedermann etwas darin entdecken könne, was ihn mehr oder weniger anziehet: aber ein höheres, ein bedeutendes Interesse und einiges Genüge finden doch wohl nur zweyerley Leser daran: Musiker von Profession, besonders reisende; und nahe Bekannte D's., denen auch das Gewöhnlichste, weil es ihn betroffen hat, oder von ihm bemerkt, von ihm gesagt ist, wichtig und theuer wird.

Dillon zeigt sich in seinem Buche als einen sehr gutmüthigen Mann, dem fast alles in der Welt recht ist, wenn es ihm selbst und Anderen nur nicht gar zu schlimm mißfällt, und vieles vortrefflich, was Andere kaum leidlich finden. Vielleicht scheint ihm unser Urtheil hart; D. zeigt sich in seinem Buche auch ziemlich reizbar, mißfällt sich in seiner Autorschaft keinesweges, ziehet sogar gegen etwanige Re-

cenfenten einigemal derb los: vielleicht kömmt ihm unser Urtheil fogar parteyifch vor. Es mag daher eine kurze, aber genaue Anzeige alles deffen, was Rec., nachdem er fogar jene höheren Erwartungen beseitiget, in dem ersten Bande des Buchs Bedeutendes und Anziehendes angetroffen hat, hier Platz finden, und den Leser in den Stand setzen, jenes Urtheil zu unterzeichnen oder zu verwerfen; wobey nur zweyerley im Voraus angemerkt werden muß: das nämlich diefs Angeführte mit sehr vielem durchaus Unbedeutenden vermischt ist, und das hier alles wegbleibt, was den Musiker allein interessiren, zum Theil vielleicht beträchtlich interessiren kann. Letzteres geschieht, weil Rec. kein Musiker ist, und weil die Tonkunst in der *leipziger musikalischen Zeitung* ein eigenes, allgemein geachtetes Institut besitzt, welchem jener Theil des Buchs füglich überlassen werden kann.

Merkwürdig, und mit den Äußerungen mehrerer Blindgeborenen oder früh gänzlich Erblindeten übereinstimmend, ist (S. 36 ff.) das Geständniß, D. wüßte die Wiederherstellung seines Gesichts zwar oft, doch sey dieser Wunsch nur vorübergehend, und beuge ihn nicht eben tief darnieder, wenigstens nicht anhaltend. Bey dem Blindgeborenen oder früh gänzlich Erblindeten kann das kaum anders seyn; wohl aber bey einem Manne, dem noch ein Schein des Lichts geblieben ist, und der immerwährend in so vielfältigen, nahen und reizenden Verbindungen mit lauter Sehenden und ihrer Welt, vornehmlich auch mit ihren Freuden, lebt. Die leichtere, heitere, gefügige Gleichmüthigkeit, welche überhaupt die Grundlage von D's. gesamtem innerem Wesen auszumachen scheint; seine Kunst, die ihm als immer bereit stehendes Hülfsmittel, sich zu beschäftigen, sich zu ergötzen, Aufmerksamkeit und Beyfall zu erlangen, dienet; und das viele Angenehme, das ihm fast überall, wegen dieser seiner Kunst, *verbunden mit seiner Blindheit*, dargeboten wird: diefs zusammen genommen mag wohl jene, Andere eben so einnehmende, als ihn selbst beglückende Mäßigung hervorbringen; mag das bey weitem mehr, als die im Buche angeführten Beruhigungsgründe, welche weit weniger durch sich selbst bemerkenswerth sind, als dadurch, das er mit ihnen ausreicht.

Auch D. erklärt (S. 42 ff.) die bekannte Behauptung, es haben Blinde die Farben durch Gefühl unterschieden, für leere Einbildung und Selbsttäuschung; ein Urtheil, das erst neuerlich *Baczko* (*Über mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden*) ebenfalls ausgesprochen hat. Überhaupt bedürfen wohl, außer dieser, noch gar viele verwandte Behauptungen früherer, besonders französischer Schriftsteller über Blinde, Taubstumme u. s. w. einer strengeren, gründlichen Prüfung, als ihnen bisher noch zu Theil geworden ist. Es ist wahrlich selbst unter den Behauptungen der Besseren dieser Schriftsteller Vieles Selbsttäuschung eines besser gemeinten als begründeten Enthusiasmus, wie diesen lebhafteste Phantasie

und warmes Mitgefühl zwar leicht, aber auch zum Nachtheil der Wahrheit, und nicht selten selbst der zu behandelnden Blinden, Taubstummen u. s. w. erzeugen, wobey noch unerwähnt bleiben mag, das nicht Weniges in den Schriften Anderer, die jedoch ebenfalls nicht ohne Einfluß geblieben sind, in der That nichts ist, als Product eines künstlichen Strebens, Aufsehen zu machen, einer eiteln Prahlerey, einer, allenfalls den Menschen selbst dransetzenden Experimentirsucht u. dgl. m.

Das erste Erwachen der Liebe zur Musik und besonders zum Flötenspiel, fällt in D's 8 Jahr; der erste Anlauf der Componirsucht, wie er sich selbst ausdrückt, in das folgende, wo sich D. auch zuerst öffentlich hören ließ. Was er darüber sagt (S. 63 ff.), ist nicht uninteressant, obgleich es nicht tief in die Sache eingeht. Wahr und gut scheint uns die Bemerkung, das junge Künstler anfänglich mehr nach alten, als nach neuen Meistern Studiren sollten, wegen der Besonnenheit und Gründlichkeit der ersteren, und weil es ja überhaupt nur für den Zuhörer alte und neue, für den Künstler aber bloß gute und schlechte, (ihm) nützliche und schädliche Musik gebe.

S. 104 ff. wird über *Kirnbacher*, und dann in der Folge über alle bedeutenden Tonkünstler, deren Bekanntschaft D. macht, seine Meinung ausgesprochen, welche denn, *Clementi*, *Hoffmeister* und wenige andere ausgenommen, ganz mit dem übereinstimmt, was man im gewöhnlichen Gespräch, oder in Schriften, die solchen Gesprächen gleichen, zu vernehmen gewohnt ist. An dem ersten der hier ausgenommenen Künstler, an *Clementi*, kann D. wenig, außer Künsteley und Bizarrierie, entdecken; die Compositionen für die Flöte von dem zweyten, von *Hoffmeister*, hält er hingegen für das Herrlichste und Preiswürdigste von allem, was für diefs Instrument jemals geschrieben worden ist. Es dürften wohl aber die Kenner und gründlich belehrten Kunstfreunde aller für Musik gebildeten Nationen darüber einig seyn, das *Clementi* einer der geist- und kunstreichen Musiker neuerer Zeit; *Hoffmeister* hingegen nichts zuzuschreiben sey, als ein subalternes Talent, durch alle Vortheile geltend gemacht, welche eine lange Übung und tüchtige Routine gewähren. Übrigens mag es Anderen überlassen bleiben, aus den angeführten Urtheilen D's. auf seinen Geschmack und seine Kunstansicht überhaupt zu schließen. Es wird diefs um so leichter geschehen können, da viele andere Stellen klar genug darlegen, die Musik erscheine ihm doch eigentlich nur, objectiv, als ein zweckmäßiges Mittel, den Leuten die Zeit möglichst angenehm zu vertreiben; subjectiv, und auf den Virtuosen bezogen, als eine sichere und anständige Hülfe, sich durch die Welt zu bringen. Einige Tiraden an anderen Orten sind hingegen billiger Weise auch nicht zu übersehen; sie sagen zwar nichts Bestimmtes; als einen löblichen Enthusiasmus D's. für Musik überhaupt; doch läßt ihre Lebhaftigkeit vermuthen, das in seiner Seele wirklich eine reinere und höhere Idee, als jene von seiner Kunst lebe,

dafs es ihm aber nur nicht gelungen sey, sich dieselbe klar zu machen und sie schriftlich herauszusagen.

S. 133 ff. findet sich ein Excursus gegen die Gewohnheit, die Gerechtigkeit der Grossen Gnade zu benennen, der, freylich ohne der Sache selbst eine andere, als die gewöhnlichste Ansicht abzugewinnen, doch, nebst anderen verwandten Stellen, von D's. geradem Sinne und unbefangener Offenherzigkeit zeugt, um welcher willen man ihn schon achten und lieb gewinnen könnte, wenn er auch der ausgezeichnete Virtuos nicht wäre, der er doch bekanntlich ist. Der Schluss dieser Herzenserleichterung, wo D. die Gnade der Grossen mit der göttlichen zusammenstellt, ist eine der stärksten Stellen des Buchs. Ich behauptete, sagt D. unter anderem S. 139, dafs das höchste Wesen uns nur in so fern gnädig ist, als es uns aus dem Nichtseyn hervorgerufen und zu einer ewig fortdauernden Glückseligkeit bestimmt hat; übrigens aber ist es blofs gerecht. Die Regenten der Welt sind Menschen und können fehlen; es ist daher billig, dafs sie bisweilen dem Schwachen verzeihen, und Gnade für Recht ergehen lassen. Der Regierer der Welten hingegen, welcher nie fehlen kann, braucht nicht besonders gnädig und barmherzig zu seyn, indem beides schon in seiner Gerechtigkeit liegt u. s. w. Ähnlich ist dieser Stelle, in Ansicht und Darstellung, die (S. 233 ff.) über Patriotismus, welchen D. weit mehr darein setzt, für das Vaterland thätig zu leben, als sich für dasselbe todtschlagen zu lassen, besonders da es mit dem letzteren ohnehin in den meisten Fällen ziemlich chimärisch aussehe; worüber er sich denn artig genug weiter verbreitet.

Was D. S. 150 ff. über Ph. Em. Bach sagt, enthält zwar im Wesentlichen dasselbe, was schon früher Andere, die diesen würdigen Künstler kennen gelernt, bekannt gemacht haben: es ist aber hier mehr an seinem Platze, als z. B. in einigen bekannten Reisebeschreibungen; ist auch so treuherzig und lebhaft vorgetragen, dafs es Jedermann gefallen, und wirklich eine schöne Blume, von Ehrfurcht und Dankbarkeit auf des trefflichen Mannes Grab gestreut, genannt werden kann. Wird es wohl Rec. erlaubt seyn, ein bestätigendes Wort aus dem Munde eines der verehrtesten deutschen Männer über denselben Gegenstand hier einzuschalten? Klopstock, der sich gewifs auf Künstlergröfse und Menschenwerth gleich gut verstand, redete einst Rec., der Hamburg als Fremder besuchte, an: Haben Sie unsere ausgezeichnetsten Männer schon kennen gelernt? „Bis jetzt nur Einen: Sie!“ — „So müssen Sie zu“... Bach war der Dritte unter denen, die Klopstock nannte. „Bach? Ich achte zwar die Tonkunst und freue mich ihrer Erzeugnisse: aber“... „Besuchen Sie Bach: Sie werden sie ehren und lieben; und ihn auch!“ —

Eine ähnliche Herzensergiefsung D's. über K. Benda, S. 194 ff., zeugt von der dankbaren Seele des redlichen Blinden eben so laut, und nimmt nichts weniger für ihn ein.

Merkwürdig und anziehend findet Rec., was D. S. 226 ff. von der Schärfe und Klarheit seines Geruchsinnes berichtet. D. vermag z. B. blofs durch ihn die Städte sicher zu unterscheiden und anzugeben, in welche er zurückkehrt, nachdem er sie früher auf Reisen nur einmal, mit Aufmerksamkeit auf die Eindrücke, die sie auf diesen Sinn bey ihm gemacht, besucht hat. Freylich ist das nur möglich durch die so nahe und so stetige Verbindung der Sinneneindrücke mit einem vorzüglich guten Gedächtnifs, wie sich diese Verbindung an Blinden gemeinlich zeigt; und D. hätte, wo er jene Eigenheit zu erklären bemüht ist, hierauf zuvörderst achten sollen. Geruch und Rede (den Sprachton scheint er vorzüglich zu meinen) sind es auch, woran er sich zunächst Menschen, die er kennen lernt, zu merken pflegt; und wodurch er sie, selbst nach langer Trennung, wieder zu erkennen im Stande ist. Den Sprachton Anderer fand Rec. schon mehrere Blinde zu solch einem Hilfsmittel beobachten, und ihre Beobachtungen oft mit Erstaunen erregendem Glück anwenden: einen so scharfen, feinen und sicheren Geruchssinn hat er aber noch nirgends bemerkt. Überhaupt ist es wohl wahr, und möge hier beyläufig erwähnt werden, dafs wir Neueren sämmtlich uns eben an diesem Sinne, durch Vernachlässigung seiner Ausbildung, mehr oder weniger veründigen, und uns damit, besondere Zwecke noch unerwähnt, eine reiche Quelle äufserst mannichfaltiger, angenehmer und belebender Genüsse verschliessen, welche bekanntlich die Alten ganz anders zu benutzen wußten, so wie dies die Orientalen noch jetzt thun.

Bis zum Verwundern gemein und engherzig ist (S. 260 ff.) D's. ganze Ansicht des Theaters, und ganz besonders der Tragödie, die er gar nicht recht leiden mag, weil man ja schon im Leben selbst sich oft genug fürchten, oft genug Mitleid haben müsse u. s. w. Der Genius, der über unserem Virtuosen, das Wasser bewegend, immer schweben sollte — der Genius der Kunst, möge ihm dies vergeben: wir wollen es gern; aber anführen mußten wir es auch, als etwas in der That Merkwürdiges und Charakteristisches.

Als kleine, individuelle Züge mögen noch folgende ausgehoben werden. D. (S. 353 ff.) hat das Kartenspiel erlernt, und übt es, nach einiger besonderer Vorrichtung mit den Karten selbst, worüber er aber weiter nichts sagt, nicht ungern aus; er versucht sich gern im Verfemachen, oder vielmehr im Reimen; und er ist (nach S. 378) von der Harmonika, bey der ersten Bekanntschaft mit derselben, zwar entzückt, hernach aber gar bald gegen sie ziemlich gleichgültig geworden.

Dies ist denn alles, was Rec. mit bestem Willen in dem ersten Bande für Leser hat interessant finden können, die weder eigentliche Musiker, noch D's. nahe Bekannte sind. Der zweyte Band dürfte ohngefähr eben so viel Ausbeute für sie; für Musiker, besonders reisende, wohl aber mehr, als der erste, geben.

Für die Fortsetzung wünscht Rec. vornehmlich, daß der Vf. kürzer sey; und ist dieß ihm selbst nicht möglich, daß der verehrte Herausgeber sich seiner, auch in diesem Betracht, annehme. Wenigstens würden die immer wiederkehrenden Notizen, die nichts weiter ausagen, als: hie und da ward ich freundlich oder nicht freundlich aufgenommen, gab Concert oder keines, hatte viel oder wenig baaren Vortheil davon u. dgl., mit so kurzen Worten nur gleichsam tabellarisch registrirt, den reisenden Virtuosen, welchen allein dieß interessant seyn kann, vollkommen genügen; und die wunderlichen, oft ziemlich weit ausgesponnenen Entschuldigungen: lieber Leser, wirst du auch nicht böse seyn, wenn ich hier wieder über etwas, das dich eigentlich nichts angeht, recht weitläufig geworden bin u. dgl., durch welche ja die Weitläufigkeit erst recht sehr weitläufig, und um so beschwerlicher wird, möchten wohl mit großem Vortheil geradezu wegzustreichen seyn.

Über den Antheil, den der Herausgeber an dem Ganzen dieser Schrift hat, findet sich keine Erklärung; wohl aber ließt man manche einzelne, berichtende oder sonst nachhelfende Anmerkung, mit W. unterzeichnet, unter dem Texte. Wie viele Bände noch folgen sollen, ist ebenfalls nicht angegeben: eine frühere Ankündigung versprach deren aber überhaupt drey. Dieß Versprechen zu halten wird jedoch dem Vf. ganz unmöglich seyn, wenn er sich, und der Herausgeber ihn, wie bisher, gehen läßt.

An.

AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comptoir:
Dutens Lebensbeschreibung, oder Memoiren eines Reisenden, der ausruht. Aus dem Französischen übersetzt von Johann Friedrich von Meyer. Erster Band. 408 S. Zweyter Band. 367 S. 1808. 8. (2 Thlr. 16 Gr.)

Einer Übersetzung werth sind diese Memoiren gewiss, die, wenn gleich die Persönlichkeit des Vfs. nur ein mäßiges Interesse erweckt, und der Nachrichten von seinem Leben selbst zu wenige und zu unfruchtbare sind, um eine wahre Biographie zu Stande zu bringen, an charakteristischen Anekdoten, Schilderungen merkwürdiger Personen, und historisch-politischen Aufschlüssen und Notizen einen solchen Reichthum enthalten, daß sie eine nicht gewöhnliche und oft lehrreiche Unterhaltung gewähren. Sie wur-

den in den Jahren 1775—1805 geschrieben, während welcher Zeit ihr Vf. zweymal interimslich die Stelle eines englischen Gesandten am turiner Hofe bekleidete, drey mal Italien durchreiste, sehr häufig in Paris sich aufhielt, in Berlin einige Wochen und in Wien ein Jahr verweilte, und so Gelegenheit hatte, die interessantesten Höfe und viele der ausgezeichnetsten Personen seiner Zeit kennen zu lernen. Vorzüglich merkwürdig sind seine Schilderungen von Lord Bute, vom turiner Hofe, von Pitt, von der Kaiserin Theresia, vom Kaiser Joseph II., vom Fürsten Kaunitz, von Friedrich dem Großen, von Ludwig XV., vom Herzog und der Herzogin von Choiseul, vom Grafen Alstier, und vom Lord Macartney; sehr befriedigend scheint der endliche Aufschluß, den er über die viel besprochene eiserne Maske giebt. Es leidet keinen Zweifel, daß Hr. Dutens in dem, was er wider die Encyclopädisten in seinem heftigen Eifer vorbringt, die Grenzen der Billigkeit überschreitet, und mit Recht macht ihm deshalb der Übersetzer in einer Note den Vorwurf der Parteylichkeit. Wenn er ihn aber bey dieser Gelegenheit mit Verachtung einen *speichelleckerischen, koffschranzischen, erfrommen* Diplomaten nennt: so möchte auch er wohl durch dieses herabwürdigende Urtheil einer ähnlichen Unbilligkeit sich schuldig machen. — Übrigens liefert sich die Übersetzung ganz gut; nicht oft trifft man auf nachlässige oder ungelenke Stellen. Einigemal wird man durch Gallicismen beleidigt, z. B. S. 9. B. II so fanden sie nicht mehr die nämlichen Personen zu seyn — für — so fanden sie in ihnen nicht mehr die nämlichen Personen. S. 61: er nahm also diesen Augenblick wahr, ihn im Geiste des Königes zu stürzen u. s. w. Zuweilen ist der richtige Ausdruck nicht getroffen. So wird z. B. *Gourmandise* durch *Eßloß*, statt durch *Völlerey*, *Leckerhaftigkeit* — *Chevalier d'industrie* durch *Fleissritter* (?) statt durch *Glücksritter* gegeben. Das häufig vorkommende *Rendez-vous* wird immer durch das campische *Stell dich ein* übersetzt, was sich sehr possierlich annimmt. So heist es z. B. einmal: *Spea ist ohne Ausnahme das angenehmste Stell dich ein der besten Gesellschaft von Europa*. — Zu den nachlässigen Stellen gehört unter andern: *mir deucht, Sie sind abgethan!* — *il me semble que nous sommes quittes* — für — wir sind nun, denk ich, wett.

Ha. Ha.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KUNSTE. Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Neue praktische Singeschule für Kinder nach einer leichten Lehrart bearbeitet und als ein Beytrag zur Vermehrung häuslicher Freuden für Eltern und Erzieher herausgegeben von M. C. G. Hering.* Zweytes Bändchen. 1808. XVI S. Einleit. u. Elementarunterricht u. 52 S. Lectionen mit beygefügten Anmerkungen. kl. 4. (20 Gr.) Des ersten Bandes dieser für Kinder sehr zweckmäßig eingerichteten Singeschule ist schon No. 273 des vierten Jahrganges dieser Blätter mit dem ihm gebührenden Lobe gedacht worden. In diesem zweyten Bändchen wird in dem Elementarunterrichte von der diatonischen und diatonisch-chromatischen Tonleiter, von den gewöhnlichsten Versetzungen der harten und weichen Tonart auf andere Grundtöne, vom Tacte und von den Vor-

schlägen und Trillern gehandelt. Zuletzt erklärt der Vf. die gewöhnlichsten italienischen Kunstwörter, welche das Zeitemaß bestimmen. Die Singübungen beginnen mit einigen vierstimmigen Canons. Mit der 18ten Lection geht der Vf. zu den Übungen im Treffen der verschiedenen Intervallen über, und läßt sodann die kleinen Schüler sich in kurzen zwey- und drey-stimmigen sehr gut gewählten Liedern üben. Unbefriedigend war es für Rec., daß der Vf. auch in diesem zweyten Bändchen unterlassen hat, seine Schüler in dem *Portamento di voce* zu üben, und ihnen zu zeigen, bey welchen Stellen am schicklichsten Athem geholt werden muß, da doch bekanntlich dieses Gegenstände sind, mit welchen man bey dem Schüler nie zu zeitig anfangen kann.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 J U N I U S , 1 8 0 9 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG, b. Schulze: Dr. Anton Theodor Hartmanns Aufklärungen über Asien für Bibelforscher, Freunde der Culturgeschichte und Verehrer der morgenländischen Literatur. Erster Band. 1806. XX u. 850 S. Zweyter Band. 1807. VIII und 571 S. 8. (3 Rthlr. 8 gr.)

Der ganze erste Band dieses Werkes enthält nur Eine Abhandlung; eine Untersuchung „über den Ursitz des Menschengeschlechts nach Angabe der hebräischen Urkunde, und aus der ältesten Völker Geschichte erörtert.“ Veranlassung dazu gaben die von Haffé (im J. 1801) und von Buttmann (im J. 1803) vorgetragenen Hypothesen über denselben Gegenstand. (Von der letzten wird eine zufällig verspätete Anzeige, die wir unten beybringen, jetzt, nach Erscheinung des hartmannischen Werkes, mit größerem Interesse gelesen werden.) S. 6—19 liefert Hr. H. in gedrängtem Auszuge die Angaben von Haffé und seine Beweise dafür; dann folgen die Gegenbemerkungen des Vfs., die in drey Classen getheilt sind. A) „Weder die Völkertafel Genes. X, mit dem darauf folgenden Mythos Cap. XI, 1—9, noch alle die vorhergehenden Abschnitte der Genesis, haben Moses zum Verfasser, sondern sind ein Product des babylonischen Exils.“ Man muß gestehen, Hr. H. hat auf seine Untersuchungen viele Mühe, Geduld und Sorgfalt verwendet; da er aber nicht bloss die Resultate derselben giebt, sondern, um alles recht überzeugend und anschaulich zu machen, die Forschungen vor den Augen seiner Leser anstellt, und mit ihnen selbst in die kleinsten Details einzugehen für nöthig hält: so wird dadurch die Lectüre seines Buches weniger anziehend, ja zuweilen lästig. Rec. will es versuchen, den Ideengang des Vfs., und die Resultate seiner Forschungen, in möglichster Kürze vorzulegen, um dadurch den Lesern dieser Zeitung die Übersicht des Ganzen zu erleichtern. Sollte es ihnen auch, wie dem Rec. bey mehreren vorgebrachten Argumenten, gehen, daß sie nicht so ganz nach Wunsch befriediget würden: so werden sie doch gewiss, wie er, der mühevollen Arbeit des Vfs. die schuldige Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es ist unbegreiflich, sagt Hr. H., wie man glauben konnte, Moses sey der Verfasser dieses (Xten) Capitels; es in die vormosaïsche Periode zu verlegen, verräth unbegreifliche Unkunde in der ältesten Geschichte und völlige Unbekanntschaft mit dem Geiste

S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band

so früher Zeiten. Abraham kannte die Welt nicht weiter als bis Babylon und Aegypten. In Aegypten konnte der Gedanke, eine Reihe von berühmten und unberühmten Völkern zu classificiren, keinem gesunden Kopfe (?) einfallen. Die Aegypter konnten nicht mehr geben, als sie wußten; sie kannten aber sicher die Welt nicht, da sie vor Psammetich von Ausländern gar keine Notiz nahmen; ja was das lustigste, sie sollten Völker in Reih und Glied geordnet haben, die damals noch nicht existirten? Der Zug durch die arabische Wüste konnte die fehlenden Kenntnisse auch nicht verschaffen. Im heroischen Zeitalter konnte weder unsere Völker- und Länder-Karte entworfen, noch Materialien dazu gesammelt werden. [Der Vf. erkennt also dieses für wirkliche Geschichtsperioden.] Während der langen Periode, wo Könige herrschten, ereigneten sich zwey wichtige Begebenheiten, die alle die Materialien, welche in der gedachten geographisch-ethnographischen Urkunde verarbeitet worden, vollständig geliefert zu haben scheinen: einmal die Freundschaftsverbinding Salomo's mit dem Könige von Tyrus; sodann die vielfachen Kriege der Aramäer mit den Königen Palästina's: allein sie scheinen es nur. [Die Gründe, die der Vf. anführt, um zu beweisen, daß die Phöniciër die Mittheilung dieser Materialien an die Hebräer nicht gemacht haben, werden aber schwerlich die Leser befriedigen, indem sich das ganze Raisonement S. 28 ff. kaum auf etwas mehr als eine bloße Möglichkeit gründet. Kann nun aus dem Inhalte der Karte selbst nicht gezeigt werden, daß ein Entwurf derselben damals noch unmöglich gewesen: so dürften manche Leser gerade diese Periode für die günstigste in dieser Hinsicht halten. Es ist ja auch gar nicht nöthig anzunehmen, daß gerade eine officielle Mittheilung solcher Nachrichten an die Hebräer gestreuet seyn müsse; die Hebräer konnten ja durch gelehrte Neugierde, oder sonst durch einen Zufall, auf einem, uns freylich unbekannten Wege, in den Besitz dieser Notizen gekommen seyn. Würde aber auch selbst eine officielle Mittheilung den Phöniciern, die den Charakter und die geringen Einsichten der Hebräer in die Schiffahrtskunde genau genug (vielleicht gerade so, wie der Vf. sie selbst schildert) kennen gelernt haben, nachtheilig gewesen seyn? Der Umstand, daß nirgends eine Spur von Handels speculationen oder Land- und See-Reisen vorkomme, beweist nicht nur nichts gegen die Möglichkeit, daß die Hebräer damals im Besitz der erwähnten geographischen Kenntnisse gewesen; es könnte sogar die-

Rtr

ses sehr vorthailhaft gegen den Vf. benutzt werden. Ja, wäre davon die Rede, daß die Phönicier ihnen — als einem sehr unternehmenden Volke — Unterricht in nautischen Kenntnissen verweigert oder verheimlicht haben sollten; so würde es sich weit leichter mit dem eifersüchtigen Charakter derselben vereinigen lassen.] Um nun auch recht anschaulich zeigen zu können, daß auch die zweyte Begebenheit nur günstig schiene, es aber nicht wirklich sey, wird eine, in anderer Hinsicht ebenfalls sehr instructive Untersuchung und Prüfung der Stellen, in welchen der Name Aram vorkommt, nach verschiedenen Perioden angestellt. — Die Periode, welche den Entschluß, eine Länder- und Völker-Tafel zu liefern, nicht nur einleiten, sondern auch die Ausführung derselben recht annehmlich machen konnte, ist, nach Hn. H., die, wo die Hebräer aufhörten, ein freyes, selbstständiges Volk zu seyn. Dieser Satz führt nun den Vf. zu Untersuchungen, erstlich über das assyrische und sodann über das chaldäische Reich, bey welcher Gelegenheit wieder mehrere interessante Bemerkungen vorkommen. Bey den Grenzen des letzteren Reiches bleibt er stehen, und bemerkt, daß sich dieses nach Norden und Süden, Westen und Osten eben so weit ausgedehnt habe, als die hebräische geographisch-ethnographische Tafel. Er bringt dann die darin zerstreuten einzelnen Namen in bestimmte Classen, und so findet man (heißt es S. 63 f.) „I. Bewohner des caucasischen Bergrückens zwischen dem schwarzen und caspischen Meer, als da sind Gomer, Magog, Vers 2 u. 3. II. Anwohner des schwarzen Meeres und Kleinasien überhaupt, V. 4, zum Theil auch in den beiden vorhergehenden Versen. III. Diejenigen noch übrigen Provinzen und Völker Mittelasiens, die Kleinasien in Westen, den Libanon und den persischen Meerbüsen zur Südgrenze hatten, und in Osten an Persien stießen, z. B. Meder, Elamiter, Assyrer, Aramäer u. s. w., vgl. V. 8—11, 22, 23. IV. Südasien, und zwar a) alle diejenigen großen und kleinen Völkerschaften, welche westwärts bis an das mittelländische und ostwärts bis ans todtte Meer oder die große Wüste sich erstreckten, z. E. Sidonier, Jebusiter u. s. w., V. 15, 19; b) alle arabischen Völker und Stämme nebst mehreren der wichtigsten Provinzen und Städte, man sehe V. 7 u. 24—30. V) Afrikaner, als Ägypter mit einigen ihrer Nachbarn, V. 7 u. 13—14.“ Die eigentliche Abfassung dieses mit seinen Ästen so weit sich verbreitenden Stammbaumes aber möchte Hr. H. gern in das Zeitalter der persischen Herrschaft setzen, die nach dem bald erfolgten Untergange der chaldäischen Weltmonarchie dauernd blieb, weil die unmittelbar vorhergehenden Abschnitte der Genesis untrügliche Spuren von einem bestimmten Einfluß persischer und durch die Perser verbreiteter Ideen auf die Hebräer enthalten, und weil durch Cyrus Siege eine genauere Kenntniß von den einzelnen Provinzen Kleasiens so sehr erleichtert ward. Die äußere Veranlassung zur Bearbeitung dieser Völkertafel glaubt der Vf. in der überlieferten Erzählung von der noachischen Fluth und

in dem Mythos von der Sprachverwirrung zu finden, die er ebenfalls für ein Product des babylonischen Exils hält. Dem Vf. ist es nämlich wahrscheinlich, daß allen Erzählungen von der assyrischen (noachischen, chaldäischen) sowohl als deukaleonischen Fluth ein Factum, nur anders gebildet und angewendet, zum Grunde liege, und sie alle eine gemeinschaftliche Quelle haben, aus welcher auch Berofas geschöpft hat, nämlich das heilige Archiv in dem Belus-Tempel zu Babylon. Denn früher haben die Hebr. keine so detaillirte Notiz davon haben oder erhalten können; auch führe darauf, was zur Einleitung der Erzählung von der Fluth in der Bibel steht, daß nämlich ein aus Götter- und Menschen-Blut entsprossenes Heroengeschlecht den Entschluß in Jehova erzeugt habe — was auch zugleich an ein ausländisches Religionsystem erinnere, das der Israel als einen Greuel verabscheuen mußte. [Wenn auch die ersten Verse des 6ten Cap. der Gen. wirklich Einleitung zu der Erzählung — oder vielmehr zu den Erzählungen — von der Fluth wären: müßten sie denn auch gerade so, wie der Vf. gethan, gefaßt werden? Läßt sich auch gar keine Möglichkeit denken, daß die Hebräer vor dem Exil in Erfahrung hätten bringen können, daß außer ihrer Sprache und den verwandten Dialekten noch andere Sprachen gesprochen würden? Können ferner die Phrasen: *Wir wollen* — *Lasset uns* u. s. w., die sich nicht nur in Capiteln finden, die andere Ausleger zur Urkunde Elohim, sondern auch in solchen, die sie zur Urkunde Jehova rechnen, nicht auch anders gefaßt werden?] — Von S. 107 an sucht Hr. H. zu zeigen, daß auch die vier ersten Capitel der Genesis ein Product des babylonischen Exils seyen. Das Schöpfungsgemälde ist nicht von Moses; denn a) der wohlberrechnete Plan, nach dem es angelegt ist, und die schickliche Vertheilung der einzelnen Partbeien verrathen mehr Bildung, als Moses in so frühen Zeiten haben konnte. [Wirklich? also nur einem Dichter aus so späten Zeiten war dieß möglich?] b) Es lassen sich mehrere Spuren wahrnehmen, die von einer durch Erfahrung und Nachdenken erlangten Bildung zeugen, wie man sie bey dem Nomadenvolke, welches Moses nach Palästina führte, nicht erwarten darf. [War es also erst im Exil möglich, diese Erfahrung zu machen und dieses Nachdenken zu haben?] c) Die herrliche Sprache, die man eher noch im salomonischen Zeitalter erwarten dürfte, die aber wegen gewisser Eigenheiten derselben in den Ideen erst ins Exil gehört; vgl. V. 26, wo Jehova als persischer Monarch (?) vorgestellt wird; V. 24, wo sich ein Aramäismus findet [in der herrlichen Sprache?]. d) Der stärkste (?) Beweis endlich sey, daß von derselben Ansicht, die in den ältesten Betrachtungen über den Ursprung des Weltalls zum Grunde liegen, auch in der Genesis die einzelnen Entwicklungen in der Schöpfung abgeleitet werden. Dieß zu zeigen, führt nun der Vf. die ägyptischen und phönicischen Kosmogonien aus Sanchuniaton und Diodor an, und versucht aus dem Resultat, worauf sie führen, die

vermuthliche Entstehung der, mit diesen auffallend große Übereinstimmung habenden hebräischen zu bestimmen. Nicht früher, meint der Vf., als im Anfange der Weltmonarchie Nebucadnezars, wo sich eine Menge Judäer nach Ägypten wendeten, haben Jehova's Priester mit den literarischen Schätzen ihrer Amtsrüder am Nil und der assyrischen Kosmogonie bekannt werden können. Weiter ist der Vf. nicht abgeneigt zu glauben und zu behaupten, die Hebräer haben den Stoff zum zweyten und dritten Capitel vorzüglich aus Zoroasters weit verbreitetem religiösem und philosophischem Lehrgebäude genommen (C) Die Bemerkungen über Cap. IV f. sind kurz und nicht so tief eingehend. Sie sollen auch aus dem babylonischen Tempelarchiv entlehnt, aber mit Veränderungen und Verschönerungen überarbeitet worden seyn. — Aus mehreren gelegentlich eingeschalteten Bemerkungen macht Rec. auf einige aufmerksam. S. 69 ff. wird unter Tarschisch *Tarsus* verstanden, und bemerkt, daß Tarsus statt Cilicien überhaupt gesetzt sey. — S. 79 sollen unter Chittim die Nachbarn der Lycäonen im südlichen Phrygien gemeint seyn. — Manchem Leser aber wird es vielleicht auffallen, daß S. 51 Jesaias der scharfsehende Minister Hiskias genannt worden ist. — Etwas gewagt könnte es scheinen, (S. 34) Armenien von Aram und Minni mit Beziehung auf Jerem. 51, 27 abzuleiten; vielleicht auch daß Dan. 2, 4 ff. zum Beweis dienen soll, Nebucadnezar habe die aramäische Sprache geredet. Könnte dies nicht bloß Einkleidung seyn? Könnte nicht dasselbe auch von Cyrus Urkunde gelten? Noch muß Rec. bemerken, daß es ihm zuweilen vorgekommen, der Vf. habe bey Dichterstellen nicht immer gehörig Rücksicht genommen auf das, was Geschichte sey, und was zur historisch dichterischen Ausschmückung gerechnet werden könne, vgl. z. B. S. 54 f. — B) Der zweyte Abschnitt S. 149 — 181 ist überschrieben: „Die hebräischen Schriftstel-

ler haben den Norden von Europa nicht gekannt.“ Der Vf. folgt hier seinem Gegner Schritt vor Schritt, widerlegt ihn mit starken Gründen, und erläutert einige der geographischen Namen, die Gen. X. 2, 3 vorkommen, ohnstreitig mit mehr Glück als *Hoffe*. C) Der dritte Abschnitt enthält: „Besondere Prüfung der aus einzelnen hebräischen Namen und älteren mythologischen Vorstellungen genommenen Beweise für die Bernsteinküste.“ (S. 181 — 205.) Auch hier werden die Ideen des verstorbenen *Hoffe* einer genauen Prüfung unterworfen, und, wie kaum anders zu erwarten war, als unstatthaft, gemüßwilliget und verworfen.

Von S. 205 - 248 folgt die Prüfung der ungleich wichtigeren, und in der That weit mehr befriedigenden Hypothese des Hn. *Buttmann*. Der daraus gemachte Auszug, geschickt, einen Überblick derselben zu geben, ist mit einzelnen interessanten Bemerkungen begleitet. Die Einwendungen gegen sie werden nach folgenden Ideen, die S. 214 ff. weiter ausgeführt werden, begründet: „sie ist auf die in die ältesten Zeiten hinaufreichende hohe Cultur von Indien, auf die Nachrichten von der noachischen Fluth und auf eine scheinbare Übereinstimmung von mehreren geographischen Namen mit denen, welche die hebräische Urkunde nennt, und in eine sinnreiche Verbindung mit den einzelnen Angaben der Genesis gebracht worden ist, gebauet; sie drückt aber, theils weil sie von unwahrscheinlichen oder vielmehr unstatthaften Voraussetzungen ausgeht, theils weil sie einen Haupttheil der geographischen Beschreibung von der Lage des Paradieses (die Quelle der vier Flüsse) völlig unerklärt läßt, so große Schwierigkeiten, daß sie ebenfalls zu den misslungenen Versuchen im Felde der ältesten Erd- und Menschen-Geschichte zu rechnen seyn möchte.“

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. Berlin, in der Mylius'schen Buchhandlung: *Älteste Erdkunde des Morgenlandes.* Ein biblisch-physiologischer Versuch von Philipp Buttmann. 1803. X u. 68 S. gr. 8. Mit 2 Karten. (12 Gr.) Wenn sich bis auf unsere Tage herab meist nur der Fleiß des Sammlers an der althebräischen Geographie geübt hat, und wenn sie in unseren Tagen ganz vernachlässigt zu werden schien: so muß diese kleine Schrift eine um so erfreulichere Erscheinung seyn, da sie eine ausgebreitete Kenntniß des griechischen eben sowohl als des orientalischen Alterthums zeigt; da sie mit einem freyen und hellen Blick gearbeitet, und nur als Probe aus einer Reihe schon entworfener Untersuchungen herausgehoben ist. Sie hat zum Gegenstand, die vier Flüsse zu bestimmen, die nach der mosaïschen Sage von Eden ausfließen. Da wir hierüber einzig und allein die paar Worte im zweyten Cap. der Genesis haben, und, wie auch Hr. B. zugestehet, alles hier nur auf Vermuthungen beruht: so läßt sich auch beyder scharfsten und gründlichsten Untersuchung keine allgemeine Einigung erwarten. Der unbefangene Leser wird indeß mit Vergnügen dem Gange der Untersuchung in dieser Schrift folgen; er wird manche neue Bemerkung antreffen, sollte er auch am Ende zu dem Urtheil gelangen: diese vier Flüsse historisch zu bestimmen, gehöre wohl zu dem, was etzt kein Forscher mehr erreichen könne.

Wir geben kurz den Inhalt: „Die Juden setzten die Ge-

gend, von welcher aus ihre Vorfahren nach der Küste des Mittelmeeres gewandert oder durch eine große Fluth verdrängt worden waren; richtig gegen Osten. Aus der ältesten mythischen Geographie dieses östlichen Urvolks habe sich die kurze Nachricht gerettet, daß den glücklichen Wohnort der ersten Menschen, den Garten Edens, ein Strom bewässere, welcher sich außerhalb des Gartens (*mischscham*, von da aus) in vier große Ströme theile: diese flössen also offenbar als Arme eines einzigen Stromes von Einer Weltgegend her, und nach Einer Hauptrichtung hin. Solche vier Flüsse aber, die keineswegs erdichtet wären, sondern den dem östlichen Urvolk bekanntesten Hauptströmen entsprechen mußten, seyen auf der ganzen asiatischen Karte nicht zu finden, als in Sibirien und Indien. Man wähle! — Auf die nördlichen Gebirge Indiens, gegen Persiens Grenze etwa, vielleicht nach Kaschmir, versetzte die Phantasie des Südasien den glücklichen Wohnort der ersten Menschheit; dorthin die unbekannten Quellen der vier grössten ihm bekannten Ströme, des *Pishon* (bey Ptolemäus *Befryga*, jetzt *Irbatti*); des *Gichon* (Ganges); des *Chiddekel* (Indus), und des *Phrat* (des vereinigten Euphrat und Tigris, des Schatuarab) Oder vielleicht hat der spätere Westasiate den ihm bekanntesten Fluß Phrat erst eingeschoben, und *Chid* (*Chin*, *Chind*, *Sind*) und *Dekel*, ursprünglich zwey Namen, die den Indus und Tigris bezeichneten, aus Unkunde des östlichen Landes in

Einen zusammengezogen. — Der Pischon durchfließt das goldreiche *Chavila* (das hintere Indien); der Gichou *Kusch* (das vordere Indien); und der Chid machte die Ostgrenze von *Aschur*. *Aschur* in der weiten Ausdehnung des alten assyrischen Reiches genommen, das gewiß bis gegen den Indus gereicht habe.“

In dieser Untersuchung halten wir den Gedanken für richtig, daß die Sage von Eden und den vier Flüssen aus der Mythologie der östlicher wohnenden Urväter der Abrahamiten ein Überrest sey, der sich unter den Westasiaten erhielt, von ihnen aber entweder gar nicht verstanden oder falsch gedeutet wurde. Denn die östliche Gegend jenseit des Tigris war den späteren Israeliten so gut als gar nicht bekannt; und die Völkerkunde im 10 Cap. der Genesis ist phöniciſchen Ursprungs, erst am Mittelmeer erworben und ausgebildet. Daher darf die geographische Sage von Eden aus den phöniciſchen Ländernamen dieses 10 Cap. nicht erläutert werden. Hr. B. beobachtet diesen Grundsatz im Ganzen getreu, erinnert bey jenem alten vom Pischon umflossenen Chavila nicht an das *Chavila*, welches, wie aus 1 Mos. 25, 18; 1 Sam. 15, 7 erhellt, *westwärts vom persischen Busen* lag; verwirft mit Recht S. 30 das Zeugniß des Buches Daniel, daß Chidkeel der Tigris sey; und erklärt S. 60 ganz richtig *Ararat* für die Gegend Armeniens, weil, wenn auch die große Fluth die Vorabrahamiten aus östlicheren Gegenden verdrängt hatte, dem Westasiaten doch Armeniens Gebirge die höchsten waren, deren Gipfel also bey der, wie man glaubte, allgemeinen Überschwemmung zuerst trocken werden mußten. — Nur S. 42 verstößt er gegen dieses Gesetz, und führt Jesaias Cap. 18 zum Beweise an, daß *Kusch* Indien bedeute. *Kusch* bedeutet aber bey Jesaias nach der phöniciſchen Länderkunde nur das südliche Land über Aegypten (wahrscheinlich kannte Jesaias das wahre Indien gar nicht; erst die persischen Eroberungen unter Cyrus und seinen Nachfolgern eröffneten wieder die Kenntniß desselben den Westasiaten). Dann aber ist die angeführte Stelle von Hn. B., wie von allen Auslegern, falsch verstanden. Was bey Jes. geschildert wird, ist nicht *Kusch*, sondern ein Land jenseit der Wasser von *Kusch*: eine Atlantis, ein Land voll Wunder und Scheufale, das über die äußerste Grenze der südlichen Erde, noch über *Kusch* hinaus liegt, und ganz von Strömen umschwemmt, wahrscheinlich also eine Insel ist. So verheißt Jehovah bey dem Propheten Zephania 3, 10: er wolle sich einst Verehrer sammeln, noch von jenseit der Wasser von *Kusch*.

Auch ein anderer Grundsatz ist sehr richtig, und kann den Forschern der alten Geographie nicht genug empfohlen werden, daß keine der geographischen Sagen durchaus wirkliche historische Erdkunde enthalte; sondern, wie die Argonautenfahrt, fast immer Kenntniß der dem Wohnort des Erzählers nächsten Länder, rings ausgeschmückt mit Fabeln, die nach dem sinnlichen Schein oder nach roher Ähnlichkeit mit dem Bekannten gebildet sind. Gegen diesen Grundsatz aber scheint uns Hr. B. in seiner Untersuchung vorzüglich zu verstößen, da er sie fast ganz auf den Schluss gründet: So schildert die Sage; hier findet sich etwas scheinbar Entsprechendes in der Wirklichkeit; also hat dieser Stoff zu jener Sage gegeben. — Dieser Schluss ist in der ältesten fabelhaften Erdkunde in der Regel ein Fehlschluss, und verführt zu einem kleinlichen sklavischen Suchen, das die Freyheit des Untersuchers beschränkt. Denn wäre die Vermuthung gegründet: so ergäbe sich für das Urvolk, das diese Sage dichtete, eine ganz eigenthümliche, dem sinnlichen Menschen, wie uns scheint, nicht natürliche Erdgestalt. Alle Völker vom östlichsten Aßen bis zum westlichen Europa, deren mythische Geo-

graphie wir kennen oder ahnden, bilden die Erde wie eine Scheibe, ihr Land in der Mitte, und auf dem nächsten hervorragenden Berggipfel thront die Gottheit. So Zion, Olympus und wahrscheinlich der Brocken in der altassischen Mythologie; wie der siebenfach gewundene Götterberg in den alten indischen Sagen. — Nach der Vermuthung Hn. B., aber hätten die Götter jenes Urvolks an dem äußersten Nordrande der Erdscheibe gewohnt, und die Erde wie ein vorgelegtes Tischblatt übersehen. Dies mag bey dem ersten Anblick vielleicht eine nicht unnatürliche Vorstellung für Indien scheinen, wo wir uns so leicht gegen die nördlichen tibetanischen Grenzgebirge das südliche Land wie eine Ebene denken. Allein wir täuschen uns. Einzelne hervorragende Bergspitzen, und auf diese nur versetzt die Phantastie ihre Götterwohnungen, scheinen nie am Rande der Erdscheibe zu liegen; ist man sonach, daß man sie deutlich unterscheidet: so sieht man sie rings mit Luft umgeben, und erst hinter ihnen scheint sich das Himmelsgewölbe auf die Erdscheibe zu senken. Die beiden Halbinseln Indiens aber sind überall gebirgig, und man geht keineswegs von Süden her die tibetanischen Gebirge als senkrechte Bergpfeiler aufsteigen. Auch die Griechen, auch die Israeliten kannten entferntere Gebirge: aber nicht auf den Rhipäen, dem Atlas; nicht auf dem Libanon, den Gebirgen Ararats wohnten ihre Götter. — Auf diese allgemeinen Vorstellungen von Erdgestalt hat Hr. B. überhaupt zu wenig, oder eigentlich gar keine Rücksicht genommen. Denn wie wir bey den späteren Israeliten deutlich eine Erdscheibe, Jerusalem und Zion auf dem Nabel der Erde, und das Ganze von allmählich in Nacht sich vertieftendem Wasser umkreist sehen (Jes. 40, 21; Hiob 26, 10; Ezechiel 5, 5; Joseph. de bello jud. III, 3, 5); wie wir ähnliche Vorstellungen in den Sagen der Griechen, der Araber, der Indier, der Chinesen finden: so wird man uns erlauben; diese allgemein herrschenden Vorstellungen auch bey dem Urvolke der Israeliten so lange zu vermuthen, bis deutlichere Zeugnisse uns eines Anderen belehren haben. Daher können wir auch die schon etymologisch unrichtige Erklärung: der Pischon durchfließt *Chavila*, für umfließt — denn צוֹרִיִּם im Hebräischen heißt *circumdare*, umschließen — um so weniger billigen, weil wir noch immer glauben, daß die Erklärung des Josephus, Antiqu. I, 1, 3: der Strom aus Eden umfließt die ganze Erde im Kreise, ganz den Vorstellungen eines fabelnden Urvolks gemäß sey.

Noch fügen wir bey, daß צוֹרִיִּם, ursprünglich vorn, an der vorderen Seite, im geographischen Sinne gewiß nie anders als für die Offseite gebraucht worden ist, wie auch Hr. B. vermuthet. So steht es außer Genes. 2, 14 u. 4, 16 — welches nicht, wie Hr. B. S. 45 anführt, die beiden, einzigen Stellen in der ganzen Bibel sind, wo diese Form vorkommt — auch Ezech. 39, 11, und Ps. 120, 6 ist dieselbe Form, wenn gleich mit anderen, vielleicht bloß verstrichenen Punkten, und nicht in geographischer Bedeutung. — An der Ostgrenze Assyriens floß aber dem späteren Westasiaten der Tigris; denn das Land jenseit des Tigris heißt in der phöniciſchen Länderkunde *Elam*, und *Aschur* reicht nicht einmal bis zum persischen Busen.

Wir wünschen, daß Hr. B. in diesen Bemerkungen unsere Aufmerksamkeit auf seine Schrift erkennen möge. Denn wenn er mit mehrerer Rücksicht auf jene allgemeinen Vorstellungen von Erdgestalt seine folgenden Untersuchungen anführt: so dürfen wir hoffen, durch ihn die mythische Geographie der alten Hebräer bald richtiger kennen zu lernen.

V. S. A.

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Benj. Fleischer: *Leben und Meinungen, auch selbstsame Abenteuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus*. Vierte, durchgängig verbesserte, und mit Erläuterungen und Anmerkungen vermehrte Auflage. 1809. 1 Bd. mit 4 K. und dem Port. des Vf. 562 S. 2 Bd. mit 4 K. VIII u. 580 S. 8. (4 Thlr. 12 Gr.)

Duisburg und Essen, b. Bädecker und Kürzel: *Kleine Schulbibliothek*. Ein geordnetes Verzeichniß auserlesener Schriften für Lehrer an Elementar- und niederen Bürger-Schulen,

mit beygefügten Beurtheilungen. Von B. C. L. Natowp. 32 ganz umgearb. Aufl. 1809. 175 S. 8. (12 Gr.)

Nürnberg, b. Bieling: *Sammlung auserlesener Lieder zur häuslichen Erbauung bey den wichtigsten Umständen Zeiten und Angelegenheiten dieses Lebens aus den besten und neuesten Liederdichtern zusammengetragen*. Auch 2. Anhang zu Herrn Pfarrer Ries vollständigem Gebetbuch. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. 1808. 172 S. 8. (6 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 17 J U N I U S , 1 8 0 9 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

OLDENBURG, b. Schulze: Dr. Anton Theodor Hartmann's Aufklärungen über Asien für Bibelforscher, Freunde der Culturgeschichte und Verehrer der morgenländischen Literatur u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

S. 249 ff. endlich trägt Hr. H. seine eigene Hypothese, wobey er seine Gedanken nach Classificationen ordnet, vor. *Erste Classification.* „Erklärung der Namen Pischon, Gihon, Chiddekel und Phrath, und der ihnen beygefügten geographischen Bezeichnungen.“ Da Indien selbst noch eine geraume Zeit nach dem Exil (an dessen Ende diese hebr. Urkunde erst entstanden seyn kann) eine völlig verschlossene Welt war, und das damals den Hebräern bekannter gewordene Kleinasien nur Küstenflüsse hat: so können die vier genannten Flüsse, nach der Meinung unseres Vfs., keine anderen seyn, als die größten des Theils von Asien, das die Hebräer damals kannten, nämlich: Euphrat, Tiger, Oxus und Phasis, die allein dem Umkreise der persischen Monarchie lagen. Sollte man wegen des Oxus im Zweifel seyn: so kann man dafür den Araxes nehmen. Das Land Chavila ist ihm Kolchis, in welchem man wirklich die genannten 3 Kostbarkeiten, Gold, Bdolach (Perlen oder Krytall) und den Schoham (irgend ein kostbarer Edelstein, deren der Kaukasus, dessen westlicher Seitenaft zwischen Kolchis streicht, mehrere enthält) findet. Cusch (ursprünglich ein Land, dessen Einwohner eine schwarzbraune Gesichtsfarbe haben) ist hier Bactrien, die heutige Süd-Bucharey, oder das Land Balk. *Zweyte Classification,* „oder Bestimmung des Landes Eden und des von ihm ausgeflossenen Stroms.“ In Asien, sagt der Vf., müssen wir die Wiege des Menschengeschlechts suchen, denn dahin führt uns sowohl seine Lage zu den übrigen Erdtheilen, weil von hier aus die Bevölkerung über den ganzen Erdboden am leichtesten sich verbreiten konnte, als auch seine physische Beschaffenheit, welche seine Bewohner auf das mannichfaltigste antrieb, ihre Kräfte vielseitig zu nützen und auszubilden, sodann die Denkmäler der ältesten Geschichte, und endlich der ganze Gang der Cultur des Menschengeschlechts. Ob aber im Osten oder Westen, im Norden oder Süden? dieß läßt sich nur durch eine behutsame Anwendung biblischer Stellen mit Wahrscheinlichkeit bestimmen. Die Stelle, welche, nach unserem Vf., dieser Untersuchung am günstigsten seyn soll, ist Gen. 3. 24, S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

nach welcher, da die Cherubim (oder, wie er sagt, die Greife) als Hüter im Osten des Gartens standen, die Menschen nach Westen haben wandern, also vor dem Ausbruche der Fluth östlich von Armenien (wazu das Gebirge Ararat gehört) gelebt haben müssen. Das Land nun, dessen physischer Zustand eine ehemalige große Verheerung durch Überschwemmungen möglich machte, scheine der Strich zu seyn, der im Südosten des caspischen Meeres durch Hyrcanien sich erstreckt, und weiter nach Morgen hin fort ist; folglich haben die Menschen unmittelbar vor der Fluth im Südosten des caspischen Meeres gelebt; eine Reihe Jahrhunderte zurück mögen sie sich, da sie von Osten aus fortgewandert sind, in Nordindien, in der Gegend des Paropamisus, befunden haben. Hier nun ist das Feenland Asiens, die entzückende Ebne von Kaschmir. „Da nun das Thal nicht nur von einem grossen Flusse, dem Behud oder Behat, durchströmt wird, sondern auch von einer Kette unersteiglicher Schneegebirge eingeschlossen ist, wo alle nördlichen Flüsse, welche in den Oxus fallen, und alle südlichen, welche den Indus ausmachen, ihren Ursprung haben: so konnte in die uralte Tradition, die sich von hier aus verbreitet und mehrere Jahrhunderte fortgepflanzt haben mag, allmählich der Zusatz sich einschleichen, daß, statt aus einem Gebirge, vielmehr aus einem hier befindlichen Strome mehrere Hauptflüsse hervorgegangen seyen.“ S. 291 ff. [Sollte aber das Einschleichen dieses Zusatzes alle Leser befriedigen und eine ganz passende Erklärung von Gen. 2. 10 seyn können? Möchten sie nicht auch vielmehr auf den Vf. anwenden, was er bey der buttmann'schen Hypothese als hauptfehlerhaft ausstellt? Wie wenn es nurger zur Absicht des Vfs. unserer Urkunde gehört hätte, diesen Hauptfluß ungenannt zu lassen? Rec. glaubt beynahe, daß die meisten seiner Leser mit Hn. Vater übereinstimmend denken werden, welcher (S. 24 seines Comment.) sagt: „Jede Hypothese der Erklärung hat ihre Schwierigkeiten und ihr Annehmliches; bey jeder baut man auf einige Data von gewisser Wahrscheinlichkeit Schlüsse für das Übrige von weit schwächerem Schein. Man wird immer bloß raten, was unseres Vfs. Vorstellung von diesem Paradiese gewesen sey, und nie wissen können, ob man sie errathen habe, und ob sie sich überhaupt geographisch auffinden lasse.“ Wir gestehen indeß, daß die Vermuthung des Vfs., Kaschmir sey das Paradies gewesen, sehr viel Annehmliches hat, und seine weiteren Bemerkungen S. 296 ff. sehr vieles zur Würdigung derselben beytrogen, und sie, so

halb im Tone des alten Gesangbuchs gedichtet.
9) Abendlied, S. 97—99, religiös, mit einigem Gefühl. Überraschend ist 10) ein Gedicht von Schiller zu finden, das er mit der Überschrift: am 2 Mai 1787 an eine Freundin gerichtet hat, und wofür die feinen, sinnreichen Gegensätze und leichten Redewendungen von seiner gewöhnlichen Dichtungsweise sehr abweichen. Den Schluß machen noch einige

Gedichte von verschiedenen Vfn., wovon sich keins besonders auszeichnet, wir müßten denn der Minnelieder erwähnen, die einigen alten Minnesängern nachgefangen sind, und von denen uns das erste vorzüglich gefaßt. — Der Inhalt dieses Buchs ist, als weder sehr anziehend noch abschreckend, und mag bey denkenden Lesern immer ein paar Stunden ausfüllen.
T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Iena, in der Crökerschen Buchhandl.: *Der Marsch der Franzosen nach Indien*. Notizen zu Beurtheilung der neuprojectirten Landexpedition. 1808. 134 S. 8. (10 Gr.) „Wir begucken das Schachbret, sagt der Vf., und der Meister unseres Jahrhunderts stellt das Spiel auf.“ Rec. dagegen beobachtet den Vf., und zeigt an, wie derselbe geguckt habe. Den Anfang machen geographisch-statistische Notizen, besonders zur Kenntniß des englischen Ostindiens. Anschaulich und fruchtbar. Die natürliche Beschaffenheit dieses weit ausfallenden Landes wird beschrieben, die Erzeugnisse desselben in allen 3 Reichen hergerechnet, eine Charakteristik der Einwohner gegeben, den Hindus, Seiks, Mahratten, Afghanen und Dhaten ihre Stelle angewiesen, die Landesmünzen namhaft gemacht, und in Kurzem von den Provinzen und ausgezeichneten Städten und Festungen das Nöthige angegeben. Das Fort William, kaum einen Kanonenschuß weit von Calcutta südwärts entfernt, ist, nach Charpentier-Colligny, der einzige Zufluchtsort, den die Engländer in den ungeheuer großen, ihrer Herrschaft unterworfenen Ländern des südlichen Asiens besitzen. Sie überlassen sich der allergrößten Sicherheit, und setzen das vollste Vertrauen in dieses Fort, dessen Eroberung sie für schlechterdings unmöglich halten. Die Einkünfte der ostindischen Compagnie werden, nach Bessel 1786, nach Dundas 1788, und später fort, angegeben. Man kann weder diesen Angaben, noch anderen Supputationen sicher trauen. Aus den dreß Präsidentenschaften, ohne Bencoolen, betrugen im J. 1802 die Einkünfte 13,472,363 Pf. Sterl. Die Schulden der Compagnie in Ostindien und England waren im J. 1803 zu 25,642,000 Pf. Sterl. angelaufen. In demselben Jahre betrug die Kriegsmacht der Engländer 155,700 Mann, worunter nur 10000 Europäer waren. Die unermesslich gewählten Reichthümer des Landes verlegen allmählich. „Die Engländer schicken jährlich durch den Handel ungeheure Summen nach China, Batavia, Bombay u. f. w., die schlechterdings nie mehr in den Bezirk ihrer Herrschaft zurückkehren können. Wenn kritische Umstände in Asien eintreten sollten: so würden sie sehr bald einen gänzlichen Mangel an Geld, der Seils des Krieges, leiden“, sagt der oben gedachte Charpentier. Wenn die Franzosen nach Ostindien kämen: so würden sich gewiß die meisten Seapoys in englischen Diensten zu ihnen schlagen; nicht weil sie die Franzosen den Engländern vorziehen, sondern weil sie allen Europäern, die sich ihnen aufdrängen, den Untergang wünschen. Hiernächst folgt eine kurze Geschichte der Unterwerfung Indiens unter die englische Oberherrschaft. Seit 1764, da der große Mogul, Schah Allum, bey den Engländern Hülfe suchte, und ihnen dafür Bengalen abtreten mußte, haben sich die Eroberungen derselben furchtbar ausgebreitet, und die Bedrückungen der weichen Landbewohner von Jahr zu Jahr schrecklich vermehrt. „Die Spannung der neuerdings Besiegten gegen die englische Regierung wachet fort, und sie hat auf Vermehrung ihrer Macht von Europa her, mehr als sonst, Bedacht genommen. Ist irgendwo eine Revolution vorbereitet: so ist sie es in Indien.“ Daan giebt der Vf. eine kurze Übersicht der Wege, auf denen der Landhandel mit Ostindien getrieben wurde und noch getrieben wird. Es sind die Wege, über welche die Karawanten gehen. Beygefügt sind Reiserouten nach Tavernier, von Warschau durch Persien über Surate bis Agra. Jetzt folgen die Eroberungszüge Alexanders, Tamerlans und Nadir Schachs. Jeder hatte seine ganz eigenen Schwierigkeiten, die man in unseren Zeiten, durch die Nachrichten von jenen belehrt, leichter vermeiden kann. Wenn Rußland und Persien, wie zu erwarten steht, hülfsreiche Hand leisten: so sind sie schon mehr als halb aus dem Wege geräumt. Um die Expedition zu bewerkstelligen, nimmt der

Vf. den russischen Theil der Armee zu 120000 Mann Infanterie und 10000 Kosaken, und die französischen Truppen eben so hoch an. Den Weg läßt er sie von Warschau oder von Dalmatien her antreten; zu welchem letzteren Zuge sie bis Asirachani nur 6 Wochen brauchen würden. Wir verfolgen den Gang der, zwar nicht originellen, doch ganz gut zusammenhängenden Schrift nicht weiter, die sich hier ihrem Ende annähert. Das allgemeine Resultat ist, daß der Vf. versichert, Ostindien werde, sobald nur eine hinlängliche feindliche Macht von 60000, oder auch im Nothfall nur 40000 Mann erscheint, von den Engländern abfallen. Wenn aber auch ganz Ostindien in französische Hände gertähe: so wäre ein allgemeiner Friede noch keine notwendige Folge dieser Eroberung. „Und Europa“, setzt er am Schlusse hinzu, „schwächtet nach Ruhe.“ Chr.

Berlin, b. Hayn: *Der kluge und vorsichtige Brautwerber. Ein Rathgeber für heyrathslustige Junglinge und Jungfrauen, die ihre gegenseitigen körperlichen und moralischen Fehler und Tugenden zu entdecken wünschen, und durch eine gute Wahl das Glück ihrer Ehe zu sichern*. 1809. 223 S. 8. (20 Gr.) Wenn der eheliche Wohlstand durch Schreiben wieder herzustellen wäre: so hätten wir Deutsche vor Allen die erste Pflicht auf die Wiederkehr des goldenen Zeitalters der Ehen. Denn an Schreiben davon und darüber lassen wir es Gottob! nicht fehlen. Fast jedes Jahr, ja fast jede Messe trieb wenigstens ein glücklicher oder unglücklicher Ehemann auf, und predigt entweder *ex professo*, oder auch nur im Vorbeygehen, über einige Fragen aus dem Ehestandskatechismus, auch wohl über den ganzen. Hier haben wir es mit einem Brautwerber zu thun, der sich selbst als einen klugen und vorsichtigen ankündigt, und welcher der ehelustigen Jugend seinen guten Rath für eine Kleinigkeit von zwanzig Groschen anbietet. Seine Klugheit und Vorsichtigkeit aber, so weit nämlich dieses auch Gelegenheit giebt, sie keinen zu lernen, erstreckt sich theils auf die Beantwortung einiger vorläufiger Fragen; z. B.: *Wohin mag es kommen, daß so viele Heirathen aus Liebe mißglücken, und manche ohne Liebe so gut gerathen? Wie muß man den Menschen beobachten, um ihn kennen zu lernen? theils auf die Angabe der Erfordernisse der körperlichen sowohl als moralischen Ehestandsfähigkeit. Wir, d. h. der Recensent, den sein Beruf, und noch ein paar andere Ehemänner, welche die Nargierde mit diesem Brautwerber bekannt gemacht, veranlassen ihn das Zeugniß eines umsichtigen, klugen und Ehemanns, erfahrenen Mannes keineswegs; können doch aber nicht nicht bergen, daß wir seine Erfahrungen weder neu, noch seine Klugheit ungewöhnlich gefunden haben. Daß es auch geschehen, als gebreche es ihm bisweilen an der Kunst, sich bestimmt und richtig auszudrücken, oder habe ihm wenigstens in der Zeit dazu gefehlt. Denn wenn man bald 8. Kr. heißt: „Was soll der Mann thun, der diesen Mangel der herrlichen Zueigung bey einem Mädchen gewahr wird oder erfährt, die er aus Liebe und aus Werthschätzung ihrer übrigen guten Eigenschaften sich in redlicher Absicht zur Gattin wählen möchte? Wenn er sich bey dieser Überzeugung mit einem Mädchen dieser Art dennoch als Gatte und Gatte — (wie mag er das aushalten wollen?) — zu leben entschließt: so erniedrigt er sich selbst, indem er an der Selbsterniedrigung des Mädchens Theil nimmt, oder schon früher noch von einem Eatzweck (man bemerke in Art zu schreiben) der Menschheit reden hört — so sind ja Vermuthungen wohl nicht eben aus der Luft gegriffen. Bey dem empfehlen wir aber dennoch das Buch denen, für welche es bestimmt ist: es enthält manche nützliche und beherzigenswerthe Wahrheit.“*

F. H. L.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 J U N I U S , 1 8 0 9 .

S T A T I S T I K .

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Statistique générale des provinces composant le Royaume de Westphalie dans l'ordre, où elles subsistaient au 1er Octobre 1807 avec l'Indication de la nouvelle division départementale*, par Mr. C. J. Bail, Inspecteur aux revues, cidevant Secrétaire général du Ministère des Finances, rédigée sur les notes et renseignements inédits fournis par les autorités administratives. 1809. XXXII, 193 u. (27) S. Mit 13 Tabellen. (3 Thlr. 8 Gr.)

Dem Verfasser dieses Werks, als General-Secretär bey dem westphälischen Ministerium der Finanzen, des Schatzes und des Handels, standen die Archive zu Gebot, welche die mannichfaltigsten, interessantesten und zuverlässigsten Notizen über diesen jungen Staat enthalten müssen; ein Vortheil, der nur in höchst seltenen Fällen statistischen Schriftstellern zu Theil wird. Unter so günstigen Verhältnissen bearbeitet, mußte dieses Werk den Rec. zu der Hoffnung berechtigen, darin einen Schatz von Aufklärungen über Westphalen zu finden, die an Neuheit, Reichhaltigkeit und Interesse alle bisher zur Kunde des Publicums gekommenen weit übertreffen, und wodurch der Leser in den Stand gesetzt würde, eine vollständige und klare Idee von diesem neuen Staate sich zu bilden. Aber leider bemerkte Rec. bey Durchlesung dieses Werks gar bald, daß er sich in seiner Hoffnung getäuscht hatte, indem dasselbe, weit entfernt, wie der Titel verspricht, vom Königreiche Westphalen eine allgemeine Statistik zu liefern, nur eine Sammlung unvollständiger, schlecht geordneter, mitunter höchst fehlerhafter Notizen und Data enthält, die zwar zum Theil als Material zur künftigen Bearbeitung einer Statistik dieses Königreichs trefflich benutzt werden, zum Theil aber auch zu durchaus falschen Ansichten und zu Irrthümern Anlaß geben können.

Ein Hauptgrund der Mängel dieses Werks liegt ohne Zweifel in des Vfs. gänzlicher Unkunde der Sprache des Landes, wovon er eine Statistik zu liefern übernommen hat. Denn diese Unkunde setzte ihn nicht nur außer Stand, die in den Archiven des Finanzministeriums vorhandenen deutschen Quellen zu seinem Zweck gehörig zu benutzen, sondern machte ihn auch unfähig, von den reichen und mannichfaltigen Hilfsmitteln, welche die deutsche Literatur in dieser Hinsicht darbietet, einen nützlichen

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Gebrauch zu machen. Hiezu kommt, daß der Vf. zu der großen, leider gewöhnlichen Classe statistischer Schriftsteller gehört, die vom Zweck und Wesen der Wissenschaft, worüber sie schreiben, keine richtige Vorstellung haben, indem sie das, was bloß Hilfsmittel der Staatenkunde ist, zum Wesen derselben machen; und darüber das Höhere und Geistige dieser Wissenschaft außer Acht lassen, die alles geleistet zu haben wähnen, wenn sie möglichst vollständige und genaue Tabellen über Flächeninhalt, Truppenzahl, Volksmenge, Producte und Einkünfte liefern, dagegen aber sich wenig bekümmern um den Geist der Gesetzgebung, um die Einrichtung des Geschäftsgangs im Inneren, um die wechselseitigen Verhältnisse der administrativen Behörden, so wie um die Art der Benutzung der Productivkräfte der Nation. Jene Tabellen mögen noch so genau und vollständig seyn: so geben sie doch in der That nichts weiter, als die bloßen Umrisse, gleichsam das Skelet des Staats, und sind eben so wenig im Stande, den Leser über den eigentlichen Zustand desselben gehörig aufzuklären, als die bloßen Angaben der Gesichtszüge, der Statur oder des Masses der Arme und Beine eine richtige Vorstellung von einem Menschen geben können. Ist man nämlich auch, was sogar in den meisten Fällen durchaus unmöglich ist, vermittelt dieser politischen Rechnerey dahin gekommen, von den Kräften eines Landes das Materielle, das sich zählen und berechnen läßt, vollkommen zu erforschen: so hat man damit allein doch noch gar wenig gewonnen. Denn es kommt ja bey Beurtheilung der Staatskräfte nicht so sehr auf die Grösse dieser materiellen Masse an, als vielmehr auf die Art ihrer Benutzung, auf den Geist, der dabey thätig ist, auf den Charakter und die Bildung der Nation: lauter Dinge, die sich, eben weil sie geistiger Natur sind, durch keine Zahlenverhältnisse ausdrücken lassen.

Immer aber bleiben die Umrisse, welche dergleichen Tabellen liefern, schätzbare Hilfsmittel, treffliche Materialien zur Statistik eines Landes, vorausgesetzt, daß sie völlig zuverlässig sind, und, was die Hauptsache ist, den Zustand des Landes wie er ist, nicht wie er war, schildern. Liefern dieselben hingegen bloß Notizen von dem vormaligen Zustande eines Landes: so mögen sie wohl historischen Werth haben; allein für die Statistik bleiben sie nur von geringer Bedeutung. Zu dieser letzteren Gattung gehören die Tabellen, welche die grössere Hälfte der vorliegenden Schrift ausmachen. Es enthalten nämlich dieselben lauter Nachrichten von dem Zustan-

de, worin die das Königreich Westphalen jetzt bildenden Provinzen vor ihrer Vereinigung zu einem Ganzen sich befanden: aber seit jener Epoche haben alle Zweige der Verwaltung in diesen Ländern so bedeutende Veränderungen erlitten, sind alle ihre bisherigen Verhältnisse unter einander und zum Ausland so sehr verrückt worden, daß man in den meisten Fällen in grobe Irrthümer verfallen, und durchaus falsche Resultate erhalten würde, wenn man von dem damaligen Zustande derselben auf ihren gegenwärtigen schließen wollte. Ueberdies sind die Nachrichten, welche dieses Werk von jenem früheren Zustande der westphälischen Provinzen enthält, weder vollständig noch richtig. Zwar sind die Quellen, woraus der Vf. seine Data geschöpft hat, wie bereits erwähnt worden, größtentheils archivalische Nachrichten, also die besten, die man in der Statistik haben kann: aber in dem gegenwärtigen Fall will dies nicht viel sagen. Denn, wenn man bedenkt, daß alle diese Nachrichten von den vormaligen Regierungs- und Kammer-Collegien den französischen Intendanten zu einer Zeit mitgetheilt worden sind, da die westphälischen Provinzen noch als feindliche Länder behandelt wurden, und daß bey Aufstellung derselben oft mit der größten Eile und Schnelligkeit verfahren werden mußte: so darf man gegen die Zahlen, welche darin angegeben werden, ein gerechtes Mißtrauen hegen, und es kann von ihnen nur mit der äußersten Vorsicht Gebrauch gemacht werden.

Was wir aber noch ganz vorzüglich in diesem Werke vermisst haben, ist Ordnung und System. Der Vf. beginnt mit einer historischen Abhandlung über Westphalen; alsdann liefert er eine Einleitung in die Statistik; hierauf folgt eine Beschreibung des Harzes; dann kommen statistische Tabellen über die einzelnen Provinzen Westphalens nach ihrer alten geographischen Eintheilung. Diese Provinzen werden in folgender Ordnung abgehandelt: 1) Hessen, 2) Eichsfeld, 3) Hohenstein, 4) Halberstadt und Mansfeld, 5) Quedlinburg, 6) Magdeburg, 7) Altmark, 8) Braunschweig-Wolfenbüttel, 9) Hildesheim und Goslar, 10) Göttingen und Grubenhagen, 11) Paderborn, 12) Corvei, 13) Kaunitz-Rittberg, 14) Minden und Ravensberg, 15) Osnabrück, 16) Schaumburg, 17) Wernigerode. Auf diese tabellarische Statistik der einzelnen Länder folgt A) ein Namenverzeichniß der vorzüglichsten Städte im Königreiche, nebst Angabe der Häuser- und Einwohnerzahl. B) Eine Übersicht der Volksmenge und der Staatseinkünfte. C) General-Etats der Einnahme und Ausgabe im Jahre 1806. D) Nachricht über die öffentliche Schuld. E) Verzeichniß der königlichen Gebäude und der Kron-Domänen. F) Namenverzeichniß aller Lehranstalten nebst Angabe ihrer Fonds. G) Beschreibung der vorzüglichsten geistlichen Stiftungen. H) Classificirung des Bodens in agronomischer Hinsicht. I) Ertrag sämtlicher Salinen im Königreiche. K) Übersicht der königlichen Activ-Capitalien. L) Darstellung des jährlichen Ertrags der Erndten nach einem Durchschnitt von 6 Jahren. M) Vergleichung der vorigen Gerichtsver-

fassung mit der jetzigen. N) Beschreibung der Masse und Gewichte in Westphalen. O) Reductionstabelle der Münzen. P) Vergleichung des vormaligen Verwaltungssystems mit dem gegenwärtigen nebst staatswirtschaftlichen Betrachtungen darüber. — Wer ist im Stande, in dieser Nebeneinanderstellung der heterogensten Gegenstände Ordnung und System zu entdecken?

So viel im Allgemeinen! Wir gehen nun zur Prüfung der einzelnen Theile dieses Werkes über, und wollen insbesondere den Tabellen über die verschiedenen Provinzen Westphalens unsere Aufmerksamkeit widmen, da diese den Haupttheil der Schrift ausmachen, und die übrigen Abschnitte größtentheils als Beylagen dazu betrachtet werden können. Die Einrichtung dieser Tabellen ist folgende: Jeder der 17 Provinzen, woraus das Königreich zusammengesetzt ist, ist eine besondere Tabelle gewidmet; eine solche Tabelle nimmt ungefähr 5 Quartblätter ein, und hat 10 Hauptcolumnen; jede der Hauptcolumnen füllt der Regel nach eine Seite an, und enthält eine besondere Rubrik; die Rubriken stehen in folgender Ordnung: 1) geographische Lage, 2) Bevölkerung, 3) Producte, 4) Industrie, Manufacturen und Handel, 5) Schifffahrt und Heerstraßen, 6) öffentliche Anstalten, 7) Hospitäler und Gefängnisse, 8) Verwaltungssystem, 9) Militärstand, 10) Einnahme und Ausgabe.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir es unternehmen wollten, alle Irrthümer zu berichtigen und alle Fehler anzuzeigen, die wir in diesen Tabellen bemerkt haben, denn fast jedes Blatt hat deren aufzuweisen. Theils als Beyspiel, theils um unser Urtheil zu rechtfertigen, und die Unzuverlässigkeit der hier mitgetheilten Notizen darzuthun, wird es daher hinreichen, bloß einige Fehler der ersten dieser Tabellen zu rügen, welche vom vormaligen Kurfürstenthum Hessen handelt.

Erwägt man zuvörderst, daß hier die ganze Statistik von Kurhessen auf 5 Quartblättern abgehandelt ist: so begreift man leicht, daß in diesem Werke keine vollständige Statistik jenes Landes, sondern nur einzelne Bruchstücke davon zu suchen sind. Jedoch auch dergleichen bloße Bruchstücke sind immer höchst interessante und nützliche Beyträge zur Staatenkunde, wenn sie neue und zuverlässige Data enthalten: aber dies ist es eben, was wir in diesen Tabellen vermissen. Z. B. S. 3 behauptet der Vf., sämtliche Bergwerke im Schinalkaldenschen würden auf Rechnung der Regierung betrieben: es findet gerade das Gegentheil Statt, alle diese Bergwerke sind in den Händen von Privat-Eigenthümern, sie werden gewerkschaftlich betrieben, und das Gouvernement bezieht davon bloß den Zehnten. — S. 4 wird unter der Rubrik: *Industrie, Manufactur und Handel* angeführt, in Cassel befänden sich Fabriken von seidenen Strümpfen, seidenen Bändern, Knöpfen, Bijouterie-Waaren u. s. w.; dies ist ganz falsch, dergleichen Fabriken kennt man dort gar nicht; dagegen hat der Vf. einen Hauptzweig der Industrie in Cassel ganz unerwähnt gelassen, nämlich die Hutmanufacturen. — *Bey Karlsruhen* wird der Production des Essigs er-

wähnt, welche dort nur unbedeutend ist; dagegen hat Hr. B. Wittenhausen ganz übergangen, wo dieses Product einen Hauptnahrungszweig der Einwohner ausmacht, und ein wichtiger Handelsartikel ist. — In *Rauschenberg* (welches unrichtig Rauschenberg genannt wird) sollen nach der Angabe des Vfs. Mützen- und Plüsch-Fabriken sich befinden; dergleichen sind an diesem Orte gar nicht anzutreffen. — Bey *Hersfeld* (welches an vielen Stellen unrichtig Herzfeld genannt wird) geschieht bloß einer Rasch-Manufactur Erwähnung; der Hauptnahrungszweig dieser Stadt hingegen, die Manufactur wollener Tücher, wird gar nicht berührt. — In *Schmalkalden* sollen mehrere Tabacks-Fabriken sich befinden: es existirt dort keine einzige. — S. 5 ist bey Herzhaltung der Flüsse in Hessen die *Diemel* gänzlich ausgelassen, und die *Edder* fälschlich *Ladder* genannt. — Die *Schwalm* fällt nicht, wie Hr. B. anführt, bey Gudensberg in die Fulda, sondern bey Felsberg. Die Städte *Immenhausen* und *Vacha* heißen hier unrichtig *Immenhausen* und *Wach*. — S. 6. Unter der Rubrik: *Öffentlicher Unterricht*, wird gesagt, in Marburg sey ein *collège ou académie*, in Cassel hingegen *deux collèges ou académies*. Es ist schwer zu begreifen, was Hr. B. unter den Ausdrücken: *Collège* und *Académie* sich gedacht hat. Bey Marburg scheint die Universität darunter verstanden zu seyn, aber in Cassel müßte es hienach zwey Universitäten geben, wo doch bekanntlich keine vorhanden ist. Auf jeden Fall ist diese Angabe unrichtig, und führt zu Irrthümern. — In Marburg soll ferner eine Akademie der Malerey, Bildhauerey und Baukunst seyn: aber eine solche existirt dort gar nicht und hat nie daselbst existirt. Noch weniger befindet sich daselbst, wie Hr. B. versichert, eine Militärschule für die Artillerie; auch giebt es an diesem Orte nicht, wie der Vf. anführt, eine besondere Forst-Lehr-Anstalt, man müßte denn das sogenannte staatswirthschaftliche Institut darunter verstehen, dessen Mitglieder bisweilen Lehrvorträge über Forstwissenschaft halten. — S. 8 will der Vf. einen Etat sämtlicher Staatsdiener im ehemaligen Kurhessen liefern, aber seine Angaben sind größtentheils falsch. So soll z. B. das Personal der Oberrentkammer, die Subalternen ungerechnet, aus einem Director und 16 Mitgliedern bestanden haben; der erste beste kurhessische Adresskalender hätte den Vf., wäre er der deutschen Sprache mächtig gewesen, belehren können, daß dieses Collegium kaum halb so viele Mitglieder zählte.

Aus der Probe, welche wir hier von den Fehlern einer Tabelle geliefert haben, werden die Leser leicht einen Schlufs auf die Mängel der anderen ziehen können. Wir wollen daher, ohne uns bey diesen aufzuhalten, gleich zur Prüfung des übrigen Theils dieses Werks schreiten.

Das Verzeichniß der vorzüglichsten Städte Westphalens nebst Angabe der Zahl ihrer Einwohner und Feuerstellen ist wörtlich aus *Hassels* statistischer Darstellung des Königreichs Westphalen abgeschrieben. Die über die öffentliche Schuld mitgetheilten Nachrichten sind größtentheils aus der über diesen Gegenstand in der Versammlung der Reichstände zu Cassel

vom Staatsrath *Malchus* gehaltenen, im westphälischen Moniteur abgedruckten, Rede bekannt: Hr. B. aber giebt unrichtig den Zinsfuß der Capitalien, welche zur Bezahlung der an die französische Regierung schuldigen Kriegssteuer von 20 Mill. Franken hergeschossen worden, zu 6—10 Procent an, diese Capitalien tragen kaum 4—6 procentige Zinsen. — Bey dem Verzeichniß, welches Hr. B. von den Lehranstalten liefert, finden wir Folgendes zu erinnern. Unrichtig äußert der Vf., die Universität Marburg sey fast ohne Studenten (*l'université est presque déserte*). — Bey Cassel wird ein *Collegium illustre* erwähnt: dies existirt aber daselbst schon seit mehr als zwanzig Jahren nicht mehr. Über die westphälischen Universitäten überhaupt fällt Hr. B. folgendes sehr einseitige Urtheil: „La plupart des universités de la Westphalie comme presque toutes celles fondées et instituées sous la protection des papes avaient principalement pour objet de former des ecclésiastiques; l'étude des auteurs scholastiques et de la théologie consumèrent long-tems les heures précieuses des instituteurs et des élèves qui disputaient gravement et en mauvais latin sur les dogmes absurdes d'une controverse ignare, fanatique ou insidieuse. Les améliorations, que le progrès des lumières a pu occasionner dans le système d'enseignement, qui subsiste aujourd'hui, ne sont pas comme on pourrait le croire, l'ouvrage des universités, mais celle du tems, auquel tout doit enfin céder. On y enseigna longtems la philosophie des Grecs divisée en trois branches, les phénomènes de la nature, la morale et la logique; cette dernière n'avait guères produit moins de sophistes en Allemagne lors du schisme de Luther, qu'elle n'en produisit à Athènes au tems d'Aristipe. La logique quoique postérieure à la physique et à l'éthique était pourtant démontrée avant elles; on pensait avec raison, que le disciple devait commencer par se former le jugement, pour raisonner sur des objets d'une si haute importance. Cette division de la philosophie fut ensuite changée: au lieu de trois parties elle en eut cinq; ainsi l'on enseignait d'abord la logique, ensuite l'ontologie, la pneumatologie, puis la morale et la théologie, qui n'avaient formé long-tems qu'un seul corps de doctrine. — L'instruction publique en Westphalie réclame impérieusement une reconstitution plus conforme et plus analogue aux idées libérales du siècle, au système actuel du gouvernement.“ Wie ganz anders urtheilte noch vor Kurzem des Vfs. berühmter Landsmann, Hr. *Villers*, über die Universitäten in Westphalen!

Die Darstellung, welche Hr. B. vom gegenwärtigen Verwaltungs-System in Westphalen in gedrängter Kürze mittheilt, ist eben so mangelhaft, als es die Notizen sind, welche er vom früheren Zustande dieses Staats liefert. Hier nur von einigen Fehlern derselben! Hr. B. führt (S. 9) an, die Minister wohnten zwar den Sitzungen des Staatsraths bey, hätten aber keine *berathende* Stimme. Dies ist falsch, sie haben allerdings eine *berathende*, aber keine *entscheidende* Stimme im Staatsrath. — Nach S. 11 soll bey einer jeden Unterpräfector auch ein Unter-Präfecturrath sich befinden: dies ist durchaus irrig, bloß den Präfecten ist ein Präfecturrath beygeord-

net. — Hr. B. behauptet (S. 11) unrichtig, die General-Departements-, Districts- und Municipal-Räthe würden bloß aus *Grund-Eigenthümern* gewählt: sie können eben so gut aus der Classe der *unbegüterten* Gelehrten und Künstler gewählt werden. — S. 12 sagt der Vf., der Staatsrath als Cassationshof habe die Revision der Processen in letzter Instanz: dies ist ein grober Irrthum, der Cassationshof hat in keinem Rechtsstreite die Revision, da ihm keine Entscheidung der Processen, sondern bloß die Aufhebung des Urtheils im Fall der Nichtigkeit zukommt. — Nach S. 12 kann der Cassationshof ein Urtheil bloß annulliren, wenn gegen die Form gefehlt ist: dies ist unrichtig, eine Annullirung findet auch Statt, wenn gegen offenbar klare Gesetze gesprochen worden. — Hr. B. sagt (S. 12), die Advocaten des Staatsraths wären mit dem *examen des affaires, qui sont de nature à être portées en la cour de cassation*, beauftragt: dies kann zu einem Mißverständniß Anlaß geben; es ist nicht die Prüfung, sondern vielmehr die Einführung dieser Sachen, welche den Staatsraths-Advocaten obliegt. — Die (S. 13) mitgetheilte Notiz über die Verwaltung der Bergwerke, ist durchaus fehlerhaft. Hr. B. sagt: das Bergwesen werde durch drey General-Commissäre verwaltet, die unter einem General-Director stehen, ein Ingénieur en Chef versehe das Amt des General-Secretärs. Es sind aber nicht General-Commissäre, sondern General-Inspectoren, denen die General-Verwaltung des Bergwesens übertragen ist, und einer derselben, nicht ein Ingénieur en Chef, bekleidet zugleich die Stelle des General-Secretärs. — *Riechelsdorf*, der Sitz der Weser-Division der Bergwerke, wird (S. 13) unrichtig *Reigelsdorf* genannt.

Den Schluß dieser Schrift macht eine Vergleichung des vorigen Verwaltungs-Systems in Westphalen mit dem gegenwärtigen. Wir haben aus diesem Abschnitte ersehen, daß Hr. B. nicht ohne staatswissenschaftliche Kenntnisse ist, daß er *Adam Smith* gelesen, und einige seiner Hauptsätze behalten hat. Dies konnte ihn jedoch unnötig berechnen, über die frühere Verwaltung eines Staats, dessen eigentliche Verhältnisse ihm, nach allem zu schließen, nur höchst unvollkommen bekannt waren, absprechende Urtheile zu fällen, und in Ansehung seiner künftigen Administration mit Preciosität und der Miene des Sachkenners oberflächliche Rathschläge zu ertheilen. Mehr als abgeschmackt aber ist es in der That, wenn er (S. 14) die neue Ordnung der Dinge auf Kosten der alten in folgenden Ausdrücken herauszustreichen sich bemüht: *L'ignorance, la barbarie et les préjugés, voilà l'ancien état: la lumière, le droit et la justice, voilà la doctrine nouvelle.* Welche irrigere Vorstellung muß sich hienach der Ununterrichtete, besonders der Ausländer, vom ehemaligen Zustande dieser Länder bilden! Muß er nicht daraus schließen, daß dieselben vor dem tilster Frieden auf der niedrigsten Stufe der Cultur gestanden haben, daß mit der neuen Ordnung der Dinge erst Licht an die Stelle der Finsternis, und Aufklärung an die Stelle der Unwissenheit getreten sey? Und welchen Vorwurf enthalten nicht zugleich diese Worte für alle deutschen Staaten, die noch gegenwärtig auf eine ähnliche Art verwaltet werden,

wie Westphalen vor dem tilster Frieden! — Es ist nicht zu leugnen, daß die vorigen Regierungen der westphälischen Provinzen Vieles zu wünschen übrig ließen, daß unter ihnen mehrere Zweige der Verwaltung höchst fehlerhaft organisiert waren, daß unzählige Mafsregeln, welche man traf, den Principien einer geläuterten Politik geradezu widersprachen, daß Einheit und Harmonie, die Grundlagen einer guten Gesetzgebung, fast überall vermisst wurden, und daß in den meisten Fällen das neue Verwaltungssystem bedeutende Vorzüge vor dem alten hat: aber man darf doch auch das viele Gute nicht verkennen, das unter den vorigen Regierungen in diesen Ländern gewirkt worden; darf doch den Einfluß nicht vergessen, den so manche treffliche Verordnung auf Nationalwohlstand und Cultur gehabt hat; darf die Denkmäler nicht aus dem Auge verlieren, welche den Künsten und Wissenschaften an so vielen Punkten des Reichs gesetzt worden sind.

Wenn der Vf. in der Einleitung zu seinem Werke den Satz aufstellt, der praktische Nutzen der Statistik zeige sich bloß in der Anwendung, welche die Staatswirthschaft von ihr mache: so hat er vollkommen Recht, und wir wollen ihm darin gar nicht widersprechen; wenn er aber hinzufügt, daß die Staatenkunde darum von so geringem praktischem Nutzen in Deutschland gewesen sey, weil die Staatswirthschaft in diesem Reiche bisher im Zustande der Barbarey sich befunden habe: so verfallt er in einen groben Irrthum. Es war in den meisten Fällen nicht die Unbekanntheit der deutschen Nation mit den besseren Principien der Staatswirthschaft daran Schuld, daß dieselben bisher bey der öffentlichen Verwaltung so wenig befolgt wurden; es fehlte nicht an Sachkennern und guten Köpfen in Deutschland, die das Unpolitische und Nachtheilige so mancher Gesetze, die gegeben wurden, vollkommen einsehen, und herzlich das Schicksal ihrer Mitbürger bedauerten, welche unter dem Drucke solcher Gesetze seufzten: sondern es lag vielmehr die ganze Schuld von diesem Uebel darin, daß gerade die Männer, welche an der Spitze standen, bloße Routiniers waren, denen jene besseren staatswirthschaftlichen Kenntnisse mangelten, oder daß die Regenten durchaus keinen Sinn für Neuerungen und Reformen hatten, und es am liebsten sahen, wenn alles hübsch im alten Gleise blieb, und vom gewöhnlichen Schlandrian um kein Haar breit abgewichen wurde.

Wir hoffen durch diese Kritik unsere Leser überzeugen zu haben, daß es Hr. B. keineswegs gelungen ist, dem Publicum eine Statistik von Westphalen zu liefern, wie sie der Titel seines Werks verspricht, und wie man sie von den günstigen Verhältnissen, unter denen er schrieb, zu erwarten berechtigt war. Überhaupt scheint uns auch der gegenwärtige Zeitpunkt zu einem solchen literarischen Unternehmen durchaus nicht passend, da bis jetzt mehrere wichtige Zweige der Verwaltung dieses Staats theils noch gar nicht, theils nur unvollständig organisiert sind. Höchst wünschenswerth indeffen ist es, daß nach vollendeter Organisation die Bearbeitung einer pragmatischen Statistik von Westphalen von Seiten der Regierung einem fachkundigen, mit theoretischen, besonders staatswirthschaftlichen Kenntnissen gehörig ausgerüsteten Geschäftsmann übertragen werde, damit recht bald diese bedeutende Lücke in der Literatur der Staatenkunde ausgefüllt, und der in so mannichfacher Hinsicht höchst interessante neu aufblühende Staat nach allen seinen Verhältnissen dem Publicum dargestellt werde.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 J U N I U S, 1809.

E R D B E S C H R E I B U N G.

LEIPZIG, b. Rein u. Comp.: *W. Wittmann's*, der Arzneykunde Dr's., *Reisen in der europäischen Türkei, Kleinasien, Syrien und Aegypten in den Jahren 1799, 1800, 1801 und 1802.* Nebst Bemerkungen über die Pest und andere in der Türkei herrschende Krankheiten, wie auch einem meteorologischen Tagebuche. Aus dem Englischen mit Anmerkungen und mit *Desgenette's*, *Larrey's*, *Pugnet's*, *Sotiras* und Anderer Untersuchungen über die Pest übersetzt von *J. A. Bergk*. Zweyter Band. Mit Kupfern. 1805. 347 S. 8. (2 Thlr.)

Die wichtige Begabtheit, worauf dieses Werk, dessen erster Theil von einem anderen Recensenten 1805. No. 192 beurtheilt worden, sich beziehet, ist von anderen, viel merkwürdigeren, uns näher angehenden, durch eben den großen Helden, der die Hauptperson in jenen ist, so sehr in Schatten gestellt, daß eine ausführliche Recension garfüglich entbehrt werden kann. Der Vf. war als Arzt bey dem kleinen englischen Corps, oder, wie es in dem Buche genannt wird, der militärischen Gesandtschaft angestellt, die die türkische Armee des Großveziers, welche über Syrien gegen die Franzosen in Aegypten marschirte, begleitete. Er hat die Ereignisse eines jeden Tages, die unter seinen Augen vorfielen, und die ihm aufgestoßenen Merkwürdigkeiten, von was für einer Art sie auch seyn mochten, genau und sorgfältig niedergeschrieben. An Geschicklichkeit, das Wichtigere von dem minder Wichtigem auszuwählen, und an Treue und Rubel bey Abfassung seiner Bemerkungen und Urtheile, zeichnet er sich auf eine vortheilhafte Art aus. Nirgends zeigt er feindselige Gesinnungen gegen die Feinde seines Vaterlandes. Wenn er die Meinungen fränkischer Gelehrten anführt: so geschieht es mit der ihnen Verdiensten schuldigen Achtung. Er nimmet sich in Acht, über Dinge zu urtheilen, ja nicht einmal darüber zu referiren, wovon er nicht Augenzeuge gewesen war. Daher spricht er so selten von den Operationen der französischen und englischen Armeen, die während seines Aufenthalts in Aegypten vorfielen. Was bey dem türkischen oder eigentlich bey dem mit dem türkischen vereinigten englischen Corps vorging, beschäftigte ihn so sehr, daß ihm keine Zeit zu Seitenblicken übrig blieb. Da es so selten ist, daß Europäer mit Türken ins Feld ziehen: so sind die Nachrichten von dem Lager der Türken, ihrem Marsche und übrigen Einrichtungen *J. A. L. Z.* 1809. Zweyter Band.

neu und anziehend. Aus den Verordnungen, die der Großvezier bekannt machte, S. 30, erhellet, daß auf das ihm dienende englische Hülfscorps keine Rücksicht genommen, und daß es mit den Eingebornen denselben Beschwerden und Entbehrungen unterworfen war. Über den gänzlichen Mangel an Mannszucht und Ordnung im Felde und im Lager, der den Türken auch auf diesem Zuge oft nachdrücklich vorgeworfen wurde, werden sehr bittere Klagen geführt, und aus der unterlassenen Aufmerksamkeit auf die gemachten Erinnerungen, dem Glücke der türkischen Waffen ein nachtheiliges Prognosticon gestellt, S. 67. Zu den guten Anordnungen in der türkischen Armee gehört die Anstellung eines aus den Janitscharen gewählten Corps, das den Auftrag hat, die Armee mit Wasser zu versorgen. Wie sehr aber contrastirt dagegen, daß die Türken keine Spitäler noch Spitalzelte bey ihren Armeen haben, und die gemeinen Soldaten, die auf dem Wege krank werden, hilflos zurückgelassen werden, S. 257. Über die Pest, die nicht allein in Kahira und anderen Städten 1801 große Verheerungen anrichtete, sondern auch bey der türkischen, und aller Vorichtsmaßregeln ungeachtet, bey der englischen Armee viele Menschen hinwegraffte, sagt der Vf., welcher Pestkranke selbst behandelte, und von Ärzten, die mehr Erfahrung hatten, Erkundigung einzog, viel Belehrendes. Daß die Pest ansteckend sey, hält er für unbezweifeltes gewiß. Es gelang ihm aber nicht, dem Schiffschirurgen *D. White* seine Überzeugung mitzutheilen. Dieser inapfte sich das Pestgift ein, u. starb daran. Die Sorglosigkeit der Türken zur Pestzeit, und ihre Unbedenklichkeit, von den Betten und Kleidungen der an der Pest Verstorbenen Gebrauch zu machen, läßt nicht erwarten, daß die Pest je unter ihnen werde ausgerottet werden. Nach dem, was der Vf. hörte, wüthet die Pest am heftigsten in Aegypten, wenn sie aus Syrien kommt. Die Franzosen bemerken, wenn sie aus Oberägypten kommt, und daher hatte sie auch 1801 ihren Ursprung, wo sie übrigens nicht so häufig ist, als in Unterägypten. S. 266 u. f. — Die Nachrichten, die ein Priester aus Habesch, der von Kahira nach Jerusalem reisen wollte, von den Pflanzen, Thieren und Gewohnheiten seines Vaterlandes gab, kamen mit denen von *Bruce* so sehr überein, daß sie nicht wenig zur Bestätigung der Glaubwürdigkeit dieses Reisenden dienen. S. 110. — Von einem Arzt, der in Aegypten reiset, kann man wohl vermuthen, daß er den Pflanzen S. 125, dem dem Reisenden so gefährlichen Winde Chamlin S. 34, dem Steigen des Nils S. 190, und von einem Welt-

Uuu

bürger, daß er dem Sklavenmarkt S. 130 seine Aufmerksamkeit schenken werde. Aber unser Vf. ist auch Literator, handelt von den Pyramiden S. 88, untersucht die Katakomben der Mumien S. 116, findet Spuren von dem alten Memphis zu Metterhenne S. 185, besucht die Alterthümer in der Nähe von Alexandrien S. 205 u. d. m. An diesem Orte schiffte er sich auf einer mit Griechen bemanneten Corvette 1802 nach der Insel Rhodus ein, die ihm in Vergleichung mit Aegypten ein Paradies zu seyn schien. Auf der Fahrt nach Constantinopel berührt er verschiedene Inseln des Archipelagus, Stanco, Samos, Scio, wo der Mastixbaum einheimisch ist, der Terpentibaum ein dem Mastix ähnliches Gummi giebt, viel Olivenöl zur Exportation, Wein zur einheimischen Consumption gewinnen wird. In dem Hospital für Auswärtige, 2 engl. Meilen von der Stadt, waren 200 Personen beiderley Geschlechts. Ausser dieser Krankheit leiden die Einwohner an skrophulösen Geschwülsten, Schwindfucht, Hämoptysis u. s. w. Mytilene scheint arm und unfruchtbar zu seyn, wenn man von Scio kommt. Indess sind auch da Getreidefelder, Ölbäume, Weinstöcke u. s. w. Auf Tenedos ist Schöpfensfleisch und Wein wohlfeil, und Wein die Hauptausfuhr. Am 18 May kam der Vf. in Constantinopel an, reiste schon den 23 wieder ab über Wien nach England, wo er den 21 Jul. eintraf. Die Bemerkungen auf dieser Reise sind wegen ihres geringen Gehalts von dem Übers. weggelassen. Hr. Bergk hat seiner, so viel wir ohne Vergleichung des Originals urtheilen können, wohlgerathenen Übersetzung dadurch einen besonderen Vorzug gegeben, daß er des Vfs. Nachrichten mit den von den französischen Gelehrten, die um dieselbe Zeit in Aegypten gewesen sind, bekannt gemachten sehr oft verglichen, und recht umständliche Excerpte aus ihnen, so wie aus anderen Schriften glaubwürdiger Reisenden mitgetheilt hat. S. 89—99 hat Hr. B. einen Zusatz aus *Reynier* über den Zweck der Pyramiden, der diesem ein religiöser gewesen zu seyn scheint, welcher jedoch den, zum Denkmal oder Mausoleum gedient zu haben, nicht ausschließet, in den Text eingerückt.

Die Kupfer fehlten bey dem Exemplar, das vor uns liegt. Sind sie etwa nicht herausgekommen?

— u —

GÖRLITZ, b. dem Vf. und LEIPZIG, in Commission b. Kummer; *Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern, sonderlich den Arawacken, Warauen und Karoiben, von den nützlichsten Gewächsen und Thieren des Landes, den Geschäften der dortigen Missionarien der Brüderunität und der Sprache der Arawacken.* (Der Unterschrift unter der Vorrede nach, von C. Quandt.) 1808. XIV u. 316 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Der Vf. dieses Werkes, der Sohn eines aus Erfurt gebürtigen, evangelisch-lutherischen Predigers auf einem Dorfe in Liefland, verlor seinen Vater in der zarten Jugend; und wurde der deutschen Brüdergemeine in der Laulitz zur Erziehung übergeben. Hier, vorzüglich im Brüder-Seminar zu Barby, erhielt er seine Bildung, die sich aber, nach allen Umständen

zu urtheilen, nur auf den Zweck einschränkte, einen tauglichen Schulmeister abzugeben. Der Unterricht der Schuljugend war wenigstens vor seiner Mission sein eigentlicher Beruf. Schon in den J. 1735 und 1736 wurden von Holland aus Missionarien nach Surinam oder eigentlich nach der Kolonie Berbice geschickt. Diese Missionarien waren Glieder jener Brüdergemeine. Ihre Mission hatte, einen so guten Fortgang, daß sie im J. 1747 tiefer im Lande, am Bache Wironje, der in den Berbice-Strom fällt, eine eigene Niederlassung, *Pilgerhut* genannt, errichteten. Weil sich die Zahl der wilden Landeseingeborenen, die sich taufen ließen, und zur Lehre des Christenthums bekannten, bis auf 400 vermehrte: so fanden sich die Missionarien bewogen, mehrere Niederlassungen im Lande zu errichten. Diese wurde im J. 1757 an zwey Orten ausgeführt, am Bache Kuiwi nämlich, der in den Korentin-Strom fällt, und am Saramaka-Strome. Jene erstere Niederlassung der Missionarien wurde *Ephraim*, die letztere *Saron* genannt.

Die Niederlassung in *Pilgerhut* wurde bey der im J. 1763 erfolgten Empörung der schwarzen Sklaven ganz verlassen. Ein gleiches Schicksal hatte aus eben diesem Grunde die Niederlassung *Ephraim*. Doch errichteten die Missionarien, nach der Dämpfung der Empörung der schwarzen Sklaven, am Korentin-Strome eine neue Niederlassung, *Hoop* oder *die Hoffnung* genannt. Diese besteht noch jetzt. Die Niederlassung der Missionarien, *Saron* genannt, ist aber schon im J. 1779 ebenfalls ganz verlassen worden. Unser Vf. ging im J. 1768 als Missionär der Brüder-Gemeine nach Surinam. In den ersten Jahren seiner Mission mußte er sich dieses Geschäfts bey der in der Niederlassung *Saron* angesiedelten Gemeinde der Eingebornen unterziehen. In der Folge wechselte er diese Mission mit der in der Niederlassung *Hoop* am Korentin-Strome. Im J. 1780 kehrte er nach Europa zurück. Die Zeit seiner Mission betrug also zwölf Jahre.

Bey dem Bestreben desselben, nützliche Nachrichten von dem von ihm besuchten Lande zu geben, muß man oft bedauern, daß er nicht ausgebreitete gelehrte Kenntnisse besaß. Der Mangel daran ist fast auf jeder Seite dieses Werks sichtbar. Das Werk selbst ist in Briefen abgefaßt. In den ersten zehn Briefen erzählt der Vf., nur zu umständlich, seine eigenen Schicksale sowohl, während seiner Mission, als die Schicksale der Missionen der Brüdergemeine zu Saron am Saramaka-Strome, und zu Hoop am Korentin. In diese wortreiche Erzählung mischt er oft naturhistorische Nachrichten, aber auch abergläubische Sagen, deren Nacherzählung den Mangel an Bildung verräth.

Die folgenden Briefe enthalten Nachrichten von einigen indieser Gegend des südl. Amerika's einheimischen Bäumen und Pflanzen. Der Vf. stimmt hier mit anderen Reisebeschreibern, z. B. mit *Hartsk.*, *Fermin*, mit des Britten *Eduard Bankroft's* Naturgeschichte von Guiana, und mit *Ludwig's* neuesten Nachrichten von Surinam überein, ungeachtet ihm gewiss alle diese Schriftsteller ganz unbekannt waren. Er sagt z. B.,

wenn man einen Ableger des *Pisangbaumes* (*Musa Paradisiaca*) pflanze, könne man in Jahr und Tag die Frucht davon genießen. So sagt auch *Hartfink* S. 62, der Baum gelange in 9 Monaten zu seiner völligen Grösse, und liefere bald hernach seine Früchte. Unser Vf. vergleicht den Geschmack der gerösteten Pisangfrucht dem Geschmacke einer Fastenbrezel. Von der Pisangfrucht unterscheidet er eine ihr einigermaßen ähnliche, hier auch einheimische Frucht, welche er die *Bakuva* nennt. Er sagt, ehe diese blühe, unterscheide man sie von jener Gattung, welche die Banane genannt wird, nur an einem schmalen schwarzen Streifen, der die Blätter umgebe. Die *Bakuva* werde nur frisch als Obst gegessen, und schmecke wie die schönste *Birneblank* (*Beurre blanc* wolte er schreiben). *Hartfink* nennt die Baumart, auf welcher die letzterwähnte Frucht wächst, Backofen oder Feigenbaum (*Musa sapientum* Linn.). Diese letztere ist die Frucht, deren Erziehung in den europäischen Gewächshäusern eine so grosse Sorgfalt erfordert, und deren Genuß Friedrich der Einzige so sehr liebte, daß er auf die Pflege derselben beträchtlich viel aufwendete. Dervon unserm Vf. erwähnten *Papaja-Frucht* und der *Mamaja-Frucht* gedenkt auch *Philipp Fermin* unter dem nämlichen Namen. Der Name ist, wie unser Vf. bemerkt, arawackisch. Die ersterwähnte Gattung dieser beiden Früchte tragenden Bäume solle *Carica* Linn., die andere aber *Mammea* Linn. seyn. Unser Vf. nennt die erstere Gattung, die *Baum-Melone*, und sagt: die männlichen Bäume dieser Fruchtgattung trügen keine Frucht, aber viele Blüthen. — Der ohne Zweifel besser unterrichtete Dr. *Fermin*, in der Beschreibung der Kolonie Surinam, I. S. 183 sagt: die Frucht des weiblichen Baumes habe die Gestalt einer Gurke, und die Grösse einer Quitte; die Frucht des männlichen Baumes aber die Gestalt und die Grösse einer *Melone*. Der weibliche trage in jedem Jahre Früchte.

Wir könnten von dieser Art mehr anführen. Unsere Absicht aber war bloß, auf eine solche Vergleichung diejenigen, welche die Nachrichten interessieren, aufmerksam zu machen. — Die Schreibart des Vfs. ist sehr nachlässig und fehlerhaft. 4 + 8.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PARIS, b. Brasseur: *Du droit public et des gens, ou principes d'association civile et politique suivis d'un projet de paix générale et perpétuelle* par J. J. B. Gondou. 1807. I Th. XVI u. 388 S. II Th. 322 S. III Th. 340 S. 8.

Der Titel des Buchs scheint zu der Erwartung zu berechtigen, daß man hier *Räsonnement* über staats- und völkerrechtliche Materien finden werde: diese Hoffnung wird aber nur sehr unvollkommen durch das Lesen des Buchs selbst befriedigt. Gleich zu Anfang entschuldigt sich der Vf. in der Vorrede damit, daß er in einem Dorfe im Dep. Vaucluse lebe, und an allen literarischen Hilfsmitteln einen gänzlichen Mangel leide; erst seit ein paar Monaten, wo er sich zu Paris aufhalte, habe er einige politische Werke gelesen und benutzt, woraus man denn sieht, daß ihm mehrere der trefflichsten, vorzüglich neueren Werke gänzlich unbekannt

geblieben sind. Jedoch würden wir dies allein dem Vf. ganz und gar nicht als Vorwurf anrechnen, sobald er nur seinen Gegenstand mit eigenthümlichem Geiste behandelt, uns neue Ansichten und Gesichtspuncte eröffnet hätte. Allein wir glauben, ohne ungerecht zu seyn, bekennen zu müssen, daß nach unserer Einsicht dieses Werk ohne allen Nachtheil für die Wissenschaft gänzlich ungeschrieben hätte bleiben können. Eine genauere Anzeige der einzelnen Theile des Buchs, dessen Vf. doch ein natürlich zusammenhängendes System aufgestellt zu haben behauptet, wird unser Urtheil am besten rechtfertigen. Das ganze Werk zerfällt in 6 Bücher, jedes Buch wiederum in mehrere Capitel, unter welchen wir wenigstens nicht den mindesten Zusammenhang haben entdecken können. Das erste Buch führt die Überschrift: *De la société dans ses rapports avec le bonheur du genre humain*. Hier spricht der Vf. in 8 Capiteln über die verschiedenen Arten der Gesellschaft, welche er in die *société primitive, domestique, civile et politique* unterscheidet, von dem *principe distinct des trois sociétés*, von dem moralischen Objecte, und endlich von dem allgemeinen Resultate derselben. In allen diesen verschiedenen Capiteln haben wir selten mehr gefunden, als ein verworrenes, mit vielen Declamationen untermischtes *Räsonnement*, welches, statt sich streng an die angegebenen Gegenstände zu halten und diese zu erläutern, die heterogensten Dinge unter einander mischt und alle Begriffe verwirrt. In mancher anderen Wissenschaften legt dabey der Vf. die größte Unwissenheit an den Tag, wenn er z. B. als ausgemacht behauptet, die bey den Wilden noch gewöhnliche Vermischung von Menschen und Thieren erzeuge die Ungeheuer, welche sich in den Wästen vorfinden. — Ganz unerwartet handelt nun das 2te Buch von den Truppen in ihrem Verhältnisse zur Sicherheit jedes einzelnen Staats. Darin wird in 6 Capiteln über die Bildung und Bestimmung der Armee und über die Gefahren eines zu zahlreichen Heeres gesprochen. Das Urtheil, das wir über das erste Buch fällen, gilt auch hier vollkommen. In einem gleichen Geiste handeln die 6 Capitel des 3ten Buchs von der inneren Organisation des Heeres, von der Disziplin, Subordination, von Verräthern, Überläufern, militärischen Strafen und Belohnungen. In den 17 Capiteln des 4ten Buchs, welches die Überschrift führt: *De la guerre dans ses rapports avec les différentes conditions de l'homme*, handelt unser Vf. zum Theil sehr verschiedenartige Gegenstände ab. Nicht nur von den verschiedenen Arten des Kriegs, welcher hier in Duell, Bürgerkrieg und Krieg verschiedener Nationen unter einander unterschieden wird, sondern auch von den nöthigen Eigenschaften eines guten Generals, von den Kriegslisten, von Negotiationen, Ambassaden und Allianzen, von grossen Schlachten, Finanzen, öffentlichen Anleihen und von dem Nutzen und Ursprunge des Handels wird hier in eigenen Capiteln gehandelt.

Das 5te Buch endlich enthält das Project eines ewigen Friedens. In 5 Capp. spricht darin unser Vf. sehr weitläufig über den Nutzen eines ewigen Friedens, über die Bedingungen desselben, vorzüglich Aufopferung des eigenen Interesse für das allgemeine Beste (freylich eine böse, schwere Bedingung, welche aber

unserem Vf. sehr leicht erscheint), über das Princip des ewigen Friedens, welches er in der Bestimmung und dem Zwecke einer jeden Gesellschaft findet, demjenigen, der sich in sie begiebt, den Frieden zu sichern, — in allen diesen finden sich häufige Wiederholungen, Durcheinandermischung der Materien und Einmischung vollkommen heterogener Dinge, Râsonnements so weiterschweifig und leicht, daß auch die kürzeste Anzeige für sie zu lang wäre — endlich noch im 5. Cap. über die Bildung des Gesetzes des allgemeinen Friedens. Wir erwarteten hier endlich neue Ideen des Vfs. zu finden, fanden aber statt ihrer die schon unzählige Male gehörte Forderung, alle Nationen müssen das Völkerrecht befolgen, ihr Civilrecht müsse ein besonderes seyn, ihr Völkerrecht ein allgemeines; so wie in Beziehung auf das erste eine jede Nation ihre eigene Constitution habe, so müssen sie in Rücksicht auf das zweyte alle durch eine Constitution verbunden seyn. — Diese Idee beschäftigt unseren Vf. endlich noch in dem dritten Theile seines Werks, welcher das sechste und letzte Buch desselben umfaßt. Die Ideen des Vfs. sind hier kürzlich folgende: Das Interesse aller Nationen stimmt in gewissen Puncten überein — welches diese Puncte sind, wird nicht genauer angegeben — diese müssen das Band der Vereinigung zwischen den verschiedenen Nationen geben. Die einzelnen Regenten werden leicht ihre Einstimmung dazu geben (?), einen Theil ihres particulären Interesse aufzuopfern, da alle übrigen ein Gleiches thun zu ihrem wechselseitigen Vortheile. Eben so wenig werde die Verschiedenheit der Verfassung, der Sitten und des Charakters der Nationen eine solche allgemeine Vereinigung unmöglich machen: denn die Verschiedenheit der in einem Staate vereint lebenden Individuen sey verhältnißmäßig eben so groß. Nun könne auf doppelte Weise der Welt der ewige Frieden gegeben werden, entweder durch gänzliche Isolirung der einzelnen Nationen von einander, oder da diese bey dem gegenwärtigen Zustande von Europa einmal nicht möglich sey: so bleibe nur die Vereinigung aller in einen großen politischen Körper übrig. Über die Organisation dieses politischen Gouvernements, wie es unser Vf. nennt, wird im 2. Cap. gesprochen. Um es zu bilden, sollen drey beständige oberste Gewalten in Europa errichtet werden, ein Congress, welcher die obernachsehende, ein Tribunal, welches die richterliche, und ein Protectorat, welches die executive Gewalt im engeren Sinne, in beständiger Übereinstimmung mit den beiden anderen zur Erhaltung des ewigen Friedens, üben soll. Zu diesen drey Gewalten, welche der Vf. *pouvoirs intrinsèques* nennt, schafft er alsdann noch eine vierte, nicht perpetuirliche, ein *pouv. extrinsèque*, welcher die gesetzgebende Gewalt zustehen soll. Nachdem so das politische Gebäude der europäischen Staatenverbindung im Allgemeinen aufgeführt worden ist, wird alsdann in den folgenden Capiteln von den einzelnen Gewalten selbst weitläufiger gesprochen, und zwar im 3. Cap. von der legislativen Gewalt, dem *pouvoir extrinsèque*. Sie soll unmittelbar von den europäischen Fürsten im Namen ihrer Völker geübt werden, indem sie sich von Zeit zu Zeit versammeln, theils um neue Gesetze zu geben, theils um die bestehenden zu

revidiren, und die darüber entstandenen Zweifel zu lösen. Die Gesetze selbst soll das Tribunal entwerfen und den Fürsten zur Bestätigung vorlegen. Würden die Fürsten oder Gesetzgeber je ihre Macht missbrauchen: so sollen sie von dem *pouvoir intrinsèque* im Zaume gehalten werden. — Dies besteht nun 1) aus dem Congress, von welchem im 4. Cap. gesprochen wird; er soll perpetuirlich seyn, und in einer freyen Stadt seine Residenz nehmen. Jede Macht schickt auf ihn einen Repräsentanten. 2) Aus dem Tribunale, welches an demselben Orte sitzen, und auf dieselbe Weise geformt seyn soll, wie der Congress, von dem die Sprüche d. Tribunals bestätigt werden müssen (Cap. 5). 3) Aus dem Protectorate (Cap. 6). Die ausübende Gewalt soll einem Einzigen untergeben seyn, welcher von dem Congress aus den von jeder Regierung vorgeschlagenen Candidaten, sammt seinen beiden Adjuncten, erwählt wird, entweder auf Zeit lebens, oder doch wenigstens auf 10 Jahre. Eine Bundesarmee steht dem Protector zu Gebote, zusammengesetzt aus den verhältnißmäßig stärkeren oder schwächeren Contingenten der einzelnen Staaten und von ihnen unterhalten. Die Stärke dieser Bundesarmee soll durch die des Heers des mächtigsten europäischen Staats bestimmt werden, damit sich beide das Gleichgewicht halten können. Ein jeder Mißbrauch, welchen der Protector von seiner ihm zu Gebote stehenden Macht machen wollte, würde durch die Truppen der einzelnen Staaten, und durch die Weigerung seiner eigenen Armee vereitelt werden. (Würde aber nicht auch der rechte Gebrauch seiner Macht alsdann auf gleiche Weise häufig verhindert werden können?) Auch darin findet endlich der Vf. ganz und gar keine Schwierigkeiten, einen der mächtigsten Regenten zum Protector zu ernennen! — Das 7. Cap., welches von den Truppen jedes Staats, und von dem Gleichgewichte von Europa dem Titel nach handeln soll, enthält wenig oder nichts, was wirklich zur Sache gehörte, dagegen weitläufige Tiraden über das in Sold gehen der Truppen, und über die Mängel des bisherigen Systems des politischen Gleichgewichts. Sehr richtig und wahr urtheilt der Vf. über den Handel: es ist nicht nöthig, und nicht möglich, daß alle Nationen darin gleichviel gewinnen; er sey nur frey, und wird dann gewiß auch für alle, wenn auch nicht im gleichen Mafse, vortheilhaft seyn. Zum Schluffe wird endlich noch die Frage untersucht (Cap. 8), ob das aufgestellte politische Gouvernement alle Völker der Erde umfassen könne? Dies wird wegen der zu sehr verschiedenen Cultur und Verhältnisse der einzelnen Erdtheile geleugnet, und dagegen vorgeschlagen vier verschiedene Centralregierungen — denn von dem 5ten Welttheile wird gar keine Notiz genommen — zu errichten. Im Voraus protestirt zugleich unser Vf. sehr heftig gegen den Tadel derjenigen, welche sein ganzes Project für eine unausführbare Chimäre halten möchten. Ob wir nun gleich selbst unter diese Zahl gehören: so halten wir jedoch für überflüssig, die Unausführbarkeit des Plans weitläufig darzuthun, da die Mängel und Gebrechen desselben zu deutlich und klar an Tage liegen, als daß es einer förmlichen Widerlegung bedürfte.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 21 J U N I U S, 1809.

S C H Ö N E K Ü N S T E

BERLIN, b. Braunes: *Sammlung deutscher Volkslieder, mit einem Anhang flamländischer und französischer, nebst Melodien.* Herausgegeben durch Büsching und von der Hagen. 1807. XX u. 432 S. 12. (Die Melodien besonders, in quer 8. brosch.) (1 Thlr. 16 Gr.)

Die Herausgeber des *Wunderhorns* (J. A. L. Z. 1806. No. 18, 19) hatten, wie es scheint, vorzüglich auf die Theilnahme solcher Leser gerechnet, die unbefangenen und uneigennützig das Schöne in jenen alten Liedern anerkennen würden, ohne die Befriedigung eines gelehrten oder kritischen Interesses hier zu erwarten. Da aber gegenwärtig die altdeutsche Kunst als Gegenstand eines historisch-philologischen Studiums sich auszubilden strebt: so fanden die Herausgeber der vorliegenden Sammlung, bey ihrem Beruf und Eifer für dieses Studium, in der Erscheinung des *Wunderhorns* leicht eine Anregung, auch auf ihre Weise für die Aufbewahrung unserer einheimischen Volkslieder mitzuwirken. Ohne sich eigenmächtige Änderungen zu erlauben, suchten sie durch treue Wiederholung der ihnen dargebotenen Texte und bestimmte Angabe der Quellen, so wie der etwanigen Abweichungen bey verschiedenen Exemplaren, hier eine Einrichtung zu treffen, welche dem Geist der Ordnung und Zweckmäßigkeit des historischen und philologischen Studiums entspricht. Mit Recht wundern wir uns daher, daß auch hier die einzelnen Lieder so sehr durch einander gemischt sind, daß nirgends eine gemeinschaftliche Beziehung des so verschiedenen Alters, des Inhalts oder der Dialekte sich unmittelbar darbietet. Einen eigenthümlichen Vorzug gewinnt die Sammlung durch die Beyfügung mehrerer originaler Melodien; im Verhältniß zu der Menge der Lieder dieser Art ist jedoch dieser Versuch nur ein kleiner Anfang, dem wir fernere Fortsetzung oder Nachahmung wünschen, die der *feine Almanach* (1776) nicht gefunden hat.

Was die Herausgeber zu mehrerer Kenntniß des deutschen Volksliedes beygetragen haben, wollen wir dankbar anerkennen; offenbar aber hat das Interesse für die Gattung überhaupt sie mehr beschäftigt, als das ästhetische Postulat, daß einzelne Lieder der Art nur dann der Bekanntmachung werth sind, wenn sie durch inneren Gehalt und charakteristische Individualität auf eine solche Auszeichnung Anspruch machen können. Es giebt in diesem Felde vielfältigen *Miswachs*; neben den trefflichsten Liedern die gemeinsten oder doch höchst mittelmäßigen Reime.

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

reyen, von denen Keiner behaupten wird, „unsere besten und größten Dichter hätten sich freundschaftlich ihrer angenommen, sie nachgebildet und sich abgeeignet.“ Die beyfallswürdigen Äußerungen der Herausgeber in der Vorrede passen gar nicht auf manche hier vorkommende Stücke, welche die Provinzen, wo sie in Umlauf sind, leicht entbehren könnten, und die unter Lesern, die des Besseren gewohnt sind, am wenigsten ihr Glück machen werden. So täuscht uns oft die Idee, daß wir die Wirklichkeit nicht in ihrer wahren Nähe erblicken. Indessen wäre es sehr Unrecht, dieserwegen den Werth mancher anderer Lieder der vorliegenden Sammlung zu verkennen, die eine solche Bekanntmachung unstreitig verdienten; sie leiden nur unbillig durch die Nachbarschaft.

Ein anderer Fehler dieser Sammlung ist, daß nicht wenige Gedichte sich eingeschlichen haben, die auf keine Weise unter der Rubrik des Volksliedes aufgeführt werden durften. — Am deutlichsten tritt der eigenthümliche Charakter unseres Volksliedes in den älteren Gedichten des *Wunderhorns* hervor; jugendlich und heiter liebt es eine freye Bildung, ohne der mehr reflectirenden, regel- und kunstmäßigen Form nachzustreben, vor allen verächmäh es jede überflüssige poetische Ziererey. Die Einwendung wird uns nicht irren, daß *jetzt* so Manches als Volkslied gehört werde, was durch Inhalt und Form mit den Werken unserer modernen Poesie ganz auf derselben Linie steht; auf diese Art mäßte der Name *Volkslied* zuletzt alle eigenthümliche Bedeutung verlieren. — Um gleich die Anwendung auf unsere Sammlung zu machen, so würden wir das Lied: „Ich wollt um meines Herren Haupt“ 46, mit Vergnügen unter den Gedichten eines Zeitgenossen *Hagedorn's* oder *Hölty's* lesen; aber *Volkslied* war es gewiß nie, im Fall nicht auch die geistlichen Gesänge von *Paul Gerhard*, *Gellert*, *Fr. Spee* u. s. w. so heißen sollen. (Daß jenes Lied später, als 1690 verfertigt worden, ist offenbar; sein älteres Vorbild 1732 steht im *Wunderhorn* III, 177.) Dagegen ist No. 106 eine barbarische Reimerey, die keineswegs Volkslied, sondern Machwerk eines Poeten des 17. Jahrh. ist, der unendlich unter *Opitz*, *Dach* u. s. w. steht. Es wäre vergebens, sich hiebey auf die Versicherung des Verlegers S. 408 zu berufen: „allen ehrbaren jungen Gefellen und züchtigen Jungfrauen zu Gefallen“ das Lied gedruckt zu haben. Um den Abstand zu fühlen, vergleiche man damit die herzlichen, volkmäßigen Strophen 56, die doch auch *daktylisch* sind. Es kommt nur auf den angemessenen Vortrag an, um jene *Liebesklagen* völlig komisch zu finden; den Gegensatz zu der Ansicht:

X x x

„unsere Volkslieder umfassen alles, was in Liedern vom Herzen kommt, und deshalb wieder zu demselben geht, allgemein anspricht und wiederklingt,“ (S. IV der Vorr.) fühlt Jeder dabey von selbst. Ein Beyspiel aus neuer Zeit ist 52: „Ein armer Fischer bin ich zwar,“ in dessen Physiognomie ebenfalls kein Zug zu finden, der den edlen Sinn des alten Volksgefangs abnden liefs; es ist bloße Nachahmung des bekannten „der Vogelfänger,“ — den doch das Volk sich weit mehr eignete. — Man wende nicht ein, daß so etwas in fliegenden Blättern cursirt. Soll denn etwa hier das Kriterium der Drucker gelten, die nach allem greifen, was ihnen unter die Hand kommt? Sie haben schon lange her ihr Werk so verpfuscht, daß man überall verderbte Texte und eine Menge Liederantrifft, die gar nicht in dieses Gebiet gehören. Und fänge nun auch wirklich aller Orten der gemeine Mann „das waren mir selige Tage,“ „dein gedenk ich, und ein sanft Entzücken“ u. s. w.: so würde doch nie so etwas *Volkslied* zu nennen seyn; vielmehr wäre daraus zu schließen, daß der eigentliche Volksgefang unter uns aufgehört habe.

Nach dieser allgemeinen Ansicht wollen wir, in der Meinung, daß eine solche Zusammenstellung in dem gegenwärtigen Falle die zweckmäßigste seyn dürfte, die ganze Sammlung nach den Quellen durchgehen. Sie sind hier dieselben, wie beyin Wunderhorn. Etwa der vierte Theil ist aus Zeitschriften oder früheren Werken entlehnt, worin man seit 1776 einzelne Proben des deutschen Volksliedes bekannt machte. Da diese an mehr als zwölf Orten zerstreuet sind: so wäre es kein übler Gedanke gewesen, sie sämmtlich (mit Ausschluß des Untauglichen) in eine Reihe zu vereinigen. Hiebey entsteht zunächst die Frage, ob die aus *Stilling* auch hier wiederholten Romanzen wirkliche Volkslieder sind? Die Gründe für ihre Ächtheit berührt die Sammlung S. 393. Die Nichtkenntniß aller Übrigen macht sie jedoch nicht wenig verdächtig, eben so im Texte Manches. Auf jeden Fall werden sie doch vermuthlich überarbeitet seyn. — Unter den zuerst hier vorkommenden wenigen Liedern aus der voropitischen Zeit verdienen einige Beyfall. Selbst das ungelenke Meistersingerische Hochzeitslied *Fischart's* 48, hat so viel gut Gemüth, daß wir es ungern missen würden. Aber die erotischen Lieder, wie 105, haben den Fehler, daß sie stets den nämlichen Ton wiederholen; hieralso muß man bey der Auswahl desto behutsamer seyn; viele der Art neben einander würden alles Interesse aufheben. Den Übergang zu *Opitz* bezeichnet 87; wie ist das Lied so aus einander gezogen, zertheilt, schwankend und ohne gleichen Eindruck! — Aus der Zeit von *Opitz* bis auf *Gellert* stammen vermuthlich die vielen hier befindlichen Jäger- und Hirten-Lieder; die letzteren kennt die frühere Zeit nicht; sie sind ein wirklich verschönernder Nachklang der beliebten Schäfermanier des 17. Jahrh. Sonst sehen wir hier ungern das schon erwähnte 106; eben so 77. „Kamäthle, schönstes Bild;“ dagegen steht 88. „Im Maien, im Maien —“ hier ganz an seinem Platz, imgleichen 75 *Dach's* Anke von Tharau.

Ein anderer 4ter Theil — an dem das Mittelmäßige den meisten Antheil hat — ist aus fliegenden Blättern jetziger Zeit entlehnt. Recht sinnig und liebenswürdig scheint uns 5: „Liebesgruß aus der Ferne;“

wie gemein ist dagegen das vorhergehende 3: „Meinen Jammer.“ — Keine Spur von dem Geist des Volksliedes ist in 59: „Peter, der die Zitter spielt“ zu finden; in dieser Rücksicht ist 35: „Oberlin ich muß dich lassen“ unendlich schöner, eben so das vorhergehende 58, worin jedoch die letzten drey Strophen fremder Zusatz seyn dürften. — Unter den mündlichen Liedern führen wir als charakteristisch 123 (vergl. 15) und 125 an, die daher als integrierende Theile der gesammten Gattung der Aufnahme nicht unwerth waren. Aber wozu nur hier das unbedeutende Nachtwächterlied 16, das berliner Walzlied 124, welches auf uns, wenigstens an diesem Orte, einen ganz widerwärtigen Eindruck machte, oder das Leutnantslied 97? Wie viele weit bessere Lieder der Art finden wir bey *Cro-negk* und fast allen übrigen deutschen Dichtern des 18. Jahrh.! Der Ton in den plattdeutschen Stücken 20 und 27 scheint uns zu gesucht komisch; vielleicht rühren sie von einem Landgeistlichen her; so wie man in katholischen Ländern den Geistlichen nicht wenige burleske Lieder biblisches Inhalts verdankt, die dort ohne Anstoß gesungen werden; wo aber Sitte und Rücksichten vorherrschend sind, findet man natürlich so etwas *freigeistlich*. — Ubrigens erhält die Sammlung durch die Lieder in provinciellen Mundarten, aus Schlesien, Thüringen, Henneberg u. s. w. ein eigenthümliches Interesse; dieser Gattung ist außerdem seit einigen Jahren durch die im Wunderhorn II. III, und an einigen anderen Orten bekannt gemachten Volksstimmen eine erwünschte Aufmerksamkeit zu Theil geworden. —

Hoffentlich werden die bisherigen Anführungen unser anfängliches Urtheil zur Genüge bestätigt haben. Die Grenzen dieser Anzeige erlauben uns nicht, die Ächtheit und Reinheit einzelner Texte näher zu untersuchen. Auffallende Beyspiele der gemischten Lieder sind 22, 86 und 103, 117, worin die gegenseitigen Fragmente wirklich zum Vorschein kommen. Auch in 6: „Es wollt ein Jäger“ scheinen disparate Theile sich zu berühren. In 9 schließt mit Unrecht eine gewis sehr alte Strophe die neuere Reimerey. S. 225 wäre die zweyte Strophe, die hier ganz fremdartig klingt, geradezu wegzustreichen gewesen. Unvollständig ist der Meistergesang von Muscablut 50; die Frühlingslust ist hier nur Vorbereitung zu den folgenden ernsteren Gedanken des Sängers. Kleinere Verstoße sind folgende: S. 13 wird „daß du nicht kömmt in Unfall bald“ unnöthig und accentwidrig in „d. d. n. kömmt in Verfall bald“ geändert. Der Unfall ist ein bedeutendes Wort in den altdutschen Poesieen; Pfinzing bildete im Theuerdank den *Unfalo* daraus. S. 123 war das unrichtige „Ihr Mündlein roth“ leicht in *ihre Wänglein* zu verbessern gewesen. — In den sammländischen Liedern wird der Anfang 11. „*Sekeren deugeniet van n'en Wäel, Sprak ien weinig onse taal*“ durch die Erklärungen *Wael*, Verbrecher (st. Wälscher, Ausländer) und *taal* Erzählung (st. Sprache) Niemand uns zu erklären im Stande seyn.

Den Anhang dieser 11 sammländischen und 22 französischen Lieder — wie diese um 1795 in Brüssel Volksgefang waren, — haben wir bisher noch nicht berührt. Die französischen (worin durchgängig das Thema *de re lubrica* ist) würden wir am leichtesten entbeh-

ren, ob sie gleich ohne Vergleich mehr, als die spanischen und italienischen Lieder, dem eigenen Charakter des deutschen Volksliedes verwandt sind, z. B. das hier befindliche „*Rosignol verd du bocage*“ 13, wovon aber nur die zwey ersten Strophen acht zu seyn scheinen. Niederländische Lieder fehlen ganz in Herder's Stimmen der Völker, wiewohl doch glaublich eine kleine gutgewählte Sammlung von dorthier zu erwarten wäre. Unter den hier befindlichen verweilen wir mit Vergnügen bey 5. 7. auch 10; aber 7 dürfte schwerlich anderswo, als „*den iene bierbank*“ sich hören lassen.

Wir haben uns bemüht, unsere Anzeige dem Charakter der vorliegenden Sammlung gemäß einzurichten. Da dieses ganze Feld noch so wenig *durchgearbeitet* ist — daher die getheilten Stimmen über den Werth solcher Sammlungen: — so schien es nicht rathsam, uns hier bloß mit allgemeinen Urtheilen über das von den Herausgebern Geleistete abzufinden. Sollte eine Fortsetzung erfolgen, wozu die Vorrede Hoffnung macht: so möchten wir von neuem an unseren obigen Wunsch erinnern: die einzelnen Lieder nach allgemeinen, leicht sich darbietenden Beziehungen *geordnet* zu sehen. E — Gil.

BERLIN, b. Hitzig: *Sigurd, der Schlangentödtter*. Ein Heldenpiel in 6 Abentheuern von *Friedr. Baron de la Motte Fouqué*. 1808. 166 S. 4. (1 Thlr. 12 Gr.)

Ob wir gleich nicht der Meinung des preiswürdigen Herausgebers der Nibelungen sind, daß unsere Vorzeit mit ihren Sagen und Heldengeschichten *ebenso*, wie die der Griechen, zu einer Reihe von Dramen dienen könne: so glauben wir doch, daß nicht alle Versuche darin vergebens und ganz ohne Erfolg seyn würden, und daß jene fabelhafte Heldenzeit, die sich nahe an die nordischen Götter anschließt, allerdings wohl Stoff zu schauerlichen Tragödien, dramatischen Spielen und Heldengedichten geben könne. Dann aber müßte der Dichter auch die Kraft und das Vermögen besitzen, jene Riesengestalten in ihrer vollen Stärke und schroffen einfachen Heldenwürde wieder in das Leben zurückzurufen, mit wenig, aber sprechenden Charakterzügen sie uns gegenüber zu stellen, und durch Ton und Sprache den alterthümlichen Geist der Vorwelt wieder heraufdämmern zu lassen, wozu vorzüglich gehört, daß nach allen Seiten frey schaffend, bey der angenommenen Stimmung für das Ganze dennoch objectiv und mannichfaltig, und von aller Manier weit entfernt sey, weil sonst nur eine willkührliche Phantasterey oder eine völlige Modernisirung oder auch ein blosses tonhaltendes Nachleyern entstehen würde. Keinen von diesen drey Fehlern wollen wir dem vorliegenden Producte, das zuerst durch den Geist der Nibelungen geweckt, und dessen Inhalt aus der jüngeren Edda entlehnt ist, im vollen Mafse Schuld geben: aber es hat von allem etwas empfangen, und obgleich der Vf. schon unter dem Namen *Pellegrin* bekannt ist, so ist eine neue kraftvolle Heldensprache zu schaffen nicht: so kann er doch der Manier, die ihm einmal eigen ist, nicht entgehen. Aus diesem Sträuben gegen die Fesseln der Natur und aus diesem Hin- und Her-Streben ist, unseres Erachtens, ein ganz neues,

seltsames Wortgehege entstanden, worin orientalische Geistigkeit, spanische Weichheit, griechischer Heldenpomp und altdeutscher Ausruf so durch und wider einander klingen, daß wir vor lauter Erinnerungen und Anklängen gar nicht wissen, wo wir eigentlich zu Hause sind. Am meisten hebt der bilderhäufende Chorführer der griechischen Tragödie sein Haupt empor, und läßt durch das Ganze eine Erhabenheit erröthen, die, abgerechnet, daß sie mehr steif, als stattlich und würdevoll ist, für eine Heldensprache wohl noch zu loben seyn würde, wenn nur nicht die deutsche Einfachheit, die jene Anhäufung von Beywörtern durchaus meidet und fliehet, zu sehr darunter litte. So muß z. B. einer Frauen Mund sich zu diesen Worten bequemen:

Jetzt aber heb' ich dir vom reichen Sims
Des weingefüllten Bechers Glanz herab,
Und grüße dich mit geziemend weihnadem Spruch.

Man wird an griechischen Ausdruck erinnert, wenn Sigurd sagt:

Gar kluge Worte strömen dir vom Mund.

Und wieder spanisch wird einem zu Muth, wenn es heißt:

Was? Trägt das Erdrund Bilder solcher Art,
Und zieht sie nicht der lichte Himmel sehnd
Zu seinem Schein, das Gleiche Gleiches, auf?

Halb nach dem Orient zieht es uns, wenn Sig. spricht:

Nur schmiede Gramur, meines Vaters Schwert,
Für meiner Thaten Lichtglanz mir zusammen.

Oder wenn eine edle Jungfrau sagt:

Du meinst der Schönheit edlen Liebesgruß,
Das holde Blümlein, dessen gült'ge Sonne
Siegreicher Waffen reines Glänzen ist.

Und eine Mischung aus allem diesen mit modernem Zusatz ist in den Worten enthalten, wo ein altes, erneutes Schwert genannt wird: Aus *kranken* Trümmern neu erstand'nes *Licht*. Dabey klingt der altdeutsche Ausruf: *Hei*, welch' ein hochgemuthes Heldenkind! öfters wie ein Paitschenschlag dazwischen, und Ausdrücke, wie: der *wegsüßige* Mörder, *Unbill*, und: ich hauch' ob den Kohlen — leiten ihm viel zu schwachen Beystand, als daß damit schon die alte Weise der Väter wieder zu gewinnen wäre. — Wie nun die herrschenden Sprachmittel den rechten Ton verfehlen: so ist es auch mit den Charakteren, die sich alle dasselbe Joch der Wortfügungen müssen gefallen lassen. Gleich Anfangs läßt der Vf. seinen Helden, nach Anleitung der Edda, gewaltig bramarbasiren, das Schwert, da es noch glühend ist, ergreifen, und nachdem er es an einem Steine zerhauen, auf die Berge, welche nicht besser Erz hervorbringen, scheltend sagen:

Was für verfluchte Berge das nur sind!
Wohl recht geschäb so eiler Hügel Reihe,
Trüt' man sie zurnend nieder ganz und gar.

worauf indeß seine Mutter ganz naiv erwiedert:

Mein kocker Sohn, das geht nicht also leicht.

Das neue Schwert, das er aus dem alten seines Vaters erhält, verflucht er dadurch, daß er damit den *alten* in gleiche Hälften theilt. Und dieser nämliche Held muß nachher, wenn es gerade die Gedanken oder die Worte mit sich bringen, spanisch, orientlich, oder auch modern-empfindsam reden. Dem andern Charakter geht es natürlich nicht besser: wir hören wohl,

dass sie verschiednen denken, aber im Ausdruck wechseln sie die Farben nach Gutdünken, und verwischen alle Augenblicke das Bild, das sich der Leser von ihnen macht. — In Absicht der Geschichte aber, die sich durch dies Drama hinzieht, ist nicht zu verkennen, dass sie manche poetische Schönheit, sowohl in der Verknüpfung des Ganzen als in einzelnen Momenten enthält, wozu die Edda das Meiste hergegeben hat; nur sind die Prophezeiungen und Ahnungen gar zu reichlich ausgestreut, und einfacher würde das Spiel in seinen Beziehungen gewiss noch mehr fesseln. Auch spürt man, dass die Form des Drama's dem Stoffe nur aufgedrungen ist, welcher geschichtlich in einem Heldengedichte grösser und glänzender sich entfalten würde. Der Inhalt ist folgender: Nachdem Sigurd im *Vorspiele* mit dem umgeschmiedeten Schwerdt seines Vaters sich gerücket hat, erblicken wir ihn im *ersten Abenteuer* auf den Kampf ausziehend gegen den Drachen, dem er auch ohne Umstände das Leben und den bewahrten Schatz raubt. *Reigen*, sein Gefährte und Waffenschmidt, giebt sich aber gleich darauf (viel, dass Sigurd ihm glaubt!) für den Bruder und Erben des Getödteten aus, und verlangt zur Sühne, dass ihm Sigurd das verlorbene Herz gebraten bringe, womit er dessen Wunderkraft zu erlangen denkt. Da indess der Held zugleich selbst vom Fette des Drachen kostet: so bekommt er die Gabe, die singenden Vögel zu verstehen, die ihn auf der Stelle vor seinem Gefährten warnen. Deshalb tödtet er diesen, der sterbend ihm noch das Geheimniß kund thut, dass unter dem Schatz sich ein Ring befinde, der verflucht sey und Unglück bringe, woran sich Sigurd aber nicht kehrt. — Im *zweiten Abenteuer* stürzt er durch Flammen in ein verzaubertes Schloss, wo er sich der Liebe mit der Brynhildis ergiebt, ob diese ihm gleich sagt, dass er der Gudruna angehören werde. Im *dritten Abenteuer* besiegt er im Kampfspiele die Söhne des Königs Giuke, dessen Gemahlin ihn durch einen Trank zur Liebe gegen ihre Tochter Gudruna bezaubert, wodurch er seine vorige Geliebte aus dem Gedächtnisse verliert. Diese mächtige Königin überredet ihn auch im *vierten Abenteuer*, mit ihren Söhnen die Brynhildis zur Braut für den ältesten Sohn aus dem umflamten Schlosse zu holen, welches dadurch geschieht, dass Sigurd die Gestalt des Bräutigams, Gunnar, annimmt, aber gelobt, sich des Nachts durch sein Schwerdt von ihr zu trennen, wobey er dieses also anredet:

Ey, Gramur, schied'st so manchen Kämpfer schon
Von süßer Lust des Lebens! — Heut auch mich
Wirft scheiden von des Lebens süß'ster Luft.

Als nachher Brynhildis mit Gunnar zum Schlosse seines Vaters kommt, weicht von Sigurd die Kraft des Zaubertranks, und er erinnert sich, dass diese seine erste Geliebte und Verlobte sey, wobey ihm nichts Gutes ahnet. — Im *fünften Abenteuer* entsteht, wie in den Niebelungen, ein Streit zwischen den beiden Frauen, welcher Mann grösser und vornehmer sey, und Gudruna verräth, dass ihr Gemahl Sigurd die Brynhildis für Gunnar gewonnen habe, wobey sie den Ring, jenen fluchbelasteten, vorzeigt. Dadurch gerathen nun sämtliche Verwandte in Hader und

Zwietracht, und — im *sechsten Abenteuer* — muss ein dritter Bruder Gunnars den Sigurd im Schofse seiner Gemahlin tödten. Diese wird darüber wahnsinnig und läuft davon. Brynhildis verwundet sich mit dem Schwerdt, und übergiebt sich mit dem Leichname Sigurds einem brennenden Scheiterhaufen. Alle reden zuletzt wie in Fieberphantasie, nur Högne sagt zu seinem Bruder Gunnar, da er über den Verlust seiner Frau klagt, ganz gelassen:

Wein' doch nicht so unmäsig, Bruder mein,
Für eine Frau giebst tausend in der Welt.

Um der Geschichte willen wird dies Heldenpiel Manchem, dessen Phantasie durch die harte Schale bis zur Poesie hindurchdringen kann, gewiss einig Vergnügen und Genuß gewähren. L. W.

MARBURG: Gedichte von Karl Wilhelm Justi. Mit einem Titelkupfer und drey Compositionen von Vietling. 1808. 308 S. 8.

Diese Gedichte, die mehr von Geschmack, Geist und Bildung, als von einem hohen Dichtertalent, mehr von Rechtlichkeit und stiller Neigung zum Guten, als von einer allseitig regen Begeisterung, mehr von einer sanften Theilnahme an nahen Gegenständen, als von einer tief empfundenen Herzensglut zeugen, werden denen, die gern der Betrachtung des Verstandes und der Sinne folgen, und dabey die gelegentliche Bilderprache der Phantasie als Beyhülfe und Schmuck gebrauchen, gewiss nicht unwillkommen seyn, denen aber, die in der Poesie die reiche, frische Quelle des nah an der Gottheit entsprungenen idealen Lebens, überall, auch bey der grössten Eingeschlossenheit und leichtesten Missverständlichkeit der Dinge suchen, keine volle Genuße gewähren, weil sie die Wesen und Erscheinungen nicht tief genug, nicht bis zur Seele, ergründen und auffassen. Bey dieser Mäßigkeit und Nüchternheit ist das Streben nach correcter Schreibart und leichten, wohlklingenden Versen vorzüglich zu loben, und der auf die Außenseite gerichteten Aufmerksamkeit mehr als sonst unentbehrlich. Am meisten ist darin dem Vf. die Sprache des einfachen Liedes gelungen, wovon wir besonders den *Maigesang* S. 185 zum Beweise anführen können. Auch die *Hesperiden* fangen in einer angenehmen Gesangsweise mit einer lieblichen Malerey an, verlieren sich aber nachher in Moral und Abstraction mit Ausdrücken, wie: der Güte Sold, die Frucht des sittlichen Guten. In den Romanzen und Balladen herrscht eine zu große Kälte, und häufig die Ausführlichkeit einer bloßen Erzählung, die zuweilen auch noch durch Fragen und Betrachtungen, wie folgende, aufgehalten wird.

Ihr Starken nennt in eurem Sinn
Marie'n eine Schwärmerin?
Ihr mögt der Guten das verzeihn:
Süß sind der Liebe Schwärmerin!

Die beste unter den Romanzen ist die *Königsstocke* wegen des darin herrschenden Volkstons, der recht gut getroffen ist. — Auch finden sich hier viele Gelegenheitsgedichte, woran die Poesie eben nicht gewinnt, die sie aber dem Andenken guter Freunde wohl gönnen kann.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 22 J U N I U S , 1809.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

FRANKFURT a. M., in d. Andreä'sch. Buchh.: *Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt* von Joh. Jakob Wagner, Prof. der Philos. zu Würzburg. 1808. (1807). 495 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Wir haben den Titel eines Buchs genannt, welches mit hohen Anforderungen hervortritt, und nichts Geringeres zur Aufgabe hat, als in der Wissenschaft neue Bahn zu brechen. Werke dieser Art, auf die sich Epochen gründen oder gründen sollen, machen aber auch gerechten Anspruch auf eine genauere und vollständige Prüfung, auf unbefangenes Urtheil. Der Vf., durch seine früheren, zum Theil durch Schellings Philosophie angeregten, und namentlich in Hinsicht des sie belebenden Geistes, des unbedingten freyen Strebens zur Vollendung der Wissenschaft, schätzbaren Schriften, hinlänglich bekannt, nähert sich jetzt dem Stadium der alten Religion und Mythologie, und liefert die Früchte davon schon in diesem Werke, das wir mit erhöhter Erwartung ergriffen, und über welches wir schon im Jahre 1807 (gleich nach dessen Erscheinung), mithin unabhängig von jedem fremden Urtheile, Folgendes niederschrieben.

An dem Schicksale und dem Fortgange der Philosophie nicht verzweifelnd, entdeckt Hr. W. nach Kant, Fichte und Schelling den Schluss einer ziemlich einseitigen Periode, und verkündet eine neue, wir wissen nicht, ob durch ihn oder durch die Philosophie selbst. Objective Anschauung und Mathematik, sagt er, werde zur Klarheit und Festigkeit der Erkenntniß noch vermifft, und es müsse die ganze Weltansicht zur Weltgeschichte und Naturgeschichte werden, und die Wissenschaft, welche unter Voraussetzung des Einen und Gleichartigen der Möglichkeit einer Raum- und Zeit-Verhältnisse entwickelt, müsse jene beiden organisiren. Für die Weltgeschichte sey neue Bahn zu brechen, und ihr zeitliches Chaos müsse in eine planmäßige Evolution, ihre fortlaufende Erzählung in organisirte Darstellung verwandelt werden. „Für diesen Zweck, fährt er fort, liefert gegenwärtige Schrift einen Beytrag, indem sie unternimmt, die Organisation des Keimes der Weltgeschichte, der Religion der alten Welt darzulegen. Diese Schrift ist Untersuchung, nicht Darstellung; sie liefert für eine künftige Darstellung bloß Material und Beweise.“ Hohe Aufgaben! nach unserer Meinung; große Anstrengungen zur neuen Lichtgeburt!

Wir haben hier nicht im Allgemeinen von den
S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

zu lösenden Forderungen an eine Mythologie der Alten, welche bis jetzt nur in der Idee gegeben war, zu sprechen, sondern unseren Blick allein auf des Vfs. Werk zu richten. In der Idee wurde der Entwurf einer Religionsgeschichte stets leichter erfasst, die Darstellung lag aber gemeinlich noch weit zurück. Hier haben wir nach Voraussetzung der eigends gewählten Aufgabe nichts Geringeres zu erwarten, als eine tief eindringende Untersuchung in den Evolutionsproceß, durch welchen die Religion der Alten ward, mithin des Alterthums selbst; damit der nothwendige Gang sichtbar werde, und das Zufällige und Bedingte ausgeschieden erscheine. Wir haben zu erwarten eine, den festen, aber von einer großen Schicht Trübsand verhüllten Grund berührende und besonnene Kritik in der Geschichte der Religionen selbst. Denn daß die Untersuchung hier bald ins Besondere als Theil eines Ganzen übergehe, zeigt schon der Gegenstand der Wissenschaft als Geschichte an. Bevor nämlich die Geschichte der Volksreligionen nicht ins Licht gebracht worden ist, kann ohne alle Einschränkung keine allgemeine Geschichte der Religion entworfen werden; — ein für viele zu profaischer, aber unumstößlicher Satz. Der Geist ist ein universeller, aber seine Erscheinung stets individuell, und aus dieser ist jener erst herauszufinden. Es hat aber eine solche Kritik philosophisch einleitend eine Menge Fragen zu lösen, die in sich ein Ganzes bilden, und sie hat über das Fröh und Spät, das durchaus nie vermengt werden darf, Licht zu verbreiten. Zu berücksichtigen ist da, daß Begriffe den Sagen, diese den Mythen vorausgehen; zu untersuchen bleibt, ob Symbol oder Mythe älter sey. Dann wende sich die Kritik an den Stoff und die Materialien, und ein großes, verworrenes, nur zum Theil bearbeitetes Feld liegt ihr vor. Es muß die Natürlichkeit gewisser localer und temporeller Begriffe herausgefunden und das Original in allem Einzelnen entdeckt werden, damit man sich vor der übereilten Bindung eines Ganzen sichere. Welche Schwierigkeiten hier an den Quellen uns entgegenstehen, hat man in neuer und älterer Zeit längst eingesehn, und sich durch sie zurückschrecken lassen. Sagt doch schon der alte Clericus in f. ars critica P. II. S. I. c. 13, 6: *Quivis scriptores solent opiniones eorum, de quibus loquuntur, et res gestas exprimere verbis et phrasibus scriptorum ipsorum aevo usitatis et apud gentem, cujus lingua utuntur, receptis, nulla saepe habita ratione sermonis eorum, de quibus scribunt.* Und doch ist Sprache und Meinung das ein-

Yyy

zige Organ, durch welches uns die alte Welt gegeben ist. Der aus dem Licht in die Dunkelheit der Zeit Übergehende bringt sein eigenes Licht mit, und blendet sich selbst. Die alte sinnliche Sprache der Phantasie war leer von tiefen Ideen und mußte es seyn, und es lag ein Sinn in ihr, der gegriffen, d. i. sinnlich aufgefaßt werden kann. Wie sorgsam müssen daher die Punkte aufgesucht, nicht aber erkünstelt werden, in denen das Heilige und Hohe mit dem Sinnlichen und Niederen, nach innerer Verwandtschaft, sich berührt.

Wir haben dem Studium der alten Mythologie Glück zu wünschen, daß man nach einer ziemlich langen Zeit, in der die Philosophie noch kurzfristig war, und wo man ohne diese Leiterin an vermeinten Materialsammlungen einen Schatz gefunden zu haben glaubte, daß man, langehin unbekümmert, durch was der Weg hindurchführe, und nur auf das *Wohin* blickend, endlich auf die Nothwendigkeit einer geistvollen Kritik des Stoffs und der Behandlungsweise zurückkehre, damit doch einmal Einheit in das Verworrene gebracht werde. Das Bemühen der philosophischen Behandlung aber scheint, in der Richtung, welche sie im Einzelnen jetzt genommen hat, nicht in die rechte Zeit gefallen zu seyn; denn unsere neueste Philosophie ist auf mancher Stelle schon wieder zu alt, auf mancher wieder zu jung, um hier die Lösung der schweren Aufgabe zu beginnen. Es wird in *neuer Zeit* noch *Vieles untergehen* müssen, damit die *alte Zeit* und *Welt* *fortlebe*. Eine neue Gestalt verspricht die Philosophie der alten Mythologie; das Kleid aber kann nicht passen, weil der Körper noch ein Krüppel ist. Wenn es die Ächtheit und Güte betrifft: so ist der gereinigte Stoff immer noch sehr gering; ein rücksichtsloses, unkritisches Zusammenraffen bringt keine Einheit hervor. An Auflösung der einzelnen Mythen und an Organisirung des harmonischen Ganzen ist nicht eher zu denken, als bis nach Voraussetzung der zu diesem Unternehmen nöthigen Subsidiën, einer Totalkenntniß der alten Welt, alle Quellen entdeckt, erschöpft und geläutert worden sind. Eine Welt (und was heißt dies im höheren, belebten Sinne!) soll umfaßt, und ihre Einzelheiten, welche durch Zeit und Verhältnisse in einander greifen, und dennoch von der Nationalität bis zur Individualität in eigenthümlicher Gestaltung erscheinen, müssen herausgefunden werden. Wie die Mythologie in sich selbst Vieles voraussetzt, ehe sie zur ächten und begründeten Mythologie werden kann: so müssen viele Untersuchungen über sie denen in ihr noch vorausgeschickt werden. Dazu aber rüste man sich mit philologischer Kenntniß und lese die Alten, nicht nach Citaten, nicht einzelne Schriftsteller, sondern in ihrer Gesamtheit, und halte über die Selbstverleugnung, die wir Neuen, in Bewahrung des alten, uns fremden Nationalsinnes, so nöthig haben, da das Nationale bey den Alten eine ganz andere Bedeutung hatte, als bey uns. Eine durch neuere Philosophie gefoderte Zusammenleimung aufgeraster und ungeschiedener

Thatsachen und Überlieferungen, eine vorschnelle Begründung durch allgemein philosophische Raisonnements führt zu keinem Ziele.

Dieses alles sagten wir nicht sowohl in Beziehung auf die Forderungen an eine Mythologie überhaupt, als vielmehr nur in Rücksicht auf das uns vorliegende Werk, bey dem man uns nicht zumuthe, einen durchgeführten trocknen Auszug zu liefern: Wir haben den Geist desselben zu charakterisiren, und da gestehen wir sogleich ein, daß sich hier ein lebendiger Geist dem Worte vertraut habe, daß sich ein tieferes Denken in einer Beseeltheit ausdrückt, welche überall Leben, nirgends Tod und Erstarrtheit sieht und findet, daß der Vf. sich mit Ehrfurcht dem Heiligen der Menschheit genähert, und mit religiösem Sinn in die Anstrengungen der alten, oft auch kraftlosen Menschheit an das Göttliche Deutung zu bringen weiß. Und wenn es die Wahrheit gilt: so hat der Vf. für sein Werk selbst das Urtheil dadurch gesprochen, daß er sagt: „Alle Wahrheit ist klar, und nur der Irrthum ist dunkel.“ Dies bewährt sich an den einzelnen Stellen. Blicken wir aber zugleich hier auf den Gegenstand seiner Behandlung selbst, und finden wir ihn in der empirischen Auffassung, als etwas historisch Gewisses oder Ungewisses: da läßt uns der Grundsatz, von dem der Vf. bestimmt wird, „nicht die Würfel empirischer Beobachtung zu werfen,“ schon im Voraus sagen. Ob er genug Kenntniß besessen habe, um seinen Gegenstand oft in weitere Ferne zu setzen, oder wohl gar oft unberührt von sich zu stoßen; ob er, außer mit philosophischem Geiste, auch mit genug Gelehrsamkeit gerüstet war, um das Alterthum als ein historisches Ganzes zu behandeln; ob seine Materialien, die er selbst gefunden zu haben behauptet, und nun für eine künftige Darstellung vorträgt, hinlänglich geordnet, vollständig und begründet seyen — dies sind notwendige und erste Fragen. Es sinkt oder erhält sich aber auch dadurch die größte Hälfte von des Vfs. Werk.

Von wo der Vf. ausgeht, und was er in den drey ersten Abschnitten liefert, haben Andere eine allgemeine Religionsgeschichte, nach unserer Ansicht unzureichend, (was schon die Einschränkung, daß der Gegenstand ein allgemeiner sey, anzeigt), genannt. Was war die ursprüngliche Religion, und wie ward sie und ihre allgemeinen Hauptformen? Diese Fragen hält auch der Vf. mit Recht für den Anfang aller Mythologie. Dies aber drückt zugleich eine innere Geschichte aller Religionen aus, der Weltreligion auf verschiedenen Stufen. Und der Vf. schlägt den einzig richtigen Weg hier ein, durch eine Darstellung der inneren Entwicklung des Menschen in bestimmten Perioden; durch Bestimmung der Verhältnisse des Menschengeschlechts zur Natur, zu dem Einzelnen und Individuellen in ihr, zu dem Individuellen, das Instinct hat, und zu dem Geschlechte in der Menschheit selbst, endlich durch Andeutung der Art, wie die Geschlechter der Menschen sich äußerlich gestalten, (Zeitordnung, Schriftgebrauch, Stände, Gesetze).

Wo Berührung des Alls Statt findet; davon geht der Vf. aus; da ist Religion; diese aber ist erstes Selbstgefühl und das Ursprüngliche, aus dem sich alles Andere in der Seele entwickelt. So werden die Wissenschaften der Natur und des Ichs, die wieder wechselseitig vorauszusetzen sind, erst durch Religion gesetzt. Diese schaut alle Dinge in Gott, und dieses Schauen hält sich in der ersten Entwicklung aller Völker so lange fest, bis ihre Menschheit, an die physische Natur dahin gegeben, Thaten, oder Wissenschaft und Kunst entwickelte. [So wird Religion nicht als etwas Gewordenes, sondern ursprünglich Vorhandenes gedacht. Von der religiösen Anlage, welche an sich noch nicht Religion ausmacht, ist dabey nicht die Rede. Allein jene Annahme regt doch die Frage auf nach dem Beweise dieser Ursprünglichkeit, und ob, wie das Selbstgefühl die ursprüngliche Thätigkeit der Seele ist, dessen erste Äußerung *nothwendig* Religion sey. Die Berührung des Alls setzt schon ein Individuelles voraus, so wie ein Selbst, also ein Losgetrenntes. Diese Trennung aber ist ursprünglich und früher als die erst wiederholte Berührung desselben, von dem es sich getrennt hat.] Das Selbstgefühl entfaltet sich zuerst im Verlieren seiner Selbst an die Dinge, die Empfindung. Allein ehe sich das Leben an die einzelnen Gestalten des Seyns dahin giebt, ist es schon berührt von der Gewalt des gesammten Seyns, und zieht sich überwältigt in sich selbst zurück. Demüthigung ist daher die erste Religion, jene Allgewalt des allgemeinen Lebens die erste Theophanie. — Verehrung gemeiner und einzelner Dinge, Fetische. — In diesem ersten Seyn, verbunden mit der Thierheit, zeigt sich Sprache. [Wenn sich das Selbstgefühl durch die Empfindung zuerst entwickelt: so kann diese, mit der Berührung des gesammten Seyns und Lebens, aus welcher die Religion nach des Vfs. Ansicht hervorgeht, nicht dem Hingeben an die einzelne Gestalt des Seyns vorangehen; denn abgesehen davon, daß vor der ersten Entwicklung des Selbstgefühls durch Empfindung, jenes auch nicht von dem universellen Leben berührt werden kann, so kann das Selbst einzig auch nur die Beschränkung durch ein *Individuelles*, nicht durch die Gewalt des gesammten Seyns, das für ihn noch nicht da ist, erhalten. Die Unbestimmtheit in der Beschränkung giebt dem Beschränkenden noch nicht *Universalität*. Für das auf der ersten Stufe sich entwickelnde geistige Leben des Menschen ist noch gar keine Allgemeinheit vorhanden, und sie darf von uns nicht hinzugedacht werden. Nicht die Allgemeinheit des äußeren Lebens, sondern die Stärke, die sich in den *einzelnen* Gestalten gegen das Selbst anstempelt und es überwindet, producirt die erste Religion, die Anbetung der Fetische.] Auf der zweyten Stufe menschlicher Entwicklung bildet sich bey weiterer Trennung das Subjective zur Person aus, und faßt Denken und Anschauen in sich; das Objectiv entwickelt sich in zwey Formen, Zeit und Raum. Dieses giebt die Religion in der Ähndung des Göttlichen, geknüpft an die Entdeckung der Weisheit in dem Lauf der Ge-

hirne und in der Zeitordnung, und an den Einfluß des Mondes und der Sonne auf die Erde. Naturdienst. Die Sprache wird objectiv. [In dieser Untersuchung hätte der Vf. auf das *Nothwendige* in dieser Richtung menschlicher Entwicklung noch tiefer eingehen sollen. Auch ist die zweyte und dritte Stufe nicht genug gegenseitig begrenzt; denn schon auf der zweyten findet sich Reflexion, und waltet zum Theil schon vor.] Dritte Stufe. Das Charakteristische ist Reflexion, in der sich das Formale und das Materiale der Vorstellung trennt, und jenes isolirt verfolgt wird. Hier, als ein Product, die Schrifterfindung, d. i. die Zergliederung des Lauts der Brust in Elemente. [Den Übergang von Sprache zur Schrift hat der Vf. übersehen, und hätte diese Lücke ausfüllen sollen, die durch den Abstand entsteht.] Hier erscheint Wissenschaft und deren Eitelkeit [in deren Darstellung der Vf. sich zu gefallen scheint, wobey ihm auch seine lebensvolle Zeichnungsweise zu Hülfe kommt]. Religion ist hier Grubeley gegen alles Unerforschliche, messend das Große und Unendliche. — Vierte Stufe. Hier erscheint Rückkehr zur Ersten, nur daß sich der prägnanten Anschauung und Empfindung des Lebens in der Welt und im Menschen noch der Rückblick auf die durchlaufene Bahn verbindet. Dieses die Stufe, welche keine Nation erreicht, an deren Ende Geschichte liegt, und die auf der Religion in Bewußtseyn des Göttlichen klar und lebendig erscheint, wo Weisheit, d. i. der souveräne Rückblick der Seele auf die Welt eintritt, sich beugend vor dem Urquell der Weisheit.

Der zweyte Abschnitt spricht von den Verhältnissen des äußeren vollendeten Lebens zu dem inneren, und verfolgt das allgemeine Verhältniß: Leben zu Leben, weiter. Aus diesem entfaltet sich Wahrnehmung einer Abstufung des objectiven Lebens, vermittelt der verschiedenen Berührung der Objecte mit ihrer Empfindung. Darum entsteht die erste Unterscheidung: lebendig und todt; und das Todte wird dem ersten Menschen zum Räthsel. Wie das Lebendige todt werden kann, wird nicht begriffen und nicht geglaubt. *Doch die alten Geschlechter kannten nicht den Tod, und dieses todt, übergetragen auf das äußere Leben, nennt nur unsere Sprache.* [Wohl, daß Leben sich an Leben im ursprünglichen Verhältnisse anschließt, und daß der frühe Mensch noch nicht begreift, wie das Lebendige stirbt. Allein bald gilt ihm das Verschwinden des Lebens Etwas, darum ist er durch die Erscheinung gedrungen an den Tod zu glauben, und er begräbt seine Todten. Ohne zu glauben, daß das Lebendige sichtbar verschwinde, wird sich nie der Glaube und das Begreifen, daß das Lebendige lebe, entwickeln. Dieses setzt jenes voraus. Das Leben glaubt an den Tod darum, weil es an sich glaubt. Das Urtheil aber über Leben und Tod, welches der Vf. aus der Wahrnehmung der Abstufung des Lebens sich erheben läßt, leitet vielmehr die Wahrnehmung auf die Abstufung. In den Extremen weilt der Blick des jungen Menschen. Darum wird der spätere Ursprung des Glaubens an Unsterblichkeit richtig erst in die Wahrneh-

nung der Abstufung des Lebens gesetzt, der eine Zeit vorausgeht, wo er noch nicht vorhanden ist.] Die älteste und einfachste Gestalt der Lehre von der Unsterblichkeit findet der Vf. richtig in der Metempsychose, der späterhin erst moralische Reflexion beigemischt werde. Die Zeitlichkeit im Wechsel der Gestalten vermittelt die Idee von der Auferstehung, welche simpler ist, und bey Völkern herrscht, bey denen die Energie des Subjectiven sich vorzüglich prononciert. — Verhältniß des Menschen zur Pflanzen- und Thier- Welt [wahr und trefflich dargestellt]. Das letzte Verhältniß ist das Geschlechtsverhältniß. [Dieses Verhältniß zu ergründen, ist nach unserer Ansicht dem Vf. sehr gelungen, und wir würden ihm unbedingt unsere Zustimmung ertheilen, wenn er die Beziehung der Resultate noch genauer gefaßt, und berücksichtigt hätte, daß ihn eine zu weit durchgeführte Darstellung von den Hauptpunkten ablenken, und er Manches an unrechter Stelle einmischen würde.] Hierauf geht der Vf. über zu dem Verhältnisse der Menschheit zum Göttlichen, welches sich im Cultus darstellt. Hier vier Ansichten: Contemplative Gemüthsreligion, Monotheismus (ideeller Blick des Geistes auf die Welt, von dem Punkte aus, in welchem die Organisation alles Geistigen wurzelt, der Einheit), Naturdienst (Schauen des Göttlichen in dem wirksamsten der lebendigen Dinge), Künstlerreligion (Vereinzelung des allgemeinen Lebens in alle seine Gestalten und Individualisirung bis zur menschlichen Göttergestalt). [Warum der Vf. dem Naturdienste die dritte Stelle, der die Ansicht von der Einheit vorausgehe, einräumt, leuchtet nicht ein, sobald der Blick sich auf die Entwicklung des Menschen hinwendet; eben so wenig kann der Grundcharakter der Religion der Griechen (vierte Ansicht) so gefaßt werden, als es der Vf. thut. Der plastische Instinct, den ihnen der Vf. ertheilt, konnte allein eine solche Religion nicht hervorbringen; die Befreundung des Reinen menschlichen und Göttlichen war aus tiefer Bruß hervorgegangen, die Anbetung des Schönen und Großen nicht instinctmäßig. Um wie viel mehr muß der Vf. den Griechen Unrecht thun, wenn er, nachdem er von dem Wunderglauben (wobey der Vf. sich irrt, indem er meint, er habe eine neue Ansicht von dem Wunder als Theophanie aufgestellt, da die Grundlage dieser Ansicht schon von Anderen hervorgezogen worden ist) zur Wahrsagung übergeht, und dabey, wie überhaupt, den Griechen nur kalte Klugheit zuschreibt, die sich in dem strengen Mafse ihrer Kunstwerke eben sowohl, wie in ihrer Dialektik und ihrem politischen Geiste ausspreche! Wir haben nicht nöthig, dies weitläufig zu zeigen. Wir übergehen ferner, was der Vf. in diesem Abschnitt noch über Deutung der Zeichen und Magie sagt.]

Im dritten Abschnitt wird dargestellt, wie die Geschlechter der Menschen Anfangs sich äußerlich gestalten und zwar nur darin, was aus religiösen Ansichten hervorgeht: gemeinschaftliche Zeitordnung, öffentlicher Schriftgebrauch, Stände und Gesetze. — In diesem Abschnitte schon nähert sich der Vf. bis-

weilen einer vagen Allgemeinheit, der, wie immer, die Unbestimmtheit Hülfe leisten muß. Wenig aber frommt ein solches Verfahren, und tiefdringende, begründete Untersuchung kann nicht durch vorausgesetzte bodenlose Machtsprüche ersetzt werden. Durch diese läuft man stets Gefahr, daß die Meinung bald von einer anderen Meinung, gleiches Ursprungs, verdrängt und entkräftet werde. So vergleiche man S. 65 dieser Schrift mit S. 580 von der Natur der Dinge; so S. 66 über das Alter der Hieroglyphen- und Buchstaben-Schrift mit dem Journal für Wiss. u. Kunst, Erstes Heft, S. 35, wo der Vf. überhaupt schon Mehreres von dem hier Wiederholten vortrug. Es muß jeder Leser an Sätzen wie folgende, sobald ihm der Vf. die historischen Beweise vorenthält, befremdet anstoßen: S. 65 „Faßt die Schrift das Wort des Mundes in Linien für das Auge auf: so ist zwischen dem Schalle und der Linie kein physisches Zeugungsvermögen, sondern Willkühr muß hier setzen und schaffen.“ — „Klar ist, daß Bilderschrift und Buchstabenschrift nicht aus einer und derselben Individualität hervorgehe, folglich auch nicht Erfindung eines und desselben Volkes seyn kann. Buchstabenschrift ist Erfindung eines Volks von großer Freyheit der Reflexion und Energie des Willens, Bilderschrift gehört Völkern, über welche die Anschauung Gewalt übt, und die Bilderschrift selbst ist für sie eine Fessel, die das Fortschreiten ihrer Geisteskraft aufewig hemmt.“ Wie kann, wie will der Vf. hier historischen Beweis, nach dem einzig gefragt werden kann, führen? — Von der Idee der Heroen glaubt der Vf. folgendes Neues zu sagen (S. 72): „Oberflächlich werde Heros als vergötterter Held und Wohlthäter erklärt, und mit Halbgott übersetzt. Die älteste Bedeutung sey: Könige, erste Könige gewesen. Diese Götter seyen Anfangspuncte der Stammesgeschichte, und durch die Verschmelzung der Stämme erst zu allgemeinen Göttern erhoben worden. Die Anderen, die noch keine gleiche Würde gehabt, wären (darauf?) zur Götterwürde gleichfalls erhoben, und, als nicht geborene Götter, Halbgötter geworden.“ Sagt hiedurch Hr. W. etwas Neues und Besseres, als das Gewöhnliche war? Gilt es die Bezeichnung: so hatte er nach Zeiten zu unterscheiden, da der Begriff Halbgott erst nach Homeros und Hesiodos durch Heros bezeichnet ward, und der Heroendienst später als diese beiden eintrat. Und von Griechen kann hier nur die Rede seyn. Bey Homeros aber werden nicht allein Könige so benannt, sondern auch deren Begleiter, Herolde, Seher; erst bey Pindaros herrscht der Begriff: Halbgott vor, und der ursprüngliche ist bey ihm zuerst verdrängt. Wir brechen hier ab, um zu dem größesten zweyten Theil des Buches, zu der *Untersuchung* über die einzelnen Religionen (indische, thibetische Mythol., Sabäismus, griechisch-römische Mythol., persische und scandinavische Religion) übergehen zu können.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 23 J U N I U S, 1809.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

FRANKFURT a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.:
Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt, von Joh. Jacob Wagner u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hier mag es für das Werk kein gutes Zeichen seyn, daß wir in unserem Urtheile kurz seyn können, und nur wenige Worte zu sagen haben würden, sobald es des Beweises bedarf. Denn das ganze Buch ist von hier an ein einziger fortlaufender Beweis für unser Urtheil, das wir in zwey Sätze fassen. In der Herausfindung des allgemeinen Charakters der Religionen ganzer Völker, so wie einzelner Züge dieses Ganzen, hat des Vfs. philosophischer Scharf sinn sehr oft richtig getroffen, und es wird Manches erst durch Andere seine historische Begründung erhalten, was dem Vf. nur Ahndung gewesen zu seyn scheint. Wir achten hier des Vfs. Scharfsinn und die Kunst der Individualisirung sehr hoch, und fordern von jedem wahren Mythologen, daß er beides mit Lebendigkeit und Sicherheit nähre und anwende. Daher ist dieser Theil von des Vfs. Werk der beste. Kennlich und wahr, um nur Eins zu denken, hat er den Charakter der indischen Religion aufgefasset, und glücklich herausgefunden, wie sich der Indier von dem Irdischen zurückzieht, und in sich, wie im All, das Göttliche findet, und wie so seine Wissenschaft und Religion allein in der subjectiven Sphäre liegt. Nicht so glücklich war der Vf. bey dem Charakter des Sabäismus. Von einer *Untersuchung* fordern wir aber noch mehr. Was der philosophirende Geist bald ahndend bald schließend findet, dieß hat die hist. Forschung (und diese steht mit der Mythologie im gleichen Verhältnisse) aus der Masse des geschichtlichen Stoffs, nicht als Beweise für Voraussetzungen zusammenzulesen, sondern, unterstützt von philologischen Kenntnissen, durch sich selbst zu begründen, und mit der gewonnenen inneren Einheit der Darstellung zu übergeben. Das Wesen aller Historie ist Wahrheit; zu dieser aber führt eben nur Forschung und Kritik. Hr. W. will durchaus „nicht die Würfel empirischer Beobachtung werfen,“ und hält es für unnöthig, „die Leser mit einzelnen Citaten zu behelligen.“ S. 86. Wir aber möchten, von aller Pedanterey weit entfernt, behaupten, daß eine künftige ächte Mythologie zwar nicht mit Würfeln spielen, aber das Product langer Beobachtung und sorgfames Studiums seyn müsse, und dann keine Zeile ohne bestimmtes Citat
J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

lassen dürfe. Auf gut Glück und cavaliermäßig läßt sich dieß nicht betreiben. Bey Hr. W. vermiffen wir leider! die vorzüglichsten Requisite. Einmal Studium und Benutzung der Quellen, dann Kritik der Zeugnisse nach Zeit und Verhältnissen, ferner Einsicht in das Verhältniß der Sage zur historischen Wahrheit, wie nicht minder in die Symbolik der Alten, endlich Selbstverleugnung, um nicht vorschnell zu dem Allgemeinen zu schreiten, und sich in Unbestimmtheiten und Paradoxieen zu verlieren. Und wo der Beweis für diesen scheinbaren Machtpruch? Das ganze Buch ist es, und wir müßten ein neues Buch schreiben, um bey jedem Einzelnen es darzuthun. Um so kürzer können wir seyn, weil uns Grenzen gesteckt sind. Wir vermiffen die Benutzung der Quellen durchaus. Aber wird wohl derjenige, welcher bey der indischen Religion nicht einmal die bedeutendsten Urkunden, bey dem thibetanischen Mythos nicht einmal die Schriften von Pallas, sondern bloß Meiers Lexikon, das nur bis zum Buchstaben I reicht, benutzt hat, welcher bey dem Sabäismus meistens nur den Citaten von Jo. Vossius theol. gentil., Kleukers Zendavesta und wenigen Anderen folgt, selbst Heyne's Apollodoros vor sich hatte, aber nicht benutzte, so wie alle für diesen Abschnitt so wichtigen Monographieen übersehen hat, welcher bey den griechischen und römischen Mythen nur nach Citaten die Alten gelesen zu haben scheint, welcher bey der Darstellung der scandinavischen Mythologie nicht einmal die Edda vor Augen hatte, welcher ganze Seiten aus fremden Schriften (wie aus Kanne) aufnimmt: wird wohl dieser je eine neue Untersuchung liefern können, die in der Wissenschaft neues Licht verbreiten und neue Bahn brechen soll? Hier tritt die Unmöglichkeit so sehr in die Augen, daß wir kaum nach dem Erweis am Einzelnen fragen. Die Form wollen wir als etwas Zufälligeres nicht weiter antasten, als nur in sofern, daß der Vf. sich auf den Wogen der Unsicherheit und Unbestimmtheit bey der Beglaubigung seiner Sätze und bey seinen Citaten fast unwillkürlich herumwerfen läßt, und die Leser daher oft glauben macht, das Buch müsse aus eines leichten Franzosens Werkstatt herübergekommen seyn, oder eine Reihe Collegienhefte zur Grundlage haben. Wo die Quellen vor jedes Augen fließen können, wie bey der Griechen- und Römer-Welt, da erwarten wir von einer Untersuchung mehr als bloße Erzählung und Erklärung einzelner Mythen, die oft nur durch ein wenig philosophischen Leim verkittet sind; da kann doch nicht einerley Autorität haben,
Z z z

was ein Servius und ein Pausanias erzählt, und das kann nicht in Eine Masse geworfen werden, was schon bey einem Strabo aus verschiedenen Quellen zusammengeführt worden ist. Wo historische Wahrheit oft die Basis für den Tummelplatz der spielenden Phantasie war; wo der Zeuge sich aus verwirrten Sagen und historischen Thatfachen nicht herausfinden konnte, ja wo er selbst eine Fabel ist: da hat doch die Kritik nöthig, tief einzudringen und nicht bloß nach dem, was erzählt wird, sondern nach dem Wie und Wodurch zu fragen. Und wo noch nicht einmal ein Mannichfaltiges erkannt, sondern nur ein Chaos erblickt wird (wie noch auf vielen Stellen der Mythologie), da darf der Philosoph noch nicht an die Einheit denken, diese als ein Mögliches erzwingen und dadurch zu Paradoxieen seine Zuflucht nehmen. Um nureinige wenige Beyspiele anzuführen für unser Urtheil, das wir durch das ganze Buch zu erweisen uns getrauen, wählen wir ganz rücksichtslos einige Partieen des Buchs, wie sie der zufällige Griff hergiebt.

Bey der indischen Religion fehlt die Benutzung neuerer wichtiger Untersuchungen, und es mußte dem vom Vf. Gesammelten um so mehr an Bindung gebrechen, oder durch eine oft erkünstelte Einheit gehalten werden. Es hat der Vf. keinen Zweifel dafür, daß die zu uns gekommenen Urkunden, wie Hindus Gesetzbuch, nicht ganz Eines Geistes und Einer Zeit sind, daß diese Schriften erst autorisirt werden müssen. So ahndet er auch z. B. nicht die Zweifel gegen das Alter des indischen Thierkreises. — Hätte der Verfasser gelesen und benutzt, was Pallas über den thibetanischen Mythos gesagt hat: so würde er die Darstellung nicht also begonnen haben: „Dem indischen Mythos verwandt — ist der thibetanische.“ Die Thibetaner selbst leiten ihre Religion aus dem Lande Enatkä oder Hindostan her. Pallas hat erwiesen, daß dieser Mythos ganz aus dem indischen entnommen sey. M. f. Pallas S. 18—38. — Wie will aber der Vf. den von ihm aufgestellten Hauptsatz S. 185: „die göttliche Substanz theilte sich in ihrer Einheit, um die Natur der sichtbaren Dinge hervorzubringen,“ historisch erweisen und rechtfertigen? Wie hätte er ganz anders urkundlich darthun müssen, was den Thibetanern eigenthümlich und nicht entlehnt war! — Leistet wohl ein Schriftsteller den Forderungen, die Hr. W. an sein Werk zu thun uns selbst heisst, Gnüge, wenn er bey dem assyrischen Cultus der Sonne, und bey den Mythen von der Aphrodite und Derceto, statt untersuchend tief und allseitig einzudringen, so verfährt, wie unser Vf.? Dieser sagt, daß Bel, woraus späterhin Apollon entstanden sey (was durchaus nicht zu erweisen ist), die Sonne bezeichne, beschreibt aus Diodoros den Thurm des Bel und das Bild darauf, und sagt, daß die Benennung des Gottes Bel auf die Könige von Babylon übergegangen sey; dann erzählt er die Märchen von der Aphrodite und Derceto aus Diodoros, übersetzt die bekannte Stelle aus Lucianus auf 7 Seiten, und deutet das Einzelne in diesen Er-

zählungen. Dies ist das Ganze, und wir würden durch den Blick, den der Vf. richtig auf die Grundlage dieser Mythen wirft, befriedigt seyn, wenn er nicht unsere höchsten Forderungen selbst auf sich gezogen hätte. So aber liegt die Dürftigkeit und eine alle Untersuchung scheuende Leichtfertigkeit, die sich mit einer gehaltlosen Weitschweifigkeit paart, vor Augen. — Hätte irgend ein Mythos zu einerruhigen und äusserst sorgsamem Forschung einladen sollen: so war es der Mythos von der Göttermutter und ihrem Attis, der um seiner Verworrenheit willen ein langes Studium verlangt. Schon Arnobius nannte die Fabel *mendacis fallacibus interpolatam*, und ihre Lösung wird so lange unmöglich bleiben, so lange man nicht in ihr Vieles trennen, und auf die Grundzweige verschiedenen Ursprungs zurückführen wird. Dies ist hier durchaus nicht geschehen, die Quellen sind nicht geschieden, nichts nach Zeit und mythischer Wandlung gesondert, und so auch der alte Mythenstamm, der, in andere Gegenden versetzt, so verschiedenartige Zweige trieb, nicht aufgesucht worden. Nicht einmal Vollständigkeit der wichtigsten Data findet man, so wie nicht die leiseste Hindeutung auf die Zeugnisse in den alten Bildnissen von der Göttin. Der ganze 13 S. lange Abschnitt liefert eine Übersetzung des phrygischen und lybischen Märchens aus Diodoros Lib. III (so citirt der Vf., wie: Arnobius aus dem Timotheus), eine Andeutung des zum Grunde liegenden Ideenganges (was man schon bey anderen, älteren und neueren Mythologen findet), dann die übrigen Legenden aus Servius und Arnobius. Mit diesem Cultus, fährt der Vf. ohne alle genauere Unterscheidung fort, hängen auch die Kureten, Korybanten und Kabiren zusammen. Über diese wird Einiges excerptirt, und an diese wenige Unbestimmte der samothrakische Mythos aus Diodoros angeschlossen. So ist Alles Legende geblieben, und wir wollten hier nicht einmal an neue Wege der Untersuchung denken, wenn nur das benutzt wäre, was Heyne und Andere hier geleistet haben. Worüber Pausanias, Strabo, Plutarchos, Hyginus, Macrobius und viele andere Alte im Einzelnen uns Aufschlüsse aufbehalten haben, das hat der Vf. nicht gekannt; er hat nicht geahndet, wie hier ein vierfacher Stoff getrennt werden muß, und wie die oft feinen Fäden, wodurch diese Mythen mit anderen zusammenhängen, zu entwickeln sind. Daher konnten auch unbestimmte Behauptungen nicht fehlen, wie S. 228: „Beide Märchen sind local, aber durch den Mund der Griechen gegangen, und deswegen mit griechischen Namen erfüllt.“ Kann man wohl etwas Unkritischeres lesen, als S. 234: „Bey Vielen heisst sie, wie Hesychius (*Etymolog. magn.*) bezeugt, Rhea, welches, aus dem alten Worte *ῥα* entstanden, Erde bedeutet. Nach Proklus (in Platon Timae.) hieß sie auch Maja, und nach Eustathius (*ad Homer. II. 1.*) heisst Maja *genitrix* und *avia*.“ — Einen sortlaufenden Beweis für unser Urtheil giebt die Darstellung der ägyptischen Mythologie, und wir können uns jedes Auszugs überheben. — Will man

über längst aufgehellte und durch die Untersuchung Anderer ausgemachte Dinge noch ein Gemisch von heterogenen Sätzen, eine Reihe zusammengehafter Data ohne Begründung und Einheit lesen: so wähle man sich den Abschnitt von den Mytherien. Wir wollen hier nur Einiges erwähnen. Von der Organisation der Mytherien sagt Hr. W. nichts, als daß die kleinen Mytherien (nach Schol. Aristoph.) Vorbereitung gewesen seyen, und (nach Clemens Alex.) mit Reinigungsoffer angefangen haben; — nichts von dem, was Clemens Alex. noch an anderen Stellen I. p. 325, IV, 564, VII, 848 Pott. sagt, nichts von den Feyerlichkeiten, durch welche nach der Abhörnung der Fragen die Mythen auf einen Thron gesetzt wurden, nichts von dem, was Dio Chrysostom. 12, p. 203 (es mag diese Stelle auf die kleinen, oder richtiger auf die grossen Mytherien gedeutet werden) sagt, indem er den Eingeweihten mit einem vergleicht, den die Gottheit in der grossen Welterschöpfung unterrichte, nichts von dem Zeitverhältnisse der grossen und kleinen Mytherien. Der Vf. kennt nur die Quellen von Clemens und Cornutus, und diese nur mittelbar. Bey den Reinigungssymbolen wird die Wanne nach einer Stelle des Servius zu Virgilius erwähnt und hinzugefügt: „Andere setzen das Sieb noch dazu.“ Damit ist geschlossen, was Hr. W. hierüber zu sagen hatte. So muß aber Hr. W. nicht einmal *Meurfus* und *Sainte Croix* gelesen haben. — Daß die kleinen Mytherien im Anthestion jährlich gefeyert wurden, hat aus Stellen der Alten (Herod. 8, 65. Isocr. paneg. c. 6. Pausan. Cor. 14. Arcad. 15 u. a.) *Petavius* zum Themist. Orat. V. *Bullialdus* zu Theon p. 218 ausgemacht. Ausgemachte Dinge aber können nur zu sichern Resultaten führen, gegen die sich Hn. W's. Worte („S. 342: Man glaubt, die kleinen Mytherien seyen alljährlich oder alle drey Jahre, die grösseren alle fünf Jahre gefeyert worden“) sonderbar ausnehmen. — Um zu beweisen, daß in den uns verbliebenen orphischen Hymnen die Ideen des Sabäismus enthalten seyen, liefert der Vf. aus allen 87 Hymnen einen Auszug, der auf manchen Stellen ziemlich als trockenes Gerippe erscheint, und des Raums von 28 Seiten nicht werth war. Dabey aber schwindet der Werth noch ganz, indem der Vf. absprechend den Satz vorausstellt: „die orphischen Hymnen seyen nun verfaßt und gesammelt, von wem und zu welcher Zeit sie wollen.“ Und nun sollen wir glauben. Wenn hier die Kritik keine Stimme haben soll, was soll denn die Untersuchung leiten? Für Allgemeinheiten die speciellen Beweise nach Willkühr und ohne Kenntniß des Gegenstandes dingen, und so den Entwurf mit etwas aufgeraffter Masse ausfüllen, kann doch wahrlich nicht eine Mythologie ausmachen. — Unser Vf., der die Mythenwelt der Griechen in dem Plastischen findet, konnte es sogar für unnöthig erachten, mit einem einzigen Blick auf die Denkmale der Kunst zu schauen, und wir können ihn versichern, daß er mehrere seiner richtigen Sätze dadurch hätte einzig stützen können. So handelt er nur ohne eigentliche Erkennt-

niss. — Daß es übrigens bey solchem Verfahren am Paradoxieen nicht fehlen konnte, läßt sich schon im Voraus erwarten, M. f. S. 201: „Die Geschichte hat einen zweyfachen Gang: 1) mit der Ekliptik von Norden nach Süden; 2) mit der Sonne von Osten nach Westen.“ S. 202 „Sabäismus, — der dem heiligen Sinn für die gotterfüllte Welt zuerst in Natursinn umwandelt, und endlich den Natursinn ins Wüste einer sich selbst zerstörenden Begierde umarbeitet, und so im eigentlichen Sinne des Worts mit der Natur Hurerey treibt.“

Wir haben anerkannt, daß das Streben des Vfs. ein sehr lobenswerthes an sich sey, und in dem Kopfe eines ächten mythologischen Forschers treffliche und reiche Früchte hervorbringen könne; wir haben unsere Schätzung der Ideenfülle des Vfs. ausgesprochen; wir haben erwähnt, daß auch in der Darstellung Einzelnes neu und treffend sey: wir mußten aber dem Vf. die Einsicht abprechen, mit welcher man sich zur tieferen Mythenforschung rüsten muß, und durch welche man erst die Grösse der Aufgabe bezwingen kann, und wir hoffen, daß nur dann der Vf. einst für die Mythologie das leisten wird, was er sich selbst vorschrieb, wenn er das gesammte Studium nochmals von vorne herein beginnen, und seinen Ideenreichthum, einer bekonnenen und allseitigen Aufsuchung des historischen Stoffs unterordnend, bezwingen wird. d — H.

ANSBACH, b. Gassert: *Die Erziehungswissenschaft nach den Grundsätzen der Griechen und Römer.* Historisch - kritisch bearbeitet von M. Georg Friedr. Dan. Goess, Prof. der Geschichte u. Philol. u. Bibliothekar. I Theil. 1808. VIII u. 144 S. 8. (16 Gr.)

Die Untersuchungen über das Erziehungswesen der Griechen und Römer können theils eine zusammenhängende Darstellung der in dieser Rücksicht unter beiden Völkern getroffenen Anstalten und Einrichtungen, theils eine genaue Entwicklung der dabey zum Grunde liegenden Vorschriften der alten Gesetzgeber und Philosophen beabsichtigen. Bisher ist jene historische Ansicht die vorherrschende gewesen, und von den Alterthumsforschern bald mehr, bald minder vollständig dargelegt worden; während die wissenschaftliche, ungeachtet ihres Einflusses auf unsere jetzigen Erziehungstheorien, einer gründlichen und getreuen Auseinandersetzung, im Ganzen genommen entbehren mußte. Um so erfreulicher ist die Erscheinung des vorliegenden Werks, welches zum Zweck hat, durch eine möglichst vollständige Sammlung und Zusammenstellung der allgemeinen Erziehungsvorschriften der griechischen und römischen Pädagogen eine richtige Vorstellung der alten Erziehung als Wissenschaft zu begründen. Dabey soll eine Vergleichung jener Pädagogen unter einander und ihrer Grundsätze mit den unsrigen die Eigenthümlichkeiten eines Jeden und den Geist des Ganzen erkennbar machen, und die vollständige Anführung der vorzüglichsten Stellen

noch dazu dienen, Jeden besonders über solche Gegenstände in seiner eigenen Sprache vernahmen zu können.

Nach einer allgemeinen Einleitung über die griechische Pädagogik und deren Bearbeitung in den neueren Zeiten (S. 1—13) handelt der Vf. in zwey vorbereitenden Abschnitten (S. 14—64) über die Erziehungsgeſetze des *Lykurg* und *Solon*, so wie über den Standpunct, aus welchem die nachfolgenden Erziehungstheoretiker betrachtet werden müssen. Mit Recht behauptet er, daß *Lykurg* den gegenwärtigen Übeln und Mängeln abhelfen, nicht aber der Zukunft vorarbeiten wollte, und unterwirft deshalb die gewöhnlich für lykurgisch gehaltenen Gesetze einer strengen Sichtung. Rec., der ganz damit einverstanden ist, weicht nur in der Deutung einzelner Gesetze ab, und versteht z. B. das *neunte* S. 24 von dem altdorischen Gewande mit doppeltem Gürtel (*χίτων σχιστός*), so wie das *achte* S. 28 von einem an die Stelle des Menschenopfers getretenen religiösen Institute (vgl. *Weiske* zu *Xenoph. de rep. Lac.* 2, 10); auch zweifelt er, daß die *Krypteia* (nach S. 47 Anmerk.) im Sinne *Lykurgs* nur die taktischen Übungen oder militärischen Manövers begriffen habe. — Unter den griechischen Erziehungstheoretikern weist der Vf. zuerst dem *Ocellus Lucanus*, wegen seiner treffenden Gedanken über die Erziehung vor der Geburt des Kindes, einen bedeutenden Platz an, und erklärt sich aus inneren Gründen für die Ächtheit der ihm beygelegten Schrift. Dagegen gestattet er, und gewiß mit allgemeiner Beystimmung, der unter *Plutarchs* Namen bekannten Abhandlung nur den Rang einer subsidiarischen Quelle. Hauptschriftsteller aber müssen für uns *Plato* und *Aristoteles* bleiben. Beide betrachteten die Erziehung allerdings als einen Theil der Politik, weshalb auch ihre Vorschriften zunächst nur für den Menschen als Staatsbürger berechnet sind; jedoch ist unleugbar, daß *Plato*, namentlich in seinem Werke von der Republik, sich auch zur reinmenschlichen Ansicht der Erziehung erhoben habe. Was der Vf. in dieser letzteren Beziehung, S. 51 f. vgl. mit S. 70 f., andeutet, ist aller Beherrigung werth, erregt aber auch um so mehr den Wunsch nach einer näheren Entwicklung, da gerade hierüber noch so manche verschiedene Meinungen herrschen. Unter den Römern konnte nur

Quintilian benutzt werden, der, wiewohl durch den Zweck seines Buchs sehr beschränkt, über manche Punkte Belehrung ertheilt, die man vergeblich bey den Griechen sucht.

In den nun folgenden fünf Abschnitten (S. 65 bis 141) erhalten wir eine möglichst vollständige Übersicht von den Grundsätzen der gedachten Erziehungstheoretiker, und zwar so, daß einer derselben bey jedem einzelnen Abschnitte als Hauptführer betrachtet wird, nach dieser Anordnung: Allgemeine Ansicht von der Erziehung — *Plato*; Erziehung vor der Geburt — *Ocellus*; Erziehung nach der Geburt: 1) bis zum dritten Jahre — *Aristoteles*, *Quintilian*; 2) bis zum siebenten Jahre — *dieselben*; 3) bis zur Mannbarkeit — *Plato*, *Quintilian*. Die Eintheilung ist, wie man sieht, die bey den Alten überhaupt herrschende, und mußte auch nach dem Zwecke des gegenwärtigen Werks beybehalten werden. Nach einer genauen Vergleichung und Prüfung der hieby ausgehobenen Stellen kann Rec. mit voller Uezeugung dem Vf. das Zeugniß geben, daß er eben so viel Sorgfalt bey'm Sammeln, als Einfach bey'm Zusammenordnen dieser pädagogischen Chronothie, bewiesen habe. Was er uns liefert, ist freylich kein vollständiges System der Pädagogik, denn dieß lag außer dem Zwecke jener alten Erziehungstheoretiker; aber es sind lichtvoll zusammengestellte Ansichten und Bemerkungen über die wichtigsten Gegenstände der Erziehung, unter welchen mehrere noch in unseren Tagen als eigentliche Belehrungen gelten können. Dahin gehören: Über den Zweck der Erziehung, S. 70; über die Pflege der Kinder in den ersten Lebensjahren, S. 94 f.; über den Elementarunterricht, S. 106 ff.; über die Anwendung der Fabeln und Erzählungen zur Seelenbildung, S. 111 f.; über den Unterricht in der Musik, S. 128 ff. u. a. m.

Doch sowohl hierüber, als über manche andere Punkte, verspricht uns der Vf. eine nähere Entwicklung in dem zweyten Theile dieses Werks; in diesem werden wir auch Vergleichen der alten Erziehungstheoretiker unter einander und mit dem jetzigen Zustande der Erziehungswissenschaft, so wie Beurtheilungen einzelner Stellen des Textes erhalten. Möge er recht bald in den Stand gesetzt werden, dieses Versprechen zu erfüllen! L—A.

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Capistrano*, b. Macklot: *Denkmale am Lebenswege*. Aus den Papieren eines Wanderers zum Thale. 1808. 282 S. 8. (1 Thr.) „Diese moralischen Erzählungen bewahren einige Reminiscenzen aus den Annalen der Totalität eines Menschenlebens, wie geheiligte Palmenblätter die Kunden von den kühlenden Quellen im duftenden Baumgarten Saron's. Mögen sie auf dem Rücken des Zeitstroms dahingleiten, wie die Blicke der Hoffnung und der stillen Sehnsucht zum besseren Ufer nach Jenseits. Das Bewußtseyn des Reinen hält ihn schadlos für den Schimmer des Glänzenden, und sein Bemühen gilt ihm nur als Vorrede eines helleren Beginns.“ So bevorwortet der Vf. 10 Aufsätze verschiedener Art, nicht bloß moralische Erzählungen, die zwar von viel Gefühl, aber von wenig Geschmack zeugen. Bis zum Überdruß verfolgt er seine Leser mit Bildern, und zwar formlosen; und zerrt und dehnt die Gedanken so sehr in die Länge, daß man sie fast nicht mehr erkennen kann. Wir wollen einige Zeilen als Belege unseres

Urtheils und als Probe des ganzen Tones, in dem das Buch geschrieben ist, geben. S. 1, „Ich war damals in meinem sechsten Jahre, und das Leben begann allgemach für mich jene Irbenmischungen anzunehmen, die zwischen Hell und Dunkel durch Nebelwände und Alpenschlünde ein heiteres Land lassen, wo selige Liebe sich ihr friedliches Hüthen bau.“ — S. 280. „Ach! gutes Mädchen! wenn einst unser Abendstern Todernacht erglimmt, wenn deine verklärten Blicke nach mir herüber schwimmen — Ach, wer wird mir da den Frieden geben — und welcher von uns beiden Wandersmannen hat dem anderen nach übers Meer, nach jenem Lande, von dem ich noch keine Kunde herüber kam?“ — Die Erinnerung einer Reise durch Agypten und Syrien, aus dem Tagebuche eines Freundes, von S. 194 an, enthalten manche interessante Nachrichten, und würden sich recht angenehm lesen, wenn nicht auch von der affectirten Schwärmerey etwas vermischt wären.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 24 J U N I U S, 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Schladebach: *Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften, und der besten Ausgaben und Übersetzungen derselben.* Zum Gebrauch der Schullehrer, der Studirenden auf Gymnasien und Universitäten, und aller Freunde der classischen Literatur, von *Wilhelm David Fuhrmann*, evang. reform. Pred. in Marck bey Hamm (jetzt in Hamm in der Grafschaft Marck). Erster Band. 1804. LXXVIII u. 750 S. Zweyten Bandes erste Abtheilung. Halle, im Verlag der neuen Societäts - Buch - und Kunst - Handlung. 1807. XVI u. 645 S. Zweyten Bandes zweyte und letzte Abtheilung. Rudolstadt, im Verl. der Hof - Buch - und Kunst - Handlung. 1808. VIII u. 669 S. gr. 8. (6 Thlr. 4 Gr.)

(Auch unter dem Titel: *Handbuch der class. Lit. der Griechen, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen Schriftsteller u. s. w.* B. I. u. s. w. B. 2. Abth. 1. u. s. w. B. 2. Abth. 2. u. s. w.)

Da Hr. F. mit des zweyten Bandes kürzlich erscheinender zweyter Abtheilung die erste große Hälfte seines Handbuchs, die Notizen von den uns erhaltenen griech. Schriftstellern beendigt, und dadurch die erste allgemeine Übersicht möglich gemacht hat: so eilen wir, unseren Lesern eine Darstellung dieses Werks zu geben, das schon durch seinen Gegenstand, noch mehr durch seinen bedeutenden Umfang Erwartungen erregt. Denn so mühsam und gelehrt compilirte Ausgaben - und Übersetzungs - Verzeichnisse der alten Classiker durch deutsche Hände angefertigt sind: so durchaus gebricht es uns doch an einem Buch, das — mit kritischem Sinn und eigener Einsicht in die Überreste des Alterthums gearbeitet — nicht bey Jahrszahlen oder unzusammenhängenden Thatfachen und bey Büchertiteln stehen bleibt, sondern uns das innere Leben jener großen Jahrhunderte in seinem organischen Zusammenhang auf ächt historischem Wege darstellt. Die einzige, in diesem würdigen Sinn begonnene Arbeit, *Friedr. Schlegels Geschichte der griech. und röm. Poesie*, (Berlin. b. Unger. 1798. Ersten Bandes erste Abth.) ist kaum über Hesiodos hinausgeführt, und gehört überdiß oft mehr Bayles als Schlegels an. Gleichwohl ist sie noch immer als Muster aufzustellen; und es erweckt ein böses Vor-

urtheil, daß sie Hn. F. sogar dem Titel nach unbekannt geblieben ist.

Hn. F.'s Handbuch beginnt mit einer langen Abhandlung über den Werth der älteren classischen Schriftsteller, und über den Nutzen, welchen die Lectüre derselben gewährt, diesem längst zu Tode gejagten Paradegaul aller derer, die in ihrem Leben einmal eine Schul - oder sonstige gelehrte Gelegenheits - Schrift zu machen haben. Deshalb rechnen wir es Hn. F. nicht sonderlich als Plagium an, wenn wir in der ganzen Abhandlung nicht Einen neuen, eigenen Gedanken, nur Phrasen aus bekannten Declamationen von *Morgenstern* u. a., nicht in bester Ordnung, an einander gereiht finden. Freylich dünken uns diese Umständlichkeiten zu unserer Zeit überall unnöthig; am unnöthigsten aber an der Spitze eines Buchs, das eben das Wesen jener ewigen Muster darstellen will, und im ruhigsten, ununterbrochen historischen Fortschreiten ein begründeteres, unverdächtigeres Lob derselben enthalten muß, als die prächtigsten Reden über diesen Gegenstand, zu denen sich überhaupt Niemand verstehen wird, der lebendig durchdrungen ist von der unaussprechlichen, nie zu verkennenden Herrlichkeit jener reinsten Naturen. Wenn wir der bloßen geschichtlichen Darlegung der griechischen Literatur so große Kraft zuschreiben: so setzen wir freylich voraus, daß der Vf. einer solchen historischen Darstellung seinem Gegenstand auch gewachsen sey, daß er wenigstens eine Idee von seiner Behandlung habe. Demnach war es uns wenig erfreulich zu sehen, daß Hr. F. den erwähnten Prodrömus nicht ersparen zu können gemeint hat. Ihm angehängt ist ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der zum Studium der classischen Literatur erforderlichen Hilfsmittel, S. LXVI — LXXVIII.

Das Werk zerfällt in 12 Hauptabschnitte, die wir nach der Reihe durchgehen wollen. Der erste, T. I. S. 3 — 537, begreift die griechischen Dichter, so ziemlich in chronologischer Aufeinanderfolge. Wenn Hr. F. in der Vorr. S. XIII erklärt, er habe die Abtheilung nach den verschiedenen Dichtungsarten hier verworfen, und nur am Ende des Bandes, S. 747 — 750, in einer bloß tabellarischen Übersicht gegeben, — nach sulzerischer Eintheilung, wie sich von selbst versteht —; wenn er dies gethan zu haben versichert „aus Rücksicht auf die Beschränkung des Raums und auf die Vermeidung der Wiederholungen“: so sind uns das eitel unverständliche Worte. Denn fürs Erste geräth Hr. F. dadurch mit sich selbst in Widerspruch;

A a a

S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

wie gestehen ihm gern zu, daß sich im *Fabricius* Schaa ren von Poëten finden, von denen wir nur den Namen noch kennen. Diese alle gehören nicht in ein solches Buch, wie Hr. F. geben wollte. Wenn wir aber auch nach den ehrwürdigen Namen *Archilochos, Alkman, Ibykos, Stesichoros, Korinna, Erinna, Panyasis, Bakchylides, Melanippides, Arion, Hipponax, Mimnermos, Philetas, Hermesianax, Phanokles, Epicharmos, Eupolis*, und nach so manchen anderen vergebens suchen, von denen uns bedeutungsvolle, charakteristische Fragmente, oder stauvolle, anregende Thatfachen aufbehalten sind; von denen wir wissen, wie mächtig sie auf ihr Zeitalter wirkten: dann sehen wir am deutlichsten die Armseligkeit des Compilers, für den nur das wirklich ist, was er mit fleischlichen Händen greifen kann. Besonders widrig dringt sich uns auch hier die Inconsequenz auf, die jene Namen verwerfen, und gleichwohl den *Alkaios, Menander, Philemon*, ja sogar den Verfasser der goldenen Sprüche, den *Antimachos* und den *Pseudo-Phokylides* erwähnen konnte. Noch auffallender wird diese Planlosigkeit, wenn wir bey Dichtern, von denen uns einzelne Arbeiten erhalten sind, auch diejenigen Werke alle hergezählt finden, von denen wir nichts als den Namen wissen. Und hätte Hr. F. nur Einen Scholiasten, nur Einen Lexikographen gelesen: so würde er etwas behutsamer mit dem Herrechnen der vielen Titel gewesen seyn, weil er dann wissen müßte, unter wie verschiedenen Aufschriften alle die Werke des Alterthums umliefen. So führt Hr. F. besonders bey den lyrischen und dramatischen Dichtern mehrmals Werke nach verschiedenen Titeln an, die gewiß nur Eines gewesen sind. Einer ganz vorzüglichen Nennung aber wären denn doch *Empedokles* und *Parmenides* würdig gewesen, mit denen wir durch *Sturzens* und *Fülleborns* verdienstliche Bemühungen so ziemlich bekannt geworden sind.

Ferner, da Hn. F's. Streben immer mehr nach Namen, als nach Sachen geht: so sind einige Collectionen von Gedichten, die im Alterthum ohnedem Namen eines einzelnen Dichters berühmt waren, vernachlässigt, als die *Kypria*, die *Naupaktika*, die *Kyklika* und andere Epopöien, die Mimen des *Sophron*, die Sillen des *Xenophanes* und *Timon*, welche letztere sogar in *Bruncks Analecten* T. 2, p. 67 gesam-

melt, und auch der Zahl nach keineswegs unbedeutend sind.

Endlich aber fehlen auch einige Dichter, von denen wir ganze und unverstümmelte größere Werke besitzen, als *Manethon*, dessen Theorie der Nativitätsstellerey (*Ἀπογελισματα*) zum ersten und bis jetzt noch einzigen Mal, aus dem einzigen vorhandenen Manuscript zu Leyden, 1696, durch *Jac. Gronovius* edirt, und seitdem von *Dorville* zum *Chariton* mit viel Gelehrsamkeit, mit vorzüglicher Einsicht aber vom Dr. *Ziegler* in Rostock, im bremenschen Journal, behandelt ist. Ferner *Paulos Silentarios*, dessen *Ecphrasis Stae Sophiae* durch *Jakobs* Prolegg. zur Anthologie und durch *Hermann* (*Addenda ad Orphica* T. 1, p. XXVI sq.) neuerdings bekannter geworden ist. Dann der von *Janus Rutgers* in seinen *Varr. lectt.* zum ersten Mal herausgegebene *Joannes von Gaza*; *Proklos*, dessen Hymnen in *Bruncks Anal.* T. 2, p. 441 zu finden sind, (beyläufig gedacht ist ihrer unter dem Art.: *Joannes von Stobi.* T. 2, 1, p. 629) und endlich *Skymnos*, dessen *Periegesis* bey *Hudson* aufbewahrt ist.

Noch ist als abgeschmackt und inconsequent zu erwähnen, daß wir den *Dionysios Periegetes* unter den Dichtern vergebens suchen, und ihn unter den — Geographen finden, so wie sich auch *Hesiodos* hat unter die Ökonomen fügen müssen. Eine totale Unfähigkeit, Poesie von Prosa zu unterscheiden, gestehen wir freylich dem Hn. F. willig zu: aber das können wir nicht begreifen, was ihn abgehalten hat, den *Aratos* unter die Mathematiker, den *Nikander* unter die Ärzte zu rangiren, oder auch das orphische Argonautengedicht, das als eine poetische Reisebeschreibung charakterisirt wird, den Geographen beizugesellen. Freylich ist der berühmte Ästhetiker, Hr. *Bouterwek*, mit dem *Perfiles*, und der *Divina Comodia* nicht ästhetischer verfahren. — Das Einzelne nun sparen wir bis zum Schluß der Rec. auf; da wir zuerst eine vollständige Übersicht von der Planmäßigkeit oder Planlosigkeit dieses Werkes geben wollten, weil uns davon alles Übrige abzuhängen scheint: so wie wir gar manchen Verstoß im Einzelnen willig übersehen würden, wenn wir nur eine consequente Anordnung wahrnehmen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Salzburg, b. Mayr: *Maximen für Jünglinge, die in die große Welt treten*. Aus der Welt- und Menschen - Kenntnis und guten Büchern geschöpft von *Friedrich Grafen Spaur*, Domherrn von Salzburg und Passau. 1809. 174 S. 8. (10 Gr.) So gewöhnlich es jetzt ist, die Tugend in Maximen zu predigen: so kann doch Rec. dieser Gewohnheit nicht seinen Beyfall geben. Die Tugend ist eine Totalität, die sich nicht in Bruchstücken in den Menschen bringen läßt, und es gehört schon weit mehr Klugheit dazu, als alle Maximen geben können; um eine Maxime klug anzuwenden. Soll und kann eine Maxime ja noch von Nutzen seyn: so muß ihr Inhalt so umfassend, als möglich, und der Ausdruck so kurz und bündig, als möglich seyn. Daher sind und bleiben Sprichwörter immer die besten Maximen. — Die hier gegebenen Maximen verrathen zwar einen Mann von edelm, wohlwollendem Herzen, dessen Beyspiel vielleicht für Viele sehr bildend ist; aber sie selbst sind alle, was diese eine ist. „Composi-

tion, das höchste Vergnügen des Geistes. Willst du das höchste Vergnügen des Geistes genießen: so mußt du componiren, selbst erfinden, deine Gedanken ordnen, zur Mittheilung und zum Frommen für Andere niederschreiben. Unsere Begriffe werden dadurch bestimmt, unsere Schreibart wird vervollkommenet, und unserm Geiste die beste, und seinem Geiste würdigste Richtung gegeben. Diesem standhaften Plane eines nützlichen, unsterblichen Lebens zieh ich Allem vor, was die Menschen für angenehm und ergötzlich halten; — nicht nur dem rauschenden Vergnügen, sondern auch dem stilleren der Liebe; nicht nur der Schwelgerey, sondern auch dem Wohleben; — Freundschaft und Wohlthätigkeit ist mein Alles: sie macht mir jeden Kampf leicht, und jede Enthätlichkeit süß. In der Einsamkeit, bey dem Aufgange der Sonne, bey dem sanften Glanze der Gestirne und des Mondes, erwacht in dem Geiste des Sterblichen der Funke des göttlichen Geniuses; der ihn zum Gesetzgeber und Lehrer der Zeiten und Völker erhöht.“

L. G. Spl.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 26 J U N I U S , 1809.

LITERATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Schladebach: *Handbuch der classischen Literatur, oder Anleitung zur Kenntniß der griechischen und römischen Schriftsteller, ihrer Schriften, und der besten Ausgaben und Übersetzungen desselben. Zum Gebrauch der Schullehrer, der Studirenden auf Gymnasien und Universitäten, und aller Freunde der classischen Literatur.* Von Wilhelm David Fuhrmann u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die elf übrigen Hauptabschnitte sind den Profakern gewidmet, und nach den scientificischen Gegenständen der Schriftsteller überschrieben, wie folgt: II Abschnitt: *Mythographen*. III Abschn. 1) *Redner unter den Griechen*. 2) *Epistolographen*. IV Abschn. *Grammatiker und Rhetoren*. V Abschn. *Philosophen*, denen die Bearbeiter der Geschichte der Philosophie, *Diogenes von Laerte*, *Eunapios* und *Hesychios Illustri*, vorangehen. VI Abschn. *Naturforscher*. VII Abschn. *Ärzte*. VIII Abschn. *Geschichtschreiber*. IX Abschn. *Geographen*. X Abschn. 1) *Mathematiker*, 2) *Kriegsschriftsteller*. XI Abschn. *Ökonomen*. XII Abschn. *Rechtsgelehrte*. Bey dieser Classification springt natürlich zuerst in die Augen die Folge, in der die Bearbeitungen der verschiedenen Wissenschaften an einander gereiht sind. Denn da die griechische Prosa ein eben so fest verbundenes Ganzes ausmacht, als die griechische Poesie: so darf auch hier in der Anordnung keine Willkühr herrschen, sondern nur der historische Organismus. Auf diese Weise allein kann das Aufblühen, Reifen und Absterben der intellectuellen Bildung bey den Griechen anschaulich gemacht werden. Wo man aber von Hn. F. dargestellt erwartet, wie sich die hellenische Prosa aus der früher gebildeten Poesie entwickelte; wo man hofft, laß dargethan werde, wie die ersten Anfänge der Prosa bey den Griechen sich die Geschichte des Landes zum Gegenstand wählen mußten; wo von den *ἱστορίαι* der ersten mythischen Historiker die Rede seyn, wo *Herodotos* als der älteste aller hellenischen Prosaisker auftreten, und sein Styl, seine historische Behandlung danach gewürdigt werden sollten: da werden wir ohne Weiteres unter die *Mythographen* geführt, von denen kein Einziger mehr den lebendigen griechischen Geist gekannt hat, und zum bösen Zeichen springt uns als Chorführer der ganzen unwürdigen Schaar komisch genug der zweydeutige *Paläphatos* entgegen! Hr. F. sagt zwar, er lasse *S. A. L. Z.* 1809. Zweyter Band,

die *Mythographen* darum zunächst auf die Dichter folgen, weil diese nicht ohne jene verstanden werden könnten: aber das Argument ist zu absurd, um seine Absurdität besonders ins Licht zu stellen. Auch ist man dadurch bey der Auseinanderfolge der zehn übrigen Classen in nichts gefördert.

Nächst dem drängt sich vor allem die Zweckmäßigkeit oder Zwecklosigkeit der getroffenen Abtheilungen auf, und auch hierin dürfte vielfach gefehlt seyn. Wenn Hr. F. mehrere der Vorwürfe, die wir ihm hier und an anderen Stellen unserer Beurtheilung machen, mit Hn. *Eschenburg* theilt: so gereicht das ihm nicht zur Entschuldigung. Also müssen wir es höchst ungereimt nennen, wenn die *Redner* und die *Epistolographen* einen Abschnitt zusammen ausmachen, da sie weder durch Styl, noch Gegenstand, noch in irgend einer äußerlichen Rücksicht verwandt sind. Und im Gegensatz scheint es uns wenig zweckmäßig, die *Geographen* von den *Historikern*, und die *Ärzte* von den *Naturforschern* zu sondern. Ganz — und mit großem Unrecht — vergessen sind die *Astronomen*. Besitzen wir doch von den *Katasterismen* des *Eratosthenes* noch sehr bedeutende, von *Schaubach* mit gelehrtem Fleiß zusammengestellte Fragmente; ja sogar noch ganze Schriften vom *Geminus* und *Kleomedes*, von welchen beiden der ohn längst in Dresden verstorbene *Conrektor Reiff*, der wackere Herausgeber des *Artemidoros*, durch bedeutende Collationen besonders venetianischer Handschriften unterstützt, eine neue Ausgabe vorbereitete. Und *Idlers Geschichte der Astronomie bey den Alten* ist ja ein Werk, auf das die Nation stolz seyn kann.

Nun ist noch zu untersuchen, mit wie viel oder wie wenig Einsicht die einzelnen Autoren durch die verschiedenen Classen distribuit sind; und ob diese vollständig heißen können. Was die erste Frage betrifft: so wird es schwerlich allgemeinen Beyfall finden, daß die philosophirenden Schriften des *Annaeus Cornutus* und des *Sallustius* über Gottheit und Welt unter die *Mythographen* gehoben sind, wenn sie schon in des *Thomas Gale* Sammlung stehn. Eben so dürfte es billig seyn, das *Violarium der Eudocia* aus dieser Classe hinaus, und unter die *Geschichtschreiber* zu rücken: wenn nicht überall eine neue, von Hn. F. nicht gemachte Abtheilung für die *Lexikographen* anzurathen wäre; denn auch *Suidas*, der reichlich an historischen Notizen, und der technologische *Sallus Polydenes*, sind nur sehr uneigentlich unter die *Rhetoren* und *Grammatiker* zu zählen,

Bbbb

welcher Rubrik sie durch Hn. F. untergeordnet sind. Wäre des *Probianos* Lexikon über den *Hippokrates* nicht ganz vergessen worden: so wäre auch das vorgeschlagene Abtheilung für die Lexikographen als notwendig gezeigt haben. Unter die Redner ferner gehören nicht *Herodes Atticus*, *Maximus Tyrius*, und alle die späteren Sophisten: so wenig als *Alkiphron* und *Aristanetos* unter die Epistolographen. Dem *Joannes von Stobi* widerfährt zu viel Ehre, wenn er unter die Philosophen gezählt wird: so gut als er hätte es auch *Photius* verdient. Und unter die Historiker gehören so wenig die beiden *Philostrates*, als *Tzetzes* mit seinem „historischen Gedicht.“ Bey Hn. F's Verkehrtheit wäre es nicht sehr zu verwundern, wenn die gesammten Epiker von den Homeriden an, (denn diese sind unstreitig um Vieles historischer, als der Spätling *Tzetzes*.) unter den Geschichtschreibern zum zweyten Mal aufgeführt wären. Dagegen wäre es rathsam gewesen, daß Hr. F. eine eigene Classe von Sophisten angenommen hätte: das Wort in keiner der älteren, sondern in der neuesten Bedeutung gebraucht, in der es jeden bezeichnet, der sich eines zierlichen Styls befleißigt, und ohne Bezug auf den Gegenstand ist. In die Classe gehören *Lukianos*, die *Philostrates*, *Alkiphron*, *Aristanetos*, *Herodes Atticus*, *Libanios*, *Maximus Tyrius*, *Himerios*, *Longos* und noch manche aus jenem Zeitalter, wo eigentlich der Begriff der Gelehrsamkeit entstand, und die Wissenschaft zum Gegenstand des Lebens wurde. Darum haben wir es gemüthsbilligt, daß die genannten Schriftsteller unter einerley Benennungen mit den alten, ächten Griechen gebracht sind: welches ein neuer Beweis ist von der widrigen Unklarheit und Frivolität, die Hn. F. bey seinen Abtheilungen leiteten.

Was die Vollständigkeit im einzelnen Aufzählen der Autoren anlangt: so finden sich auch hier ungeheure Lücken, die wir nur andeuten, nicht ausfüllen wollen. Vor allem vermiffen wir vier ganze Corpora, die keineswegs unbedeutend sind, die *Musiker*, die in der Ausgabe von *Meibom* vereinigt, und neuerdings durch den herkulanischen, von *Murr* bereits übersetzten *Philodemos* vermehrt sind; die von *Franz* vollständige gesammelte *Phylognomon*; die ganze Sammlung der *Byzantiner* von denen nur *Agathias* und *Zonaras* genannt sind, und endlich die griechischen *Kirchenväter*. Sollten die letztern mit Absicht aus unserm Handbuch verbannt seyn: so wäre davon in den Vorreden Nachricht zu erteilen gewesen; doch würden wir mit Hn. F's Gründen schwerlich zufrieden gewesen seyn. Daß er die christlichen Schriftsteller nicht überhaupt hat ausschließen wollen, das zeigt der Artikel *Chrysostomos* und noch andere. Nun sind aber unter den Kirchenvätern so manche, z.B. *Klemens von Alexandrien*, durch die Reinheit ihrer Gracität, durch die oft ertauerten Beziehungen auf Gegenstände und Gebräuche des classischen Alterthums, endlich durch die schätzbaren Fragmente, die durch sie erhalten worden, von der größten, wenn auch noch nicht allgemein erkannten, Wichtigkeit für das Studium der griech. Literatur, daß der lernende Freund des Alter-

thums durch ein Werk, wie das *fuhrmannsche* seyn will, ganz besonders auf den Werth dieser so unerschöpflichen Männer sollte hingewiesen werden.

Einzelner Namen fehlt eine Unzahl, ohne daß ihre Unbedeutendheit zum Vorwande gemacht werden konnte, da bey weitem unbedeutendere aufgenommen sind. Denn sind die von Hn. F. verzeichneten Fragmente des *Pappos*, des *Ptolomäos Hephästionos*, der zweifelhafte Rest von *Demades* erwähnenswerther, als die größtentheils unverstümmelten Werke des *Philo*, *Gemisthus Pletho*, *Joannes Lydos*, *Hierokles*, *Olympiodoros*, *Anthemios*, *Philoxenos*, *Geminus*, *Kleomedes*, *Aeneias von Gaza*, *Mufonius Rufus*, von dem wichtige Bruchstücke vorhanden sind, *Kallistratos*, *Apoliodoros*, des Mechanikers, der Kaiser *Hadrianus*, *Alexander Numenius*, *Aphthonios*, *Helladios*, und noch unzähliger anderer, welche aufzuführen unnöthig ist, weil sie doch nicht mehr im Handbuche untergebracht werden können. Daß er nicht die Namen aller alten Historiker vor *Herodotos*, aller griech. Dramatiker, aller Redner, aller Byzantiner an den Fingern hergezählt hat, würden wir billigen, wenn er nur bemerkt hätte, diese oder jene Wissenschaft sey zu dieser oder jener Zeit besonders cultivirt worden; wenn er gesagt hätte, es seyen lange Verzeichnisse von Tragikern, Rednern u. s. w.; die alle in Einer Periode gelebt hätten, auf uns gekommen: jetzt aber erkennen wir darin, daß dieß nicht geschehen ist, den schon gerügten gemeinen Sinn wieder, den nur das kümmert, was er mit Händen greifen kann, und die Geistlosigkeit, die nur die Frage kennt, was noch da ist; nicht die andere, nöthigere, was gewesen ist. So wäre auch unentbehrlich gewesen eine Entwicklung von den Veränderungen, die in den verschiedenen Gebieten des Wissens vorgingen; von den Secten, die sich bildeten, besonders in der Philosophie und in der späteren Arzneykunde (das Letztere hätte aus *Sprengel's* Geschichte der Medicin im Alterthum geschöpft werden können). Mit einem Worte, alles, was einigermaßen philosophischen Geist erfordert, allgemeine Ideen, Übersichten, planvolle Anlage, Consequenz; ferner eigenes Studium der griech. Classiker, wahre Gelehrsamkeit, lebendige Einsicht, alle diese ersten und höchsten Erfordernisse zu einem Werke, wie das gegenwärtige, mangeln Hn. F. bis auf die leiseste Spur von ihnen: ja wir möchten uns verneffen, unseren Autor aus seinem eigenen Buche zu examiniren; gewiß, daß er die Frage unzählige Male wird unbeantwortet lassen, so sehr riecht alles nach todter Compilation.

Bey dem Einzelnen können wir uns kürzer fassen: hier ist eines Theils so ziemlich alles gegeben, und der gehörige Fleiß demnach fast hinreichend; andern Theils ist das hieher zu Rechnende unverhältnißmäßig weniger bedeutend. Doch werden wir leider auch hier alle die Fehler zu rügen haben, die irgend gemacht werden konnten. Die Notizen über einen jeden Schriftsteller zerfallen in drey Hauptabschnitte: der erste handelt vom Leben und von der

Person des Autors; der zweyte vom Inhalte und von dem Werthe seiner Schriften; der dritte von den Ausgaben, Übersetzungen und sonstigen Bearbeitungen derselben.

Was nun den ersten dieser jedesmaligen Abschnitte betrifft: so gestehn wir dem biographischen Theile des Handbuchs entschieden den Werth vor den übrigen Theilen desselben zu; müssen aber leider zugleich erinnern, daß es kein sonderliches Verdienst ist, das hieher Gehörige, in *Fabricius* schon vollständig Gesammelte, so gut es eben gehen will, ins Deutsche zu übertragen. Was Hr. F. hiebey Eigenes hätte thun können und thun sollen, das Historische möglichst von Widersprüchen und nichtsagenden Anekdoten reinigen, und das so als gediegen Befundene zweckmäßig anordnen, und in würdiger Kürze erzählen, — das ist nicht geschehen. Denn es werden durchaus alle Erzählungen aufgetischt; auch so ungesalzene, wie die vom *Homer* und den Fischerknaben aus des *Pseudo-Herodot* *vita Hom.*, oder daß der göttliche *Platon* also benannt sey von seinen breiten Schultern: — und von dem Style und der Sprache am Ende der Recension noch einige Worte. Besonders zu tadeln ist die Unstätigkeit, die in Hn. F.'s Chronologie herrscht; statt ein für allemal nach Jahren vor und nach Christus zu rechnen, wechseln diese so bunt mit Olympiaden, Jahren der Welt sogar, mit der julianischen Zeitrechnung und mit Jahren Roms ab, daß z. B. im Leben des *Xenophon* die eine Begebenheit nach J. v. C. G., die zweyte nach Olympiaden bestimmt wird. Wir möchten von Hn. F. nicht fordern, daß er beide Zeitrechnungen auf der Stelle nach einander ausgleichen solle, und er verlangt so etwas von denen, die er belehren will? Oder schreibt er die Jahreszahlen nur so hin, weil es einmal Gebrauch ist; unbekümmert übrigens, ob man sich seiner Angaben mit Bequemlichkeit bedienen kann oder nicht?

Schlimmer sieht es mit dem zweyten Theile aus. Zwar die Titel der verschiedenen Werke eines jeden Schriftstellers werden mit ziemlicher Genauigkeit aufgeführt: wenn gleich auch hier schon manches mangelt. Z. B. unter den Reden des *Lyfias* fehlt die erotische, welche *Platon* seinen *Phädras*, Cap. II — 22. recitiren läßt; unter den Schriften des *Aelius Herodianus* die von *Hermann de emend. graec. gramm. rat.* p. 300 — 318 als Fragm. aus einer augsburger Handschrift zuerst bekannt gemachte *περί ἡμαρτημένων λέξεων*, und unter denen des *Dionysios* von Halikarnassos die *περί τῆς λεκτικῆς Δημοκλέους δεινότητος*, vom *Tyrtäos* aber exiliren nur 3 Elegien, wenn anders auch diese ächt sind, wovon edoch das Gegenheil erweislich seyn möchte. — Trauriger aber um vieles sieht es nun durchgängig mit der kritischen Würdigung aller der erhabenen Werke des Alterthums aus. Dieser Hr. F., der nicht eines von allen mit Sinn und Geist gelesen hat, er durchaus nachbetet, zwar mit guter guten Autoritäten (z. B. *Crauzern* bey *Herodot* und *Thuky-*

dides), der also nichts mit tiefer Überzeugung aussprechen kann, tritt gleichwohl mit empörender Dreistigkeit hin, um über alle die erhabenen Geister von Hellas sein Endurtheil zu verkünden. Dem alten *Andrea Orgagna*, der den Teufel gemalt hatte, war dieser im Traum erschienen, und hatte ihn mit gräßlichen Minen zur Rede gesetzt, woher er sein Conterfey genommen habe; wir wollen dem Hn. F. keine ähnlichen Gesichte gönnen, wenn ihm schon ein solcher Besuch eben so verdient käme, als dem V. einer gewissen deutschen Alceste der ergrimnte *Herkules* in einer mit Unrecht vergessenen Farce von *Goethe*. Denn es ist empörend zu sehen, mit welcher kalten Selbstgenügsamkeit die Blößen des *Aeschyl* und des *Platon* aufgedeckt; mit wie leichtem Lobe hinwiederum der *Euripides* bedeckt wird. Es ist etwas Abscheuliches mit einem solchen willkührlichen Charakterisiren, das von einer hergebrachten fixen Idee ausgeht, und diese nun in zahllosen, nichts sagenden Worten so gewaltig ausdehnt, daß der blaue Dunst am Ende gar die Farbe verliert und unsichtbar wird: denn Form hat er nie gehabt. — Und wenn nun dieses fade Gewäsch wenigstens ein kurzes Uebel wäre! Aber mehr als die Hälfte des ganzen Buchs wird davon ausgefüllt. Etwas der Art schreiben zu wollen, zeigt genugsam an, daß man gar nicht weiß, worauf es dabey eigentlich ankomme.

Der bibliographische Theil des Handbuchs ist eben so schlecht. Was die Ausg. anlangt: so wäre von jedem Schriftsteller nothwendig die *Editio princeps* zu bemerken gewesen, und danach hätten alle diejenigen folgen müssen, die in der Kritik des Textes oder in der Erklärung Epoche machen; d. h. alle, die von einer eigenen Recension ausgehn, oder auch durch reichhaltige Commentare von vielfacher Brauchbarkeit sind. In der Vorr. zum zweyten Bande ist zwar zu lesen, es seyen diesem die Nachweisungen der ersten Ausg. beygefügt: aber das ist eine Unwahrheit, indem sie fortwährend bey einer großen Menge von Schriftstellern fehlen, als bey *Dionysios* von Halikarnassos, *Xenokrates*, *Apollonius* von Perga, den *Geoponicis* und vielen anderen. Eine ordentliche Geschichte des Textes aber, einfach durch Aufzählung der Epoche machenden Ausgaben dargestellt, ist — wie alle philologische Bearbeitung — etwas, wovon Hr. F. gar keine Idee hat. Dagegen erspart er seinem Leser keine der vielen erbärmlichen Editiönnchen, die die Herren *Hälfemann*, *Teucher*, *Büchling* und Geistesgenossen in jeder Messe ans Licht treten lassen, ob man schon deren Titel und Preise in allen Buchläden und Katalogen finden kann. Dasselbe Urtheil ist von den in großer Vollständigkeit dem *Fabricius* nachcitirten einzelnen Erläuterungsschriften über jeden Autor gültig. Dabey herrscht in der Auswahl der literarischen Nachweisungen ein solcher Unverstand, daß z. B. bey *Homer* das vortreffliche *Lexikon* von *Damm*, die mythologischen Briefe von *Kass* und die homerischen von *Wolf* vergessen sind.

vor *Berndtii Lex. Hom.* und den elenden Klätschereyen des berüchtigten, nun zur Ruhe gebrachten *gothaer Correspondenten* (siehe *Voss* im Intelligenzblatt der A. L. Z. 1803. No. 121). Eben so bey *Mußos* wird die Ausg. von *Schrader* nicht, wohl aber die von *Teucher* erwähnt, u. f. f. Eben so bey den Übersetzungen: hier fehlen besonders bey den Dichtern diejenigen lateinischen, die poetischen Werth haben, als *Allegri's* von der *Ilias*, *Helius Eobannus Hessus* von den *Bukolikern* und anderen, *le Snaurs* vom *Pindaros*, *Joseph Scaligers* von den orphischen Hymnen und dem *Lykophron*, die zugleich Wunder von Gelehrsamkeit und vielfach merkwürdig sind. Auch solche vermissen wir, die von kritischem Werth sind, z. B. die des *Sophokles* von *Vitus Vinfanius*, und des orphischen Argonautengedichts von *Cribellus*. Eben so hätten auch Übertragungen in alle lebenden Sprachen aufgenommen seyn sollen, wenn sie sonst vortreflich sind, z. B. die englischen Übersetzungen der Tragiker von *Potter* und *Franklin*. Aus eben diesem Grund hätte die grösste Zahl der aufgeführten französischen ganz wegbleiben sollen. — Eben so erbärmlich als die Auswahl ist auch die immer sehr ausführliche Beurtheilung der ausgewählten Bücher, aus vielen Zeitschriften zusammengebettelt, und das nicht ohne Mühe. Es begreift sich, daß Hr. F. nicht alles Neue selbst inspiciere konnte, und fern von uns sey es, ihm das vorwerfen zu wollen: nur nehme er nicht die Miene an, als kenne er alles aus eigener Ansicht. Bey *Boissonade's* Ausg. von *Philostr. Heroicis* ist ihm sogar der schlimme Streich gespielt, daß seine Feder, während sie sich im begeisterten Lob dieser mittelmässigen Arbeit ergoß, sich auch zu den vortreflichen *Indicibus* der Ausgabe verloren, die ihr so ganz mangeln, daß sich *Boissonade* selbst darüber in der Vorrede entschuldigt. Seine Urtheile wieder zu beurtheilen, wäre eine undankbare Mühe; zur Probe verweisen wir auf die Kritik von *Bothe's Euripides*, in der so ziemlich alle Lächerlichkeiten der *fuhrmannschen* Manier vereinigt sind.

Wir könnten nun noch Beyspiele anführen von vollkommenen Widersprüchen, abgeschmackten Meinungen, offener Unkunde der griechischen und lateinischen Sprache, wenn uns dieses traurige Geschäft nicht zum guten Glück schon durch einen gelehrten Rec. in der Leipz. L. Z. abgenommen wäre.

Hr. F.'s Styl entbehrt gerade desjenigen, was hier am nöthigsten war, der Präcision und der Bestimmtheit. Es scheint ordentlich, als habe die Sprache seinem Streben in die Breite nicht genügen wollen, und als habe er den überall wiederkehrenden Gedankenstrich zu Hülfe nehmen müssen. Es würde nicht schwer fallen, Hr. F.'s Phrasen allemal auf die Hälfte ihrer Länge zu reduciren, ohne einen Gedanken zu verwischen. Von der Incorrectheit und Unreinlichkeit seiner Diction würden wir Proben geben, wann beide Eigenschaften nicht so sehr ins Große ge-

trieben wären, daß davor jede Einzelheit verschwände. Den Schluss des letzten Bandes macht ein doppelter Index, einer über die classischen Schriftsteller der Griechen selbst, der andere über die erheblichsten Sachen, lit. Notizen, Schriften, Schriftsteller, Ausg. der Classiker u. f. w.: aber beide sind ganz unvollständig, und enthalten eigentlich nichts, als was man auch ohne Index finden könnte. Zusätze, Abänderungen und Verbesserungen will Hr. F. dem zweyten Theil seiner röm. Lit. — mit der er uns jetzt bedroht — anhängen. Aber damit kann nicht viel gebessert werden.

Sollen wir nun noch etwas über die allgemeine Brauchbarkeit des Buches hinzufügen? Bey der Gemeinheit seiner Tendenz wäre es gefährlich, es dem lernenden Jüngling in die Hände zu geben; auch ist der Preis für den allgemeinen Ankauf viel zu hoch. Will sich der Anfänger nur obenhin mit der griechischen Literatur bekannt machen: so ist *Fuhrmann* viel zu weitläufig, und *Schaaff* oder *Rienäcker* ohne Vergleich vorzuziehen; dem nach genauerer Kenntniß arbeitenden wird unser Handbuch bald nicht genügen, und dieser muß allemal an des wackeren *Harles* mühevollen Werk verwiesen werden. Denn wer sich dem Studium der alten Literatur widmen will, und nie in den Stand kommt, die großen Hauptwerke in seiner Wissenschaft benutzen zu können, der bleibe ganz davon. Wer aber an einer allgemeinen Übersicht genug hat, der wird Hr. F.'s Werk gar nicht gebrauchen können, weil gerade das Allgemeine, jedem Interessante fehlt. Auch hat Hr. F. kein einziges anderes Hülfsmittel entbehrlich gemacht, da man ihm nicht trauen kann, und er sogar noch selbst auf den *Fabricius* verweist, z. B. Th. 2, 2. S. 23 und öfter. — Wir bedauern also von Herzen, daß sich Hr. F. eine so unnütze Mühe nicht erspart, daß er sich in ein Gebiet gewagt hat, in welchem er durchaus Fremdling ist und bleiben wird: wir wollen ihm indess die beste Absicht dabey gern zugestehen. Nur schade, daß er so gänzlich unbekannt mit dem war, was seine Schultern tragen konnten. Denn bey der lobenswertheften Gesinnung würde er gleichwohl das Studium der alten Literatur um Decennia zurückversetzen, falls er mit seinem Handbuch Eingang fände. Haben wir durch das Gesagte gezeigt, welche Fehler unser Mitbürger begangen, und was die Ursache davon; haben wir redlich betrachtet, ob er seine Sache weiter gebracht, oder was er anderen Mitbürgern noch zu thun gelassen, — und das glauben wir gethan zu haben: — so wäre geleistet, was *Herder* von einer Kritik verlangte, und wir setzen nur noch hinzu, daß die Verlags-handlungen der zwey letzten Bände zwar für bessere Typen gesorgt haben, daß aber alle drey darin mit einander wetteifern, das Buch durch unerhörte Incorrectheit des Druckes — besonders in den griechischen Stellen — noch unbrauchbarer zu machen, als es schon durch sich ist.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J U N I U S , 1 8 0 9 .

P H Y S I K .

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten*, von Johann Carl Fischer, der Philos. Prof. zu Jena, (jetzt zu Dortmund). I Band. Mit 5 Kupfertaf. 1801. XIV und 504 S. II Band. Mit 6 Kupfertaf. 1802. 616 S. III Band. Mit 4 Kupfertaf. 1802. 564 S. IV Band. Mit 6 Kupfertaf. 1803. 842 S. V Band. Mit 2 Kupfertaf. 1804. 992 S. VI Band. Mit 6 Kupfertaf. 1805. 916 S. VII Band. Mit 3 Kupfertaf. 1806. 1076 S. VIII Band. Mit 1 Kupfertaf. 1808. XCIV u. 951 S. gr. 8. (24 Rthlr. 4 gr.)

Auch unter dem Titel:

Geschichte der Künste und Wissenschaften seit der Wiederherstellung derselben bis an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Von einer Gesellschaft gelehrter Männer ausgearbeitet. Achte Abtheilung. Geschichte der Naturwissenschaften. I. Geschichte der Naturlehre, von u. s. w. I — VIII Band.

Wir machen mit diesem Werke den Anfang, von der großen und vielmfassenden *Geschichte der Künste und Wissenschaften*, welche wir No. 48 u. 49 im Allgemeinen charakterisirt haben, die einzelnen Theile, sofern ihre Erscheinung in die Periode unserer A. L. Z. fällt, genauer zu beurtheilen. Wir freuen uns, dieses Werk als ein solches rühmen zu können, das nicht nur die Bahn der historischen Physik gebrochen, sondern auch die meisten Erfordernisse befriedigt hat, welche die Kritik an ein Werk dieser Art machen kann. Überall sieht man chronologische Ordnung mit wissenschaftlicher Form verbunden, wodurch dem Zusammenhang eine zweckmäßige Ründung, und dem wissenschaftlichen Fortrücken einzelner Theile der Naturlehre eine angemessene und deutliche Gestalt gegeben wird. Der Vf. hat seine *Geschichte* überhaupt in 2 Perioden abgetheilt. In der ersten wird die Naturlehre seit dem Zeitraume der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa bis auf *Newton*; in der zweyten von *Newton* bis auf die neuesten Zeiten, eigentlich bis auf den Anfang des 19 Jahrhunderts, vorgetragen. Jede dieser Perioden zerfällt hiernächst in einzelne Epochen, wovon jede von einer gewissen merkwürdigen Veränderung entweder der ganzen, oder eines einzelnen Theils der Physik ausgeht, und sich bis zu einer nächstfolgenden Veränderung erstreckt, mithin einen unbestimmten Zeit-

raum enthält. Eine jede Epoche aber begreift 2 Abschnitte, nämlich 1) die Geschichte der allgemeinen, 2) Geschichte der besondern Physik. Diese Epochen-eintheilungen vertreten Abschnitte, wovon jeder in eigene Capitel zerfällt.

Hr. F. hat es sich besonders angelegen seyn lassen, die Naturerscheinungen, deren Geschichtschreiber er wird, nicht aus bloßen Schlüssen *a priori* abzuleiten, sondern aus der Natur selbst herauszuheben, damit man auf diese alle Erfahrungen bauen, und gleichsam neue Gesetze der Theorie gründen könne. Überdies hat der Vf. an dem gehörigen Orte die Gründe der *atomistischen* und *dynamischen* Lehre näher und deutlicher auseinander zu setzen gesucht, damit selbst Dilettanten, die bisher noch keine Physik vortragen hörten, sich von dem Unterschiede beider Lehrgebäude überzeugen und entscheiden möchten, welches von beiden das zweckmäßigste für Theorie und Praxis der Naturlehre sey.

I Band. I Periode: *Geschichte der Physik bis zur Mitte des 17 Jahrhunderts nach Chr. Geburt*. Die erste Epoche liefert die *Geschichte der Physik bis auf die Zeiten von Cartesius*, wobey im ersten Abschnitte ein historischer Überblick der *allgemeinen Physik* vorgeht, welcher mit der scholastischen Philosophie anfängt, wovon bekanntlich das Haupt der berühmte *Baco von Verulamio* war. Dieser Abschnitt begreift vier Cap. Das 1ste handelt von den sogenannten ersten Neuerern gegen die bisherige aristotelische Naturlehre, wobey *Telefius*, ein Neapolitaner von Cazenza, obenan steht. Indem Hr. F. S. 5 — 12 *Telefius* Verdienste um die Verbesserung der aristotelischen Naturlehre gegen die Mitte des 15 Jahrhunderts entwickelt, und dabey die Hauptchrift desselben: *De rerum natura*. — Neap. 1586 fol., auch die weitere Ausführung des Neuerungs-systems nach *Baco* anführt, hätten auch die Bemühungen der Anhänger dieses neapolitanischen Weltweisen angeführt werden sollen, die *Anton Perisus*, *Sertorius Quattramani* und *Thomas Campanella* damals gegen die Widersacher des gelehrten *Telefius* unternahmen, als der erste (*Perisus*), nach dem Ableben des Neapolitaners (1588), aus dessen hinterlassenen Schriften noch *varios de naturalibus rebus libellos*, Venet. 1590, 4 herausgab, worüber, wie über den Werth der *telefischen* Revolution in der damaligen Physik, *Theof. Elog. des hommes savans*. T. III. p. 450 ff. N. C. *Papadopolus Hist. Gymnas. Patav.* T. II c. 32. §. 146, p. 248 sqq. *J. G. Lotteri Vita et Philos. Bern. Telefii Dissertat.* Lips. 1753. 4. *Morhof*, *Niceron*, *Brucher* u. a. ausführliche Nachrichten geben. Alles Ubrige aus dem Zeitraume dieser, auf den Neapol-

Cccc

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

anner gefolgten Neuerer in der Naturlehre, ist hier richtig angegeben. Im 2 Cap. werden die Meinungen und Entdeckungen seit den Zeiten des Bacon vorgetragen, und zuvörderst die allgemeinen Eigenschaften der Körper betrachtet, wobey gezeigt wird, daß, außer Bacon, alle übrigen physikalischen Schriftsteller bis zu den Zeiten des Cartesius, in der allgemeinen Naturlehre, untheilbare Atome und eine zerstreute Leere der Materie annehmen, ob sie gleich den Körpern selbst keine Geister, wie Bacon, zuschreiben. Dann folgt die Lehre von der Schwere, Gravitation und dem Falle der Körper, wie sie von den Aristotelikern und Scholastikern erklärt, nächst dem aber von Copernicus, Bacon, Galilei, Kepler u. a. früher und in den Zeiten, wovon hier die Rede ist, erklärt wurden. Von dem Zusammenhange oder der Cohäsion der materiellen Theile der verschiedenen, uns umgebenden Körper, deren Größe, Bewegung überhaupt, und der Pendelbewegung insbesondere. Ferner werden von der Wurfbewegung die Theorien des Tartaglia, Galilei und Schweuter angeführt, und das Gleichgewicht fester Körper, nach der Lehre des Pappus, auf die 5 mechanischen Potenzen requirirt, die bis auf Stevin die allgemeinen Lehrsätze der damaligen Naturlehrer waren. S. 75 wird daher auf dieses holländischen Mathematikers *Beghins der Weeghkonst.* Amst. 1596. 4 (ein sehr selten gewordenes Buch) Bezug genommen. (Ausführlicher, auch mit mehreren Theorien und Erfahrungen begleitet, hat Simon Stevin diesen Gegenstand abgehandelt in seinen *Wisconftige Gedachtenissen, Vierde Stuk* (Deel). Van de Weeghkonst, S. 1—219. Leyd. 1605. fol., oder in der lateinischen Ausgabe dieses Werks, welche Willebrod Snellius unter dem Titel besorgte: *Hypomnemata mathematica*, Tom. IV. p. 1—196. L. B. 1605. fol. Überdies hat der Sohn dieses berühmten Mathematikers und Naturforschers, Heinrich Stevin, Herr von Alphen u. s. w., aus den hinterlassenen Handschriften seines Vaters manches hieher Gehörige späterhin unter dem Titel bekannt gemacht: *Wisconftighe Filofofisch Bedryf*, Leyd. 1667. 4, mit einem besonderen Bande Kupfertaf. und einem eigenen Titel: *Plaetboek enz.* Leyd. 1667. fol., wovon das 3te bis 6te Buch, auch 10te und 12te, jedes besonders paginirt, von verschiedenen Lehren der Statik handeln. Alle drey Werke sind außerst selten.) Über das Gleichgewicht und die Bewegung tropfbar flüssiger Körper, wie über das Gleichgewicht und die Bewegung der Luft, der schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper, wird mit Gründlichkeit gehandelt (indessen wäre es doch schicklich gewesen, daß S. 99—101 bey der Ausführung vom Alter des Sprachrohrs, wobey sichtbar die treffliche Abhandlung in *Beckmann's Beytr. zur Gesch. der Erfind.* 1ster Bd. 4tes St. S. 455, zum Grunde liegt, auch auf dieses Buch wäre Bezug genommen worden). — 3 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche das Weltgebäude überhaupt betreffen, werden die Meinungen der Gelehrten aus jener Epoche gesammelt, welche für und wider die aristotalische Schule waren. In dieser Hinsicht findet man ihre Hypothesen von der Sonne, dem Monde, den Planeten, Kometen und Fixsternen im We-

sentlichen vorgetragen. 4 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche unsere Erde besonders betreffen. S. 135 ff. wird richtig bemerkt, daß Willebr. Snellius der erste gewesen, welcher eine trigonometrische Methode gezeiget habe, einen Bogen des Meridians durch unmittelbare Messungen zu finden (s. *Eratoſthenes Batavus de terrae ambitus vera quantitate*, 1 $\frac{1}{2}$ Bog. u. 263 S. L. B. 1617. 4.). Zuletzt heist es: „Snellius selbst entdeckte Fehler in seiner Messung und Rechnung; allein der Tod (im J. 1626) hinderte ihn, selbige zu verbessern.“ (Richtig; Schade, daß Hr. F. die von Hn. Krakenhoff vor etwa 2 Jahren in dem *Allgemeinen Konft en Letterbode* angezeigten Fehler des Snellius, welche, wenn Rec. nicht irrt, auch von Hn. von Zach in der *monatl. Correspond.* übernommen worden sind, damals bey der Ausarbeitung dieses Gegenstandes noch nicht berücksichtigen konnte.) Indem die Oberfläche der Erde für jenen Zeitpunkt beschrieben wird, werden Nachrichten von den ältesten Landcharten gegeben, welche man Sebast. Münster, Ortelius und Gerhard Mercator verdankt. (Von Sebast. Münster's *Cosmographia* wird S. 138 die älteste lateinische Ausgabe, Bas. 1550 angeführt. Auch Rec. besitzt sie nicht, und hat sie nie gesehen; mithin kann er nicht urtheilen, ob die Charten darin nach Art derer, die Abrah. Ortelius und Gerh. Mercator später herausgaben, eingerichtet sind. In seinem Exemplar von S. Münster's *Cosmographie*, deutsch, Basel 1578. gr. fol. sind sie schlecht, und bestehen in bloßen Holzschnitten; die deutsche Zueignungsschrift an den König von Schweden ist aber vom 17 März 1550 datirt. — Münster starb zu Basel 1552 an der Pest, wie seine Grabschrift ausweist, in einem Alter von 63 Jahren (vgl. Kästner's *Gesch. der Mathemat.* 2ter Bd. S. 330. §. 29). Von Abrah. Ortelius ist in Ansehung der geographischen Chartenkunde sein *Thesaurus Geogr.* Antverp. 1587, auch 1596. fol. merkwürdig, und in *Gerhardi Mercatoris Atlas, five cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura*, sind die ältesten in Kupfer gestochenen Landcharten vorhanden, die bisher in der Literatur bekannt geworden. In der fünften Ausgabe dieses selten gewordenen Werks, Amsterd. 1623. fol. Atlasformat, worin sich der Brief von Reinhard Solenander in Düsseldorf, d. d. July 1594, befindet, führt die erste platte Erdkugelcharte die gravirte Jahreszahl 1587, eine der ältesten Charten, die in den Niederlanden, und, so weit sich Rec. erinnert, von gestochenen Charten in Europa bekannt ist.) Über die Atmosphäre der Erde, die Erdkugel, als Planet in unserem Sonnensystem betrachtet, und die Meinungen über die Entstehung und Bildung der Erde werden viele historisch-scientifische Notizen nach Vitruv, Cardan, Riccioli, Varenius u. A. eingeschaltet, und im zweyten Abschnitt von den Entdeckungen und Meinungen in der besonderen Physik gehandelt. Dieser Abschn. zerfällt in 7 Capit. Im ersten trägt der Vf. die Entdeckungen und Meinungen in der Lehre vom Lichte vor, wobey er zuvörderst die allgemeine Eigenschaft des Lichts, dann die optischen Entdeckungen, welche nicht die Fernröhre und Mikroskope betreffen, hierauf die Erfindung des Fernrohrs und des Mikroskops untersucht und die Meinungen über diese Gegen-

de aus jenen und früheren Zeiten vergleicht, wozu ihm die zerstreuten Materialien, die er deshalb ordnen mußte, Veranlassung darboten. (S. 180 wird richtig die Unwahrscheinlichkeit behauptet, daß der Mönch Roger Bacon das Fernrohr gekannt habe. Rec. ist ebenfalls der Meinung, ungeachtet Molineux in *Dioptrica Lib. II. Cap. 6* beweisen will, Bacon habe sie nicht nur gekannt, sondern sogar erfunden. Vgl. *Perspect. Part. III. discus. ult. p. 167*. Allein Montucla *hist. des mathémat. Vol. II. p. 166*, besonders Smith in den Anmerkungen über das erste Buch seines vollständ. *Lehrbegr. der Optik*, nach der Kästner'schen Ausg. S. 378 u. 388 ff., erinnert, daß Bacon auf das künstlichere Fernrohr, nach der hievon a. a. O. auszugsweise gemachten Beschreibung, gewiß nicht habe kommen können; und Klügel versichert in einer Anmerkung zu seiner Übersetzung von Priestley's *Gesch. der Optik* 1ster Th. S. 19, Bacon habe Vieles aus eigener Einbildungskraft geschrieben. Dahin kann man gewiß auch die Stelle von Roger Bacon *Opus Majus, ad Clementem Quintum Pontific. Roman. Pars Quinta. De Scientia perspectiva. pag. 352. ed. S. Jebb. Lond. 1733. fol.*, rechnen, welche Scheibel in seiner *Einleit. in die mathemat. Bücherkenntn.* 1ster Bd. Neue Aufl. 1781. 8. S. 291 gewissermaßen erläutert. — Sicherer, sagt Kästner (a. a. O. II. S. 246), scheint mir, daß Porta das Fernrohr gekannt habe. Hr. F., der auf alle diese Stellen nicht Rücksicht genommen zu haben scheint, sondern bloß Porta's *Magia naturalis* und Keplern gefolgt ist, setzt S. 181 hinzu: „Wenn Porta etwas den Fernröhren Ähnliches entdeckt hätte: so würde er gewiß bey der Eitelkeit, wovon seine Schriften Beweise genug geben, eine solche Erfindung mit den größten Lobeserhebungen beschrieben haben.“ — Inzwischen handelt der Jesuit Casp. Schott in seiner *Magia universalis naturae et artis*, Bamb. 1677. 4. Tom. I. Lib. X. Synt. I. Cap. 1. pag. 490—493, vom Ursprunge und dem Urheber des damals gewöhnlichen Fernrohrs, und führt S. 492 den Anfang des 11ten Cap. aus dem XVIIten Buche von J. B. Porta's *Magia naturalis* an, worin er zwar gesteht, die Worte: *de industria transposita, ad mysterium occultandum*, wären dunkel, jedoch sofort verichert, P. Athanasius Kircher habe damals, wie er sich zu Rom aufgehalten, eine Handschrift in italienischer Sprache geliehen bekommen, deren Vf. Porta gewesen, worin sich derselbe die Erfindung des Fernrohrs zueigne, und dieses Mspt. als eine nähere Erläuterung des 10ten Cap. seiner natürlichen Magie ausgegeben habe. Vgl. Casp. Schotten *Mag. optica, d. i. geheime, doch naturmäßs. Gesicht- und Augen-Lehr u. s. w.* S. 463 ff. Bamb. 1671. 4. Dieser Umstand hätte daher eine nähere Untersuchung verdient. Übrigens ist es irrig, wenn Hr. F. von Porta's *Magia naturalis etc.* Lib. XX. Neapol. 1558. fol. anführt. Nach J. J. Bauer's *Bibl. rarior. univers. 3ter Bd. S. 236* ist dieses allerdings die erste Ausgabe von diesem Buche; aber nur Lib. IV statt Lib. XX. — Die erste vermehrte Ausgabe, welche 20 Bücher enthält, ist, wie Bauer a. a. O. sagt, Neapel 1589. fol., und die, welche Rec. vor sich hat, und den Titel führt: *Joan. Baptist. Portae Neapolitani Magia naturalis Libri viginti etc.* ist von 1650. 8., wofelbst Porta in der Vorrede Nachricht von dieser vermehrten Ausgabe ertheilt, und worüber Scheibel rine, auf Berichtigung führende Bemerkung macht,

f. *Einl. 2. mathem. Bücherkenntniss.* 2 Band. S. 294. Was übrigens von den Bemühungen der ehemals vereinigten Niederländer zur Erfindung des Fernrohrs S. 182—184 nach Cartesius, Borellus u. a. erzählt wird, hat auch Montucla a. a. O. vorgetragen, welcher es fast wörtlich aus Schott l. c. entlehnte. Übrigens läßt unter Vf. die Meinung des Montucla, die er zwar berührt, aber die Stelle davon nicht anführt, (f. *Hist. des mathématiq. Vol. II. p. 174. ed. Paris 1758. gr. 4.*) unentschieden: daß Fontana das Mikroskop erfunden habe. Rec. hält mit Priestley, Kästner und allen Neueren dafür, daß das Mikroskop, als eine Folge der Fernröhre, entdeckt worden sey, und daß Fontana keinen Antheil an dieser Erfindung habe.) Die Regenbogen, Farben und andere optischen Erscheinungen aus dieser Epoche machen den Beschluß dieses Capitels. — 2 Cap. Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von der Wärme. Zuerst wird das Wesen der Wärme, dann das Thermometer, nebst der freyen, fühlbaren oder thermometrischen Wärme, ferner die Wirkung der Wärme auf die Körper, nach Bacon beschrieben. — Das 3 Cap. enthält die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre vom Feuer; das 4te die vom Wasser, und das 5te die von der Gährung. Der Vf. trägt im letzteren die Meinungen über solche Erscheinungen vor, die von den von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organischer Körper abhängen, wobey Bacon von Verulam, nach der lateinischen Ausgabe dessen sämtlicher Schriften (Francof. 1665. fol.), der Hauptführer ist. — Die Lehre von der Elektrizität beschäftigt den Vf. im 6 Cap., worin zuvörderst die Versuche, die an elektrischen Körpern vor mehr als 200 Jahren gemacht worden, dargestellt werden, und welche die frühe Elektrizität, die die Alten nicht kannten, hinlänglich beweisen. Bacon und Gilbert sind die einzigen Führer für diesen Zeitraum. — Im 7 Cap. werden endlich die Entdeckungen in der Lehre vom Magnetismus nach Porta und Gilbert erzählt, welches auf die Entdeckung der Magnetsadel und deren Abweichung führt, wovon S. 252—258 die historischen Data mit ziemlicher Genauigkeit angegeben und geordnet werden. Die Meinung einiger, welche die Erfindung der Magnetsadel den Chinesen zuschreiben, läßt der Vf. unentschieden. (Wenn gleich Einige, ohne alten historischen Grund, diese Behauptung durchzusetzen gesucht haben; f. *Vollbeding's Arch. nützl. Erfind.* S. 258: so haben doch Tiraboschi und Jagemann schon früher erwiesen, daß die Magnetsadel vielmehr einen europäischen Ursprung habe, und von den Abendländern zu den Asiaten gekommen sey. Sogar Robertson versichert mit Grund, daß es in der arabischen, türkischen und persischen Sprache kein eigenes Wort für den Compass gebe, wobey er zugleich nach Chardin beweiset, daß die Chinesen, wie alle Morgenländer, die Magnetsadel von den Europäern erhalten hätten, f. *Robertson An historical disquisition of the ancient India*; p. 228—230. Auch Berghaus hat in seiner *Gesch. der Schiffahrtskunde bey den vornehmsten Völkern des Alterthums.* 1 Bd. S. 569 ff., so wie Kästner im Anhang zu diesem Werke. 3 Bd. S. 120 f. ausführlich dargethan, daß die Chinesen, wie alle asiatischen Völkerschaften, die Magnetsadel von dem

Abendländern erhalten hätten; vergl. Niebuhr's Reise nach Arabien, 2 Bd. S. 206 und Riccioli Geograph. et Hydrograph. reformata, Lib. VIII. t. 12. p. 331, S. IX. ed. Venet. 1672. fol., auch Montucla hist. des mathématiques, Vol. I. p. 434 — 438.)

Zweyte Epoche. Geschichte der Physik von den Zeiten des Cartesius bis zu Ende der ersten Periode, oder bis auf Newton. Der 1. Abschnitt enthält die Geschichte in Rücklicht der allgemeinen Physik. Zu-vörderst werden die Meinungen der Schriftsteller aus diesem Zeitraume über die allgemeinen Eigenschaften der Körper, dann die späteren Versuche und die darauf gebaueten Theorien über Schwere, Gravitation und freyen Fall der Körper erzählt. Der Vf. zeigt, daß durch die beiden Systeme, die Descartes und Gassendi aufgestellt hätten, das aristotelische gänzlich verdrängt worden sey; und ungeachtet letzteres durch du Hamel sehr stark vertheidiget wurde: so findet man doch nicht (worin er ganz Recht hat), daß dieser bey seinen Zeitgenossen, oder bey seinen Nachkommen, etwas damit ausgerichtet habe. — Die Versuche, welche Riccioli, Dechales, Galilei und andere angestellt haben, werden mit den Resultaten ihrer Beobachtungen und den daraus abgeleiteten Theorien genau angegeben. (Was von Dechales angeführt wird, steht in dessen *Cursus seu Methodus Mathemat.* Tom. I. p. 464. a. Lib. II. propof. 1. ed. Lugd. Paris. 1674 fol. und in dessen zweyter verbesserter Ausgabe, die 11 Jahre nach seinem Tode zu Paris herauskam: Tom. II. p. 264. l. c. 1690. fol. — Da Hr. F. die Ausgabe nicht angiebt: so haben wir diese hier beyläufig ergänzt, um ihm zu zeigen, daß wir ihm fast in jedem Puncte Schritt vor Schritt gefolgt sind. Übrigens ist S. 278. Z. 4 das Todesjahr von Dechales richtig auf 1678; S. 302. Z. 8 aber unrichtig auf das J. 1679 angesetzt.) Von der Cohäsion, der Bewegung überhaupt und der Pendelbewegung besonders, wird viel Gründliches erzählt, auch S. 337 angeführt, daß schon Huygens die gefundene Länge des Secunden-Pendels zum allgemeinen Fußmaße vorgeschlagen, aber noch nicht gewußt habe, daß das Secunden-Pendel an verschiedenen Orten der Erde ungleich lang seyn müsse, wie man nachher gefunden. (Das ist richtig; aber sind die Grade des Meridians an allen Orten der Erde auch gleich groß, um davon ein zuverlässiges allgemeines Längenmaß (Mètre) ableiten zu können, welches die französischen Mathematiker aus der Revolutionsperiode, gegen Condamin, la Hire, Maupertuis u. a. geltend zu machen gewußt haben? Der Unterschied des Pendels, an verschiedenen Orten der Erde, durch Versuche bestätigt, ist bey weitem so groß nicht, als der, welcher aus der Differenz der verschiedenen Meridianen entsteht, welche unsern der Linie bis nach Grönland oder im nördlichsten Norwegen gemessen werden. Dies weiß man jetzt in Paris recht gut zu erkennen; aber man kann die darauf verwandten großen Kosten nicht wieder zurücknehmen.) Über die Wurfbewegung, den Stuß der Körper, das Gleichgewicht der festen Körper, auch das Gleichgewicht und die Bewegung tropfbar flüssiger Körper, wird viel Lehrreiches angeführt, und im 1. Cap. sind die Ent-

deckungen in der Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Luft vorgetragen. Dahin gehören: die Schwere und das Gewicht der Luft, die man nach Barometerständen und deren Veränderungen damals nur noch unbestimmt zu finden wußte. Daher wird in der Erzählung S. 437 fgg. von Entdeckung der Luftpumpe und Elasticität der Luft auf die Erfahrungen des Torricelli, Pascal u. a. Rücksicht genommen, und deren Verdienste um diesen Theil der Physik beschrieben. (Vgl. Montucla hist. des mathém. Vol. II. p. 280.) Zuletzt folgen einige Bemerkungen und Erklärungen über die Bewegung der Luft, wie sie von Bacon, Descartes, Gassendi, Varrenius und Kircher anschaulich gemacht werden. — Im 2. Cap. werden die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von den schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper abgehandelt; die Lehre vom Schalle, von dem Klange und dem Tone, wird dargestellt nach Mersenna, Otto von Guericke, Gassendi, Dominicus Cassini, Huygens, Picard und Römer, worauf die Versuche von der Zurückwerfung des Schalles im Echo nach Kircher erzählt werden. An diese reiht sich die Geschichte des Sprachrohrs und die der Sprachgewölbe oder der Sprachsäle, worin vorzüglich Kircher zum Führer dient. S. 478 wird das berühmte Echo oder das sogenannte Ohr des Dionysius (des Tyrannen zu Syrakus) in Sicilien erwähnt, und auf Kircher's Nachrichten Bezug genommen. (Auch Schott hat dies beschrieben, und davon wunderliche Dinge erzählt: s. *Magia Phenocampt.* p. 82. Mehrere Stellen sind darüber gesammelt im *Univ. Lexikon*; 8 Bd. S. 124 fgg. vergl. *Voyage pittoresque de Naples et Sicile par Mr. de Non*; ferner: Münter's Nachrichten von Neapel und Sicilien; — und Fischer's physikal. Wörterb. 1 Bd. Art. Echo.) 3 Cap. Von den Meinungen und Entdeckungen, welche das Weltgebäude selbst betreffen. S. 482 wird richtig bemerkt, daß Bullialdus das copernicanische System vertheidiget habe; die Stelle dazu wird auf folgende Art citirt: *Philolous. Lib. IV. Amstelod. 1634.* 4. (Rec. hat diese Ausgabe nicht, besitzt aber Bouilland's *Astronomia Philolaica*, Paris 1645. gr. fol., woselbst Lib. V. C. 1. p. 219 seq. etwas davon vorkommt, und Bouilland die Bemerkung macht, daß Copernicus die rückwärts gehende Bewegung der Aquinocial- und Solstitial-Puncte schon beobachtet hätte. Das sagt auch Joseph Scaliger de emendat. temporum, Lib. IV. p. 284, weswegen ihn Petau widerrechtlich tadelt, s. *De Doctrina temporum*, Lib. IV. C. 23. Tom. 1. p. 187. Col. 1. edit. Antwerp. 1703. gr. Fol. vergl. Jackson's chronolog. Alterthümer, a. d. Engl. übers. von Chr. Ernst v. Windheim, S. 357. Nürnberg. 1756 gr. 4. Montucla erwähnt davon nichts, s. *Hist. des mathématiques*, Vol. II. p. 253.) Übrigens werden die Hypothesen, welche die Gelehrten aus diesem Zeitraume von der physischen Beschaffenheit und der Bewegung der Weltkörper, als der Sonne, des Mondes, der Planeten, Kometen und Fixsterne aufgestellt haben, von Hn. F. beschrieben. Angehängt ist das Verzeichniß der Naturforscher, die im ersten Theile vorkommen. —

(Der Beschlus folgt im nächsten Stück.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 J U N I U S , 1 8 0 9 .

P H Y S I K .

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Geschichte der Physik seit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten*, von Johann Carl Fischer u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Den II Band eröffnet das 4 Cap., in welchem, nach dem Systeme der *allgemeinen Physik*, die Meinungen und Entdeckungen vorgetragen werden, die unsere Erde seit *Cartesius* bis auf *Newton* betreffen. *Descartes* Hypothese über die Bildung der Erde wird für das, was sie ist, für einen bloßen Traum erklärt. — Der 2 Abschnitt enthält die Meinungen und Entdeckungen in der *besonderen Physik*, und zerfällt in 8 Cap. Das erste erstreckt sich über die Lehre vom Lichte: es wird das Wesen und die Brechung des Lichts untersucht, auch das Entstehen der Regenbogen nach *Cartesius* erklärt. Die historischen Bemerkungen über die Ursache und Wirkung des Sehens und der Zurückwerfung des Lichts haben uns, wie die Lehre von den Farben, besonders gefallen. In der Erzählung von Erfindung optischer Werkzeuge wird S. 85 ff. die Möglichkeit, dass *Archimedes* die Flotte des *Marcellus*, bey der Belagerung von Syrakus, durch Brennspiegel in Brand gesteckt habe, weder bejahend noch verneinend dargestellt. (Kästner erinnert dagegen: „In Zeiten, da man den Brennpunct im Mittelpuncte der Kugel annahm, machte man also gewiss keine Versuche mit mässig großen Brennspiegeln. Das ist eine *mathematische Erinnerung* gegen die Erzählungen, dass mit Brennspiegeln feindliche Schiffe gezündet worden. *Archimedes* und *Proklus* müßten bessere Theorien von ihren Werkzeugen gehabt haben, die verloren gegangen wären. Die Erzählung von *Archimedes* Brennspiegeln ist freylich schon historisch so schwach, dass kaum nöthig ist, sie mathematisch zu entkräften.“ *Gesch. der Mathem.* 2 Bd. S. 242. vergl. *Montucla hist. des mathémat.* Vol. I. p. 250 und 328.) Was *Grimaldi* von der Biegung des Lichts, die Italiäner von dem Lichte leuchtender Körper, *Bartholin* von den Eigenschaften des isländischen Krystalls oder des Doppelspaths, *Descartes*, *Vossius* u. a. von den Höfen und Nebensonnen und anderen dahingehörigen Erscheinungen gelehrt haben, zeugt nicht minder, wie einige vermischte Bemerk. u. Entdeckungen über die mannichfaltigen Gebiete der *besonderen Naturlehre*, von des Vfs. Sachkenntnis. — Das 2 Cap. enthält die Lehre von der Wärme, wo die

S. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

Meinungen über das Wesen derselben voran gehen. Über die Fortschritte zur Beobachtung der freyen, fühlbaren, thermometrischen Wärme, der Wirkung der Wärme auf die Körper, und der thierischen Wärme, wird viel Gutes gesagt. Das 3 Cap. handelt von den Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten, so wie das 4te vom Feuer. In dem letzteren wird das Wesen des Feuers untersucht, und die verschiedenen Beobachtungen bey der Erregung dieses Elements und die Ursachen der Verbrennung der Körper werden mittelst historischer Quellen aus jenen Zeiten anschaulich gemacht. Im 5 Cap., das die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Wasser enthält, findet man Bemerkungen über die Natur des Wassers, des Eises, der Hygrokope und wasserichten Meteore vorgetragen, welche Aufmerksamkeit verdienen. Das 6 Cap., von der Gährung, ist das kleinste von allen in diesem ganzen Werke; indem die Entdeckungen solcher Erscheinungen, welche von den von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organisirter Körper abhängen, sich vorzüglich nur auf die Bemühungen des *van Helmont*, *Robert Boyle* und *Otto von Guericke* einschränken. Das 7 Cap. ist der Lehre von der Elektricität, und das 8te den Beobachtungen in der Lehre vom Magnetismus gewidmet. Man sieht offenbar, dass viele Behutsamkeit dazu gehört, die oft so genau verwandten Gegenstände, Zeiten und Epochen zu unterscheiden und von einander abzusondern, ohne sich im Wesentlichen zu wiederholen, oder in der einen oder anderen Hinsicht, der Verrückung des Hauptzwecks sich schuldig zu machen. Alle diese oft schwer vorkommenden Probleme hat Hr. F. rühnlich gelöst.

Zweyte Periode. *Geschichte der Physik von Newton bis auf (die) gegenwärtige(n) Zeiten*. Erste Epoche. *Geschichte der Physik innerhalb Newton's Zeitraums*. I Abschn. *Geschichte der allgemeinen Physik*. In Rücksicht dieser wird zuvörderst von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, ihrer Schwere, Gravitation und ihrem Falle, der Cohäsion, der Bewegung überhaupt, und der Central- und Pendel-Bewegung insbesondere gehandelt. Eben so wird der Widerstand gezeigt, den feste Körper erleiden, wenn sie in flüssigen bewegt werden. Ferner vom Stosse und Gleichgewichte der Körper, ihrer Friction, auch dem Gleichgewichte und der Bewegung tropfbar flüssiger Körper. Hierauf folgt das 1 Cap., in welchem die Entdeckungen in der Lehre von dem Gleichgewichte und der Bewegung der Luft, ihrer Elasticität, und andere hieher gehörige neuere Ent-

D d d d

deckungen und Erfindungen geschildert werden. Im 2 Cap. werden dagegen die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von den schwingenden Bewegungen schallender und klingender Körper; im 3ten die, welche das Weltgebäude überhaupt, und im 4ten unsere Erde besonders betreffen, mit gründlicher Kürze erzählt. Bey dem Verzeichniß der vorzüglichsten Naturforscher, die im 2 Bande vorkommen, (S. 609 — 616) müssen wir bemerken, daß *Dechales* und *Kircher* keine Italiäner, sondern jener ein Franzose und dieser ein Deutscher war; dagegen *Dominicus Cassini* und *Peter Gassendi* keine Franzosen, sondern, wie *Jac. Phil. Maraldi*, in Italien geboren und erzogen sind. Anderer kleiner Abirrungen nicht zu gedenken.

Mit dem dritten Bande nimmt der II Abschn. seinen Anfang. Es werden in 8 Cap. die Meinungen und Entdeckungen in der besonderen Naturlehre vorgetragen: also die Lehre vom Lichte; von der Wärme; von der Luft, oder den Gasarten; vom Feuer; dem Wasser; der Gährung; der Elektricität und dem Magnetismus.

Der IV Band fängt mit der zweyten Epoche an, in welcher die Geschichte der Physik, nach den Zeiten *Newton's bis auf Priestley's Untersuchungen über die verschiedenen Gasarten* vorgetragen wird. Der Vf. behandelt diesen Gegenstand in eben der systematischen Form und Ordnung, wie in den vorigen Bänden. In dieser Hinsicht werden zuvörderst S. 1 — 169, nach den schon bekannten Unterabtheilungen, die Entdeckungen und Meinungen der Gelehrten aus diesem Zeitraume in der allgemeinen Physik gezeigt, worauf in 4 Cap. die Entdeckungen in der Lehre vom Gleichgewichte und der Bewegung der Luft; desgleichen vom Schalle; dem Weltgebäude überhaupt, und unserer Erde insbesondere untersucht werden. Dieser Abschnitt ist für die historische Naturlehre in mehrerer Hinsicht wichtig: Einmal, weil der Gang der Wissenschaft und ihre Fortschritte, die sie in diesem Zeitraume gemacht hat, mit der vorgeschriebenen Grenze so genau abgemessen sind, daß diese auch nicht entfernt überschritten wird. Zum anderen kann mancher, mit dieser genauen systematischen Ordnung weniger vertraute naturhistorische Schriftsteller aus jenem Abschnitte lernen, was dazu erfordert wird, eine Wissenschaft, wie die Physik, zu studiren, die, ihrer verschiedenen Unterabtheilungen ungeachtet, dennoch sowohl im Allgemeinen als Besonderen, so oft mit der reinen als angewandten Mathematik verwandt ist, daß es Vielen oft schwer hält, die Grenze der einen, wie der anderen, Wissenschaft zu bestimmen, ohne die eine mit der anderen in dieser oder jener Hinsicht zu vermischen, oder wohl gar zu verwechseln.

Von dem II Abschnitte, der in den folgenden fünften Band übergeht, und der die Meinungen und Entdeckungen in der besonderen Naturlehre erzählt, ist am Schlusse des vierten Bandes nur das 1 Cap., das die Lehre vom Lichte vorträgt, enthalten. Es ist dagegen auch so vollständig auseinandergesetzt, daß es,

nur wenig ausgenommen, fast nichts mehr zu wünschen übrig läßt.

Der V Band, der die Fortsetzung der Geschichte der Physik von *Newton bis auf Priestley* enthält, handelt in der 2 Abtheilung die verschiedenen Materien der besonderen Physik ab, wovon hier das 2 Cap. die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre von der Wärme vorträgt. Zuerst wird das Wesen der Wärme nach *Newton*, *Nollet*, *Euler* und besonders nach *Boerhave*, der das Elementarfeuer in 12 Eigenschaften zergliedert, von mehreren Seiten untersucht, und darauf die Theorie der Wärme, durch den Thermometer- und Pyrometer-Stand, nebst der freyen, fühlbaren oder thermometrischen Wärme angewandt. Hier kommen die verschiedenen Arten der Thermometer vor, welche *Reaumur*, *Martine*, *Musschenbroek*, *Halley*, *de la Hire*, *de Luc* u. a. in diesem Zeitalter erfanden. Das Hauptresultat geht dahin, daß *de Luc*, durch sehr mühsame Untersuchungen, endlich eine genaue Vergleichung des wahren reaumurschen Weingeistthermometers mit dem Quecksilberthermometer von Graden zu Graden zu Stande gebracht habe, wovon S. 10 eine Tabelle im Auszuge geliefert wird. Das 3 Cap. über die Beobachtungen und Entdeckungen in der Lehre von den Gasarten. 4 Cap. über die Entdeckungen und Beobachtungen bey der Lehre vom Feuer. Der Vf. geht sodann zu den Beobachtungen fort, die über die Erzeugung des Feuers und das Verbrennen der Körper von den vorzüglichsten Gelehrten aus dieser Periode angestellt worden. 5 Cap. über die Entdeckungen und Beobachtungen in der Lehre vom Wasser, dabey Manches von Hygrometern, Atmometern und Hyetometern, desgl. von den wäfsrigen Meteor. Das 6 Cap. ist der Gährung oder den Entdeckungen solcher Erscheinungen gewidmet, welche von den, von selbst erfolgenden Mischungsveränderungen organischer Körper abhängen. Das 7 Cap. enthält die Lehre von der Elektricität. Das 8te vom Magnetismus, womit diese Periode geschlossen wird.

Der sechste Theil fängt mit der dritten Epoche, oder der Geschichte der Physik seit *Priestley's Entdeckungen der verschiedenen Gasarten bis auf die neuesten Zeiten* an. Wir halten es, nachdem der Gang des Vfs. aus dem Vorigen klar genug erhellet, nicht für nöthig, auch in dieser letzten Periode alle einzelnen Abschnitte und Capitel der Reih nach aufzuführen. Jeder, der das Werk zur Hand nimmt, kann diese summarische Übersicht des Inhalts sich selbst aus den Überschriften der Capitel leicht verschaffen. Wir werden daher bloß bey demjenigen verweilen, was uns zu eigenen Bemerkungen oder Zusätzen Veranlassung giebt. Bey der Lehre von dem Falle der Schwere und Gravitation der Körper (S. 219 — 237) nennt Hr. F. unter anderen *Guillemini's* Schrift, welche die auf diesen Gegenstand Bezug habenden Versuche beschreibt, die in dem Thurm *degli Asinelli* in Bologna von G. angestellt wurden, sehr selten. Das ist sie auch. Rec. glaubt, daß in Deutschland nicht über vier Exemplare davon aufzuweisen sind, wel-

ches wahrscheinlich dem Mißverhältniß des italienischen Buchhandels zum deutschen zuzuschreiben ist. Rec. sah sie 1801 bey einem Freunde in Amsterdam. Der Titel ist: *Joan. Baptistae Guglielmini, de diurno terrae motu, experimentis physico-mathematicis confirmato, opusculum, Bononiae 1792. Ex typographia S. Thomae Aquinatis. 90 S. 8. Mit 1 Kupf.* Vgl. *Benzenberg's Versuche über das Gesetz des Fall's* u. s. w. Not. S. 270 fg. Schade, daß Hr. F. dieses lehrreiche Buch selbst nicht benutzen konnte! Was davon S. 220 fg. vorkömmt, scheint aus periodischen Schriften entlehnt zu seyn. Bey der historischen Darstellung der Lehre vom Schalle S. 558 vermissen wir die lehrreiche Theorie von *de la Grange* in dessen *analytischer Mechanik*, oder nach der deutschen Übersetzung von *F. W. A. Murlhard*, S. 362 ff. Götting. 1797, gr. 4. wovon zwar die früheren Theorien im Eingange dieses Capitels berührt, aber die späteren Entdeckungen dieses berühmten Mathematikers nicht benutzt worden sind.

Bey der historischen Darstellung der Lehre vom Wasser, VIII Bd. S. 85 — 261, bedauern wir, daß der Vf. in diesem Capitel nicht den historischen Gang über die neueren Entdeckungen in der Lehre von der Bewegung des Wassers in Flüssen und Kanälen mit aufgenommen hat, welches doch ein wesentlicher Theil der mathematischen Physik ist, der, ohne uns auf frühere Untersuchungen einzulassen, während der letzten 25 Jahre, mit trefflichen Theorien, Beobachtungen und Erfahrungen von *Silberschlag*, *Karsten*, *Kästner*, *Hindenburg*, vorzüglich *Wiebeking*, *Woltmann*, *Eytelwein*, *Funke*, *Hennert*, *Brünnings* d. ä., *Conrad*, *Blank* u. m. A., besonders auch einigen Italiänern und Franzosen bereichert worden ist. Das letzte Cap. enthält wieder die Meinungen und Entdeckungen in der Lehre vom Magnetismus. Voran Beobachtungen und Versuche vieler berühmter Physiker; alsdann die von der Gestalt und Beschaffenheit der Magneten, die *Coulomb* am besten in pfeilförmiger Gestalt zu finden glaubte. Die Erfahrung stimmt ganz für diese. Rec. hat zwei große Magneten zu seinem Gebrauche vor einigen Jahren in Holland verfertigen lassen, deren Gestalt nach beiden Grenzen oder Horizontal-Polen völlig einem spitzigen Sector ähnlich ist, deren man sich zur Beklebung der äußeren Fläche am Globus bedient. Diese Figur der Magneten erhält am längsten ihre magnetische Kraft, und ist weniger, wie die Liliengestalt, der Abweichung unterworfen. — Endlich S. 921 — 931 findet sich das alphabetische Namenregister aller Gelehrten, die in sämtlichen Bänden vorkommen.

Das Äußere des Werkes gereicht der Verlagsandlung zur Ehre; nur wird Mancher mit uns beklagen, daß zu den Kupferabdrücken nicht besseres Papier gewählt worden ist. Bgs.

GOtha, b. Becker: *Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger, nebst einer kurzen Einleitung in die Naturgeschichte* von *Fr. Kries*, Prof. am Gym-

nas. zu Gotha. 1804. Zweyte Aufl. 1808. 163 S. 8. (8 Gr.)

Der Vf. besorgt seit einigen Jahren im Landeschullehrerseminarium den Unterricht in der Mathematik und Physik. Für ersteren hat er ein Rechenbuch für Bürger- und Land-Schulen entworfen, und für letzteren gegenwärtiges Lehrbuch. So viel Rec. bey dem Durchblättern gesehen, zeichnet sich dieses Lehrbuch vor ähnlichen weder im Styl, noch in der Behandlung des Gegenstandes aus, und es würde daher überflüssig seyn, eine nähere Anzeige davon zu machen. Doch hat Hr. Kries am Ende eines Paragraphen die abergläubischen Meinungen des Landmanns über manche Naturerscheinung mit angeführt, so wie auch eine und die andere nützliche Bemerkung hinzugefügt. Die Naturgeschichte ist nach *Blumenbach* abgehandelt. Um das Buch nicht zu vertheuern, hat der Vf. keine Kupfer gegeben; die Figuren soll der Lehrer machen. Es ist also bloß für diesen, und nicht für die Schüler. Hiedurch und auch durch die Art des Vortrags scheint das Buch einen Theil seines Zwecks verfehlt zu haben. Der Vortrag ist streng systematisch, wie in allen Compendien, und dieser ist, so viel Rec. die unteren Volksklassen kennt, unter allen der am wenigsten faßliche, und folglich der schlechteste. Hr. K. fängt gleich, wie gewöhnlich, mit den allgemeinen Eigenschaften der Materie an, mit ihrer Undurchdringlichkeit, Theilbarkeit u. s. w., und dies ist gerade dasjenige, was am wenigsten verstanden wird, weil es von den im Leben gewohnten Begriffen am weitesten entfernt ist; auch sind die Menschen, wie die Geschichte lehrt, gerade am spätesten darauf gekommen. Der Mensch erkannte früher die Eigenschaften des Bernsteins, als die allgemeinen Eigenschaften der Materie. Rec. würde immer den historischen Vortrag vorziehen, weil er bey diesem glaubt leichter verstanden zu werden. Er weist es aus eigener Erfahrung, wie wenig er in seinem ersten Cursus der Physik vom systematischen Vortrage des Professors verstand; und *Hauff* in Marburg las doch die Physik sehr gut. Die Begriffe sind dem Zuhörer neu, er ist nicht gewohnt, sie in ihrer Allgemeinheit zu fassen und zu begreifen, und daher verstanden selbst in *Lichtenberg's* Hörsaal *Lichtenberg* Wenige. Im täglichen Leben hat man es nur mit Erscheinungen zu thun, die historisch sind, und die nichts weniger als systematisch zusammenhängen. Wenn man in den Hörsaal tritt: so hört man auf einmal von den allgemeinen Eigenschaften der Körper reden, von den Gesetzen ihrer Bewegung und ihres Falles, und faßt dieses höchstens, wenn's gut geht, mechanisch auf, bekommt aber keine lebendige, anschauende Idee davon, und begreift gar nicht, wie die Menschen zu allen diesen Kenntnissen gekommen sind, die auf einmal so vollendet und so imponirend vor uns treten. Der historische Vortrag, wo man z. B. das galiläische Gesetz nicht erklärt, sondern die Geschichte desselben nebst den Versuchen darüber erzählt, ist dem ungeübten

Gemüthe leicht verständlich, und es sieht, auf welchem Wege solche Wahrheiten entdeckt wurden, mit welchen Irrthümern und Schwierigkeiten man zu kämpfen hatte, und wie ungewiss und wie wenig vollendet alles im Anfange ist. — Rec. verdankt *Lichtenberg's* Vorträgen die Einsicht, daß die verschiedenen Capitel der Physik lange nicht so vollendet sind, wie er bis dahin geglaubt hatte. — Der historische Vortrag fördert diese Einsicht sehr, und er giebt dem Gemüthe eine größere Klarheit, als der abgezogene Begriff, und ein größeres Vertrauen zu sich selbst, die noch unvollenderen Lehren weiter zu führen. Die Worte werden ihm bekannt, die Begriffe geläufig, und er wird so vorbereitet, die verschiedenen Theile der Wissenschaft, die er einzeln kennt, als ein Ganzes durchzugehen und zu übersehen. — Nicht die Summe der Kenntnisse giebt ihnen Werth, auch nicht die Vollständigkeit des Systems, — denn wie voll Lücken sind nicht alle unsere Kenntnisse, — sondern die Klarheit und die Lebendigkeit, mit der sie der Mensch und der Bürger hat, bestimmen ihren Gehalt; weil hievon die vielseitige Anwendung abhängt, die der Mensch davon im Leben machen kann. — Aber es geht so oft mit den Kenntnissen, wie mit den Sparpfennigen, — sie gehen ungebraucht aus einer Hand in die andere.

e* e* e.

SCHÖNE KÜNSTE.

MAGDEBURG, b. Heinrichshöfen: *Neue Amaranthen.* Vom Vf. der grauen Mappe. Erste Sammlung. 1808. 360 S. (1 Thlr. 18 Gr.)

Der Vf. der *neuen Amaranthen*, der nur den Titel der alten wegen der neuen Verlags-handlung geändert hat, ist bey einem Theile der Romanenleser durch die Unterhaltungen, die er ihnen schon früher hat angedeihen lassen, gewiss noch in gutem Andenken, und wird deshalb auch mit dieser Lectüre Aufmerksamkeit, wenn auch nicht den vollen Beyfall finden. Unter den drey Abschnitten, die diese Sammlung ausmachen, verdient der erste am wenigsten seinen Platz. Es ist ein dramatisches Familien-Gemälde in vier Aufzügen: *Sechs Launen!* betitelt, das einen wunderlichen Onkel, bey welchem immer bestimmt eine Latine auf die andere folgt, zum Hauptgegenstande macht, und das den mithandelnden Personen Gelegenheit giebt, ihren Herrn und Beschützer geistlich nach ihrem Zweck gerade in diejenige Stimmung zu versetzen, die eine andere, wie sie sie eben brauchen, herbeyführen muß. Das Meiste beruht darauf, daß der Onkel sich vorher ausobt, ehe er sich gegen Jemand gültig erweist. Die Idas ist löblich, und auch aus der Natur geschöpft; allein in der Ausführung nicht der Erwartung entsprechend. Die Launen äußern sich nicht stark und deutlich genug; besonders das Poltern des Onkels ist zu schwach und zu vorübergehend, so daß die Theilnahme und die Beforgnis des Lesers oder Zuhauers nicht gehörig erregt wird. Auch hat die Wortfülle des Vfs., die in seinen Erzählungen den

Perioden oft eine angenehme Rundung und rhythmischen Fall giebt, dem Dialog durch Verwässerung mitunter sehr geschadet, wozu noch die Lieblingsneigung kommt, etwas Gewöhnliches gern bildlich auszudeücken, was außer der unnützen Verlängerung der Sätze auch die Charakter Sprache der Personen öfters unterbricht, z. B. wenn das Kammermädchen zu ihrem Fräulein sagt: Wie? noch immer die Bildsäule des verewinten Kammers über dem Grabmal eines abgestorbenen Glücks? Und weiterhin von ihrem Liebhaber: Der erste verzehrende Schmerz, der still und verzweiflungsvoll gegen sein Inneres wüthete, machte bald dem, über alle Ufer austretenden Strom der Leidenschaft Raum. So wie das Folgende: Es versteht sich ja wohl, daß ich hier nur die Reperitruir seiner eigensten Worte bin. Aus diesem Proben kann man zugleich das Fehlerhafte des Styls und die Art der Einkleidung des Vfs., der seine Bilder mehr äußerlich zur Umbüllung als zur inneren Entwicklung der Sache gebraucht, kennen lernen. An die indirecte Darstellungsart, die Erzählung, gewöhnt, hat er nicht Geistesgewandtheit genug, das Gedachte einmal dramatisch, sichtbar in wenigen Zügen, deutlich und gedrängt hervortreten zu lassen. Es ist ihm also zu rathen, lieber bey jener Aufführungs- und Mittheilungs-Weise zu bleiben, die ihm bey weitem besser gelingt als die Dramatisirung. Dieß bezeugen die folgenden Abschnitte: *die beiden Freyer* und *der schwarze Peter*, in welchen sich alles, der Form angemessener, vor der Phantasie des Lesers entfaltet. Abgerechnet, daß auch hier der Strom der Worte weniger ergiebig, die Deutlichkeit weniger derb und unlieblich, und das Populäre des Ausdrucks geistreicher seyn sollte, offenbart sich in beiden Erzählungen Natur und Leben, und eine Zweckmäßigkeit in der Verknüpfung der Umstände und Verhältnisse, wie sie nur einem erfindungsreichen Kopfe eigen ist. Am meisten ergötzt der schwarze Peter, und zieht die Aufmerksamkeit ohne Ermüdung mit sich fort, weil hier der Stoff sich drängt, und der Vf. darüber zu seinem Lieblingsfehler, das Geringfügige durch unständliche Einkleidung wichtig zu machen und zur Ausfüllung dazwischen zu breiten, nicht recht kommen kann. Wir dürfen nur wenig Worte des Wandernden, dem dieß Abenteuer begegnet, aus dem Zusammenhange hersetzen, um von der seltsamen Beschaffenheit der hier vorkommenden Auftritte eine kleine Ahnung zu geben. „Ich befinde mich (sprach jener zum Pfarrer) in einer Lage, die kaum sonderbarer gedacht werden kann; in einem Trauermantel gehüllt, ohne die mindeste Luft zu trauren oder mich's Thränen kosten zu lassen; als Führer von ein paar Maulthieren, die mir allen Gehorsam aufgelegt haben und mir auch nicht angehören; mit einer Leiche, die ich im Leben nie gesehen habe, deren Stand und Namen ich nicht kenne, und von der ich noch weniger weiß, wohin sie gebracht werden soll.“ Die ganze Sache aber ist ein Spitzbubenstreich vom schwarzen Peter, der einen geraubten Schatz als Leiche aus der Stadt davon führt.

T. Z.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 30 JUNIUS, 1809.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HEIDELBERG, b. Mohr und Zimmer: *Darstellungen aus der Mineralogie, Mathematik, Physik und Bergwerkskunde* von Christian Zimmermann, Dr. d. Phil. und Privatdocent zu Heidelberg. Erster Band. 1808. X u. 310 S. 8. Mit drey Kupfertafeln. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach der Vorrede soll der Zweck dieser Schrift seyn: den genauen Zusammenhang der technischen Lehren des Bergbaues mit den theoretischen der mathematischen und physikalischen Wissenschaften zu zeigen. In allgemeinen Abhandlungen will der Vf. die technischen Regeln der bergmännischen Arbeiten darzulegen suchen, und in speciellen Untersuchungen einzelne Zweige der Bergwerkskunde aufzuklären, und ihre wissenschaftlichen Gründe aufzufinden sich bemühen. Jene allgemeinen Abhandlungen liefert dieser erste Band; in den folgenden verspricht der Vf. dasjenige, was hier oft nur angedeutet und encyclopädisch enthalten sey, in weiteren und specielleren Untersuchungen darzulegen. — Billig erwartet man nun in einer allgemeinen Einleitung eine Darstellung der Beziehungen zu finden, in welchen die Bergbaukunde (— Rec. bedient sich lieber dieses Wortes statt des vom Vf. gebrauchten Wortes *Bergwerkskunde*, womit man die Kunde der einzelnen Bergwerke schicklicher bezeichnet —) zu den mathematischen und physikalischen Wissenschaften stehe, so wie eine genauere Übersicht des Plans, nach welchem der Vf. diese Beziehungen darzulegen denkt. Dagegen stößt man aber sogleich auf eine Abhandlung, welche „*Classification und Beschreibung der Gebirge*“ überschrieben ist. Nach des Vfs. Aussage in der Vorrede ist diese zum Theil schon vor zwey Jahren abgedruckt worden, womit der Vf. selbst den Mangel mancher neuer Entdeckung und manche sonstige Fehler entschuldigt zu wissen wünscht. In der That wird man auch den grössten Theil dieser Abhandlung herzlich gern dem Vf. zurückgeben, da sie beynahe nichts enthält, was man nicht in der schon 1805 erschienenen *Geognosie* von Reuss ungleich besser und vollständiger fände; dagegen aber mit manchen Unrichtigkeiten ausgestattet ist, welche man in diesem Werke vermisst. Ob der Vf. selbst unmittelbarer Schüler Werners ist, sagt er nicht. Auf keinen Fall wird er aber seinen S. 41 geäußerten Wunsch in Erfüllung gehen sehen: daß die werner'sche *Geognosie* durch diese Abhandlung allgemeiner bekannt werden möge, indem der gro-

J. A. L. Z. 1809. Zweyter Band.

ße Gründer jener Wissenschaft diese Ausgeburt schwerlich als sein Kind wird anerkennen mögen. — Übrigens soll in dieser Abhandlung nur ein Abriss der Gebirgskunde gegeben werden; man erwartet daher zwar Kürze, aber eine gedrängte und gleichförmige Kürze: dagegen stößt man häufig auf ganz unnütze Tiraden, und bald auf eine ganz encyclopädische, bald hingegen auf eine ausführliche Darstellung. Dabey ist die Abhandlung in einem unerträglich-schwülstigen Style geschrieben. Durch die Wahl des Ausdrucks und manche angebrachte Redensarten scheint sich der Vf. das Ansehen geben zu wollen, als gehöre er einer bekannten philosophischen Schule an. Rec. besorgt aber, daß der Vf. eben so wenig bey den Anhängern als bey den Gegnern dieser Parthey seinen Zweck erreichen werde. So heisst es gleich zu Anfange: „Viele Naturforscher, die sich mit der Bildung der Erde beschäftigten, haben darüber mancherley, grösstentheils falsche Sätze aufgestellt. Die meisten unter ihnen wollten ihre Erfahrungen zusammenstellen, erfanden zu dem Ende eine Hypothese, mittelst deren sie, von der beschränkten Gegenwart ausgehend, eine Geologie geschaffen zu haben glaubten. Sie nehmen die Erde wie sie jetzt ist, nicht ahnend das innere Leben derselben, und ihr Hervorgehen aus sich selbst; ihre wahrhafte Geschichte, ihre Entwicklung in einer ununterbrochenen Thätigkeit im Ganzen und Großen, ist ihnen unbegreiflich.“ — Der zweyte § beginnt folgendermaßen: „Was wir jetzt gebildet und bildend auf unserer Erde wahrnehmen, entwickelte sich zu seiner Zeit aus dem Leben derselben. Wie diese Bildungen geworden sind, und sich lebend und thätig beweisen, muß die Geologie darstellen.“ — Zu den allgemeinen Mängeln der ersten Abhandlung gehört auch die beständige Vermengung der Lehren der *Gebgnosie* mit denen der *Geogenie*, welche doch streng von einander geschieden werden sollten, zumal in einem Werke, welches das Verhältniß der *Bergbaukunde* zu ihren Hülfswissenschaften lehren will, zu denen aber die *Geogenie* gewiss in keiner Hinsicht gehört. — Gemeinlich zeigt sich der Vf. als Compiler, und nur an ein paar Stellen als Selbstbeobachter; aber auch hier nicht einmal in einem ausgezeichnet vorthailhaften Lichte.

Auf eine allgemeine Einleitung (S. 1 — 8) folgt, als der erste Theil der Abhandlung, eine *Betrachtung der Gebirge überhaupt*. Nach §. 32 soll man den *Flötzgrünstein* unter dem *Basalte* antreffen, welches den mehesten allgemein und schon längst bekannten Erfahrungen widerspricht, nach denen der Grünstein,

E e e

wenn er in Gesellschaft des Basaltes vorkommt, gemeinlich auf demselben zu liegen pflegt. *Werner* selbst hat zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß bey den Flötztrappagen die krystallinische Textur mit dem Schwinden der Produkte bloß mechanischer Niederschläge, nach oben zu allmählich sich entwickelt, und in dem Grünstein seine höchste, wiewohl immer nur sehr unvollkommene Stufe erreicht. Wenn der Vf. im 34ten § sagt: die Flötzgebirge seyen in der Zusammenfetzung der Schichten zwar sehr mannichfaltig, jedoch bestehe eine jede solche Schicht aus *einfachen Fossilienmassen*: so dachte er vermuthlich nicht an das *Conglomerat* und den *Sandstein*, von welchen man dies doch wohl in der Regel nicht mit Recht sagen kann. — Zum Belege, wie rasch der Vf. hin und wieder bey seinen Schlüssen verfährt, möge der Anfang des 35ten § dienen, wo es heist: „Die vulcanischen Gebirge sind Erzeugnisse des Feuers, zu ihrer Bildung mußte also Brennstoff vorhanden seyn; dieser aber trat zuerst in den Flötzgebirgen deutlich hervor. Die Flötzgebirgsarten enthalten also die Bedingungen zur Entstehung der vulcanischen; jene müssen also älter seyn als diese.“ Was der Vf. hier unter *Brennstoff* versteht, sagt er nicht; es ist daher auch nicht einzusehen, aus welchem Grunde er nur den Flötzgebirgsarten die Bedingungen zu Vulcanen zuschreibt. Daraus, daß mehrere der jetzigen Vulcane aus Flötzgebirgen hervorgehen und durch Feuer mehr und weniger veränderte Theile derselben zu Tage fördern, ist noch nicht bewiesen, daß die Vulcane selbst, die man billig mit den Erdbränden nicht unter Einer Kategorie zusammenfassen sollte, im Flötzgebirge ihre Entstehung haben. Dies können nur diejenigen annehmen, welche auch die Entstehung von Vulcanen in brennenden Stein- oder Braun-Kohlenflötzen gefunden zu haben glauben. Vielleicht ist der Vf. dieser Hypothese zugethan, und versteht unter Brennstoff Steinkohlen und Braunkohlen. Nach den *Humboldt's* und *Buch's* Beobachtungen aber scheint es mehr wie wahrscheinlich zu seyn, daß die Ursache der Vulcane, selbst noch unter dem uns bekannten, sehr unschicklich sogenannten *Urgebirge* verborgen liege.

S. 42 — 146 folgt nun im zweyten Theile eine *Beschreibung und Classification der Gebirge*. Die Beschreibung des Granits soll, als die erste, etwas ausführlich seyn; nachher will sich der Vf. mehr der Kürze befleißigen. Dennoch steht diese Beschreibung des Granits in Ansehung der Vollständigkeit sehr weit zurück hinter den von *Reuss* und von *Haberle* gelieferten. Die übrigen Urgebirgsarten sind tollends höchst dürftig abgespeist. — Nicht *Montfaucon*, wie der Vf. angiebt, sondern *Tournefort* nannte den *Granit* zuerst. — Granit, der in sehr niedrigen Gegenden vorkommt, ist darum noch nicht für Granit *neuerer* Formation anzusprechen, wie der Vf. nach S. 48 anzunehmen scheint. — S. 63 rüht der Vf. noch die Meinung auf, daß der *werner'sche Syenit* mit dem Syenit des *Plinius* identisch sey, und widmet dieser doch schon seit langer

Zeit durch *Wad* und *Blumenbach* widerlegten Hypothese —, nach welchen beiden trefflichen Naturforschern der Syenit des *Plinius* zu den vollkommensten und deutlichsten Abänderungen unseres Granits gehört — eine halbe Seite, welches gegen die übrige Kürze sonderbar absteht. — Bey der Angabe der verschiedenen Hauptmassen des Porphyrs, S. 66, vermisst Rec. den dichten Feldspath und Quarz. — Nach S. 75 soll bey *Edelsdorf* in Schweden *Grünsteinschiefer* vorkommen, ob es gleich in ganz Schweden keinen Ort Namens *Edelsdorf* giebt. Vermuthlich ist damit *Adelfors* in Småland gemeint, wo aber, so viel Rec. weiß, kein Grünsteinschiefer, sondern ein sehr innig gemengter Glimmerschiefer vorkommt, der bey den Schweden Hornberg genannt wird. — Bey Darmstadt soll, nach des Vfs. Angabe, ein mit schillernder Hornblende gemengter Serpentin gefunden werden, welcher, wie der von *Humboldt* entdeckte, Polarität zeigt. — S. 86 und an mehreren anderen Stellen läßt sich der Vf. eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen, daß er nämlich Berge, Felsen u. s. w. nennt, wo eine gewisse Gebirgsart vorkommen soll, ohne die Gegend anzugeben, wo jene Berge u. s. w. liegen. Aus dem Citate ersieht man, daß der *Sonnenberg*, die *rehberger Klippe* und der *Tiefenbach*, wovon der Vf. spricht, am Harze zu suchen sind.

Bey dem *Übergangsgebirge* ist der Vf. unverhältnißmäßig ausführlich; liefert aber hin und wieder, besonders in Ansehung des Harzes, sehr falsche Nachrichten. So soll z. B., nach S. 91, die Erze des Ramelsberges bey Goslar ein viele Verfeinerungen enthaltendes Kalklager decken, welches man dort vergebens suchen, statt dessen aber wohl, in einiger Entfernung über dem Erzlager, eine ziemlich mächtige Schicht eines glimmerigen, mit Conchylienabdrücken angefüllten Grauwackenschiefers — (schieferige Grauwacke, nicht Übergangsthonschiefer, den der Vf. nebst mehreren anderen Schriftstellern mit dem eigentlichen Grauwackenschiefer verwechselt) — antreffen wird. S. 93 und 95 verräth der Vf. eine gänzliche Unbekanntheit mit mehreren neueren geognostischen Untersuchungen über den Harz, die den *Übergangskieselschiefer* am Harze an vielen Orten nachweisen, wozu aber keinesweges, wie der Vf. meint, der im andreasberg'schen Thonschiefer Lager bildende zu zählen ist, da der Thonschiefer der Gegend vom Andreasberg, in welchem die dortigen reichen Erzgänge aufsetzen, selbst nicht zum Übergangsgebirge, sondern zu den jüngsten Erzeugnissen der Urthonschieferformation gehört. Nach S. 100 soll bey der *Ockerhütte* (vermuthlich doch bey der am Unterharz gelegenen?) ein *Übergangskalkstein* mit vielen Verfeinerungen vorkommen, ob man diesen gleich in der ganzen Gegend vergebens sucht, dagegen in der Nachbarschaft der Ockerhütte einen an Petrefacten reichen Flötzkalkstein findet, der zur jüngsten Flötzkalksteinformation, zum sogenannten *Muschelkalksteine* gehört. Die sogenannte *Einhornshöhle* bey *Scharzfeld* am Harz verlegt der Vf. ebenfalls in den

Übergangskalkstein, da sie doch, wie schon längst bekannt ist, in einem, vielleicht zum karstischen Jurakalkstein gehörigen Flötzkalkstein liegt. — Bey der unverhältnißmäßigen Ausführlichkeit, womit der Vf. das Übergangsgebirge behandelt, fehlt es diesem Abschnitte doch sehr an Vollständigkeit. So findet man darin den Übergangsdach-, Alaun- und Wetz-Schiefer, den feinkörnigen Übergangsandstein, den Übergangsporphy an keiner Stelle erwähnt. — S. 113 — 141 handelt der Vf. ebenfalls mit etwas größerer Ausführlichkeit vom Flötzgebirge. Es scheint dieser, so wie der vorhergehende Abschnitt, später ausgearbeitet zu seyn, als derjenige, welcher das Urgebirge betrifft; und allerdings sind ihm auch einige Vorzüge vor jenem nicht abzuspochen. Der Vf. erklärt sich für die Vulcanität des Trasses und Bimsteines in der Rheingegend, und ist geneigt, ihren Ursprung in die Gegend der Fiste zu setzen. — Den Roogenstein sieht der Vf. als ein Erzeugniß heißer Quellen der Vorzeit an, ohne andere Gründe, als die Analogie mit dem Erbsenstein, vorzubringen. Es scheint gegen diese Hypothese doch die Art des Vorkommens, die regelmäßige Schichtung mit Sandsteinschiefer, zu sprechen. S. 128 — 131 ist eine gelungene Darstellung der verschiedenen Reihen der Flötzgebirgsformationen mit Rücksicht auf die früheren Bildungen im Übergangsgebirge enthalten. —

Die zweyte Hälfte des Buchs nimmt eine *Abhandlung von der Bergwerkskunde* ein. Sie handelt zuerst von der Bergwerkskunde (Bergbaukunde) überhaupt und ihren Hülfswissenschaften. Hier wird in der Einleitung Manches über die Verhältnisse der Bergbaukunde zu den mathematischen und physikalischen Wissenschaften nachgeholt, welches bey einer logischen Ordnung dem ganzen Werke hätte vorangehen sollen. Dann redet der Vf., nach *Werner*, ausführlicher über Mineralogie, über die Theile dieser Wissenschaft, besonders auch über Methode in der Oryktognosie, und bringt endlich sogar noch eine kurze und nichts weniger als pragmatische Geschichte der Geognosie bey, welches alles hier sehr am unrechten Orte steht. Nach diesem geht er zur Bergbaukunde selbst, und zwar zunächst zur Bergbaukunst über. I Cap. *Von den Lagerstätten nutzbarer Mineralien, ihrer Auffindung und den darauf zu veranlassenden Versuchsbauen*. Die Lehre von den Lagerstätten gehört nun wohl, genau genommen, nicht zu den Lehren der Bergbaukunst, sondern es ist der Theil der Gebirgskunde, welcher in der Bergbaukunde die meiste Anwendung findet, und kann also da, wo bloß die letztere vorgetragen wird, als eine Vorbereitung mit beygebracht werden. Dann aber der Vf. in diesem Werke der Geognosie, als Hülfswissenschaft der Bergbaukunde, eine eigene Abhandlung gewidmet hat: so hatte man auch erwarten sollen, daß er gerade in dieser die Lehre von den besondern Lagerstätten der Fossilien ausführlich abgehandelt haben würde. Wenn der Vf. S. 178 von den Gängen sagt: „Sie erscheinen als ehemals offene Spalten, welche sich bey der Austrocknung des Ge-

birgs gebildet haben, und ehemals von oben herein ausgefüllt worden sind“ —: so drückt er sich wohl mit zu großer Bestimmtheit und zu allgemein aus, da unsere Meinungen von Entstehung der Gänge nur Hypothesen seyn und bleiben können, und es überdies sehr viele Erfahrungen höchst wahrscheinlich machen, daß wenigstens bey Weitem nicht alle Gänge von oben herein ausgefüllte Gebirgsspalten sind. 2 Cap. *Von den Hauerarbeiten*. So, wie das erste, größtentheils Compilation aus bekannten Werken und Abhandlungen. S. 226 stellt der Vf. den Satz auf: daß das Pulver nach der Richtung, von woher es angezündet werde, immer seine geringste Wirkung äußere, und führt zum Beweise einen von ihm angestellten Versuch an. Er habe nämlich in einem Pistolenlauf eine gewöhnliche Pulverladung gethan, einen Papierpfropf darauf gesetzt, darauf Asche geschüttet, und nun durch das Zündloch auf gewöhnliche Weise abgebrannt, wobey die ganze Befetzung vollkommen herausgeworfen worden sey. Nachher habe er aber das Zündloch vernagelt, so wie vorher, jedoch nur schwächer geladen, und vermittelst eines starken Draths eine durch den Pfropf gehende Öffnung gemacht, und die Ladung mittelst eines mit Pulverauflösung getränkten Papierspans angezündet, worauf der Lauf zersprengt worden sey. Es verdient dieser Versuch eine Wiederholung, so wie die Sache eine weitere Nachforschung. — Weitläufig handelt der Vf. nach den in *Gilberts Annalen* enthaltenen Aufsätzen von *Pictet* und Anderen von der Befetzung mit Sand; und nach *Baader* und *Schroll* von der sogenannten *Luftbefetzung*. Der Vf. hält die Vortheile der Sandbefetzung für hinlänglich praktisch erwiesen; erglaubt, daß diese Methode dem Bergbaue großen Nutzen werde schaffen können, und schlägt vor, die Luftbefetzung mit der Sandbefetzung in Verbindung anzuwenden. Man vermeide dabey die Hindernisse, welche einer vollkommenen Anwendung der Luftbefetzung, wobey man sich des Lettens zur Verkeilung bedient, entgegenstehen, indem es hinreichend sey, ein Scheibchen von Holz oder Pappendeckel bis in die gehörige Tiefe, so daß es nicht auf dem Pulver unmittelbar aufsitze, in das Bohrloch hinabzustofsen, und alsdann mit Sand das Bohrloch vollends anzufüllen. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die es bey dieser Methode haben würde, das Schießröhrchen anzubringen: so verräth der Vf., indem er die Sandbefetzung ohne Einschränkung empfiehlt, Mangel an praktischer Einsicht, weil nämlich diese Methode bey *Förstlöchern* auf keine Weise anzuwenden ist. Überdies ist aber auch der größere Effect, der mit der Sandbefetzung im Vergleich zur Lettenbefetzung verbunden seyn soll, noch nicht so ganz zuverlässig erwiesen. In Schweden und Norwegen angestellte Versuche sprechen dawider; so wie auch neuerlich die von den kais. franz. *Ingénieur en chef des mines, Héron de Villefosse*, und dem Prof. *Gilbert* am Harz mit der Sandbefetzung gemachten Versuche kein besonders günstiges Resultat geliefert haben sollen. — Der Vf. trägt nach *Baader* die Theorie des größeren mit der Luftbese-

tzung gegen die gewöhnliche Schießmethode verbundenen Effectes vor, die aber dem Rec. etwas zu künstlich zu seyn scheint. Den Hauptnutzen, welchen ein Luftraum gewährt, den man über oder unter dem Pulver läßt, glaubt Rec. darein setzen zu müssen, daß dadurch ein *schnelleres* Entzünden der ganzen Ladung bewirkt wird, die dadurch mehr in einem Augenblicke ihrer ganzen Masse nach wirken kann; da hingegen bey der gewöhnlichen Befetzungsmethode, aus Mangel an Luft, die Entzündung langsamer von Statten geht, und daher ein Theil desselben schon seine Wirkung äufsert, während ein anderer noch unwirksam bleibt. Die Erfahrung lehrt sogar, daß bey der gewöhnlichen Befetzungsmethode ein Theil des Pulvers oft gar nicht abbrennt, welches nach Rec. Beobachtungen bey der Luftbefetzung nicht vorfällt. Wenn der Vf. der Meinung ist, daß die Wirkung der Luftbefetzung vermindert werde, wenn man den Luftraum unter dem Pulver lasse: so spricht dagegen eine zu *Röraas* in Norwegen schon seit mehreren Jahren gemachte Erfahrung, wo man sich dieser Methode mit ausgezeichnetem Vortheile bedient. Man stößt dort auf die Sohle des Lohseinen mehrere Zoll langen Pflock, dessen mit einigen Einschnitten am Rande versehener Kopf gleichen Durchmesser mit dem Bohrloche hat, nach unten aber spitz zuläuft, und bringt darauf das Pulver, woran man den vierten Theil gegen vormals, als man sich noch der gewöhnlichen Schießmethode bediente, erspart. Unbegreiflich ist es dem Rec., wie der Vf. da, wo er von der Luftbefetzung redet, zu wiederholten Malen, statt *Luftraum*, *lufteilerer Raum* schreiben konnte! — Bey Gelegenheit des Abschießens der Löcher wird nur des Zündens vermittelt eines Schwefelfadens gedacht. In mehreren Bergwerksgegenden bedient man sich dazu mit Pulver eingeriebenes, spiralförmig gewundenes Papiers, oder mit Pulver eingeriebener Holzspäne. — Des *Feuersetzens* gedenkt der Vf. nur sehr kurz. Von dem Unterschiede des *Ort- und Försten-Brennens* und den verschiedenen Verfahrensarten dabey, sagt er kein Wort. Unter den Orten, wo diese Erzgewinnungsmethode im Gange ist, erwähnt er nur den *goslarschen Rammelsberg*, *Felsobanzöe*, *Altenberg*, *Ehrenfriedersdorf*, *Geyer* und *Kongsberg*, da sie doch bey den mehresten *norwegischen* Bergwerken und bekanntlich bey den *schwedischen* fast durchgängig üblich ist. Auch muß Rec. erinnern, daß man nicht überall, wo man Feuer setzt, sich eines Rostes bedient; namentlich nicht am Harz, in Norwegen und Schweden. — 3 Cap. *Von der Veranstellung und dem Betriebe der Grubenbaue*. Bey der Lehre von Anlegung der Schachte vermißt Rec. die bey dem Gangbergbaue bekannte Unterscheidung der *saigern*, nicht auf dem Gange abgoteuften, sogenann-

ten *Richtschachte* und der *donlägigen* auf dem Gange niedergebrachten, so wie die Angabe der Vortheile und Nachtheile, die in verschiedenen Fällen mit der einen oder anderen Art verknüpft seyn können; ein Gegenstand, der bey dem Gangbergbau oft zur Sprache kommt, und besonders berücksichtigt zu werden verdient. — Da, wo vom *Verschrämen* des Ganges die Rede ist, hätte noch mit angeführt werden müssen, daß diese Methode besonders bey den Gängen mit Vortheil angewendet wird, die durch ein *Besteg* vom Nebengesteine abgelöst sind; da sie hingegen bey Gängen, die an das Nebengestein fest angewachsen sind, in den meisten Fällen nicht vortheilhaft seyn kann. — 4 Cap. *Von dem Grubenausbau*. Größtentheils aus *Dingelstedts* bekanntem Werke über Grubenzimmerung und Mauerung entlehnt. Die Grubenmauerung ist ganz unverhältnißmäßig kurz abgehandelt worden. Bey der Angabe der verschiedenen Arten von Mörtel hätte die bekannte, aber merkwürdige Methode erwähnt zu werden verdient, die in dem Rammelsberge bey Goslar üblich ist, wo man sich nämlich des sogenannten *Kupferrauchs*, eines im alten Manne vorkommenden, schmierigen Gemenges von Vitriolen und Schieferstückchen, welches in der Wärme erhärtet, mit großem Vortheile statt des gewöhnlichen Cäments bedient. — Den Beschluß dieses Bandes macht eine kurze Abhandlung über das *mathematisch-bergmännische Orientiren*. Die angehängten 3 Kupfertafeln stellen Gebirgsprofile, bergmännische Werkzeuge, Theile vom Grubenausbau u. dgl. vor. Der Mangel an Originalität, welcher, mit wenigen Ausnahmen, sich durch den ganzen Band bemerklich macht, drückt sich auch auf diesen Kupfertafeln aus, deren Inhalt, gleich dem des Textes, größtentheils aus anderen bekannten Werken zusammengetragen ist.

Rec. überläßt es nun Anderen zur Beurtheilung, ob man sich von der Fortsetzung dieses Werks großen Nutzen für das bergmännische Studium wird versprechen dürfen. Wahre Erweiterung und Vervollkommnung dieses so nützlichen Zweiges der Technologie wird man billiger Weise nur von Männern erwarten dürfen, die auf eigene Erfahrungen gegründete, *praktische* Einsichten mit hinreichenden theoretischen Vorkenntnissen vereinigen: eine Verbindung, deren Erscheinung freylich zu den Seltenheiten gehört; woraus es sich aber leicht erklärt, daß die bergmännische Literatur so äusserst arm an *classischen* Werken ist.

Schließlich muß Rec. noch die außerordentliche Zahl von Druckfehlern rügen, welche das Werk entstellen, und von denen nur ein Theil angezeigt worden ist.

E. α.

K U R Z E A N Z E I G E N.

KINDERSCHAFTEN. Chemnitz u. Leipzig, in d. Schröterschen Buchhandlung: *Muhme freundlich*. Ein angenehmes belehrendes Bilderbuch für fleißige, gehorsame und fröhliche Knaben und Mädchen, von D. Carl Lang, Vf. des Tempels der Natur u. s. w. Mit vielen ausgemalten Kupferstichen. 1809.

IV u. 146 S. kl. 8. (1 Thlr. 4 Gr.) Die Erzählungen, unter welchen auch einige poetische vorkommen, sind angenehm, unterhaltend und lehrreich; auch die Kupfer sind nett und ihrem Zweck entsprechend. Das Buch verdient Empfehlung: es wird seinen Zweck sicher erreichen.

M. G.

Monatsregister

VOM

J u n i u s 1 8 0 9.

I. Verzeichniß der im Monat Junius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**maranthen, neue. 1 Samml. 150, 591.
Aufhebung, die für nöthig befundene, der Steuer-
freyheit der Richtgüter und Unterthansfröhne,
unpartheyisch geprüft 130, 425.

B.

- B**ail Statistique générale des provinces compo-
sant le Royaume de Westphalie 142, 521.
Bellermann der Theologe. 5. 4 Th. 127, 405.
Bibel für Kinder. 2 Aufl. 136, 479.
Brautwerber, der kluge und vorfichtige 141, 520.
Burmans älteste Erkunde des Morgenländers 140, 509.

C.

- Choix de Prêtres pour les Adorateurs en Esprit**
et en Vérité. Trad. de l'Allemand et publ. p.
Prunner. 2 éd. 127, 427.
Connoissance des Temps. Pour l'an XV. 1808.
1809 134, 467.
Crome botanischer Kinderfreund. 1 Bächen.
1—3 Heft. 2 Bächen, 4—6 Heft 128, 493.

D.

- Denkmale am Lebenswege** 146, 559.
Dietrich vollständiges Lexikon der Gärtnerey und
Botanik. 8 Bd. 138, 496.
Dilows Leben und Meinungen, von ihm selbst.
Herausgeg. von **Wieland**. 1. 2 Th. 139, 497.
Dutens Lebensbeschreibung, oder Memoiren ei-
nes Reisenden, der ausruht. Aus dem Franz.
überf. von **v. Meyer**. 1. 2 Bd. 139, 505.

E.

- Einert** Anleitung zur zweckmäßigen Abfassung
casueller Kanzelvorträge 136, 476.
Elementar-Unterricht für Mädchen 135, 455.
Ewald die Kunst, ein gutes Mädchen, eine gute
Gattin, Mutter und Hausfrau zu werden. 1
Bächen. 3 Aufl. 2 Bächen. 132, 447.
— — über Declamation und Kanzelvortrag 136, 475.

F.

- Fischer** Geschichte der Physik seit der Wiederher-
stellung der Künste und Wissenschaften bis auf
die neuesten Zeiten. 1—8 Bd. 149, 577.
Fuhrmanns Handbuch der classischen Literatur.
1 Bd. 2 Bd. 1. 2 Abth. 147, 561.
— — — Handbuch der class. Literatur der
Griechen. 1 Bd. 2 Bd. 1. 2 Abth. 147, 561.

G.

- G**eschichte der Künste und Wissenschaften seit
der Wiederherstellung derselben bis an das
Ende des 18 Jahrh. 3 Abtheilung. 1. Ge-
schichte der Naturlehre. 1—8 Bd. 149, 577.
Goets die Erziehungswissenschaft nach den Grund-
sätzen der Griechen und Römer. 1 Th. 146, 558.
Gonden du droit public et des gens. 1—3 Th. 143, 513.
Gräfe Angiectafle 129, 417.

H.

- Hartmanns** Aufklärungen über Aßen. 1. 2 Bd. 140, 508.
Hering neue praktische Singschule für Kinder.
2 Bächen. 139, 503.
Heynatz märkisches Küchengartenbuch 138, 495.
Horn Leben und Wissenschaft, Kunst und Re-
ligion 137, 486.

I.

- St. Josephs** orationes XXIII habitae in Archi-
gymnasio Romanae sapientiae. ed. 6 149, 425.
Jaßi Gedichte 144, 544.

K.

- Kiefer** Aphorismen aus der Physiologie der Pflän-
zen 138, 489.
Köhne nütliches und angenehmes Lesebuch für
die mittlere u. wißbegierige Jugend. 2 Ausg. 129, 434.
Kries Lehrbuch der Naturlehre für Anfänger.
1. 2 Aufl. 150, 589.
Kuinoel Commentarius in libros N. T. historicos.
Vol. I. II. 127, 401.
— — Evangelia Marci et Lucae illustr. 127, 401.
— — Evangelium Matthaei illustravit 127, 401.

L.

- Lang** Muhme freundlich 151, 599.
Leben und Meinungen, auch seltsame Anekdoten
Erasmus Schleichers. 4 Aufl. 1. 2 Bd. 140, 511.
Leroy's Heilkunde für Mütter. Aus dem Franz.
von **Fischer** 122, 419.
Lueder die Nationalindustrie und ihre Wirkun-
gen 131, 436.

M.

- Mädchenglück** und Mädchenunglück 132, 447.
Marich, der, der Franzosen nach Indien 141, 519.
de la Motte Fouqué Sigurd, der Schlangentöbter 144, 541.

N.

- Natorp** kleine Schulbibliothek. 3 Aufl. 140, 511.

P.

- Pauli** Apostoli Epistola ad Philippenses graeco il-
lustr. 2 Am Ende. ed. 2 127, 407.

Q.
Quandt Nachricht von Suriname und seinen Einwohnern 143. 531.

R.
Rabaut 1. j. Annuaire ou repertoire ecclesiastique à l'usage des églises réformées et protestantes de l'Empire français 152. 441.
Riese Darstellungen aus der Geschichte des 30-jährigen Kriegs. 1 Bächchen. 150. 452.
Rockstrok die Anfangslehren der Buchstabenrechnung und Algebra 155. 471.
Rosenmüller auserlesenes Beicht- und Communions-Buch für gläubige Christen. Neue Aufl. 186. 479.
Röttger Billigkeitsgründe für die Vereinigung der Schulden aller westphälischen Departements zu einer gesammten Reichsschuld 131. 459.

S.
Sammlung auserlesener Lieder zur häuslichen Erbauung. 3. Aufl. 140. 512.
 — — — deutscher Volkslieder. Herausgeg. durch Büfching und v. d. Hagen 144. 557.
Schenk v. Schenkendorf Studien 141. 518.
Schmidt Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Milbiller. 21. 22 Theil 155. 449.
 — — neuere Geschichte der Deutschen, fortgesetzt von Milbiller. 16. 17 Bd. 155. 449.

Schubert neue Untersuchungen über die Verhältnisse der Größen und Excentricitäten der Weltkörper 135. 469.
Suall Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. 1. 2 Th. 4. Aufl. 131. 458.
Spaur Maximen für Jünglinge, die in die große Welt treten 147. 567.
Stütz mineralogisches Taschenbuch. Herausgegeben von *Megerle von Mühlfeld* — 157. 481.
Supplément des codes Napoléon et de procédure civil, [ou] Recueil des Sénatus - consultes etc. publiés depuis l'an XI. Réunis et mis en ordre p. Rondonneau 128. 469.

W.
Wagner Grundriss der reinen allgemeinen Logik 131. 459.
 — — Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt 145. 545.
Westermeier drey Umstände aus dem Leben des hingerichteten Verbrechers, *Theodor Unger* 129. 428.
Wittmann Reisen in der europäischen Turkey, Kleinasien, Syrien und Aegypten in den Jahren 1799 — 1802. Aus dem Engl. von *Bergk*. 2 Bd. 145. 529.

Z.
Zimmermann Darstellungen aus der Mineralogie, Mathematik, Physik und Bergwerkshunde. 1 Bd. 152. 595.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder 158.
Amelang in Berlin 141.
Andréische Buchh. in Frankfurt am Mayn 145.
Anonyme Verleger 157. 144.
Arnold in Dresden 135.
Bädecker und Körner in Duisburg und Essen 140.
Berth in Leipzig 127. 156.
Beckersche Buchh. in Gotha 150.
Billing in Nürnberg 136 (3). 149.
Brasseur in Paris 143.
Braunes in Berlin 135. 144.
Crökersche Buchh. in Jena 141.
Dankwerts in Göttingen 138.
Dieterich in Göttingen 158. 142.
Druckerey, kaiserl., in Paris 134.
Feind in Leipzig 153.
Feischer, Benj., in Leipzig 140.
Feischer d. J. in Leipzig 159.
Geßicke in Berlin 139.
Gaffert in Ansbach 146.
Geisinger in Wien und Triest 157.
Gesner in Zürich 139.
Grau in Hof 151.
Hahn, Gebz., in Hannover 122.
Henisch W. in Hildburghausen 129.
Hayn in Berlin 141.

Heinrichshofen in Magdeburg 129. 130. 131. 150.
Hennings in Erfurt 127.
Hoyer in Gießen und Darmstadt 151.
Hitzig in Berlin 144.
Hof- Buch- und Kunst-Handlung in Rudolstadt 147.
Köhler in Leipzig 129. 150.
Kummer in Leipzig 145.
Kunst- und Indultrie-Comptoir in Amsterdam 129.
Macklot in Carlsruhe 146.
Mayr in Salzburg 147.
Mohr und Zimmer in Heidelberg 156. 151.
Mylius'sche Buchh. in Berlin 140.
Rabaut-Pommier in Paris 152.
Rein und Comp. in Leipzig 143.
Rondonneau und Collin in Paris 128.
Röwer in Göttingen 149.
Schiedebach in Leipzig 147.
Schrötersche Buchh. in Chemnitz und Leipzig 151.
Schulbuchhandlung in Braunschweig 131.
Schulze in Oldenburg 140.
Societäts- Kunst- und Buch-Handlung, neue, in Halle 147.
Solbrig in Leipzig 129.
Stettin in Ulm 129. 133.
Unger in Berlin 157.
Wagner in Neustadt an der Orla 127.
Wilmans in Frankfurt am Mayn 152.

III. Intelligenzblatt des Junius.

Ankündigungen.

Albanus in Neustrelitz Verl.	40. 339.
Amelang in Berlin Verl.	42. 366.
Cnobloch in Leipzig Verl.	42. 365. 365.
Darmmann in Züllichau Verl.	42. 367.
Dunker und Humblot in Berlin Verl.	41. 358. 359.
Ernst in Quedlinburg Verl.	45. 392.
Frommann in Jena Verl.	45. 392.
Gebauerische Buchh. in Halle Verl.	45. 391.
Hammerich in Altona Verl.	41. 365.
Hartknoch in Dresden Verl.	42. 366.
Hammerde und Schwetfche in Halle Verl.	45. 389.
Hirt die Huldigung der Wissenschaften n. d. Lat. des Maret	40. 341.
Joschim in Leipzig Verl.	44. 384.
Krüll in Landshut Verl.	44. 384.
Kunst- und Buch-Handlung in Berlin, neue Landkarten	41. 383.
Kupferberg in Mainz Verl.	40. 342.
Lindauer in München Verl.	42. 342.
Realchulbuchhandlung in Berlin Verl.	44. 381.
Röwer in Leipzig Verl.	42. 367.
Schöll in Paris Verl.	42. 368.
Schumann, Gebr., in Zwickau Verl.	41. 357. 42. 368.
v. Werneck Beyträge zur Physik und höheren Forstwissenschaft	40. 341.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Augusti in Jena	44. 377.
Banks in England	44. 379.
de Beausset in Paris	42. 358.
Bertholet in Frankreich	44. 379.
Blank in Würzburg	41. 354.
Boll in Freyburg	40. 338.
v. Bourgoing in Dresden	40. 340.
Buttmann in Berlin	44. 379.
v. Carnea Steffaneo in Wien	41. 355.
v. Champagny in Paris	40. 340.
Choron in Italien	44. 379.
Crescentini in Italien	41. 354.
Cuvier in Paris	40. 338.
Eichstädt in Jena	44. 377.
Emery in Paris	42. 338.
Festetics in Ungarn	41. 355.
Gais in Berlin	44. 379.
Gruner in Berlin	41. 356.
v. Harsberg in Ulm	44. 378.
v. Humboldt in Berlin	41. 356.
Jaquin in Oesterreich	44. 379.
Jefferson in Amerika	44. 379.
Josephi in Parchim	44. 378.
de Jussieu in Paris	40. 338.
Kirften in Graulichfeld	44. 377.
Klein in Berlin	44. 379.
Laplace in Paris	44. 379.
Maureitz in Fiume	41. 354.

v. Maret in Paris	40. 340.
Martens aus Eutin	41. 355.
Messow aus Calbe	41. 355.
Morgenstern in Dorpat	40. 340.
Neel in Paris	40. 338.
Nougard de Fayet in Paris	40. 358.
Ofolinski in Wien	41. 355.
Pallas in Rußland	44. 379.
Pertsch in Coburg	41. 345.
Pinckert in Hildrungen	44. 379.
v. Ranzau in Kiel	41. 355.
Ribbeck in Berlin	44. 379.
v. Rode in Dessau	40. 340.
Rothe in Holstein	41. 355.
Rudtorfer in Wien	41. 354.
v. Supiska, Prinz	40. 340.
Schmid in Hildburghausen	40. 339.
Schmidt zu Grunow in der Uckermark	40. 359.
Schaubert in Jena	44. 377.
Schneider in Berlin	44. 379.
Schott in Leipzig	44. 377.
v. Sonnenfels in Wien	44. 377.
Stark d. J. in Jena	44. 377.
Steger in Hardersleben.	44. 378.
Stewart in Jena	44. 377.
Thot in Kefatchey	41. 354.
Tschirner in Wittenberg	44. 377.
Véba in Italien	44. 379.
Waldinger in Wien	41. 354.
Walther in Berlin	44. 379.
Wieland in Berlin	44. 377.
Wilke in Schramnitz	41. 354.
Zahn in Delitz	44. 378.
Zeeher in Wien	42. 354.

Nekrolog.

Besser in Zeitz	44. 378.
Biemer in Zöbzig	44. 379.
Franks in Eilenburg	44. 379.
Hagemann in Rom	44. 379.
Haid in Rugeburg	44. 379.
Henke in Helmstädt	44. 380.
Hénon in Lyon	44. 380.
Mohr in Kiel	44. 379.
v. Müller in Cassel	45. 385.
Pajow in Paris	44. 380.
Pfeffel in Colmar	44. 379.
v. Rottenkorn in Böhmen	41. 355.
Sadowasser zu Gardelogen in der Altmark	44. 379.
Schlosser in Würzburg	41. 355.
Tertine in Ungarn	41. 355.
Weiße in Meissen	44. 379.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Erfurt, Nachricht von der Akademie päpstlicher Wissenschaften	40. 340.
--	----------

Gand, Preisaussetzung der Ackerbaugesellschaft	44. 381.
Niort, Preisvertheilung der Akademie	42. 362.
— — Preisvertheilung und Preisaufgaben des Athenäums am 19 May	44. 380.
Paris, Sitzung der Société académique des sciences am 18 Dec. v. J.	40. 339.
— — Sitzung der Société de pharmacie am 15 May	44. 380.
Rostock, Arbeiten und jetziger Bestand der mecklenburgischen naturforschenden Gesellschaft	42. 363.
Toulouse, Sitzung und Preisvertheilung der Académie des jeux floraux am 3 May	42. 362.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Breslau, die <i>johnsche</i> Erziehungsanstalt bekommt den Namen <i>Louisen-Anstalt</i>	42. 362.
Erlangen, Promotionen und Festprogramme	45. 388.
Frankfurt am Mayn, Unterrichtsplan der neuen Karlschule	45. 382.
Freyburg, Promotion und merkwürdige sponso- folemonis dabey	40. 338.
Jena, Promotionen und Pfingstprogramm	42. 361.
Kiel, Reden, Promotionen und Rectoratswechsel	45. 387.
Kopenhagen, Stiftungsfest des blaguardischen Schullehrerseminariums	42. 361.
Landshut, Disputationen und Preisfragen	41. 353.
Ohlsberg, die weibliche Erziehungsanstalt erhält Statuten	42. 361.
Paris, Aufforderung an die Lehrer der Univer- sität, um die ihnen angemessenen Grade nachzu- suchen — Verhältniß der Grade zu den Lehr- ämtern	40. 337.
— — Titularräthe und Vicerectoren der Facultä- ten der Akademie	40. 338.
— — Verhältnisse der neuen Universitätsgrade ge- gen die älteren	45. 389.
Würzburg, Promotionen	45. 388.
Zeng, Errichtung einer Gymnasialschule	41. 354.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Antwerpen, Preisvertheilung in der Malerakade- mie am 12 May	44. 381.
Abramson in Berlin, Medaille auf die Rückkehr des Königs	44. 382.
Berlin, Censurangelegenheiten	41. 356.
Bücher-Auction in Helmstädt	45. 392.
— — — — in Zerbst	41. 360.
Canova in Rom hat die Statue der Princessin Pau- line und eine Magdalena verfertigt	45. 390.
Erklärung des Rec. der Comœdia divina über die Bemerkung des Hn. Prof. Böckh in Hei- delberg	45. 374.
Eschke, Empfehlung von <i>Dankers</i> Lampen - Mi- kroskop	42. 368.
Friedländer in Paris schenkt dem berlinisch-cöl- nischen Gymnasium eine Mineraliensammlung	44. 382.
Kopenhagen, die Kunstakademie feyert ihren Stif- tungstag	45. 390.
Musée françois, publié p. <i>Mobillard - Peronville</i> et <i>Laurent</i> , 68 Lieferung	44. 382.
Nasum, Entdeckung neuer Alterthümer daselbst	41. 356.
Paris, neue Inspection der kaiserl. Druckerey	45. 390.
Piranesi in Rom übergiebt dem Vicekönig einen alten römischen Legionsadler	42. 364.
Rom, diesjährige Kunstausstellung	45. 390.
Schott und Märker in Leipzig Warnung vor et- ner literarischen Betrügerey	41. 360.
<i>Vulpinus</i> in Weimar Verkaufs-Anzeigen von Ku- pferstichen	45. 369.
<i>Wolf</i> Bemerkungen über die Antwort des Rec. auf meine Antikritik nebst der Antwort des Rec.	40. 344.
Wort, ein, über die im 17 St. der Ergänzungs- blätter zur hall. A. L. Z. befindliche Rec. des Hülfsbuchs zum griechischen Elementarwerke von <i>Jakobi</i>	42. 367.
Zürich, die <i>Heidegger'sche</i> Sammlung altdänischer Ausgaben kommt nach Mayland	45. 390.

